Blätter für literarische Unterhaltung

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1889.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1889.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1889.

1889, Jan. 23 – 4 15.
Tucker fund.



Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 3. Januar 1889.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Wiens letzte vierzig Jahre. Von Friedrich Bienemann. — Paul Lindau's „Spitzen". Von Adalbert Schroeter. — Ferdinand von Lesseps' Aufzeichnungen. Von Otto Speyer. — Martin Greif's jüngstes Hohenstaufendrama. Von A. Fleischmann. — Theatergeschichtliches. Von Feodor Wehl. — Neue Romane. Von M. Benfey. — Graf Tolstoi's „Krieg und Frieden". Von O. Heller. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Wiens letzte vierzig Jahre.

Wien 1848—1888. Denkschrift zum 2. December 1888, herausgegeben vom Gemeinderathe der Stadt Wien. Zwei Bände. Wien, Konegen. 1888. Gr. 8. 4 M.

Zur Feier der vierzigjährigen Regierung des Kaisers Franz Joseph I. hat die Reichshauptstadt Wien, dem Wunsche des Monarchen, den bedeutungsvollen Tag nicht durch glänzende Feste auszuzeichnen, entsprechend, eine Stiftung für unverschuldet in Noth gerathene Gewerbsleute errichtet, eine Denkmünze prägen lassen und die Herausgabe der vorliegenden Denkschrift angeordnet. Diese sollte einen Rückblick auf die Zustände der Stadt Wien vor dem Jahre 1848 und daran anschließend die Schilderung der culturellen und materiellen Verhältnisse enthalten, wie sich dieselben während der Regierungsepoche des Kaisers Franz Joseph entwickelt haben. Die Bearbeitung der einzelnen Gruppen wurde von bewährten Fachmännern in der bereitwilligsten Weise übernommen. „In der Darlegung ihrer Anschauungen und Auffassungen war ihnen die vollste Freiheit gewährt, daher sie auch allein die volle Verantwortung für ihre Darstellung gegenüber der Kritik zu tragen haben." „Als ein Denkmal der Fürsorge des Kaisers für die Hauptstadt seines Reichs — aber auch als ein ehrendes Zeugniß für eine einsichtsvolle, der Größe ihrer Aufgabe würdige, zielbewußte Bürgerschaft" hat der Gemeinderath Wiens das stattliche Werk in die Welt gesandt und durch den ungemein billigen Preis, 4 Mark für 73 Bogen vortrefflicher Ausstattung mit künstlerischem Schmucke, ihm die weiteste Verbreitung ermöglicht.

Mit einem Festgedichte „Des Babenbergers Erwachen in der Vornacht des 2. December 1888" leitet Robert Hamerling das Gedenkbuch ein. Der Gründer Wiens, etwa Markgraf Leopold oder sein Sohn, Herzog Heinrich, seinem Sarkophage entstiegen, wird vom Genius (der Stadt) auf den Thurmaltan des Stephansdoms geführt, von dem er staunend auf „sein einstiges Heim" schaut —

> Erblüht zur schönsten Stadt auf deutscher Erde,
> Mit einer Weltstadt Reizen ausgeschmückt.

Seiner Frage, wann und wie dieses geschehen, antwortet der Genius mit knappem Hinweise auf Rudolf von Habsburg, der

> Des Deutschen Reichs Goldreif ums Haupt sich schlang:
>
> Und der, als er ein Kaiserreich errungen,
> Ein zweites selbst sich schuf aus eigner Kraft:
> Ein Donaureich, das Völker hält umschlungen,
> Darin er waltend heut' noch wirkt und schafft.
> Und so zur Kaiserstadt ist Wien geworden!
> Doch es verblieb ihr höchster Stolz und Werth
> Im Frieden wie im Ansturm wilder Horden:
> Ein treues deutsches Herz am deutschen Herd.
>
> Dem nord'schen Geiste tauschend zugewendet,
> Vom Hauch des Südens wärmer angeglüht,
> Hat sie zum deutschen Ruhmeskranz gespendet
> Manch edles Reis, das unverwelklich blüht.
> Sie gab, als Mehrerin im Reich des Schönen,
> Der Welt ein unvergleichlich Schönstes hin,
> In hoher Meister ernsten Himmelstönen,
> In heitrer Klänge Zaubermelodien.
>
> Der milde Fürst, geliebt in weiten Landen,
> Der nun das Reich seit vier Jahrzehnten lenkt —

hat die Stadt auf die Höhe ihres Aufschwungs geführt. Der Babenberger, hocherglüht, segnet sein Wien und steigt,

nachdem der Genius ihm einen freudigen Ausblick in die Zukunft der Stadt eröffnet, in seine Gruft, von der Erfüllung des Schicksals zu träumen. Kommt einst zu neuer Schau die Stunde, ruft der Dichter:

Wie heute schau er dich in deiner Helle,
In deiner Macht und Pracht, du goldnes Wien,
Wie heute rauschе stolz die Donauwelle
Dir um den Fuß, geborne Herrscherin!
Des Ost-Reichs Banner wehe, Pfade weisend
Aus Fahr und Noth zu Bahnen, sonnig klar:
Mit ungebrochnen Schwingen wiege kreisend
Sich in entwölktem Blau der Doppelaar.

Der eigentliche Text beginnt mit der „Historischen Uebersicht" von Heinrich von Zeißberg. Der vortreffliche Geschichtsforscher hat auf 103 Seiten seine Aufgabe, die Schicksale der Monarchie mit denen der Hauptstadt im Zusammenhange und den Einfluß jener auf diese darzustellen, sehr ansprechend gelöst; bei streng objectiver Haltung weiß er seine Antheilnahme an den oft schwer darstellbaren Ereignissen warmbewegt durchblicken zu lassen. In etwas größerm Umfange schildert Max Wirth „Die volkswirthschaftliche Entwickelung" der Stadt, deren Einwohnerzahl zur Zeit auf 1,258482 berechnet wird; ein sehr anziehendes Kapitel, das an vielen Stellen zum Verweilen einladet, freilich auch in der Aufnahme des Vereinswesens und der Charakteristik der Wiener seine Grenzen sich etwas weit gesteckt hat. „Die bauliche Neugestaltung der Stadt" behandelt Karl Weiß vom Standpunkte des Verwaltungsbeamten aus; ein werthvolles Verzeichniß der in den vierzig Jahren angelegten Straßen, Plätze und öffentlichen Gärten, der erbauten bemerkenswerthern öffentlichen und Privatgebäude, Brücken und Denkmale mit Angabe ihrer Meister und Kosten ist angeschlossen. Friedrich von Radler stellt die „Gesellschaftliche Wohlthätigkeitspflege" dar. Den ersten Band schließt dann das Hauptstück der Denkschrift, „Die Gemeinde", vom Custos der Stadtbibliothek Dr. Karl Glossy, ab, fast 200 Seiten stark, trotz seines privaten Charakters gleichsam ein allgemeiner Rechenschaftsbericht des Gemeinderaths über seine vierzigjährige Thätigkeit.

Der zweite Band enthält zunächst „Die Schule" von Dr. Emanuel Hannak auf 125 Seiten. In der „Wissenschaft und Literatur" hat Dr. Robert Zimmermann der Universität und ihrer Geschichte vorzugsweise den Raum gewidmet, sodaß die neue Belletristik etwas knapp bedacht ist. Noch mehr scheint sich Karl von Lützow bei der Darstellung der „Bildenden Künste" beschränkt gesehen zu haben; in der That nimmt sie nur 42 Seiten ein. Darunter hat das Bild der architektonischen Neuschöpfung Wiens meines Erachtens denn doch sehr gelitten. Weder gelangt der „Paradeplatz der wiener Architektur" in der flüchtigen Skizze auch nur einigermaßen zur Anschauung, noch sind die Grundzüge des neuen Wien in baulicher Hinsicht, wie sie einst aus ihren Anfängen heraus Friedrich Vischer im ersten seiner „Kritischen Gänge" (neue Folge, 1861) so sicher und klar gezeichnet, im selben Sinne weiter geführt worden. Man merkt das Bestreben, alles, was zu erwähnen war, unterzubringen, und nachdem dies auch bei der Plastik geschehen, ist glücklich für die Malerei der Raum nachgeblieben, in welchem der Verfasser zu ihren Gunsten sich freier ergehen konnte, daher hier auch ein befriedigender Eindruck aus der Uebersicht erwächst. An Karl von Lützow schließt sich eine Reihe weiterer Meister ihres Fachs: Jakob von Falke bringt „Das Kunstgewerbe", Eduard Hanslick „Musik", Ludwig Speidel „Theater". H. M. Richter hat „Die wiener Presse" übernommen. Diese ist für Wien im Verlaufe der hier behandelten Periode, mit deren Beginn sie erst entstand, durch ihren Einfluß auf die Bevölkerung in der That zu einer Macht geworden, die, „stets bestrebt, Wien zu heben, auf seine Entwickelung belebend einzuwirken, bald anfeuernd, bald tadelnd, in der Förderung der gemeinnützigen Interessen Wiens" sehr thätig gewesen ist:

Wie sollte die Vertretung der Stadt Wien nicht auch einmal ihrerseits in diesem dem Kaiser gewidmeten Buche von der wiener Presse sprechen? Nicht etwa, um in die Werkstätte der Zeitungen einzuführen, sondern die große Veränderung zur Sprache zu bringen, welche während der Regierungszeit des gefeierten Monarchen auf dem Gebiete der Presse stattgefunden, in einigen rasch entworfenen Umrissen die Entwickelung dieses Culturfactors zu zeigen?

Die so gestellte Aufgabe löst der Verfasser ganz prächtig; es ist natürlich, daß die ungünstigern Seiten seines Themas hier nicht berührt werden, sagt er doch selbst: „Von der «Revolverpresse», als dem unwürdigsten Misbrauch der Oeffentlichkeit, sei hier gar nicht die Rede." Man muß sich eben vergegenwärtigen, daß in anziehender Form einseitig ein Lichtbild entworfen wird.

Den Schluß bildet endlich ein Veteran der wiener Schriftsteller, Friedrich Uhl, mit farbiger Zeichnung der wiener „Gesellschaft" — wie sie war. „Sie sind alle todt, von denen wir erzählen!" Das ist der Schluß jeder Schilderung des Gesellschaftslebens, wo es auch sei, und die es nie kennen gelernt, vermögen nicht zu begreifen, was den Ueberlebenden fehle und wie es anders gewesen sei, als sie es treiben. — Zu dem schönen Werke, das der wiener Gemeinderath ins Leben gerufen, stimmt nur leider nicht der zeichnerische Schmuck, der in Vignetten und Schlußstücken jeden Abschnitt einrahmt. Nur „Die Gemeinde", allenfalls auch „Die Schule" hat eine Begleitung gewonnen, auf welcher das Auge wohlgefällig ruht; die übrigen sind belanglos oder gar unschön. Es ist auffällig, daß bei dem sorgsam vorbereiteten Werke hierauf nicht mehr Gewicht gelegt worden ist.

Friedrich Bienemann.

Paul Lindau's „Spitzen".

Spitzen. Roman von Paul Lindau. Zwei Bände. Stuttgart, Spemann. 1888. 8. 10 M.

Der cyklische Roman scheint trotz seiner Mislichkeit für Autor und Publikum moderner zu werden. Den auf zwanzig Bände berechneten, noch heute unvollendeten „Rougon-Maquarts" Emil Zola's gingen in Deutschland Gustav Freytag's „Ahnen" in sehr ungleichartiger Form, aber doch mit ähnlichem Erfolge parallel. In seinen „Kleinen Romanen aus der Völkerwanderung" hat Felix Dahn denselben Weg betreten, der sich nur insofern unterscheidet, als der genealogische Zusammenhang der handelnden Personen und Geschlechter aufgegeben wurde. In einem ähnlichen Cyklus das moderne Berlin zu schildern, hat vor einiger Zeit Paul Lindau begonnen und sich hiermit in der ihm eigenen genauen Kenntniß des weitern Publikums eine so lohnende als leichte Aufgabe gestellt. Denn das Leben des heutigen Berlin ist so laut als es durchsichtig ist. Der Berliner selbst ist bis zu jener seiner im weitesten Deutschland berüchtigten Unverfrorenheit so offenherzig, als seine Polizei scharfsichtig und in ihrem Thun und Berichten sorgfältig ist, und die berliner Presse hat alle jene vielfachen Vorzüge, die der Abonnent von ihr verlangen kann, als da sind patriotisches Pathos und internationales Wohlwollen, Findigkeit und Flinkheit und die schöne Geschmeidigkeit, sich, je nachdem es „opportun" ist, sittlich zu entrüsten oder duldsam zu beschönigen und Duldsamkeit zu predigen. Nur eine Eigenschaft besitzt sie nicht. Jene Haupttugend vornehmer Naturen ist der berufsmäßig geschwätzigen versagt geblieben: die stille, schlichte, aber schwere Kunst der Bescheidung. Unter so günstigen Verhältnissen vermag der feinnasige Schriftsteller Berlins den Pulsschlag der geistigen und sittlichen Bewegung seiner Umgebung um so müheloser zu erfassen, je weiter sich seinem Spüren und Sichnützlichmachen gesellschaftliche Beziehungen nach oben und nach unten öffnen. Mitunter allerdings mag der Scharfohrige sich verhören. Mitunter nämlich dürfte er sich verleiten lassen, die Ausnahme als Regel hinzustellen, und der Versuchung bedauerlich unterliegen, das Un- und Außergewöhnliche zum Normalen und Charakteristischen zu stempeln und das Außerordentliche und Schlechthin Zufällige zum Typischen zu pressen. Daraus ergibt sich dann freilich ein unverzeihbarer literarischer Combinationsfehler. Denn dies Vergehen am Satze vom zureichenden Grunde weckt in den Außenstehenden Vorstellungen, welche der Wirklichkeit nicht entsprechen, indem der Autor die Uneingeweihten mit Bildern täuscht, die lediglich Abrisse vereinzelter Erscheinungen bilden, welche an sich zu flüchtig sind, um in ihrer Ausnahmestellung sich zu gültigen Symbolen des Wirklichen und Maßgeblichen verkörpern zu können.

Die ersten beiden Stücke des Lindau'schen Cyklus: „Der Zug nach dem Westen" und „Arme Mädchen" liegen mir nicht vor, stehen mir aber zu lebhaft vor Augen, um sich nicht in der Erinnerung zu einem Rattenkönige von Ehebruchs- und Verführungsgeschichten zu verdichten. Der vorliegende Roman führt die geheimnißvolle Aufschrift: „Spitzen." Die weibliche Hauptfigur des Werks nämlich, Gräfin Juliane, hat eine leidenschaftliche Liebhaberei für Spitzen, und die Handlung des Romans bewegt sich innerhalb der Spitzen der berliner Gesellschaft, wenn sie auch zum guten Theil unter ihre Hefe herabsinkt. Aus diesen beiden tiefsinnigen Bezügen nun formt sich der mysteriöse Titel „Spitzen", wenn nicht anders die ehrabschneiderischen Spitzen des in diesem Paul Lindau'schen Berlin auftauchenden Schandblattes „Der Rechtsstaat" bei diesem Taufacte mitgeholfen haben.

Auch dieser Roman „Spitzen" nun ist, wie es seine Vorgänger waren, eine Ehebruchsgeschichte. Ein Hülfsarbeiter im Auswärtigen Amte, Fürst so und so, verführt genannte Gräfin Juliane, die junge Frau des betagten „Wirklichen Geheimraths und Präsidenten Grafen Albrecht von Iseneck". Paul Lindau ist in der Mittheilung aristokratischer Namen und Titel sehr exact; er meint, daß solche volle Namengebung die Luft seines Romans vornehmer und die Figuren selbst pompöser mache. Auch in diesem Romane spielt die berliner Halbwelt, ganz wie es bei seinen beiden Vorgängern geschah, eine hervorragende Rolle. Mit ganz besonderer Vorliebe und Gewiegtheit hält uns der Dichter in ihrem Bann. Man spürt, er schöpft hier aus dem Vollen, als ein Mann, der seines Stoffes Meister ist. Die feinere oder niedere Courtisane, der elegante Roué, ob er nun Offizier, Diplomat, Componist oder Handelsbeflissener sei, Kutscher, Diebe und Diebesgenossen sind die Typen dieses Lindau'schen Berlin; den vornehmsten Typus dieses Berlin aber bildet das fallende Mädchen und die fallende Frau. Frau Lolo fällt mit Eclat. Fräulein Regine fällt ohne Eclat. Frau Juliane fällt mit Eclat. Ohne Frage wird nun die Philippine oder Alexandrine, oder wie die Herrin des vierten Aufzugs dieses Lindau'schen Culturdramas heißen möge, wieder ohne Eclat fallen.

Doch Scherz beiseite. Hat der Dichter eine Ahnung davon gehabt, in welche furchtbare Doctrin sich diese leichtsinnige Figurensprache seiner Dichtung überträgt? Ist dies Fallen die Norm in der Damenwelt Berlins? Ist — um ein bekanntes Wort aus einem Ausspruche der Taciteischen „Germania" zu gebrauchen, auf dessen Zeugniß Deutschland bislang stolz war — dies corrumpi Mode in der deutschen Kaiserstadt? Ist Ehebruch die Regel in Berlin? Und welche andern Schlüsse soll man aus der Thatsache ableiten, daß einer der gewandtesten und genanntesten berliner Schriftsteller zu der Hauptgestalt dreier Romane, welche den ausgesprochenen Zweck verfolgen, das Berlin der Gegenwart zu zeichnen, zu dreien malen eine Ehe-

brecherin macht? Ein schwärzeres Berlin kann ja kein Franzose malen!

Wol ist Fontane's „L'Adultera" gleichfalls eine berliner Ehebruchsgeschichte, aber hier ist ein vereinzelter Fall der Wirklichkeit novellistisch verzuckert worden, ohne daß der Dichter des Weitern sich unterfinge, für diesen Sonderfall die Geltung eines berliner Sittenbildes zu beanspruchen, während Paul Lindau, um ein literarisches Panorama des heutigen Berlin aufzubauen, immer wieder zu den gleichen Stoffen und Motiven des Ehebruchs greift, sodaß sich die Abstufung allein auf das Colorit und dessen wechselnde Lichter beschränkt. Es sei mir fern zu behaupten, daß die Behandlung des Ehebruchs in epischer und dramatischer Form verwerflich sei, denn ich weiß zu wohl, wie ein großer Theil der vorzüglichsten dichterischen Erzeugnisse von den ältesten Zeiten bis auf Heinrich von Kleist's „Amphitryon" und Theodor Storm's „Aquis submersus" herab aus der Romantik dieses so blut- wie blumenreichen Bodens erprossen ist, dessen Fruchtbarkeit sich so lange behaupten wird, als das Wesen der christlichen Ehe währt. Ebenso willig räume ich ein, daß Lindau, ungleich dem jüngern Crébillon, mit dem ihm einige stilistische Züge gemeinsam sind, von den weiblichen Opfern ihres Treubruchs sowol im „Zug nach dem Westen" als in „Spitzen" volle Sühne heischt, und verarge ihm nicht, daß der Fehltritt Reginens — wie es im Leben ja zuweilen zu geschehen pflegt — unenthüllt bleibt, und verstehe ganz wohl, woran andere Kritiker Anstoß nahmen, daß er auf die Ungerechtigkeit, die über so manchem Mädchenschicksal zu walten scheint, den Ausgang seines Romans „Arme Mädchen" gründet, welcher das gefallene Edelfräulein im Brautkranze zur Kirche geleitet, während der Selbstmord der schönen Schneiderstochter ihre Unschuld und ihre Tugend in der Spree begräbt. Dahingegen wird das Gesammtbild, das die Aufschrift „Berlin" führt, ein schiefes, wenn es sich aus Einzelheiten zusammensetzt, welche von dem Gegenbilde der normalen Wirklichkeit und sittlichen Durchschnittswelt Berlins nicht überwältigend in Schatten gestellt werden, sodaß sich als der Untergrund der sittlichen Processe eine scheinbare Verderbniß des Familienlebens ergibt, von welcher die Königsstadt der Hohenzollern trotz ihrer alten und jungen Lebemänner und trotz ihrer funfzigtausendköpfigen Halbwelt so wenig weiß wie die alten und neuen Provinzen.

Nein, um Erntefeste zu feiern, wie sie einem Balzac und seinem Jünger Zola im Kothe der französischen Lutetia erblühten, ist die Hauptstadt Deutschlands noch nicht versumpft genug; der rührige Schnitter ist zu früh gekommen.

Im Sonstigen ist es nun mislich, über ein Buch zu urtheilen, das sich als Theil eines noch zu vollendenden Ganzen gibt. Aber dies hat denn der Verfasser mit sich abzumachen, wenn die Kritik Eigenthümlichkeiten seiner Schöpfung rügen sollte, welche in der Gesammtheit betrachtet vielleicht eine andersartige Beleuchtung gewinnen. So läßt sich erst nach Abschluß des Cyklus eine Summe mannichfacher wichtiger Fragen beantworten, die zu prüfen hätten, welche Bewegungen und Richtungen, Strömungen und Gegenströmungen, welche Glanzseiten und welche Gebrechen, welche socialen Sphären in ihren concentrischen und excentrischen Kreisen, welche Durchschnittstypen und Originale des heutigen Berlin der Dichter entweder zu grell oder zu beschönigend, zu mäkelsüchtig oder zu bemäntelnd, mit berechtigtem Groll oder unberechtigter Liebe behandelt oder aber aus mangelndem Verständniß oder unzulänglicher Kenntniß oder absichtlich oder unabsichtlich trotz ihrer mehr oder minder maßgebenden Bedeutung außer Acht gelassen habe. So nimmt es mich z. B. einigermaßen Wunder, daß sich in den vorliegenden drei ersten Abschnitten des Cyklus „Berlin" kein einziges Conterfei aus dem umfänglichen Kreise der mosaischen Mitbürger des Verfassers, kein einziger zuverlässiger Vertreter der Berliner Judenheit findet. Dies befremdet mich um so lebhafter, als ein Roman, der das moderne Berlin in ausgedehnten Wandelbildern zu schildern unternimmt, weder der Bedeutung noch den Verdiensten einer Glaubensgenossenschaft gerecht wird, die innerhalb Berlins eine so ansehnliche, ja, eine mitunter ausschlaggebende Stellung behauptet und frommbestrebt erweitert. Warum geschweigt der Maler Berlins des berliner Judenthums, ohne aus der üppigen Fülle jüdischer Kauf-, Preß- oder Theatermänner irgendwelche lehrreichen und auferbauenden Typen herauszuheben? Hier geht die — poetische Gerechtigkeit in die Brüche! Und wie sehr hätte man sich über ein zweites exotisches Prachtexemplar wie Fräulein Lea gefreut! Lieber ein paar christliche Grisetten weniger und ein paar hübsche tugendreiche Jüdinnen mehr; lieber ein paar wirkliche Spitzbuben weniger und ein paar fromme Börsenjobber mehr! So kommt kaum reinere Poesie, aber mehr Farbe und Charakter in das Buch. Was dies nun im Besondern angeht, so zolle ich ihm unbedenklich das Lob, daß es spannend geschrieben ist. Lindau langweilt selten. In welcher Form seine literarischen Aeußerungen auftreten mögen, sein scharfer praktischer Verstand weiß von Haus aus alles fern zu halten, was seine Leserwelt nicht zu fesseln vermöchte. Es wird ihm dies um so leichter, weil er nicht über seinen Lesern steht. Was er sich hier gestatten und versagen muß, ist ihm genau bewußt. Vielleicht ist ihm minder bewußt, daß gerade Hauptelemente seiner Manier, die seinem Publikum sympathisch sind, in anders gestimmten Sphären der Gesellschaft abstoßend und widerwärtig wirken. Ich fürchte, dieser gemischten Welt seiner „Spitzen" mit ihrem Spitzbuben- und Hehlerthum, ihrer Dirnenwirthschaft und Revolverpresse, mit ihrer nachgemachten Aristokratie und jenen auch hier wiederkehrenden Lindau'schen Gerichtsscenen, deren unfreiwillige Komik meinen juristischen Freunden seit je so viel Spaß machte, wird überall dort die Thür verschlossen bleiben, wo man von einer Dichtung noch immer eine tiefere poetische Idee und von ihren Menschen über das Alltägliche hinaus gesteigerte Geistes- und Seelenkräfte, wenigstens ein ver-

edeltes Empfinden und einen gewissen idealen Gedankenschwung fordert und an den Dialog höhere Ansprüche stellt, als eine lediglich Abschrift der Unterhaltungsart des Alltagslebens erfüllt. Zwar wird der Verfasser der „Spitzen“ auch auf seine Rechnung kommen, aber sie wird in Kreisen beglichen werden, denen mit der Befriedigung ihres Unterhaltungsbedürfnisses schon dort gedient ist, wo eine pikante Geschichte pikanter verzwickelt und moralisch aufgedröselt wird. Dies ist hier der Fall. Der Verführer, der, um die Ehre seiner Dame zu retten, zwar einen Meineid schwört, aber nicht sein Cavalierswort in die Schanze schlägt, fällt im Duell und die Gräfin in Irrsinn. Ohne Frage ist der Verfasser der „Spitzen“ ein hochveranlagter Schriftsteller, aber nur mäßig ward er als Dichter bedacht. Hier fehlen ihm die Glut und das Pathos eines hinreißenden Enthusiasmus, ja selbst rhetorische Mittel. Ganz besonders gebricht es ihm an lyrischer Begabung. Sein Blick ist für die Komik der Erscheinungen von ungemeiner Schärfe und seine Darstellungsgabe nach dieser Seite hin so keck und virtuos als treffsicher, während sie überall dort in die Brüche geht, wo sie ein bewegteres und reicher beschwingtes Seelenleben schildern will. Dazu ist seine Muse nicht frei von phrynenhaften Zügen, ohne irgendwo die Anmuth und Feinheit einer Aspasia zu entfalten. Ihr Gewand schleppt zu sehr im Staube des Alltäglichen, und jeder Augenaufschlag zu den Höhen der Ideenwelt ist ihr benommen. Ihr Auge ist allein von dieser Welt. Wo immer sie versucht, in die lichtern und höhern Sphären der Dichtkunst einzudringen, da sinkt ihr flotter Stil, dessen muthwillige Laune und sprudelnder Scherz, dessen lachende Satire und beißende Sarkasmen ein so eigenartiges Original bilden, zur leeren Nachahmung und schalen Copie herab, deren Emphase zur gekünstelten Phrase wird, welche den Leser erkältet bis ins Herz hinein. Es ist dieses fröstelnde Gefühl, mit welchem ich auch von dieser Dichtung Lindau's scheide; jede seiner bessern kritischen Kapuzinerpredigten stellt sie an schriftstellerischer Bedeutung in den Schatten.

Adalbert Schroeter.

Ferdinand von Lesseps' Aufzeichnungen.

Vierzig Jahre Erinnerungen von Ferdinand von Lesseps. Zwei Bände. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1888. Gr. 8. 12 M.

Der Name Lesseps ist mit dem großen Werke der Durchstechung des Isthmus von Suez, der Verbindung des Mittelmeers mit dem Indischen Ocean, nicht allein unzertrennlich verknüpft; sein Träger ist — im geistigen Sinne — der wirkliche und alleinige Schöpfer desselben. Er allein hat dasselbe gegen das auf alle Weise sich bethätigende Uebelwollen und die offene Feindschaft der englischen Regierung, gegen die kleinlichen Ränke und Schliche der Pforte, gegen die Intriguen des Großkapitals, wie trotz der Gleichgültigkeit und Lauheit der andern Mächte, ja der Regierung seines eigenen Landes, trotz des Mistrauens des Publikums, trotz der Schwierigkeiten, welche die Ausführung des Werks seitens einer Privatgesellschaft in dem mehr als halbbarbarischen Lande mit sich brachte, durch eine seltene Vereinigung großer Charaktereigenschaften, vor allem durch die nie erlahmende Begeisterung für sein Ziel, durch den unerschütterlichen Glauben an den Sieg der guten Sache, durch eine Ausdauer und Zähigkeit sondergleichen, durch eine Mischung von Kühnheit und Vorsicht, von Thatkraft und Geduld, von Vertrauen und Schlauheit, von Nachgiebigkeit und Festigkeit, nach vieljährigen unablässigen Mühen und Kämpfen zu erreichen vermocht, was seit dem frühen Alterthume, zum Theil von mächtigen Herrschern, immer von neuem versucht und immer von neuem als unerreichbar wieder aufgegeben war.

Ich arbeite nicht — schrieb er im Januar 1855 an seine Schwester — um meinen Beutel zu füllen; ich will ein großes Werk vollbringen, ohne Hintergedanken, ohne persönliches Geldinteresse. Darum hat mir Gott bisher einen klaren Blick geschenkt und mich alle Klippen glücklich vermeiden lassen. Ich werde unerschütterlich den eingeschlagenen Weg verfolgen.

Vor keinem Hindernisse zurückschreckend, auch große Umwege nicht scheuend, wo es nicht möglich war, die gerade Linie einzuhalten, hat er das Ziel nie einen Augenblick lang aus den Augen verloren.

Was auf uns — sagt Renan in der Rede, mit welcher er Lesseps 1883 in die französische Akademie aufnahm — einen so großen Eindruck gemacht hat, ist das moralische Werk, das Sie vollbracht haben, jene Wiederbelebung des Glaubens, nicht etwa des Glaubens an ein bestimmtes Dogma, sondern des Glaubens an die Menschheit und ihre großen Aufgaben. Nicht als Belohnung für Ihr materielles Werk erkennen wir Ihnen die Palme zu, nicht für jenen blauen Wasserstreifen; nein, nicht darin liegt das eigentlich Verdienstvolle Ihrer That, sondern wirklich zum Ruhme gereicht es Ihnen, daß Sie wieder einmal die Begeisterung und Aufopferung wachgerufen haben.

Er verstand es, die Menschen mit sich fortzureißen, die Widerstrebendsten zu überzeugen, alle möglichen Hebel in Bewegung zu setzen, mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, mit unverwüstlich guter Laune auch den elendesten Ränken oder kindischen Einwänden gegenüber die Herzen und Geister für sich und seine Sache zu gewinnen.

Bei einer langen Quarantäne, die er 1831 in Alexandrien halten mußte, fiel ihm die Denkschrift Lepère's über die Durchstechung des Isthmus von Suez in dem großen Werke der von Bonaparte niedergesetzten ägyptischen Commission in die Hände. Von diesem Augenblicke an stand sein Entschluß fest, das Werk zur Ausführung zu bringen. Aber 23 Jahre vergingen, ehe er die Arbeit beginnen konnte.

Erst als Mohammed Said, dessen Jugendfreund und Berather er bei seinem ersten Aufenthalte in Aegypten gewesen war, auf den Stuhl des Vicekönigs erhoben war, leuchteten seinem Unternehmen freundliche Sterne. Von 1854 bis 1858 beständig auf Reisen, um einflußreiche Männer und Herrscher, um die Regierungen und die Völker für sein Unternehmen zu gewinnen, legte er jährlich 10,000 englische Meilen zurück, bald in Aegypten, bald auf dem Isthmus selbst, bald in Konstantinopel, in Wien, in Paris und ganz besonders in England. Galt es doch, Europa zu überzeugen, das widerwillige England, sein größtes Hinderniß, zu belehren. Bei einem solchen Aufenthalte in Großbritannien berief er in 45 Tagen 32 Meetings, reiste bei Tage, redete am Abend, ließ in der Nacht seine Reden drucken und las die Correctur, um dieselben am folgenden Tage in Tausenden von Exemplaren zu verbreiten. So wurde er, der einfache Privatmann, eine Person, die den Regierungen gleichsam ebenbürtig gegenübertrat, mit der eine feindlich gesinnte Großmacht rechnen, der sie endlich weichen mußte. Was 1854 fast überall ein spöttisches Achselzucken erregt hatte, stand 15 Jahre später als vollendetes Werk zum Staunen und zur Bewunderung der Mitwelt da. Aber Lesseps ruhte nicht lange auf seinen Lorbern; sein thatendurstiger Geist wandte sich nun dem Problem der Verbindung des Atlantischen mit dem Stillen Ocean zu. Zehn Jahre nach der Vollendung des Suezkanals präsidirte er dem internationalen Congresse in Paris, welcher sich für die Durchstechung der Landenge von Panama aussprach. Seit jener Zeit hat er alle seine Gedanken diesem großen Werke gewidmet. Hat er die in unserm Buche (I, 167) für 1889 verheißene Eröffnung des interoceanischen Kanals auch seither auf 1890 verlagen müssen, so wird er doch auch dies Werk vollenden, wie er das erste zu Ende geführt hat, und hoffentlich als fünfundachtzigjähriger Greis noch selbst bei dessen Einweihung zugegen sein können.

Wer unser Buch in der Erwartung öffnet, eine Art Selbstbiographie des Verfassers darin zu finden, wird sich getäuscht sehen. Der erste Band enthält eine Reihe scheinbar ganz unzusammenhängender Aufsätze. Wer dieselben aufmerksam durchliest, wird allerdings bald inne werden, daß alle in mehr oder weniger enger Verbindung mit persönlichen Erlebnissen und Lebenserfahrungen des Verfassers stehen. Ja, der zweite derselben: „Rom, Suez, Panama", ist offenbar bestimmt, die drei Hauptphasen seines öffentlichen Auftretens in einen gewissen Zusammenhang zu bringen.

Der Vicomte Ferdinand von Lesseps, geb. zu Versailles am 19. November 1805, trat früh in den Dienst des auswärtigen Amtes; der Reihe nach in den Consulaten Lissabon, Tunis, Algier, Alexandria, Amsterdam, Barcelona thätig, wurde er nach der Februarrevolution von Lamartine als bevollmächtigter Minister nach Madrid gesandt, auf diesem Posten aber schon nach Jahresfrist durch den Prinzen Napoleon ersetzt und statt dessen für Bern bestimmt. Inzwischen war aber in Paris die Nachricht von dem untoward event angelangt, daß General Oudinot am 30. April 1849 gegen seine Instructionen die römische Republik angegriffen habe und zurückgeschlagen worden sei. Der Prinz-Präsident sandte nun, dem Wunsche der Nationalversammlung entsprechend, Lesseps als Civilcommissar nach Rom, um die dortige Regierung und Volksvertretung zu bestimmen, Frankreich als Schutzmacht anzuerkennen, seine Truppen friedlich aufzunehmen und so den Boden zu ebnen, um geordnete und dauernde Zustände im Herzen Italiens herzustellen. Die Geschichte dieser Sendung behandelt der Artikel: „Mission in Rom" (I, 1—140), officielle Documente mit verbindendem Texte, dessen Lücken der erwähnte zweite Aufsatz (I, 141—155) zum Theil ergänzt.

Die Stellung der französischen Republik und ihres Commissars der römischen Frage gegenüber war eine ebenso schwierige wie schiefe. Die Großmächte, Frankreich eingeschlossen, waren übereingekommen, den Papst von Gaëta nach Rom zurückzuführen und seine weltliche Herrschaft wieder herzustellen. Frankreich wollte um seiner „Machtstellung" willen nicht gestatten, daß diese Restauration durch österreichische oder neapolitanische Truppen geschehe. Deshalb hatte es eine Expeditionsarmee unter General Oudinot nach Civitavecchia gesandt und sich dieser Stadt bemächtigt. Aber die pariser Regierung scheute sich, mit Gewalt gegen „die römische Schwesterrepublik" für die Wiederherstellung des monarchischen, ja despotischen Regiments der Curie einzutreten. Man wagte den Römern gegenüber nicht offen das wahre Ziel einzugestehen, sondern verlangte dem Anscheine nach nur die Auflösung der revolutionären Regierung des Triumvirats, um dem römischen Volke die freie Entscheidung über seine Zukunft zurückzugeben. In diesem Sinne lauteten Lesseps' Instructionen, und in diesem Sinne war er unausgesetzt thätig. Aber die römischen Triumvirn, Mazzini an der Spitze, durchschauten besser als er selbst, um was es sich handelte und was der Prinz-Präsident und sein Ministerium thatsächlich im Auge hatten: die Zurückführung des Papstes unter französischem Schutze. Sie weigerten sich entschieden, der französischen Armee die Thore zu öffnen. „Wir wissen, daß Sie heucheln, wenn Sie die Restauration des Papstregiments nicht erwähnen." Lesseps erkannte, daß Frankreich in einen gefährlichen Engpaß gerathen sei. Oudinot und seine Generale wie die französischen Commissare in Gaëta wurden ungeduldig. Der erstere erhielt schließlich geheime Instructionen von Paris, die ihn zu gewaltsamem Einschreiten ermächtigten. Lesseps hatte endlich einen Vertrag mit der römischen Regierung abgeschlossen, kraft dessen das französische Heer sein Lager auf dem Monte Mario außerhalb der Stadt beziehen sollte. Oudinot verweigerte die Anerkennung desselben, und als Lesseps ihn dennoch unterzeichnete, erklärte er rund heraus, daß er ihn als nicht vorhanden ansehe. Lesseps' Protest gegen dies Verfahren wurde durch seine Zurückberufung seitens des

neuen Ministers des Auswärtigen Tocqueville beantwortet; er erkannte zu spät, daß man in Paris sein Spiel mit ihm getrieben hatte. Hier suchte ihn die Regierung als geisteskrank oder wenigstens als einen hirnverbrannten Kopf darzustellen, und der Staatsrath, dem man ein gefälschtes Exemplar seiner Instructionen vorgelegt hatte, sprach mit allen gegen eine Stimme einen Tadel über sein Verhalten aus. In der That bestand sein Verbrechen darin, daß er seine Instructionen ernsthaft genommen und gegen die Römer ehrlich gehandelt hatte. Als ihm jetzt endlich klar wurde, wie man ihn und durch ihn die Römer hintergangen habe, trat er, von Unwillen und Ekel erfüllt, aus dem Staatsdienste, wurde Geschäftsführer seiner reichen Schwiegermutter und baute für dieselbe das alte Schloß Agnes Sorel's in Berry wieder auf.

Inzwischen war der Vicekönig Abbas-Pascha von Aegypten gestorben, und sein Nachfolger Mohammed Said lud Lesseps ein, ihn in Alexandria zu besuchen. Wie erwähnt, hatte sich dieser schon lange mit der Frage der Durchstechung des Isthmus von Suez beschäftigt und alle darauf bezüglichen Schriften studirt. Von Said-Pascha mit großer Auszeichnung und Herzlichkeit aufgenommen, gelang es ihm ohne große Schwierigkeiten, von dem Vicekönig die Concession für das Unternehmen zu erlangen.

Der zweite Band des Werks enthält nun die Entstehungsgeschichte des Suezkanals, theils in Tagebuchblättern, die an die Schwester des Verfassers, Frau Delamorre, gerichtet sind, und die zugleich landschaftliche, sowie Schilderungen der Sitten und des Volkslebens in Aegypten, Nubien und auf dem Isthmus bringen, theils in Briefen, zumal an seinen Bruder Theodor, theils in Documenten aller Art, die zum großen Theile hier zum ersten male veröffentlicht werden. Staunen und Bewunderung ergreift uns, wenn wir darin erkennen, wie er durch jene wunderbare Vereinigung von Eigenschaften, die wir oben gekennzeichnet haben, nach jahrelangen Kämpfen gegen verrottete Vorurtheile, elende Eifersüchteleien, zähen Egoismus und kleinliche Schliche aller Art endlich allen immer von neuem sich aufthürmenden Hindernissen zum Trotze sein Ziel erreicht hat.

Lesseps war überzeugt, daß der Vicekönig auch ohne die Zustimmung seines Suzeräns das Recht hatte, die Concession zum Kanalbau zu ertheilen, wie ja auch die Eisenbahn von Kairo nach Suez ohne dieselbe gebaut war. Aber er erkannte zugleich, daß es dem voraussichtlichen Widerstande der englischen Regierung gegenüber, der sich besonders auf die Rechte und Interessen der Pforte stützen würde, von größter Wichtigkeit sei, die Bestätigung des vicekönigichen Fermans in Konstantinopel zu erlangen. Hier hatte er aber nicht blos mit der berüchtigten Schaukel- und Zauderpolitik der Pforte, sondern vor allem mit dem vorherrschenden Einflusse Englands und seines Gesandten, des bekannten Lord Stratford de Radcliffe, zu kämpfen. Auch als eine internationale Commission von Sachverständigen das Kanalproject geprüft und nach jeder Richtung hin gebilligt hatte, hörte der Widerstand nicht auf. Es war die Zeit des Bündnisses der Westmächte mit der Pforte gegen Rußland. Deshalb wollte Napoleon III., so sehr er begreiflicherweise für Lesseps' Plan eingenommen war, nicht offen für denselben eintreten. „Wenn ich Ihnen Hülfe angedeihen ließe", sagte er zu Lesseps, „so bedeutete das Krieg mit England." Vergeblich suchte Lesseps in wiederholten Unterredungen Palmerston und Clarendon auf seine Seite zu bringen. Ihr Vorwand war, daß dadurch Aegypten zu mächtig, der Pforte gegenüber zu unabhängig würde; der wahre Grund aber, daß sie den Kanal als ein französisches Unternehmen betrachteten und den nächsten Weg nach ihren indischen Colonien in Alleinbesitz haben wollten. Die auf einen Cabinetswechsel gegründeten Hoffnungen erwiesen sich als eitel: Disraeli und Malmesbury befolgten in diesem Punkte die Politik ihrer Vorgänger. Das Anerbieten der Zustimmung Englands, wenn man ihm die Besitzergreifung von Suez gestatte, wies Lesseps mit Unwillen zurück. Inzwischen war es ihm gelungen, durch unermüdliche Anstrengungen die öffentliche Meinung selbst in Großbritannien zum größern Theile auf seine Seite zu bringen. Schon lange hatte er Oesterreich gewonnen, wo der Finanzminister Bruck und der alte Metternich besonders eifrig für ihn bemüht waren. Auf dem Friedenscongresse zu Paris 1856 gelang es ihm, auch Manteuffel und Cavour, Preußen und Sardinien zu gewinnen. Als nun England, wie sich Lesseps ausdrückt (II, 472), „seine Zuflucht zu den niedrigsten und gemeinsten Mitteln, zur Heuchelei und zum Schwindel nahm", und sich widerrechtlich (14. Febr. 1858) der Insel Perim bemächtigte, beschloß er, von dem durch Englands Verfahren gereizten Napoleon III. insgeheim ermuthigt, allein vorzugehen. Eine Circularnote an die europäische Presse verkündigte die Begründung der Actiengesellschaft. Im März 1859 constituirte sich der Verwaltungsrath derselben. In London war man außer sich; Sir Henry Bulwer drohte in Konstantinopel mit Krieg. Aber die Pforte, von Paris aus im entgegengesetzten Sinne bearbeitet und den Werth jener Drohung nach Gebühr schätzend, verhielt sich nicht nur ruhig, sondern befolgte den französischen Rath, in einer Berufung an die Mächte zu erklären, daß sie dem nützlichen Plane kein Hinderniß in den Weg legen werde. Dennoch gelang es dem englischen Einflusse noch einmal, den Sultan zu einem schwächlichen Protest gegen die Fortsetzung der begonnenen Arbeiten zu bewegen und den Ferman, welcher die Genehmigung aussprechen sollte, zu verzögern, bis Napoleon III. Ernst machte und dem Großvezier persönlich seinen Unwillen über die ewigen Schwankungen zu erkennen gab. Im Jahre 1859 war der Kampf in der Hauptsache beendigt. Der Tod Said-Pascha's (1863) hatte keinen wesentlichen Einfluß darauf, da sein Nachfolger Ismail nach dieser Richtung hin seine Politik fortsetzte.

Ueber den Bau des Kanals selbst erfahren wir in unserm Buche nichts. Am 17. Februar 1869 wurde der-

selbe in Gegenwart der Kaiserin Eugenie, des Kaisers von Oesterreich, des Kronprinzen von Preußen, des Kronprinzen der Niederlande und aller Botschafter bei der Pforte eingeweiht.

Die größere Hälfte der Actien des Suezkanals ist bekanntlich in französischen Händen. „Wir haben 505 Millionen für den Suezkanal ausgegeben; wir haben Frankreich 1250 Millionen eingebracht" (I, 166). Die Actionäre sind zum großen Theile, wie dies von jeher Lesseps' Wunsch gewesen war, kleine Leute. „Herr von Lesseps, ich bin ihr Actionär", rief ihm ein Kutscher zu, dessen Droschke er bestieg. Den größten Theil der übrigen Actien besitzt der Vicekönig von Aegypten. England, Rußland und Amerika haben sich ganz ausgeschlossen; was sich in Deutschland an Actien findet, ist kaum der Rede werth.

Wir gedenken schließlich noch in Kürze der minder bedeutenden Aufsätze des ersten Bandes (S. 171—365).

In dem Artikel „Ueber Ursprung und Functionen der Consuln" erfahren wir, daß die Institution von den Cataloniern und Marseillern herstammt. Die ersten Consularprivilegien wurden drei Vertretern der Stadt Marseille in Syrien (1117—1133) ertheilt. Seit dem 16. Jahrhundert wurde der Gebrauch, Consuln anzustellen, allgemein; aber erst durch Colbert erhielt das Amt eine regelmäßige und feste Organisation.

In den „Episoden von 1848 in Paris und Madrid" erzählt uns Lesseps, wie er die Kleinodien der königlichen Familie glücklich aus den vom Volke besetzten Tuilerien herausbrachte, und in der letztgenannten Stadt den zum Tode verdammten General Moreno, sowie die politischen Verurtheilten von Valencia rettete, für die Eugenie Montijo vergeblich gebeten hatte.

In dem spanischen Mathematiker, Philosophen und Publicisten „Don Jaime de Balmes", von dem er uns ein knappes Lebensbild entwirft, erblickt der Verfasser nicht einen spanischen Le Maistre, als welchen man ihn gemeinhin bezeichnet, sondern vielmehr einen Geistesverwandten Chateaubriand's. „Der Dampf" enthält eine kurze Geschichte der Dampfmaschine, in der besonders Jouffroy's Antheil an der Erfindung der Dampfschiffahrt eingehend beleuchtet wird, um ihm, dem Landsmanne, dem Amerikaner Fulton gegenüber, den Ruhm des frühern Gedankens zuzusprechen.

In „Algier und Tunis" polemisirt Lesseps gegen die französische Gewohnheit, die Araber als Heloten und Barbaren zu behandeln. Dabei erfahren wir zugleich, daß er zu denen gehört, welche zuerst auf ein französisches Protectorat über Tunis hingearbeitet haben. Die Umstände verhinderten damals die Bestätigung eines schon zu Anfang der dreißiger Jahre mit dem Bei abgeschlossenen Vertrags, den der Consulatseleve Lesseps dem Generalgouverneur von Algier, Marschall Clauzel, überbrachte. „Nichtsdestoweniger blieb seit jener Zeit als Regel bestehen, daß wir unter keinen Umständen dem Bei von Tunis erlauben könnten, sich zum Nachtheil der Sicherheit unserer algierischen Besitzungen unter die thatsächliche Herrschaft der Türkei oder irgendeiner andern Macht zu stellen." (I, 238.)

Der Artikel „Abessinien" erzählt kurz die Geschichte des Landes nach der alten Chronik von Axum und portugiesischen Quellen, die vielleicht nicht immer ganz zuverlässig sein dürften. Er enthält zugleich einen Brief des „Königs von Aethiopien", des Negus Nikas an Lesseps, worin er ihm und sich selbst zu dem Kanalbau Glück wünscht. Der von Lesseps ausgesprochene Wunsch der Rückgabe des Küstengebiets an Abessinien, der jetzt an Englands und Italiens Adresse gerichtet sein müßte, dürfte wol nicht sobald Erhörung finden.

„Der interoceanische Kanal" belehrt uns, daß Lesseps, im J. 1875 von einem Congresse von Interessenten verschiedener Länder mit den vorbereitenden Schritten für das Unternehmen betraut, 1879 eine große internationale Versammlung von Sachverständigen zusammenberief, welche sich nach Verwerfung aller andern Projecte (Tehuantepec, Nicaragua u. s. w.) für einen Niveaukanal durch die Landenge von Panama aussprach. Lesseps hielt denselben für leichter ausführbar als den von Suez und rechnet, wie wir wissen, trotz unerwarteter Schwierigkeiten, mit Sicherheit darauf, daß derselbe im J. 1890 vollendet sein werde.

„Nach dem Kriege von 1870 bis 1871" gibt einen Ueberblick über die Finanzoperationen, welche durch den Krieg selbst und seine Folgen erforderlich wurden. Seltsamerweise werden dabei auch die Verluste Deutschlands an Menschenmaterial, nicht aber die Frankreichs aufgezählt. An den $116^3/_4$ Millionen Mark, welche an die deutschen Rheder als Entschädigung gezählt worden seien, „kann man den Schaden berechnen, welchen unsere Marine dem überseeischen Handel unserer Feinde zugefügt hat."(!) Uebrigens, meint er am Schlusse, sei der schreckliche Krieg vielleicht eine für Frankreich nützliche Prüfung gewesen, „die uns davon abhalten wird, uns wieder auf so gewagte Unternehmungen einzulassen".

Für „Abd-el-Kader", mit dem er persönlich befreundet war, ist Lesseps ganz Bewunderung und bemüht, durch die Mittheilung eines Briefs, den derselbe 1883 von Paris aus an die algierischen Araber schrieb, den Beweis zu liefern, wie ernst und ehrlich der Emir nach seiner Versöhnung mit Frankreich für dasselbe bei seinen Landsleuten zu wirken bemüht gewesen sei.

Der letzte Aufsatz: „In der französischen Akademie", bringt Lesseps' Antrittsrede (23. April 1885) auf seinen Vorgänger Henri Martin, die allerdings so knapp gehalten ist, daß der Präsident Renan, nachdem er Lesseps weitläufig vorerzählt, was dieser geleistet habe, sich genöthigt sieht, den hergebrachten Panegyrikus wesentlich zu ergänzen. Schließlich beruhigt er Lesseps wegen dessen Sorge, Gott könne am Tage des Gerichts Rechenschaft von ihm fordern, daß er seine Schöpfung geändert habe (!), mit den

Worten: „Sie haben sein Werk verbessert, und er wird gewiß mit Ihnen zufrieden sein."

Werfen wir zum Schlusse einen Rückblick auf das Ganze, so müssen wir anerkennen, daß der Verfasser mit seinem charakteristisch ohne alle Vorrede und Einleitung auftretenden Werke bedeutsame und für den künftigen Historiker werthvolle Beiträge zu der Geschichte der letzten Jahrzehnte geliefert hat, auf deren Vorgänge sowol durch eine bedeutende Anzahl bisher nicht veröffentlichter Schriftstücke, wie durch die Erlebnisse und wohlbegründeten Urtheile des Verfassers manche scharfe Schlaglichter fallen.

Lesseps ist durch und durch Franzose, voll Stolz auf sein Land und Volk. „Nur Franzosen", heißt es I, 166 fg., „können solche Dinge ohne die Kapitalien einer Regierung oder die von Finanzleuten fertig bringen; ein selbstloses, uninteressirtes Volk hat den Suezkanal ins Leben gerufen, es wird auch den von Panama zur Ausführung bringen." Aber echte Humanität, Größe der Gesinnung und Weite des Blicks, wie seine kosmopolitischen Ziele selbst halten ihn fern von jeder engherzigen Beschränktheit und jedem gehässigen Ausfalle auf fremde Völker. Daß ihm der kleinlich-egoistischen Politik der englischen Regierung gegenüber zuweilen die Galle überläuft, ist ihm wahrlich nicht zu verdenken. Wie alle Menschen, die ihr ganzes Leben einem großen Ziele widmen, verbindet er bei aller Bescheidenheit ein großes Selbstvertrauen mit einer hohen Meinung von seinem Streben, seinem Werke und dessen Bedeutung. „Die Durchstechung der Landenge von Suez wird eins der wirksamsten Ventile an dem Dampfkessel der europäischen Revolutionen sein."

Ausdruck und Stil des Buchs sind wie der Mann selbst: energisch, knapp, immer die Sache, nicht die Form im Auge; oft fast abgebrochen und fragmentarisch, nur in den Briefen glatter und flüssiger. Otto Speyer.

Martin Greif's jüngstes Hohenstaufendrama.

Konradin, der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Acten von Martin Greif. Stuttgart, Cotta. 1889. 8. 2 M.

Nachdem Martin Greif im Jahre 1887 die beiden Dramen „Heinrich der Löwe" und „Die Pfalz im Rhein" veröffentlicht hat und denselben auf dem Hof- und Nationaltheater in München, wo sie bereits mehrmals gegeben wurden, ein bedeutender Erfolg zutheil geworden ist, hat er uns kürzlich mit einem dritten Drama aus der Hohenstaufenzeit beschenkt.

Der Dichter hält sich im wesentlichen streng an die geschichtliche Ueberlieferung: Konradin's und Friedrich's von Oesterreich Freundschaft, der Zug nach Italien trotz aller Warnung, Parteigeist in Italien und Verschwörung gegen Konradin; Sieg Karl's von Anjou bei Tagliacozzo, Gefangenschaft und Hinrichtung Konradin's und Friedrich's. Shakspeare würde sich hiermit begnügt haben, denn die Geschichte hat die Tragödie schon fertig gemacht bis auf die dramatische Anordnung. Daß unsere neuern Dramatiker, einschließlich unserer Heroen, und namentlich die jetzige Generation weniger genügsam sind, kann man ihnen nicht zum Vorwurfe machen; es ist ein Zugeständniß, das sie gleichsam ihrer Zeit schuldig sind. So hat auch Greif mitten in seine geschichtlichen Gestalten eine erdichtete, seiner Phantasie entsprungene oder doch nur sehr locker mit der geschichtlichen Ueberlieferung zusammenhängende Figur hineingestellt: Violante, Tochter des Führers der Verschwörung in Rom. Sie haßt Konradin, den sie nie gesehen, als Italienerin. Sie liebt ihn, nachdem sie ihn in Rom gesehen und gesprochen, mit aller Glut der Leidenschaft. Da sie sich aber in ihrer Hoffnung oder Meinung, auch seine Liebe zu besitzen, getäuscht sieht — Konradin hat freilich diese Hoffnung nicht genährt, wenn auch durch das Geschenk der Rose u. a. m. erzeugt —, verräth sie ihn und liefert ihn seinen Feinden aus. Nach Greif's Tragödie ist also der Untergang Konradin's und Friedrich's nur auf diesen Verrath zurückzuführen. Hätte Violante, als sie sich enttäuscht sah, nicht dem Geliebten und jetzt Verstoßenen das schon zu seiner Rettung und zu gemeinsamer Flucht mit ihr bereitgehaltene Boot verweigert — der naheliegende Versuch, sich desselben gewaltsam zu bemächtigen, wird nur sehr schwach vom Dichter angedeutet, so dramatisch wirksam er hätte sein müssen —, so wäre er mit den Seinigen entkommen und seine Schuld am tragischen Untergange wäre ungesühnt geblieben. Denn dieser Schuld gibt der Dichter gleich im ersten Acte Ausdruck und Form, wenigstens finden wir im Trauerspiele keine andere. Seine blinde Leichtgläubigkeit, die er in Rom bei der Entdeckung der Verschwörung an den Tag legt, und die ererbte Verblendung bezüglich der italienischen Politik der Hohenstaufen fällt mit jener im ersten Acte gezeichneten Schuld zusammen. Hier ist es seine Mutter, die ihn dringend mahnt, vom Zuge nach Italien abzustehen. Sie besiegt auch endlich seinen Willen und er verspricht, in Deutschland zu bleiben. Einige Minuten später tönen Gesänge der Schiffer hinter der Bühne an sein Ohr:

> Was ist's, wer kann mir's sagen,
> Mit König Konradin?
> Man sieht ihn Waffen tragen,
> Doch liebt er mehr zu jagen,
> Als in den Streit zu ziehn.
>
> Er ist von hohem Stamme,
> Doch niedrig seine Bahn.
> Daß Gott sein Herz entflamme!
> Er gleicht, kein Leu, dem Lamme,
> Deß klagen wir ihn an.

Dieser Hohn berührt ihn so tief, daß er im Augenblicke jenes Versprechen umstößt und den Schiffern zuruft:

> Tragt hin in euer Volk die sichre Kunde,
> Daß er nun bald zu Hülfe ihm erscheint.
> Hier ist das Pfand, das seinen Schwur verbürgt.
> (Er wirft den Schiffern seinen Hermelinmantel zu.)
> Nicht eher deckt der Mantel diese Schultern,
> Als bis ich einzog auf dem Capitol! —

Der Dichter hat also die öffentliche Meinung Deutschlands, soweit es eine solche gab, den Schiffern in den Mund gelegt und Konradin glaubt sie sofort. Nichts mehr hält ihn ab, nach Rom zu ziehen, obgleich die Schiffer kein Wort von Rom gesagt und ihn nur „ein Lamm" genannt haben. Die eigentliche öffentliche Meinung hatte schon Ludwig der Strenge von Baiern, Meinhard von Görz u. a. m. gemeinschaftlich mit der Mutter ihm offenbart. Sie brauchten viel Zeit und Worte, um ihm jenes Versprechen abzunöthigen. Die Schiffer wenden ihn mit ihrem Liedchen um. Erwägt man nun, daß hier eigentlich der Knoten der ganzen Tragödie liegt, so wird man sagen müssen, daß der Dichter nach einem bessern hätte suchen müssen.

Das sind — wie uns scheint — die beiden Achillesfersen des Stücks: Violante als thatsächliche Urheberin des tragischen Ausgangs und die Schiffer als thatsächliche Urheber des ersten unheilvollen Schrittes, gleichsam des tragischen Anfangs. Ueber das erstere wollen wir mit dem Dichter nicht rechten. Der zweite Punkt scheint uns ein Fehlgriff.

Abgesehen hiervon hat das Stück vor allen frühern Dramen des Dichters große Vorzüge. Die Gruppirung der Handlung ist einfacher, klarer, abgerundeter. Es sind der Einzelheiten nicht so viele, wie dort; der Zuschauer folgt der Entwickelung leichter, und von hoher dramatischer Wirkung ist der dritte Act, die Scenen vor und auf dem Capitol; ebenso der vierte Act, die Schlacht bei Tagliacozzo und der vereitelte Fluchtversuch. Was wir an einzelnen Scenen auszusetzen hätten, z. B. am Traume Konradin's mit dem Traumbilde von Hohenschwangau, am Schachspiele im fünften Acte und der fast übernatürlichen Gefaßtheit Konradin's, ist von untergeordnetem Belang und wird reichlich aufgewogen durch den mächtigen Eindruck, den das Ganze hervorbringt.

Gleichgeblieben ist sich der Dichter in der Sprache, und doch hätten wir gerade in dieser Beziehung bei diesem Trauerspiele eine Steigerung gegen früher erwartet und gewünscht. Die Geschichte der Hohenstaufen hat, wie keine andere aus dem Mittelalter, für uns alle einen eigenthümlichen Reiz. Selbst heute noch, wo uns das neue Deutsche Reich Stoff und Nahrung für unser patriotisches Gefühl in reichem Maße gewährt hat, erscheint uns jene Zeit in einem wunderbaren Lichte, wenn es auch die neuere historische Forschung für den Gelehrten dämpfen mag. Die deutsche Nation im großen und ganzen läßt sich hierdurch nicht beirren. Deshalb verlangt sie, wenn die Hohenstaufen auf der Bühne erscheinen, kräftige Nahrung für dieses Gefühl auch in der Sprache des Dichters. Und diese vermissen wir gerade bei Konradin. Er spricht nicht gewählt, nicht scharf genug, oft verweilt er bei dem Gewöhnlichen, z. B.:

> Friedrich.
> Kein Wort von Noth, o Freund, wir werden siegen.
>
> Konradin.
> Das hoff' ich, wie du selbst. Auf Wechselfälle
> Gefaßt zu sein, ist uns im Krieg Gebot:
> Des Glückes Sonne kann nicht immer scheinen,
> Doch wenn sie auch in Wolken sich verhüllt,
> So währt nicht allzu lange ihr Verschwinden
> Und um so herrlicher tritt sie hervor.
> So wird es auch mit unsern Nöthen gehn
> Und uns aus schwerem Kampf der Sieg erstehn.

Hier muß der Schauspieler helfen. Er findet Anhaltspunkte genug, um der Darstellung des Trauerspiels auf der Bühne den sprachlichen Reiz zu geben, den der Leser nicht in dem Maße findet, wie er es erwartet.

A. Fleischmann.

Theatergeschichtliches.

1. Aus dem Burgtheater. 1818—1837. Tagebuchblätter des weil. k. k. Hofschauspielers und Regisseurs Karl Ludwig Costenoble. Mit dessen Porträt. Wien, Konegen. 1888. 8. 6 M.

Bei Freunden und Kennern des deutschen Theaters werden diese Bände besondere Theilnahme zu erwecken im Stande sein. Allerdings bieten sie nicht gerade Aufzeichnungen von wesentlich dramaturgischem Werthe, und jeder, der sie etwa in die Hand nehmen sollte, um sich über Rollenauffassungen und scenische Einrichtung der Stücke zu unterrichten, wird sich durchweg betrogen sehen. Wer sie indessen einsieht, um sich mit Personen und Zuständen des damaligen wiener Theaterlebens bekannt zu machen, dürfte vollauf seine Rechnung finden.

Karl Ludwig Costenoble, ein Schauspieler der guten alten Schule, der sich an Fleck, an F. L. Schröder und Iffland herangebildet, verband mit großer Ehrenhaftigkeit des Charakters zugleich einen Schatz von wahrhaft feiner und gediegener Bildung. Sein dem Werke vorgedrucktes Bildniß zeigt uns keinen bedeutenden und genialen Charakterkopf, aber ein Gesicht, das den Ausdruck von Geist und Wohlwollen ziemlich klar erkennen läßt. Es ist überaus regelmäßig und, ohne jeden absonderlich hervorstechenden Zug, wohlgebildet und Zutrauen erweckend. Es entspricht vollkommen dem Eindrucke, den seine Tagebuchauslassungen erzeugen, die überall gesunden Takt, warme Empfindung und rechtschaffene Gesinnung zu Tage legen.

Was er niederschreibt, ist einfach, kurz und schlicht, aber immer aus voller, frischer Ueberzeugung und einem auf das Beste und Edelste in der Kunst gerichteten Gemüthe hervorgegangen. Natürlich ist der sogenannte Coulissenklatsch nicht ganz davon ausgeschlossen, doch gewinnt er nie so die Oberhand, daß durch ihn das Urtheil wesentlich getrübt oder auf schlüpfrige Abwege geführt werden könnte. Costenoble's Ansichten und Meinungen entwickeln sich stets auf ehrbaren Grundsätzen und einer vielleicht etwas pfahlbürgerlichen, aber gerade in seiner Stellung höchst achtungswerthen Sittlichkeit. Begeistert rühmt er die künstlerischen Leistungen begabter Kunstgenossen, die Einsicht und Kenntniß seiner Vorstände, die richtigen und treffenden Aussprüche der Kritik, ohne indeß darüber deren Fehler und Schwächen außer Acht zu lassen. Sehr bedeutsam ist, was er z. B. über Sophie Schröder und deren Tochter Wilhelmine, über Iffland, Laroche, Anschütz, Löwe, über Emil Devrient, Charlotte von Hagn, Auguste Crelinger, Julie Rettich, über Ferdinand Raimund, die Krones u. a. sagt; ferner seine Mittheilungen über den Director Schreyvogel (C. A. West als Schriftsteller), über Deinhardstein, die Dichter Friedrich Halm (Münch von Bellinghausen), Bauernfeld, Grillparzer und die Recensenten Bäuerle und Saphir.

Eine kleine Blumenlese daraus wird am besten deren Richtigkeit und Werth bezeugen. Läßt sich doch oft genug sogar aus einer Anekdote, die er erzählt, eine nutzbringende Erfahrung oder Lehre schöpfen, z. B. wenn er unter dem 8. Januar 1819 bei Gelegenheit einer Aufführung von „Stille Wasser sind tief" berichtet:

> Moreau gab den Rehberg und zwar mit einem wunderlichen Lachen zwischen jedem Komma, worüber die Wiener sehr erfreut waren. Man erzählte mir, daß bei der ersten Besetzung dieses Schröder'schen Lustspiels ein Herr Dauer den Rehberg bekommen habe und mit dieser Partie so unzufrieden gewesen, daß er sie vorsätzlich durch wunderliches Lachen verderben wollte. Aber das Publikum war noch weit wunderlicher als Dauer's Lachen: ihm behagte das, womit Rehberg misfallen sollte, und jeder Nachfolger von Dauer muß nun in dieser Rolle ebenso lachen, wenn er gefallen will. Ein Beitrag zur Geschichte des Publikums und seines Kunstsinnes.

Schreyvogel's Verdienste würdigt er nach allen Richtungen und mit einem erwärmenden und wohlthuenden Eifer, ohne jedoch dessen Misgriffe und mislichen Gepflogenheiten unerwähnt zu lassen. Gar manche seiner Bearbeitungen und Einrichtungen misglückte und in der Leitung des Burgtheaters tadelt Costenoble „die ärgerlich machende Art, welche dem Schauspieler nur so lange admirirt, bis er am Hoftheater angestellt sei, und den Angestellten nur so obenhin zu behandeln pflegt". Bei Besetzung der Rollen verfuhr der Dramaturg nicht immer sachgemäß und nach der Fähigkeit seiner Mitglieder. Oft ertheilte er sie an Schauspieler, die ihnen nicht gewachsen waren, und nur aus dem Grunde, weil diese sie wünschten und er nicht den Muth hatte, ihnen diesen Wunsch zu versagen. Der berühmte Schauspieler Löwe sagte über Schreyvogel eines Tags zu Costenoble: „Dieser kluge Mann bleibt ein ewiges Problem. Er gleicht dem fabelhaften Chamäleon: bald ist er gemüthlich, bald despotisch, bald sanft und theilnehmend, bald wieder eisern hart und leidenschaftlich streng." Unter dem 3. November 1831 meldet unser Gewährsmann:

> Schreyvogel sprach heute mit Energie gegen den Kanzleidirector Forstern, um die classischen Werke Schiller's und Shakespeare's auf der Bühne zu erhalten. Er sprach so vehement, daß man ihn für den Dirigens hätte halten sollen.

Am 2. December desselben Jahres heißt es:

> Schreyvogel klagte mir mit Recht über des Grafen (Intendant Graf Czernin) Eigenwillen und Unverstand in Theatergeschäften. So oft die Excellenz sich einbildet, dieses oder jenes Stück müsse an diesem oder jenem Tage gegeben werden, so thut sie den Ausspruch: „Ich will — es muß so sein!" Wenn sich nun Hindernisse entgegenstellen, die Schauspieler nicht Zeit genug zum Repetiren haben oder es mit ihren physischen Kräften nicht zwingen können — so wird der Graf zornig und beschwert sich, daß alles ihm entgegenarbeite. Dieser Mann hat bis ins hohe Alter wie ein unumschränkter Fürst in seinem Grafenhause regiert und nirgends Widerstand gefunden, hat sich spät erst um eine Art öffentlicher Geschäfte gekümmert — wie will er, so verwöhnt, ein Bühnenpersonal leiten? Das konnte nicht einmal mehr Schröder, als er dreizehn Jahre lang vom Theaterwesen entfernt gewesen war.

Am 28. Mai 1832 wurde Schreyvogel entlassen und Deinhardstein an seine Stelle berufen, der ihn zu ersetzen keineswegs im Stande war. Charakteristisch gezeichnet wird letzterer durch nachstehende Anekdote, welche Costenoble unter dem 6. September 1833 erzählt. Er schreibt:

> Erscheint Deinhardstein auf einer Probe, so plaudert er gewöhnlich mit den Schauspielerinnen, ohne seines Amtes zu gedenken. Schreyvogel war ein aufmerksamer Zuhörer, auch bei den Repetitionen der ältesten Stücke. — Nach langer Zeit erschien heute Deinhardstein endlich einmal auf einer Theaterprobe und unterhielt sich bald mit der neben ihm sitzenden Karoline Müller, bald mit Dlle. Peche, welche auf der Scene stand. Als durch diese Ungebühr ein Stocken im Ensemble entstand, sagte Karoline: „Wissen Sie, Herr Director, daß die Leute sagen, Schreyvogel kam aufs Theater, die Proben ab zuhalten, Sie hingegen kommen, um sie a u f zuhalten."

Schreyvogel war kurz nach seiner Entlassung in der Nacht vom 27. zum 28. Juli 1832 an der Cholera, sagen die einen, an der ihm zugefügten Kränkung, die andern, gestorben. In unserm Tagebuche heißt es darüber:

> So ist denn dieser Mann, der für die Ewigkeit gestrebt hat, aus dem Leben geschieden, dessen Bitterniß ihn, den Verdienstvollen, nicht verschont hat. Für alle Mühe ist ihm im Alter nicht einmal so viel geblieben, um die nöthige Sorgfalt für seine geschwächte Gesundheit verwenden zu können. Durch die Pensionirung auf die Hälfte seines bisherigen Einkommens, auf jährlich 1000 Gulden angewiesen, konnte er heuer nicht einmal wie in frühern Jahren in Baden Erholung suchen.

Diese Mittheilungen sind anziehend und bis zu einem gewissen Grade wichtig, weil sie dazu dienen, uns ein Bild von einem Manne zu geben, dessen Name in der Theatergeschichte und namentlich in der des wiener Burgtheaters von bleibender Bedeutung ist. Schreyvogel, der unter dem Namen West noch heute durch seine aus dem Spanischen des Moreto vortrefflich übertragene „Donna Diana" auf unserer deutschen Schaubühne häufig genug

zu erscheinen pflegt, kann in seiner Leitung wol nicht für durchaus untadelhaft erklärt werden, wie das viele der heutigen Schriftsteller zu thun sich angelegen sein lassen; aber immerhin und unter allen Umständen war er ein tüchtiger Fachmann und ernstlich und nachdrücklich bemüht, den deutschen Bretern den erhabenen und großen Geist zu erhalten, den Lessing, Goethe und Schiller ihnen einverleibt hatten, allen Hindernissen und allem thörichten Eigenwillen, den man ihm dabei entgegensetzte, zum Trotze. Wie sehr ihm Unverstand und Kurzsichtigkeit seiner Vorgesetzten, seiner Mitglieder, der Kritik und Censur, sein Streben und Wirken erschwerten, belegen Costenoble's Tagebuchblätter vielfach, ebenso wie den Undank, mit dem ihm gelohnt ward. Mit geradezu frevelhaftem Leichtsinn stieß man ihn von seinem Platze, wie manchen seiner Nachfolger, nur weil er einem in der Sache verständnißlosen Vorstande unbequem war.

Ueber die damalige Censur, die wir eben erwähnt haben, werden die seltsamsten Dinge mitgetheilt. So z. B. über die Einrichtung von Lessing's „Nathan", in welchem Saladin den Juden nicht fragen durfte, welcher Glaube ihm am meisten eingeleuchtet habe, der türkische, christliche oder jüdische, sondern nur welche Wahrheit, Lehre und Meinung ihm als die reinste erscheine. In Shakespeare's „König Lear" mußte dieser leben bleiben; dem lithographischen Institute verbot sie, das Bild Iffland's mit dem wohlverdienten Adlerorden erscheinen zu lassen.

Ueber die berühmte Tragödin Sophie Schröder theilt Costenoble manches mit, das ihre Kunst in helles Licht, aber ihr Leben und ihre Bildung ziemlich in Dunkel stellt. So sprach sie von Charon, als sie des Koran erwähnte, und von Knausel statt Klausel — eine etwas erschreckende Unkenntniß, die uns im Vereine mit ihrem genußsüchtigen Gesellschaftstreiben wohl erkennen lassen muß, daß eifriges und tiefes Studium ihre Sache nicht gewesen sein kann. Sie lebte flott und lustig darauf los. Costenoble wundert sich des öftern über ihren schlechten Umgang und ihre leichtsinnige Wirthschaft, in welcher nie an kommende Zeiten gedacht ward. Von ihrer Kunst aber ist er entzückt, wenn er auch nicht alles gutheißen kann, was sie leistet. Stets jedoch rühmt er in ihrem tragischen Spiele die Größe des Ausdrucks in Rede sowol wie in Mimik. Er schreibt: „Sie war eine Künstlerin und zwar von Natur aus; ihrer Größe selbst noch ganz unbewußt, ließ sie sich stets von ihrem Gegenstande fortreißen und zog den Zuhörer zu den Höhen der Kunst." Und daß er der Mann war, ein stichhaltiges Urtheil abzugeben, belegen seine Tagebuchblätter überall. Früh, und man darf beinahe sagen zuerst erkennt er die herrliche Begabung Ferdinand Raimund's, der Therese Krones, der spätern berühmten Schröder-Devrient und mancher andern bedeutsamen Darstellungskraft. Seine Urtheile über Wilhelm Kunst, Eßlair, Marr und viele andere seiner Kunstgenossen und Genossinnen sind als durchaus richtig und zutreffend zu erklären. Rührend ist die Verehrung, die er für Iffland an den Tag legt. Baron Hormayr, der österreichische Historiograph, hatte Iffland's Darstellung Mosaik genannt und gemeint: „Von fern scheint es schön, in der Nähe aber gewahrt man deutlich die Zusammenstellung." Das empört unsern Costenoble derart, daß er bei jeder passenden Gelegenheit für diesen unsterblichen Meister eine Lanze bricht und mehrfach darthut, wie dieser aus dem Ganzen und Vollen geschaffen. Sehr vortheilhaft für seine Einsicht und Kenntniß in dramatischen Dingen sprechen seine Theilnahme und Liebe für die Kleist'schen Stücke „Prinz Homburg" und „Das Käthchen von Heilbronn". Das zuerst genannte Schauspiel ward in Wien geradezu gemishandelt und ausgelacht. „Ich kann mich nicht erinnern", schreibt er, „jemals über die Unverschämtheit irgendeines Parterre so im Innern empört gewesen zu sein!" Was er über die Todesangst des tapfern Prinzen sagt und wie er dieselbe erklärt und begründet, das ist dem Theaterpublikum und vielen Kritikern gegenüber noch heute am Platze.

Seltsam klingt, daß Costenoble mehrfach Klage über die Plauderhaftigkeit der Dramatiker Bauernfeld, Grillparzer und Zedlitz während der Vorstellungen führt.

Von Ludwig Löwe theilt er den Ausspruch mit: „Der Schauspieler darf nie ein Sohn seiner Zeit sein, er muß allen Zeiten und allen Generationen gefallen können."

Ueber Grillparzer äußerte sich Schreyvogel einmal: „Es ist seine Art oder vielmehr seine Unart, daß er keine Form beachtet und sie doch von andern für sich begehrt."

Als Costenoble einmal im Gespräch mit Löwe für Friedrich Ludwig Schröder in helle Bewunderung ausbrach, meinte dieser, dieselbe sei wol auf Rechnung seiner Jünglingsphantasie zu schreiben. „Aber da irrt er!" ruft er lebhaft aus. „Als Schröder seine letzten Bearbeitungen vorlas, zählte ich bereits vierzig Sommer, die Phantasie war ärmer geworden und die Beurtheilungskraft reifer, und doch — wie riß uns der große Mann durch seine Vorlesung hin!"

Diese Auszüge und Mittheilungen mögen genügen, von dem anziehenden und unterrichtenden Werke eine ungefähre Vorstellung zu erwecken. Es ist reich an bezeichnenden Anekdoten, an treffenden Aussprüchen und klugen Urtheilen; man darf es eine wehl zu schätzende Theaterchronik aus der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts nennen.

2. Die Don-Juan-Sage auf der Bühne von Karl Engel. Zur hundertjährigen Feier der ersten Aufführung von Mozart's Don Juan am 29. October 1787. Mit einem Anhange. Dresden, Pierson. 1887. 8. 3 M. 50 Pf.

Dies Buch ist mit viel Fleiß und Umsicht abgefaßt. Es bietet eine Zusammenstellung alles dessen, was sich auf Mozart's unsterbliche Oper „Don Juan" bezieht, deren ganze Geschichte sowol in Bezug auf den Stoff, die Dichtung, die Musik und die Darstellung zum Besten gegeben wird. Der Verfasser behandelt zuerst die spanische Sage, dann deren verschiedene Bearbeitungen von Tirso de Molina,

von Onofrio Giliberti in einer extemporirten Harlekinade italienischer Schauspieler in Paris 1657, von Dorimon, de Villiers, von Molière, von Rosimond, Thomas Shadwell, von Zamora, Goldoni. Er vergißt dabei nicht die Puppenspiele und Ballets, zu deren einem Gluck die Musik gemacht hat. Endlich berichtet er von „Don Juan" als Oper, die erste von Vincenzo Righini, die 1776 in Prag aufgeführt wurde, der zehn Jahre später an demselben Orte die von Mozart folgte, welche die Vorgängerin und alle Nachfolgerinnen in Vergessenheit gebracht hat. Neben Mozart's Oper erschienen nämlich noch andere, eine von Giuseppe Gazzaniga (1788), eine andere von Vincenzo Fabrizi (1788), eine dritte von Domenico Cimarosa (1790) und eine vierte von Ramon Carnicer (1820). Sie alle sind verschollen und nur das deutsche Meisterwerk hat sich in unvermindertem Glanze erhalten, so angestrengt auch italienische und spanische Musiker rangen, ihr den Preis abzulaufen.

Sehr anziehend sind die Mittheilungen, welche Karl Engel über die vielen Textveränderungen in da Ponte's Buche gibt und welche auch heute noch nicht beendigt sind. Noch immer nämlich hat man sich nicht für einen gleichmäßigen Wortlaut in Deutschland entscheiden können, trotzdem oft und dringend dazu aufgefordert und mehrfach Anläufe dazu gemacht worden sind.

Im Anhange wird der Siegeszug der Mozart'schen Oper verfolgt und ein Verzeichniß aller Schriften gegeben, die über „Don Juan" erschienen sind. Feodor Wehl.

Neue Romane.

1. Fürstliches Blut. Roman von H. Schobert. Berlin, Schorer. 1888. 8. 3 M. 60 Pf.

Unwahrscheinlich und seltsam wie die Grundlage, auf der sie ruht, ist auch die Weiterführung der Handlung; ihre Träger bieten ein Gemisch von Convention und Excentricität; dazu ist die Sprache wol leicht und fließend, aber auch nachlässig und mehrfach unrein (z. B. S. 154). Trotz all dieser Mängel macht sich ein gewisses Talent des Erzählens geltend; die überraschenden Begebenheiten, die sich Schlag auf Schlag folgen, erregen eine Art Spannung, die sich sicher zum Interesse steigerte, wäre es der Verfasserin — die weibliche Feder verräth sich in Inhalt wie Form — gelungen, ihre Gestalten durch charakteristische Individualisirung zu lebensvollen Menschen herauszuarbeiten.

2. Weibliche Waffen. Roman von Konrad Telmann. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.

K. Telmann gilt für einen tüchtigen Schriftsteller und beweist auch hier die Sicherheit der Uebung in der äußern Mache. Die Handlung ist einheitlich durchgeführt und in gerechter Consequenz fallen ihre Hauptträger als Opfer der eigenen Thaten. Aber diese Handlung an sich ist in der Grundidee unwahrscheinlich, in der Ausführung abstoßend: eine junge leidenschaftliche Spanierin bleibt kalt gegen alle glühende Liebe, die ihre „bezaubernde Schönheit" entflammt, heirathet einen „alten Gecken", weil sein Rang und Geld ihr nothwendig zur Ausführung ihrer Pläne, und benutzt die „weiblichen Waffen", welche die Natur ihr in Form von Schönheit und Geist verliehen, einzig zur Vollbringung des Rachegelübdes, das sie einer sterbenden Schwester als Kind gethan. Der Mann, gegen den sie ihre Waffen wendet, macht ihr den Sieg nicht schwer, zeigt sich aber als solch erbärmlicher Charakter, der vollständig haltlos seiner Leidenschaft alles opfert, daß es unmöglich ist, Antheil an ihm zu nehmen. Die Einseitigkeit des verstandesmäßig arbeitenden Schriftstellers im Gegensatze zu dem schöpferischen Dichter tritt gar zu grell hervor. Mit wenigen warmen Worten, bezeichnenden Strichen weiß der Dichter seinen Gestalten Leben einzuhauchen, und solche lebendige Wesen, die Schmerz oder Freude empfinden, wecken Theilnahme; wo aber dieses Leben fehlt, da sieht man mit eisiger Gleichgültigkeit die Drahtpuppen sterben und verderben, denn sie haben ja niemals gelebt.

3. Der Kampf ums Glück. Roman von Ulrich Frank. Berlin, Freund u. Jeckel. 1888. 8. 3 M.

Ein berliner Roman, dem der feste Boden, auf dem er sich aufbaut, all die bestimmten Bezeichnungen, die daraus hervorgehen, jenen augenscheinlichen Anstrich von Wirklichkeit gibt, den unsere Zeit in diesen Schilderungen des gegenwärtigen Lebens mit Vorliebe sucht. So erwünscht nun auch die Anschaulichkeit ist, die das Ganze dadurch erhält, darf doch eine solche Localisirung nicht zu weit getrieben werden, wie es hier in der eingehenden Schilderung des Zoologischen Gartens und seines Publikums der Fall ist. Den Berliner freilich wird es unterhalten, seinen Scharfblick zu üben; unter den leichten Verhüllungen wird er in den meisten der im Fluge zahlreich geschilderten Persönlichkeiten die Betreffenden erkennen. Jedem Nichtberliner aber werden sie — etwa mit Ausnahme vom „berühmten Arzt und Professor wider Willen der alma mater Berolinensis! Doktor Edlinger!" — unerkannte Größen bleiben, und da sie in gar keinem Zusammenhange mit der Handlung stehen, überflüssig, ja langweilig scheinen. Die Sprache ist im ganzen gut und natürlich, nur selten fielen etwas gesuchte Ausdrücke auf (wie S. 109); freilich weit entfernt von jener Schönheit des Ausdrucks, die sich jede Schöpfung der Phantasie zum Gesetz machen sollte. Doch das Buch ist frisch geschrieben, sogar mit einer gewissen Kraft, die den „Ulrich" beinahe rechtfertigte, verriethen nicht gar zu eingehende Toiletten-

beschreibungen nebst einigen anderen bezeichnenden Einzelheiten unbedingt die Frauenhand. Der Inhalt, zu dem die Fäden verschiedener Handlungen geschickt verknüpft werden, ist reich an Begebenheiten, denen der Leser mit Interesse folgt. Eine That des Helden jedoch, welche als „etwas Großes und Besonderes" bezeichnet ist, scheint mir einfach eine Donquixoterie. Gerhard handelte vornehm, als er ein Vermögen opferte, damit seiner geliebten Braut das Andenken ihres hochverehrten Vaters rein erhalten, auch vor der Welt der Name seines Schwiegervaters vor Makel bewahrt bleibe; aber er, der keinen Heller sein nennt, der mehr als einmal Hunger empfunden, darf um einer Grille — sei es auch eine edle — willen nicht etliche Tausendmarkscheine verbrennen, die sein und seiner Kinder rechtmäßiges Eigenthum sind. Diesem Schwärmer gegenüber steht die Frau, „die unerbittlich den Kampf ums Glück" kämpft, d. h. um das, was ihr Glück ausmacht: Luxus und Genuß. Jedes Hinderniß, das ihr im Wege liegt, und sei es noch so berechtigt, tritt sie in rücksichtsloser Selbstsucht mit Füßen. Doch als sie all das erreicht, was sie ersehnte, als ihre kleine energische Hand ihr ganzes Glück erfaßt hat, und sie diese Hand nur zu schließen braucht, um es festzuhalten auf immer, da wandelt ein Zufall — einer jener Zufälle, welche die Folge der eigenen Thaten sind — all das Erkämpfte in Gift und Galle, das die geöffnete Hand achtlos zu Boden gleiten läßt. So verkörpert die Handlung den Gedanken, daß die Selbstsucht, die den „Kampf ums Glück" rücksichtslos führt, im Erringen des von fern für Glück Gehaltenen das einbüßt, was sie an wahrhaften Glückselementen besaß. Mir scheint es zwar, als ob Glück sich überhaupt nicht erkämpfen lasse. Manches Gut des Lebens, ja sogar das Gut der Zufriedenheit mag im Kampfe gewonnen werden. Doch der Kampf schlägt Wunden, und Wunden entstellen, verstümmeln; ungetrübtes Glücksempfinden aber fordert einen ganzen Menschen. Glück, Schönheit, jene höchstgeschätzten Kronen des Daseins, sind freie Gaben; erwerben, erkämpfen kann sie keiner. Selig lächelnde Götter bescheren sie im Schlafe denen, die sie lieben.

M. Benfey.

Graf Tolstoi's „Krieg und Frieden".

Krieg und Frieden. Historischer Roman von Graf Leo Tolstoi. Mit Genehmigung des Autors herausgegebene deutsche Uebersetzung von Ernst Strenge. Drei Bände. Zweite Auflage. Berlin, A. Deubner. 1889. 8. 8 M.

Unter den jetzt lebenden Vertretern der russischen Literatur ist Graf Leo Tolstoi unbedingt der hervorragendste. Er ist aufs innigste verwachsen mit dem Denken und Fühlen seines Volkes, seine Originalität wird nie zur Einseitigkeit, mit klarem, weitem Blicke faßt er Licht wie Schatten ins Auge*), und fern von jenem blasirten Pessimismus, welchen heutzutage viele Modeschriftsteller Rußlands zur Schau tragen, weiß er, überzeugend wie kein anderer, die Kämpfe des wandelbaren, irrenden Menschenherzens, des nach Erkenntniß ringenden Geistes zu schildern. Trotz des Hanges zur „Selbstverspottung", welcher — nach Tolstoi's eigener Bemerkung — im „russischen Charakter" liegt, verleugnet sich bei ihm nie die tiefe, leidenschaftliche Liebe zur Heimat.

Sein umfangreiches Hauptwerk „Krieg und Frieden" behandelt das blutige Ringen mit Napoleon I. von 1805 bis 1812, und veranschaulicht die Denkart, das Familienleben, die Sitten und Gebräuche des damaligen Rußland. Von einer zusammenhängenden Handlung im Sinn eines Durchschnittsromans ist kaum die Rede; die zum Theil sehr eigenthümlichen, charakteristischen Gestalten mit ihren schnell geknüpften und häufig ebenso schnell gelösten launenhaften Liebesverhältnissen geben nur die lebendige Staffage ab zu dem großartigen Zeitgemälde. Wie es einst Alexander Dumas dem Aeltern erging am Schlusse seines die französische Revolution schildernden Romancyklus, so tauchen auch bei Tolstoi die erfundenen Personen im Strome der weltgeschichtlichen Ereignisse unter: der Romandichter wird zum Historiker — ohne darum aufzuhören ein Dichter zu sein. Im Gegentheile, das Feuer und die Phantasie des Erzählers wirken um so fortreißender, je mehr die Geschicke des Vaterlandes in den Vordergrund treten. Während der erste Band durch seine Breite etwas ermüdend wirkt, liest man den zweiten und dritten mit wachsender, zuletzt athemloser Spannung. Die Eroberung von Smolensk, die Schlacht von Borodino, die Volksstimmung bei der Einnahme und während des Brandes von Moskau gehören zu dem Großartigsten, was die moderne Literatur überhaupt — nicht die russische allein — aufzuweisen hat. Tolstoi schreibt mit demselben unerbittlichen Realismus, mit dem sein Landsmann Wereschtschagin den Pinsel führt. Er ist ein Menschenfreund, welcher die Greuel des Krieges verabscheut, zugleich aber ein Philosoph mit fatalistisch angehauchter Weltanschauung. „Nur bewußtloses Handeln", meint er, „reift die Frucht, und der Mensch, welcher eine Rolle in einem historischen Ereignisse spielt, versteht eigentlich nie recht seine Bedeutung."

Leo Tolstoi's kleinere Romane und Novellen haben in Deutschland längst die gebührende Beachtung gefunden. Die wohlfeile neue Ausgabe von „Krieg und Frieden" gibt jetzt denen, welche dies Werk noch nicht kennen, die Gelegenheit, Leo Tolstoi's episches Talent in seinem vollen Umfange zu würdigen.

O. Vellee.

*) Diese zwei Sätze haben in den letzten Jahren doch wol nicht mehr volle Geltung. D. Red.

Feuilleton.

Im Süddeutschen Verlagsinstitut zu Stuttgart erscheint ein neues „Buch fürs deutsche Haus" unter dem Titel „Für Jung und Alt", von dessen erstem Jahrgang uns die sechs ersten Hefte vorliegen (à 50 Pf.). Die Verlagshandlung hat gemeint, daß unter den vielen bestehenden Zeitschriften sich doch keine finde, welche in Wort und Bild der reifern Jugend Stoff und Anregung biete, den Aeltern aber Anlaß zu weiterer Belehrung. Die Zeitschrift soll demnach aus dem sprudelnden Quell lebensfrischer Erheiterung und angenehmer Belehrung schöpfen; sie soll vom streng moralischen Standpunkt aus geleitet werden und von allen Erscheinungen in der Geschichte das rein wesentliche Element hervorheben. Es wird ihr namentlich daran gelegen sein, in ihren Schilderungen aus der Naturwissenschaft zu zeigen, auf welch schwachem Boden die mechanische Weltanschauung ruht; sie soll lebenswarme Schilderungen aus Heimat und Fremde, patriotische Erzählungen und interessante Geschichtsbilder aus Gegenwart und Vergangenheit, Bilder aus der Thier- und Pflanzenwelt, populäre Aufsätze über hervorragende Erfindungen, Räthsel und Charaden bringen, und daneben durch prächtige Illustrationen anregend wirken. Bisjetzt ist es der Redaction gelungen, dieses Programm einzuhalten; möge ihr die Lösung der schwierigen Aufgabe auch ferner gelingen.

— Wir haben schon einmal Gelegenheit gehabt, als trefflich geeignet zur Befriedigung des gestellten Zwecks zu empfehlen die „Kinder-Gartenlaube", eine farbig illustrirte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von sieben bis funfzehn Jahren. Monatlich zwei Hefte, vierteljährlich 60 Pf. (Verlag der „Kinder-Gartenlaube" in Nürnberg). Das Unternehmen hat bereits seinen sechsten Jahrgang angetreten; geleitet von einem ausgezeichneten Pädagogen und ausgestattet mit ebenso trefflich ausgewählten wie ausgeführten Bildern verdient es die Beachtung immer weiterer Kreise als gesunde und erfreuende Geistesnahrung für unsere Kinderwelt.

— Nr. 8 der „Literarischen Volkshefte" (à 50 Pf., Berlin, Eckstein Nachf.) enthält einen Aufsatz von Max Koch über das Thema: „Was kann das deutsche Volk von Richard Wagner lernen?" Der Verfasser bemüht sich, im Tone des Mannes der Wissenschaft objectiv zu schreiben und ist von großer Verehrung für Wagner erfüllt. Seine Schrift kennzeichnet sich dadurch, daß er rein als Literarhistoriker schreibt; ein selbständiges Urtheil in musikalischen Dingen geht ihm augenscheinlich ab. Schon dadurch ist ihm seine Aufgabe sehr leicht geworden, denn wer da meint, daß Wagner in seinen musikalischen Werken das voll und ganz erfüllt, was er in seinen literarischen versprochen, der muß ihn für den Messias aller Kunst halten. Hierzu kommt nun, daß Koch mit einer bewundernswerthen Findigkeit die brauchbaren Samenkörner aus dem Unkraut des Wagner'schen Wortschwalls herauszuholen versteht. Wir kennen die Schriften Wagner's genau und sind geradezu erstaunt, daß sie so optimistisch aufgefaßt werden können, wie Koch es thut. Gleichwol drückt Koch, mehr als er weiß und will, den Musiker Wagner herab, wenn er sagt: „Der Dichter Wagner hat zeitlebens den Musiker beherrscht" (nicht „der Dichter", sondern der Opernregisseur). Wenn Koch Wagner „den von ganz Europa als größten lebenden Genius anerkannten Meister" nennt, so kennt er die einfachsten historischen Thatsachen nicht. Oder inwiefern sind die Früchte von Wagner's Streben der Plastik zugute gekommen? Ist es denn wirklich „der größte Gewinn für die dramatische Kunst, die allbeliebte (sic!) Oper mit dramatischem Gehalt zu erfüllen?" Hat wirklich Wagner „weit über Schiller hinaus die Macht der religiösen Ideen im Kunstwerk zur vollen Geltung gelangen lassen?" Die Behauptung, daß Wagner die Ehebruchsgeschichte von Tristan und Isolde zu tragischer Weihe erhoben, daß durch den „Parsifal" die höchste ästhetisch-ethische Wirkung des Kunstwerks erreicht werden solle und könne, müssen wir tief beklagen, denn hier wird der Optimismus zur Unwissenschaftlichkeit.

Bibliographie.

Adelberg, H., Luther. Sing- und Sage-Festspiel. Leipzig, Fr. Richter. 12. 75 Pf.

Augier, E., Philiberte. Lustspiel. Vom Verfasser autorisirte Bearbeitung von A. Fitger. Oldenburg, Schulze. 1888. 8. 2 M.

Behm, H., D. Johannes Bachmann, † Konsistorialrat, ordentlicher Professor der Theologie und Universitätsprediger in Rostock. Blätter zu seinem Gedächtnis, nebst einer Auswahl seiner Gedichte. Rostock, Stiller. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bodenstedt, F., Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1888. Gr. 8. 6 M.

Dumreicher, Freih., Zur Lage des Deutschtums in Oesterreich. Drei Reden, herausgegeben von R. Brüll. Berlin, Landsberger. 1888. Gr. 8. 50 Pf.

Eitner, Martha, Im Mai des Lebens. 4ter Bd. Sturm und Stille. Eisenach, Bacmeister. 1888. 8. 4 M.

Fels, W. A., Die deutsche Gemeindeschule als allgemeine Volksschule. Ein Zukunftsbild im Spiegel der Gegenwart. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1888. Gr. 8. 2 M.

Herbert, M., Gemischte Gesellschaft. Novellen. Köln, Bachem. 8. 4 M.

Langsdorff, G. v., Zur Einführung in das Studium des Magnetismus, Hypnotismus, Spiritualismus, nebst Kritik von 3 Broschüren und eines Buches des magnetischen Heilers J. E. Timmler in Altenburg. Berlin, Siegismund. Gr. 8. 75 Pf.

Loewenthal, E., Grundzüge des inductiven Spiritualismus, nebst geschichtlicher Einleitung. Berlin, Siegismund. Gr. 8. 50 Pf.

Mähr, F., Meine Schule des Lebens. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Meyer, W., Nationale Wettspiele. Ein Wort an das ganze deutsche Volk. Hannover, Meyer. 1888. 8. 50 Pf.

Muschi, J. B., Anhaltisches Geschichtenbuch für Jung und Alt. 1ste Lfg. Bernburg, Diebhardt. Gr. 8. 50 Pf.

— — u. H. Wäschke, Das litterarische Anhalt. Arbeiten zeitgenössischer Schriftsteller. Dessau, Kahle's Nachf. 1888. 8. 3 M.

Oscar II., König von Schweden und Norwegen, Gedichte und Gedanken. Mit Allerhöchster Autorisation übersetzt von E. Jonas. Berlin, S. Fischer. Gr. 16. 2 M.

Platzeker, F., Norddeutsches Wandern. Eine Lenzfahrt in 15 Gesängen. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 1 M.

Rindfleisch, G. H., Feldbriefe. Herausgegeben von E. Arnold. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 6 M.

Rothenburg, Adelheid v., Erzählungen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 6 M.

Scharling, H. (Nicolai), Sverre der Priester. Eine norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit. Deutsch von W. J. Willatzen. Einzig vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Bremen, Heinsius. 8. 6 M. 50 Pf.

Schmidt, C., Michael Schütz, genannt Toxites. Leben eines Humanisten und Arztes aus dem 16. Jahrhundert. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Schmoller, G., Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Scheitl, E., Zweimal gestorben. Erzählung aus dem russischen Leben. Leipzig, Böhme. 8. 3 M. 50 Pf.

Staudinger, P., Im Herzen der Haussaländer. Reise im westlichen Sudan, nebst Bericht über den Verlauf der deutschen Niger-Benue-Expedition, sowie Abhandlungen über klimatische, naturwissenschaftliche und ethnographische Beobachtungen in den eigentlichen Haussaländern. Mit 1 Karte. Berlin, Landsberger. Gr. 8. 13 M.

Szczepanski, P. v., Die Falzgräfin. Ein Berliner Roman. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Thraemer, E., Pergamos. Untersuchungen über die Frühgeschichte Kleinasiens und Griechenlands. Mit 1 Karte. Leipzig, Teubner. 1888. Gr. 8. 10 M.

Uhland, R., Tagebuch eines Landwehr-Offiziers aus dem Feldzuge gegen Frankreich im Jahre 1870/71. München, Kellerer. 1888. 8. 2 M.

Valentin, V., Ueber Kunst, Künstler und Kunstwerke. Mit Illustrationen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Was erwartet die deutsche Kunst von Kaiser Wilhelm II.? Zeitgemässe Anregungen von ***. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Weinhold, K., Julius Zacher. Beitrag zur Geschichte der deutschen Philologie. Mit 1 Bildniss Zachers. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1888. 1 M. 50 Pf.

Williamson, J., Auf Chinas Heerstraße. Reiseerinnerungen. Mit Vorwort von Lechler. Mit 16 Bildern. Basel, Spittler. 1888. 8. 1 M.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV. 1650—1700. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Flugschriften-Litteratur. Stuttgart, Cotta. 1888. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Der Unterzeichnete erlaubt sich hierdurch darauf aufmerksam zu machen, daß die in den bekannten, **täglich 2 mal** in einer Auflage von **63,000** Exemplaren erscheinenden

Münchner Neuesten Nachrichten

mehrmals wöchentlich aufgenommene

Wissenschaftliche Rundschau

eine werthvolle Revue über alle wichtigen Entdeckungen, Forschungen und Fortschritte auf den verschiedenen Wissensgebieten bildet. Hervorragende Vertreter der einzelnen Disciplinen, wie die Professoren v. Hoyer, S. Günther, Max Seydel, Johannes Ranke, Hermann Breymann, Karl Theodor Heigel, K. v. Zittel, K. Krumbacher, Kurt Laßwitz, Kurt Lampert, Adolf Soetbeer, Max v. Pettenkofer &c., sind bereits an der Mitarbeiterschaft betheiligt, andere Autoritäten haben ihr Mitwirken zugesagt.

Der vierteljährige Abonnementspreis für unser inhaltreiches, sorgfältig redigirtes Blatt beträgt **nur M. 2.50** bei allen Postanstalten. Probenummern gratis und franco.

Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

In 12 Monatsheften. Preis des Heftes 1 M.

„Unsere Zeit“, eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen, bringt zeitgeschichtliche Artikel, Novellen, Reiseskizzen, literarische Essays, biographische Porträts, philosophische, naturgeschichtliche sowie kunstwissenschaftliche Studien, Aufsätze über Politik, Militärwesen und Volkswirthschaft. Sie bildet zugleich ein Ergänzungswerk zu Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa**.

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Siebente Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvasi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa**.

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten,

nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von

Hermann Welcker,

Professor an der Universität Halle.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.





Die 115te Königlich Sächsische Landes-Lotterie

enthält unter **100,000** Nummern **50,000** Gewinne im Betrage von **18,185,000** M., dabei Haupttreffer von

500,000, 300,000, 200,000, 150,000, 100,000 Mark u. s. w.

Diese Gewinne sind auf 5 Ziehungen vertheilt, welche in **Leipzig** stattfinden wie folgt:

die erste am 7. und 8. Januar — zweite 4. und 5. Februar — dritte 4. und 5. März — vierte 1. und 2. April — fünfte vom 6.–25. Mai 1889.

Original-Lose dazu sind von dem Unterzeichneten zum Planpreise zu haben, welcher beträgt:

für Voll-Lose:		für Klassen-Lose:	
210 M. — Pf. für 1/1	42 M. — Pf. für 1/5	42 M. — Pf. für 1/1	8 M. 40 Pf. für 1/5
105 M. — Pf. für 1/2	21 M. — Pf. für 1/10	21 M. — Pf. für 1/2	4 M. 20 Pf. für 1/10

Voll-Lose haben für alle 5 Klassen Gültigkeit und erfordern dadurch für die ganze Lotterie nur einer einmaligen **eingeschriebenen** Zusendung. — Wird solche **franco** und nach Beendigung der Lotterie **nach** die amtliche Gewinn-Liste gewünscht, so sind außer dem Planpreise noch 55 Pf., vom Ausland 75 Pf., für Porto und Liste beizufügen. — Für **Voll-Los-Nummern**, welche in einer der ersten vier Klassen gewinnen, werden die im Voraus bezahlten Einlagen, Schreibgebühren und Reichsstempelsteuern bei Erhebung des Gewinnbetrags gleichzeitig mit zurück vergütet. **Klassen-Lose** gewähren nur Anspruch auf Gewinne in der Klasse, auf welche solche lauten und sind daher zu jeder folgenden Ziehung zu erneuern. — **Reelle Bedienung und strengste Verschwiegenheit. — Auszahlung der Gewinne, selbst der höchsten Treffer, wie seither, sofort. Ausführlicher Spielplan gratis und franco unter Couvert.**

Reinhold Walther in Leipzig, Pfaffendorfer-Strasse No. 5,

concessionirter K. S. Lotterie-Collecteur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigentheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.



Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 10. Januar 1889.

Inhalt: Zwei deutsche Dichterinnen. Von Ernst Ziel. — Biographisches. Von Franz Walther. — Dramaturgische und dramatische Werke. Von Karl Siegen. — Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst. Von Friedrich Bienemann. — Neue Novellen und Erzählungen. Von Richard Weitbrecht. — Neuere philosophische Literatur. Von Konrad Hermann. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei deutsche Dichterinnen.

1. Gedichte von Isolde Kurz. Frauenfeld, Huber. 1888. 8. 4 M.
2. Gedichte von Frida Schanz. Leipzig, Weber. 1889. 8. 7 M.

Auch die Dichterwelt hat ihre Marien und Marthen. Heute wie zu allen Zeiten begegnen uns unter den poetisch schaffenden Frauen großartig angelegte Naturen mit dem Abglanze des Gedankens auf der Stirn neben sanfteren Gestalten, welche, in ihrer Art nicht kleiner als jene, mehr den reinen Typus zart empfindender Weiblichkeit darstellen. Mit einer Maria und einer Martha des heutigen deutschen Dichterwaldes wollen sich die nachfolgenden Zeilen beschäftigen: mit Isolde Kurz und Frida Schanz.

Die talentvolle Tochter des längst heimgegangenen geistvollen Hermann Kurz ehrt mit ihren soeben erschienenen „Gedichten" (Nr. 1) den glänzenden Poetennamen des Vaters und widmet das stattliche Buch der Mutter. Was diese Lieder, Elegien, Oden, Strophen und Sprüche vor allem charakterisirt, das ist die scharfe und zugleich edle Ausprägung des gedanklichen Elementes in ihnen. Fast ausnahmslos sind sie vom Lichte der Idee durchleuchtet und erweisen sich zugleich durch das eigenartige individuelle Colorit, das sie auszeichnet, als echte Kinder der lyrischen Muse. Maß und Geschlossenheit, diese vornehmsten Erfordernisse alles wahrhaft künstlerischen Schaffens, kennzeichnen sie nach außen hin, insofern eine Unebenheit der Form oder eine stilistische Geschmacklosigkeit ihren harmonischen Fluß und Wurf kaum je und niemals erheblich stört. Das gleiche Ebenmaß aber, welches sie nach außen bekunden, wissen sie auch nach innen hin zu wahren durch selbstsichere und souveraine Zügelung und Zähmung des hier überall vorhandenen leidenschaftlichen Empfindens: Eine gewisse Herbigkeit und echt weibliche Zurückhaltung gehört zu den Grundzügen dieser poetischen Kundgebungen einer starken und freien Seele; aber eben diese freie Seele, die sich im Gegensatze fühlt zu allem todten Regelzwange in Welt und Leben, leuchtet doch überall durch. Unmittelbar, ohne durch den Gedanken gemäßigt zu sein, strömt sie sich allerdings nur selten aus: sei es, daß die Dichterin uns in großartig gemeißelten alcäischen oder sapphischen Odenstrophen, wie in „Diesseits und Jenseits", „Zerrissenes Band" u. a. ein fein umrissenes Gedankenbild vor Augen rückt; sei es, daß sie in leicht hingehauchten Liedern, wie in „Der gefangene Vogel" und „Jägers Omen" sich zart und warm an unser Herz wendet; sei es, daß sie in mannichfaltig gearteten Gedichten, wie in dem knapp geschürzten „Am jüngsten Tage" und dem breiter angelegten „Aus der Kindheit", wirkliche Gestalten ihrer persönlichen Umgebung — und ihr eigenes Ich daneben — in anmuthigen Skizzen charakterisirt: immer ist es im Gegensatze zu der Lyrik im engern Sinne des Wortes eine mehr betrachtende Art der Darstellung, was diesen Dichtungen ihr eigenartiges Gepräge leiht. Zu großartigen und beinahe männlich scharf markirten Beurkundungen aber verfestigt sich die völlig ausgereifte und beinahe in allen Theilen klar durchsichtige Weltanschauung der Dichterin in den sich gegen den Schluß der Sammlung hin häufenden Poesien größern Stils. Hier begegnen wir den Gedichten „Die Büßer", „Die Nazarener", „Zukunftsgedanken", „Legende" u. a., lauter scharf ausgeprägten Reflexionsgedichten und Gedankensymphonien, die ihre künstlerische Meisterschaft besonders dadurch bekunden, daß sich in ihnen Gedanken und Bild, Gehalt und Gestalt beinahe ausnahmslos vollständig decken. Allen voran muß hier aber das köstliche humoristisch-sarkastische, skeptisch parodistische Gedicht „Weltgericht" hervorgehoben werden, zweifellos die Perle der ganzen Sammlung. Es wendet sich

frei und scharf, zugleich zersetzend und schwungvoll, gegen jede Art von optimistischer und positivistischer Weltanschauung und darf neben einigen knapper gefaßten ähnlichen Kundgebungen unserer Sängerin als deren Bekenntniß zum Pessimismus betrachtet werden. „Weltgericht“ ist zu umfangreich, um hier eine Stelle zu finden. Schade genug! So stehe hier denn eines jener kürzeren Gedichte, nicht blos eine Probe der Kurz'schen Formschönheit und des Kurz'schen Dichterschwunges, sondern als ein Credo des Kurz'schen Pessimismus:

Das Leben ist ein langes Krankenlager,
Ein chronisch Uebel, wie die Aerzte sagen,
Mit Phantasien, wilden Schmerzensplagen,
Dann Mattigkeit, sich einend mit Behagen,
Und wieder abgelöst von Frost und Schauern
Und neuem Fieberwahn —
Und wessen Kräfte so viel Stürme überdauern,
Der stirbt am spätesten daran.

Doch manchmal im Tumult verläuft das Krankheitsbild;
Der Athem fliegt, und alle Pulse klopfen wild;
Das rasche Fieber saugt die besten Säfte
Und schnell verzehren sich die Kräfte.
In solchen Kranken wirkt Natur;
Sein Uebel kommt ihm kaum zu Sinnen,
Und im Delirium geht er leicht von hinnen —
Das Leiden selber ist die Cur.
Ach Gott! Die ganze Weltgeschichte
Gleicht einem großen Hospitalberichte.

Eine Seite der „Gedichte“ von Isolde Kurz, welche gewissermaßen die subjective Wechselbeziehung ihres objectiven Weltschmerzes bildet, darf hier nicht übergangen werden. Es ist dies ein tiefer persönlicher Liebesschmerz, welcher zunächst im Abschnitt „Asphodill“ zum Ausdruck kommt, aber auch sonst das ganze Buch durchklingt und den Gedichten zu ihren ergreifendsten Aeußerungen verhilft. Namentlich die dem todten Geliebten gewidmeten Sonette sind hier zu nennen; sie dürfen, was Tiefe der Empfindung und edle Schönheit der Formgebung betrifft, sich den berühmten Sonetten der Vittoria Colonna nahezu ebenbürtig an die Seite stellen. Ich kann es mir nicht versagen, eins derselben hier herzusetzen:

Nun bist du eins mit der Natur; es ruht
Der Streit, und schnell geheilt sind deine Wunden;
Die Mutter hat den Sohn aufs neu' gefunden
Und hält den Wildling fest in ihrer Hut.

Ich fühl' es mit, wie sanft der Friede thut,
Vom wirren, wüsten Traumgewinst entbunden;
Ein Hauch von deinem Ruhen und Gesunden
Weht rein und kühl in meiner Schmerzen Glut.

Ich kann nicht kämpfen, ringen, widerstreben,
Mich bäumen, wo auch du gehorchen mußt,
Auch du dich hülflos schmiegst in Mutterpflege.

Verzweiflungsmüd', ans Schicksal hingegeben,
Sink' ich der Großen, Starken an die Brust
Und warte, daß sie dir ans Herz mich lege.

Und wie diese von Schmerz und Entsagung durchwehten Sonette uns zugleich ergreifen und erheben, so wird niemand die übrigen Gedichte und Lieder dieses Abschnittes, in denen die Dichterin den theuern Heimgegangenen feiert, ohne tiefes Bewegtsein lesen können; sie sind sämmtlich von einem durch und durch wahren Gefühl eingegeben, und gerade die Einfachheit und Schlichtheit des Ausdrucks, die ihnen eigen ist — die Wahrheit äußert sich immer schlicht —, gerade sie ist es, die so tief zu Herzen geht. Man höre nur die folgenden Strophen:

Die erste Nacht.

Jetzt kommt die Nacht, die erste Nacht im Grab.
O wo ist aller Glanz, der dich umgab?
In kalter Erde ist dein Bett gemacht.
Wie wirst du schlafen diese Nacht?

Vom letzten Regen ist dein Kissen feucht;
Nachtvögel schrein, vom Wind emporgescheucht;
Kein Lämpchen brennt dir mehr; nur kalt und fahl
Spielt auf der Schlummerstatt der Mondenstrahl.

Die Stunden schleichen — schläfst du bis zum Tag?
Horchst du wie ich auf jeden Glockenschlag?
Wie kann ich ruhn und schlummern kurze Frist,
Wenn du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist?

Die Gedichte von Isolde Kurz nehmen unter den neuesten Erzeugnissen der deutschen Lyrik einen entschieden ersten Platz ein, und die Kritik darf ihnen daher Eingang in die Häuser und Herzen aller Gebildeten aufs wärmste wünschen. Eine Einwendung gegen die Form unserer Dichterin soll hier indessen zum Schlusse nicht unterdrückt werden: die Kurz'schen Gedichte fallen an mehr als einer Stelle ganz willkürlich aus einem Metrum ins andere, so hebt z. B. das „Frühlingslied“ (S. 17) daktylisch an, um iambisch-anapästisch auszuklingen. Man fragt sich befremdet: warum? So ist ferner für die indische Sage „Die Büßer“ eine Strophe gewählt worden, die sich ohne einleuchtenden inneren Grund in der ersten größern Hälfte aus vierfüßigen Trochäen, in der zweiten kürzeren aus ebenfalls vierfüßigen Jamben zusammengesetzt. Dieser Wechsel der Versform, so schön er, richtig angewendet, auch ist, erscheint doch nur dann berechtigt, wenn ein Wandel der ausgesprochenen Gedanken oder Empfindungen mit dieser äußeren Abänderung Schritt hält oder sonst ein logischer Zwang zu solch künstlicherem Versbau vorliegt, wie z. B. in Schiller's „Würde der Frauen“ ein antithetisches Verhältniß der entwickelten Gedanken in dem entsprechenden Wechsel der Rhythmen sein äußeres Bild findet. Es dürfte zu empfehlen sein, bei einer zweiten Auflage der „Gedichte“ diesen Mängeln durch eine formale Neubearbeitung abzuhelfen.

Von der Mariennatur der hochbegabten Isolde Kurz wenden wir uns zu der mehr marthahaften Erscheinung der feinsinnigen, liebenswürdigen Frida Schanz. Die gemüthvolle Sängerin der Kinderwelt und des Hauses, auch sie legt dem deutschen Volk, zumal den deutschen Frauen, einen besonders geschmackvoll ausgestatteten starken Band „Gedichte“ (Nr. 2) in die Hand, den das in Heliogravure trefflich ausgeführte Bildniß der Dichterin schmückt. Auch sie widmet ihre Sammlung der Mutter. Isolde

Kurz und Frida Schanz sind sehr entgegengesetzte Naturen. Jene ist, wie gesagt, trotz aller Leidenschaft des Gefühls mehr eine Dichterin des Gedankens, diese trotz ihres weiten Blickes in Zeit und Welt vorwiegend eine Poetin des Gefühls. Der Tochter Hermann Kurz' steht ein hochfliegender rhythmischer Schwung zur Verfügung; das Kind Julius Schanz' bewegt sich im einfacheren Gedankenausdrucke. Der einen steht die Ode, der andern das Lied natürlicher zu Gesicht, und wenn jene vielleicht geistreicher, gedankenvoller, großartiger genannt werden muß, so ist diese dagegen inniger, empfindungsvoller, unmittelbarer. Im Gefühl wurzelt die ganze Poesie der Frida Schanz'schen Muse. Alle fünf Abtheilungen der höchst mannichfachen Sammlung: „Gewalten und Gestalten“, „Wanderbilder“, „Tagebuch“, „Lose Blätter“ und „Den Kindern“ sind Belege hierfür, und das anmuthige und sinnreiche Märchen „Licht“, das die „Gedichte“ beschließt, erhöht und bestätigt zum Schluß den empfangenen Eindruck: hier ist eine Dichterin, die das Gold der Poesie aus den tiefsten Schachten des Herzens zu Tage fördert. Und der Tiefe der Empfindung gesellt sich in diesen Poesien — man verstehe das Wort nicht falsch! — die Arbeit. Kein Künstler, und sei er unter den ersten der allererste, kleidet die Ideen, die ihm im Spiele des Traums kamen, auch spielend und träumend in das leuchtende Gewand der Schönheit: nur das taktvolle Abwägen und sinnende Ausgleichen, nur die ernste Arbeit vollendet das Kunstwerk. Unsere Dichterin ist dieser Forderung getreulich nachgekommen; ihr Buch legt dafür auf jeder Seite Zeugniß ab, und so ist es ihr gelungen, Gedichte von so tiefem Gehalt und zugleich so abgerundeter Form zu schaffen, wie die bedeutsame Allegorie: „Das Trugbild der Freiheit“, welche das Riesenbild am Thor des Hafens von Newyork zum Ausgangspunkt einer Betrachtung über das dem Auswanderer jenseit des Oceans blühende „Glück“ macht; so hat sie den Ton gefunden für Schilderungen von so eigenartigem Reize, wie „Die Stuten des Propheten“, in welchem das bescheidene Kleid ganz hinter dem eigenthümlichen Inhalte zurücktritt; so hat sie es vermocht, uns Lieder von so vollendeter Stimmung und so musikalischem Schmelze zu singen, wie das nachfolgende:

Der Mond spielt in den Blattgeflechten;
Duftschwere, schwüle Winde ziehn.
Wie liegt in diesen Blütennächten
Mein ganzes Wesen auf den Knien!

O jetzt die Schwingen auszubreiten
Und aufzugehn in deiner Pracht,
In deinen Sternen-Ewigkeiten,
Du wunderbare Frühlingsnacht!

Es schwillt der Duft der Blütenbäume
Gleich goldnem Strom zum Aethermeer. —
Wo bist du Land, von dem ich träume?
Wo geh' ich hin? Wo kam ich her?

Noch liegt verhalten, ungeboren,
Mein tiefstes und mein bestes Sein.
In Wahn und Weh bin ich verloren. —
Du Licht der Wahrheit, brich herein!

Da wird der Sehnsucht heißer Wille
Zum grenzenlosen Schmerzensschrei:
O führ' ein Sturm jetzt durch die Stille
Und machte mir die Seele frei.

Und ließ' sie gleich den Düften gleiten
Und aufgehn in der Schöpfung Pracht,
In deinen Sternen-Ewigkeiten,
Du wunderbare Frühlingsnacht!

Diese von einem so bestrickenden Hauche der Sehnsucht durchwehten Liederstrophen gemahnen merkwürdig an verwandte Klänge in den 1870 erschienenen und im Kriegslärm leider zu wenig beachteten „Liedern aus Italien“ von Julius Schanz. Die Tochter hat hier die geistige Erbschaft des Vaters voll angetreten.

Und eine so durchaus dichterische Stimmung wie dieses wahrhaft mustergültige Lied athmet eine ganze Reihe der hier vereinten Poesien, was in erster Linie auch von den glänzenden Sonetten „Ein Traum“ gesagt werden muß. Das feine Formgewissen läßt die Dichterin nur an einigen wenigen Stellen im Stich, so namentlich in den vereinzelt vorkommenden Hexametern (resp. Pentametern), die in Versfüßen und Cäsuren nicht tadellos sind. Aber das sind kaum nennenswerthe Schwächen, die den Vorzügen dieser „Gedichte“ gegenüber wenig ins Gewicht fallen. Ein durchgehender Zug der Liedergabe von Frida Schanz ist — um dies schließlich noch hervorzuheben — eine tiefe und aufrichtige Herzensfrömmigkeit, die ohne den leisesten Hauch confessioneller Einseitigkeit nur im menschlich Schönen und Hohen wurzelt und darum um so erhebender wirkt. Dessen zum Belege hier zum Schlusse noch ein Lied:

Aus glücklichen Tagen.

Aus der Großstadt wogendem Gebraus
Trug der Freund, dem ich mich überlassen,
Trug der Zufall durchs Gewirr der Gassen
Mich zu dir, verlassnes Gotteshaus!

Holde Stätte, die ich trotzig mied,
Da mir siech das Herz von Leid gewesen,
Wie so traulich nun, da ich genesen,
Lockst du mich, versteintes Friedenslied!

Auf der Herbstluft windgetragnem Strom,
Von des Kirchhofs Lindenhag herunter,
Wirbelt eine Wolke todesbunter
Müder Blätter in den stillen Dom.

Und ein Falter, der dem Sturm entflohn,
Fächelt mit den Schwingen voll Erbarmen
Leis die dornenwunde Stirn dem armen,
Milden, todesfrohen Gottessohn. — —

Aus dem weltenfernen Friedenshaus
Trug ich meines Herzens Seligkeiten,
Wie gefeit von Gott für alle Zeiten,
In der lauten Stadt Gewog hinaus.

Satte Anschaulichkeit, verbunden mit einem milden Empfindungselement, eine Vereinigung, wie sie in diesen Liederstrophen zum Ausdrucke kommt, ist charakteristisch für die Schanz'schen Gedichte überhaupt, und in ihnen dürfte auch die frohe Hoffnung einen berechtigten Halt und Ankergrund finden, die Hoffnung nämlich: es möchten heute,

in einer Zeit, welche die Lyrik eigentlich nur dann zu würdigen versteht, wenn sie sich einer gewissen Hinneigung zum Beschreibenden befleißigt und so der gegenständlichen Darstellung nicht ganz entbehrt — es möchten in einer solchen Zeit die uns hier gebotenen dichterischen Ausstrahlungen eines ebenso gemüthswarmen wie gestaltungskräftigen Talentes nicht ganz unbeachtet und unverstanden vorübergehen.

Ernst Ziel.

Biographisches.

1. Friedrich Bodenstedt. Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1888. Gr. 8. 6 M.

Es ist nahezu Regel, daß die ersten, Kindheit und Jugend der Verfasser oder Helden behandelnden Abschnitte von Biographien und Erinnerungsbüchern die anziehendsten sind. Dem entsprechend werden die Eingangskapitel derartiger Schriften in der Regel mit besonderer Ausführlichkeit und Breite behandelt, und wie reifen Männern die spätern Lebens- und Arbeitstage rascher und flüchtiger zu vergehen pflegen als die Zeiten des Werdens und Wachsens, so werden autobiographische Berichte über die zweite Hälfte der Existenz gewöhnlich kürzer und zusammenfassender behandelt als diejenigen über Zeiten, zu denen „jedes Jahr noch sein besonderes Gesicht zeigt".

Das vorliegende Buch ist von diesem Herkommen abgewichen. Von seiner Kindheit und den dieselbe umgebenden Verhältnissen sagt Bodenstedt wenig mehr, als für Verständniß und Zusammenhang der fernern Berichte nothwendig ist. Des Verfassers Jünglings- und Studienjahre aber werden in dem vorliegenden Buche summarischer abgehandelt, als im Conversations-Lexikon geschieht, welches uns immerhin sagt, daß Bodenstedt gegen seine Neigung zum Kaufmann bestimmt worden und daß ihm erst nach Ueberwindung von Schwierigkeiten gelungen sei, zum akademischen Studium überzugehen. Zu einer gewissen Ausführlichkeit gelangt der Verfasser erst im zweiten, von seinem Leben in Rußland handelnden Abschnitte, der mit dem Jahre 1841 anhebt und den Hauptinhalt des vorliegenden Bandes bildet. Auf den in die bezüglichen Schilderungen verflochtenen „historischen" Rückblick würden viele Leser verzichtet haben, wenn ihnen statt eines solchen noch ausführlicherer Bericht über des Autors persönliche Erlebnisse gegönnt gewesen wäre. Von dem russischen und kaukasischen Leben der vierziger Jahre hat Bodenstedt mehr gesehen und mehr erfahren als irgendein anderer deutscher Schriftsteller seiner Zeit, den gelehrten, aber vielfach durch vorgefaßte Meinungen beirrten Reisenden Haxthausen nicht ausgenommen. Sein Beobachtungstalent ist ein außergewöhnliches, sein Urtheil fast immer zutreffend; dazu kommt, daß er sich in Stellungen befunden hat, die, wenn nicht zur Erforschung, so doch zur Abschätzung russischer Eigenthümlichkeiten und Lebensgestaltungen außerordentlich geeignet waren und daß seine poetischen Neigungen ihn nirgends verhindert haben, Menschen und Dinge mit nüchterner Ruhe zu betrachten. Wo Bodenstedt sich auf Einzelnes und Besonderes einläßt, wie z. B. bei der Charakteristik Katkow's, berichtet er dem Leser in der That Merkwürdiges und Lehrreiches; das von dem berühmten russischen Publicisten entworfene Bild ist anschaulicher, lebensvoller und wahrhaftiger als nahe alles, was über denselben sonst gesagt worden. Aehnliche Vorzüge sind den übrigen Charakterköpfen der moskauer und tifliser Gesellschaft nachzurühmen, die uns vorgeführt werden. Bedauerlicherweise und wahrscheinlich im Hinblick auf inhaltverwandte frühere Veröffentlichungen („1001 Tag im Orient") kommen in das Einzelne gehende Ausführungen aber nur als Ausnahmen vor und bricht Bodenstedt in der Regel da ab, wo man ihm am liebsten zuhören möchte und wo er am meisten zu erzählen gehabt hätte. Von denjenigen Dingen, die er mit einer gewissen Ausführlichkeit behandelt, sind mindestens viele von andern ausführlicher, zuweilen auch wol glücklicher behandelt worden (z. B. die Eindrücke, welche Konstantinopel auf den ersten und auf den zweiten Blick macht). Ebenso möchten die Zeiten vorüber sein, zu denen deutsche Leser ihre Hauptkenntniß politischer und geschichtlicher Verhältnisse und Zustände fremder Länder aus Reisebeschreibungen schöpften und zufrieden waren, wenn man ihnen solche Dinge in flüchtigem Umrisse zeigte; erzählt ein Mann von der Bedeutung Bodenstedt's heutzutage von dem, was er selbst gesehen und erlebt, so erwartet man mehreres und anderes, als Zeitungsfeuilletons zur Noth zu bieten vermögen.

Obgleich das vorliegende Buch nicht als „erster Band" bezeichnet ist, versprechen die letzten Zeilen desselben eine Fortsetzung. Man wird derselben auch da mit Interesse entgegensehen, wo man den vorstehenden Bemerkungen über den Anfang des Bodenstedt'schen Memoirenbuchs zustimmt. Ueber seine vaterländischen Erlebnisse wird der Verfasser, der so außerordentlich viel gesehen und gedacht, so glücklich und unbefangen beobachtet, so liebenswürdig geschildert hat, wahrscheinlich ausführlicher berichten, als er dieses mal rücksichtlich der Fremde gethan, von welcher seine frühern Bücher mehr zu sagen gehabt haben als das vorliegende.

2. Heinrich Heine nach seinen Werken, Briefen und Gesprächen. Von Gustav Karpeles. Berlin, Oppenheim. 1888. 8. 8 M.

Gegen Plan und Ausführung des vorliegenden Buchs ist nichts einzuwenden. Mit ebenso viel Sachkenntniß wie Umsicht hat Karpeles alles, was Heine von sich selbst und seinem Leben jemals gesagt, zusammengefügt und mit Anmerkungen begleitet, welche alle zu eingehenderm Verständnisse erforderlichen Nachweise enthalten. Eine

Frage, deren Beantwortung übrig bleibt, ist indessen diese, ob die Voraussetzung, unter welcher die Herausgabe dieser autobiographischen Zusammenstellung unternommen, ob die Meinung zutrifft, „daß für Heine eine Periode warmer Anerkennung gekommen ist“. Mit andern Worten: ist anzunehmen, daß der vorliegende Bericht dazu beitragen werde, Heine der gegenwärtigen deutschen Lesewelt näher zu rücken — entspricht dasselbe einem vorhandenen Bedürfnisse?

Man hat nur nöthig, das anderthalb Seiten lange Vorwort des Herausgebers zu lesen, um sagen zu können, daß derselbe die Witterung seiner Zeit nicht besitzt, daß er nicht weiß, wie die Mehrzahl heute in Betracht kommender Deutscher zu Heine steht. Innerhalb der ältern Generation sind nationale und politische Gesichtspunkte so ausschließlich maßgebend geworden, daß auf Sympathien für den Dichter des Weltschmerzes, des jungdeutschen Pantheismus und der internationalen Völkerverbrüderung höchstens in gewissen Kreisen des Fortschrittlerthums gerechnet werden darf. Wo so harte, absprechende und (meines Erachtens) ungerechte Urtheile, wie diejenigen Treitschke's („Deutsche Geschichte“, Bd. 3) und Victor Hehn's („Gedanken über Goethe“), über den größten nach-Goethe'schen Lyriker haben gefällt werden und nahe unwidersprochen bleiben können, da hat der Heine, der noch anderes als Lyriker war, auf Zustimmung und liebevollen Antheil nicht zu rechnen. Der Kampf gegen die Anschauungen, in deren Dienst Heine Sporen und Lorberkränze erwarb, bildete für die Männer, welche die deutsche Denkungsart unserer Tage wesentlich bestimmen, den Inhalt des Lebens. Wie sollten diese geneigt und berufen sein, sich in den Lebensgang eines Dichters zu vertiefen, der für sie vornehmlich als Lästerer Preußens, als Lobredner französischer Art, als Feind jeder Art von nationaler Geschlossenheit und Ausschließlichkeit in Betracht kommt? Der Würdigung des rein poetischen Gehalts der Heine'schen Dichtungen steht außer dem unerbittlich realistischen Charakter der Zeit auch noch der Umstand im Wege, daß der Sänger des „Buchs der Lieder“ von der Romantik ausgegangen war und daß die Zeitgenossenschaft gerade dieser gründlich abgeneigt ist. Und erst die Generation der Allerneuesten? Im übrigen von seinen unmittelbaren Vorgängern höchst verschieden steht das junge, seit den Jahren 1861 und 1870 emporgekommene Geschlecht den Stimmungen und Richtungen der dreißiger und vierziger Jahre noch abgeneigter — um nicht zu sagen feindlicher — gegenüber, als die Mehrzahl der Ueberlebenden jener Periode thut. Genauer als sonst irgendjemand hat Heine selbst vorausgewußt, daß das auf ihn folgende Geschlecht von der seinigen durchaus entgegengesetzten Voraussetzungen ausgehen werde — daß seine „Waldlieder der Romantik“

> In des Tages Brand- und Schlachtlärm
> Kümmerlich verhallen werden —

daß die „Turteltauben der Zukunft liebesatt“ sein werden

> Und hinfüro statt der Venus
> Nur Bellona's Wagen ziehen —

und daß

> . . . .
> Andre Zeiten andre Vögel,
> Andre Vögel andre Lieder

haben. Man nahm es für Scherz und es war doch höchst ernsthaft gemeint, was der geniale Mann darüber sagte, daß die Zukunft „nach Blut und sehr viel Prügeln rieche“, daß „düstere Zeiten herannahen“, daß die „Partei der Besitzlosen“ diejenige sei, welche die meiste Aufmerksamkeit verdiene, daß bei ihr

> Im hungrigen Magen Eingang finden
> Nur Suppenlogik mit Knödelgründen

und daß die kommende Generation gut daran thun würde, „mit einer sehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen“.

Diese dicke Rückenhaut hat sich gefunden; wen aber dürfte wundernehmen, daß die Träger derselben wenig Sinn haben für den Dichter einer Zeit, auf deren Trümmern sie stehen und dessen Lieder gesungen wurden:

> Vor prächt'gen Coulissen, sie waren bemalt
> Im jahrmarktischen Stile.
> Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
> Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Das letzte Wort über Heine wird erst in einer spätern, jenseit unserer kampferfüllten Tage liegenden Zeit gesprochen werden: dieser Zeit wird vielleicht daran gelegen sein, des letzten Romantikers Entwickelungsgang im einzelnen und an der Hand seiner eigenen Bekenntnisse zu studiren. Vor dem heutigen Geschlechte Heine wieder zu Ansehn zu bringen und zwar durch sich selbst zu Ansehn bringen zu wollen, dünkt uns dagegen ein aussichtsloses Unternehmen. Höchstens das Einzelne, was sich von seinen Liedern in modischen Anthologien erhalten hat, läßt die Gegenwart sich gefallen — den ganzen Heine, wie er aus dem vorliegenden Buche hervortritt, wird sie ablehnen. Für einen Dichter aller Zeiten hat Heine sich nicht gehalten und nicht halten können, weil seine Stärke vornehmlich darin bestand, einer ganz bestimmten Zeitstimmung schärfern und deutlichern Ausdruck gegeben zu haben als irgendein anderer seiner Tage.

Franz Walther.

Dramaturgische und dramatische Werke.

1. Charakter-Studien. Aus dem Nachlasse von August Schwartzkopff. Bremen, Müller. 1888. 8. 2 M. 80 Pf.

Der verstorbene Pastor Schwartzkopff hat zu seinen Lebzeiten durch ein Werk über Shakspeare's Dramen sich als scharfsinnigen Erklärer der hervorragendsten Werke des großen Briten erwiesen. In seinen von Freundeshand herausgegebenen „Charakterstudien“ zeigt er sich nun auch als ebenso gediegenen Kenner der dra-

matischen Muse Goethe's und Calderon's, wie im zweiten Theile des Buchs selber als begabten Dichter. Von Goethe würdigt er zuerst in ziemlich eingehender Weise den „Faust" und findet, daß zu der Tragödie „Faust" weder der Prolog im Himmel, noch der sogenannte zweite Theil gehöre. Was den erstern Punkt betrifft, so dürfte diese Ansicht Schwartzkopff's doch nicht so ganz einwandfrei sein. Um so geschickter und zutreffender aber führt Schwartzkopff aus, welche traurige Rolle der Faust im sogenannten zweiten Theile der Tragödie spielt und wie dieser Faust, statt, durch Gretchen belehrt und bekehrt, nach der Kerkerscene seine Schuld durch die That des innersten Herzens und Gewissens zu sühnen, sich von Mephisto loszusagen und sich Gott auf Gnade und Ungnade wieder zu übergeben, bis zuletzt in seinem menschenhassenden Egoismus verharrt, sich auf Vollführung blos äußerlicher Thaten beschränkend, und wie Faust daher ohne irgendwelches eigene Verdienst schließlich von den Engeln förmlich in den Himmel gepascht wird. Sind auch die Gedanken, die uns Schwartzkopff in dieser Abhandlung vorführt, nicht durchweg neu, so regt doch auch das Alte in der schönen Form, in der es sich uns hier gibt, uns nicht minder an. So ist namentlich der längere Vergleich zwischen Faust und Luther, von denen sich jeder auf seine Weise mit dem Teufel abfindet, ein wahres Cabinetstückchen der Charakteristik, wie nicht weniger der Darstellung, und man muß da schon vereinzelte Geschmacklosigkeiten, die Schwartzkopff sicher vor dem Druck beseitigt hätte, mit in den Kauf nehmen. Wie die umfangreiche Abhandlung über „Faust", so sind auch die bei weitem kürzern über Goethe's „Tasso" und über Calderon's „Leben ein Traum" lesenswerth, wenn auch der Verfasser sich etwas strenger an sein einmal gewähltes Thema hätte halten und zumal in der Einleitung zu seiner Abhandlung über den „Tasso" wesentlich kürzer fassen können. Wohlthuend wirkt dagegen gerade in dieser Abhandlung die Bewunderung, mit der Schwartzkopff von seinem Standpunkte als Geistlicher den „decidirten Nichtchristen und erklärten Pantheisten" Goethe betrachtet und zu würdigen versteht.

Die zweite Hälfte des Buchs bildet eine eigene Dichtung von Schwartzkopff. Der Titelheld dieser Dichtung, die wohlweislich als ein „Charakterbild" bezeichnet wird, ist Judas Ischarioth. Der Verfasser scheint von vornherein darauf verzichtet zu haben, daß sein Werk auf die Bühne komme; denn hierzu eignet es sich ganz und gar nicht, und zwar weniger aus dem rein äußerlichen Grunde, weil Jesus selber als handelnde Person auftritt, als vielmehr aus dem innerlichen Grunde, weil das Werk, als Ganzes genommen, völlig undramatisch ist. Daß dem aber so ist, dafür mag die einfache Thatsache reden, daß die drei Acte dieses Charakterbildes im Grunde nichts darstellen als die beiden ohne irgend erhebliche Abänderungen dialogisirten Kapitel 14 und 15 des Evangeliums Marci. Daß aber die Leidensgeschichte Jesu, beginnend mit dessen Salbung und endend an dem noch des Erlösers Leib bergenden Grabe in Joseph's Garten, dramatisch sei, wird niemand behaupten wollen. Und wenn auch in unserm Falle der hervorstechendste Charakter des Stücks eben nicht Jesus, sondern der Verräther Judas ist, so werden wir den Eindruck doch nicht los, daß hier schlechtweg an der Hand der beglaubigten Historie Scene an Scene gereiht ist, und von einem wirklichen Fortschreiten aus der erregten Stimmung zur That, um es kurz zu sagen, von einer dramatischen Spannung ist in diesem Werke kaum die Rede. Soll ich mir das Werk auf einer Bühne vorgeführt denken, so könnte es daher nur eine Volksbühne, wie die in Oberammergau sein, wo die Kunst nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu einem andern Zwecke, zur Pflege des religiösen Gefühls ist. Auf solch einer Volksbühne könnte das im übrigen poesievolle, wo es noth thut, sogar stellenweise durch eine äußerst markige Sprache ausgezeichnete schöne Dichtwerk immerhin eine ganz gute Wirkung thun; bis dahin sei es zunächst als eine sehr gesunde und auch schmackhafte Kost dem Leserkreise bestens empfohlen.

2. Straßburg. Historisches Schauspiel in fünf Acten von Rudolf Hermann. Unter Benutzung des Romans „Der Raub Straßburgs" von Heribert Rau. Berlin, F. Luckhardt. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Dies Schauspiel ist, wie der Verfasser selber bekennt, unter Benutzung des bekannten Romans „Der Raub Straßburgs" von Heribert Rau ausgeführt. Ebenso wenig aber wie Rau ein Meister des Romans, ist — wenigstens nach dieser Probe zu urtheilen — Hermann ein Meister der Dramendichtung, ja es mag herb klingen, wenn ich sage, er ist überhaupt nur ein ganz bescheidenes poetisches Lichtlein; aber dem ist nun einmal so. Denn wenn die Sprache der Poesie von der der Prosa sich schon durch ihren Bilderreichthum unterscheiden soll, so wird man durch die Hermann'schen Verse sich wie durch eine öde Wüste durcharbeiten müssen, ehe man gelegentlich auf ein vereinzeltes, Auge und Ohr erfreuendes Bild stößt. Man lese z. B. Verse, wie die auf S. 31:

> Ich hab' den kürzern Weg gewählt, um dir
> Zu sagen, daß der Mutter unsre Liebe
> Gestanden ich, sie bat um ihren Segen,
> Und ihn erhielt. Sie will, was an ihr ist,
> Die Wege ebnen uns, jedoch sie glaubt,
> Der Vater werde nicht ein Gleiches thun;
> Du weißt, warum? u. s. w.

Das ist denn doch weiter nichts als die platteste, versificirte Prosa, über die uns vereinzelte Bild-Oasen nicht hinwegzutäuschen vermögen. Man sieht es der ganzen Dichtung an, daß hier die Phantasie geschlummert und nur Verstand und Herz thätig gewesen sind. Daß das Herz dabei mit thätig war und daß der Verfasser sich von echtem, warmem Patriotismus durchdrungen zeigt, hebe ich als besonders anerkennenswerth an diesem Werke hervor. Schade nur, daß die ganze Mache dieses Theaterstücks eine zu äußerliche ist und die Idee des Werks voll-

ständig die Einheitlichkeit vermissen läßt, und die ganze Handlung eigentlich gar keinen Haupthelden hat, der dieselbe bis zum Ende tragen könnte. Im ersten Acte vermuthen wir fast, daß die nachherige Maitresse Ludwig's XIV., Angeline von Fontanges, die Heldin des Stücks sein werde, oder daß allenfalls als Hauptträger der Handlung Angelinens Vetter, Gauthier von Montferrand, sich entpuppen werde. Im zweiten Acte aber nimmt bald ein anderes Liebespaar, Hugo von Zedlitz und Alma, die Tochter des straßburger Syndicus Frantz, bald Frantz selber, bald wieder der muthige Schneider Wenk unsere Theilnahme ausschließlich in Anspruch, und diese Theilnahme schwankt auch in den folgenden drei Acten haltlos von einer Person zur andern. Wäre nicht wenigstens im größern Theile der Dichtung (befremdenderweise ist dies übrigens gerade in der ganzen Exposition nicht der Fall) von Straßburg, der wunderschönen Stadt, die Rede, so würde uns vermuthlich die ganze Handlung vollständig kalt anlassen, denn die Schicksale der verschiedenen auftretenden Personen, so folgerichtig auch die Charaktere an sich durchgeführt worden sind, vermögen uns nur in ziemlich beschränktem Maße zu fesseln und zu rühren, und wir lassen an uns rathlos die einzelnen Scenen vorüberziehen, wie dieselben planlos, d. h. ohne streng dramatischen Plan sich aneinander reihen oder vielmehr bunt aufeinander folgen. Es gilt eben auch hier wieder der alte Spruch: Der gute Wille allein thut's nicht!

3. Elgeva, Königin von England. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Ludorff. Münster, Mitsdörffer. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Franz Ludorff hat, obwohl Deutscher von Geburt, voriges Jahr, wie er selbst in der Vorrede bekennt, vorwiegend aus pädagogischen Rücksichten ein eigenes Drama in englischer Sprache erscheinen lassen, in welchem einige englische Kritiker „Spuren eines dramatischen Verdienstes zu erkennen geglaubt“. Dies hat den Verfasser nun ermuthigt, es auch einmal mit einer Tragödie in deutscher Sprache zu versuchen. Den Stoff zu dieser neuen Tragödie entnahm Ludorff mit Ausnahme von untergeordneten Einzelheiten durchweg der Geschichte. Die leitende Idee seiner Tragödie ist die, daß Englands jugendlicher König Edwich infolge Verletzung eines dort durch Religion und Sitte gleich geheiligten Gesetzes elend zu Grunde geht. Dies Gesetz aber betrifft in diesem Falle das Verbot einer Ehe zwischen Oheim und Nichte. Edwich, eine groß, doch weich angelegte Natur, liebt seine Nichte (Base) Elgeva und beschließt, sie trotz aller Warnungen von den verschiedensten Seiten zu ehelichen, hat aber dabei doch nicht den Muth, sich seiner Gegner rasch zu entledigen. So kommt ihm Erzbischof Odo von Canterbury, ein Greis von strengen Sitten und sonst tadellosem Wandel, aber beseelt von glühendem Fanatismus für das Landeswohl und für die strengen englischen Ehegesetze, gemeinsam mit den englischen Thans zuvor und läßt die Elgeva schimpflich aus der Stadt jagen, zu gleicher Zeit, als Edwich eben aus Liebe zum Vaterlande der Geliebten entsagen will. Die Nachricht von dem ihm selber dadurch angethanen Schimpfe erbittert Edwich, er holt die Geliebte zurück und heirathet sie. Des Erzbischofs Neffe Osmund, der sie gleichfalls liebt, entführt sie auf seines Ohms Geheiß von des Königs Seite, und nun läßt der Eiferer Odo die Aermste durch Brandmale auf Stirn und Wangen „furchtbar“ entstellen und dann erst nach längerer Qual ermorden. Da erst rafft sich der wankelmüthige König auf und erhebt das Schwert gegen Odo und die Edeln. Odo wird nun auf Edwich's Befehl gleichfalls ermordet, die Edlen aber rufen Edwich's Bruder Edgar zum Gegenkönig aus. Edwich wird, als er sein Recht erkämpfen will, niedergestoßen, und der kleine Edgar sinkt vor Schreck gleichfalls todt an des Bruders Leiche nieder, während der neue Erzbischof Dunstan angesichts der von dem Verräther Osmund herbeigeführten Dänen hofft, daß das Kreuz „die Brücke sei zu lichtern Tagen“. Der hier behandelte Stoff ist an sich unzweifelhaft nicht nur dramatisch, sondern auch tragisch, tragisch besonders Edwich's und seiner Elgeva Schuld. Trotzdem ist der eigentliche Hauptheld Edwich doch zu unschlüssiger Natur, ein zu schwacher Charakter, als daß er unser volles Mitleid beanspruchen könnte. Andererseits steht die Schuld der Elgeva, zumal die Heldin im Grunde wider ihren Willen dem Edwich nachgibt, doch in einem zu schreienden Misverhältnisse zu der barbarischen Strafe, welche auch der Dichter in Anbetracht der Zeit, da das Stück spielt, über die Aermste verhängen läßt. Daß die so gebrandmarkte Elgeva auf der Bühne, noch dazu sprechend, also nicht etwa rein passiv, eine unmögliche Figur ist, hätte sich der Dichter eigentlich selber sagen dürfen. Wir sind z. B. durch Shakspeare und Kleist nicht gerade verwöhnt und lassen uns manches Schreckliche gefallen; aber der längere Anblick dieser „furchtbar entstellten“ Elgeva, das heißt uns denn doch noch etwas mehr zugemuthet, als wenn wir die entehrte, doch verhüllte Tochter Teuthold's in der „Hermannsschlacht“ und die der Hände und Zunge beraubten Lavinia aus „Titus Andronicus“ vor uns sehen. Im übrigen muß anerkannt werden, daß der Verfasser, dessen Drama sich auch durch eine wirklich dichterische Sprache auszeichnet, die Charaktere zumeist scharf gezeichnet und folgerichtig durchgeführt hat und auch die Handlung im großen und ganzen geschickt aufbaut, nur daß die endlosen Verwandlungen zeigen, daß Ludorff selber kein rechtes Zutrauen zur Bühnenfähigkeit seines Werks gehabt hat. Auf alle Fälle aber dürfen wir von dem Dichter, trotz mancher Schwächen in dieser Tragödie, uns voraussichtlich noch einmal etwas wirklich Ersprießliches auf dramatischem Gebiete versprechen.

4. Aus dem Nachlaß von Heinrich von Stein. Dramatische Bilder und Erzählungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1888. Gr. 8. 6 M.

Diesen nachgelassenen Arbeiten des Freiherrn Heinrich von Stein zu Nord- und Ostheim ist eine kurze Lebens-

beschreibung vorausgeschickt, der wir entnehmen, daß Stein am 12. Februar 1857 zu Koburg geboren, ein Jahr lang Lehrer von Richard Wagner's Sohn Siegfried, dann Privatdocent, zuerst in Halle, zuletzt in Berlin war, wo er über Aesthetik las, und am 20. Juni 1887, ein begeisterter Anhänger Wagner's, verschied. Als Gelehrter hat Stein sich schon durch seine Mitarbeiterschaft an Glasenapp's „Wagner-Lexikon“ und durch ein größeres Werk über die Entstehung der neuern Aesthetik, als Dichter durch seine dramatischen Bilder „Helden und Welt“ in weitern Kreisen bekannt gemacht. Die heute uns vorliegenden poetischen Arbeiten bilden nur einen Theil von Stein's Nachlaß. Unter denselben ist das poetisch wie dramatisch gehaltvollste das einactige Trauerspiel „Trug des Lebens“, ein düsteres Nachtbild, das der Dichter in scharfen Umrissen mit knappen Strichen vor uns entrollt. Die Näherin Marie Wittstock, die Tochter eines Mannes aus dem Volke, wird von einem jungen Arzte geliebt, der eben erst eine Praxis sucht. Dem Vater, der vielleicht Rath wüßte, verschweigt sie die Liebe, das ist ihre tragische Schuld, wie weiter, daß sie auch dem Geliebten nicht mehr vertraut, als dieser ihr schreibt, aus Liebe zu ihren Aeltern trete er eben mit einer Andern vor den Altar. Der junge Arzt Berthold bereut seinen Verrath aber noch in letzter Stunde und kehrt, ohne den Verrath ausgeführt zu haben, in Mariens Wohnung zurück — freilich zu spät, denn eben ist Marie, die aus Gram den Tod in den Wellen gesucht, sterbend hereingeschafft worden, während die Klatschbasen der Nachbarschaft mit erheuchelter Theilnahme den Aeltern Mariens das Leben schwer machen. Sterbend versöhnt Marie ihren Vater und den Geliebten, der, nachdem er durch seinen unbesonnenen Schritt vor dem Altare das Vertrauen der Wohlhabenden verscherzt hat, verspricht, als Armenarzt sich in den Dienst der leidenden Menschheit zu stellen und, soweit möglich, für Mariens Aeltern zu sorgen. Das spannende Trauerspiel dürfte auch auf der Bühne seine Wirkung thun, zumal die Charakteristik der verschiedenen Personen wohlgelungen und die Sprache — das Stück ist, wie alle diese Arbeiten Stein's, in Prosa geschrieben — echt dramatisch ist. Außer diesem Trauerspiel enthält das Stein'sche Buch sechs dramatische Bilder, je drei aus der heiligen und der politischen Geschichte, an denen allerdings nichts dramatisch ist als die äußere Form; am deutlichsten ist dies an dem großen Bildercyklus „Die heilige Elisabeth“ wahrnehmbar, der uns in einzelnen, nur durch die Person der heiligen Elisabeth lose zusammenhängenden, an sich freilich stellenweise von echt dramatischem Leben zeugenden Scenen die ganze Lebensgeschichte dieser Dulderin von ihrem fünften Jahre an bis zu ihrem Tode vorführt. Mehr künstlerisches Gefüge als die dramatischen Bilder haben vier kleine, anscheinend aus dem Leben gegriffene Erzählungen, von denen als die gehaltvollsten und in sich abgerundetsten die beiden ersten: „Wandelungen“ und „Die Heimat der Wilden“, zu bezeichnen sind. Den Schluß dieser ganzen abwechselungsreichen Sammlung von Arbeiten aus Stein's Nachlaß bilden eine Anzahl philosophischer Aphorismen, die eigentlich, weil doch etwas zu wenig eigenartig und zu bedeutungslos, hätten wegbleiben können. Im großen und ganzen aber dürfen wir dem entschlafenen Verfasser das Zeugniß aussprechen, daß mit ihm ein ebenso begabter Dichter wie ein tiefer Denkergeist von uns geschieden ist.

5. Calas. Tragödie in fünf Acten von Victor Stern. Zur Centennarfeier des Jahres 1789. Wien, Dirnböck. 1889. 8.

Die vorstehende Prosa-Tragödie zählt 190 Seiten Großoctav und würde, wenn sie überhaupt unverkürzt auf die Bühne käme — ein Schicksal, das ihr indeß kaum bevorsteht —, die übliche Theaterzeit von drei Stunden um das Doppelte überschreiten. Ich kann mich trotzdem diesem wunderlichen Werke gegenüber ziemlich kurz fassen; denn es lohnt nicht der Mühe, viele Worte darüber zu verlieren. Die Geschichte von dem toulouser ehrenwerthen Kaufmann Jean Calas, der als Führer der Calvinisten von seinen Gegnern beschuldigt ward, am Tode seines ältesten Sohnes schuld zu sein, und der dann, ein Opfer des Fanatismus und einer von Grund aus verderbten Justiz, unschuldig am 9. März 1762 das Schaffot bestieg, ist bekannt. Diesen Mann, dessen Charakter an sich keine Spur eines tragischen Helden verräth, ist schon 1780 von Christian Felix Weiße einmal auf die Bühne gebracht worden. Möglich, daß dieser Calas damals für die Zeitgenossen eine immerhin noch erträgliche Bühnenfigur gewesen ist, und zwar nicht seiner selbst willen, als eben wegen der Zeit, als deren Sohn er auftrat. Ein Justizmord, wie der in Rede stehende indeß, kann uns den betreffenden Unglücklichen nicht zu einem tragischen Helden an sich schon machen. Unbegreiflicherweise aber hat Victor Stern mit geradezu peinlich wirkender Aengstlichkeit alles vermieden, was auf seinen Helden auch nur den Schatten des kleinsten Fehlers werfen könnte; denn dieser Stern'sche Calas ist rein und fleckenlos, ein wahrer Mustermensch, und selbst seine Leichtgläubigkeit dem verrätherischen Fabrice gegenüber ist begründet, da Fabrice eigentlich alle Ursache hat, seinem Retter aus der Noth dankbar zu sein. Von der nöthigen Mischung aus gut und böse aber, wie sie dem Charakter des Helden einer jeden Tragödie anmerkbar sein muß, ist in diesem Werke nicht die Rede. Der Eindruck, den wir von diesem Werke haben, kann daher kein anderer sein, als daß dem Leser Zweifel an der Gerechtigkeit der ganzen Weltordnung auftauchen und wir von dieser Tragödie nicht geläutert, sondern mit Abscheu und Entsetzen scheiden, was aber der Zweck keines Kunstwerks — sei dasselbe welcher Art auch immer es wolle — sein kann. Ganz abgesehen von diesem Haupt- und Grundfehler aber, der allein ausreicht, dies Werk als ein verfehltes zu kennzeichnen, macht das ganze Stück mit seinen Verrückten und Verzückten, mit seinen Särgen und darauf befindlichen Menschengerippen u. s. w. auch einen so un-

erquicklichen Eindruck, daß man eine dialogisirte Mord- und Räubergeschichte vor sich zu haben glaubt. Der Verfasser wende mir nicht ein, daß er ja ein getreues Bild jener Zeit habe entwerfen wollen! Wenn das der eigentliche Zweck der Tragödie wäre, nun dann wäre die Absicht des Verfassers freilich in der denkbar wünschenswerthesten Weise geglückt. Wenn wir aber nichts weiter im Schauspielhause wollen, als die ganz gewöhnliche Wirklichkeit vor uns zu sehen, wenn wir nichts Höheres erstreben, dann können wir Geld und Zeit, die wir auf den Genuß eines solchen Schauer- und Räuberstücks verwenden, einfach sparen. Einzelnes liest sich ja ganz hübsch in Stern's Werk, der Gesammteindruck desselben aber ist dennoch nicht der eines Kunstwerks, und auch vereinzelte Schönheiten verschwinden unter der Masse der endlosen nichtssagenden Reden und all der Folterqualen, zu deren Zeugen der Verfasser den armen Leser seines Buchdramas macht. Zum Schlusse sei nur noch kurz erwähnt, daß der Verfasser auch in der Sprache sich bemüht hat, uns nach Kräften abzuschrecken. So heißt es auf S. 9:

Fenern. Darum euch jüngster Zeit nur allzu oft dem Stadthaus enteilen sehen!

Fabrice. Im Stadthaus gar mancher ob Ladung, Verhör, Red', Antwort, Klage, Zeugenschaft und was nicht alles sonst? Dies Grund zur Verdächtigung?

Le Brun. Allein gerade ihr nur dann dort, wo mit B.... im Verkehr! Euch solcher Weis' stets betroffen!

So geht es radbrechend fort das ganze Buch hindurch, und doch hat unsere deutsche Muttersprache dem Verfasser ebenso wenig als der arme Calas ein Leids angethan, daß Stern jene wie diesen in so grausamer Weise mishandelt.

6. Philiberte. Lustspiel in drei Aufzügen von Emile Augier. Vom Verfasser autorisirte Bearbeitung von A. Fitger. Oldenburg, Schulze. 1888. 8. 2 M.

Augier, einer von denjenigen französischen Dramatikern, welche wegen des ihre Dichtungen durchdringenden sittlichen Ernstes dem Denken und Fühlen deutscher Leser am nächsten stehen, hat sowol mit seinen Tragödien als mit seinen Lustspielen, welche letztern theils in das Gebiet der Charakterkomödie, theils in das des Intriguenlustspiels gehören, nicht gleichmäßig auf der Bühne Erfolg gehabt, einzelne seiner Dramen fielen sogar geradezu durch. Sein neuestes Lustspiel „Philiberte" nun, das sich am besten als Charakterkomödie bezeichnen läßt — das Wort Komödie hier mehr in französischem als in deutschem Sinne aufgefaßt — ist nicht geradezu angethan, den Ruhm Augier's als Dramatiker zu erhöhen. Das Stückchen, das in gereimten sechsfüßigen Jamben (Alexandrinern) geschrieben ist, macht einen etwas schwerfälligen Eindruck. Das Original ist mir zwar nicht zur Hand. Der Name Arthur Fitger's aber birgt dafür, daß das Werk in der deutschen Bearbeitung auf alle Fälle wenigstens nicht verloren hat, eher möchte noch das Gegentheil anzunehmen sein. Der Dichter schildert uns in dieser Marquise Philiberte auf Schloß Grandchamp eine jener sympathischen Mädchengestalten, deren innern Werth, da sie äußerlich nicht eben mit besondern Reizen ausgestattet sind, weder die Betreffenden selber, noch auch die meisten Uebrigen erkennen, bis endlich das scharfe Auge der Liebe auf solch eine verkannte Mädchengestalt fällt. Philiberte ist nicht schön, aber ein geistvolles und seelensgutes Kind. Nachdem sie schon Jahre unbeachtet auf dem Schlosse ihrer Mutter verlebt, findet sich endlich plötzlich der Rechte, der sein Herz an sie verliert, in der Person des armen Edelmanns Raymond von Tauliguan. Philiberte indeß glaubt sich nur um ihrer Mitgift willen geliebt und schlägt seine Hand aus. Da bietet ihr ein alter reicher Ohm halb aus Grille, halb aus Mitleid seine Hand an. Das macht aber Philiberte noch immer nicht sicher und stolz. Erst als der Neffe des alten Herrn ihr, dem reichen Mädchen, das die Ehe verschworen hat, anbietet, sie möge sich ihm in freier Liebe ergeben, sieht Philiberte ein, daß sie auch äußerlich nicht so übel, vielmehr auch um ihrer selbst, nicht blos um ihres Geldes willen eine ganz begehrenswerthe Partie ist, und nachdem sie den jungen Roué gebührend abgefertigt, reicht sie dem Raymond die Hand zum ewigen Bunde, während ihre jüngere Schwester sich vorher verliebt und ihr Onkel sich mit der Hand ihrer verwitweten Mutter begnügt, der junge Wüstling aber verdientermaßen leer ausgeht. Das ist so ungefähr der allerdings in der Dichtung selber nicht so ganz klar liegende Faden der Handlung, die sich etwas zu sehr in die Breite ausdehnt und wesentlich gewinnen würde, wenn die Reden zum Theil kürzer wären und der Dialog sich noch etwas leichter, gefälliger gäbe. Trotzdem soll nicht geleugnet werden, daß diese Charakterkomödie uns ein anmuthiges Dichtertalent zeigt, dem es auch an Esprit nicht fehlt, und daß von den Charakteren namentlich derjenige der Titelheldin scharf und in liebenswürdigster Weise gezeichnet ist. Die Fitger'sche Bearbeitung scheint allerdings mit das Ihrige beigetragen zu haben, daß der Duft der Poesie, der dieses Werk umgibt, auch in der deutschen Uebertragung uns erhalten geblieben ist. Schade nur, daß das Buch von Druckfehlern mehrfach entstellt wird. So muß es besonders auf S. 4 heißen: „All diese Herrlichkeit fähst du doch nur — allein" (statt „nur allein") und S. 14: „So hat man mich vermählt mit **ihrem** Vater" (nicht mit „Ihrem Vater"). Diese Worte spricht nämlich die alte Marquise zu dem alten Ohm Philiberte's, den sie selber dann heirathet! Dank dem Druckerteufel aber würde die alte arglose Marquise am Schlusse des Stücks ja zur reinen Jocaste, sicher weder nach Augier's, noch auch nach Fitger's Absicht.

Karl Siegen.

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst.

Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Zweiter Band. Erste bis vierte Auflage. Berlin, Hertz. 1888. Gr. 8. 13 M.

Nach Jahresfrist, willkommen überraschend, ist der zweite Band dieses ausgezeichneten Memoirenwerks dem ersten gefolgt, und liefert dadurch den Beweis einer wohlvorbereiteten Anlage des Unternehmens von lange her. Er führt mitten in die Dinge hinein, von denen er erzählt, und nimmt sofort die lebhafteste Theilnahme gefangen. Beginnt er doch mit der Schilderung jener Zeit, die schwer auf den Besten lastete und manchem ob der getäuschten nationalen Hoffnungen das Herz zu brechen drohte, mit den „Jahren des Rückschritts", wie der fürstliche Verfasser das erste Buch dieses Bandes, das sechste des ganzen Werks, benennt, um dann langsamen Schrittes in ausführlicher Erzählung zum Anbruch erneuter, erst tastender, dann hoffnungsreicherer Bestrebungen, bis zum Frühling des Jahres 1860 zu gelangen. Das ist der Anfang einer Periode, deren Ausgang das heute wirkende Geschlecht gesehen, welche alle bewußt mit erlebt, die heute noch in der Vollkraft ihres Wirkens stehen; die Erzählung greift in ihre Erinnerungen hinein und findet derart den zur Aufnahme empfänglichsten Boden. Dazu kommt, daß der Verfasser, je näher er der Gegenwart rückt und je wichtigeres Material er in reichster Fülle zu erschließen in der Lage ist, um so mehr die Thatsachen sprechen läßt, er um so objectiver wird, je weniger das Bedürfniß sich geltend macht, Stimmungsbilder aus Zeiten zu bieten, die im heutigen Bewußtsein zurückgetreten sind. Das gereicht unsers Erachtens dem Werke nur zum Vortheil. Gegenüber der Darstellung der Kämpfe in den Jahren 1848—50 mit dem vermeintlichen Ausblick auf Sein oder Nichtsein berührt die bei aller Lebendigkeit der Auffassung, ungeachtet der Schilderung häufig obwaltender Meinungsverschiedenheiten, doch vorherrschende Ruhe des Erzählers wohlthuend und mahnt hie und da bei den weltgeschichtlichen Ereignissen des orientalischen und des italienischen Kriegs an den großen Stil des Geschichtschreibers.

Die ganz einzigartige Stellung des Herzogs — das Ergebniß seiner Begabung, Bildung, seines politischen und nationalen Interesses, seines Berufs als regierender Fürst eines in keiner Hinsicht in die Wagschale fallenden Landes und endlich der Zugehörigkeit zu einem weitverzweigten, zum Theil herrschenden Hause — sie hat ihm die ausgebreitete und tiefe Kenntniß der innern Vorgänge seiner Zeit verschafft, an der er durch sein Buch die Welt theilnehmen läßt. Daher hat das Werk solchen Reiz. Er wird in hohem Grade gesteigert durch die geschmackvolle Erzählung, die künstlerische Anordnung des Stoffs.

Aus den dumpfen ersten Jahren des wiederhergestellten Bundestags, die sich ja jetzt wol mit einer gewissen Ironie behandeln ließen, im einzelnen aber prächtige Schilderungen aufweisen, wie der Brief aus Wien, steigt die Darstellung an zum interessantesten Abschnitte des Bandes, den „Orientalischen Wirren", wo des Herzogs Besuch am neuen Kaiserhofe zu Paris den glänzenden Eingang der fünf Kapitel bildet, die auf ihren nahezu 200 Seiten eine Unterhaltung gewähren, von welcher man nur schwer sich zu trennen vermag. Die allgemeine und die deutsche Frage, die europäische Sachlage und die nationale Hoffnung, die sich an die Stellungnahme Preußens klammern wollte, kommen in des warmherzigen Verfassers Behandlung gleicherweise zu ihrem Rechte.

Aber wenn die „Jahre des Rückschritts" auch andern Buchtiteln gewichen, in der That dauern sie über den Krimkrieg hinaus, doch lasten sie nicht mehr erdrückend auf den Zeitgenossen. Der Anstoß, den der gewaltige Kampf gegeben, die getäuschten Erwartungen, die an seine Wechselfälle sich in Deutschland geknüpft, führen zum Entschlusse, eine Aenderung anzubahnen. Im Doppelsinne nennt der Herzog das die Zeit von 1856 bis 1859 umfassende achte Buch ein „Vorspiel ernsterer Kämpfe". In dem von ihm gegründeten „Literarisch-politischen Vereine" galt es, die national Gesinnten zusammenzufassen, die politische Schulung des Volks in die Hand zu nehmen, es vorzubereiten auf eine Wendung der deutschen Angelegenheiten, die um so mehr ersehnt wurde, je trauriger es in den letzten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. aussah und je mehr die Gärung in Frankreich, in Italien bemerkbar ward. Dieser verhaltenen Spannung, welcher in Deutschland der Anbruch der „neuen Aera" durch den Regierungsantritt des Prinz-Regenten von Preußen kräftige Nahrung gab, ist dann „Der Krieg vom Jahre 1859" mit all seiner Einwirkung auf Deutschland, mit der tiefen Erregung, die er wegen der Oesterreich nicht geleisteten Bundeshülfe zurückließ, gegenübergestellt, und das Buch schließt mit dem Anstoße zu einer Sammlung und Neugestaltung der in Deutschland brachliegenden Kräfte, der zufolge der Erfahrungen und Empfindungen an verschiedenen Stellen als nothwendig erkannt, und so auch in verschiedenartiger Weise ins Werk gesetzt wurde. Die Umbildung des preußischen Heeres wird in diesem Bande eben nur angedeutet, die Gründung des Nationalvereins noch eingehend erzählt.

Kein Leser der „Blätter" wird an den mannichfachen Auszügen, welche die Presse aus dem Werke des Herzogs gebracht, vorübergegangen sein. Wir halten uns deshalb aller Anführungen überhoben. Es kam hier nur auf die Kennzeichnung des Gesammtinhalts und seiner Darstellung an, um zum Studium des ganzen Buchs anzuregen. Ueber einige Vorbehalte, die sich machen ließen, über einige Gesichtspunkte, die beim Lesen unsers Erachtens obzuwalten haben, sprachen wir uns schon an anderm Orte aus („Unsere Zeit", 1889, erstes Heft). Friedrich Bienemann.

Neue Novellen und Erzählungen.

1. Der Umzug und andere Novellen von Hans Arnold. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 4 M.
2. Fernab von der Straße. Vier Novellen von Gerhard Walter. Jena, Costenoble. 1889. 8. 6 M.
3. Auf deutschem Boden. Novellen aus dem socialen Leben unserer Tage von C. W. E. Brauns. Halle, Tausch u. Grosse. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Eine Quedlinburger Aebtissin. Von M. von Dieskau. Quedlinburg, Vieweg. 1889. 8. 3 M.

Vier Bücher von Frauenhänden, dafern wir uns nicht täuschen*) und soweit uns Kürschner nicht im Stich läßt. Denn noch immer besteht die Unsitte, welche mit den schriftstellerischen Ansprüchen der Frauenwelt schlecht stimmt, das Geschlecht auf dem Titel zu verbergen. Das hat wol von seiten der schreibenden Frauen seine guten Gründe, die wir aber keineswegs in einem grundlosen Vorurtheil gegen die Frauenschriftstellerei von seiten der Männerwelt suchen. Hervorragende schriftstellernde Frauen haben der Unsitte längst entsagt — wir nennen z. B. Marie von Ebner-Eschenbach und Adelheid von Rothenburg — und werden darum nicht weniger gelesen. Gerade deshalb entsteht bei den andern Frauen mit männlichen Pseudonymen der Verdacht, daß die falsche Flagge minderwerthiges Gut einschmuggeln soll. Viel mehr als Mittelgut sind denn auch die uns vorliegenden Bücher nicht.

Bei Hans Arnold (Nr. 1) unterhält man sich stets ganz vortrefflich angesichts dieses brummbärigen Alten und der natürlichen, verliebten, frischen Mädchen und Jünglinge, angesichts der tausenderlei humoristisch geschilderten, dem alltäglichen Leben entnommenen Hindernisse, welche sich dem zuletzt stets erreichten Endziel alles Sehnens, dem Heirathen, entgegenstellen. Daß die Personen dabei oft bloße Schemen sind, keine eigenartig gestalteten Menschen, daß es an jeder psychologischen Entwickelung fehlt, vergißt man ob dem Vergnügen, welches einem die lustigen Geschichten auf eine halbe Stunde gewähren. Die Verfasserin wird sich aber vor dem Carikiren hüten müssen, welcher Gefahr sie in den besten Geschichte — Novellen sind Geschichten nicht, wenn sie keine psychologische Entwickelung haben — der sonst sehr lustigen Schuljungengeschichte, nicht ganz entgangen ist. In zweien dieser Novellen, und zwar in den ernsten, hat sie allerdings psychologisch zu begründen versucht, und in der einen „Tannhäuser", der größten des Buchs, sich redliche Mühe gegeben, eine eigenartige Mädchennatur und tiefere Conflicte zu schildern. Doch liegt ihre Begabung offenbar mehr auf dem Gebiete häuslicher Komik, und ihre Geschichten sind oft eine sehr drollige Illustration zu der Boshaftigkeit des Zufalls und — Vischerisch zu reden — des Objects.

Tiefer gehen die Novellen Gerhard Walter's (Nr. 2). Sie spielen, wie der Titel sagt, an Orten, die fernab der Straße liegen, wenn auch die behandelten Stoffe nicht gerade fernab der breiten Heerstraße der Novellistik liegen. Am meisten Farbe hat die jütische Heidenovelle „Inge", eine Dorf- und Zigeunergeschichte, deren Personen alle Fleisch und Blut haben, wie auch ihre Aeußerungen nicht conventionelle sind, sondern von jener markigen Kürze und jenem schlagenden Ausdruck, der nur mehr fernab der Straße gefunden wird. Diese Geschichte ist die beste der Sammlung. Zwei andere drehen sich um das Schicksal von zwei Verlobten: beidemal tritt das Schicksal in Gestalt einer dritten Person herein, und das eine mal endet es mit dem Wort: „Allein, ganz allein"; das andere mal mit einem Gott sei Dank der Erlösung von einem gelehrten Bräutigam, dem die Rankenfüßer wichtiger sind als die sehr berechtigten Ansprüche einer Braut. Diese letztere Geschichte: „Am Ilkensee", ist ein reizend geschildertes Sommerfrische- und Maleridyll, und daß die ganze Sache ohne Sentimentalität, ja mit einem Anfluge von Humor erzählt wird, macht die Novelle nur um so anziehender und unterscheidet sie vortheilhaft von der ersten: „Auf dem Ziegelhofe", welche zudem trotz mancher Anläufe nicht über das Gewöhnliche hinauskommt. Im ganzen steckt eine recht tüchtige Kraft in dem Buche; wir würden dem Verfasser nicht ungern ferner begegnen.

Dies können wir keineswegs von C. W. E. Brauns, der Verfasserin der „Novellen aus dem socialen Leben unserer Tage" (Nr. 3) sagen; denn diese sogenannten Novellen tragen den Stempel des Dilettantismus allzu deutlich zur Schau. Statt des großartig klingenden Untertitels, welcher nur irre führt, hätte die Verfasserin beisetzen können: aus dem allergewöhnlichsten täglichen Leben. Denn daß Aeltern ihre Söhne an reiche Schwiegertöchter und ihre Töchter an Grafen verheirathen wollen, diese aber andere lieben, ist eine alte Geschichte, und daß ein lediger Bürgermeister eine arme, in ihre Heimat zurückgekehrte Gouvernante heirathet, ist auch nicht gerade dem „socialen Leben unserer Tage" eigenthümlich. Im Gegentheil vermuthen wir, daß die Bürgermeister in unseren Tagen arme Gouvernanten lieber nicht heirathen. Doch man kann sich jeden Stoff gefallen lassen, wenn er nur künstlerisch behandelt wird. Hier aber ist so viel alltägliches, uninteressantes Geschwätz, so viel unnöthige Breite, so viel Unbehülflichkeit, so wenig Sinn für Einheit und Geschlossenheit der Darstellung, kurz so klar zu Tage liegender Mangel an ursprünglicher Begabung, daß die Kritik nicht mehr als den guten Willen anerkennen kann.

Viel mehr vermögen wir auch nicht anzuerkennen an dem historischen Roman von M. von Dieskau: „Eine Quedlinburger Aebtissin" (Nr. 4). Er spielt am Ende des 15. Jahrhunderts, also in einer Zeit, die fast noch mehr als das 16. Jahrhundert uns anzuziehen geeignet,

*) Bei Nr. 2 gewiß. D. Red.

deren Kenntniß aber eine wenig verbreitete ist. Die Verfasserin nun weiß von dieser Zeit auch nicht viel mehr als das allergewöhnlichste, und darum gelingt es ihr nicht, ihre Erzählung in die Farbe jenes Jahrhunderts zu tauchen, von offenbaren Verstößen gegen die Zeitfarbe in den Gesprächen gar nicht zu reden. Die Erzählung dreht sich um die Streitigkeiten der Aebtissin Hedwig mit der Stadt Quedlinburg, aber wir vermögen in der Darstellung der Verfasserin weder der Handlung noch den Personen ein sonderliches Interesse abzugewinnen. Und das muß doch vor allem ein Schriftsteller erreichen. Auch die Liebespaare und ihre Geschicke lassen uns kalt: es sind hölzerne Puppen, welche aus der Puppenstube der seligen Romantik entlehnt und mit etwas culturgeschichtlicher Farbe neu angestrichen sind. Bei dieser Schriftstellerin wie bei den vorhergehenden ist zu beklagen, daß sie nicht knapp schürzen und straff spannen können, daß sie namentlich nicht zu unterscheiden vermögen zwischen Wichtigem und Unwichtigem, zwischen dem was breite Darstellung verlangt und was nur kurze Erwähnung verdient. Diese Mängel sind freilich überhaupt Mängel der Frauenschriftstellerei und lassen sich aus dem Wesen der Frau erklären. Dadurch verderben indessen oft selbst begabte Schriftstellerinnen den besten Stoff, während ein richtiges Gefühl hierfür manche sonstige Fehler zuzudecken vermag. Wenn aber gar Dilettantismus und Talentlosigkeit sich breitspurig und mit Behagen ergehen, dann ist die Qual des Lesers vollendet. Die genannten Fehler der Frauenschriftstellerei umgekehrt bringen es mit sich, daß auch das Werk einer begabten Schriftstellerin den Eindruck des Dilettantenhaften macht, und so wird der Leser leicht zu einem unbilligen, weil unwilligen Urtheil verführt. Um so mehr läge es im Interesse gerade der schriftstellernden Frauen, diese Mängel zu meiden, was freilich nicht blos schriftstellerische Routine zu Wege bringen wird.

5. Wolken und Sonnenschein. Novellen und Erzählungen von Joseph Spillmann, S. J. Dritte vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1888. 8. 4 M.

Wir schicken voraus, daß in dem Buch keine einzige Erzählung ist, welche unter die Kunstgattung Novelle fiele, daß man also in demselben nicht etwas suchen darf, was es nicht enthält. Vielmehr bietet uns der Verfasser schlichte, mit Liebe gearbeitete Erzählungen, meist historischer Art, etwas umständlich und gründlich, oft schwerfällig vorgetragen. Es ist die Stufe der Erzählungskunst, welche wir heutzutage in den kleinern erbaulichen Blättern evangelischen und katholischen Bekenntnisses vielfach begegnen. Ohne Zweifel sind die vorliegenden Geschichten auch ursprünglich für katholische Blätter geschrieben. Es fehlt fast allen an der künstlerischen Abrundung, an der wahren Leidenschaft, an plastischer Charakterzeichnung; dagegen läßt fast jede die fromm katholische Gesinnung des Verfassers durchblicken. Wo es sich um Katholiken und Protestanten handelt, wird, woraus wir dem Verfasser an sich keinen Vorwurf machen können, natürlich Licht und Schatten nicht gleichmäßig vertheilt. Man kann freilich bei einem glaubenstreuen katholischen Schriftsteller auch nicht verlangen, daß er einem Zwingli, einer Königin Elisabeth, einem Georg I. von England Liebe entgegenbringe; dasjenige Maß von Gerechtigkeit, das auf jesuitischem Boden überhaupt möglich ist, hat sich der Verfasser abgerungen.

Am besten gelungen sind ihm die Erzählungen im Chronikstil, welcher in der ersten Erzählung: „Im Paradierzimmer", und in der vorletzten: „Der Judenknabe von Prag", herrscht, wiewol der Verfasser ab und zu aus dem Tone fällt, was auch bei den andern Erzählungen, namentlich bei den geschichtlichen, seinen Personen in den Mund gelegten Ausführungen der Fall ist. Die Treuherzigkeit des Chronikstils, namentlich in dem „Judenknaben von Prag", dessen Geschichte ein einfältiger Kapuzinermönch in seiner Art erzählt, macht diese Geschichten anziehend, auch wo der Inhalt uns nicht sonderlich zu erwärmen vermag, und der Verfasser erreicht hier etwas sehr Wichtiges: daß der Leser, wenigstens während des Lesens, deren Berichte glaubt. In diesen Geschichten kann auch nicht der Ton zum Durchbruch kommen, der in den andern herrscht. Man nennt ihn bei den evangelischen Geschichten den Pietistenton; ihm entspricht auf katholischer Seite die Sentimentalität, in welche alles, was auf die Kirche Bezug hat, getaucht wird.

Wir haben also in Joseph Spillmann einen durchaus nicht über das gewöhnliche Mittelmaß hinausragenden Erzähler. Aber er ist Jesuit. Deshalb wird die vielfach bewährte ultramontane Reclame für ihn arbeiten und wir werden ihn in Bälde von jener Seite unter die ersten Erzähler Deutschlands versetzt sehen. Daß hierzu auch diese unsere Kritik sich brauchen lassen muß, ist uns nach Vorgängen sehr wahrscheinlich. Richard Weitbrecht.

Neuere philosophische Literatur.

1. Die Entwickelung des Causalproblems von Cartesius bis Kant. Studien zur Orientirung über die Aufgaben der Metaphysik und Erkenntnißlehre. Von Edmund Koenig. Leipzig, O. Wigand. 1888. Gr. 8. 5 M.

Man versteht unter Causalität den allgemeinen Satz oder die Annahme, daß jedes Ding durch eine zureichende Ursache bedingt sei oder erklärt werden müsse. Auf die Erkenntniß der Ursachen des Wirklichen ist deswegen zu allen Zeiten das Bestreben der Wissenschaft und der Philosophie gerichtet gewesen. Diese Ursachen aber sind nicht überall sogleich und ohne weiteres aufzuzeigen und zu bestimmen. Der natürliche Mensch am Anfange der

Geschichte sieht zunächst in den Gottheiten die allgemeinen Ursachen oder bedingenden Gründe alles Geschehens in der Welt. Alle Ursachen bestehen ihm insofern zuletzt in freien Willensacten anderer ihm selbst ähnlicher persönlicher Wesen. Von sich aus schließt er auf den Willen als Grund des Geschehens auch für die ganze übrige ihn umgebende Natur. Diese Ansicht wird nothwendig durch den Fortschritt der Philosophie und des wissenschaftlichen Denkens allmählich zurückgeschoben und verdrängt. Es werden mehr und mehr andere in der Wirklichkeit selbst enthaltene Ursachen des Geschehens aufzufinden versucht. Die Vorstellung von der Gottheit weicht zurück vor der sich immer weiter Bahn brechenden Ansicht der immanenten Nothwendigkeit alles Geschehens in der Natur. Dieses war eigentlich der allgemeine Entwickelungsgang der Philosophie im Alterthume ebenso wie in der neuern Zeit. Auch für das Mittelalter lag im christlichen Gottesbegriffe wesentlich noch die alleinige erklärende Ursache alles Geschehens und des Inhalts der Welt enthalten. Die Bekämpfung und das Zurückdrängen dieses anfänglichen religiös-theologischen Standpunktes aber konnte nicht mit einem male und ohne weitere Mühe und Anstrengung erfolgen. Es war auch unmöglich, die wahren oder direct wirkenden Ursachen der Dinge sogleich aufzuzeigen und zu ermitteln. Es begann daher jetzt überhaupt ein längeres Ringen mit der Frage nach den allgemeinen Beschaffenheiten und letzten Gründen der wirklichen Welt. Man mußte sich eine Zeit lang mit Einbildungen und Hypothesen statt der wirklichen und nachweisbaren Ursachen begnügen. Der ganze angefangene Proceß der Ernüchterung des Vorstellens über die Welt setzte sich auch noch weiterhin fort. Man hatte es jetzt statt mit Gottheiten mit angenommenen Naturgeistern, Lebenskräften u. s. w. zu thun. Auch der bloße Begriff der Kraft an sich ist eine eingebildete oder fingirte Ursache für ein Geschehen in der wirklichen Welt. Es kamen andere Fragen hinzu, die aus der anscheinenden Unmöglichkeit der doch unleugbar bestehenden Einwirkung des Geistigen auf das Körperliche und umgekehrt entsprangen, worauf der Dualismus des Cartesius und die Lehre von der occasionalistischen Vereinigung beider Substanzen beruhte. Das Causalitätsproblem ist überall der Mittelpunkt und Träger der ganzen Entwickelung der neuern Metaphysik gewesen. Die vorliegende Studie bietet sich als ein geeigneter Führer in der ganzen hierauf Bezug habenden Speculation dar. Man ist außerdem eigentlich nicht recht im Stande, den besondern Werth und die Bedeutung aller einzelnen Lehren der neuern Philosophie zu begreifen. Dieses Problem ist wenigstens einer der Hauptschlüssel zum wahren und objectiven Verständnisse des ganzen Entwickelungsganges der Philosophie. Wir sind auch jetzt noch mit diesem ganzen Problem keineswegs vollkommen am Ende oder im Reinen. Denn es ist durchaus noch nicht ausgemacht, bis zu welchem Grade die sogenannte mechanische Causalität im Sinne der Naturwissenschaft, nach welcher alle Kräfte bloße an den Stoff gebundene, direct wirkende Ursachen der Erscheinung sind, eine wahre und genügende Erklärungsformel des Wirklichen bilde. Man kommt doch vielleicht wieder auf eine immanente Teleologie im Sinne der Lehre des Aristoteles in dem ganzen zusammenhängenden Fortgange der Erscheinungen der Natur und der Geschichte des irdischen Lebens zurück. Wir empfehlen das vorliegende Buch namentlich darum, weil es eine von der gewöhnlichen abweichende, sich an ein bestimmtes sachliches Problem anschließende Stellung zu der Erkenntniß und Kritik der Lehren der neuern Philosophie einnimmt.

2. Zur Philosophie des bewußten Geistes. Eine Entwickelung des Gottesbegriffs aus der Geschichte der Religion und Philosophie von Wilhelm Bauermeister. Erste Abtheilung: Die Hypothese. Hannover, Helwing. 1888. Gr. 8. 3 M.

Für solche Bücher, wie das hier vorliegende, ist jetzt und hoffentlich für immer die Zeit des Verständnisses und der Anerkennung vorbei. Das sind Kartenhäuser von Begriffen, wie sie ein Kind aufbaut, um sie dann umzublasen und in anderer Folge immer wieder von neuem zu errichten. Alles das ist idealistische Metaphysik und hochtrabende Speculation in leeren Begriffen, wie zu der Zeit von Fichte, Schelling und Hegel, nur daß jetzt der ganze dahin gehörende Gedankenstoff vollständig erschöpft und durchgearbeitet ist und das Neue nur in einer schlechthin unmöglichen, ziellosen und sich in den mannichfaltigsten Widersprüchen bewegenden Reproduction jener frühern Anschauungen und Bestrebungen besteht. Es hat manches an sich Uebertriebene und Verkehrte in einer gewissen Zeit seine Berechtigung und Nothwendigkeit gehabt, während es späterhin nur als eine neu aufgeputzte Leiche am Tageslichte des Lebens erscheint. Die drei Reiche Natur, Geist und Gott sind nach dem Verfasser wesentlich identisch oder eigentlich nur andere Namen für das allgemein idealistische Einheitsschema des All. Seine Metaphysik ist in der Hauptsache ein Operiren mit dem Gottesbegriffe, welches theils an die spätere Lehre Schelling's, theils wol auch hin und wieder an Schopenhauer erinnert. Alles dieses aber ist im äußersten Grade farblos und abstract und kommt nie über die Grenze einer weit über allem Wirklichen stehenden eingebildeten goldenen Begriffswolke hinaus. Alle Erkenntniß der Welt ist gleichsam eine Psychologie Gottes, in der wir selbst der Gottheit zur nothwendigen Entfaltung ihres die Welt mit sich erfüllenden und sich ewig wiederholenden Denkens behülflich sind. Alle Paradoxien des Verfassers aber heben sich immer wieder durch sich selbst auf und es ist seine ganze Arbeit ein Spiel, an dem er selbst seine Befriedigung gefunden haben mag, aus dem aber sonst für die Wissenschaft, die Philosophie und das Leben kein irgendwie faßbares und bestimmtes Ergebniß hervorgehen kann.

3. Eugen Dühring. Eine Studie zu seiner Würdigung von H. Druskowitz. Heidelberg, Weiß. 1888. 8. 2 M. 20 Pf.

Eugen Dühring gehört zu den tragischen Erscheinungen in der Geschichte der neuern deutschen Philosophie. Eine

bedeutende Kraft hat sich in Auffassungen und Wege verirrt, welche sie nothwendig mit den bestehenden Verhältnissen, Anschauungen und Richtungen der Zeit haben in Conflict bringen müssen. Der Verfasser dieser Studie ist keineswegs ein unbedingter Anhänger oder Bewunderer Dühring's und seine Arbeit darf daher wol den Werth eines objectiven und gelungenen Charakterbildes beanspruchen. Als ein Pessimist im gewöhnlichen oder Schopenhauer'schen Sinne kann Dühring nicht angesehen werden, wenn er auch für sich selbst seinen persönlichen subjectiven Weltschmerz oder Pessimismus besaß. Dühring gehört zu denjenigen Geistern, die alles, was sie sind, sich selbst und ihrer eigenen Kraft, nicht aber fremder Lehre oder dem Anschlusse an irgendeine gegebene äußere Observanz zu verdanken gehabt haben. Er hat keinen regelmäßigen Schulunterricht genossen und daher auch die Welt nicht mit den Augen des gewöhnlichen auf den Schulen gepflegten classischen und religiösen Idealismus ansehen gelernt. Seine Weltansicht, die in der vollständigen Religionslosigkeit gipfelt, ist eine trübe und in den Schranken einseitiger und vorurtheilsvoller Verstandesauffassung befangen. Wie viel Schuld an seinem Conflict mit dem akademischen Professorenthum auf ihn selbst falle, mag hier unentschieden bleiben. In diesem Punkte hat er außer Schopenhauer auch Krause zu Schicksalsgenossen gehabt. Es sind nicht immer die schlechtesten Geister gewesen, die sich dem gerade bestehenden Zwange der wissenschaftlichen Zunft nicht haben unterwerfen können. Die Wissenschaft und die Wahrheit oder der nothwendige Fortschritt des menschlichen Geistes verlangt zuweilen solche Opfer, deren Tragik in der Geltendmachung eines bestimmten einseitigen oder subjectiven Moments der Berechtigung gegenüber der größern Macht des einmal Bestehenden oder allgemein und objectiv Gültigen im Leben beruht. Hierzu gehört auch Dühring, und es mag die vorliegende Schrift dazu beitragen, ihn in seiner Person und Stellung in einem etwas mildern und versöhnendern Lichte vor uns erscheinen zu lassen, als dieses nach dem sonst über ihn Bekannten wol für gewöhnlich der Fall ist.

Conrad Hermann.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue des Deux Mondes“ vom 1. December 1888 widmet dem zweiten Bande der Memoiren des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha (Berlin, Hertz, 1888) eine recht übelwollende Besprechung von 12 Seiten. „Dieser starke Band von 540 Seiten enthält einige werthvolle Schriftstücke, einige merkwürdige Anekdoten, einige bemerkenswerthe Erzählungen und Urtheile; aber auch viel Ballast und Kram. Der Verfasser hat seine Archive und Notizbücher zu sehr durchsucht und den Stoff zu wenig gesichtet; er legt zu großes Gewicht auf das kleinste seiner Zettelchen. Seine Pläne, seine gelegentlichen Entwürfe, seine Hoffnungen und Enttäuschungen, seine gescheiterten Verhandlungen, Statuten für eine literarisch-politische Vereinigung, die er gründen wollte, alles, was sich in seinen Gedanken und zwar nur da ereignete — nichts schenkt er dem Leser. Wenn ein Bismarck seine Memoiren schreibt, dann mag er uns bis auf kleinste alle seine Jugendträume erzählen: in dem Falle werden wir uns nie über ein Zuviel beklagen, denn seine Hand hat allen großen Ereignissen unserer Zeit den Stempel aufgedrückt und seine Träume sind Geschichte geworden. Herzog Ernst hat nicht das Glück gehabt, die seinen zur Wirklichkeit zu machen; das Deutschland, welches entstanden ist, gleicht nicht dem, das er geplant hat; nichts ist so geworden, wie er es gewünscht und gehofft hat; seine Seifenblasen sind eine nach der andern geplatzt. Er ist nur das Haupt der Unzufriedenen und derer gewesen, die Luftschlösser bauten. Eine starke und mächtige Dogge, welche neben dem Eilwagen herläuft und dahineilend die Vorübergehenden, den Mond oder den Kutscher anbellt, kann durch die Schönheit ihres Felles und die Schnelligkeit ihres Laufs Bewunderung erregen: sie zieht und lenkt aber den Wagen nicht, und wenn derselbe dann glücklich an der Station ankommt, so kann sie das Verdienst hierfür nicht in Anspruch nehmen. Herzog Ernst wollte eine große geschichtliche Persönlichkeit werden, aber er ist stets neben der Weltgeschichte hergelaufen. Man muß ihm unzweifelhaft vorwerfen, daß er oft zu weitschweifig, zu verworren ist.“ Der Bericht über das Attentat gegen Napoleon am 14. Januar 1858 und die Beurtheilung desselben sollen unzutreffend, ja unrichtig sein. Valbert, der Verfasser der Kritik, hält überhaupt das für verdächtig, was in dem Werke von Bekenntnissen Napoleon's gesagt wird, dessen übel angebrachte Redseligkeit gegen unvorsichtig ausgewählte Ausländer, besonders die Coburger, hart getadelt wird, indem viele bittere und spöttische Bemerkungen über Herzog Ernst und seine Gesinnung fallen, während Napoleon, der dem Herzog sehr zu Dank verpflichtet gewesen sei, ziemlich entschuldigt wird. Der Schluß der Besprechung ist den „verunglückten Zukunftsträumen“ des Herzogs Ernst und dem Gegensatze gewidmet, in dem er zu Bismarck gestanden habe.

Um so günstiger spricht „The Athenaeum“, Nr. 3188 vom 1. December 1888, über die englische Ausgabe der „Memoirs of Ernst II., Duke of Saxe-Coburg-Gotha“ (London, Remington u. Comp.). „Der erste Band, welchen wir zur Zeit seiner Veröffentlichung in Deutschland durchsahen, ist von ansehnlichem Werthe: einestheils, weil er Schlaglichter auf die Gemüthsart von des Herzogs Bruder, den Prinzen Albert, wirft, dann aber, weil er einen klaren, geistvollen und markigen Bericht über die Umstände enthält, welche zur 1848er Bewegung führten. Das Interesse wird durch den zweiten Band im ganzen wachgehalten. Der Verfasser hat indessen zu viele Schriftstücke gegeben, von denen einige nur von geringer Bedeutung sind; überdies kann nicht behauptet werden, daß er von irgend einem wirklich großen Ereigniß eine neue Lesart gegeben hätte. Indessen werden Forscher der neuen Geschichte es dankbar finden zu prüfen, was der Verfasser über den Zeitraum zu sagen hat, den er behandelt. Er hatte außergewöhnliche Mittel, mit den Zielen und Absichten der lebenden Fürsten und Staatsmänner seiner Zeit bekannt zu werden, und seine Eindrücke sind in einer offenen, anspruchslosen Schreibweise aufgezeichnet, welche seine Erzählung zu einem hervorragend lesenswerthen Ganzen macht.... Der bei weitem am lesenswertheste Theil dieser Abtheilung seines Werkes ist derjenige, welcher vom Ausbruche des Krimkriegs spricht ... der die nothwendige Vorbereitung auf die Einigung Italiens und Deutschlands war.... Wenn englische Leser mit der Werthschätzung unzufrieden sein

sollten, welche den besonderen englischen Interessen zutheil wird, so werden sie sich reichlich entschädigt finden durch die Darstellung einiger der Hauptströmungen der europäischen Politik. Obgleich der Herzog in keiner Weise von den Ereignissen berührt wurde, welche er darstellt, war er doch augenscheinlich bestrebt, eine wichtige Rolle als Unterhändler zu spielen und seine vertraulichen Beziehungen zum englischen Hofe gaben ihm genügendes Ansehen, um seinen Ehrgeiz befriedigen zu können." Der Verkehr des Herzogs mit Napoleon und seine Bestrebungen am englischen, französischen, berliner und wiener Hofe werden kurz wiedergegeben. „Es finden sich einige bemerkenswerthe Abschnitte über den italienischen Feldzug von 1859, und der Herzog weiß seinen Lesern manches von dem Erwachen des Wunsches nach Freiheit und Einheit in den deutschen Staaten zu berichten. Im Verlaufe seiner Erzählung findet sich mancher bekannte Name, und es ist dem Verfasser gelungen, bemerkenswerthe Schilderung von einigen der berühmten Männer zu geben, mit welchen er in Verbindung getreten ist. Dies trifft besonders bei seiner Beschreibung des Kaisers Nikolaus zu, der ihm alle die Eigenschaften zu besitzen schien, welche von dem Urbild eines russischen Selbstherrschers erwartet werden konnten. Auch der Kaiser Napoleon wird lebhaft mit seinen Fehlern und Tugenden gezeichnet. ... Ueberall ist Prinz Albert eine der Hauptfiguren, und diejenigen, welche bisher gewohnt gewesen sind, an ihm lediglich die Liebenswürdigkeit zu sehen, werden erstaunt sein zu finden, in wie vielen seiner Briefe er scharfes Urtheil und ungewöhnliche Ausdauer in seinen Plänen zeigt. ... Die Uebertragung des ersten deutschen Bandes ist leidlich, hat aber weder die Klarheit noch die Kraft des Urbildes."

— Adrien Wagnon gibt in der „Revue internationale" vom 25. October 1888 einen Ueberblick über das französische Repertoire auf deutschen Bühnen. Daß dieses so reichhaltig ist, rechnet er Deutschland zum Ruhme an; daß man in Frankreich deutschen Geisteswerken so feindlich gegenübertritt, bedauert er, ebenso wie den in Deutschland neuerdings seiner Ansicht nach unberechtigterweise wachsenden literarischen Chauvinismus. Absprechend äußert er sich über die berliner „Volkshefte" (R. Eckstein u. Gen.), außerdem spricht er über Spielhagen, Schiller, Goethe, Gottschall, Heyse, Moser, Schack, Lindner. Manchem Vorwurf, den der Verfasser dem deutschen Publikum macht, stimmen wir von Herzen bei, wenn auch von ganz anderm Standpunkte aus.

Dieselbe Zeitschrift bringt in ihren Heften vom 10. und 25. November 1888 Alfred Friedmann's Novelle „Der Kirchenraub".

— „The Open Court" (Chicago, Weekly Journal) hat im letzten Halbjahr eine wörtliche Uebersetzung von Gustav Freytag's „Verlorener Handschrift" gebracht.

— In ihrer Zeitschriftenschau vom 10. November bemerkt die „Revue internationale" einen Aufsatz aus dem Novemberhefte von „Unsere Zeit": Wilhelm Rudow's „Annotations pour servir à l'histoire de la Roumanie" (die beigedruckte deutsche Uebersetzung enthält einen unangenehmen Druckfehler: „Auszeichnungen" statt „Aufzeichnungen"). E. Maurice gibt zunächst einige Abschnitte aus dem Leben Jon Ghila's wieder und schließt mit den Worten: „Ein Mann, welcher so vielen aufeinander folgenden Umwälzungen beigewohnt hat, kann wohl fesselnde Memoiren schreiben. Der Verfasser hat seinen Aufzeichnungen die Form eines Briefwechsels zwischen zwei Freunden gegeben, welche sich darin gefallen, ihre Erinnerungen auszutauschen, indem sie dieselben gegenseitig kräftigen und vervollständigen. Diese Form hat etwas Rührendes und Reizvolles zugleich."

— Das „Athenaeum" vom 27. October 1888 zeigt eine Uebersetzung von Liedern Heine's und anderer deutscher Dichter an, welche Prof. James Geikie zum Verfasser hat (Edinburg, Thin). Gelobt wird an der Uebersetzung der enge Anschluß an das Vorbild, überhaupt die große Sorgfalt, Klarheit und Flüssigkeit der Uebertragung. In den Heine'schen Liedern vermochte aber Geikie ebensowenig wie seine englischen Vorgänger das Sangbare und Eigenartige, welches ihnen eigen ist, wiederzugeben. Besser sollen die Gedichte anderer Dichter, vorzüglich geistvoll die einiger Volkslieder in der schottischen Mundart sein.

— Die „Bibliothèque universelle et Revue suisse" vom November 1888 lobt auf das höchste Süpfle: „Geschichte des deutschen Cultureinflusses auf Frankreich" (Fortsetzung) und den Artikel Robert König's im „Daheim", Nr. 472, über „Französische Bücher für die deutsche Familie". Der Zweck jenes Aufsatzes war, Deutschland auf französische Werke mit den Eigenschaften aufmerksam zu machen, welche den aus Paris stammenden Büchern abgehen. „König ist vortrefflich in seinem Gegenstande bewandert ..., aber warum erwähnt er nicht die mannichfachen Werke von Eugène Rambert?" — eine Frage, der wir uns nur anschließen können.

Bibliographie.

Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Curlands. III. Folge. 1ster Bd. Revaler Stadtbücher I. Das älteste Wittschopbuch der Stadt Reval. (1312–1360.) Herausgegeben von L. Arbusow. Reval, Kluge. 1888. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Aschbach, J. Ritter v., Geschichte der Wiener Universität. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Die Wiener Universität und ihre Gelehrten 1520 bis 1565. Herausgegeben von der k. k. Universität in Wien. Wien, Hölder. 1888. Gr. 8. 10 M.

Baltzer, A., Spinozas Entwicklungsgang, besonders nach seinen Briefen geschildert. Kiel, Lipsius u. Tischer. 1888. Gr. 8. 3 M.

Bauernfeld, Alkibiades. Drama. Dresden, Ehlermann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Baumgarten, F., Ein Rundgang durch die Ruinen Athens. Mit 10 Abbildungen. Leipzig, Hirzel. 1888. Gr. 8. 2 M.

Carter, Emmie, Lila, die Creolin. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von B. van Lipten. Dresden, Baensch. 1888. 16. 1 M. 50 Pf.

Preuss, H., Gemeinde, Staat, Reich als Gebietskörperschaften. Versuch einer deutschen Staatskonstruktion auf Grundlage der Genossenschaftstheorie. Berlin, Springer. Gr. 8. 8 M.

Beiselilian, Siehst Du Ihn krauchen in dem Busch? Ein fliegendes Blatt für Deutschlands Schulmeister. Bremen, Dierksen u. Wichlein. 1888. Gr. 8. 20 Pf.

Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die k. Archiv-Verwaltung. 37ster Bd.: Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover an die Raugräfinnen und Raugrafen zu Pfalz. Herausgegeben von E. Bodemann. Leipzig, Hirzel. 1888. Gr. 8. 9 M.

Renner, V. v., Türkische Urkunden, den Krieg des Jahres 1683 betreffend, nach den Aufzeichnungen des Marc' Antonio Mamucha della Torre. Wien, Hölder. 1888. Gr. 8. 1 M.

Rodd, R., Friedrich III. als Kronprinz und Kaiser. Ein Lebensbild. Mit einer Einleitung von Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich. Deutsche Ausgabe von S. Hensel. Berlin, Asher u. Comp. 1888. 8. 3 M.

Schultze, V., Das Kloster S. Marco in Florenz. Ein kulturgeschichtliches Bild aus dem 15. Jahrhundert. Leipzig, Böhme. 1888. 8. 1 M. 40 Pf.

Sommer, V., Idealismus und Realismus in ihrer Versöhnung. Philosophisch-ästhetische Abhandlungen über das Schöne, Wahre und Gute in ihrer Erscheinung. Mit 1 Porträt des Verfassers. Darmstadt, Aigner. Gr. 8. 4 M.

Steinitzer, M., Die menschlichen und tierischen Gemütsbewegungen als Gegenstand der Wissenschaft. Ein Beitrag zur Geschichte des neueren Geisteslebens. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 3 M.

Tesdorpf, A., Geschichte der kaiserlichen deutschen Kriegsmarine in Denkwürdigkeiten von allgemeinem Interesse. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 4 M.

Ulmann, H., Kaiser Maximilian's I. Absichten auf das Papstthum in den Jahren 1507—1511. Im Auftrag der philosophischen Fakultät zu Greifswald verfaßt als Festschrift zur Feier des 50jährigen Professor-Jubiläums des Geh. Reg.-R. Prof. Dr. E. Baumstark am 14. Mai 1888. Stuttgart, Cotta. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 2474: Die zehnte Sprache. Der Zeuglieutenant. Zwei Novellen von R. v. Gottschall. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1888. Gr. 16. 20 Pf.

Vitzthum von Eckstädt, K. F. Graf, Shakespeare und Shakspere. Zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Stuttgart, Cotta. 1888. Gr. 8. 4 M.

Philosophische Vorträge, herausgegeben von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. 14tes Hft.: Natur- und Kunstgenuss von E. Dreher, nebst der dabei stattgehabten Diskussion. Halle, Pfeffer. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Weiß, K., Marksteine deutscher Cultur und Literatur. Leipzig, J. Baedeker. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Weissmann, A. S., Ernste Antworten auf ernste Fragen: Frz. Delitzsch's neueste Schrift. Wien, Lippe. Gr. 8. 60 Pf.

Wieser, F. v., Der natürliche Werth. Wien, Hölder. Gr. 8. 6 M.

Wolff, W., Von Banana zum Kiamwo. Eine Forschungsreise in Westafrika, im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Mit 1 Karte. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

In 12 Monatsheften. Preis des Heftes 1 M.

„Unsere Zeit“, eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen, bringt zeitgeschichtliche Artikel, Novellen, Reiseskizzen, literarische Essays, biographische Porträts, philosophische, naturgeschichtliche sowie kunstwissenschaftliche Studien, Aufsätze über Politik, Militärwesen und Volkswirthschaft. Sie bildet zugleich ein Ergänzungswerk zu Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Mechanik

in ihrer Entwickelung historisch-kritisch dargestellt

von

Dr. Ernst Mach.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit 250 Abbildungen. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 59. Band.)

Der Verfasser, Professor der Physik an der deutschen Universität zu Prag, behandelt im vorliegenden Werke den naturwissenschaftlichen Inhalt der Mechanik, indem er zeigt, worin dieser Inhalt besteht und wie wir zu demselben gelangt sind. Seine lichtvollen Ausführungen haben für Naturforscher und Mathematiker wie für jeden Gebildeten das grösste und allgemeinste Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie.

Zweiundzwanzigster Band.

8. Geh. 5 M.

Inhalt: Johann von Wesel und seine Zeit. Ein Ketzerproceß aus dem 15. Jahrhundert. — Eine Studie über mania transitoria (vorübergehender Wahnsinn) und verschiedene merkwürdige Criminalprocesse, welche diese schwierige Materie betreffen. — Der dreifache Mord in der Mühle zu Treibarz im Thüringerwalde. — Merkwürdige Criminalprocesse aus England. 1. Verleumdung und ungerechtfertigte Entziehung der persönlichen Freiheit. 2. Nothzucht. 3. Bigamie. 4. Eine Wechselfälschung. — Tödtung eines Matrosen auf hoher See. Mord oder Ueberschreitung erlaubter Nothwehr? — Kentucky-Vendetta. Blutrache in Amerika. — Das Attentat auf Bazaine. Mordversuch. — Ein Diebstahl im wiener Landesgerichtsgebäude. — Das Leben und Treiben des Familienmörders Timm Thode vor der Verübung des von ihm in der Nacht vom 7. zum 8. August 1866 ausgeführten Mordes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von W. Maurenbrecher.

Sechste Folge. Achter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Die Ergebnisse der neuern Wallenstein-Forschung. Von Arnold Gaedeke. — Arnold von Brescia. Von Robert Breyer. — Florenz, Neapel und das päpstliche Schisma. Von Georg Erler. — Der Aberglaube Philipp Melanchthon's. Von Karl Hartfelder. — Der Ursprung der Ehescheidung König Heinrich's VIII von England. Von Wilhelm Busch.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Herausgabe übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem neuen Jahrgange sind interessante geschichtliche und culturgeschichtliche Arbeiten vereinigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Bodenstedt.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch.

Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 2 M.
Miniatur-Ausgabe. 14. Aufl. Geb. 4 M. 50 Pf.
Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Soeben erschien:

BROCKHAUS' Kleines Conversations-Lexikon.

4. Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln,

darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.



Cotillon- & Carneval-Gegenstände als Mützen, Orden, Touren, Costüme, Masken etc. sowie Cartonnagen & Attrapen empfiehlt die Fabrik von Gelbke & Benedictus Dresden.

(Mit einer Beilage vom Kunstwart-Verlag in Dresden.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.



Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 17. Januar 1889.

Inhalt: Aus der modernen Novellenliteratur. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — Eine neue Sammlung deutscher Dialektgedichte. Von Alfred Kirchhoff. — Zur deutschen Literatur. Von Heinrich Löbner. — Religionsphilosophische Schriften. Von Karl Sallmann. — Zur Landes- und Volkskunde. Von Joseph W. Filtsch u. a. — Eine naturwissenschaftliche Zeitschrift. Von Franz Bendt. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus der modernen Novellenliteratur.

1. Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 8. 1 M.
2. Vier Novellen von Gustav zu Putlitz. (Ricordo. — Die Frau Meisterin. — Die Dame mit den Hirschzähnen. — Das Frölenhaus.) Berlin, Gebr. Paetel. 1888. 8. 6 M.
3. Das Fischermädchen. Norwegische Erzählung von Björnstierne Björnson. Deutsch von August Peters. Dritte Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1888. 8. 2 M.
4. Der Todesring. Der Venusdurchgang. Zwei Gelehrten-Novellen für Ungelehrte von Alfred Friedmann. Zweite Auflage. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1888. Gr. 16. 20 Pf.
5. Die Schlange im Paradiese. Novellenkranz von H. Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 5 M.

Die Novelle ist so recht der eigentliche Literaturboden unserer Zeit. Das Sprunghafte, rasch Erregende, ebenso rasch Lösende findet in dieser Dichtungsart seinen besten Ausdruck. Der Roman wird ja auch heute noch eifrig bebaut, aber man braucht nur einen Blick über die Reihe unserer Prosaschriftsteller gleiten zu lassen, um sich davon zu überzeugen, daß die eigentliche Kraft der Mehrzahl nicht im Roman, sondern in der Novelle liegt. Ein sehr belehrendes Beispiel dafür ist Paul Heyse.

Schon der Verfasser des an die Spitze der oben angeführten Bücher gestellten Werks, der allverehrte Theodor Storm, hat dafür gesorgt, daß dieser Zweig unsers modernen deutschen Schriftthums sich mit Ehren in der Weltliteratur behauptet. Seine „Geschichten aus der Tonne“ (Nr. 1) sind freilich keine eigentlichen Novellen. Er hat sie auch zuerst selbst „Märchen“ genannt und den Titel „Geschichten aus der Tonne“ erst dann gewählt, nachdem er die Erfahrung gemacht hatte, daß die Bezeichnung „Märchen“ viele seiner sonstigen Freunde vom Lesen des Buchs zurückschreckte. In seinen einleitenden Worten begründet er diese Abneigung des Publikums gegen das Märchenhafte mit einigen Bemerkungen, die für ihn charakteristisch sind:

> Es ist so unbequem, die traute Alltagswelt mit einer andern zu vertauschen, wo es vielleicht statt auf der Eisenbahn mit Siebenmeilenstiefeln durch die Luft geht. Ueberdies aber — und nicht mit Unrecht — das Märchen hat seinen Credit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pfuscherarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in den zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet; das wenige, was von echter Meisterhand in dieser Dichtungsart geleistet ist, verschwindet in diesem Wuste.

In der That gehören die „Geschichten aus der Tonne“ zu jenem „wenigen, was von echter Meisterhand geleistet“ worden. Namentlich tritt Storm's glänzende Gabe der Stimmungsmalerei kraftvoll in den Vordergrund. In der „Regentrude“, dem ersten Märchen, wird eine anhaltende Dürre geschildert. Die drückende, sengende Schwüle breitet sich nicht nur über die dürstende Landschaft, sondern auch über die Stimmung des Lesers. Und dann wird die Regenfrau aus ihrem bleiernen Schlafe geweckt, und erquickt; wie von einem Alp befreit, athmen wir auf, als der Regen auf die ausgedörrten Fluren niederströmt. Aber Storm ist gar nicht fähig, nur im Märchenhaften Befriedigung zu finden, er schafft gleich frische, gesunde Menschen, wie das Liebespaar, welches die Regentrude erlöst, Menschen mit ihrer Schwäche und Stärke. An derartigen Märchen wird das einfache Bauermädchen einen ebenso großen Gefallen finden, wie der Gebildete, vorausgesetzt, daß er sich einen unverdorbenen Geschmack zu erhalten wußte.

„Bulemann's Haus“ ist eine ebenso seltsame als schaurige Geschichte, welche an die Nachtstücke des genialen, aber überreizten E. Th. Amadeus Hoffmann erinnert, während in dem letzten Märchen: „Der Spiegel

des Cyprianus", das Grausige durch eine wunderbare poetische Lieblichkeit gemildert wird. Diese letzte Geschichte ist überdies durch einen gewissen vornehmen Schnitt ausgezeichnet, durch stilvolle, reiche, aber nicht überladene Schilderung.

Ein durchaus vornehmer Erzähler ist auch Gustav zu Putlitz, dessen Name uns auch als Verfasser vieler beliebter Dramen längst bekannt ist. Die vorliegenden „Vier Novellen" (Nr. 2) sind nach Stimmung und Darstellung durchaus harmonisch, wenn auch hier und da Unwahrscheinlichkeiten in der Handlung mit unterlaufen. Das ist beispielsweise in „Die Frau Meisterin" der Fall. Sollte es wohl möglich sein, daß ein Tischlergeselle in einem kleinen Städtchen, der von einem weiblichen Arbeitgeber angestellt wird und mehrere Monate im Hause des letztern bleibt, diese Dame als die Frau und nicht, wie es thatsächlich sich verhält, als die Schwester seines im Kriege kämpfenden Freundes betrachtet? Wenn auch sie selbst ihre Gründe hatte, sich von dem gefährlichen jungen Manne „Frau Meisterin" nennen zu lassen, so hätte er selbst doch bei seinem ersten Zusammentreffen mit den Genossen unbedingt erfahren müssen, daß seine Frau Meisterin eigentlich ein „Fräulein Meisterin" ist, um so mehr, als die Rede auf den Gegenstand kommt. Diese Unmöglichkeit beeinträchtigt denn auch einigermaßen den Genuß der sonst überaus frisch und gemüthvoll erzählten Dichtung. Ein Muster feinsinniger, gewandter und vornehmer Erzählerkunst ist „Die Frau mit den Hirschzähnen", fesselnd von Anfang bis zu Ende und dabei durchweht von dem Hauche eines geklärten, freundlichen Geistes. „Das Frölenhaus" bringt die zwei Gegensätze der aufstrebenden, rücksichtslosen und übermüthigen Geldmacht und des zwar veralteten, aber unbeugsamen, an der Ueberlieferung und dem Geschlechte festhaltenden alten Adels in eine künstlerisch sehr glückliche und wirkungsvolle Berührung. Der aristokratische Theil wird durch eine Greisin vertreten, ein Original aus alter Zeit, die, auf ihrem Rechte fußend, das Frölenhaus, welches von den Vorfahren des Geschlechts für die unbemittelten weiblichen Glieder der Familie errichtet worden, gegenüber den neuerungslustigen Besitzern des Gutes behauptet. Diese Novelle wird übrigens noch von einer andern weiblichen Heldin getragen, deren naturfrische Naivetät und sinnige Innerlichkeit mit einigen meisterhaften psychologischen Strichen gezeichnet wird. Am schwächsten, weil am wenigsten originell in der hauptsächlichen Handlung, ist vielleicht die erste Novelle „Ricordo"; aber auch hier ist ein sehr wirkungsvolles Bild in dem Verhältniß der beiden „Compagnons" geschaffen, die durch Vater und Tochter vertreten werden, von denen letztere das Haupt der „Firma" darstellt. Putlitz ist ein durch und durch aristokratischer Dichter, dabei aber durchaus nicht von vornehm-kühler Denkungsart, sondern mit warmem Empfinden und hervorragender bildnerischer Kraft ausgestattet. Eine angenehme Wärme der Farbengebung verleiht dem Lesen dieser Erzählungen den Reiz der Behaglichkeit.

Der Uebergang von Putlitz zu dem „Fischermädchen" von Björnstjerne Björnson (Nr. 3) wäre etwa mit einer Reise von Deutschland nach Norwegen zu vergleichen. Ja, eine gewisse allgemeine Frostigkeit kann man dieser Schöpfung bei aller Leidenschaft, die in ihr zeitweilig zum Durchbruche kommt, nicht absprechen. Man athmet hier sozusagen dünnere Luft, gelegentlich wird sie von einem Hauche eisiger Ironie durchschnitten. Björnson verfügt über einen gewissen trockenen, etwas derben, zeitweilig plumpen Humor, von dem man nicht recht weiß, ob man über ihn lachen oder sich über ihn ärgern soll. Seine Menschen sind keine Phantasiegebilde, dazu sind sie viel zu einheitlich und gedrungen gebaut. Aber der ganze Rahmen der Handlung und Darstellung, in dem sie sich bewegen, die dichterische Landschaft, in der sie leben, hat etwas Herbes und Kühles. Wenn wir die Stimmung, die das Lesen des Buchs in uns hervorgerufen, in einem Bilde wiedergeben dürften, so würden wir sagen, daß wir die Empfindung hatten, in Tücher und Pelze eingehüllte Menschen über eine schneebedeckte winterliche Flur wandeln zu sehen. Diese Menschen haben gewiß ebenso warmes rothes Blut in ihren Adern wie wir, das bezeugt der Hauch ihres Athems, der in der frostigen Luft sichtbar wird. Aber man muß sie eben aus diesen Tüchern und Pelzen herauswickeln, mit denen sie in oft wunderlicher Weise behängt sind, um sie ganz zu verstehen. Der Kern sitzt bei ihnen in der Regel tiefer, als in unsern deutschen Romanfiguren, sie tragen das Herz nicht auf der Zunge, sondern tief innen zwischen den Rippen. Phrasen machen sie vollends so gut wie gar nicht, und eignen sich daher auch keineswegs zum Auftreten in deutschen Familienblättern. Wir Modernen sind durch die Verlogenheit unserer Leihbibliotheken-Literatur schon dermaßen an menschliche Caricaturen gewöhnt, daß es uns einige Mühe kostet, uns mit dichterischen Gebilden zu befreunden, bei denen das ganze Flittergold und der ganze falsche Prunk der üblichen Romangefühle und Romanphrasen vollkommen fehlt. So benimmt sich auch die Hauptgestalt dieser Erzählung, das prächtige Fischermädchen, zuweilen durchaus nicht den Anforderungen entsprechend, die wir an eine wohlerzogene Romanheldin zu stellen gewohnt sind. Diese junge Dame ist soeben bei einem Propste eingekehrt, nachdem sie tief unglücklich zum zweiten male aus einem sichern Heim in die Fremde gewandert. Flehentlich hat sie um Aufnahme in dem Häuschen des Geistlichen gebeten, das sie so friedvoll und freundlich anmuthet. Der Propst und seine Tochter halten einen ernsten Familienrath. Der Gedanke, das Fischermädchen bei sich aufzunehmen, ist dem Propste durchaus nicht angenehm, aber er weiß, die Arme sitzt im Nebenzimmer, zu Tode betrübt und angstvoll ihrem Schicksal entgegensehend. Endlich entschließt er sich, sie wenigstens vorläufig bei sich aufzunehmen.

Eben faßte er an den Thürgriff, da lachte es leise drinnen. Still! und nun brach es aus lautschallend.... Entsetzt fuhr er zurück, aber Signe (seine Tochter) schob ihn vorwärts. Petra

mußte krank geworden sein. Bei dem Eintritte der zwei saß die Fremde an der Stelle, wo sie sich gleich anfangs hingesetzt hatte; ein Buch lag aufgeschlagen vor ihr. Auf die Blätter waren ihre Thränen gefallen. Bei dem Abwischen sah sie nothwendig auf die Zeilen und traf einen saftigen Kernspruch, dessen sie aus ihrer Straßenmädchenzeit sich wohl erinnerte. Und solche Dinge durfte ein Buch in den Mund nehmen? Sie vergaß das Weinen und starrte die Buchstaben an ... welche Tollheiten und Narreteidinge! Sie las und sperrte Nase und Ohren weit auf; das Ding wurde bunter und krauser, so grob und so arg! und dessenungeachtet so hinreißend komisch, daß sie weiter lesen mußte, sie mochte wollen oder nicht. Sie las weiter und weiter, bis sie darüber Kummer und Herzeleid und Ort und Stunde vergaß — beim alten Vater Holberg: es war eins von seinen Büchern. Zuerst lächelte, dann lachte sie; zuguterletzt wollte sie „bersten“ und bemerkte den Ernst nicht, welcher sich auf den Zügen des eintretenden Hausherrn zeichnete. Sie hielt sich einfach die Seiten und fragte: Was in aller Welt ist das eigentlich? ...

Ist das nicht geradezu sündhaft für eine Romanheldin?! Herz und Heimat hat sie verloren, ihr Schicksal soll sich entscheiden, der würdige Herr Propst schickt sich soeben an, ihr dasselbe mit salbungsvollen Worten zu verkündigen und sie — sie lacht! Laut schallend lacht sie, als ob sie bersten wollte und hält sich die Seiten und fragt ganz gemüthlich: „Was in aller Welt ist denn das für'n spaßiges Ding?“ Wie kann man so — so — natürlich sein! Auch die andern Charaktere, die Björnson uns vorführt, sind mit scharfen Strichen gezeichnet, plastisch, eigenartig und naturwahr, auch wenn sie uns manchesmal an die verkrüppelten Birken des Nordens gemahnen, wie namentlich jene „Gläubigen“, welche im Uebermaß irrender Frömmigkeit ihrem eigenen Seelsorger, dem erwähnten sehr frommen und achtbaren Propst, ob seines sündigen Lebenswandels mit religiösen Sophismen scharf auf den Leib rücken.

Leider läßt sich dieses Lob der Naturwahrheit nicht auf Alfred Friedmann's zwei Novellen „Der Todesring“ und der „Venusdurchgang“ (Nr. 4) anwenden, vielmehr müssen wir gestehen, daß sie nur wie künstliche Blumen erscheinen. Friedmann ist ein feingebildeter, sehr belesener Schriftsteller, ein liebenswürdiger Plauderer, hie und da zeigen sich in den vorliegenden Erzählungen auch Ansätze eines schalkhaften Humors, aber als Dichter, der aus den Tiefen der Menschennatur schöpft, erscheint er hier wenigstens nicht. Seine Schilderungsweise ist nicht natürlich, dazu ist sie über und über beladen mit gelehrtem Ballaste, der für den dichterischen Genuß gänzlich werthlos ist. In der ersten Novelle hält uns einer der Helden, ein Professor Erbach, Vorlesungen über Cäsar Borgia, über die Geschichte der Republik Venedig, die Sage von Merlin wird eingeflochten, ungefähr 2½ Seiten werden mit Byron's „Kain“ hingebracht, Theile aus „Cymbeline“ und „Romeo und Julia“ werden vorgelesen u. s. w. Eine sehr unangenehme Eigenschaft seiner Personen ist die des Versemachens. Der Professor Erbach ist der „glückliche“ Erzeuger von nicht weniger als vier lyrischen Ergüssen. Er wird dadurch für den Leser nachgerade das „enfant terrible“ der Gesellschaft, denn wenn ihm irgend etwas Besonderes zustößt, greift er sofort in die Rocktasche, in welcher sich das verhängnißvolle Notizblatt mit den Gedichten befindet, oder aber er macht schleunigst — ein neues: der Kunstkritiker sollte es doch wissen, wie unangenehm das aufdringliche Vorlesen mittelmäßiger Gedichte berührt. Der Herr Professor Erbach ist aber nicht nur ein sehr fruchtbarer Dichter, sondern auch ein höchst verworfener Charakter. Um in den unrechtmäßigen Besitz der verlobten Braut seines Freundes zu gelangen, tödtet er diesen mit einem freundschaftlichen Drucke seiner Hand, an welchem sich der vergiftete „Todesring“ befindet. Das Bubenstück gelingt, Erbach bewirbt sich erfolgreich um das nichts ahnende, edle junge Mädchen, welches ihm als Gattin einen Sohn schenkt, der die Hoffnung und das Glück seines Vaters bildet. Aber die Gerechtigkeit bleibt nicht aus, der Sohn stirbt durch denselben Ring, durch welchen sein Vater den Freund meuchlings umgebracht. Wir mußten hierbei unwillkürlich an Platen's „Verhängnißvolle Gabel“ denken. Nun erkennt auch die Gattin die Verworfenheit des Mannes, mit dem sie 16 Jahre zusammengelebt. Grauen ergreift sie und sie faßt den Entschluß, ihrem Dasein ein Ziel zu setzen. Sie eilt in ihre dalmatinische Heimat zurück. Die Fahrt geht zu Ende, bald auch ihr — Leben. Nun, denkt der Leser, kommt das Schlimmste? Nein, noch nicht, das Schlimmere kommt vorher: die Dame macht noch schnell ein Gedicht, Nr. 5 in der Novelle. Aus den begleitenden Umständen dieses tückischen Anfalls der Dichteritis ersieht der Leser, daß diese Krankheit eine ansteckende ist. Es heißt nämlich:

> Zum ersten mal sang es in ihr auf (!), ein Strahl des Poeten Erbach war auf sie übergegangen, sie bezwang den Rhythmus und goß ihn in ihre letzte Sehnsucht. (Den Rhythmus in die Sehnsucht? Wäre das Umgekehrte nicht richtiger gewesen?) Sie sang in die Wellen:
>
> Ich möchte wie der Sonne letzte Strahlen,
> Der blasse Hauch der Regenbogenfarben,
> Des Lebens Schuld dem großen Tod bezahlen,
> Und endlich sein wie die, die vor mir starben!
>
> Ja, sterben wie ein Ton von Melodien,
> Der letzte Wohlgeruch von einer Rose,
> Im Abendroth, ein kleines Wölkchen ziehen,
> Und nicht mehr sein, dem großen All im Schose!
>
> Das Einz'ge, was von dieses Lebens Bürde,
> Von reinen Daseinsfreuden, die ich habe,
> Ich, wenn ich todt bin, noch bedauern würde —
> Das ist die große Sehnsucht nach dem Grabe!

Abgesehen davon, daß ein Todter nichts bedauern kann und daß es unnatürlich erscheint, die Sehnsucht nach dem Grabe, also die Fortdauer des Schmerzes, auch nur zu wünschen und sie als „reine Daseinsfreude“ zu bezeichnen, glauben wir die Ansicht nicht verschweigen zu dürfen, daß der „Strahl“ dieser Poesie, soweit er dichterische Gedanken enthält, nicht „von dem Poeten Erbach“ auf die Heldin übergegangen, sondern von dem weit größern Poeten Georg Herwegh, der diesen Gedanken in seinem Gedichte

„Ich möchte hingehn wie das Abendroth" einen viel schönern Ausdruck gibt. Aber daß die Heldin überhaupt, von einem solchen Schmerze wie der ihrige überwältigt, dicht vor den Pforten des Todes improvisirt, das mahnt uns wie die Eingebung eines andern Dichterwortes:

Jedes legt noch schnell ein Ei
Und dann kommt der Tod herbei.

Auch sonst finden wir vielfach Unnatürliches. Als Dora sich nun mit Drosthofen verlobt hat, stürmt der Nebenbuhler eines Tages in ihr Zimmer und sucht sie durch Ueberredung zu bewegen, den Bräutigam fahren zu lassen und ihn zu nehmen. Das gute Kind ist sich nicht ganz klar darüber, ob sie nicht thatsächlich den Erbach erhört hätte, wenn dieser — zuerst geworben hätte. „Das kann ja sein", meint sie höchst naiv. Und als Erbach sie im Sturme seiner Gefühle weiter beschwört (sie duzend!):

„Solltest du es je zu bereuen haben, so tödte mich, ich will stillhalten und, ist deine Hand zu schwach, sie selbst nach meinem Herzen führen...." Dora lächelte wie eine mater dolorosa, wie eine Mutter über ihrem kranken Kinde....

Endlich, endlich, nachdem sie dem Unverschämten lange Zeit mit Vernunftgründen beizukommen gesucht und sich namentlich auf das dem Drosthofen gegebene Wort berufen — als ob ein Mädchen, welches das Herz auf dem rechten Flecke hat, derartige Zudringlichkeiten nicht ganz anders abfertigen würde —, spricht sie das lang erwartete erlösende Wort:

„Ich bin verlobt, mit freiem Willen an einen Ehrenmann verlobt. Sie sind auch ein Mann von Ehre, darum stehen Sie ab, werben Sie nicht mehr um die Braut eines andern. Das thut man nicht."

Nachdem nun der Zustand Erbach's geschildert und die nicht mehr überraschend neue Bemerkung gefallen, daß „der Mensch, welcher zwischen Haß und Liebe hin- und hergeworfen wird, ein Spielball seiner Leidenschaften, so beklagenswerth als fürchterlich sei" u. s. w., heißt es weiter unten:

Erbach wollte eben ausrufen: „Nun wohl Dora! Ich entsage dir. Aber du weißt nicht die furchtbare Selbstüberwindung, die es mich kostet...." Da ging die Thür auf und Drosthofen trat ein.

Dieser wird nun nach wenigen Minuten von seinem Freunde in der angegebenen Weise auf die Seite gebracht. Es „kostet" letztern zwar „furchtbare Selbstüberwindung", aber er thut's doch, obwol er eben innerlich entsagt hat. Hätte er doch wenigstens vor diesem Entschlusse in die Rocktasche nach dem verhängnißvollen Notizbuche gegriffen. Etwas lyrisches Zuckerwasser — vier Strophen voll mit Vorsicht zu genießen — hätte seine aufgeregten Nerven vielleicht beschwichtigt.

Die zweite Novelle: „Der Venusdurchgang", hat eigentlich gar keine Handlung, die Stelle derselben wird durch gelehrte astronomische Vorlesungen ersetzt. Ein junger Astronom ist der Held. Leider zeigt er eine fatale Aehnlichkeit mit der Dora seligen Angedenkens. Er weiß nämlich auch nicht recht, wen von den beiden Mädchen, mit denen er verkehrt, er lieben soll. Auf der Sternwarte entscheidet sich sein Schicksal. Die eine heißt Lia, die andere Gisela. Bisher glaubt unser Dr. Emil Brandt Lia zu lieben. Diese ist aber einem gewissen Herrn Walther hold. Nun aufgepaßt:

Er (Brandt) berührte Lia's Gestalt. Er erschauderte. Er erfaßte ihre Hand im dunkeln Raume. Sie überließ sie ihm willenlos. „Lia! Venus!" flüsterte er. Lia war überrascht. Sie stand gerade vor Gisela und glitt langsam an dieser vorbei, in die Arme des ihr gegenüberstehenden Walther. „Walther, ich suche dich!" sprach sie leise. Dieser umfaßte sie, und Lia, welche bisher Gisela's Rechte in der ihren gehalten, ließ diese los und legte sie, ohne es zu wissen und zu wollen (??), in Emil's Hand. Emil zog Gisela zu sich.

Gelehrte sind in der Regel ein wenig zerstreut! Nach einiger Ueberlegung findet der Wackere, daß Gisela auch nicht zu verachten sei (Jugendgespielin, sehr nett, astronomische Betrachtungen u. s. w.). Unser Doctor ist kein Hamlet. Er hält ihre Hand kaum eine Minute in der seinigen, als es schon heißt:

„Gisela! Bist du's? Phantom meiner Kindheit!" flüsterte er, die stolze Venus Lia vor dem süßen Sternlein xter Größe zerstreut und selig aufgebend, vergessend.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei! dachte sich wahrscheinlich der Doctor, und: „Frau ist Frau!" Unter Kameraden ist das ja auch ganz egal. Herr Walther ist zwar nur ein ganz gewöhnlicher Krämer, aber er ist immerhin doch ein Mensch. In unserm aufgeklärten Jahrhundert — — —. Wir wollen den Vorgang als ein „Phantom unserer Kindheit" betrachten.

Wir haben dem kleinen Büchlein einen verhältnißmäßig großen Raum und eingehende Berücksichtigung gewidmet. Es ist in der sogenannten „classischen" Universalbibliothek erschienen und zwar in zweiter Auflage! Es thut uns aufrichtig leid, keine günstigere Charakteristik dieser Novellen geben zu können, — aber das liegt nicht an uns. Wir halten es für eine Pflicht der wenigen unparteiischen kritischen Organe, die wir noch besitzen, derartigen Geschmacks- und Begriffsverirrungen, wie sie in den eben beurtheilten Novellen enthalten sind, auf das entschiedenste entgegenzutreten. Diese Pflicht aber wird zum unumgänglichen Gebot, wenn es sich um einen „namhaften" Verfasser handelt, wie Alfred Friedmann, und um Werke, die unter der Firma der „Erlesenheit" und in billiger Volksausgabe verbreitet werden. Können denn Menschen, die ihr Lesebedürfniß an solchen Erzeugnissen befriedigen, überhaupt die Fähigkeit sich bewahren, das Gute, Schöne und Wahre zu genießen?

„Die Schlange im Paradiese" (Nr. 5) von H. Rosenthal-Bonin hat etwas lange auf uns warten müssen. Um so lieber stellen wir ihr das Zeugniß aus, daß sie ein durchaus gutgeartetes Geschöpf ist. Rosenthal-Bonin besitzt recht eigentlich jene Gabe des „Fabulirens", die uns die Stunden angenehm verkürzt, ohne gerade Gemüth und Geist dauernde Anregungen zu geben. Wir meinen auch, daß der Verfasser nichts anderes mit seinem Novellenkranze bezweckt, als zu unterhalten, und das gelingt

ihm vortrefflich. Hauptsächlich aber ist ein Vorzug demselben nachzurühmen, der der Originalität der Stoffe. Das ist ein seltenes Lob, aber hier trifft es zu. Wie hübsch ist z. B. der Gedanke in der „Schwarzen Rose". Ein Liebhaber erhält von seiner Herzenskönigin den Auftrag, ihr eine schwarze Rose zu beschaffen. Die einzige, die in der Stadt vorhanden war und wenigstens einigermaßen der Bezeichnung „schwarz" genügte — ganz schwarze Blumen gibt es bekanntlich nicht —, ist vergriffen. In seiner Angst verleiht unser Held einer Rose auf chemischem Wege die schwarze Farbe. Sehr gnädig wird sein Geschenk angenommen, er ist hochbeglückt, aber im Ballsaale verflüchtigt sich die Schwärze. Die maßlose Wuth, welche seine Angebetete bei dem Gedanken an die Beschämung verräth, der sie dadurch etwa hätte anheimfallen können, zeigt ihm die ganze Eitelkeit, Häßlichkeit und Niedrigkeit ihrer Seele, eine Häßlichkeit, die sich einen Augenblick lang auch in ihrem Gesichte widerspiegelt und ihn von dem Wahne, sie zu lieben, befreit. Eine gedrungenere, lebhaftere Schilderung würde den Novellen Rosenthal's zum Vortheil gereichen, sie leiden gelegentlich an zu großer Breite und etwas ermüdender, blasser Beschreibung. Mehr Temperament und Nerv in der Darstellung! Der Titel paßt nicht auf den ganzen Inhalt. Er ist wirkungsvoll — weiter hat er keinen Zweck!

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Eine neue Sammlung deutscher Dialektgedichte.

Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. Herausgegeben von Hermann Welcker. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage von „Die deutschen Mundarten im Liede". Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 5 M.

In diesem kleinen Bande begrüßen wir eine wesentlich vermehrte und neugesichtete zweite Auflage der „Deutschen Mundarten im Liede", unter welchem Titel dieses schätzbare Werk ohne Nennung des Herausgebers zuerst im Jahre 1875 erschien. Jetzt erst erfahren wir, daß sein Urheber, was man gewiß nicht ahnte, kein Geringerer ist als der durch seine Schädelstudien berühmte Anatom der hallischen Universität, Professor Hermann Welcker. Er deutet im Vorworte es an, daß seine weit in den vielumfassenden Bereich der Völkerkunde ausgedehnten Forschungen ihn zu näherer Beachtung auch der Volksmundart geführt hätten, daß aber auch sonst sein Sinn von früher Jugendzeit insbesondere auf die nationale Volksdichtung der Deutschen gezogen worden: der „Theuerdank", erfahren wir, ist das Kinderbilderbuch Welcker's gewesen und ein günstiger Zufall hat ihm bald nach dem Lesen der Ilias das Nibelungenlied in die Hand geführt, „welches dann (mit Hülfe des Zeune'schen Vocabulariums) mehr als zwölfmal durchlesen wurde".

Eine neue Sammlung von Dialektgedichten dürfen wir die vorliegende Neuauflage wol nennen, denn sie ist gegenüber der frühern schon dem äußern Umfange nach, wie bereits erwähnt, ansehnlich vermehrt und somit auf volle 193 Dialektproben angewachsen. „Alle Sorten Deutsch" sind in diesem bunten Reigen vertreten, auch die germanischen Schwestersprachen des europäischen Ostens, Nordens und Westens wurden dabei nicht vergessen. Der ehrwürdige älteste Klang germanischer Zunge, welchen die Niederschrift später Nachwelt aufbewahrt hat, das Gothische, tönt uns im Vaterunser der Bibelübersetzung des Ulfilas entgegen. Ausführlicher werden wir eingeweiht in die Klangart und Ausdrucksweise der nordgermanischen Schwestersprachen des Deutschen bis hin nach Island und den Färöern, wo noch ein wenig verändertes Altnordisch geredet wird. Vom Schwedischen, Dänischen und dem nur mundartlich vom Dänischen unterschiedenen Norwegischen gelangen wir in den Bereich des Angelsächsischen, Alt- und Neuenglischen, des Friesischen und des Niederländischen, welches sich seit der politischen Abgliederung der Lande des alten „burgundischen" Reichskreises an der Rheinmündung uns so entfremdete, als wäre es ein nichtdeutsches Idiom, so gewiß es doch ursprünglich gleich dem Angelsächsischen den andern deutschen Stammessprachen völlig geschwisterlich gleichstand. Auch der Nichtgermanist wird diese Musterstücke germanischer Sprachen aus allen Jahrhunderten genußreich lesen, da es der Verfasser sehr geschickt verstanden hat, durch volle oder theilweise Uebertragungen bei diesem Anhange der Sammlung ebenso wie bei den Aushebungen aus der alt- und mittelhochdeutschen Literatur dem Laien freundlich die Brücke zu vollem Verständnisse der Texte zu schlagen.

Doch in der Hauptsache ist es natürlich ein schmucker Kranz von Blumen volksthümlicher Dichtung aus der frischen Gegenwart, der uns hier von kundiger Hand geflochten wurde. Alle Mundarten sehen wir da vereint, „soweit die deutsche Zunge klingt", vom „schwizer Dütsch" bis dort, wo sich an der Memel unsere Muttersprache mit dem alterthümlichen Litauisch berührt, vom Nordseestrande bis nach den Ostalpen, wo wir nun die Nachfahren der Baiern Oesterreicher heißen, und bis zu jener Hochburg Osteuropas nach Siebenbürgen, wo unsere Volksgenossen ihre Sprache mitten unter ungarischen Szeklern und Walachen so wacker bewahrt und durch alle Fährniß der Zeiten bis auf unsere Tage hindurchgerettet haben.

Nicht für den Sprachforscher ist dieser Kranz geflochten; ihm stehen ja anderweite Fundgruben für seine Fachstudien zu Gebote. Das Eigenartige liegt eben in der geschmackvollen Auswahl und in der auch hierbei sich bewährenden Kunst gefälliger Verständnißerschließung solcher Dichtungen,

in welchen sich das Wesen unserer deutschen Volksstämme kundthut, gleichsam die Seele unserer Nation offenbart nach der Verschiedenheit ihrer thatsächlichen Ausprägung in uralter Stammesgliederung. Der Physiker zerlegt das Sonnenlicht durch das Prisma in die farbigen Theilstrahlen; die Natur spendete von jeher nur den farblosen, den „weißen“ Lichtstrahl der Sonne, wie ihn in ungetrennter Vereinigung die farbigen Strahlen zusammensetzen. Umgekehrt aber ist es eine künstliche Abstraction, wenn wir gewohnheitsmäßig vom Charakter der Gesammtheit unsers Volks zu reden pflegen: seit den ältesten uns geschichtlich erreichbaren Zeiten gab es keine unterschiedslose Einheit von Deutschen, sondern nur eine Vielheit deutscher Volkssplitter, welche sich etwa seit dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu jenen größern Verbänden zusammenthaten, die wir nun Schwaben und Baiern, Franken und Lothringer, Niedersachsen, Hessen und Thüringer nennen. Von dieser geschichtlich gegebenen Mehrheit der stammschaftlichen Erscheinungen unserer Nation also gibt uns die in Rede stehende Sammlung deutscher Volksstimmen urkundlich treuen Ausweis.

Darum ist keineswegs die besondere Höhe poetischer Leistung Leitstern gewesen für die Auswahl; „der Eckensteher Nante“ durfte die berliner Mundart vertreten, Bormann's „Krone der Schepfungk“ die leipziger mit dem emphatischen Schlußaccord:

> Mich selwer awer backt ä wonnig Schauern,
> Doch meine Wiege stand in Leibzigs Mauern!

In reizender Weise hat die Königin Elisabeth von Rumänien diesen Grundzug gewürdigt, welcher der mundartlichen Sammlung unsers Volkerkundigen den charakteristischen Stempel verleiht. Carmen Sylva lieferte zwei Originaldichtungen für dieses Buch. In dem einen Gedicht („Auswanderers Seufzer“) schildert sie mit köstlichem Humor die Leiden eines Rheinländers, der aus dem weingesegneten Neuwieder Becken in die Walachei vom Schicksal verschleudert ist und nun lernen soll, statt Rheinwein trübsanliges Wasser zu trinken, mit dem ihm gar nicht mundgerechten Fruchtsaft der „Duttschassa“ versüßt. Mit echtem Dichtergenius versetzt sich die Gefeierte so völlig in den Geist des derbsinnlichen Rheinfranken, daß man durchaus nur ihn, nicht die hohe Frau zu hören meint, die zum Segen des rumänischen Volks so fest wurzelte im alten Dacierlande, ohne der Heimat Reiz und volksthümlichen Sprachlaut zu vergessen:

> O wär' ich doch widder
> Im Schtübche am Rhei,
> Zehn Schoppe uf eemol,
> Die wäre zu klei!

Doch bei aller Sonderung im einzelnen geht ein unverkennbar gemeinsamer Verwandtschaftszug durch das Volk aller deutschen Gaue. Sie mögen schmalere oder breitere Schädel haben, sie mögen im Süden Kelten-, ja ein wenig Römerblut, im Osten Slawenblut in den Adern führen — nicht, wie man gemeinhin wähnt, die gleiche Abkunft, wol aber das vieljahrhundertlange Wohnen auf dem nämlichen vaterländischen Boden hat ein Aus- und Angleichen unter uns Deutschen erwirkt, viel mehr noch in seelischer als in leiblicher Hinsicht. Auch davon künden uns diese treuherzigen Dichtungen. Wie der Naturforscher in aller Mannichfaltigkeit verwandter Arten die Gattungsmerkmale gewahrt, so mag man auch angesichts dieser Gedichtsammlung den gleichartigen Pulsschlag des deutschen Herzens herausfühlen trotz aller Verschiedenheit von Klang- und Tonart, in welcher er sich da offenbart.

Nichts von Heuchelei, nichts von Tugendstolz und Pharisäerthum spricht aus unsers Volks unverfälschter Rede. Irgendeine verschrobene Dichterseele mag in fein gedrechselten deutschen Versen dergleichen unlautere Gefühle künden — deutsch ihrem Wesen nach sind solche Bekenntnisse „schöner Seelen“ nicht. Hier, wo wir die Volksweisen unverfälscht erklingen hören wie die ungekünstelten Lieder befiederter Sänger im frischen Wäldergrün, wenn der Wonnemond gekommen — hier bekennen sich „alle Sorten Deutsch“ zu jenem aus grauer Zeitferne in helle Gegenwart unverändert herübertönenden Sprüchlein:

> Die Brünnlein, die da fließen,
> Die soll man genießen!

Im Lehrbuche sind alle Deutschen blond, blauäugig und tugendsam. Aus dem nie lügenden Volksliede lernen wir sie etwas anders kennen: als herzenswarme Naturfreunde, denen noch immer kein Trübseligkeitsdogma das schöne Diesseits vergällt hat, als liebesfrohe Seelen, die gern nach dem schäumenden Freudenbecher, dem Sorgenbrecher, greifen.

Die lustige Tänzerin dort auf dem Tanzboden eines hannöverschen Dorfes, von welcher hier die Verse in fürstenauer Mundart singen, ist just kein Tugendspiegel, aber dafür auch kein Schemen, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut. Es ficht sie nicht an, daß rasch hintereinander ihr die Kunde wird, ihr Mann daheim sei krank, er liege im Sterben, zuletzt, er sei schon todt: sie weicht nicht von dannen und frohlockt: „Juch, noch 'n Dänsken twäi of dräi!“ Erst ein neuer Freier vermag's über sie:

> Frou, will ji dann gar nich kommen?
> D'r is 'n Frigger, däi passet up ju.
> „Wat segge ji, 'n Frigger varr mi?
> Nu is varr düttmål 't Danssen varrbi!“

Viel häufiger indessen gewahren wir sinnliche Liebe, statt in muthwilligen Leichtsinn entartet, verklärt durch aufrichtige Herzenstreue, ja durch Seelenhingabe bis über den Tod hinaus. Gleich neben jenem fürstenauer Tanzliede steht die Erzählung von den zwei Königskindern in ostfriesischer Zunge, ein ergreifendes Gegenstück zu „Hero und Leander“ vom Nordseegestade. Durchs tiefe Meer schwimmt der Königssohn zur Geliebten bei nächtlicher Weite; roth glänzt ihm die ausgesteckte Fackel entgegen, daß er den Ort seiner heimlichen Freuden sicher erreiche. Da einmal schleicht sich „een falske Nunne“ ganz sacht an den Strand und löscht die rettende Flamme aus —

der Jüngling treibt todt in der See, die Maid harrt seiner vergebens. Am andern Morgen will der Prinzessin das Herz vor Weh zerspringen, der Mutter darf sie's nicht klagen, sie macht sich nur unter dem Vorwande frei, es treibe sie „in de Lucht" (in die Luft, ins Freie), „an de Kante van de See".

De Moder gunk na der Karke,
De Dochter gunt an de See;
Se gunk so alleen un so trurig,
Dat Harte dat dee hör so wee.

„O Fister, min gode Fisker,
Du sügst, ik bün so krank;
Du kanst un most mi helpen:
Sett unt die Netten to Fank!

Hier hebb ik min Leevste verloren,
Wat ik up Erden had,
Doch riek wil ik di maken,
Kannst du upfisken den Schat." —

„Vör ju wil ik Dage lang fisten,
Verdeend ik ook niks als Godslohn",
Un smeet sin Netten in 't Water;
Wat funk he? — den Königssohn!

„Daar Fister, leeveste Fisker,
Daar nimm din verdeende Lohn;
Hier hest du min goldene Ketten
Un mine demantene Kroon."

See nam hör Leevst in hör Armen
Un küsde sin bleeken Mund:
„O traue Mund, kunst du spreeken,
Dan worde min Hart weer gesund!"

Se drükde hüm fast an hör Harte,
Dat Harte dat dee hör so wee,
Un langer kun se nich leeven,
Und sprunk mit hüm in de See.

Man wird nicht verlangen dürfen, in dichterischen Ergüssen der deutschen Volksseele alle Charakterseiten unserer Nation gleichmäßig widergespiegelt zu sehen. Das Lied ist am liebsten ein Echo der Empfindung; es wird wol auch bei der Arbeit einmal angestimmt, doch nicht um deren alltägliches Einerlei zu feiern, sondern um sich gerade darüber hinwegzuheben. Indessen fehlt es auch in dieser Sammlung nicht ganz an gelegentlichen Einblicken in das ehrenfeste, rechtschaffene Arbeiten unsers Volks zum Erringen eines oft genug kärglichen Verdienstes. Am rührendsten spricht sich das in nachstehendem Gedicht aus, welches die Sorge eines redlichen armen Mädchens aus bairischem Lande ums eigene Bestreiten ihres Begräbnisses malt:

's Lenei.

's is Winterszeit, der Boden kracht,
's is fünfe fruah und no ganz Nacht,
Da geht a Dirndl übern Schnee,
Es thuat ihr wohl dös Gehn so weh;
Si is so blaß und so viel fein,
Die geht wohl nimmer lang, o mein!
Es is a junge Nahderin,
Die geht auf d' Stöhr*) zu 'n Bauern hin.

Gar oft thuat's ihr der Doktor sagen:
„Geh, Lenei, sollst di' nit so plagen
Dös Vierteljahr, dös d' no' kannst leben,
Dir thaat ja jeder gern was geben.
Was tirgt denn an dem Bissel dran?"
Na aber schaugt ihn 's Lenei an
Mit ihre schwarzen, großen Aug'n
(Sie kann dan durch- und durchschaug'n)
Und sagt ganz lind: „Ja g'wiß, meinoad,
Ums Sterben is mir wohl nit load,
I woaß ja, ich wer nimmer g'sund,
Nur eans wenn i no' machen kunnt!
Dös is mei Sorg scho' seit an Jahr,
Wenn i nur soviel no' derspar,
Daß man mei' Leich davon kann zahlen,
Daß die nit auf die G'moa'*) muaß fallen,
Daß niemand einstehn muaß für mi'
Und daß i kean nix schuldig bi'.
Die Gnad, die sollt mir halt no' wer'n,
Dös wenn i han, na' stirb i gern." — —

Dös Lenei — 's thuat ihm 's Gehn so weh,
Un alle Fruah geht's über'n Schnee.

Der Verfasser hat keine Mühe gescheut, die oft gar nicht leicht zu deutenden, oft nur am Orte des Liedursprungs selbst verstandenen Bezeichnungen des Volksmundes aufzuklären, wenn auch nur in kurzen Anmerkungen am Seitenschlusse. Man vergleiche nur die dutzendweisen Aufklärungen, die auf S. 38 fg. nöthig waren, um die Namen der Kühe im „Kuhreihen der Oberhasler" zu erklären! Wer weiß sonst, was er sich darunter denken soll, wenn der Senner singt:

Die Brämi und Gieger,
Die Rami und Stieger,
Die Melche, die Galte!

Es war dem Verfasser eben nicht blos darum zu thun, vorhandene Volksgedichte in neuer Anordnung abdrucken zu lassen und einige neue hinzuzuthun, sondern er wollte auch dem sprachlich nicht fachmännisch vorgebildeten und dem mit rein örtlichen Ausdrucksweisen unvertrauten Leser einen verständnißvollen Genuß bereiten. Zu dem Zwecke mußte er sich oftmals tüchtig mühen, gar manchen Aufschluß aus der Ferne brieflich sich beschaffen, gar manche gedruckte Quelle angehen, damit wir nun um so gemächlicher die muntern wie die ernsten Weisen unsers Volks aus seinem Büchlein auf uns wirken lassen mögen, ohne unsererseits die Hand nach dem gelehrten Rüstzeug auszustrecken, das ja doch nicht leicht einem von uns in genügendem Umfange zu Gebote stände.

Aus den Vorbemerkungen, welche der Verfasser über Schreibung und Aussprache seinem Werke vorausgesandt hat, sei noch eine wichtige dialektkundliche, selbst für Textkritik eines berühmten Goethe'schen Liedes zu verwerthende Belehrung an dieser Stelle hervorgehoben. Sie betrifft das so oft misdeutete n, welches in mehrern, meist oberdeutschen Mundarten zwischen ein vocalisch auslautendes und ein vocalisch anlautendes Wort zur Vermeidung des

*) Hausarbeit.

*) Gemeinde.

Hiatus eingefügt zu werden pflegt. Unter strenger Berücksichtigung der ausschließlich phonetischen Bedeutung dieses gar nicht in die Flexion der Worte hineingehörenden n druckt Welcker wol hier (auf S. 36) zum ersten mal das bekannte Goethe'sche „Schweizerlied" richtig ab wie folgt:

Uf 'm Bergli bi-n-i gsässe,
Ha de Vögle zugeschaut;
Hänt gesunge, hänt gesprunge,
Hänt's Näschtli gebaut.

In ä Garte bi-n-i gestande,
Ha de Imbli zugeschaut,
Hänt gebrummet, hänt gesummet,
Hänt' Zelli gebaut.

Uf d' Wiese bi-n-i gange,
Luegt i Sommer-Vögle a,
Hänt gesoge, hänt gefloge,
Gar z' schön hänt f' gethan.

Un da kummt nu der Hansel,
Un da zeig' i-n-em froh
Wie sies mache, n- und mer lache
n- Und mache's au so.

Die bisherige Lesart „bin i" ist vollkommen irrthümlich, weil das Schweizerdeutsch statt „bin" allein „bi" sagt; vollends aber klingt der in alle Goethe-Ausgaben übergegangene Hiatus aus der letzten Strophe „zeig' i em froh" dem Ohre des Schweizers unerträglich.

Lehrreich ist auch noch die Analogie, welche der Verfasser aus der bairischen Mundart mittheilt: hier dient das r an Stelle des schweizerischen n, um dem Hiatus zu entgehen. Man sagt also z. B. „Vata-r- und Mutta"; statt unser „das thue ich" spricht der Baier „des thue-r-i", statt „auch ein" aa-r-a. Ich lauschte einst am bairischen Walde vergeblich auf die Aussprache „Osser" für den Namen des oft irrig dem griechischen Ossa in den Büchern gleichbenannten schönen Waldbergs; die Waldleute sagten immer nur „Ossa" (freilich nur aus demselben Grunde, aus welchem sie Vata statt Vater sagen), endlich aber vernahm ich „den Ossar afi" (= den Osser hinauf) — freudig meinte ich das zum Bergnamen gehörige r endlich zu hören, jedoch nun sehe ich ein: es war blos das euphonische r („den Ossa-r-afi")!

Wir nehmen hiermit Abschied von Welcker's freundlicher Gabe mit dem aufrichtigen Wunsche, daß diese „Dialektgedichte" in weitesten Kreisen jene tiefere Liebe zu deutschem Wesen befestigen mögen, wie sie aus dem wirklichen Erkennen desselben allein sich herleiten kann und wie sie gerade hier aus so echter Quelle und so anmuthig fließt.

Alfred Kirchhoff.

Zur deutschen Literatur.

1. Zur deutschen Sprache und Literatur. Vorträge und Aufsätze von Karl Bilz. Potsdam, Stein. 1888. Gr. 8. 3 M.

Die in diesem Bande gesammelten Vorträge und Aufsätze behandeln die verschiedensten in das Gebiet der deutschen Sprache und Literatur gehörigen Gegenstände. Sie sind erwachsen aus einem durch eigene Anschauung genährten Gedankenkreise, welcher den Modeströmungen unserer Tage gegenüber seine Selbständigkeit bewahrt. Sie huldigen sämmtlich einem naturgemäßen Realismus in der Literatur. Der Verfasser kämpft ebenso gegen das rein pathetische Jambendrama unserer Tage höhern Stils, wie gegen den Shakespeare-Cultus unserer maßgebenden Bühnen. In diesen letztern Ausführungen erinnert er vielfach an Grabbe's Auslassungen gegen Shakespeare. Er bekämpft die historische und wissenschaftliche Richtung der neuern deutschen Poesie und dringt auf die Erfassung des modernen Lebens als die eigentliche Aufgabe der Dichtung. In einem geistvollen Aufsatze schlägt er eine neue und zweckgemäße Gruppirung des Stoffs in der deutschen Literaturgeschichte vor, indem er innerhalb der beiden großen Epochen je eine geistliche und eine weltliche Strömung unterscheidet. Der Höhepunkt, meint er, ruht im 17. Jahrhundert auf Paul Gerhardt und nicht auf Gryphius. Ein anderer verdienstvoller Artikel beschäftigt sich mit der deutschen Bibelübersetzung vor Luther; der Frage nach der Entstehungszeit des Liedes „Ein' feste Burg" sind zwei Aufsätze gewidmet, die unserm Gefühle nach hätten verschmolzen werden müssen. Ueberhaupt ist wenig geschehen, um die Entstehung der Aufsätze aus Feuilletons und Vorträgen im Interesse der Gesammtwirkung etwas zu verwischen. Die drei letzten sehr lesenswerthen Artikel behandeln sprachliche Fragen. Es steckt eine Fülle von Anregungen in dem Buche, und gereicht ihm vielleicht zum Vortheile, daß der Verfasser sich nur bedingungsweise zur „Zunft" rechnet.

2. Gudrun. Eine Umdichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes von Leonhard Schmidt. Wittenberg, Herrosé. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.

Immer und immer wieder begegnen wir dem Versuche, die Dichtungen der großen mittelhochdeutschen Zeit dem heutigen Geschlechte mundgerecht zu machen. Aber häufig genug hält mit der vaterländischen Begeisterung die dichterische Kraft nicht gleichen Schritt. So auch in diesem neuen Versuche. Der Verfasser hat zwar bei der Anordnung des Stoffs viel Geschick bewiesen, indem er das unechte Hagenlied fortließ und die Hildesage sehr glücklich als Episode einfügte; auch hat er zur Belebung der einfachen Handlung mancherlei hübsche äußere Züge eigener Erfindung beigebracht, aber im ganzen reichte weder sein äußeres rein formales Geschick, noch seine dichterische Begabung aus, das alte Lied von Gudrun wirklich neu zu

beleben. Wohl liegen, wie er in der Vorrede bemerkt, allerlei Motive nur eben angeschlagen in der Dichtung, die zur weitern Ausführung unmittelbar zu reizen scheinen, allein der moderne Poet mußte dann mehr in die Tiefe arbeiten, nicht in die Breite. Man könnte sich mit den mancherlei modernen Empfindsamkeiten, die auf den alten Stoff aufgetragen sind, noch aussöhnen, wenn wenigstens den Versen jene Leidenschaft und jener hinreißende Schwung innewohnte, die eine Neubelebung der Form nöthig gemacht hätte. Aber hier ist sicher mehr guter Wille als erfreuliche Leistung zu verzeichnen. Welcher Abstand, wenn man Baumbach's „Horand und Hilde" dagegen hält! Bei Schmidt ist das mittelhochdeutsche Gudrunlied nicht umgedichtet, sondern nur umgereimt, nicht immer ohne Geschick, aber im ganzen doch zu ungleichmäßig, um aus dem Vollen wirken zu können.

3. Die sogenannten „Jungdeutschen" in unserer zeitgenössischen Literatur. Ein Vortrag, gehalten am 20. Februar 1888 in Leipzig von Hans Merian. Leipzig, Werther. 1888. 8. 60 Pf.

Wenn die jungdeutsche Bewegung in unserer gegenwärtigen Literatur, deren Bedeutung nach unserer Meinung wenigstens in ihren Leistungen überschätzt wird, keine gediegenere Fürsprache bei dem nicht gerade zum Kaufen gestimmten Publikum findet, als in dem uns vorliegenden Vortrage, so wird ihr wenig geholfen sein. Als Schriftsteller, der einigen Werth auf die Schätzung des Publikums legt, hätte Merian für eine Druckschrift wenigstens den Gegenstand so viel als möglich vertiefen müssen. Allein er wirthschaftet recht oberflächlich mit den Schlagworten im Jargon der Schule, und die ganze Reihe von Dichterporträts, die er gibt, ist zu flüchtig hingeworfen, als daß dem Leser die „Charakterköpfe" verständlich würden, an denen immer ein Etwas merkwürdig sein soll, das sie von andern unterscheidet. Wir stehen der ganzen Bewegung nicht entfernt ablehnend gegenüber, lassen uns aber mit Schlagworten nicht abspeisen und verlangen vollends vom Kritiker die Gabe künstlerischen Nachschaffens, welche das Bild eines Dichters in seiner Eigenart charakteristisch zu veranschaulichen vermag. Dagegen ist die Entstehungsgeschichte der Bewegung, welche letztere Merian von Bleibtreu's „Revolution der Literatur" an datirt, recht hübsch dargestellt, und daß der Leser durch das Buch im allgemeinen über die Revolution der Literatur und ihre Träger aufgeklärt wird, ist nicht zu leugnen. Uebrigens ist Merian's Urtheil keineswegs befangen, was wir ausdrücklich hervorheben wollen.

4. Karl Bleibtreu's pathologischer Roman „Größenwahn". Eine kritische Studie von Max Zerbst. Jena, Mauke. 1888. 8. 75 Pf.

Diese Studie dringt in ihren Stoff viel tiefer ein als das oben besprochene Merian'sche Buch. Zerbst hat aus dem ganz unglaublichen Wuste des Bleibtreu'schen Romans die Grundgedanken herausgeschält und seine treffliche Zergliederung so angelegt, daß die Schwächen des Werks sofort einleuchten. Zwei getrennte Gedankenkreise sind, so sagt er, in der Dichtung nur äußerlich vermittelt: Größenwahn und Vaterland. Der moralische Größenwahn findet seinen Träger in dem Maler Rother, der intellectuelle in dem famosen Grafen Krastinik, und eine ganze Horde von größenwahnsinnigen Literaten vereinigt sich, die echte Größe des Dichters Friedrich Leonhart (alias Karl Bleibtreu) zu unterdrücken; es gelingt ihr, und somit stellt sich für den Leser heraus, daß jenem die echte Größe fehlte. Sie fehlt auch Herrn Bleibtreu. Nur der Graf Krastinik findet in dem Vaterlandsgedanken, d. h. in der erkannten Pflicht, in der Gattung aufzugehen, Heilung von seinem persönlichen Größenwahne. Der Gedanke hat seine Berechtigung, meint Zerbst, aber die Durchführung ist der mangelnden Dichterkraft mislungen und mit der Psychologie des Dichters ist es nicht weit her. Vor allen Dingen bestreitet Zerbst die Möglichkeit, ein intellectuelles Genie zum Helden einer Dichtung zu machen, und selbst wenn Leonhart gleich Bleibtreu sein soll, oder vielmehr gerade deswegen, muß gesagt werden, daß es Bleibtreu's Genie an Unmittelbarkeit fehlt: in ihm arbeitet nur Verstand und Wissen. In der Verurtheilung des künstlerischen Werthes von Bleibtreu's Roman ist Zerbst mit jedem urtheilsfähigen Menschen einig. Die Kritik ist sehr maßvoll gehalten, viel zu maßvoll gegenüber Bleibtreu's ins Grenzenlose gehender Anmaßung.

5. Psychodramen-Welt. Material für den rhetorisch-declamatorischen Vortrag von Richard von Meerheimb. Vierte, stark vermehrte Ausgabe der gesammten Monodramen neuer Form, nebst Biographie und Bildniß des Autors. Berlin, Parrisius. 1887. 8. 3 M.

6. Psychodramen. Material für den rhetorisch-declamatorischen Vortrag von Richard von Meerheimb. Mit einem Vorwort herausgegeben von Karl Friedrich Wittmann. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1888. Gr. 16. 20 Pf.

Der unglücklich Liebende flieht in die Einsamkeit des Waldes, von Menschen ungehört bricht er in laute Klagen aus, denen nur das Echo antwortet. Bäume und Felsen schweigen dazu, wenn er sie auch oft mit starken Worten beschwört. Es ist eine conventionelle Situation, typisch für den Roman des 17. Jahrhunderts, schon im „Don Quixote" verspottet. Im Drama, wenn die Handlung sich zuspitzt zu einer Entscheidung, läßt der Held noch einmal das Für und Wider, was ihn treibt und was seiner warten kann, durch die bewegte Seele gehen: so bedingt sich künstlerisch der Monolog. Auch in ihn kann ein geschickter Dichter spannende Handlung hineinlegen; er braucht nur dem Sprechenden in seiner Erregung Gedanken und Wünsche zu lebendigen Wesen wachsen zu lassen, mit denen er kämpfen muß. Aus dem so erweiterten Monolog entwickelte sich das Monodram, im vorigen Jahrhundert beliebt, auch von Goethe verwendet in der „Proserpina". Musik deutet hier wol die stummen Gegenspieler an, aber im ganzen bleibt es eine in der Seele des Spielers vorgehende Handlung, die sich in Worten niederschlägt. Schon kann er in seiner Einbildung warnende oder lockende Stimmen zu vernehmen glauben und auf gedachte Frage Rede und

Antwort stehen. Aber der Gegenspieler bleibt noch immer außerhalb der anschauenden Phantasie des Zuhörers, wie er ja auch nur in der Einbildung des Spielers lebt. Hier erweitert Meerheimb die Kunstform und schafft ein ganz neues eigenartiges Gebilde, dessen Lebensfähigkeit allerdings beschränkt erscheint durch die declamatorischen Anforderungen, die es zu stellen hat. Meerheimb gibt dem Gegenspieler selbständiges Leben; freilich bleibt er stumm, aber er handelt, und aus den Worten des Spielers vernimmt der Zuhörer die ganze bewegte Handlung. Der Spieler hat sie nicht zu erzählen, sondern er steht mitten darin. Es erwächst also die Aufgabe, eine ganze dramatische Scene auf die Worte einer Person so zu concentriren, daß der ganze Vorgang beim Klange der Worte sich vor dem innern Auge des Zuhörers abspielt. Man könnte fragen, wozu dies? Man könnte an die künstlerischen Grundbedingungen dieser neuen Form zweifelnd rühren und die innere Nothwendigkeit vermissen: den gebotenen Dichtungen gegenüber fällt die Sorge um Berechtigung wie von selbst und man genießt ein reines eigenartiges Kunstwerk. Freilich ist bei den eigenthümlichen Schwierigkeiten dieser Kunstform die Grenze nicht leicht einzuhalten, und auch in den vorliegenden Dichtungen des Schöpfers selbst läßt sich noch mancherlei Schwanken erkennen. Aber wir stehen nicht an, die neue Form für eine Bereicherung der Poesie zu nehmen. Eine Probe möge das Wesen der Dichtung veranschaulichen. Es ist aus dem schönen Stücke „Der Sergeant von Alsen". Der Sergeant ist der Sprechende. Er leitet eine Abtheilung beim Uebergange nach Alsen. Nachdem er die nöthigen Erklärungen und Anweisungen gegeben, heißt es:

Fertig zum Einsteigen! — Ruhe, ruhig Kinder, zehenleise auf den Fußspitzen! Aber, Plümke, seistes Dusselschaf, dein Brotbeutel hängt ja noch immer unterm Leibriemen! hast wieder mal nich kapiert, daß er, wasserdicht, mit den Patronen hoch um den Hals gebunden sein soll! — So, Stolperfritze, über Bord hoch die Beine! Sachte, sachtchen nieder! Gleichgewicht auf jeder Seite! — Ruder ein und — ausgelegt! — Scharf im Takt gezogen. Eins — Zweie! — Aber, heiliges Leisewettee, Plümke, am Steuer — Er schaukelt ja! Setz' er sich glatt und fest aufs Hosenfell! Vorsicht! Gewehrmündungen hoch! — Aber, Plümke, bist du denn ganz des Teixels? Dein Gewehr ist ja gespannt! — Leise — ziehe leise nieder oder — — — — Tolpatsch — richtig — der Daumen rutscht aus — knax — Blitz und — Krach in die Luft!

Aus dieser Probe wird man die Technik der Psychodramen besser erkennen als aus einer Beschreibung. Es kommt hinzu, daß sich in vielen Stücken eine gewaltige poetische Kraft offenbart, welche auch inhaltlich dem Vortragenden die bedeutendsten Anregungen gewährt. Denn man muß diese Gedichte hören, nicht still für sich lesen. Man hat sie auch dramatische Visionen genannt, doch scheint dies gefährlich und hat den Dichter öfter verleitet, geradezu visionäre Motive zu verarbeiten, wodurch die Reinheit der Kunstform beeinträchtigt wird.

Heinrich Löbner.

Religionsphilosophische Schriften.

1. Undogmatisches Christenthum. Betrachtungen eines deutschen Idealisten. Von Otto Dreyer. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1888. Gr. 8. 2 M.
2. Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart. Von Moriz Carriere. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.
3. Der alte Gott lebt noch oder die Stellungnahme des menschlichen Herzens zu dem lebendigen Gott. Ein Wort des Kampfes und ein Wort des Friedens an die heutigen Christen. Von H. Ziegler. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1888. Gr. 8. 2 M.

Wir stellen diese drei Schriften zusammen, weil sie, von gemeinsamen Voraussetzungen ausgehend, sich im wesentlichen das gleiche Ziel gesteckt haben: die Versöhnung der modernen Weltanschauung mit der christlichen. Die das unternehmen, werden als die Hauptschwierigkeit auf ihrem Wege immer die Thatsache finden, daß auf die Frage, was unter moderner Weltanschauung zu verstehen sei, je nach den verschiedenen Ansichten ebenso viel verschiedene sich schnurstracks widersprechende Antworten laut werden. Moderne Weltanschauung — ist es die Schopenhauer'sche, ist's die von D. Fr. Strauß, ist's die der Materialisten, die deocentrische von Hartmann's, die der Darwin'schen Entwickelungslehre, ist's die der belletristischen Halbbildung? Nein, heißt es, es ist die Anschauung der Edelsten und Besten, der Gebildetsten und Aufgeklärtesten in der Gegenwart. Aber wenn doch offenbar Tausende und abermal Tausende von edelsten und besten, gebildeten und aufgeklärten Männern andere Ueberzeugungen hegen und andern Anschauungen huldigen, so zeigt sich eben, daß hier mit einem Begriffe gerechnet wird, der keine bestimmte Größe ist, der dehnbar und unbestimmbar bleibt, von welcher Seite wir ihn auch anfassen. Und doch, der Versuch muß gemacht werden. Da es nicht zwei sich widersprechende Wahrheiten geben kann, eine christliche und eine moderne, und da die Forderung unabweisbar ist, daß die religiöse Wahrheit im Einklange stehe mit allem, was ein Mensch als Wahres, Gutes und Schönes erkennt, so darf auf protestantischem Boden der Untersuchung nicht ausgewichen werden, muß vielmehr ganz und voll der Frage Raum gelassen werden, was in der Form der überlieferten Kirchenlehre etwa nur zeitliche Bedeutung hat, was als bloße Hülle fallen darf und fallen muß, wenn der edle Kern gesund und kräftig erhalten bleiben soll. Das ist dann kein Niederreißen, sondern ein Bauen. Nur vor täppischen Griffen wird man auf der Hut sein müssen und nicht vergessen dürfen, daß

eine irrthümliche religiöse Vorstellung nie durch eine Negation, sondern nur durch eine Position zu überwinden ist, welche der zu Grunde liegenden religiösen Ueberzeugung in allen Stücken gerecht wird. Und da ist es denn ein höchst erfreuliches gemeinsames Merkmal der drei obengenannten Schriften, daß ihre Verfasser von den religiösen Grundüberzeugungen, auf deren gedankliche Formen die Betrachtung gerichtet ist, persönlich selbst durchdrungen sind. Ein gutes Stück Idealismus bewahrt sie davor, mit den Pfaffen des Materialismus und den Eiferern des Unglaubens in ein Horn zu stoßen, und in dem Streben, die Lösung so manchen Räthsels in der persönlichen Erscheinung des Stifters der christlichen Religion zu suchen, tritt auch ein erfreulicher gemeinsamer geschichtlicher Zug zu Tage, der es verhindert, daß nicht ein Christenthum ohne Christus, ein Glauben ins Blaue hinein uns angepriesen werde.

O. Dreyer geht in seinem „Undogmatischen Christenthum" (Nr. 1) davon aus, daß die Religion zuerst und wesentlich den religiösen Menschen eignet, nicht in Lehren und Bekenntnissen, nicht in Ceremonien wohnt, sondern als Ueberzeugung ihren Sitz hat im innersten Kerne der Persönlichkeit. Dogmatisch frei, aber religiös positiv, bezeichnet er seine Schrift als einen Beitrag zu der psychologischen Erklärung der wichtigsten Anschauungs- und Lebensformen, in welchen die christliche Wahrheit erschienen ist und noch erscheint; als die Betrachtungen eines deutschen Idealisten, der, indem er die Einseitigkeiten aller übrigen Parteien, des Confessionalismus, Unionismus, Pietismus und Rationalismus, überwunden zu haben glaubt, wol darauf gefaßt ist, der unmittelbaren Erfolge zu entrathen, aber, in dem Reiche der Ideen heimischer als in der Wirklichkeit, sich bewußt ist, in die Ferne zu sehen und die Richtung zum Ziele hin anzugeben: „Sind wir unpraktische Idealisten — auch der Herr ist es gewesen. Gehen wir unter, so sterben wir mit ihm, um mit ihm aufzuerstehen." In der Ueberzeugung, daß die heutigen Gemeinden in weit größerer Ausdehnung, als die Theologen es einzugestehen wagen, dem dogmatischen Christenthum entfremdet sind, während unser Volk doch mit Entschiedenheit ein christliches Volk bleiben will, möchte er dazu helfen, einen Ausweg zu finden aus diesem Zwiespalte in dem heiligsten Gebiete der Seelen, der viele edle Volkskräfte aufreibt. Das Haupthinderniß einer Verständigung aber sieht er darin, daß den streitenden Parteien die psychologische Erkenntniß der Gründe fehlt, welche das hartnäckige Festhalten der Orthodoxen am Dogma veranlassen. Darum läßt er es seine erste Aufgabe sein, nach diesen Gründen zu suchen, die ihm religiöser Natur sind. Das innere religiöse Leben, meint er, reflectire sich dem Intellect in der Gestalt des Dogmas, und dieses Spiegelbild werde dann mit dem Urbilde verwechselt. Um solcher Verwechselung vorzubeugen, sollen die angestellten Erörterungen nicht dabei stehen bleiben, die Identität des Spiegelbildes mit dem Urbilde selber als eine Selbsttäuschung nachzuweisen, sondern das Urbild selbst an das Licht ziehen und so eine Brücke zur Verständigung zu schlagen:

Wenn man die Postulate des frommen Gemüths nur ungeschmälert befriedigt, so wird auch der Conflict mit allem übrigen Geistesleben auf das schönste geschlichtet. ... Jedes neue Geschlecht will mit seinen eigenen Augen sehen und mit seinen eigenen Gedanken denken. ... Eben darin zeigt sich die Herrlichkeit Christi, daß sie in keiner Zeit und in keinem Geschlecht, auch in keiner Lehr- oder Lebensform sich erschöpft, sondern immer neue Blüten treibt.

Den vorhandenen Parteien steht der Verfasser unbefangen gegenüber. Den religionslosen Liberalismus bezeichnet er als seinen eigenen Bekennern nicht genügend, die liberale Durchschnittstheologie erscheint ihm religiös wie kirchlich unfähig. Der Vermittelungstheologie, von der er nicht viel hält, bringt er doch ein gewisses Maß von Wohlwollen entgegen. Und für die bewußt religiöse Orthodoxie, gegen deren Satzungen er streitet, hat er nicht nur Worte freundlicher Anerkennung, sondern selbst ergreifenden Ausdruck der Hochachtung und innigsten Sympathie.

Der Grundfehler der Dreyer'schen Auffassung liegt in der Verwechselung von Dogma und Dogmatismus. Oder soll die Reflectirung des innern religiösen Lebens im Intellect als Dogma nur zufällig und unwesentlich sein? Und merkt der Verfasser nicht, wie er mehr als einmal in seinen Erörterungen an die Stelle eines überlieferten Dogmas nur ein anderes setzt, in dem christologischen Abschnitte z. B. den Schleiermacher entlehnten Gedanken der Einzigkeit und Urbildlichkeit des Erlösers, gegen den Strauß bekanntlich sehr entschieden den Satz betont, daß es nicht die Art der Idee sei, an ein Individuum ihre ganze Fülle abzugeben. Und wenn er behauptet, nicht zwischen, sondern über den Gegensätzen liege die Wahrheit, so vergißt er, daß es allerdings Gegensätze gibt, die sich so völlig ausschließen, daß die Wahrheit nicht nur nicht zwischen ihnen, auch nicht über ihnen, sondern nur bei einem der Gegensätze zu suchen ist. Dem gegenüber regt sich doch ein Bedenken, ob ihm geglückt ist, was er für seine Erörterungen als Ergebniß suchte: „Nichts von der weltüberwindenden Kraft des alten Glaubens, nichts von seiner Trostesfülle, nichts von seiner Liebesinnigkeit darf verloren gehen."

Ein in sinnigem Denken gereiftes, mildbesonnenes Wort, seiner Ueberlegenheit sich bewußt, ruft Moriz Carriere in seinem „Jesus Christus" (Nr. 2) in den verworrenen Streit der Tagesmeinungen hinein. Er selbst bezeichnet seine Schrift als Jubiläumsdissertation, mit der er der philosophischen Facultät der berliner Universität für die Erneuerung seines Doctordiploms am 28. Juli 1888 seinen Dank abtrage. Wir möchten sie das edle Vermächtniß eines Veteranen nennen, der in wackerm, halbhundertjährigem Kampfe für die idealen Güter seines Volks gestritten, um am Abende seines Lebens noch in rüstiger Jugendkraft seine Stimme zur Versöhnung von Glauben und Wissen zu erheben und einen werthvollsten Beitrag

zu dem zu liefern, was er eine Lebensfrage des Christenthums nennt: das Evangelium ebenso mit den Natur- und Geschichtskenntnissen, der Weltanschauung der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der Wissenschaft der Griechen gethan. Dem Dogmatismus des Unglaubens und dem Aberglauben der Halbbildung die Stirn bietend, vertritt Carriere als Philosoph einen entschiedenen Theismus, der doch das, was in der pantheistischen Weltanschauung Wahres liegt, nicht unberücksichtigt läßt. Als Naturwissenschaftler Anhänger der darwinistischen Entwickelungstheorie, läßt er doch deren Ausdeutung durch die Materialisten nicht gelten, als ob nun blos der Kampf ums Dasein, die natürliche Zuchtwahl das Vollkommene ohne Plan und Zweck gedankenlos ebenso zufällig wie mechanisch hervorbringe. Vielmehr ist Gott die welteinwohnende Vernunft, und Weisheit und Liebe, Gnade und Wahrheit das Merkmal des göttlichen Selbst, in dem das religiöse Gemüth den Quell und zielsetzenden Geist für alles Gute, Wahre, Schöne, für das Reich des Geistes, für die ideale und sittliche Welt ahnt, fühlt und erkennt.

In lichtvoller Darstellung, belebt von dem Pulsschlage religiöser Innerlichkeit, und in vornehmer Haltung unterzieht der Verfasser die wichtigsten religiösen Grundfragen seiner Betrachtung: Sündenfall, Wiedergeburt, Willensfreiheit, Evangelium, Gottesreich, die Person Jesu, und überall bewährt sich der scharfe Denker ebenso wie die warmherzige Gesinnung. In einer Erörterung des Offenbarungs- und Wunderglaubens, die viel Beachtenswerthes bietet, wenn auch gerade sie nicht einwandsfrei ist, tritt er dafür ein, denselben nicht auf die Bibel einzuschränken — wer thut das? —, sondern in der Heiligen Schrift ein allgemein Menschliches auf seinem Höhepunkte zu erkennen. In Jesu sieht er den menschgewordenen Logos, in welchem die Wesens- und Lebensgemeinschaft Gottes und der Welt, Gottes und der Menschheit offenbar und vorbildlich persönlich erscheint, sodaß auch wir, ihn in uns aufnehmend in Erkennen und Wollen, die Kindschaft gewinnen und von neuem geboren werden. Die Frage nach Jesu Auferstehung beantwortet er so, daß er, mit Kant, Lessing, W. von Humboldt u. a. die Möglichkeit der Erregung einer Seele durch eine andere, räumlich abwesende behauptend, eine durch Vision vermittelte, doch nicht blos subjective Einwirkung von Jesu lebendiger Seele auf die der Jünger annehmen möchte, eine Einwirkung, in welcher er zugleich einen thatsächlichen Beweis der Vorsehung, der sittlichen Weltordnung in der Geschichte erkennt und die er in ihrer Aeußerungsform bei Pauli Bekehrung vor Damaskus zu gewahren glaubt. Indem er nach der Weise der alten deutschen Mystiker den innerlichen Christus stark betont, wird er vielleicht dem geschichtlichen nicht immer gerecht. Jedenfalls könnte die Stellvertretungslehre der Reformatoren Beschwerde führen, daß Carriere sie, gleich der Anselm's, rein juridisch, forensisch-imputatorisch faßt, nicht als das, was sie doch in Wahrheit ist, ein tiefsinniger Versuch, die Ausgleichung zwischen göttlicher Heiligkeit und Liebe dem Denken näher zu bringen.

Aber damit soll nicht gesagt sein, daß Carriere über theologische Dinge als Laie schreibe. Er ist in der einschlägigen Literatur wie ein Fachmann zu Hause. Von Philosophen und Theologen finden Luther, Schleiermacher, die beiden Fichte, Strauß, Teichmüller, O. Pfleiderer u. a. wiederholte Berücksichtigung. Und neben ihnen kommen Naturforscher und Dichter zu Wort, wir begegnen so mancherlei sinnreichen Aussprüchen von Angelus Silesius, Goethe, Schiller, Darwin.

Den Frieden von Kopf und Herz will der Verfasser auf dem Wege, den er einschlägt, bringen helfen. Möge das deutsche Volk ihn einschlagen, zu seinem Heil eine gemeinsame sittlich-religiöse Lebensansicht erringen und bewahren! — das ist der Wunsch, mit welchem das Vorwort schließt, und gern machen wir ihn zu dem unsern.

Die Schrift von H. Ziegler (Nr. 3) spricht weniger an. Einmal stößt das beharrlich festgehaltene Pathos, und dann bringt sie neben manchem recht Beherzigenswerthen zwischendurch Aufstellungen, die recht haltlos sind. Daß der Schriftensammlung des Alten und Neuen Testaments die Vorstellung einer von den Stammältern auf alle Menschen sich fortpflanzenden Sündhaftigkeit fremd sei, ist eine mehr als kühne Behauptung. Nicht weniger kühn ist der Schluß, der aus dem Jesuswort Matth. 18, 3 („Es sei denn, daß ihr euch umkehrt und werdet wie die Kinder") gezogen wird. Die Lehre vom Bösen im Menschen scheint nicht die starke Seite des Verfassers. Aber auch in der Exegese gibt er sich Blößen. „Ihr habt Christum verloren, die ihr durch den Schriftbuchstaben selig werden wollt", lautet nach ihm die Uebersetzung von Gal. 5, 4. Paulus schreibt: „die ihr durch das Gesetz euch rechtfertigen lassen wollt" — das ist doch nicht dasselbe. Uebrigens sei der Ernst der Gesinnung, mit welcher der Verfasser der eiteln Religionslosigkeit, dem trägen Weltdienste wie der feigen Menschenknechtschaft eines gottentfremdeten Wesens den Krieg erklärt, um unserm Volke die besten Kräfte zu erhalten, bereitwillig nach seinem vollen Werthe anerkannt.

Karl Sallmann.

Zur Landes- und Volkskunde.

1. Ungarn, Land und Leute. Von Rudolf Bergner. Mit 17 Illustrationen, Karte und Stadtplänen. Würzburg, Woerl. 1888. 8. 4 M.

Seitdem Ungarn durch die Wiederherstellung seiner Verfassung im europäischen Staatenleben zu größerer Bedeutung gelangt ist, hat sich auch Land und Leuten in Ungarn das Interesse Europas in erhöhtem Grade zugewendet. Zeugniß hierfür die rasch wachsende ethnographische

Literatur über Ungarn. Dieselbe ist neuestens bereichert worden durch Rudolf Bergner's „Ungarn, Land und Leute". Der Verleger hat dem Buche die Ausstattung und das Gewand eines Reisehandbuchs gegeben und es mit Karte und Stadtplänen versehen. Diese können den Werth des Buchs nur erhöhen, allein ein Reisehandbuch ist es nicht. Hierzu fehlen die praktischen Angaben und Anleitungen, welche bei einem Reisehandbuche die Hauptsache sind. Dagegen ist das Buch reich an lebendigen Schilderungen und ethnographischen Betrachtungen, welche es eben als ethnographisches Werk kennzeichnen.

Der Verfasser führt uns, von Westen kommend, zunächst durch die südwestlichen Landestheile, wo wir unter andern den fleißigen und intelligenten deutschen Volksstamm der Hienzen kennen lernen, ferner die schwäbische Volksgruppe der Heidebauern mit ihren saubern und stattlichen Dörfern. Dann gelangen wir nach Kroatien, wo uns in den Kroaten ein eigenartiger slawischer Volksstamm entgegentritt, während die „kroatische Schweiz" landschaftliche Schönheiten bietet. In Fiume aber begegnen uns neben den Kroaten auch Italiener und die blaue Adria. Von Kroatien führt uns der Verfasser nach dem fruchtbaren Banat und der Bácska zu den Serben, „dem geistig hervorragendsten Stamme der Südslawen". Neben ihnen finden wir gegen 100,000 Schwaben in gedrängter Masse, welche sich rasch vermehren und nicht nur ihre Nationalität mit Zähigkeit bewahren, sondern sogar andern Nationalitäten vielfach Abbruch thun. Aus dem Banat bringt uns eine herrliche Donaufahrt zum Eisernen Thore. In dieser Gegend machen wir Bekanntschaft mit den Rumänen, welche vom Verfasser sehr günstig beurtheilt werden. Durch den Eisernen Thorpaß kommen wir dann nach Siebenbürgen, und zwar zunächst nach dem Hátszegerthal, „dem lieblichen Garten der Ostkarpaten", wo einst die Dacierstadt Sarmizegethusa ihre stolzen Mauern erhob. Auf ihren Trümmern erbauten die Römer Ulpia Trajana, die Hauptstadt des römischen Dacien. Auch von ihr sind nur noch Ruinen vorhanden. Von diesen Resten untergegangener Herrlichkeit leitet uns der Weg über das gut erhaltene und kürzlich hergestellte prächtige Königsschloß in Vajda-Hunyad nach Hermannstadt und Kronstadt zu den siebenbürger Sachsen, „den kernigsten aller in Ungarn angesiedelten deutschen Volksgruppen", und der herrlichen Gebirgswelt des Burzenlandes. Auch das Szeklerland mit seinen gastfreundlichen Bewohnern, heilkräftigen Bädern und Naturwundern thut uns wohl. Um so abschreckender berührt die Mármaros mit dem vom Schnaps und von den Juden dem Untergange nahe gebrachten Ruthenenvolke. Nach einem Besuche der Hohen Tátra und der der gänzlichen Magyarisirung und Slowakisirung anheimfallenden zipser Deutschen führt uns der Verfasser nach der Slowakei, wo die verstreuten deutschen Colonien der Aufsaugung durch das fleißige und genügsame Slowakenthum noch weniger Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Dann machen wir die bekannte reizende Donaufahrt von Wien nach der Hauptstadt Budapest, deren riesiger Aufschwung anschaulich geschildert wird. Im letzten Kapitel führt eine Rundreise durch die große ungarische Tiefebene, deren eigenartiges Pußtenleben der Verfasser anziehend zu schildern weiß. Hier erst lernen wir die offenen, treuherzigen Kernmagyaren näher kennen.

Ein Anhang enthält als dankenswerthe Beigabe ein Verzeichniß der Comitate und Ortschaften nebst ihrer Bevölkerungszahl, ferner ein Verzeichniß der wichtigsten Curorte, Gasthöfe und Kaffeehäuser und einige Wegstrecken für Reisende. Auch die guten Stadtpläne werden willkommen sein. Die beigegebene Karte von Ungarn ist etwas dürftig und nicht fehlerfrei, die Landschafts- und Trachtenbilder sind getreu, aber roh ausgeführt.

Joseph W. Filtsch.

2. Tunis und seine Umgebung. Ethnographische Skizzen von Hugo Kleist und A. Freiherr von Schrenck von Notzing. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 5 M.

Das kühne Unternehmen, Land und Leute einer zwei Wochen lang durchstreiften, wenig bekannten Erdgegend anschaulich zu schildern, ist in der vorliegenden Schrift überraschend glücklich in Ausführung gebracht worden. Die Verfasser haben nicht nur von der zweitgrößten Stadt Afrikas und den dieser benachbarten Stätten des alten Karthago, sondern außerdem von Zaghuan (dem gebirgigen Ausgangspunkte der berühmten Wasserleitung Kaiser Hadrian's), von den Umgebungen Uticas und von einem Theile des Medjerdathals lebensvollen und in allen Hauptpunkten zutreffenden Bericht zu erstatten gewußt. Einzelne Abschnitte des Buchs, z. B. diejenigen über hygienische, militärische und administrative Einrichtungen Tunesiens und seiner Hauptstadt, sind unter Zuhülfenahme gedruckter Quellen geschrieben worden; den Hauptinhalt aber bilden direct angestellte, allenthalben Fleiß und Urtheilskraft der Reisenden bezeugende Beobachtungen. Es gilt das ebenso von den außerordentlich geschickt aufgerollten Bildern tunesischen Straßen-, Markt- und Kaufhauslebens, wie von den Schilderungen der Landschaft, deren charakteristischen Schönheiten die Herren Kleist und von Schrenck dem vollen Umfange nach gerecht geworden sind. Daß sie mit eigenen, nicht mit fremden Augen gesehen haben, bestätigen die Verfasser auch noch dadurch, daß ihre (übrigens höchst bescheiden und immer nur hypothetisch vorgetragenen) archäologischen Ausführungen Irrthümern zuneigen, die sehr zahlreiche ältere Besucher des karthagischen Trümmerfeldes getheilt haben. Mehr als einmal ist der befestigte Mittelpunkt des London der Alten Welt nicht auf der niedrigsten der drei altkarthagischen Bodenerhebungen, sondern auf den höchsten Punkten derselben (d. h. nicht auf dem Berge von St.-Louis, sondern auf den Spitzen der Vorgebirge von Sidi-bu-Said und von Kamart) vermuthet worden. Zur Feststellung des wahren, für den Forscher unzweifelhaft feststehenden Sachverhalts bedarf es einer Beschäftigung mit den ausführlichen, zum Theil schwer verständlichen wissenschaftlichen Arbeiten Beulé's und Tissot's,

auf welche der Tourist sich nicht wohl einlassen kann. So wie unsere Verfasser die Dinge schildern, werden sie dem Reisenden, der sich an seine ersten Eindrücke hält, beinahe regelmäßig erscheinen. Den Hauptreiz der Schrift bildet eben ihre lebensvolle, nirgends durch gelehrte Abschweifungen beeinträchtigte Wahrheit, Frische und Anspruchslosigkeit. Die auf das heutige Tunesien bezüglichen Urtheile sind fast ausnahmslos zutreffend und sachgemäß: nirgends haben die Verfasser sich durch ihren zuweilen überströmenden Enthusiasmus für Farbenglanz und überraschende Schönheit der empfangenen neuen Eindrücke zu vorschneller Ueberschätzung des Wesens orientalischer Lebensformen verführen und zu einseitiger Verhimmelung der Vorzüge südländischer Existenz fortreißen lassen. Wohlthuend aber berührt es, daß reife, in die Schule des Lebensernstes genommene Männer ein so hohes Maß ursprünglicher, fast jugendlicher Freude an der Bereicherung ihres Gesichtskreises haben aufbringen können, und daß diese Freude nirgends durch banale Klagen über die bei größern Reiseunternehmungen unvermeidlich mit unterlaufenden Strapazen und Unbequemlichkeiten gestört worden ist. Was sich binnen knapp zugemessener Frist von Tunis und von den benachbarten, für Touristen erreichbaren Landschaften sehen und genießen läßt, haben die Herren Kleist und von Schrenck so reichlich ausgeschöpft und ausgekostet, daß der von ihnen verfolgte Reiseplan als nahezu mustergültig angesehen und der Nachahmung anderer Afrikafahrer ohne weiteres empfohlen werden kann. Zur Vollständigkeit fehlt eigentlich nur der Ausflug nach Susse (das alte Hadrumetum) und in die von diesem Küstenplatze etwa sieben Meilen weit entfernte heilige Stadt Kairuan. Dieser außerordentlich lohnende aber kann nur von Reisenden unternommen werden, welche mehr als die unsern Verfassern gegönnt gewesenen zwei kurzen Wochen zu ihrer Verfügung haben.

So kann die vorliegende Schrift allen, die das heutige, freilich in unaufhaltsamer Wandlung begriffene Tunesien kennen lernen wollen, bestens empfohlen werden. a.

Eine naturwissenschaftliche Zeitschrift.

Himmel und Erde. Populäre illustrirte Monatsschrift. Herausgegeben von der Gesellschaft Urania. Redacteur Wilhelm Meyer. Erstes und zweites Heft. Berlin, H. Paetel. 1888. Lex.-8. Vierteljährlich 3 M. 60 Pf.

Im März des vorigen Jahres wurde in Berlin die Gesellschaft Urania begründet zum Zwecke „der Verbreitung der Freude an der Naturerkenntniß". Das Organ der Urania ist die uns vorliegende Zeitschrift „Himmel und Erde". Die Namen der Begründer sowie der zahlreichen Mitarbeiter, welche im ersten Hefte abgedruckt worden sind, lassen das Höchste erwarten und um so mehr, da der Herausgeber Dr. W. Meyer als ein Meister populärwissenschaftlicher Darstellung bekannt ist.

Von den Wissensgebieten, welche in „Himmel und Erde" behandelt werden sollen, sind besonders hervorgehoben die Astronomie, die Astrophysik, die Geophysik, die Meteorologie, die Geographie, die Geologie, die Optik und die Physik.

Im ersten Hefte befindet sich ein höchst interessanter Aufsatz von Professor J. V. Schiaparelli: „Ueber die beobachteten Erscheinungen auf der Oberfläche des Planeten Mars." Die beiden folgenden Artikel, welche vom Professor Förster und dem Herausgeber herrühren, geben das Programm der Gesellschaft Urania und der Zeitschrift. Das zweite Heft enthält folgende Arbeiten: „Der Strand von Pozzuoli und der Serapistempel im neuen Lichte dargestellt", von Professor Brauns in Halle; „Versuch einer beweisführenden Darstellung des Weltgebäudes in elementarer Form", von Dr. W. Meyer. Neben diesen größern Artikeln finden sich in beiden Heften kleinere Mittheilungen, Bibliographisches und der Sprechsaal. Die prächtige Ausstattung der neuen Zeitschrift entspricht ihrem gediegenen Inhalte.

Franz Bendt.

Feuilleton.

Leider gelangt ein ganz vorzügliches Kinderbuch, das sich unter der zum Feste einströmenden Büchermasse verborgen hatte, erst jetzt hier zur Anzeige, soll aber warm empfohlen sein. Es ist „Greta und Svante nebst drei andern Erzählungen für Kinder" von Amanda Kerfstedt. Nach der zweiten Auflage des schwedischen Originals von L. Fehr. Mit acht Illustrationen, und zwar guten (Basel, Schneider). Preis 1 M. 20 Pf. Die Verfasserin versteht es prächtig, aus dem Kindergemüthe heraus die Dinge anzusehen, und ihr klarer Blick läßt sie auch nicht im Stiche, wo es sich um die Leiden eines schüchternen Gymnasiasten in „Karl Berg's Schulzeit" handelt. Das kleine Buch ist der vortrefflich gelungenen Uebertragung in vollem Maße werth. — Schwer ist es zum Urtheil über eine italienische Jugendschrift von Edmondo de Amicis: „Herz. Ein Buch für Knaben", zu gelangen, obwol sie nach der zweiundsiebzigsten Auflage von Raimund Wülser in deutscher autorisirter Ausgabe erscheint (Basel, Schneider) und bereits in zwölf Sprachen übersetzt sein soll. Elementarschülern von neun bis dreizehn Jahren gewidmet, gibt es die Geschichte eines Schuljahres eines italienischen Knaben auf der Grundlage seiner eigenen Tagebuchaufzeichnungen. Mit ungemeiner Lebendigkeit, mit plastischer Anschaulichkeit geschrieben, bietet es einen unschätzbaren Beitrag zur Kenntniß italienischen Volkscharakters, ein werthvolles Material zur vergleichenden Völkerpsychologie, kann es in hohem Grade sittlich anregend wirken. Ob aber unsere deutsche Jugend über das außerordentlich Fremdartige, das ihr in jeder äußern Hinsicht, die Redeweise ein-

gerechnet, aus dem hier geschilderten Schulverkehr entgegentritt, sich hinwegzusetzen vermag, muß die Erfahrung lehren. Nun ist noch zu bemerken, daß die deutsche Ausgabe in der Schweiz veranstaltet ist, wo nicht nur die Berührungen mit Italien doch viel lebendiger sind als hier, sondern auch eine ganz andere demokratische Luft weht als bei uns zu Lande. Wir haben das Buch sorgfältig und mit großer Theilnahme gelesen und sind auf den Ausfall der Probe gespannt, die es nun bei unsern Jungen zu bestehen haben wird. Alle Erzieher, Väter oder Lehrer, wollen wir auf dasselbe aufmerksam machen.

— Aus dem Herder'schen Verlag zu Freiburg i. Br. liegen uns zwei wichtige Lieferungen vor, welche wir hiermit zur Anzeige bringen. Es sind dies die dritte Lieferung des „Grundriß der Geschichte der bildenden Künste" von Dr. Adolf Fäh, und die siebente Lieferung der „Geschichte der christlichen Malerei" von Professor Dr. Erich Frantz. Erstere, mit vielen trefflichen Illustrationen ausgestattet, behandelt in gediegenem Texte die Geschichte der griechischen Malerei und geht dann über zur Darstellung der italischen Kunst. Nachdem zunächst unter dieser Rubrik die etruskische Kunst gewürdigt worden, finden die bildenden Künste bei den Römern eingehende Würdigung. Der Verfasser bekundet vollständige Durchdringung des Stoffs und Beherrschung der stilistischen Form. Was die siebente Lieferung der Frantz'schen „Geschichte der christlichen Malerei" anlangt, so enthält dieselbe in Buchform eine große Anzahl von Bildern zum ersten Bande dieses Werks. Dieselben umfassen die Zeit von den Anfängen bis zum Schluß der romanischen Epoche und sind so meisterhaft ausgeführt, daß wir denselben nichts Aehnliches auf diesem Gebiete an die Seite zu setzen wüßten. Durch diese Beigabe wird das ohnehin von den eingehendsten Studien zeugende Werk nur noch weitere Verbreitung finden.

— Im Verlage von Ebner und Seubert in Stuttgart ist eine kleine Schrift 1889 erschienen, betitelt „Das Kunstwerk als Darstellung einer künstlerischen Vorstellung". Der ungenannte Verfasser gibt darin die Summe der eingehendsten Studien über den Begriff der Kunst und der Schönheit, die aufnehmenden Seelenvermögen, das Denken, das künstlerische Schaffen, die Wirkungen des Kunstwerks, die Erscheinungen des künstlerischen Schaffens, allgemeine Beschaffenheit des Kunstwerks, die Künste. Man ersieht schon aus dieser Inhaltsangabe, welch ein reichhaltiger und schwieriger Stoff hier verarbeitet ist. Es ist dies aber mit solchem Scharf- und Tiefsinn, dabei so anspruchslos geschehen, daß wir dieses Büchlein zu dem Besten zählen müssen, was überhaupt über die genannten Themen vorhanden ist. Wir empfehlen dringend die Beschäftigung mit der geistvollen kleinen Schrift.

Aus der Schriftstellerwelt.

Dr. Wilhelm Jordan, unter unsern zeitgenössischen Dichtern der ersten und besten einer, in weitesten Kreisen überdies noch durch seine rhapsodischen Vorträge wohlbekannt und beliebt, feiert am 8. Februar d. J. seinen siebzigsten Geburtstag. In Frankfurt a. M., wo der Dichter seit 1848 seinen Wohnsitz hat, ist ein Festausschuß zusammengetreten, der die Feier dieses Tages vorbereitet. Man plant eine akademische Feier im Freien Deutschen Hochstifte, eine Festvorstellung im Theater, und für den 9. Februar ein Festbankett im Frankfurter Hof. Allen Freunden des Dichters, welche irgendwie an dieser Feier theilnehmen möchten, geben wir die Adresse des Schriftführers des Festausschusses an: Dr. Ewald Böcker, Humboldtstraße 40, Frankfurt a. M. Derselbe wird gern bereit sein, Anmeldungen entgegenzunehmen oder nähere Auskunft zu ertheilen.

Bibliographie.

Am Hofe Kaiser Wilhelms II. *** Berlin, Eckstein Nachf. 1888. 8. 3 M.

Auspitz, R., und R. Lieben, Untersuchungen über die Theorie des Preises. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 M.

Bellermann, L., Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständniß. 1ster Tl. Berlin, Weidmann. 1888. Gr. 8. 6 M.

Ebrufen, Zwei Kaiser-Gräber. Ein Weihe-Lied. Heidelberg, C. Winter. 1888. 12. 1 M. 60 Pf.

Dahn, F., Frigga's Ja. Erzählung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1888. 12. 4 M.

Fenselau, O., Grüße aus Südbrasilien. Gedichte. Berlin, Ihleib. 8. 2 M.

Meilhac, H., und L. Halévy, Carmen. Oper nach einer Novelle des Prosper Merimée. Musik von G. Bizet. Für das k. k. Hofopernltheater in Wien. Wien, Künast. 1888. 8. 60 Pf.

Proelß, J., In der Alpenschutzhütte. Novellenkranz. Leipzig, Keil's Nachf. 1888. 8. 3 M.

Schulpe, G. v., Harfe und Harnisch. Ein Romanzero aus dem Mittelalter. Dresden, Pierson. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.

Schwinger, R., Von Tag zu Tag. Ein Gedenkbuch deutscher Dichtung für das deutsche Haus. Mit Bildern von J. Hartmann. Stuttgart, F. Fromme. 1888. 8. 5 M. 50 Pf.

Siebentritt, C., Mirza Ascalon. Nach arabischen Sprüchen aus dem Delta. Königsberg, Bon. 1888. 16. 50 Pf.

Siedenburg, Anna, Scherz und Ernst für häusliche Feste. Bremen, Hollmann. 1888. 12. 75 Pf.

— — Märchen. Bremen, Hollmann. 12. 1 M. 20 Pf.

Stein, A., Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. XIV. Otto der Große und seine Brüder. Historische Erzählung. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1888. 8. 3 M.

Steinau, O., Jedem das Seine. Roman. 2 Bde. Halle, Tausch u. Große. 8. 4 M. 50 Pf.

Stillfried, F., De Wilhelmshäger Kösterlüd'. 2ter Tdl. Rostock, Koch. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Tappenbeck, W., Der Alte am Meere. Schauspiel. Altenburg, Bonde. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Thorne, C., Die Tochter des Bildhauers. Autorisirte Uebersetzung von Ida „Nicolari" von Marie Morgenstern. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1888. 8. 3 M.

Treuenfels, Anna, Prinz Zottelbär. Ein Weihnachtsmärchen. Musik von R. Klinger. Leipzig, C. A. Koch. 1888. 8. 1 M. 60 Pf.

Verne, J., Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. 32ster u. 33ster Bd. Nord gegen Süd. Mit 85 Illustrationen. Wien, Hartleben. Lex.-8. 8 M.

Volger, F., Hurrah! Kaiser Wilhelm II. Neue Prologe zur Geburtstagsfeier Sr. Maj. Kaiser Wilhelms II. Landsberg a. W., Volger u. Klein. 1888. Gr. 8. 50 Pf.

Voß, R., Kinder des Südens. Römische Geschichten. Stuttgart, Engelhorn. 8. 2 M.

Wächter, O., Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen in neuer Auswahl. Gütersloh, Bertelsmann. 1888. 8. 5 M.

Walde, B. vom, Vaganten-Lieder. Mit dem Bilde des Verfassers. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.

Waldheim, C. v., Das Landhaus am See. Roman. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Waldow, E., Durch Nacht zum Licht. Goldschmieds Töchterlein. Zwei Novellen. Berlin, Alb. Goldschmidt. 1888. 8. 50 Pf.

Weddigen, F. H. O., Helgamor und Godalind. Ein Epos aus der Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen. Wiesbaden, Limbarth. 16. 2 M.

Weilen, J., Scenischer Prolog zur Eröffnung des k. k. Hof-Burgtheaters am 14. October 1888. Wien, Hölder. 1888. Gr. 8. 1 M.

Werner, R., Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben. Neue Folge. Leipzig, Gebhardt. 1888. 8. 6 M.

Weyler, T., Goldene Worte fürs Leben. Eine Sammlung geist- und gemütvoller Gedanken und Sinnsprüche hervorragender Denker und Dichter aller Zeiten. Leipzig, Legel. 1888. 8. 6 M.

Widdern, M., Die Waldkönigin. Berlin, Alb. Goldschmidt. 1888. 8. 50 Pf.

Widmann, J. V., Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittel-Italien. Frauenfeld, Huber. 1888. 8. 3 M. 20 Pf.

Wildenbruch, E. v., Die Quitzow's. Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 1888. 8. 2 M.

Wildenradt, J. v., Joseph Raffy. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 6 M.

Wilhelm, E., Hilde und Hildburg. Erzählung aus der Heldensage. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 2 M. 10 Pf.

Witt, O. N., Reiseskizzen aus den Südkarpathen. Mit 20 Illustrationen. Berlin, Mückenberger. 8. 3 M.

Wolf, G., Zur Culturgeschichte in Oesterreich-Ungarn (1848—1888). Wien, Hölder. 1888. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Wolzogen, E. v., Die tote Franz. Roman. Berlin, Dominik. 1888. 8. 3 M.

Wördemann, J. H., Kruiemünten. Twee Geschichten van'n Dörp. (De Waif'. — Adam und Eva.) Norden, Fischer Nachfolger. 8. 3 M.

Zehender-Weil, Louise, Geläutert. Eine Erzählung für das deutsche Volk. München, Schweitzer. 12. 3 M.

Zell, A. W., Aus gährender Zeit. Zwei märkische Geschichten. Leipzig, B. Köder. 1888. 8. 2 M.

Zimmer, H. W. B., Johann Georg Zimmer und die Romantiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik, nebst bisher ungedruckten Briefen von Arnim, Böckh, Brentano, Görres, Marheineke, Fr. Perthes, F. C. Savigny, Brüder Schlegel, L. Tieck, de Wette u. a. Mit J. G. Zimmer's Bildniß. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1888. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

In Sachen der August-Jenny-Stiftung.

Bezugnehmend auf das Preisausschreiben des Vorstandes des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes vom 15. Febr. 1887, machen wir hierdurch bekannt, daß wegen der großen Anzahl der eingelaufenen Concurrenzarbeiten sowohl novellistischen als auch wissenschaftlichen Inhaltes der ursprünglich in Aussicht genommene Endtermin für die Erledigung dieser Angelegenheit (am 31. Dezember 1888) um einige Wochen hinausgeschoben werden mußte. Wir hoffen jedoch, daß wir spätestens am 15. Februar 1889, dem Todestage Gotthold Ephraim Lessing's, die Zuerkennung der Preise, sowie die Namen der etwaigen Sieger werden veröffentlichen können.

Das Preisrichter-Collegium der August-Jenny-Stiftung.
Privatier August Jenny (Dresden), Dr. Moritz Brasch (Leipzig), Professor Dr. Rudolf Seydel (Leipzig), Dr. August Becker (Eisenach i. Th.).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten,
nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen,
sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von
Hermann Welcker.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage von
„**Die deutschen Mundarten im Liede**“.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

In der zweiten Auflage dieser Sammlung von Gedichten in den Mundarten Süd- und Norddeutschlands, Elsaß-Lothringens, Deutsch-Oesterreichs und der Schweiz hat der Herausgeber, Geh. Hofrath Prof. H. Welcker in Halle, die Reihe der Dialektgedichte bedeutend vermehrt und mit werthvollen Erläuterungen versehen. Für Freunde der Sprache und der Dialektpoesie, in welcher Volksleben und Volkscharakter sich in treuer Ursprünglichkeit abspiegeln, bildet das Buch ein anmuthiges Geschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

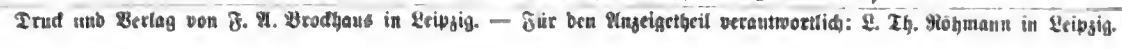
Jesus Christus
und die Wissenschaft der Gegenwart.

Von
Moriz Carriere.

Zweite Auflage.

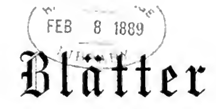
Geh. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser will diese Schrift als eine Dissertation zu seinem goldenen Doctorjubiläum betrachtet haben. Er weist darin nach, daß es eine Lebensfrage des Christenthums sei, das Evangelium ebenso mit den Natur- und Geschichtskenntnissen, der Weltanschauung der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der Wissenschaft der Griechen gethan. Welch hohes Interesse diese Schrift erregt hat, beweist die sofort nach ihrem Erscheinen nöthig gewordene zweite Auflage.



(Mit einer Beilage der **Weidmann'schen Buchhandlung** in Berlin.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.



Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 24. Januar 1889.

Inhalt: Der Schluß von Ranke's Weltgeschichte. Von **Hans Prutz.** — Neue Dichtungen. Von **Marie Schramm-Macdonald.** — Neue Romane. Von **J. J. Honegger.** — Schauspiele. Von **Emil Mauerhof.** — Literarhistorisches. Von **Adolf Leonhard.** — **P. K. Rosegger.** Von **Anton Schlossar.** — **Feuilleton.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Der Schluß von Ranke's Weltgeschichte.

Weltgeschichte. Von Leopold von Ranke. Neunter Theil. Erste Abtheilung: Zeiten des Uebergangs zur modernen Welt (14. und 15. Jahrhundert). Herausgegeben von Alfred Dove und Georg Winter. Zweite Abtheilung: Ueber die Epochen der neuern Geschichte. Vorträge, dem König Maximilian II. von Baiern gehalten. Herausgegeben von Alfred Dove. Erste bis dritte Auflage. Nebst Gesammtregister zu Theil I—IX, bearbeitet von Georg Winter. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 19 M.

Als Leopold von Ranke in einem Alter, in dem die wissenschaftliche Unternehmungslust ebenso wie das schriftstellerische Schaffensvermögen sonst lange erschöpft zu sein pflegt, als Abschluß seiner gesammten, so außerordentlich reichen und weithin nachwirkenden historiographischen Thätigkeit seine „Weltgeschichte" zu schreiben begann, hatte er sich als Ziel für diese den Ausgang des Mittelalters vorgesetzt, die Zeit, wo die Nationen und die Staaten in der Hauptsache in abgeschlossener Ausbildung uns entgegentreten, auf deren Zusammen- und Gegeneinanderwirken die universalhistorische Entwickelung des Abendlandes beruht, welche er in seinen frühern Werken über die deutsche, die französische, die englische Geschichte u. s. w. vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert von dem Standpunkte der einzelnen Völker uns so meisterhaft zur Darstellung gebracht hatte. Weiter, als man bei Beginn der Arbeit irgend zu hoffen wagte, ist es Ranke vergönnt gewesen, diesen Plan noch zu verwirklichen: mit dem aus seinem Nachlasse herausgegebenen achten Bande der „Weltgeschichte", dem die pietätvolle Hand Alfred Dove's die Gestaltung gegeben, war der Anfang des 14. Jahrhunderts erreicht, wo der Sturz des weltherrschenden Papstthums unter Bonifaz VIII. zugleich mit der Katastrophe des Tempelherrenordens, welche jede Fortsetzung der Kreuzzugsbewegung unmöglich machte, und dem Hervortreten eines fest in seiner Nationalität wurzelnden französischen Staats in dem Frankreich Philipp's des Schönen das Mittelalter in seinem eigentlichen Kern und Wesen knickt und zu Fall bringt und für eine ganz anders geartete Entwickelung Licht und Luft schafft. Jetzt werden wir durch eine Fortsetzung des Ranke'schen Werks erfreut, welche zwar wesentlich anders geartet ist als das bisher davon Vorliegende, aber doch nicht blos äußerlich das Ziel erreicht, welches Ranke sich für die „Weltgeschichte" gesteckt hatte, sondern auch von der Art eine Anschauung gewährt, mit der Ranke den zweiten Theil des Mittelalters nach seiner universalhistorischen Bedeutung auffaßte und uns wenigstens ahnen läßt, wie der Meister, wäre ihm die Vollendung seiner Arbeit vergönnt gewesen, seinen Gang genommen und den erstrebten Ausgang in die neuere Zeit erreicht haben würde.

Die erste Hälfte des vorliegenden neunten Bandes der „Weltgeschichte" bietet nämlich, in dreizehn Kapitel und ein Schlußwort gegliedert, den Inhalt eines Hefts dar, welches Ranke für sein letztes Colleg über das nachstaufische Zeitalter, die Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts, im Januar 1870 eigenhändig niedergeschrieben hat. Dasselbe übertraf, nach dem Berichte des Herausgebers Alfred Dove, die für den achten Band verarbeiteten ähnlichen Materialien durch die einheitlichere Fassung des Textes, der nur selten unterbrochen war, um Beilagen von älterer Herkunft Raum zu lassen; auch fanden sich seltener mehrfache, einander parallele Entwürfe, die eine Auswahl oder auch eine Verschmelzung erforderten. Dadurch waren hier der Redactionsthätigkeit der Herausgeber weit engere Grenzen gezogen als beim achten Bande: was uns geboten wird, ist ein unmittelbar von Ranke selbst herrührendes Schriftwerk in fast unveränderter, ursprünglicher Gestalt. Auf der andern Seite darf aber nicht vergessen werden, daß wir es mit einem Collegienhefte zu

thun haben, nicht mit einer ausgereiften Frucht wissenschaftlicher und schriftstellerischer Production, daß wir also hier nicht die Ansprüche erheben dürfen, die wir einer endgültigen welthistorischen Darstellung gegenüber geltend zu machen berechtigt wären, und mit Recht bemerkt der Herausgeber daher, Ranke würde, hätte er sein Werk in literarisch abgeschlossener Form soweit herabführen können, an diesem Theile ohne Zweifel durchgreifende Aenderungen, im ganzen wie im einzelnen, vorzunehmen für nöthig erachtet haben. So vermißt man denn in dieser doch immerhin eilig und im Dienste eines augenblicklichen Bedürfnisses hingeworfenen Darstellung die sonst so fesselnde Betonung der Momente der Einheit in der zerfahrenen und nach den verschiedensten Richtungen auseinanderlaufenden Entwickelung; die häufigen Wiederholungen fallen auf, welche im mündlichen Vortrage von dem Vor- und Zurückgreifen der Darstellung untrennbar sind und die der Auffassung der Hörer nützlich zu Hülfe kommen. Endlich hat in dem 1870 entworfenen Hefte von alledem noch nicht Gebrauch gemacht werden können, was die historische Forschung gerade während der letzten Lustren auf diesem früher fast gar nicht angebauten Gebiete wissenschaftlich neu erworben hat. Die Verwerthung desselben würde auch Ranke's Urtheil in mancher Hinsicht anders gestaltet haben. Das alles sind unleugbar Mängel oder besser gesagt Unvollkommenheiten, die niemand schärfer erkannt und gewürdigt haben würde als Ranke selbst, und auch der Herausgeber ist weit davon entfernt zu meinen, daß das hier Gebotene mit den frühern Theilen der „Weltgeschichte" seinem Werthe nach ohne weiteres auf dieselbe Stufe zu setzen sei. Trotzdem hat er geurtheilt, daß auch dieser neunte Band, dessen Idee ebenfalls von den letztwilligen Wünschen des Verstorbenen gefaßt war, dem deutschen Volke nicht vorenthalten werden dürfe. Und dankbar werden mit uns alle Leser ihm darin beistimmen. Denn auch in dieser flüchtig hingeworfenen Skizze tritt die weltumfassende Anschauung Ranke's, sein Scharfblick für die geringsten Erscheinungen des geschichtlichen Lebens und so mancher unschätzbare Vorzug seines Geistes oft und hell genug zu Tage, um einen dankbaren Sinn darüber das Fehlende, nicht mehr Herbeizuschaffende verschmerzen zu lassen: statt des Bessern wird man mit dem Guten gern vorlieb nehmen.

Weit bedeutender und merkwürdiger ist der Inhalt der zweiten Hälfte des neunten Bandes der „Weltgeschichte": „Ueber die Epochen der neuern Geschichte. Vorträge, dem König Maximilian II. von Baiern gehalten", — oder, wie Ranke selbst seinerzeit diese in ihrer Art geradezu einzig dastehende Arbeit bezeichnet hat: „Versuch die welthistorischen Epochen der neuern Zeit zu bestimmen und zu charakterisiren." Der Herausgeber gibt, zum Theil an der Hand der Ranke'schen Briefe, eine genauere Darstellung von dem besondern Anlasse, welcher zur Entstehung dieser Skizze geführt hat.

Bekanntlich hat der große Geschichtschreiber mit König Maximilian II. von Baiern in einem besonders innigen Verhältnisse gestanden. Bereits 1831 hielt er als junger Professor in Berlin dem damaligen Kronprinzen einige historische Vorlesungen und die damals gegründete persönliche Beziehung hat sich im Laufe der Jahre so weiter gestaltet, daß Ranke 1864 beim Tode des Königs trauernd erklären durfte, er habe in demselben seinen besten Freund auf Erden verloren, den treuesten Schüler, den eifrigsten Leser, den wohlwollendsten Gönner, und unter allen fürstlichen Personen, denen er näher treten konnte, sei keine gewesen, der er durch wissenschaftliche Studien der Historie mehr verbunden gewesen wäre. Von des bairischen Königs Verhältniß zur Geschichte im besondern sagt Ranke ein anderes mal:

> An den historischen Wissenschaften zog König Max am meisten der dem philosophischen analoge Moment an: die Entwickelung des geistigen Lebens und seiner Productionen in alter und neuer Zeit; wie die Begebenheiten und die Entwickelung der Ideen im Laufe der Weltgeschichte zusammengegriffen, namentlich in den Jahrhunderten des Mittelalters und der neuern Zeit, der große Gang und Zug der Begebenheiten, wohlverstanden auf dem sichern Boden der historischen Forschung, die Anschauung des Allgemeinen überhaupt.

Im Herbste 1854 verweilte Ranke längere Zeit als Gast des Königs in dessen Villa in Berchtesgaden oder auf dem höher in den Bergen gelegenen Jagdhaus der alten Pröpste von Wimbach. Die damals geführten Gespräche veranlaßten Maximilian II. zu dem Wunsche, Ranke möchte seine Ansichten von dem großen Gange der weltgeschichtlichen Bewegung, wenigstens in den nachchristlichen Jahrhunderten, ihm in einer Reihe von Vorträgen darlegen und zwar mit einer bestimmten Polemik gegen geschichtsphilosophische Ideen, als deren Anhänger der König in gewissem Maße gelten konnte, während Ranke sie bekanntlich alle Zeit entschieden zurückwies. Ohne irgendwelche wissenschaftliche Hülfsmittel, recht eigentlich aus dem Stegreif hat Ranke dieser Aufgabe genügt, indem er in den Tagen vom 25. September bis zum 13. October 1854 dem König neunzehn Vorträge der Art hielt, welche er selbst treffend als Rhapsodien bezeichnet. Der König ließ dieselben stenographisch nachschreiben; ein Gleiches geschah mit den an die einzelnen Vorträge sich anknüpfenden Gesprächen über das eben Gehörte.

Diese Rhapsodien und die durch sie veranlaßten Unterredungen sind es, was uns hier als Abschluß von Ranke's großer, unvollendet gebliebener universalhistorischer Arbeit geboten wird. Einzelnes daraus hervorzuheben ist eigentlich nicht möglich, so festgefügt und einheitlich ist das Ganze. In der denkbar knappsten Fassung geben diese Vorträge die Hauptsumme von Ranke's Lieblingsideen, seine Ansichten vom Zusammenhange der wesentlichsten Weltbegebenheiten im Wechsel voneinander abweichender Epochen, von denen doch eine jede die folgende bedingt. Von der lang ausgesponnenen „Mär der Weltgeschichte", die aufzufinden Ranke nach seiner eigenen Aussage so unwiderstehlich gereizt, wird hier in kurzen Worten gleichsam die bloße Handlung erzählt, zugleich aber deren tiefer

Sinn in eindringender Betrachtung erwogen und geschätzt. Nur zweierlei möchten wir, im übrigen den Leser auf das Buch selbst verweisend, hier kurz hervorheben, weil es für das Gesammtbild Ranke's von Wichtigkeit ist und von den ihm weniger geneigten Richtungen zweifellos gegen ihn ausgebeutet werden wird. Das ist einmal die entschiedene Gegnerschaft zu jeder Philosophie der Geschichte, die hie und da sogar mit einer gewissen Erregtheit und Erbitterung zum Ausdrucke kommt, wie sie sonst nicht in der ruhigen und kühlen Ranke'schen Art liegen. Ranke will die Geschichte ganz von der Philosophie frei machen: nach ihm ist sie, wie er in einer von Dove mitgetheilten Collegeinleitung ausführt, an sich selbst dazu berufen und befähigt, sich von der Erforschung und Betrachtung des Einzelnen auf ihrem eigenen Wege zu einer allgemeinen Ansicht der Begebenheiten, zur Erkenntniß eines objectiv vorhandenen Zusammenhangs zu erheben. Der andere Punkt, welcher dem Leser bei dem Studium dieser Vorträge mehrfach auffällt, ist die unverkennbare Abneigung Ranke's gegen alle aus der großen Masse des Volks kommenden und als historisch wirksame Mächte auftretenden Bewegungen: man sieht, wie der Historiker damals noch unter dem Banne des Eindrucks stand, den die Stürme der Jahre 1848—50 auf ihn gemacht hatten und der auch seine historische Betrachtungsweise in eine Einseitigkeit hineindrängte, die in der Politik des Tages wurzelte und erst sehr allmählich von ihm überwunden worden ist.

Hans Prutz.

Neue Dichtungen.

1. Gedichte und Gedanken von Oskar II., König von Schweden und Norwegen. Mit allerhöchster Autorisation übersetzt von Emil Jonas. Berlin, Fischer. 1889. Gr. 16. 2 M.

Mit warmem Interesse versenken wir uns in die poetischen Darbietungen des königlichen Dichters, welcher sich bereits durch mannichfache Beweise nicht allein seiner weitumfassenden Kenntnisse auf allen Gebieten des Wissens, sondern auch durch seine schöne Begabung als Dichter, seine Tüchtigkeit als Uebersetzer (König Oskar schenkte seinem Volke deutsche Meisterwerke wie Herder's „Cid" und Goethe's „Tasso" in trefflicher Uebertragung) einen durch alle Lande rühmlich klingenden Namen erworben hat. Wiederum ist es Emil Jonas, dessen formgewandter Feder wir die Bekanntschaft mit dem jüngsten Kinde von König Oskar's frischer und doch durchaus vornehmer Muse verdanken. Der Uebersetzer hat sich streng an die Versform der Originale gehalten, was seine Arbeit nicht wenig erschweren mußte und es begreiflich erscheinen läßt, daß hie und da kleine Härten und Satzverdrehungen sich eingeschlichen haben. In dem sinnigen Gedicht „Die Burgruine", einem der schönsten der farbenreichen Sammlung, befindet sich auch eine Stelle, die durch einen verstümmelten iambischen Fuß auffällt. Man urtheile:

Und wie sich sonst geberden auch die Leute,
Man sieht das Kainszeichen ihrer Zeit;
Jedoch im Schatten der Ruine sprechen
Wir mehr von Ehre, als vom? Verbrechen.

In der schönen, kraftvollen Ode „Die Eiche", aus welcher des Dichters hoher Sinn für Naturschönheit, der künstlerische, phantasiereiche Blick, das feingestimmte Ohr, mittels deren er ihre hehrsten Geheimnisse zu erfassen vermag, klarer hervortreten, stört es, daß in der fünften Strophe, Vers vier, die prosodisch kurze Vorsilbe er in dem Worte „erkennst" den von der metrischen Form bedingten trochäischen Fuß in einen iambischen verwandelt; doch diese kleinen und einige ähnliche leicht zu beseitigenden Fehler fallen wahrlich nicht ins Gewicht bei der sonst so gediegenen Leistung des Uebersetzers. Voll und ganz können wir uns an der Hand seiner bis auf die erwähnten unbedeutenden Ausnahmen so leichtflüssigen und tonschönen Sprache dem Genusse der anmuthigen Gedichtsammlung hingeben. Es schließt sich derselben eine Reihe von „Gedanken" an, welche im angenehmen Gegensatze zu manchen andern „Gedankenspänen", mit denen die Welt schon beschenkt worden ist, auch wirkliche Gedanken enthält. König Oskar ist ein Fürst von Gottes reichen Gnaden, ein Weiser unter den Herrschern der Erde; das uns vorliegende Buch beweist uns aber noch etwas: König Oskar ist ein Mensch, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, ein Mensch, der, ohne von Empfindsamkeit angekränkelt zu sein, die Ideale seiner Jünglingszeit ins Mannesalter sich hinüberzuretten gewußt hat.

2. Licht. Ein Märchengedicht von Frida Schanz. Gießen, Roth. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.

Frida Schanz! Dieser Name ist längst umkränzt von den Blüten der blauen Wunderblume echter Poesie, und wenn die anmuthige Dichterin eine neue Gabe ihres Genius darbietet, dann strecken sich tausend Hände freudig aus, sie zu empfangen. Ein Märchengedicht nennt Frida Schanz die phantastische Erzählung, welche in reinen, schönklingenden Jamben, gekrönt von wunderbar mühelos und reizvoll sich aneinander schmiegenden Reimen an uns vorüberzieht. (Eine einzige Stelle ist mir aufgefallen, wo die Dichterin zu Gunsten des Reimes sich dazu verleiten läßt, ein Wort zu bilden, welches vor dem Forum der deutschen Sprachgesetze nicht bestehen kann; ich meine diejenige auf Seite 45, wo sie von „fernen Veilchenthalen" spricht. Solche Nothbehelfe hat niemand weniger nöthig, als Frida Schanz!) Welch zartgestimmte Seele,

welch reines Gemüth voll heiligen Kinderſinnes, welch ein Herz voll glühender und keuſcher Empfindung offenbaren ſich in der uns vorliegenden Dichtung! Lichte Sommerfäden läßt ſie ſchweben im Lande der Phantaſie und webt daraus uns Großen eine Elfenbrücke hinüber ins ach ſo ferne Land der ſüßen Kindheit, wo wir, an Großmutters Knie uns lehnend, den Duft der blauen Zauberblume uns umwehen fühlten im Märchen, das die Ahne uns erzählte. Aber auch düſtere Farben hat Frida Schanz auf ihrer Palette. Der weltentrückte Büßer, der ſich und ſeine längſt geſühnte Schuld im wilden Walde birgt, erſcheint uns in geheimnißvollem Halbdunkel, von dem ſich plaſtiſch die rührende Geſtalt der Mutter abhebt, welche die Liebe zu dem Sohne getrieben hat, die ſelbſterwählte Verbannung mit ihm zu theilen. Wie herzbewegend klingt es, wenn ſie ſagt:

Nun fand ich dich, von dem ich nimmer geh'!
Die Mutterliebe zog dir ſuchend nach,
Was du gethan, kann meine Macht nicht heilen,
Doch meine Liebe will es mit dir theilen!
Ich habe dich geſucht im weiten Land, —
Mag's Gottes Wille ſein, dich zu verderben,
Sein heil'ger Wille war's, daß ich dich fand, —
Ich bleibe bei dir! — Ich will mit dir ſterben!

Allein kein Troſt zieht in die Seele des Verbannten, dem keine Geißelung für ſich zu hart erſcheint, und welcher deshalb auch den Segen des Lichts für die öde Hütte ſich verſagt, die er bewohnt. Hierunter leidet die Gefährtin ſeines Elends ſchwer, denn als der Winter mit ſeinen nebelgrauen Tagen, mit ſeinen langen dunkeln Abenden hereinbricht, da verſiegt ihr die einzige Quelle geiſtiger Erquickung: ſie vermag die Buchſtaben in ihrer Bibel nicht mehr zu erkennen. Nun beginnt der holde Märchenzauber: Gnomen und Geiſter ſpinnen am Schickſalsfaden der Waldbewohner und — doch nein, nicht weiter; iſt es doch nicht meine Aufgabe, hier den vollen Inhalt des Märchengedichts zu erzählen, man leſe und höre die Dichterin ſelbſt. Genug: ein engelſchönes Kind, unter den Augen des Mannes zum minniglichen Weibe erblüht, entſühnt durch ſeine reine Liebe den der Welt Verlorenen. In ihr ſieht er das Himmelslicht ſich tauſendfach erſetzt, das — in Geſtalt eines ſtrahlenden Steins aus Eis und Feuer von den Gnomen behütet — nach Auslieferung ihres einſtigen Pfleglings ſein und der alten Mutter wonneſpendendes Eigenthum werden würde.

Erſchüttert bebend hielt er ihre Hand.
Durchleuchtet ſchien ihr ſchneeiges Geſicht
Von himmliſcher Entſagung reinem Licht.
Schneeſterne flimmerten wie Todtenkerzen
Um ihre bleiche Märchenſchönheit her. —
Das war das Kind, das arme Kind nicht mehr!
Das war — erblüht in Wonnen und in Schmerzen —
Ein holdes Weib mit auferwachtem Herzen!

In den hierauf folgenden Vers hat ſich ein Druckfehler eingeſchlichen:

Da war's, da trüg' der Augenblick ihn weit —

Das zweite da muß ſelbſtverſtändlich durch ein als erſetzt werden.

Schade, daß gerade die leidenſchaftliche Rede des Liebenden nun das einzige ſtörende Bild in der ganzen Dichtung enthält. Mir wenigſtens erſcheint es nicht glücklich gewählt, wenn die Dichterin ihren Helden ſagen läßt:

Die Schmach der Sünde kniet auf meiner Bruſt!

Aber bald bewegt ſich Frida Schanz wieder in dem ſüßen Wohllaut ihrer poeſievollen Sprache:

O ſegne, ſegne mich! Sprich du mich rein!
Erzittre nicht vor mir! Sei mein und bleib'!
Mein Kind, mein Lieb, holdſel'ges, ſüßes Weib!
Geh' nicht von uns, du himmliſches Geſicht,
Mein Traum, mein Erdenglück, mein Heil — mein Licht!

Die Jungfrau ſinkt in des Geliebten Arme, die Zwergwelt behält den Stein, — kein volles, reines Licht kann je der Welt nun werden —

Doch für den Himmelsglanz, den wir entbehren,
Will uns die Liebe heil'gen Troſt gewähren.

3. Hochſommer. Gedichte von A. Leschivo. Wismar, Hinſtorff. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Liebe und Leidenſchaft. Eine phantaſtiſche Dichtung von A. Leschivo. Wismar, Hinſtorff. 1888. 8. 3 M.

Der Geſammttitel für die lyriſchen Gedichte (Nr. 3) konnte nicht glücklicher gewählt werden! Nicht blaſſe, nur ſchüchtern das Haupt erhebende Frühlingsblüten windet Alma Leschivo ihren Leſern zum Strauße — nein, aus vollen farbengeſättigten Kelchen leuchtet uns des Lebensſommers reiche Pracht entgegen; wir fühlen die Glut temperamentgeborener Leidenſchaft, die dieſe poetiſchen Blüten gezeitigt, wir hören die grollenden Schickſalswetter, welche den Boden befruchteten, aus dem ſie ſich erhoben — wonniger Himmelsthau und Schmerzensthränen erzittern auf ihren zarten Blättern. Unendlich mannichfach ſind die Gaben, welche die Dichterin in ihrem Buche darbietet; jede Seelenſtimmung, deren ein geſunder, kraftvoller Geiſt fähig iſt, findet in ihren formſchönen Liedern ein harmoniſches Echo. Auch dem Humor iſt in einzelnen derſelben ein lauſchig Plätzchen eingeräumt, wie z. B. in der „Humoreske", die auch „Kuß mit Paukenſchlag" heißen könnte. Was aber Frau Leschivo's Schreibweiſe noch beſonders anziehend macht, iſt die echt weibliche keuſche Anmuth, mit welcher ſie ihre Stoffe behandelt; dieſe bleibt ihr auch da zu eigen, wo dem Vulkane ihrer Seele der Lavaſtrom mächtiger Leidenſchaft entquillt. Alles, was ſie ſagt, iſt von Begeiſterung getragen für alles Schöne, Große, Gute auf der herrlichen Gotteswelt, nicht gekünſtelt, nicht gemacht und darum nie matt, halt- und inhaltlos. „Die Kunſt läßt ſich ohne Enthuſiasmus nicht begreifen" — wol dem, der aus der Begeiſterung heraus ſein Schaffen aufbaut.

Eine Perle der Sammlung iſt unter andern das im Rahmen der Terzine ſich bewegende reizende Stimmungslied „Largo, Königin der Nacht", auch „Zingaresca", im Balladentone, iſt trefflich gelungen. „Nun erſt recht!"

darf als eins der kraftvollsten der Leschivo'schen Lieder bezeichnet werden. Die erste Strophe lautet:

So nun erst recht! Du Wort voll Trotz und Muth.
Du birgst in Schlichtheit doch gewalt'ge Kraft!
Du schürst die Funken wieder bis zur Glut
Und sorgst, daß nie der Strebende erschlafft —
Ob auch das Ziel in dunkler Ferne ruht.

Nun, Frau Leschivo's Ziel ruht nicht in dunkler Ferne. Wenn sie so weiter schafft voll „Methode" und „Inhalt" auf lyrischem Gebiete, dann wird sie immer wieder herzlich gelobt und immer fleißiger gelesen sein.

Auf dem Felde der erzählenden Dichtung ist Alma Leschivo noch nicht als die Meisterin zu begrüßen, als welche sie sich in der Lyrik bewiesen hat. Sie ringt in „Liebe und Leidenschaft" wie eine Titanide mit dem Stoffe, dem sich trotz allem die etwas spröde gebliebene Form nicht recht anschmiegen will und theilweise Härten verspüren läßt, welche in den oben besprochenen schwungvollen Gedichten nur abgeschwächt und so vereinzelt auftreten, daß ich sie nicht einmal zu erwähnen für nöthig fand. Elementares Feuer und eine reiche Phantasie haben aber auch hier die Feder der Dichterin geleitet, und bei ihrem Geiste, ihrer seltenen Bescheidenheit und dem aus derselben hervorgehenden steten Ansicharbeiten und Vorwärtsstreben kann es ihr nicht fehlen, auch bald als Epikerin eine hohe Stufe zu erreichen. Die leitende Idee der phantastischen Erzählung: daß die Liebe aus dem Kampfe mit der Leidenschaft, die durch Wonnen und Schrecken zu bethören sucht, als demuthvolle Siegerin hervorgehen muß, wenn sie die wahre, echte Liebe ist, hat Frau Leschivo in fesselnder Weise zu umkleiden gewußt. Niemand wird die Dichtung lesen können, ohne Interesse für die Frau zu empfinden, welche sie geschrieben. Mein eigenes für Frau Leschivo's schönes Talent ist so groß, daß ich die höchsten Anforderungen an sie stelle und deshalb auch sie bitten möchte, so streng mit sich zu verfahren, wie es nur Auserwählte über sich gewinnen können. Sie gestatte sich z. B. nicht die Freiheiten in grammatikalischer Beziehung wie etwa auf Seite 7:

Ein Blick voll Sorge, so warm und lind
Ließ er ruhen auf mir.

Nicht unerwähnt soll zum Schlusse bleiben, daß Frau Leschivo's Gedichte sich vorzüglich zum Componiren eignen; sie mögen hiermit den Tondichtern aufs wärmste empfohlen sein.

Marie Schramm-Macdonald.

Neue Romane.

1. Der Augenblick des Glücks. Aus den Memoiren eines fürstlichen Hofes von F. W. Hackländer. Mit 192 Illustrationen von Fritz Bergen. Stuttgart, Krabbe. 1888. Gr. 8. 4 M.
2. Sich selbst der Nächste. Roman von L. Haidheim. Berlin, Janke. 1888. 8. 5 M.
3. Ringkämpfe. Roman von Georg Hartwig. Drei Bände. Berlin, Janke. 1889. 8. 10 M.

Die zwei ersten Romane sind ausgeprägteste Intriguenstücke, die sich dem Geiste nach zum Verwechseln ähnlich sehen. Dabei macht es gar keinen nennenswerthen Unterschied, wenn der eine an einem kleinen Fürstenhofe spielt, der andere im vornehmen Kaufmanns- und Beamtenstande. Weder die Charaktere werden dadurch wesentlich verschoben, noch die Situationen oder der Geist anders, so viel nämlich von letzterm Elemente darin liegt. Der Gehalt ist bei beiden gleich gering.

Zu Hackländer's Product: „Der Augenblick des Glücks" (Nr. 1). Es ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung, daß durchgehends unsere deutschen Schriftsteller, die sich an die Zeichnung des Hoflebens gemacht, an diesem gar nichts anderes zu zeichnen fanden, als die unsägliche Verknöcherung von Ceremonien- und Maschinenmenschen, die bodenlose Geistlosigkeit und anmaßende Langeweile, die schamloseste Ränkesucht: kurz, die Leere, Oede und Erbärmlichkeit eines über alle maßen trostlosen Scheinlebens. Wir stoßen unwillkürlich ein Hu! aus, wenn wir in diese athemraubende Atmosphäre gelangen. Man sollte meinen: alle die Herren Zeichner, die etwas, sei's viel oder wenig, von diesen Sphären der Gesellschaft verstehen, hätten dieselbe, wenn überhaupt wo, so an einem der verrosteten deutschen Duodezfürstenhöflein studirt oder beobachtet, wo die Richtigkeit noch nichtiger werden mußte. Der Verfasser that keinen so unrechten Griff, als er das erste Kapitel seines Werks betitelte: „Beginnt langweilig". Er erklärt uns da mit erklecklichem Humor die verschiedenen Arten der Langeweile, von der unschuldigen und erträglichen bis zu der schrecklichsten. Dieser Anfang ist aber von schlimmer Vorbedeutung, denn das ganze Buch ist und bleibt langweilig von A bis Z, und langweilig alle Personen, vom pfiffigen Kammerlakaien an bis hinauf zum regierenden Fürsten. Wahrscheinlich sollen die 192 Vignetten dem Interesse aufhelfen; aber wir können wahrhaftig nichts dafür: auch in ihnen finden wir nicht mehr Geist als im Texte. Das bessert auch der Name Hackländer nicht.

Der Kampf, um welchen sich die ganze Geschichte dreht, ist ein sehr gewöhnlicher und in der Praxis des Hoflebens hundert und tausend mal dagewesen. Es handelt sich einfach um zwei feindlich sich gegenüberstehende Parteien, die sich um die Herrschaft streiten; das gewohnte Haupthülfsmittel in diesen „feinen" Kreisen sind Maulwurfsminen. Die Frage ist in jedem einzelnen Falle: Wer kann den andern überlisten oder vom Parterre verdrängen? Das Humoristische an dem verdeckten Kriege ist dieses, daß einer der schlauesten Höflinge durch seine eigene Glückstheorie aus dem Felde geschlagen wird.

Uebrigens ist der Verfasser recht gutmüthig: nachdem die mehr oder weniger spitzen Pfeile verschossen sind, einigen sich die feindlichen Lager im besten Frieden, indem der Regent und die Prinzessin, die mitten im Streite sich innerlich doch schon lange liebten, sich heirathen. Freilich möchten wir auf das Glück des Herrschers nicht unbedingt als auf einen Felsen bauen, denn diese Prinzessin Else entwickelt bei allen sonstigen Geistesvorzügen denn doch einen Grad der Schlauheit und unüberwindlichen Intriguensucht, die nicht wenig Bedenken machen. Das Interesse soll dadurch gespannt werden, daß zwei der sehr bestimmenden Persönlichkeiten am Hofe sich aufrichtig lieben und schließlich, nachdem die anfänglich recht trüben und drohenden Nebel sich verzogen haben, ein glücklich Paar werden; im einfachen Bürgerstande geschieht beiläufig einem andern Paare das Gleiche. Aber es ist und bleibt doch eine widerwärtige Welt, in welcher Schein und Lüge selbst unter scheinheilig sich begegnenden sogenannten Freunden so tief dringen, wie sich das an einem überraschenden Beispiele zeigt (s. S. 109).

Die Beobachtung mag nicht übel naturtreu sein; aber für das, was da erzählt und geschildert ist, braucht es gerade keinen berühmten Namen, und es verschafft auch keinen. Als durchgebildete Charakterzeichnung imponirt uns nicht eine einzige Person aus jener vornehmen Sphäre; wir finden nur eine heraus, die etwas Gehalt in sich hat, und das trifft eine recht niedrig stehende Figur, nämlich den zum Krüppel verwachsenen Photographengehülfen; ein Krüppel auch seelisch, nicht weil es ihm an Geist fehlte, dessen er vollauf genug hat, aber weil er ihn mit jener Bosheit und Verschmitztheit braucht, welche die übel gezeichneten Stiefkinder der Natur oft heimsucht.

Noch sei ein bezeichnender Punkt des Werks berührt, das ist ein absichtliches Kokettiren mit dem Leser, wenn der Verfasser diesem von seiner „wahrhaftigen" Geschichte sagt und anderswo. Reinen ästhetischen Sinn stößt das ab; der wohlfeile Kunstgriff kann den Mangel an Gehalt durchaus nicht verdecken, höchstens für ein blödes Auge überkleistern.

Die zweite noch viel verwickeltere Geschichte L. Haidheim's, „Sich selbst der Nächste" (Nr. 2), spielt sich in der mächtigen Kaufmannsstadt Hamburg ab.

In ihrem Mittelpunkte stehen eine Consulats- und eine zweite hochangesehene Kaufmannsfamilie, beide in harter Reibung gegeneinander. Es handelt sich um eine Senatorenwahl, und die beschwört schwere Leidenschaften herauf. Der Consul Gärtner und der Kaufmann Eduard Carlstein stehen im entgegengesetzten Lager; der letztere, sehr geachtet, sollte gewählt werden; aber als Nebenbuhler stellt sich ihm in den Weg sein naher Vetter, der Brudersssohn Edmund, der eine merkwürdig verschlungene Laufbahn hinter sich und gegen Eduard und dessen Vater gewichtige, aber vergessene Verpflichtungen hat. Nun entbrennt der Kampf, und er wird heftig. Gärtner ist zufolge einer verhängnißvollen Verwechselung zur Ueberzeugung gekommen: Eduard Carlstein sei der Senatorenstelle unwürdig; im geheimen klebe ihm eine Jugendschuld unverzeihlicher Art an, ein unauslöschlicher Flecken der Familie. Von da an wirkt der schroff rechtliche Mann gegen Eduard, und in der That wird dieser, gegen dessen bis dahin unangetastete Ehrenhaftigkeit allerlei schlimme Gerüchte aufzutauchen beginnen, nicht gewählt, wol aber Edmund. Aber gerade dieser ist der wirklich Schuldige, auf seiner Vergangenheit liegt der unvertilgbare Flecken; doch bis dahin hat er mit Aufwand aller schlauen Geistes- und eisernen Willenskraft eine Entdeckung abzuwenden gewußt und ist keck, unbekümmert und rücksichtslos, mit Erfolg zu den obersten Würden gelangt. Das Blatt wird sich wenden. Die Verwickelung ist unterdeß noch viel schlimmer und verhängnißvoller geworden durch folgenden Umstand: Gärtner's gediegener Sohn Armin und Eduard Carlstein's reizende Tochter Valentine lieben sich mit der Glut junger Herzen. Der Vater des erstern aber, in dem unseligen Wahne befangen, schneidet dieses Band und jede Beziehung zu Eduard Carlstein's Familie ab. Armin knüpft aus lauter Verzweiflung und in dem Bedürfnisse, sich zu zerstreuen, leicht mit einer argen Kokette aus einem anscheinend sehr reichen Kaufhause an; da fällt das Haus auf Einen Schlag. Nun erst meint Armin, es sei Ehrenpflicht, daß er die jetzt hülflose Schöne nicht verlasse, und er verlobt sich mit ihr. Das ist eine unglückliche Verbindung, wahre Neigung auf keiner Seite. Unterdeß geht er nach Amerika, um womöglich noch einen Vermögensrest für die Familie seiner Verlobten zu retten; diese aber macht ein kurzes und schnelles Ende, sie läuft davon und verheirathet sich kurzerhand mit einem ihr passenden Galan, der sich in ihr Lärvchen vergafft hat. Nun geht die Geschichte rasch dem Ende zu, einem glücklichen Ende. Der Consul kommt dazu, seinen unglücklichen Irrthum einzusehen; er bittet dem schwer Gekränkten feierlich ab und thut alles, ihm seine Ehre vollständig zurückzugewinnen, andererseits ihn auszusöhnen. Auf sein energisches Verwenden wird Eduard einstimmig zum Senator gewählt. An dem nun doch entlarvten unredlichen Heuchler Edmund übt das Schicksal Vergeltung, indem ihn im äußersten Augenblicke der Erregung der Schlag trifft; von da an ist er blos noch ein halber Mann. Der frei gewordene Armin und die ihm treu gebliebene Valentine werden glücklich vermählt, und die Geschichte ist aus.

Man sieht, der ganze Band ist sehr verwickelt, zumal wenn wir alle mithandelnden Nebenpersonen, kleinen Zwischenfälle und einzelnen Hindernisse heranziehen. Das alles ist Eine große Intrigue, ein Räthsel, das sich lösen muß. Es mag sein, daß diese Vorgänge nach dem Leben sind. Ereignisse und Personen haben nichts an sich, was unnormal wäre oder sie unwahrscheinlich machte. Schafft doch das Leben oft solche Quidproquos, welche einen höchst fatalistischen Charakter annehmen können. Insofern ist die Zeichnung ganz richtig. Die viel verschlungenen Fäden laufen ganz geschickt wieder auseinander,

und auch der ästhetisch-ethischen Gerechtigkeit ist Genüge gethan. Großen Eindruck aber kann die Geschichte unmöglich machen; es ist Mittelgut, dessen wir allgemach übergenug auf unserm Büchermarkte haben.

Anders der dritte Roman, Georg Hartwig's „Ringkämpfe“ (Nr. 3), ohne Vergleich der beste. Wir werden etwas näher auf ihn eingehen.

Im Mittelpunkte der Geschichte stehen zwei Liebespaare, um deren Geschick sich alles gruppirt, die Personen und Ereignisse, und das Geschick ist ein schweres. Von den vier Personen opfert eine um eines täuschenden Augenblicks von Glück willen das Leben, zwei die Ruhe der Seele und den innern Frieden, und nur eine wird glücklich, auch sie erst nach schwerem, hartem Ringen. Wir mögen kurz sagen: es ist eine Geschichte von tiefgreifenden Seelenkämpfen, und gerade das gibt ihr ein eigenartig fesselndes Interesse, gerade den Inhalt. Das ist nicht oberflächliche Schilderei, sondern Wahrheit und Tiefe des Gefühls — bei unserer obenhin gehenden Massenerzeugung, welche nur auf die augenblickliche Wirkung um jeden Preis lossteuert, ein Element, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Ringkämpfe, ja das sind es, Ringkämpfe des Geistes und Herzens.

Diese Präsidentin Senta von Hardeleben und der Doctor Steinwehr sind ein fatalistisch veranlagtes Menschenpaar. Eine überaus zarte und eigenartig reizende Persönlichkeit, hat Senta sich ohne eigentliche Liebe mit dem ernsten und charakterfesten Präsidenten verheirathet, den sie hochachtet und neben dem sie Jahre hindurch in Ruhe fortlebt, bis auf einmal ungeahnt, ungewollt, verhängnißvoll die bis dahin ihr unbekannt gebliebene Flamme der Leidenschaft als romantische Liebe wie ein Sturm über sie hereinbricht. Eben der Sturm erfaßt den verlobten Doctor, der vorläufig widerwillig ein Schulamt bekleidet, aber zum gottbegnadeten Meistersänger geboren ist, der er dann auch wird, nachdem der erste tief erschütternde Lebenskampf durchgefochten ist. Magnetisch ziehen sich die beiden wahlverwandten und hochdenkenden Seelen an; das Verhältniß ist rein, wird aber tückisch dem Gatten verrathen, der es nicht erträgt. Er schlägt sich mit dem Doctor, Senta verläßt das Haus ihres Mannes und stirbt an gebrochenem Herzen. — Das andere Paar sind die ziemlich arme, aber bezaubernd schöne Geheimrathstochter Valentine von Klingström und der vorerst auch noch arme hochsinnige Dichter Armin Falk, der Theolog werden sollte und nicht will. Die Dame, eine Kokette, die um jeden Preis reich werden und in der Welt glänzen will, verschmäht Armin's reine und starke Liebe und heirathet einen reich scheinenden Grafen, grundverdorbenen Wüstling, der auch sie nach dem rasch verflogenen ersten Rausche der sinnlichen Leidenschaft brutal behandelt, dann bankrott macht und umkommt. Hiernach wird sie die Geliebte des regierenden Herzogs und speculirt gar auf den Thron, worin sie sich verrechnet. Darauf möchte sie mit aller Macht die verlorene Liebe Armin's, der unterdessen durch seine Leistungen berühmt geworden, zurückerobern — umsonst. Aus Verdruß verläßt sie Deutschland und heirathet, um wenigstens die Weltdame weiter zu spielen, einen reichen italienischen Fürsten. Armin aber wird der glückliche Gatte ihrer natürlichern und liebreizenden jüngern Schwester. Noch ist ein Baron von Göpping anzumerken, der nach mehr als einer Seite im edlen Sinne gewissermaßen die Rolle der Vorsehung spielt. Auch der Mann hat ein schweres Schicksal zu tragen, vollends das schwerste. Er ist von Jugend auf ein Krüppel, aber mit einem Apollokopfe, dazu ebenso geist- als gemüthreich. Seine Stellung im Leben ist sehr schwer: er kann wol Hochachtung und Mitleid finden, nicht aber Liebe, nach der er sich doch mit allen Fibern eines feinfühligen Herzens sehnt. Als er sie schließlich bei einem einfachen Bürgermädchen sucht und sich auch da getäuscht findet, da das flache Geschöpf ihn nicht versteht und nicht einmal die Ahnung von seinen Gefühlen hat, macht er seinem Leben durch eine Kugel ein Ende.

Das sind die Hauptpersonen der Geschichte, das ihr so wechselreiches und bedeutsames Schicksal; genug, um uns des Lebhaftesten anzuziehen und zu fesseln.

Die Haltung des Romans ist schön und fein, der Gesammteindruck ergreifend. Das kann ja wol nicht anders sein. Es sind doch mehr als ganz gewöhnliche Personen, die da handeln und leiden, selbst die in Oberflächlichkeit versunkene, von einer verbohrten Mutter geleitete Valentine steht ursprünglich höher. Die Schicksale, ganz außerordentlich wechselvoll und verschieden, müssen packen, fast gewaltsam. Die Herzenserschütterungen und Herzenswehen gehen wie ein vernichtender Sturmwind über diese heftig bewegten Lebensläufe hin. Des Buches ganzer Werth liegt in der vollen psychischen Tiefe und Wahrheit, sie hat etwas Erschütterndes. Es gibt kaum im Leben einen grausamer gespannten Auftritt, als wie die vom Grafen schmählich Verführte und mit ihren Kindern sitzen Gelassene, ehe sie sich mit diesen ins Wasser stürzt, der soeben angetrauten jungen und strahlend schönen Gattin die Schuld und Gemeinheit des elenden Mannes und dazu ihren Fluch ins Gesicht schleudert. Kaum einen leidvollern und doch unwiderstehlich fesselnden, als Senta's Tod, der edlen Frau, die an dem zwiefachen Herzweh stirbt. Das sind Lebenslagen und Gefühle, die so recht in ihrer tiefen Bedeutung nur erfaßt, wem auch schon Stürme übers Herz gegangen. Für die oberflächliche Gattung unserer gewöhnlichen Lesermasse ist das Buch zu gut; es wendet sich an Eigenschaften, die ihr abgehen. J. J. Honegger.

Schauspiele.

1. Die Weisheit Salomo's. Schauspiel in fünf Acten von Paul Heyse. (Dramatische Dichtungen, siebzehntes Bändchen.) Berlin, Hertz. 1887. 8. 2 M. 60 Pf.
2. Gott schütze mich vor meinen Freunden. Lustspiel in drei Acten von Paul Heyse. (Dramatische Dichtungen, achtzehntes Bändchen.) Berlin, Hertz. 1888. 8. 2 M. 60 Pf.
3. Prinzessin Sascha. Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. (Dramatische Dichtungen, neunzehntes Bändchen.) Berlin, Hertz. 1888. 8. 2 M. 60 Pf.
4. Dramen. (Gräfin Pusterla. Johann von Schwaben. Marino Falieri.) Von W. Walloth. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 4 M.
5. Naphtali. Drama in fünf Aufzügen von Fritz Lienhard. Norden, Fischer Nachfolger. 1888. 8. 3 M.

Mit größerer Weisheit als die beiden andern hat Paul Heyse zwei seiner Stücke — Schauspiele genannt. In der That ist alles, was hier vorliegt, nur Schauspiel und dies besten Falls; nichts dagegen Drama, nichts Tragödie: allenfalls noch Trauerspiel, insofern sämmtliche Stücke Wilhelm Walloth's einen traurigen Ausgang aufweisen. Und so wunderlich es auch klingen mag: alle drei sind wesentlich dieselben — nämlich Anempfinder, die ihre Welt und Menschen lediglich aus dem Verstande schaffen, nur mit dem Unterschiede, daß Paul Heyse bei seinem Werke kühler, berechnender, im Handwerk gereifter, allgemein gefälliger und dem Publikum zu Liebe absichtlich unwirklich verfährt, während die beiden andern wenigstens die gute Absicht zeigen, so nahe wie möglich bei der Wirklichkeit zu bleiben. Paul Heyse liebt es, seine Gestalten in die Region des schönen Scheins zu erheben: schattenhaft wie jene schon an sich sind, werden sie dazu noch ausgesprochen unwahr; sie leben nicht, sie bewegen nicht; sie geben, ganz hübsch costümirt, ein anmuthiges Spiel zum besten, dem das unbeleidigte Auge für eine Weile gern folgt, wenn sich auch Herz und Verstand dabei sagen müssen, daß diese dargestellte Welt eine unwirkliche und geschminkte ist. Er ist insofern im Vortheil den andern gegenüber, weil diese in ihrem großthuerischen Drange zum Gewaltigen hin zugleich all die kleinen Künste der gefallsüchtigen Balldame verschmähen, mehr durch Natürlichkeit, kolossalen Gliederbau, marktschreierische Geberde und prahlerische Pose wirken wollen und damit den feinern Geschmack, da alles rein äußerlich bleibt, zunächst beleidigen.

Wer in der „Weisheit Salomo's“ von Paul Heyse (Nr. 1) ganz absonderliche Weisheitsoffenbarungen anzutreffen erwartete, würde sich täuschen. Nicht einmal die beiden Weiber mit dem Kinde lassen sich sehen und die einzige weisheitsvolle That des klugen Herrschers besteht darin, daß er sich erbietet, an Stelle eines Dieners die in Aussicht gestellten Schläge in Empfang zu nehmen, da dieser ja doch nur der Arm seines Herrn sei. Begreiflicherweise sind hier alle Leute im Stücke starr vor Erstaunen ob solcher Weisheit. Im übrigen beschränkt sich der weise Salomo auf einige höchst fragwürdige Lehrsätze. Da es keine Handlung gibt, so läßt sich eine solche auch nicht erzählen: dafür ist aber so etwas wie eine Fabel vorhanden. Balkis, die Königin von Saba und eine der interessanten Unverstandenen zugleich, unternimmt die lange Reise zum weisen Salomo, um von dem zu erfahren:

> Wozu wir leben? Ob es eine Stillung gibt
> Für unsrer Seele Durst? Ob eine Rast
> Im ew'gen Wechsel dieser Erdendinge?
> Ob irgendeine Stunde kommen mag,
> Da wir die Wahrheit schauen schleierlos,
> Und tausend Fragen mehr.

Die hohe und fragelustige Dame ist zuerst höchst verdrossen, daß ihr Salomo all diese Fragen nicht sofort aus den Augen abliest und spricht auch ganz unverhohlen ihr Misfallen darüber aus. Als sie sich dann endlich zu einer mündlichen Eröffnung bequemt, geräth ihr königlicher Freund in eine innere Erregung, die stetig wächst und die Veranlassung zu folgenden Aussprüchen wird:

> Wozu wir leben?
> Stirb, so erfährst du's; früher nicht —

ein entsetzlicher Trost, der zudem nicht einmal die Gewähr der Sicherheit bietet.

> So lang
> Im Fleisch wir wandeln, lehrt uns Tag um Tag —
> Nur eins: daß alles eitel —

mit Nachdruck: alles eitel! Wirklich? O Salomo!

> Was heut' noch ist, schon morgen ist's gewesen —

In der That überraschend tiefsinnig.

> Geschlechter kommen rastlos und vergehn,
> Die Erde aber bleibet ewiglich,
> Und auch der Menschen höchster, weisester,
> Er läßt nicht tiefre Spuren als das Lastthier,
> Das übereilt vom Wüstenwind am Weg
> Dahinsinkt, und des Flugsands Leichentuch
> Deckt sein Gebein —

Das ist nicht übel. Da war Faust bekanntlich ganz anderer Meinung:

> Es wird die Spur von meinen Erdentagen
> Nicht in Aeonen untergehn.

Alles ist eitel! hieß es schon früher, jetzt ausführlicher:

> Glanz und Macht sind eitel,
> Die Lust ist eitel und der Schmerz, das Gute
> Sowie das Böse —

Also auch das Gute? In einer so trostlosen Stimmung schreit, durchaus verständlich, Salomo zum Herrn nach Aufklärung und dieser öffnet ihm die Augen zu folgender Erkenntniß:

> Er schuf uns,
> Daß wir wie Mücken in der Sonne spielen,
> Am bunten Strahl uns wärmend, bis die Nacht
> Den Schein verschlingt. Wir sollen fröhlich sein
> In unserm Thun, uns freun des guten Tags,
> Bemüht, den Bösen auch für gut zu nehmen.
> Was lieblich ist, ob es auch eitel wäre,
> Genießen wir's, denn dies ist unser Theil.

Was für ein flacher Lebemann doch dieser weise Salomo ist! Das wäre also die Offenbarung eines, seines Gottes?

Die unverstandene Königin hat sich aber unterdeß selbst so weit verstanden, daß sie den noch jungen und hübschen Sprecher für begehrenswerth erachtet, sich in ihn stracks verliebt und — wol etwas arabisch — auch unverweilt verlangt, daß derselbe sie wieder liebe. Da solches nun nicht geschieht, so dürstet sie — wol wiederum etwas arabisch — fortan nach nichts mehr als nach Rache. Exotische Königinnen pflegen sich nach bewährtem dichterischen Brauche weder auf eine Reise über Land, noch auf das Meer der Liebe ohne ihre alten Ammen zu begeben. Wer sich diese Königin von Saba und deren Amme näher ansieht, möchte sehr bald eine ziemliche Familienähnlichkeit mit der Medea und Gora eines Grillparzer'schen Stücks entdecken. Auch diese tuscheln wie jene geheimnißvoll miteinander, brauen allerlei Unheilvolles zusammen und bedienen sich zum Austausch ihrer Gedanken eines wilden ungeregelten Versmaßes. Der Zufall übrigens scheint beide in ihren Plänen zu begünstigen. Der weise Salomo hat gelegentlich eine recht jugendliche Hirtin kennen gelernt, die er sehnlichst zu seiner 1001. Gattin zu machen trachtet. Er schwärmt dabei echt königlich und weise das Kind wie eine philosophisch gebildete Prinzessin an:

Siehe,
Nicht wie der König zu der Hirtenmagd
Sprech' ich zu dir und heische nicht als Herr
Tribut, den du mir widerwillig bietest.
Von schönen Lippen nahm ich oft den Zoll
Dienstbarer Zärtlichkeit und hab' erkannt:
Auch dies ist eitel. Dich will ich von dir,
Dich ganz und gar, doch als ein frei Geschenk
Aus überfließendem Herzen dargebracht,
Das, wenn es wollte selbst, nicht anders kann,
Als hin sich geben.

An dieser Stelle enthüllt sich wol in jeglichem Betracht die Weisheit Salomo's in ihrer ganzen Majestät. Auf „wollte" liegt auch äußerlich der Ton. Närrisches Herzchen, das selbst das aus innerstem Drange thun muß, was es aus innerstem Drange nicht will! Das Kind versteht selbstverständlich auch nicht ein Wort dieser absonderlichen Rede; da sie aber gewohnt ist, sich stets irgendwie zu beschäftigen, so nimmt sie diesmal in ihrer Verlegenheit eine horchende Miene an.

Salomo.
Du lauschest? Worauf horchst du?
Sulamith (schüchtern).
Auf mein Herz,
Ob es nicht sprechen will.
Salomo.
Und schweigt es noch?
Sulamith.
Es horcht.

Ist das nicht gar herzig? Doch genug von Salomo und diesem naiven Hirtenkinde. Die Königin von Saba hat alles mit angehört und beschließt jetzt, sich derart zu rächen, daß sie Sulamith entfernt. Sie bemächtigt sich der letztern, schließt sie im geheimen ein und ist eben im Begriffe, die Kleine nach Arabien zu schicken, als deren Liebster — ein Hirte — plötzlich erscheint, dieselbe rettet, aber in seiner Wuth den Dolch gegen den ebenso unverhofft erschienenen Salomo zückt. Der junge Mann soll sein Leben verlieren, es sei denn, Sulamith würde aus freien Stücken — es ist Salomo der Weise, der so entscheidet — die 1001. Königin. Das arme Mädchen versteht sich anfangs zu dieser Lüge; als sie aber zur Trauung gehen soll, will sie lieber mit Hadad sterben. Ob solcher Liebe gerührt, legt Salomo beider Hände ineinander, indem er bedeutungsvoll dazu spricht:

Fremder Freuden
Sich neidlos freun ist aller Weisheit Krone.

Daß diese allerhöchste Schlußweisheit genau von derselben Art wie alle frühern ist, wird nicht weiter befremden. Alle Weisheit ist zuguterletzt eine Erkenntniß, die jedermann ohne Ausnahme nutzbar gemacht werden könnte; als Erkenntniß unterliegt sie aber im hohen Maße dem Verstande. Nun ist aber die neidlose Freude ausschließlich Sache des Herzens. Der selbstlose Mensch kann gar nicht anders und muß sich fremden Glücks freuen, wo der selbstsüchtige Mensch sich ärgern muß — muß! Was hälfen da alle Weisheitssätze der Welt! Der Verstand läßt sich wol berichtigen, aber die Seele ist unverbesserlich, und in dieser Sache entscheidet einzig die letztere. Ich möchte die Grimasse des Selbstsüchtigen sehen, den äußere Rücksichten nöthigen, sich neidlos zu freuen! Auch die Königin von Saba wird von dem ausgezeichneten Recept nie Gebrauch machen, ausgenommen sie kann's; und sie kann's nicht, denn sie hat bereits bewiesen, daß sie sinnlos eifersüchtig zu sein vermag. Das Stück würde viel richtiger die „Afterweisheit Salomo's" heißen.

Paul Heyse hat zwar „Gott schütze mich vor meinen Freunden" (Nr. 2) als Lustspiel gekennzeichnet; in Wahrheit ist das Stück jedoch ein Schwank — allerdings in dem hinlänglich berühmt „vornehmen" Tone gehalten, aber zugleich so abgefaßt, daß die Hauptpersonen sammt und sonders ein wenig verdreht erscheinen. Held und Heldin beispielsweise sollen kluge und gesunde Personen sein — und dabei glaubt er, daß sie ein unerlaubtes Verhältniß gehabt haben muß, weil sie einmal in einer Winternacht einem Herrn im Mantel, der ihre Wohnung verließ, eine „gute Nacht" aus offenem Fenster leise nachgesungen hat, und sie wiederum denkt sich, daß jenes Kind, das eins der Modelle des Malers einmal am Fenster sichtbar im Arme gewiegt haben soll, durchaus von diesem herstammen müsse. Eine Geheimräthin quartiert sich sogleich mit Pudermantel, Schminktopf und Nachtjacke bei ihrem jungen Hausfreunde und zwar auf mindestens vier Wochen ein, weil derselbe muthmaßlich ein Duell gehabt hat, sendet ihrem Ehegemahl erst von dem neuen Quartiere aus Botschaft und dieser findet all das im schönsten Sinne selbstverständlich u. dgl. m. Kurzum, alle ohne Ausnahme leben und handeln, wie kein vernünftiger Mensch leben und handeln könnte. Was soll man dazu sagen? Schweigen ist Wohlthat.

Auch „Prinzessin Sascha" (Nr. 3), ein Stück, das sich als ernsthaftes Schauspiel ausweisen möchte, ist ganz schwankartig gestaltet, obschon die Personen im allgemeinen annehmbarer als die des frühern Stücks erscheinen. Freilich die Heldin ist wiederum eine höchst wunderbare Erscheinung. Dieselbe sieht eines Abends auf fünf Minuten einen jungen Mann, der gleich Diogenes die Menschen mit der Laterne suchen soll, und daraufhin tritt sie gleich am nächsten Tage in dessen vier Stock hohe Stube, um zu erfahren, ob sie selbst ein oder kein Mensch sei. Sie hätte sich noch an demselben Tage mit einem andern Manne verloben sollen; es versteht sich leicht, daß jetzt nichts daraus wird und daß sie und der neue Diogenes ein Paar werden müssen. Vielleicht erklären sich die Seltsamkeiten dieser Prinzessin daraus, daß ihr Vater eben ein legendenhafter russischer Fürst und ihre Mutter eine wiener Tänzerin ist. Der Vater ist gestorben und hat den Seinen zwar ein kolossales Vermögen, aber der Mutter keinen Trauschein hinterlassen. In dieser phantastischen Welt paßt es denn auch ganz gut, daß der neue Diogenes in Afrika die Negersprache studirt hat zu einer Zeit, als dieser Erdtheil noch nicht in der Mode war; daß die etwas fabelhafte Prinzessin ihre Gäste — darunter Präsidenten und zukünftige Schwiegerältern — ohne weiteres zur Thür befördert, nachdem sie Lust bekommen hat, ihren Diogenes etwas Beethoven spielen zu hören und dieser sich weigert, anders als vor ihr allein zu spielen u. s. w.

Von Paul Heyse zu Wilhelm Walloth — im Drama kein Schritt! Beide leisten hierin gleich wenig; beide haben trotzdem von ihrem dramatischen Können wol eine gleich hohe Meinung, nur daß sich diese bei dem letztern weit dreister äußert. Das erste seiner „Dramen" (Nr. 4), die „Gräfin Pusterla", leitet Walloth nämlich mit folgendem Motto ein:

> Wenn auch einsam! Stimme geheim, o stimme
> Deinen bergstromähnlichen, echoreichen
> Starken Gesang an!

So wissen wir wenigstens sogleich, was der Dichter dieser „Gräfin" von dem eigenen Werke hält. Die Kritik freilich wird sich wol immer außer Stande sehen, in ein solches Triumphgeschrei mit einzustimmen — die besonnene und ehrliche Kritik, denn für diese wird Walloth nie etwas anderes als ein Anempfinder und Nachtreter sein, der sich vergeblich bemüht, seine seelische Ohnmacht durch mühevoll abgelernte Shakespeare'sche Redewendungen zu etwas eigenartig Bedeutsamem herauszustaffiren. Der zweite Act des Trauerspiels hat sich seinen ganzen Inhalt überaus keck aus dem Grillparzer'schen „Ein treuer Diener seines Herrn" geholt, nur daß dieser Entlehnung gegenüber Grillparzer wie ein wahrer Titane erscheint. Es fehlen die Gründe, auf ein Erzeugniß wie dieses noch näher einzugehen.

Zum „Johann von Schwaben" — Parricida — hat der Verfasser am Schlusse folgende Bemerkung niedergeschrieben:

Der Kaisee finstee, mistrauisch, Vereinigung von Heuchelei und Gemüth. Im dritten Acte plötzlich durchbrechende Todesangst durch Würdegefühl maskirt. Einäugig. Johann. Schwäche, die sich bis zur Weichheit steigert, Kraft, die leicht über das Ziel hinausschießt, Ehrgeiz ohne Plan und Ziel, Naivheit im Vertrauen auf andere, mistraut sich und seiner Kraft. Echt deutsch. Von Gestalt hager, abee nicht unschön, stets gereizt, zerwühlt. Seine Kraft ist mehr Ueberreizung der Schwäche, seine Schwäche ist Mistrauen in seine Keaft.

Diese angehängte Charakteristik ist lehrreich sowol in Betreff des Dramenschreibers, dessen Denkfähigkeit und Urtheilskraft, wie in Bezug auf dessen dichterische Geschöpfe. Ein so unsinnig charakterisirtes Wesen wie dieser Johann wird für „echt deutsch" ausgegeben! Dazu noch einige Proben von dem Scharf- und Tiefsinne dieses angeblichen Shakespeare second aus dem Stücke selbst. Der Kaiser zu Johann:

> Wenn ich, da ich das Ziel
> Allzu genau im Auge hatte, etwa
> Den Pfeil zu früh von meiner Sehne drückte,
> Und er in Theile traf, die Schonung heischen,
> So dächt' ich, übersieht ein Nachsichtsvoller
> Den Fehlschuß und bemißt mein Herz nicht völlig
> Nach der unsichern Hand.

Ferner Hatto zum Kaiser:

> Mit diesen wachen Augen
> Sah ich den Finsterbrütenden. Er sprach
> Laut mit sich selbst und da ich ihn belauschte,
> Errieth ich manche seiner Andeutungen
> Und jenes finstere Geberdenspiel,
> Das mit der Faust er in die Lüfte schrieb,
> Die Augen graß gerollt. O Albrecht!
> Als ich dir damals rieth, dee strenge Zügel
> Nicht allzu straff zu spannen, meint' ich's gut.
> Jetzt fällt die Frucht, die du gereift, vom Baum.

Endlich, denn aller guten Dinge sind drei, die Kaiserin nach der Emordung des Kaisers zu ihrer Tochter:

> O! ein furchtbares Strafgericht soll durch
> Die Gauen Deutschlands mit erhobner Wage
> Bluttriefend wandeln und mit Riesenschritten
> Jed' Haupt zermalmen, das von diesem Mord
> Auch nur geträumt — o! bis ins zwölfte Glied
> Trifft sie der Rache Arm.

Die gute Elisabeth würde auf diese Weise noch heute kaum mit ihrer Rache fertig sein. Ich habe absichtlich keine Stelle besonders herausgehoben, denn aus einer jeden dieser Zeilen spricht genug gegen dieselben.

Ueber sein letztes Trauerspiel äußert sich der Verfasser wie folgt:

Diesen „Marino Falieri" schrieb ich, als ich mir noch wenig von der dramatischen Technik angeeignet. Gustav Freytag hat, als ich ihm das Stück einsandte, geäußert: es lege Zeugniß ab von einem unzweifelhaft nicht gewöhnlichen Talent, heftigen Seelenbewegungen dramatischen Ausdruck zu geben, und so schicke ich es denn in die Welt hinaus, wie es ist, in der Hoffnung, daß sich einmal ein gewandtee Bühnenpraktikus dahinter macht, um es für die Bühne zuechtzustutzen. Ursprünglich in Versen abgefaßt, sollte das Stück in Prosa aufgelöst weeden; durch ein Versehen des Setzers blieben die Verse stehen, die ich jetzt als Prosa zu lesen bitte.

Man muß solche Vor- und Nachworte lesen und man

wird ganz genau wissen, was an diesen Leuten ist. Es wäre aufrichtig zu bedauern, hätte Gustav Freytag sich wirklich und wörtlich so wie angegeben geäußert. Denn von einer Seele ist in Wirklichkeit nichts in diesen Machwerken zu entdecken, dafür aber um so mehr von einem völlig zügellosen Mundwerke, mit dem sich der Verfasser in den willkürlichsten Redewendungen und Gegensätzen bewegt, um auf diese Weise als Genie die Dummheit zu verblüffen. Ein Genie ist natürlich auch der Verpflichtung überhoben, etwas zu schreiben, das für die Bühne taugt; dessen Werk bühnentauglich zu machen, ist ja Sache des so viel niedrigern Bühnenpraktikus. Ein Genie braucht auch nicht die eigenen schlaffen Verse in eine bessere Prosa umzuschaffen — wozu wäre denn der Setzer da? Und thut das der Setzer nicht, so mag nur das verehrte Publikum sich die Verse als Prosa denken. Ein Genie hat des weitern nicht die geringste Zeit für Correcturen übrig — wie mögen einen so großen Herrn Satzzeichen, grammatikalische Fehler und solche der Rechtschreibung kümmern! Die Aufgabe des Genies von heute ist, vor allem sich selbst anzubeten und zu schmieren, um endlich mit seiner Selbstvergötterung und seiner Schmiererei aller Welt lästig zu fallen.

Fritz Lienhard, wie natürlich, auch ein — Genie. Infolge dessen das unvermeidliche Vorwort zu seinem Drama „Naphtali" (Nr. 5). Der Verfasser schreibt: „Nur wenige orientirende Bemerkungen an Kritiker und Leser!" Es ist viel weiser — man kann es nicht oft genug wiederholen — die Kritik, sie mag taugen oder nicht, sich selbst zu überlassen, anstatt sie durch Vorworte herauszufordern.

> Ich hätte so viel — heißt es dann — vom Stapel zu lassen über Bühne und Dramatiker der Gegenwart, über die Regungen in der neuesten Literatur, über das Sehnen nach einer neuen, großen, wahren Poesie, daß mir der Raum einer Vorrede zu solchen Ergießungen viel zu beschränkt dünkt.

Worüber orientirt denn eigentlich der Verfasser? Ueber seine eigene interessante Persönlichkeit! Darauf:

> Als ich mein vorliegendes Erstlingswerk niederschrieb, hatte ich noch wenig von der immer weiter um sich greifenden Revolution der Literatur vernommen und selbst das Bardengebrüll der Blase schotengrüner Jungen, denen gegenüber ein billiges Geschimpfe jetzt Mode zu sein scheint, drang kaum in die Abgeschiedenheit meiner elsässischen Heimat.

Zur Sache, Herr, zur Sache! „Nur das eine revolutionäre Element beherrschte mich von jeher: ein angeborener Widerwille gegen Pathos und Schönrednerei, Jambenpoesie und Theaterphrasen." Warum „revolutionäres Element"? Das wäre ja, wenn andem, einfach gesunder Geschmack gewesen? „Mir waren, mit Beschämung gesteh' ich's" — gar kein Grund, sich zu schämen, wenn man noch so jung ist — „«Götz» und «Die Räuber»" — der Herr hatte, wie man weiß, einen angeborenen Widerwillen gegen Pathos, Schönrednerei und Theaterphrasen, von dem allen bekanntlich «Die Räuber» ganz frei sind — „von jeher theuerer als selbst ein «Tasso» oder überhaupt eins der tadelfreien classischen Kunstwerke" — passirt einem jeden, wenn man zwanzig oder noch darunter ist. „Dort in den Jugendwerken unserer Dichterfürsten handelt es sich um Conflicte, die jeden packen müssen, weil sie jedem durchaus naheliegen oder doch durch die Behandlungsweise allem verklärenden Dufte einer poetischen Ferne" — o! o! — „entrissen und in handgreifliche und unmittelbare, manchem daher auch unbequeme Nähe gerückt sind; letztere Kunstwerke jedoch sind eben — Kunstwerke." Es ist wirklich gar zu niedlich! Unsere jüngern Genies bringen dem „Kunstwerke" darum diese unbegrenzte Verachtung entgegen, weil sich das Wort eben von — Können ableitet. Im übrigen sei noch bemerkt, daß es wol im „Götz" wie in den „Räubern" ziemlich „handgreiflich", aber doch sonst ohne Conflicte hergeht, wogegen der Conflict im „Tasso" wahrscheinlich so tief liegt, daß ihn Lienhard nicht mehr mit seinen Augen erreichen konnte. Nachdem dieser neueste Verächter des „Kunstwerks" noch auf die Merkwürdigkeit aufmerksam gemacht hat, daß in seinem Stücke Fabeldrama und Charakterdrama in einem unausgeglichenen Streite miteinander liegen — da er dies wußte, um so unverzeihlicher, daß er diesen unpassenden Streit nicht beglich! — so zwingt er allerdings damit die Kritik, sich sein angebliches Drama auf Fabel und Charakter anzusehen und danach zu entscheiden, daß hier weder von dem einen, noch von dem andern, sondern einzig von einer ganz planlosen Komödie die Rede sein kann, in welcher der Held als ausgemachter Sinnenmensch unausbleiblich allen wechselnden Eindrücken der Außenwelt unterliegt. Die Komödie heißt „Naphtali" — und wer nach dieser orientirenden Einleitung noch Lust dazu hat, mag sie lesen.

Emil Mauerhof.

Literarhistorisches.

1. Die deutsche Renaissance-Lyrik. Von Max Freiherrn von Waldberg. Berlin, Hertz. 1888. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.
2. Jugendgedichte von Christian Wernigke. Herausgegeben von L. Neubaur. Königsberg, Beyer. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Berliner Neudrucke. Herausgegeben von L. Geiger, B. A. Wagner und G. Ellinger. Erste Serie. Erster und zweiter Band: Friedrich Nicolai's kleyner feyner Almanach 1777 und 1778. Erster und zweiter Jahrgang. Herausgegeben von Georg Ellinger. Berlin, Gebr. Paetel. 1888. Gr. 8. 6 M.
4. Aus dem Josephinischen Wien. Gebler's und Nicolai's Briefwechsel während der Jahre 1771—1786, herausgegeben und erläutert von Richard Maria Werner. Berlin, Hertz. 1888. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
5. Albert Lindner. In seinem Leben und seinen Werken dargestellt von Adalbert von Hanstein. Berlin, Schildberger. 1888. 8. 3 M.

Die Aufgabe der Forschung, auch die unwirthlichen Striche in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Lite-

ratur zu durchdringen, wird erst in neuerer Zeit als eine ernste und unabweisliche betrachtet, gewiß ein Beweis für den erstarkenden strengwissenschaftlichen Geist, der in unserer Gelehrtenwelt herrscht. Die Aufgabe, die sich Max von Waldberg in seinem jüngsten Buche: „Die deutsche Renaissance-Lyrik" (Nr. 1), gestellt hat, die Entwickelungsgeschichte der deutschen weltlichen Lyrik in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu untersuchen, bietet in ihrem Gegenstande gewiß nichts Verlockendes. Eine Poesie, deren Gepräge Unnatur, Unwahrheit, Hohlheit und Unselbständigkeit ist, gleicht einer sandigen Wüste, durch welche der Forscher seine Bahnen suchen muß, ohne unterwegs auf erfrischende Quellen hoffen zu dürfen. Der poetische Werth dieser Lyrik verschwindet völlig hinter ihrer literar- und culturhistorischen und sprachgeschichtlichen Bedeutung. Sie zehrt von den Resten der Vergangenheit und nährt sich von fremden Mustern, nichts Eigenes hinzubringend, als eine allerdings zahllose Masse compilatorischer und nachahmender Talente. Noch schwieriger als die Forschung auf solchem Gebiete erscheint der Versuch, die gewonnenen Thatsachen zusammenfassend und anziehend darzustellen. Es gibt zwei Wege, entweder eine hervorragende, typische Persönlichkeit in den Mittelpunkt zu stellen, oder den Stoff unter bestimmte, aus dem Gegenstande hervorspringende Gesichtspunkte zu vertheilen. Das letztere von Waldberg eingeschlagene Verfahren läßt die Persönlichkeiten gegen ihre Werke völlig in den Hintergrund treten und ist in einer Zeit, wie der vorliegenden, durchaus berechtigt. Denn selten war die Kunst weniger Sache des Gemüths, als damals, wo die Stellung des Dichters zu seinem Werke durch die Worte Salomon von Birken's so treffend gekennzeichnet wird:

> Das Herz ist weit von dem, was eine Feder schreibet,
> Wir dichten ein Gedicht, daß man die Zeit vertreibet.
> In uns flammt keine Brunst, obschon die Blätter brennen,
> Von liebender Begier. Es ist ein bloßes Nennen.

Den Mangel an dem nur als poetische Phrase vorhandenen furor poeticus muß äußerliche technische Gewandtheit und eine mit unsern Begriffen von geistigem Eigenthum unverträgliche Anlehnung an Muster des In- und Auslandes verdecken. Wie das Dichten selbst nur Modesache ist, so ist auch Inhalt und Form dem Wechsel der Mode unterworfen. Ein Ton wird angeschlagen und klingt in tausend Stimmen nach, bis ein neuer Ton ein neues Echo weckt. Der Werth der dichterischen Erzeugnisse bestimmt sich mehr nach den Vorbildern als nach dem Talente des Nachahmers; denn auch diese Gabe scheint fast gleichmäßig vertheilt. Die Hervorhebung der gemeinsamen Züge in Sprache, Form und Inhalt, die Nachweisung der Muster und der Art ihres Einwirkens reichen daher völlig aus, um uns ein literarhistorisch erschöpfendes Bild der weltlichen Lyrik des beginnenden 17. Jahrhunderts zu geben. In der Anlehnung an das noch immer lebenskräftige Volkslied des 16. Jahrhunderts wird das Erfreulichste geleistet. Dem Verhältnisse von Volks- und Kunstdichtung wendet sich die Darstellung M. von Waldberg's zuerst zu und zeigt, wie das Volkslied zunächst das Kunstlied beeinflußt, bis dieses selbst wieder die Volksdichtung umgestaltet und schließlich zurückdrängt. Das nächste Kapitel behandelt die eigentliche Kunstlyrik, deren Entwickelung völlig von fremden, vorzüglich italienischen Einflüssen geleitet wird, die Schäferlyrik, die von Anfang an den Stempel des Unwahren und Gemachten an sich trägt und selbst bei dem Versuche, sich an die Wirklichkeit anzulehnen, doch stets eine hohle und selbst dem verdorbenen Geschmacke der Zeit bald widerliche und lächerliche Spielerei blieb. Die Bemerkungen des Schlußkapitels über das Verhältniß des Dichters zu seiner Kunst, zu fremden Werken und über die Hülfsmittel, deren er sich bei seinem Schaffen bediente, führen uns in die Werkstatt des Dichters und dienen den früher beobachteten Erscheinungen trefflich zur Erklärung. Trotz der geschickten Darstellung, die doch nicht über die Armseligkeit des Gegenstandes weghelfen kann, dürfte das Werk kaum über die Fachkreise hinausdringen, diesen aber die nachhaltigste Anregung gewähren.

Dem gleichen Gebiete gehört auch L. Neubaur's Schriftchen zu, welches außer einigen noch unbekannten Jugendgedichten Christian Wernigke's (Nr. 2) bisher vermißte, dankenswerthe Nachweisungen zu dessen Biographie bringt; danach ward er geboren 1661 zu Elbing und starb als dänischer Resident nach 1710 in Paris. Auf dem Boden des, wie wir oben sahen, im 17. Jahrhundert durch die Kunstdichtung zurückgedrängten Volksliedes sollte die deutsche Lyrik im 18. Jahrhundert ihre schönsten, verheißungsvollen Blüten treiben. Noch immer schlummerte es, wenn auch vielfach verkümmert und entstellt, im Herzen des Volks, um nun unter den Händen für Natur, Unmittelbarkeit und Volksthum begeisterter Männer aufs neue zu erwachen und abermals eine mächtig befruchtende Wirkung auszuüben. „Für oder wider das Volkslied" ward nun auch ein Losungswort im Kampfe um die neue Dichtung, und die Geschichte hat seinen Freunden, einem Bürger, Herder und Goethe Recht und Sieg gegeben.

Eine Urkunde aus diesem Streite ist Friedrich Nicolai's „Kleyner, feyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volkslieder, lustigerr Reyen vnndt kleglicherr Mordgeschichte u. s. w." (Nr. 3); für den Verfasser keine rühmliche und für die Literaturgeschichte nicht bedeutend genug, um einen neuen Abdruck zu verdienen. Die Sammlung von Volksliedern (angeblich von einem Schuster dem nachtwandelnden Geiste des Meister Gabriel Wunderlich abgelauscht und nachgeschrieben), in die Nicolai das fadeste und abgeschmackteste Zeug zum Theil mit willkürlichen Entstellungen aufnahm, richtet sich vornehmlich gegen Herder und Bürger und sollte den Geschmack an derartigen Erzeugnissen lächerlich machen. Nicolai aber hat seinen Zweck völlig verfehlt und nur die eigene Unfähigkeit, einen höhern Schwung der Phantasie, eine tiefe, unmittelbar hervorquellende Empfindung zu verstehen, aufs

neue in helles Licht gestellt. Die Vorrede, die gegen die Freunde des Volksliedes polemisirt, versucht in kindischer Weise Ton und Schreibart des 16. Jahrhunderts nachzuahmen, wie auch die Lieder im Gewande einer greulichen, angeblich alten Rechtschreibung auftreten. Die Sammlung der Lieder ist werthlos und entbehrt des literarhistorischen Interesses, das man der Vorrede wenigstens nicht absprechen kann. Die Einleitung des Herausgebers, G. Ellinger, bringt etwas breit alles Nöthige zum Verständnisse des Werks bei, während die Quellennachweise an Vollständigkeit zu wünschen übrig lassen. Die „Berliner Neudrucke", die unter der Leitung von L. Geiger, B. A. Wagner und G. Ellinger in gediegener Ausstattung erscheinen und sich an weitere Kreise wenden, haben in ihrer ersten Probe dem Nicolai'schen Werke eine unverdiente Ehre angethan. Schon aus Nützlichkeitsgründen sollte man bei solchen Unternehmungen nur wirklich Bedeutendes wählen!

Von einer vortheilhaftern Seite zeigt sich Nicolai in seinem von R. M. Werner mit reichhaltigen, größtentheils aus noch ungedrucktem Material schöpfenden Anmerkungen veröffentlichten Briefwechsel mit dem wiener Dramatiker Tobias Philipp Freiherrn von Gebler (Nr. 4). Dieser verdient unsere Aufmerksamkeit weniger durch seine dichterischen Leistungen, die nur für die Geschichte der wiener Bühne von Bedeutung sind, als durch seine Bestrebungen für die Aufklärung in Oesterreich, für welche er bei Nicolai mannichfache Anregung und Förderung suchte und fand. Der Briefwechsel der beiden, sehr verschieden gearteten Männer, des scharf vordringenden, zielbewußten berliner Aufklärers und des stets etwas zurückhaltenden, zaghaften und abhängigen Hofmannes erschließt uns lehrreiche Blicke in das damalige Verhältniß zwischen Wien und Berlin, in das Treiben der Aufklärer und in die Reformen unter der Regierung des Kaisers Joseph II. Namentlich gewinnt er nach dem Aufenthalte Nicolai's in Wien, im Jahre 1781, ein erhöhtes Interesse, da dieser nun seine aufklärerischen Bestrebungen für Wien auf persönlicher Kenntniß aufbaut und bei dem einflußreichen Gebler für seine eifrigen Bemühungen Rath und Unterstützung sucht. Die Einleitung wie die Anmerkungen des Herausgebers vervollständigen das Bild durch wesentliche Züge. So bildet das Buch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens in Wien in den Jahren 1771—86, in welcher Nicolai eine erfolgreichere und erfreulichere Rolle zugetheilt ist, als er sie damals der emporstrebenden deutschen Literatur gegenüber spielte.

Der neuesten Literaturgeschichte gehört das Büchlein Adalbert von Hanstein's an, ein Versuch, Leben und Werke Albert Lindner's zusammenhängend darzustellen (Nr. 5). Bei den mannichfachen Streitfragen, die das tragische Ende des Dichters nicht nur in den Kreisen der Genossen angeregt hat, gebührt dem Biographen Anerkennung für den ruhigen, sachgemäßen Bericht der Thatsachen. Gewiß hat auch der Mangel an Beachtung und Theilnahme des Volks zu dem traurigen Geschicke des Dichters das Seine beigetragen. Lindner ist der großen Menge fast unbekannt geblieben. Der Verfasser thut daher recht daran, durch eingehende Inhaltsangaben und kritische Analysen die Aufmerksamkeit auf die hervorragenden Dramen, von „Brutus und Collatinus" bis zu „Marino Falieri" zu lenken. Die biographischen Notizen, die ihm zu Gebote standen, reichen für das erste Bedürfniß aus. Möge das anziehend und klar geschriebene Buch seinen Zweck erfüllen: dem Dichter neue Freunde zu gewinnen.

Adolf Leonhard.

P. K. Rosegger.

1. P. K. Rosegger's ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. Lieferung 1—21. Wien, Hartleben. 1888. Lex.-8. Jede Lieferung 50 Pf.
2. Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern dargestellt von P. K. Rosegger. Miniaturausgabe. Sechste Auflage. Wien, Hartleben. 1888. 16. 6 M.

Unbeirrt von den Strömungen der Tagesliteratur arbeitet der steirische Dichter P. K. Rosegger auf dem Gebiete fort, welches seiner Eigenart entspricht und welches ihm, wenn es auch nur klein ist, durch die Meisterschaft, mit der er dasselbe zu behandeln versteht, einen so großen Ruf in allen Gauen, wo deutsch gesprochen und deutsche Poesie verehrt wird, verschafft hat. Man weiß, dieses Gebiet ist dasjenige der Dorfgeschichte, der Bauernnovelle, der Erzählung aus den Alpen, zu deren Füßen ja Rosegger's Wiege stand, zwischen denen er aufgewachsen ist und heute noch lebt. Aber der Dichter hat noch einen weitern Vorzug vor den modernen Schriftstellern, er gehörte selbst dem Bauernvolke an, das er so treffend schildert, er hat von der Kindheit an dasselbe kennen, dasselbe mit dem Auge des Poeten beurtheilen gelernt und all seine Erfahrung erst später, viel später zu Papier gebracht. Dem gewandten feinsinnigen und kenntnißreichen Schriftsteller gelingt es wol auch, das Leben des Volks genau kennen zu lernen, sein Sprechen und Handeln, sein Thun und Treiben zu schildern, aber Rosegger kennt auch dessen geheimstes Denken und Fühlen, er kennt es nicht blos, er hat so mitgedacht und mitgefühlt seit seiner Kindheit bis über das Jünglingsalter hinaus, er hat die Gestalten oder wenigstens zahlreiche ähnliche Gestalten, wie er sie dem Leser vorführt, wirklich gekannt und oft ihren Lebensgang verfolgt und mit scharfem Blicke das poetische Element in demselben erkannt. Schon seine ersten Lieder in der steirischen Mundart waren echte und wahre Stimmungsbilder, Gefühlsausdrücke, wie sie nur derjenige zu Tage fördern

kann, der so recht das Herz des Volks kennt und seine Aeußerungen nicht nur erlauscht, sondern auch vollständig verstanden hat. Dazu kam begreiflicherweise die natürliche künstlerische Begabung, die im Blute liegende Feinfühligkeit für Klang und Reim, die Liebe zum poetischen Schaffen, das, ihm angeboren, sich schon gezeigt hat, als er noch gar nicht richtig schreiben konnte. Ein wie feines Verständniß er für die Poesie des Volks hatte, zeigt beispielsweise eine Zahl von Heften, die sich zufällig in meinem Besitze befindet und die, von „Krieglach Alpl 1864" (Geburtshaus des Dichters) datirt, durchweg von Rosegger selbst geschrieben sind. Die Hefte enthalten nach dem Volksmunde aufgezeichnet rechte und wahre Volkslieder, welche der sinnig begabte Poet gar wohl herauszufinden wußte aus den verschiedenen Gesängen, die ihm in seiner Heimat damals vorgekommen, obwol er damals noch nicht gedacht, daß er einmal das gesammte Volksthum dieser Heimat und ihrer weitern Umgebung zum Vorwurfe seines poetischen Schaffens machen und einen berühmten Namen erringen würde. Man hat schon damals in Deutschland schöne Volksliedersammlungen herausgegeben, auch in Steiermark hat man begonnen, dem Volksliede nachzuspüren, so insbesondere Professor Weinhold, welcher einen Aufruf um Einsendung solcher Lieder erließ, der, wie gleich hier erwähnt sei, ziemlich ergebnißlos blieb. Aber der steirische Bursche in „Krieglach Alpl" hat wol kaum etwas von diesen Bestrebungen erfahren, ja dieselben hatte er kaum zu würdigen gewußt, und doch zeugen die erwähnten recht unorthographisch geschriebenen Hefte von einem so tiefen Verständnisse des Volksgeistes, daß es niemand, der heute Rosegger's literarische Leistung kennt, wundernehmen wird, wie er damals schon als einfacher Sammler das Richtige zu treffen wußte. Nur zur Kennzeichnung des oben Gesagten glaubte ich diese an sich ja nicht so bedeutende Thatsache hier anführen zu sollen.

Von den besten Prosadichtungen des Poeten ist nun eine Sammlung unter dem Titel „Ausgewählte Werke" (Nr. 1) erschienen, welche besondere Aufmerksamkeit beansprucht, da sie mit Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer geziert erscheint, die ganz im Geiste des Dichters gehalten sind. Der letztgenannte Künstler ist sogar selbst ein Landsmann Rosegger's, und innig schmiegen sich die Zeichnungen der beiden Künstler dem Texte an, theils in größern, theils in kleinern, immer aber charakteristischen Bildern. Mit Vergnügen wird daher der Freund von Rosegger's Muse diese hübsche illustrirte Ausgabe entgegennehmen. Von derselben sind bisher 21 Lieferungen erschienen, welche die köstlichen Skizzen „Waldheimat, Erinnerungen aus der Jugendzeit", darunter die Selbstbiographie des Dichters in einer eigenen Skizze, sowie die Erzählung „Heidepeters Gabriel", eins der besten erzählenden Werke Rosegger's, enthalten und den ersten Band der Ausgabe abschließen.

Fast gleichzeitig wurde von dem Werke „Das Volksleben in Steiermark" (Nr. 2) eine neue verbesserte Miniaturausgabe in überaus zierlichem Gewande herausgegeben, welche ebenfalls Empfehlung verdient. Gerade dieses Buch Rosegger's hat einen besondern culturhistorischen Werth, abgesehen von dem hie und da novellistischen Gepräge. Sowol das Leben des Hauses als das des Jahres werden uns in einer Reihe von Bildern vorgeführt, die für den Ethnographen ebenso anziehend sind, als sie eine belehrende Lection für denjenigen bilden, welcher das steirische Oberland, die Heimat unsers Dichters, in seinen Sitten und Eigenthümlichkeiten, in Anschauungen und Aberglauben, kurz in den verschiedenen Richtungen, welche im Volke daselbst hervortreten, kennen lernen will, und aus diesem Grunde sei hier auch auf diese neue Ausgabe des „Volkslebens" ganz besonders aufmerksam gemacht. Sowol diese als auch die illustrirte Neuausgabe der „Werke" wird dem Dichter zu den vielen alten zahlreiche neue Freunde gewinnen.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

„Die Bibel nach Doctor Martin Luther's Uebersetzung mit Bildern der Meister christlicher Kunst", herausgegeben von Dr. Rudolf Pfleiderer in Ulm (Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut), bereits unter dem Namen „Pfleiderer's Illustrirte Hausbibel" rasch bekannt geworden, liegt uns in ihren vier ersten Lieferungen vor. Der Grundgedanke des Unternehmens ist, dem deutschen Hause aus den Schätzen der gesammten ältern und neuern christlichen Kunst das Beste unter dem Gesichtspunkte frommen Geistes und kirchlicher Haltung der Bilder zur Anregung der religiös gerichteten Phantasie beim Bibellesen vorzulegen. Es kommt dem Herausgeber auf eine Sammlung der schönsten Spiegelungen biblischer Erzählungen im christlichen Bewußtsein der bedeutendsten Maler an. Mehrfache Behandlung desselben Stoffs ist somit keineswegs ausgeschlossen. Bei einfach würdiger typographischer Herstellung des Textes ist die Wiedergabe der Gemälde und Zeichnungen in Holzschnitt oder Autotypie eine technisch vorzügliche. Die vorliegenden Hefte (zu 50 Pf.) reichen bis zu Isaak's Geburt und bringen eine Fülle schöner und anziehender Bilder, vor allem nach Rafael's Fresken in den Loggien des Vatican, nach Michel-Angelo in der Sixtinischen Kapelle, denen die Holbein-Bilder zum Alten Testament abwechselnd mit Neueren, wie Schnorr, Thäter und Schwind, in Kopfleisten und Schlußstücken zur Seite gehen. Die beigegebenen Vollbilder laufen dem Texte zum Theil voraus und bringen bereits die Geschichte Joseph's nach Overbeck, Cornelius und Genossen aus der Casa Bartholdy, während anderes den Galerien von München, Florenz, Dresden, Stuttgart, Petersburg entnommen ist. Verzeichnisse genauer Quellenangaben, bis jetzt nur auf den Umschlägen veröffentlicht, sind zugesagt. Die Vollendung des umsichtig geplanten Unternehmens, dessen Fortgang natürlicherweise sehr anziehen muß, ist von Herzen zu wünschen.

— Die schöne illustrirte Ausgabe von des eben zum Grafen erhobenen Freiherrn Alexander von Hübner „Ein Spaziergang um die Welt" (Leipzig, Schmidt u. Günther) schreitet in

ihrer zweiten Auflage rüstig vor. Die uns vorliegenden sechs Lieferungen (zu 50 Pf.), 13—18, führen uns in Japan ein. Die beredte Schilderung dieses anziehenden Landes durch den Verfasser erinnert in ihrer Anschaulichkeit und im Wohlwollen für die Bevölkerung, von dem sie getragen ist, an die Beschreibung der Mrs. Bird; sie gewinnt einen besondern Reiz vor dieser durch die bevorzugte gesellschaftliche Stellung des Reisenden, dem sich Thür und Thor mit Leichtigkeit öffneten und der daher viel schauen und hören konnte, was andern Europäern versagt blieb. Sein vorzügliches Talent der Wiedergabe durch Wort und Stift macht seine Reise auch dem Leser seines Werks zum Genuß. Entzückende Landschaftsbilder aus den den Fremden verbotenen Theilen des Landes, die sein Griffel festgehalten, charakteristische Scenen aus dem eigenen Reiseleben, dem Verkehrswesen und dem häuslichen Treiben der Japaner werden zahlreich geboten. Bringt das Werk doch 324 Illustrationen, darunter eine große Zahl Vollbilder, Landschaften, Stadtansichten, Gebäude, Kunstwerke, auch den heitern Augenblick, da der Verfasser während des Bades seiner Reisegefährten im Strom den Andrang neugieriger Weiber im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit abzuwehren sucht, schließlich aber den Zugang doch freigeben muß.

— Vom Prachtwerke „Der Böhmerwald" von Friedrich Bernau (Prag, Otto), dessen wir in Nr. 9 d. Bl. f. 1888 gedachten, liegen uns weitere Lieferungen (4—7) vor. Sie zeigen das schöne Unternehmen in den besten Händen. Die vortrefflichen Holzschnitte nach Zeichnern, welche tiefgehende Empfindung für die wundervolle Pracht des Urwaldes und seiner Felstrümmer, für die Weltverlorenheit der Bergseen und den Linienschwung der Höhenketten und Gipfel verrathen, welche mit sicherm Stifte das Charakteristische der Ortschaften und des Gebahrens ihrer Bewohner zu treffen wissen, stehen mit dem gediegenen Texte im Einklang, der gemächlich vorwärts schreitend den Landschaftsbildern, der Bevölkerung, den geschichtlichen Erinnerungen gleiche Theilnahme zuwendet und jeder erforderlichen Art der Schilderung gewachsen ist. Vom Passe zu Taus gelangt der Leser durch das Neugedeiner Hügelland zum Künischen Gebirge, dem schönsten Theile des Böhmerwaldes, etwa vom Osser bis zum Großen Arber. Eisenstein mit seiner Umgebung, dem Spitzberg, dem Schwarzen See und dem Osser, bildet hierfür den Mittelpunkt. In ganz ausgezeichneten Vollbildern werden die Reize dieser Gebirgspartie veranschaulicht.

— Unter dem Titel „Litterarische Streiflichter" hat David Halpert zwei schön gedruckte Abhandlungen veröffentlicht: „Friederike von Sesenheim in ihrer idealen Erscheinung" und „Antikes Element in Goethe's Iphigenie" (Breslau, Zimmer). Der Verfasser hat seinem Opusculum das Motto mit auf den Weg gegeben: Non multa; wenn er etwa geglaubt hat, daß die Kritik ein „Sed multum" hinzufügen würde, befand er sich im Irrthum. Was er über diese Gegenstände sagt, ist schon hundertmal und oft besser gesagt worden als im vorliegenden Falle; die zweite Abhandlung möge immerhin einem oder dem andern Leser von Goethe's „Iphigenie" zur Einführung dienen.

— „Zur Psychologie der Liebe" hat Max Alfred Ferdinand einen kleinen litterarischen Beitrag geliefert (Berlin, Eckstein Nachfolger). Er unterscheidet in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit und des Einzelnen die drei Epochen des Egoismus, des Rechtes, der Liebe. Letztere ist ihm der Drang nach innerster Lebensergänzung; sie allein führt zum Ziele des Menschen, zu idealem, selbstlosem Schaffen. Die Liebe ist für die Menschenherzen ein Läuterungsfeuer; die wahre Liebe kann nicht entsagen und kann für jeden nur eine einmalige Liebe sein. Voranstehende dem Buche entnommene Gedanken sollen nur zeigen, daß die Darlegungen des Verfassers aus der Tiefe geschöpft sind.

Bibliographie.

Abel, C., Prinzessin Ilsee. Dramatisches Feen-Märchen aus dem Schwarzwald. Freiburg i. Br., Fehsenfeld. Gr. 16. 30 Pf.

Aus Justus Liebig's und Friedrich Wöhler's Briefwechsel in den Jahren 1829—1873. Unter Mitwirkung von Fräulein Emilie Wöhler herausgegeben von A. W. Hofmann. 2 Bde. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1888. Gr. 8. 16 M.

Basedow, H. v., Johannes. Handlung. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 60 Pf.

Beaulieu, G. v., Leibeigen. Novellen. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Erster Bericht über die vom Alterthumsverein Kempten (a. V.) vorgenommenen Ausgrabungen römischer Baureste auf dem Lindenberge bei Kempten. Kempten, Kösel. 1888. Hoch 4. 6 M.

Brandis-Zelion, Emmo v., Agnes Erlenau. Novelle. Paderborn, F. Schöningh. 1888. 8. 1 M. 60 Pf.

Czajkowski, v., Aus dem Tagebuche eines kaiserlich mexikanischen Offiziers. Mit 2 Karten. Wien, Seidel u. Sohn. 1888. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Dahm, O., Die Herrmannschlacht. Vortrag. Mit 1 Karte in Steindruck. Hanau, Alberti. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dito und Idem, Rache und andere Novellen. Bonn, Strauß. 8. 5 M.

Eberfold, F., E fremdi Wuche. Lustspiel in Berner Mundart. Bern, Nydegger u. Baumgart. 12. 60 Pf.

Eckart, R., Lieder und Bilder vom deutschen Meer. Norden, Fischer Nachf. 8. 4 M.

Ehemann, H., Pädagogische Ketzereien. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 60 Pf.

Ernst, O., Gedichte. Norden, Fischer Nachf. 16. 3 M.

Falckenheiner, W., Hohenstaufen und Hohenzollern, oder Kaiser Rotbarts Erwachen im Kyffhäuser. Ein nationales Volksbühnenspiel. Cassel. 1888. 8. 1 M. 25 Pf.

Fredro Vater, Graf A., Consilium facultatis. Das Licht ist ausgelöscht. Zwei Lustspiele. Autorisirte Uebersetzung von H. Loewenthal. Norden, Fischer Nachf. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Freytag, G., Gesammelte Aufsätze. 2 Bde. Leipzig, Hirzel. 1888. Gr. 8. à 6 M.

Gedanken über Oesterreich-Ungarns militär-politische Lage. Eine Studie von R. L. Hannover, Helwing. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Geil, G., Schillers Ethik und ihr Verhältnis zu der Kantischen. Strassburg. 1888. 4. 1 M.

Gensichen, O. F., Jungbrunnen. Gedichte. Berlin, Gebr. Paetel. 12. 2 M.

Gerner, Marie, Das Leben kein Traum. Erzählung. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Golm, R., Lord Byron. Ein Drama. Wien, Breitenstein. 1888. 8. 2 M.

Göring, H., Sophie Germain und Clotilde de Vaux. Ihr Leben und Denken. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 6 M.

Grin, Unsere Landsleute in Chile. Aus dem Französischen übersetzt von Fr. A. H. Lausanne. 1888. 8. 3 M.

Hamel, R., Die reactionäre Tendenz der weltsprachlichen Bewegung. Nebst Untersuchungen über Wesen und Entwickelung der Sprache. Halle, Tausch u. Grosse. Gr. 8. 1 M.

Kohl, H., Dreißig Jahre preußisch-deutscher Geschichte 1858—1888 in amtlichen Kundgebungen. Gießen, Ricker. 1888. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Rafael, L., Gedichte. Mit einer Einleitung von F. Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1888. 12. 3 M.

Ruge, S., Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte der Erdkunde. Dresden, G. Schönfeld. 1888. Gr. 8. 5 M.

Sax, E., Die neuesten Fortschritte der nationalökonomischen Theorie. Vortrag. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

Schmid, A., Bilder aus dem Allgäu. 1stes Bdchn.: Erzählungen. Kempten, Kösel. 1888. 12. 1 M. 10 Pf.

Schulze-Gaevernitz, H. v., Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, als Fürst und deutscher Patriot. Ein Vortrag. Heidelberg, Petters. 1888. Gr. 8. 75 Pf.

Schweikart, B., und M. Hoffmann, Flitterwochen. Mitteilungen aus dem Leben. Mit 30 Kopfleisten, 19 Schlußvignetten und 8 Tonbildern. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 2 M.

Slaade, J., Nordische Märchen. Gesammelt und herausgegeben. Mit 8 Farbendruck-Bildern. Altona, Reher. 1888. Gr. 8. 4 M.

Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller. 8ter Bd. 3tes Hft. Die römische Campagna. Eine sozialökonomische Studie von W. Sombart. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Stoll, H. W., Wanderungen durch Alt-Griechenland. 2 Tle. Leipzig, Teubner. 1888. 8. à 5 M.

Strauß und Torney, V. v., Der altägyptische Götterglaube. 1ster Thl. Die Götter und Göttersagen. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 12 M.

Sylva, Carmen, Pelesch im Dienst. Ein sehr langes Märchen für den Prinzen Heinrich XXXII. von Reuß. Bonn, Strauß. 1888. 12. 3 M.

Trede, B., Engelsch un Plattdütsch in eendohnt. En plattdütsch Lustspill. Garding, Lühr u. Dircks. 1888. 8. 75 Pf.

Litterarische Volkshefte. Gemeinverständliche Aufsätze über litterarische Fragen der Gegenwart. Herausgegeben unter Mitwirkung von G. Brandes, H. Bulthaupt, M. Carrière etc. von E. Wolff und L. Berg. 9tes Hft.: Theodor Storm und der moderne Realismus. Von A. Biese. Berlin, Eckstein Nachf. 1888. Gr. 8. 50 Pf.

Werner, J., Johann Eberlin von Günzburg, der evangelisch-soziale Volksfreund. Sein Leben und Wirken in den religiösen und politischen Kämpfen der Reformationszeit. Für die Gegenwart dargestellt. Heidelberg, C. Winter. 12. 2 M.

Wulckow, R., Pädagogische Briefe an eine Mutter. Leipzig, Haessel. 1888. 12. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von

Herman Soyaux.

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Auf Grund langjähriger eigener Erfahrungen gibt der Verfasser Rathschläge zur praktischen Gestaltung des **deutschen Colonisationswesens** in Afrika, welche die sorgsamste Beachtung bei der gegenwärtig beabsichtigten Umänderung desselben verdienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aphorismen zur Lebensweisheit.

Von

Arthur Schopenhauer.

Separatausgabe aus „Parerga und Paralipomena“.

Zwei Bändchen.

Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Ueber den Tod

und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich.

Leben d. Gattung. — Erblichkeit d. Eigenschaften.

Von

Arthur Schopenhauer.

Separatausgabe aus „Die Welt als Wille und Vorstellung“.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Durch diese handlichen Separatausgaben der vorstehenden, besonders interessanten und allgemein verständlichen Schriften aus Schopenhauer's Werken werden dieselben größern Kreisen des Publikums zugänglich gemacht.

Jedes der drei Bändchen ist mit einer Einleitung von Dr. Wilhelm Gwinner, dem Biographen Schopenhauer's, versehen und wird auch einzeln geliefert.

Denkrede auf Arthur Schopenhauer

zu dessen hundertjährigem Geburtstage

von

Wilhelm Gwinner.

8. Geh. 60 Pf.

Der Verfasser der anerkannt besten Biographie Schopenhauer's liefert hier einen Beitrag zu der Feier von dessen hundertjährigem Geburtstage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von George Henry Lewes.

THE LIFE OF GOETHE.

Copyright edition.

Second edition, partly rewritten.

2 vols. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

THE STORY OF GOETHE'S LIFE.

(Abridged from „The Life of Goethe“.)

Copyright edition.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Aristoteles.

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften.

Uebersetzt von J. Victor Carus.

8. Geh. 7 M.

Die Physiologie des täglichen Lebens.

Uebersetzt von J. Victor Carus.

Zwei Bände.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von Sansibar zum Tanganjika.

Briefe aus Ostafrika

von

Dr. Richard Böhm.

Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von

Hermann Schalow.

Mit einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Wer die Landschaft in Deutsch-Afrika aus prächtigen, packenden Schilderungen kennen lernen will, der nehme diese Briefe zur Hand; hier wird er finden, was ihm die zahlreichen Berichte über die deutschen Gebiete in Ostafrika nicht bieten: lebenswahre Gemälde von Land und Leuten in meisterhafter Darstellung. Ein kühner Forschergeist, ein echt deutsches, warmes Gemüth spricht aus diesen Briefen. Der Verfasser, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Naturforscher, bereiste Afrika vier Jahre lang als Mitglied der Expedition, welcher sich Paul Reichardt anschloß, wurde aber durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die

Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.



(Mit einem Prospect über Werke von Ernst Rethwisch.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. N3 — Nr. 5. — 31. Januar 1889.

Inhalt: Dramatische Literatur. Von Adalbert Schroeter. — Erzählungen. Von A. Fleischmann. — Neue epische Dichtungen. Von Ernst Ziel. — Philosophisches. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Literatur.

1. Der befreite Prometheus. Dramatische Dichtung von Friedrich Cölln. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der alte mythische Stoff fährt fort, auf unsere Dichter seine zauberische Anziehungskraft zu üben; ob ihm aber dieselbe Macht zu eigen blieb auf das moderne Publikum? Der dramatische Dichter, der Gestalten aus der Mythenwelt der Antike auf unsere Bühne zu beschwören unternimmt, sollte meines Erachtens das kühne Unternehmen nicht beginnen, ohne allen Aufwand opernhafter Mittel aufzubieten, ähnlich wie es Goethe im zweiten Theile seines „Faust“ oder Shelley in seinem „Entfesselten Prometheus“ gethan: denn es geziemt sich, Gestalten der unterirdischen oder überirdischen Fabelwelt auch in ein märchenhaftes Gewand zu kleiden und sie auch äußerlich in einer Region erscheinen zu lassen, deren Sphären nicht von dieser Welt. Daß der Prometheus-Mythus zu den tiefsinnigsten der griechischen Götterlehre zählt, ist so bekannt wie die literarhistorische Thatsache, daß Goethe davon abstand, angesichts glänzender Fragmente der Ausführung eines wohlerwogenen Planes seine großartige Kraft ferner an ein Problem zu wagen, dessen Gewalt dem Großen übergroß erschien. Friedrich Cölln hat es trotzdem unternommen, Prometheus aufs neue zu entfesseln und sich somit eine Aufgabe gestellt, die sicherlich zu den erhabensten der Poesie gehört, und zwar eine Aufgabe, für deren mögliche Lösung wir ein einigermaßen greifbares Ideal in eben jenem berühmten Goethe'schen Bruchstücke besitzen. Ob der neue Dichter daran gedacht hat, daß uns ein Recht zusteht, uns an der Hand jenes Fragments einen Maßstab zu bilden für den ideellen Gehalt und die formale Vollendung, mit welcher eine deutsche Prometheusdichtung ausgerüstet sein müßte, um Anspruch auf unsern Beifall zu erheben? Vor dieser Prüfung vermag er nicht zu bestehen. Selbst die Sprache ist metrisch nicht vollkommen; fünffüßige Jamben wechseln wirr mit Sechsfüßlern. Einige beabsichtigte Reimpaare schädigen bei der sonst der Antike nachgebildeten Stilisirung die Grundfarbe. Selbst Wendungen, die so modern wie unpoetisch sind, wie z. B. (S. 16):

> Ich schwur bei ihr — und einen Ausweg läßt
> Mir nur mein Eid, nicht zwei, wie der des Zeus,
> Der sich ein Hinterthürchen (!) offen ließ —

laufen mit unter, und man sieht an demselben Beispiel, wie die grammatische Construction sich nicht überall der wünschenswerthen Reinheit erfreut. Komme ich nun zu den Chören, so kranken dieselben an allen jenen Schwächen, welcher eine starr nach antiken Grundsätzen versificirende Manier nothgedrungen verfallen muß, d. h. an allerlei metrischen Härten, Ecken, Schärfen, Zerstückelungen und Abgerissenheiten. Man vgl. (S. 49):

> Es umgab ihn erst die
> Nacht mit dem dichten Schleier,
> Und vergeblich haschte er nach den
> Eindrücken, der Sinne Kost.
> Als das Licht er wieder
> Sehn durfte, benagt' ihn der gefräß'ge Adler!

Wo bleibt bei einer derartigen undefinirbaren Skansion, bei einem so klappernden Tonfall und gehackten Wortgefüge das rhythmische Princip?

Was den dramatischen Nerv des Stücks angeht, so bleibt derselbe durch den Fehler des Dichters unterbunden, daß er seinen Helden von vornherein zur Passivität verurtheilt. Prometheus erscheint von Hause aus als Gefesselter und sein Gegenspiel bleibt unterbunden. Sein Zerwürfniß mit Zeus und seine Verurtheilung gehören der Vergangenheit an: so gebricht der Dichtung der Höhepunkt und die eigentliche Peripetie. Von Handlung ist keine Rede. Nur Herakles handelt, indem er den Geier erschießt. Ein Gesinnungswandel des Helden ist ebenso wenig zu verzeichnen; somit gebricht es an dem Läuterungsprocesse, der ihn der Befreiung würdig scheinen läßt: Zeus

begnadigt ihn lediglich aus Liebe zu seinem „meistgeliebten“ Sohne Herakles; die nebenhergehende Motivirung erhebt sich nicht über das Wesen arabeskenhaften Beiwerks. So macht es einen wundersamen Eindruck, daß Zeus der Themis zur Entfesselung ihres Sohnes die beiden „Gewaltigen“, Kraft und Gewalt, mit auf den Weg geben muß. Sie sagt:

Gewalt und Kraft! Wohlan beginnt das Werk.
Ihr wißt, wo diese Klammern sind verkeilt.
Reißt sie heraus! Nur laßt uns jetzt nicht warten!

Diese Veranschaulichung der ausübenden Organe der Gerechtigkeit ist in ihrer Abstractheit poesiewidrig und die dramatische Lösung wird dadurch zwecklos verschleppt. Im allgemeinen gebricht es dem Stück an Großartigkeit und Allseitigkeit der Entfaltung seines Vorwurfs und der Ausführung an demjenigen Grade von Glanz und Melodie und vor allem von dramatischer Kraft und Spannung, welchen zu fordern eine Kritik berechtigt ist, welcher sich eine Prometheus-Dichtung unterbreitet.

2. Tarquin. Tragödie von Friedrich Kummer. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Drama zeichnet sich aus durch eine schnell und reich bewegte, wirkungsvoller Scenen nicht ermangelnde Handlung, ein wohlgelungenes Zeitcolorit und eine leidenschaftliche, metrisch indeß nicht überall reine und klargeschliffene Sprache. Ich halte somit die Bühnenwirksamkeit für verbürgt.

3. Clodoald. Drama in drei Acten von Ferdinand Heitemeyer. Paderborn, F. Schöningh. 1888. 12. 1 M. 20 Pf.

Das Stück hat einen melodischeren iambischen Fluß als das vorige; ein Vorzug, der durch den Aufwand eines üppigen Reimschmucks erhöht wird. Freilich wird die Sprache auf solche Art mitunter an die Grenze der Rhetorik gedrängt; daß die Barden (im Jahre 772) in Reimen singen, ist zwar arg anachronistisch, aber es ist dies einer jener Anachronismen, die wir für mindestens entschuldbar halten. Auch diese Lieder und Chöre sind wohlgelungen und in hohem Grade ansprechend. Vielleicht ist nur hier und dort der Ton zu weich und der Rhythmus zu schmelzend. Man vgl. (S. 24 fg.):

Jedes Barden Lieder preisen
Deiner hohen Thaten Ruhm
Und die Siegstrophäen weisen
Deines Armes Heldenthum.
Wo man spricht von hohen Helden,
Wird man deinen Namen melden,
Unbesiegter Clodoald.

Oder:

Wodan ist groß.
Er sitzt auf dem Throne
Mit strahlender Krone,
Der sterblichen Los
Zu leiten, zu lenken
Mit weisem Bedenken,
Mit seinen Geschenken
Zu füllen den Schoß.
Wodan ist groß.

So ist überhaupt der Grundzug der Ausdrucksweise zu lyrisch. Es fehlt die gebotene dramatische Straffheit. Dasselbe gilt von der Führung und Schürzung des Verlaufs; die Unterhaltung hauptsächlich (vgl. Act II, 1) ist zu breit gesponnen. Die gesammte Entwickelung der nicht eben reichen Handlung vollzieht sich mehr in episch-erzählender Breite, als in dramatischer Beweglichkeit und Spannungskraft. Mit dieser gerechten Betonung von Lob und Tadel ist die Dichtung als Drama allerdings preisgegeben. Bestenfalls ließe sie sich zusammenschnüren in einen Operntext.

4. Stephania. Romantisches Drama in fünf Acten von Jakob Engel. Magdeburg, Baensch Nachfolger. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Stück hat auf dem strebsamen Stadttheater Magdeburgs die Feuerproben bestanden. Es spielt in den Jahren 999—1002 in Rom und Umgegend. Die Heldin ist die Gemahlin Kaiser Otto's des Dritten. Die Charakteristik befleißigt sich einer folgerechten Individualisirung und eines sorglich abgestuften poetischen Colorits; vgl. S. 34:

Otto.

Ein Chaos von Gefühlen wogt in mir:
Verzweiflung, Scham und eitle Sinnenlust,
Sie schleuderten mich ruhlos in die Welt.
Am weitentlegnen wilden Bernsteinmeer,
Das trübe nur der Sonne Strahl bescheint,
Erhebt sich eines heilgen Mart'rers Grab.
Dort an Sanct Adelbert's geweihtem Schrein,
Des treusten Freundes meiner goldnen Jugend,
Erbat ich Frieden; doch noch größrer Sturm,
Als der die See durchwühlt, ergriff mein Herz.
Zum Grabe Christi trug ich dann den Fuß.
Auch dort am Altar der entsühnten Welt,
Von Palmen friedenathmend überdacht,
Bemerkt' ich Zwietracht nur und Haß und Krieg.
Weltmüde zog ich aus dem Morgenland
Gen Aachen, zu der Gruft des großen Karl,
Und dort im düsteren Palast des Todes,
Dort stieg aus dem chaotischen Gewühl
Von Gegensätzen, die mein Herz erfüllt,
Siegreich, wie Venus aus des Meeres Schaum,
Der lautren Liebe Götterbild mir auf,
Und deine Züge trug's, Stephania.

So erscheint auch der Scenenbau wohl in sich gegründet und berechnet und die gesammte Dichtung folgt mit Glück dem Vorbilde Shakespeare's. Wir wünschen ihr von Herzen noch manchen schönen Sieg und eine lange, edle Gefolgschaft neuer geistesverwandter Schwestern.

5. Alexei. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Elisabeth von Berge. Leipzig, Mutze. 1888. 8. 2 M.

Eine neue Dramatisirung der Lebensgeschichte des unglücklichen Sohnes Peter's des Großen. Die Sprache meidet alle epische Weitläufigkeit und Redseligkeit und zeichnet die Charaktere mit knappen, aber sichern Farben. Leider sind sie nicht selten zu grell und schreiend; vgl. S. 136:

Peter
(mit drohender Miene, der zugleich Spott beigemischt ist).

Ihr Herren Zarenmacher! Da bin ich.
Der echte Zar! Vor meiner Schritte Dröhnen

Fiel eure schwache Schöpfung, und ihr selber
Habt jetzt gelebt! So lange nur sei euch
Vergönnt zu athmen, bis ihr alles mir
Bekannt. Sprecht!
(Da alle trotzig schweigen, mit dem Fuße stampfend.)
Sprecht! Gelüstet's euch, die Knute
Zu kosten? oder glühend Eisen? oder
Wollt ihr mit bloßem Fuß auf spitzen Pfählen
Herumgehetzt gleich einem Raubwild werden?
(Da alle beharrlich schweigen.)
Ich werd' euch schon den Mund zu öffnen wissen.

Diese Stilart ist zu naturalistisch, um dichterisch zu wirken. Hier war zu dämpfen. Wohlgelungen hingegen sind Partien wie die folgende aus der Rolle des Alexei (S. 142):

Reiß sie mit roher Hand an dich und wähn'
Sie dein! Sie ist's doch nimmer! Ist's so wenig,
Du Thor, wie du die mühevolle Arbeit
Des Menschengeistes seit Jahrtausenden
Als reife Frucht mit leichter Hand dir brechen
Und nur mit deines Willens bloßer Kraft
In deines Volkes Seele senken kannst,
Eh' du den Boden ihr bereitet hast;
Denn keine Herrschermacht zwingt dir zu eigen,
Was göttlich ist, du mußt erst darum dienen!
Drum ist dein ganzer Bau, den du zum Segen
Für alle Zeit errichtet wähnest, hohl,
Und deinnen zimmert schon der Todtenwurm,
Ist Schein, ist unecht, Lüge, wie die Liebe,
Die nicht um Liebe warb! Weh deinem Eifer!
Ihn büßet noch ein späteres Jahrhundert!...
Ein großes Volk in seiner Eigenart
Umzugestalten, eines andern Geists
Gepräg' ihm aufzudrücken wähnest du
Dich Gott genug — ein Gott, der schnell sein Werk
Mit Folter, Blutgerüst vollenden will —
Und gleichst dem Knaben nur, der, ungeduldig,
Die Farbenpracht, die schlummernde, zu schauen,
Die Knospe öffnet und verdirbt....
Und ob auch das Geschlecht der Zwerge
Dich groß für alle Zeiten preisen wird,
Um den Gedanken groß, groß um die Thatkraft,
Doch selber nur ein Zwerg! auf hohen Socken
Ein Zwerg, der sich ein Riese dünkt!

Freilich redet der Prinz etwas zu doctrinär, aber man wird bekennen, daß das Spiegelbild seines Vaters dramatisch wirkend ist. Wie weit die Figur Alexei's seiner geschichtlichen Persönlichkeit entspricht — die glänzende Oper des Herzogs Ernst II. von Coburg-Gotha „Santa Chiara" zeichnet den unglücklichen Mann mit sehr andersartigen Farben —, soll hier um so weniger die Frage sein, als die strenge Geschichtsforschung hier noch längst nicht ein letztes Wort gesprochen hat (? D. R.). Jedenfalls begrüßen wir in vorliegendem Werke eine so wohlbedachte, wie talentvoll ausgeführte Leistung, an welche wir schöne Erwartungen für die Zukunft knüpfen, will uns das Drama auch gerade als dasjenige literarische Gebiet erscheinen, in welchem der Dichterin der Lorber noch seltener als dem Dichter erblüht.

Auch das folgende Stück führt historische Figuren auf die Bühne. Sein Titel lautet:

6. Világos. Historisches Trauerspiel in fünf Acten von C. Binder-Krieglstein. Dresden, Pierson. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Es geht ebenfalls in Versen. Aber der Dichter handhabt den Jambus so unvollkommen, daß es nur zu seinem und seines Stückes Heile gewesen wäre, hätte er in Prosa geschrieben. Einer ausgebildeten Verskunst sind wir in unserer heutigen Ueberschau überhaupt nur bei F. Heitemeyer begegnet. Bei sämmtlichen übrigen Schriftstellern gebrach die metrische Feile; am beklagenswerthesten empfinde ich diesen Mangel bei Binder-Krieglstein. Hier fehlt es entweder an rhythmischem Gefühl oder jener Sorgfalt der Arbeit, welcher unsere dramatischen Genies nicht glaubten entrathen zu dürfen, um auch in metrischen Aeußerlichkeiten ihren Schöpfungen das Gepräge der Classicität zu verleihen. Man vgl. S. 163:

Herr Arthur Görgei in Erwägung, erstens,
Der gegenwärt'gen Lage dieses Krieges
Und Mißgeschicks der ungarischen Heere
In allen Theilen dieses Landes, demnach
Unmöglichkeit, mit seinem Corps noch länger
Und mit Erfolg das Feld zu halten, weiters
In Anbetracht, daß diese Corps an allem
Entbehren, was zum weitern Kämpfen
Nothwendig; endlich in Erwägung, wie
Dem Vaterland der langvermißte Friede
Um jeden Preis zurückgegeben werden muß,
Hat nach Anhörung seiner Obersten
Mit ihnen einverständlich heut' beschlossen,
Den Schritt, der unvermeidlich worden ist
Zu thun.

Das heißt auf Kosten der geschichtlichen actenmäßigen Treue die Anforderungen der Dichtkunst verleugnen. Günstigeres ist über die innere dramatische Gestaltung des Stoffs auszusprechen. Seinen Vorwurf bezeichnet der Dichter selbst in einem gleichfalls iambisirten „Vorwort", vor dem wir einer Fassung in Prosa den Vorzug gegeben hätten. Sonst durchglüht die Sprache ein begeisterungsvoller patriotischer Sinn und weiß der Dichter buntbewegte Bilder zu gestalten.

Eine unvergeßliche literargeschichtliche Größe führt uns das folgende Drama vor:

7. Christian Schubart. Drama in fünf Acten von Paul Herrmann. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 1 M.

Drei Dichter der Genieperiode bilden die Hauptträger des Stücks: Schubart, Lenz und Klinger. Die literarhistorische Forschung hat Lebensgang und Charakter der drei Dichter bis ins einzelnste erhellt und der Verfasser vorliegenden Dramas gebot mithin über ein zuverlässiges, wohlgeordnetes Material. Auch die Sprache der Sturm- und Drangepoche lag in vielen Mustern vor und so war zugleich ein sicherer Kompaß für die Ausdrucksweise gegeben. Daß auch die Charaktere des Herzogs Karl von Würtemberg und Franziska's von Hohenheim bereits dramatisch ausgebildet waren, mußte dem Stück in anderer Art zugute kommen. Jedenfalls arbeitete der Dichter unter sehr günstigen Voraussetzungen und sprachlich hat er aus den-

selben schönen Nutzen gezogen. Es liegt in der That ein Hauch der feurigen, urwüchsigen Sprache und der kraftvollen Stilistik der Schiller'schen Erstlingsstücke über seinem Werke. Nicht das Gleiche gilt von der Charakteristik. Lenz und Klinger sind nicht frei geblieben von einigen clownhaften Aufträgen. Haug's Redeweise besitzt zu viel von der schwungvollen Art Schubart's. Die Figur des Herzogs erreicht nicht die stilgerechte Charakterzeichnung derselben Persönlichkeit seitens des gewiegten Bühnenrechners Laube; eher befreundete sich meine Anschauung mit der Wiedergabe Franziska's von Hohenheim; Schubart's Gestalt ist die gelungenste. Folgende Probe diene zur Veranschaulichung der Lebendigkeit der Charakterschilderung unsers Dichters, sowie der Flugkraft seiner Sprache (S. 42):

Herzog. Das Leben schenk' ich Ihm, ich hab's der Herzogin versprochen, doch seh' Er sich vor, daß nicht die Sonne des Caplandes seinen Rausch zu dämpfen hat.

Schubart. Allmächtiger Gott, so soll das Unerhörte, Unerforschliche wahr sein! Wenn das geschieht, wenn Sie sich nicht entblöden als Vater Ihres Volkes Ihre eigenen Kinder zur Schlachtbank zu führen, sie für einen Judaslohn zu verkaufen, um das alte, lustige Leben fortzusetzen: dann seien Sie gewärtig, daß des Himmels Last auf Sie herniederschmettert, oder daß die Erde sich aufthut, Sie zu verschlingen, voll Abscheu, ein solches Kind geboren zu haben. Schon sehe ich sie im Geiste nahen mit furchtbaren, gewaltigen Schritten, die Revolution! Weh euch, ihr Fürsten, die ihr den Menschen als einen Wurm betrachtet, den ihr nach Belieben zertreten könntet! Nicht wird man euer geweihtes Haupt mehr schonen. Ströme von Blut seh' ich fließen, bis an die Knöchel waten die entmenschten Scharen darin. Freiheit! knirschen sie wild, wenn alle Bande des Gesetzes und der Sitte zerrissen; Freiheit! kreischen sie, wenn der Sohn mit dem Vater beim fahlen Schimmer des Mondes um die letzten Pfennige ringt, um sich in den Strudel des freien Lebens stürzen zu können; Freiheit! jubeln sie toll, wenn blitzend das Beil des Henkers auf ihre frühern Herrscher niedersaust; Freiheit, Freiheit! schalt (so!) es durch die Gassen; je unterdrückter sie gewesen, um so wilder rasen sie, nun sie freigeworden, und Zügellosigkeit dünkt ihnen Freiheit zu sein.

Schade nur, daß diese Tonart seitens irgendeines seiner unterthänigsten Landeskinder einem Serenissimus der Rococozeit gegenüber völlig unmöglich war: der Dichter verläßt mithin den Boden der Zeit seines Stücks. Für alle Fälle bleiben demselben einige bühnenwirksame Scenen zu eigen und die Hauptfigur darf als eine künstlerisch ausgeführte, wohl in sich gegründete Leistung gelten, die freilich mehr theatralisch als dramatisch wirkt und strengen historischen Ansprüchen nicht gerecht wird.

Nunmehr betreten wir in den folgenden Stücken den Boden der neuesten Zeit, des modernen Salons.

8. Gräfin Isolde. Schauspiel in fünf Aufzügen von Ludwig von Neuenaar. München, Mangelsdorf. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.

Eine anziehende psychologische Frage wird dramatisch wirkungsvoll behandelt und gelöst: die Umwandlung einer Kunstreiterin in eine Dame der großen Welt, die zugleich hingebende Gemahlin und Mutter wird, vollzieht sich in wechselnden Scenen bei bunter Menschen- und Seelenmalerei. Conflicte entstehen und werden gelöst und der Hauptcharakter, die Gräfin Isolde, entfaltet sich vor unsern Augen in so folgerichtiger wie befriedigender Entwickelung. Die klare, rhetorischen und declamatorischen Aufträgen feindliche Sprache hält sich ebenso frei von epischer Breite, allerdings ermangelt sie ebenso sehr dichterischen Schwungs, nicht aber gedankenreicher Spitzen; vgl. S. 53:

Sie war ihm treu — und er achtet sie für nichts! Ist das die Liebe der Männer? Dann bin auch ich betrogen — und meine Rechnung war falsch. Liebt er nur meine Schönheit, was wird bleiben, wenn sie schwindet? Ich bin nicht seinesgleichen, wie sie, die er verwarf. Großer Gott — und nun bin ich an ihn gebunden — und es wird sich erfüllen. Denn ich kann nicht mehr zurück — zu fest haben sich meine Träume mit dieser Wirklichkeit verwoben. Ich will einen Menschen besitzen, der mich lieb hat. Er ist mir nicht mehr gleichgültig — wie seine Glut mich überdrang; es ist doch schön, geliebt zu sein. Geliebt!? Auf einmal seh' ich es klar: der Reiz des Verbotnen ist's, sonst nichts. Ich habe mein Glück auf den Sand gebaut — er liebt nur sich selbst — nur sich selbst!

Die bedeutendsten Gedanken des Stoffs finden wir indeß in dem folgenden Passus (S. 78):

Isolde (ihm gegenüberstehend). Sie haben mein Schweigen für Zustimmung gedeutet, Gaston — Sie haben sich geirrt. Ich lag im Kampfe mit mir, mit der grausamen Logik, die Sie verfechten — und ich rang nach Klarheit, nach Einigkeit mit mir selbst. Sie haben unrecht! Ich bin nicht der Sklave meiner Vergangenheit. Ich muß nicht, was ich einst gewollt! Der Mensch ist, was er ist, nicht was er war! ... Und wenn meine Tugend Lüge war — gut, ich will sie zur Wahrheit machen! Wenn ich Ihnen je etwas gesagt, das Sie berechtigt, mir Ihre Achtung zu versagen — mein Leben setz' ich dran — Sie lernen anders von mir denken!

9. Bürgerlicher Tod. Drama in fünf Aufzügen von Max Kretzer. Dresden, Pierson. 1888. 8. 1 M.

Ein Stück dramatisirten gesellschaftlichen Elends; lebenswahr, aber poesiearm; die Sprache ohne irgendwelche dichterische Lichter, ein realistisches Grau in Grau; vgl. S. 104:

Charlotte. ... Ich höre Tritte auf der Treppe ... mach rasch.
Martin. Wohlan, ich bin bereit. Gott wird über uns richten.
Charlotte. Und uns unsere Schuld vergeben.
Martin. Gib mir den letzten Kuß ... bald ist's vorüber.
Charlotte. Hier ist mein Herz, treff' (so!) gut und sicher. Leb' wohl, im Himmel sehen wir uns wieder.

(Ein Schuß fällt ... dann rasch ein zweiter.)

Ein trauriger Ausschnitt aus dem Alltagsleben entfaltet sich in bühnengerechtem Zuschnitt; den Abschluß bildet die Ueberantwortung des Hauptschuldigen des Stücks an die Justiz: das ist das Einzig-Versöhnliche im Drama. Die dramatische Dichtung will uns zu hoch und edel dünken, um sie derart zum Werkzeug alltäglicher Probleme, und die Bühne zu vornehm, um sie zum Schauplatze bloßer Copien der Erscheinungen des Tags zu machen. Daß das Bild in vorliegendem Falle in vielen Theilen sprechend ähnlich ist, die Zeichnung scharf und bestimmt, sei trotz der Eintönigkeit der Schattirung lebhaft gepriesen.

10. Adolf Hellberg. Schauspiel in vier Aufzügen von Betty Dorieux-Brotbeck. Leipzig, Werther. 1888. 12. 2 M.

Das Stück hat einen zu matten dramatischen Puls, die Handlung ist zu fadenscheinig, und dem Stoffe wäre

eine novellistische Behandlung fraglos gerechter geworden. Der Dialog geht im glatten Gleise eines feinen Unterhaltungstons; ein bewegterer Wellenschlag der Ausdrucksweise bleibt vereinzelt. Die seelische Malerei befleißigt sich einer zarten bescheidenen Farbengebung, verliert sich nur zuweilen zu sehr in bodenlose Schwärmerei.

Den Inhalt des Stücks bilden die Herzens- und Liebesangelegenheiten zweier Componisten und Baronessen, deren Ende die Dichterin in den Worten ausklingen läßt:

An euer beider Liebe habe ich eine wunderschöne und doch traurige Entdeckung gemacht: ich suchte den Glauben an eine Liebe, wie die großen Dichter sie uns schildern, bisjetzt immer wegzuscherzen; nun weiß ich, daß sie wirklich ist auf der Erde, daß sie aber nur einigen wenigen Auserwählten zutheil wird, als ein höheres Schicksal.

11. Herr im Hause oder Ein geplagter Parlamentswähler. Schwank in zwei Aufzügen von Friedrich Roseins. Leipzig, Werther. 1888. 8. 75 Pf.

Ein leerer salzloser Schwank, aber doch nicht elender als viele andere, welche sogar über unsere bessern Bühnen gehen. Adalbert Schroeter.

Erzählungen.

1. Wilde Kirschen von Heinrich Hansjakob. Heidelberg, G. Weiß. 1888. 8. 4 M.

Die Muße des katholischen Landpfarrers im Kinzigthale wirft seiner Muse ein eigenthümliches Gewand um. Die Bauern seiner Gegend in ihrer urwüchsigen Einfachheit, Nüchternheit, Gutmüthigkeit, doch auch Lebensklugheit und namentlich die unter ihnen früher häufigen, jetzt zu seinem Bedauern immer seltener werdenden „Originale" und besonders die „Wunderdoctor" sind der Gegenstand seiner für gewisse Stimmungen der Leser recht hübschen Erzählungen und Schilderungen. Daß jene einfachen Leute jetzt immer mehr von der Cultur beleckt werden, Visiten- und Verlobungskarten an die Stelle der Hochzeitbitter einführen u. dgl., ärgert ihn nicht wenig. So kommt er denn zu dem Schlusse, daß die Cultur ein Feuer sei, welches jeden verbrenne, der mit ihr in Berührung komme. Sie habe bisjetzt alle Nationen verbrannt und die Weltgeschichte zeige uns die Aschenhaufen. Wenn man Verlobungskarten u. s. w. einführe, Française und Cotillon tanze — dann seien die letzten Zeiten germanischer Cultur gekommen, die Aschenperiode beginne und er, Hansjakob, sei froh, daß er dann nicht mehr leben werde. Solche Ergüsse verderben wieder, was an den Erzählungen hie und da gefallen könnte. Die „Wilden Kirschen" zieht er eben den veredelten vor.

2. Vier Badereisen. Roman von Brenda von Eichen. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1888. 8. 5 M.

Die Liebe eines gemüthlich und geistig reich begabten, natürlich auch sehr schönen Mädchens ist der Mittelpunkt des Romans. Wenn wir uns auch lieber sowol bei einzelnen bedenklichen Stellen, die zu einem Meinungsaustausche herausfordern, als auch bei andern, die Muster von Naturbeschreibungen (namentlich im Harze) genannt werden dürfen, aufhalten möchten, so beschränken wir uns doch darauf, nur die tragische Wendung ihrer Liebesgeschichte, die in einem misverstandenen Briefe liegt, etwas näher zu betrachten. Roden, ein in jeder Hinsicht tüchtiger, schöner junger Mann, der demnächst Oberförster im Harz wird, aber bürgerlicher Herkunft ist, liebt die sechzehnjährige reizende, muthwillige, kluge, herzensgute, geistreiche Ilse von Rochlitz. Roden ist nicht einmal reich. Auf der zweiten Badereise im Harz — auf der ersten haben sie sich kennen gelernt und Liebesneigung keimt in beiden — ist die Liebe schon gereift. Roden findet Ilse dort wieder; sie ist jetzt achtzehn Jahre alt und noch viel reizender, aber auch vornehmer geworden. Sie wird also eine vielumworbene Schönheit. Ein reicher gutmüthiger Lieutenant von Tiefenbach und ein noch viel reicherer, älterer, reiferer Mann, Graf Sarnow, eine problematische Natur von mystischer Vergangenheit, bemühen sich um ihr Herz und ihre Hand. Ilse's Aeltern brauchen einen reichen Schwiegersohn. Die Mutter begünstigt den Grafen, der Vater den Lieutenant, Ilse keinen von beiden. Roden's Cousine, die Tochter seines Oheims, eines Oberförsters im Harz, eine echte Agathe, nur heiterer und unbedeutender, wird wegen ihrer lieblichen Persönlichkeit ebenfalls in die Gesellschaft der Badegäste gezogen, wo sie harmlos, wenn auch recht herzlich, mit Roden verkehrt. Dieser weiß, daß sie von einem Assessor N. geliebt wird. Der Oberförster, ihr Vater, mag aber die Beamten nicht. Ilse hatte sich einer Jagdpartie der Herren unter dem Schutze ihres Bruders angeschlossen. Sie gehen einem Hirsche nach. Bei Gelegenheit dieser Partie entfacht sich der schon glühende Liebesfunke Roden's und Ilse's zur Flamme, aber es kommt noch nicht zu einer Erklärung, weil der zartfühlende Roden Ort und Zeit nicht passend findet — sie haben beide unter dem Gipfel einer alten Eiche Schutz vor einem furchtbaren Wetter gefunden, wo sie die Nacht übereilt. Heimgekehrt sitzt die Jagdgesellschaft in der Gastwirthschaft. Da erhält Roden zwei Briefe: einen dienstlichen, seine Ernennung zum Oberförster, der ihn zwingt, am frühen Morgen des nächsten Tags nach Berlin zu reisen, sodaß er nur Grüße an Ilse durch deren Bruder bestellen lassen kann, und einen kleinen Privatbrief. Er liest sie beide lächelnd, steckt sie ein, aber der kleine Brief fällt, von ihm unbemerkt, zu Boden. Sarnow setzt den Fuß darauf und läßt ihn am andern Morgen durch seinen Diener Ilsen zustellen, die nicht einmal Roden's Gruß hat erhalten

können, weil auch ihr Bruder früh, bevor Ilse zu sprechen war, in seine Garnison reisen mußte. Ilse liest den Brief:

Lieber Hans! Kaum von Dir getrennt, erhältst Du schon wieder Nachricht von mir und zwar die süßeste, die ich Dir mittheilen kann.... Der Vater hat endlich in unsere Verlobung eingewilligt und sie auf morgen festgesetzt.... Auch ein anderer Brief ist eingetroffen aus der Forstkammer, wahrscheinlich Deine Ernennung.... Ich sende ihn mit. Komm also morgen. Es erwartet Dich Deine glückliche Käthe.

Der Brief ist also von jener Agathe. Ilse hält sich für verrathen. Schon nach einer Stunde wird sie von ihren Aeltern, die von jener Scene und ihrer Veranlassung nichts wissen und auch durch die stolze Tochter nichts erfahren, gedrängt, sich zu entscheiden. Am andern Tage ist sie Tiefenbach's Verlobte. Roden kommt wieder. Das Misverständniß wird aufgehellt. Käthe hatte natürlich ihre Verlobung mit dem Assessor gemeint. Ilse scheint für Roden verloren. Aber nach einigen Jahren findet er sie in Karlsbad wieder. Sie ist Witwe und Mutter eines Töchterchens und wird schließlich Roden's glückliche Frau. Ihre Ehe mit Tiefenbach war aber sehr unglücklich und gerade in dem Maße ihres Unglücks liegt, wie uns scheint, das Bedenkliche in dem Aufbau des Romans. Es steht in keinem Verhältnisse zu dem an sich doch sehr geringen Maße ihrer Schuld. Sie hat weiter nichts gethan, als sich durch die flüchtigen Zeilen Käthchen's in ihrem Entschlusse allzu schnell beeinflussen zu lassen und ihre Verlobung mit Tiefenbach aufrecht zu erhalten, obgleich Roden ihr den Schlüssel zu dem Briefe gegeben hatte. Sie hätte dies Bündniß unbeschadet ihrer weiblichen und ihrer Standesehre lösen können und müssen. Ihr Festhalten an demselben war nicht nöthig und ist noch weniger weder durch ihren offenen und energischen Charakter, noch durch die Wärme ihrer Liebe zu Roden begründet, denn die Rücksicht auf die finanzielle Lage ihrer Aeltern war nach dem Gespräche mit diesen, wo sie sich für von Tiefenbach entscheidet, nicht maßgebend. Freilich zeigt uns das Leben täglich jenes Misverhältniß zwischen der Verschuldung der Menschen und ihrem Unglück. Aber die Kunst darf das wirkliche Leben mit seinen Misgestaltungen doch wol nicht copiren. Das Bild wird dann nur auf Kosten der Schönheit an einer gewissen reellen, aber keineswegs nothwendigen sogenannten Lebenswahrheit gewinnen. Die Dichterin scheint dies selbst gefühlt zu haben, sonst hätte sie nicht so oft den deus ex machina zu Hülfe gerufen, um Ilse nicht noch unglücklicher zu machen. Wir können den Roman empfehlen.

3. Roderich Klinghart. Eine Abenteuergeschichte aus den höchsten und allerhöchsten Bildungskreisen. Von Irenäus Wasservogel. Leipzig, Werther. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Das in der Ueberschrift enthaltene Versprechen löst der Verfasser allerdings insofern, als sein Held ein Abenteurer, aber kein interessanter und die höchsten und allerhöchsten Bildungskreise — und wenn er noch einen dritten Superlativ hinzugesetzt hätte — doch nur solche Kreise sind, in welchen man den höchsten Bildungsgrad zwar erwartet, aber keineswegs immer findet, wenn man einen Unterschied zwischen Gelehrtenthum und Bildung macht. Die Geschichte spielt nämlich in einer Universitätsstadt und in den Kreisen abstruser — d. h. in ihrem Weisheitskrame verworrener — Gelehrter und ihrer nicht einmal halb gebildeten Frauen. Auch die Form veranlaßt nur denjenigen zum Lesen des Buchs mit seinen 288 Seiten, der ein Urtheil darüber fällen muß, z. B. „langsam rannen schwere Tropfen (es ist nämlich von Thränen die Rede) über ihr Gesicht".

Er erinnerte sich nicht, daß er in seinem ganzen Leben jemand geküßt hätte oder jemand ihn; es mochte wol sein, weil er krank war..., und nun stand sie so weltverloren da — — sie war doch ein sonderbares Ding.

Oder:

Amanda hatte die Arme hinter ihrem Kopfe verschränkt und lehnte so leicht zurückgeneigt an dem Regal, während sie die Augen nach dem Stück Himmel wandte, das zwischen den Dächern herüberblaute....

4. Krauses Zeug. Erzählungen und Plaudereien von Heinrich d'Altona. Annaberg, Rudolf u. Dieterici. 1887. 8. 1 M.

Alles zur rechten Zeit und am rechten Orte. Darum lese man diese Sammlung kleiner Erzählungen im Wartesaale oder sonstwo und wann — nur nicht, wenn man etwas Besseres zu thun oder zu lesen hat. Von der Form gilt dasselbe, was wir bei „Roderich Klinghart" sagten. Bei jeder Geschichte steht „Nachdruck verboten", was wol nicht nöthig war.

5. Bienemann's Erben. Roman von Otfried Mylius. Vier Bände. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 13 M. 50 Pf.

Bereits in Nr. 25 d. Bl. f. 1888 haben wir einen Roman des Verfassers „Grafenkrone und Dornenkrone" besprochen. Man kann den vorliegenden mit dem erstern zu vergleichen sich veranlaßt sehen, weil man auch Geschwister, so verschieden sie sein mögen, vergleichend nebeneinander zu stellen liebt. Da fällt denn der Vergleich nicht günstig für „Bienemann's Erben" aus. Der Lieutenant von Plock ist eine so erbärmliche gemeine Verbrecher- und Wüstlingsnatur, daß er den breiten Platz, den er im Romane einnimmt, nicht verdient und daß im Leser sich kein Funke von Mitgefühl regt, wenn er sich endlich im Kerker mit seinem Hosenträger erwürgt und so dem Richter das Urtheil erspart. Solchen plumpen Schurken gegenüber beobachten auch heirathssüchtige, wenn auch recht unbedeutende Damen mehr Zurückhaltung, als ihnen der Verfasser beilegt, und wo sie wirklich im Verkehre mit ihnen „hereinfallen", empfindet man ein unangenehmes Gefühl der Schadenfreude, dem man in einem Romane keine Stelle gewähren und es lieber nicht aufkommen lassen sollte. Was wir bei dem Romane „Vier Badereisen" von dem Misverhältnisse zwischen Schuld und Unglück sagten, müssen wir hier wiederholen. Eine edle Frau, die sich von ihrem Gatten — wenn auch nur durch gefährliche, zu den schlimmsten Schlüssen berechtigende Liebeleien mit einer von jener Frau von früher Jugend an geachteten

und ihr befreundeten Soubrette — für betrogen hält, heimlich das Haus verläßt und ihr Kind mitnimmt, um in einer Großstadt verborgen als Gouvernante ihr Leben zu fristen, geht zwar hierin zu weit. Aber was sie alles erleben muß! Noth, Mangel, Verkennung, Verlust des Kindes durch den Tod und Untersuchungshaft, die ein durch die denkbar nichtswürdigsten Ränke des Lieutenants irregeführter (freilich sehr voreiliger) Untersuchungsrichter verhängt, nachdem sie kurz zuvor endlich im Hause eines fast mehr als edeln Mannes ein Asyl gefunden hatte, ja sogar Geisteskrankheit ihres verlassenen Gatten, der das endliche Wiedersehen und die Versöhnung nicht lange überlebt.

Die Lösung des ganzen Knotens der Geschichte, nämlich die Auffindung des Bienemann'schen Testaments, wird durch einen Zufall herbeigeführt, wie er sonderbarer und unwahrscheinlicher schwer gedacht werden kann. Im übrigen kann man der Erfindung die Anziehungskraft nicht absprechen. Von höhern Fragen der Zeit, die das Interesse der Leser als Menschen und Weltbürger oder Staatsbürger berühren; von einer Fühlung mit tiefern Zügen des Herzens, die wir eigentlich von jeder Dichtung und vollends in der für den Dichter bequemsten Form des Romans erwarten; von einem Dialog, der springende Punkte, überraschende Wendungen, kurze, aber desto markigere Sprache enthielte und uns durch dramatische Lebendigkeit unbewußt in die Unterhaltung hineinzöge — finden wir nichts; mit solchen Anforderungen dürfen wir den Roman nicht lesen. Die Erzählung bewegt sich in individuellen Kreisen, von Zügen des Herzens kommen nur die derbsten zur Erscheinung; das Gespräch ist breit, zuweilen sehr gewöhnlich, aber klar, übersichtlich, gut zusammenhängend.

In einem Jahre zwei größere Romane schreiben, wie es hier der Fall zu sein scheint, ist eben doch zu viel und erregt den Verdacht, daß es dem Dichter nicht aus innerer Seele quillt.

6. Wunderliche Leute. Kleine Erzählungen von Paul Lindau. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M.

Von der Schreibweise des Verfassers brauchen wir nichts zu sagen. Er ist auch hier wieder der Meister. Die Erzählungen selbst sind tief ergreifend. Ob sie wahr sind, sagt er zwar nicht mit dürren Worten, aber er deutet es an. Sie athmen auch Wahrheit in jedem Zuge und man ist vom Eindrucke dieser wahr klingenden Erzählung so gefesselt, daß man die Frage, ob sie wirklich wahr seien, wieder beiseite legt und meint, es verstände sich ganz von selbst. Der wahnsinnige „Freund Hilarius", der sich für gesund und den Irrenarzt für einen Narren hält; die kleine Madonna und ihr Freund Hermann Pfeifer, der, als er einen Eindringling in ihrem Kleiderschranke findet, sich mit sokratischer Weisheit des Einblicks in sein Ich darüber tröstet, weil er ja selbst vor Jahren im Kleiderschranke gesteckt habe; der College Schnabel, der mit großem Scharfsinne sich von der Haft befreit, in welche ihn seine Auflehnung gegen den Zeugnißzwang des Redacteurs gebracht hat, wenn auch die Sache, juristisch angesehen, nicht ganz richtig dargestellt sein kann, weil es sich nicht um den „strafbaren Charakter" eines angeschuldigten Aufsatzes, sondern um die Verletzung eines Dienstgeheimnisses handelt, und endlich der Naturfreund im Droschkenkutscher zweiter Klasse, der an seiner im leichten Coupé an ihm vorübersausenden geliebten schönen, ihm zum Theater entlaufenen Tochter vorbeifährt — das sind Lebensbilder von photographischer Wahrheit einerseits und größter Lieblichkeit andererseits. Bei all dieser Wahrheit geräth aber der Verfasser nie ins Unschöne, und wo immer es in der Wirklichkeit seiner Geschichten wol hervorgetreten sein wird, versteht er, ihm auszuweichen und uns daran rasch und mit sicherer Hand vorüberzuführen.

A. Fleischmann.

Neue epische Dichtungen.

1. Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan oder: Die Ehebeichten. Das ist: Eines Stadtbuhlers Sündniß und Läuterung. Roman in Reimen. Auf Grund einer verlorenen Handschrift des Chr. von Grimmelshausen an Tag geben durch Franz Held. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 3 M.
2. Der Helfensteiner. Ein Sang aus dem Bauernkriege. Von Joseph Lauff. Köln, Ahn. 1889. 8. 4 M.
3. König Harald Blauzahn. Eine Mär des 10. Jahrhunderts. Von E. von Cölln. Berlin, Verlag des literarischen Deutschlands. 1888. 8. 3 M.
4. Elsa. Eine novellistische Studie. Von Friedrich Ronnemann. Leipzig, Werther. 1888. 16. 3 M.
5. Johannes. Idylle in zehn Gesängen von Adolf Mitzenius. Zweite Auflage. Berlin, Verlag des literarischen Deutschlands. 1888. Gr. 8. 1 M.

Die epische Dichtung von heute zeigt nach wie vor eine starke Hinneigung zu Stoffen entlegener Jahrhunderte. Soweit in diesen Stoffen ein Funke Leben schläft, der unserm Leben verwandt ist, und soweit der Dichter es versteht, diesen Funken zu wecken und uns an seinem Sprühen zu erwärmen, wird eine verständige Kritik gegen solche poetische Neubelebungen entschwundener Epochen kaum etwas einzuwenden vermögen. Gelegenheit zu derartigen immerhin gewagten Versuchen bietet dem ausgrabungslustigen Poeten vor allem das große Trümmer- und Saatfeld des Reformationszeitalters und des Dreißigjährigen Kriegs. Hier ist ein reiches historisches Material ausgebreitet und zugleich überall die verlockende Möglichkeit geboten, durch Aufdeckung uns verwandter Beziehungen und Zustände die Brücke zu unserer eigenen Zeit hinüberzuschlagen. Die Parallele, mit oder ohne Visier, ist ja eine der interessantesten und dankbarsten Handhaben aller Poesie.

Einen glücklichen Griff in die wüst und dunkel bewegte Zeit der Reformation hinein thut eine epische Dichtung, die sich schon in ihrem Titel als eine Nachahmung der alten deutschen Volksbücher des Grimmelshausen, des Hans Sachs, des Sebastian Brant und Fischart kennzeichnet. Dieser Titel lautet ebenso lang wie originell: „Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan oder: Ehebeichten. Das ist: Eines Stadtbuhlers Sündniß und Läuterung. Roman in Reimen. Auf Grund einer verlornen Handschrift des Chr. von Grimmelshausen an Tag geben durch Franz Held. In Druck gefertigt bey dem Verleger Wilhelm Friedrich in Leipzig. MDCCCXXXIX" (Nr. 1). Der Dichter, den wir in seinen „Gorgonenhäuptern", einem „realistischen Romancero", bereits als ein eigenartiges Talent kennen lernten, entrollt uns in seiner neuesten Schöpfung ein groteskes Gemälde der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs; er erweist sich in derselben als ein wirklicher Poet, aber auch als einer, der seiner reichen Phantasie leider allzu sehr die Zügel schießen läßt. Dieser „Roman in Reimen" ist phantastisch bis zum Zügellosen, bewegt bis zur Nervosität, bunt bis zur Verwirrung, keck bis zum Schlüpfrigen. Der Dichter führt uns in das schlesische Städtchen Löwenberg, das sich zur Lehre Luther's bekannt hat, nun aber von den Katholiken in Besitz genommen, grausam geplündert und wieder „rechtgläubig" gemacht wird. Er läßt uns im Hohlspiegel des kleinstädtischen Lebens den wüsten Hexensabbat des großen Kriegs sehen, der den Wohlstand und die Kraft Deutschlands verschlang. Im Mittelpunkte der vielgestaltigen Handlung steht Don Juan, der spanische Pfaffe, den der wunderbare Wellenschlag des bewegtesten aller Kriege mit andern Jesuitenpatern nach Löwenberg verschlagen hat. Farbig und in der echten groben Holzschnittmanier der deutschen Volksbücher aus der Zeit des Grimmelshausen wird geschildert, wie Don Juan seinen Einzug in die Stadt hält, nämlich im Zuge vertriebener Bauern, die in Löwenberg Schutz suchen:

— Bauern brachten heut herein
Die Kunde, Oberst Liechtenstein
Käm' angerückt mit großem Heere,
Auf daß er Schlesien bekehre.
Die Bürgerschaft zu Löwenberg,
Die wollt' nit dulden, daß ein Scherg'
Ins Kleinod dränge ihrer Seele
Und draus Martini Lehre stehle.
— — — — — — — — —
Da dröhnt das Horn von Wächtermauern:
„Es naht der Zug vertriebner Bauern!"

Die Gassen schleunig voll Getümmel,
Voll Menschen, Karren, Vieh-Getümmel.
Die Ochsen irre Augen rollen;
Und Schweine, die nicht vorwärts wollen,
Trotz Steckenschlägen ohn' Erbarmen,
Die trägt man weiter auf den Armen.
Die Weiber schleppen Töpfer-Scherben
Und Stubenkram in Wäschekörben,
Auch Prunkgewänder, Altartücher
Und Amtsregister, Kirchenbücher.
Man stallt das Vieh und pfercht die Menge
Des flücht'gen Volks in Häuserenge.
Die Bürger ziehn hervor aus Schreinen
Und Truhn den Schmuck von Edelsteinen,
Vergraben Kästen unterm Rasen,
Verstecken Gold in Ofenblasen.
Der Küster Elflein klüger ist —
Er scharrt die Truh' in dichten Mist.

Das Thor des Städtleins wird geschlossen;
Denn ferne stampft's von Feindesrossen.
Zum Wall, ihr städt'schen Defensioner!
Es nahen Liechtenstein's Dragoner.
Ihr Stutzer, Locken an den Ohren,
Die spitzen Bärte halb geschoren,
Du Heer von zarten Muttersöhnen,
Wie wirst du schlecht bestehn vor jenen!
Ihr Kleid zerhackt, zerzaust ihr Bart,
Sind hart von langer Kriegesfahrt.

In Liechtenstein's Gefolge ritten
Auf Mäulern fünfzehn Jesuiten,
Vermummt, vergilbt, mit spitzen Kinnen,
Mit hagern Armen, dürr wie Spinnen,
Die Beine gleich den Räderspeichen.
Und stummen Räderwerken gleichen
Loyola's Knechte in der That.
Des deutschen Geistes Frühlingssaat,
Die wälzte Ferdinand zu Grund
Mit plump roman'schem Eggenrund.

Als Letzter all der Spukgestalten
Ein Frater ritt, der wenig Falten
Im braunen, vollen Antlitz wies,
Die Beine gar nicht dünn. Man hieß
Ihn jetzt Johannes. Kaum entsann
Er sich des Namens: Don Juan.

Der listige und lüsterne Sohn des Südens weiß sich in der kleinen Stadt bis zu einer einflußreichen Kirchenstellung hinaufzuschwindeln, um nunmehr ein exemplarisches Lotterleben zu führen: er wird Beichtvater fast aller Löwenbergerinnen, und was er an erotischen Abenteuern mit ihnen erlebt, das bildet den Inhalt der hier zusammengefaßten „Ehebeichten", deren jede eine kleine, freilich oft höchst cynische Liebesnovelle für sich bildet. Und nicht nur der moralische Mensch im Leser ist es, der sich durch diese gehäuften cynischen Schilderungen verletzt fühlt — auch dem ästhetischen kann es dabei nicht wohl sein: diese endlos sich wiederholenden Besuche des Gottesmannes in den Schlafstuben der wohlgeborenen Honoratioren- und ehrsamen Handwerkerfrauen von Löwenberg hat denn doch etwas stark Ermüdendes und Eintöniges, und zweimal dieses Motiv statt zwanzigmal oder mehr wäre auch genug gewesen. Aber abgesehen hiervon, ist die Dichtung, der es an Anspielungen auf die sittlichen Zustände unserer Tage nicht fehlt, eine erfreuliche Erscheinung. Vielleicht ihre glänzendste Seite ist der Ton der Darstellung. Da ist lauter echtes Mittelalter, soweit der nachgeborene Dichter es geben kann; er hat die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs mit Liebe studirt und mit seltenem Geschick nach-

gestaltet. Dabei ist er aber weit entfernt geblieben von dem heute so beliebten professorenhaften Anempfinden fremder Epochen; er hat den Grimmelshausen, von dem er vorgibt — der Schelm! — eine wieder aufgefundene Handschrift benutzt zu haben, ja nur im Tone und in freier Anlehnung festgehalten, im übrigen aber modernen Wein in den alten Schlauch gegossen. Im übrigen verfährt der Dichter vollständig selbständig. Reich ist seine Don Juaniade an reizvollen und duftig poetischen Einzelheiten. So fesselt uns gleich im Eingange — der erste Gesang ist vielleicht der beste von allen — das Zusammentreffen Don Juan's mit der Zigeunerdirne Lilith und das wie unter dem Hauche einer innerlichen Offenbarung wunderbar geheimnißvolle und ahnungsvolle Erwachen der ersten sinnlichen Liebe in beiden. Stände nicht das Ueberwuchern des erotischen Elements der Wirkung des Ganzen einigermaßen störend im Wege, so dürfte dieser „Don Juan" Held's zu den hervorragendsten epischen Leistungen der jüngsten Zeit gerechnet werden.

Dem Zeitalter der Reformation ist auch der Stoff der zweiten hier zu würdigenden Dichtung entnommen, welche den Titel führt: „Der Helfensteiner. Ein Sang aus dem Bauernkriege" von Joseph Lauff (Nr. 2). Die Bauernkriege sind oft Gegenstand dichterischer Behandlung gewesen, und die Gestalt des Grafen Helfenstein zu Weinsberg steht bekanntlich mit im Vordergrunde unter allen denen, welche die Poesie sich zu Helden aus jenem stürmischen Jahrhundert politischer und socialer Neugestaltungen herausgriff. Lauff hat es verstanden, den Begebenheiten, welche sich um den interessanten Ritter gruppiren, und diesem selbst neue Seiten abzugewinnen und sein Thema durch die wechselnden Stadien der Tragik, des Humors, der Ironie und der objectiven Historie hindurch zu einem wahrhaft erschütternden und zugleich erhebenden Schlusse zu führen. Der Gang der Handlung hat eine gewisse dramatische Lebendigkeit. Die Charaktere treten plastisch und naturwahr aus dem Rahmen der Dichtung hervor, und die vielfach eingestreuten Lieder, sowol die humorvollen und satirischen des Narren Gottlieb Tutt, wie die rein lyrisch gehaltenen, schlagen einen gewissen sangbaren Ton an, was beispielsweise von dem nachfolgenden stimmungsvollen Liebescarmen gilt:

> Noch stand der West in bunten Farben,
> Noch glüht' es rosig nah und fern,
> Und schüchtern aus den Strahlengarben
> Stieg friedlich auf der Abendstern;
> Da ruhten wir beglückt im Haine,
> Von Waldesschauern hold umrauscht:
> Kein Menschenkind, nur Gott alleine
> Hat unser Zwiegespräch belauscht.
>
> Und wie der Liebe goldne Funken
> Sich nur entfachten, hell und licht,
> Da bin ich in die Knie gesunken
> Und schaute dir ins Angesicht.
> Dort stand es groß und klar geschrieben,
> Wie du so sanft und hold und rein,
> Wie glühend heiß und treu dein Lieben,
> Wie wundertief du müßtest sein.
>
> Und draußen ging's wie Harfenklingen;
> Die Welt wie fern, die Welt wie weit!
> Und Engel schlugen ihre Schwingen
> Um unsre kurze Seligkeit.
> Ein Herz, ein Sinn, ein wonnig Träumen,
> Ein heil'ger Fried' allüberall,
> Und in den weiten Blütenräumen
> Verlockend schlug die Nachtigall.
>
> Mein Herzblut rann; die Pulse klopften:
> Ein heilig Feuer war entbrannt,
> Und heiße Thränenperlen tropften
> Auf deine lilienweiße Hand.
> Dein Auge schwamm in feuchtem Scheine;
> Mein Herz war melodienumrauscht:
> Kein Menschenkind, nur Gott alleine
> Hat unsern ersten Kuß belauscht.

Bräche das sentimentale Element, wie auch in diesem Liede, nicht mitunter zu stark durch, und wäre statt dessen das hervorragend sociale Moment, das allen dem Bauernkriegskreise entnommenen Stoffen innewohnt, in diesem „Helfensteiner" noch etwas mehr betont, so besäßen wir in ihm nicht nur ein echt nationales, sondern auch ein in gewissem Sinne durchaus modernes Heldengedicht.

Einer uns fernliegenden Geschichtsperiode ist auch die Dichtung E. von Cölln's, „König Harald Blauzahn" (Nr. 3), entnommen. Es ist viel an dieser Mär aus dem 10. Jahrhundert zu loben: sie erweist sich als sehr kunstvoll im Gefüge der Handlung wie in der Gruppirung der Charaktere; die Anlage und Ausführung des sagenhaften Hintergrundes hat einen großartigen Zug; fein und doch markig ist die Abtönung der handelnden Personen von eben diesem Hintergrunde gehalten; die dichterische Sprache hat Farbe und Plastik zugleich — und doch, was soll uns modernen Menschen dieser mythische König von Seeland!? Die Dichtung von heute soll uns Geist von unserm Geiste bieten; in ihren Adern soll Blut von unserm Blute fließen. Trotz Felix Dahn's Belobigung der Dichtung werden solche rein akademischen und antiquarischen Stoffe in unserer so durchaus mit sich selbst und ihren großen Aufgaben beschäftigten Zeit mehr und mehr an Boden verlieren, und das mit vollem Rechte. Der dem modernen Bewußtsein fremde Inhalt derartiger Dichtungen verurtheilt sie von vornherein zu einem frühen Tode, ein Geschick, dem alle ästhetischen Vorzüge, die diesen Hervorbringungen inne wohnen mögen, nicht Einhalt thun können. Dies gilt auch in vollem Maße von Cölln's „König Harald Blauzahn". Weder das glänzende Heldenbild, noch die reichen Naturgemälde, die er entwirft, werden ihn vor diesem Schicksal schützen. Hier gilt das Wort:

> Nur was die Zeit, die kreißende Zeit,
> Rein'gend geboren,
> Bleibt für die Ewigkeit
> Unverloren.

Zu den hervorragendsten Eigenschaften dieser Epopöe

gehören übrigens die wirklich trefflichen Landschaftsbilder. Hier ein Beispiel, das zugleich als Stilprobe Cölln's gelten mag:

> Lenzwinde, frisch erbrausend, ziehn über See und Land;
> Die salzigen Wogen schäumen an Franziens weitem Strand.
> Hei, wie die Brandung donnert, das Wasser kocht und zischt,
> Hoch in die Lüfte sprühet, vom Sturm erfaßt, der weiße Gischt.
>
> Und fern im Meer die Wellen, die langgestreckten, rollen
> Mit funkelnd lichten Kronen in dieser aufruhrvollen
> Weithin bewegten Fläche. Gott Oegir fühlt Behagen;
> In grauer Himmelshalle Geschwader dunkler Wolken jagen.
>
> Von weißen Mövenschwingen erglänzt es ob der Flut;
> Die schlanken Vögel schweben über der Wogen Wuth.
> Mitunter tönt erschrillend ihr Schrei durchs Brausen und Rasen,
> Und auf den Meerespfaden zieht Oegir — hört sein Muschelblasen!
>
> Und wenn er bläst, erheben die Wasser sich im Schwellen
> Zu Bergen; hoch aufsteigen die riesenstarken Wellen!
> Wie wild zum Kampf gerüstet, sie überstürzen brüllend
> Sich dann mit schauerndem Gusse, mit sprühendem Schaume die Luft erfüllend.
>
> Im Frühlingssturm lag heute die Küste von Cherbourg.
> Am Strand, so weit man blickte, der Brandung weiße Spur,
> Als ob die Midgardeschlange sich vor das Land gelegt,
> Und mit dem Schweife peitschend zur Wuth die Wogen aufgeregt.
>
> In weiter Meeresferne auftauchten wie ein Traum
> Zahllose weiße Punkte über der Wellen Schaum.
> Die blitzten und verschwanden und leuchteten stärker auf —
> Sie schwollen; es waren Schiffe; der Sturm beflügelt ihren Lauf.
>
> Sie glitten und schwankten näher, erkennbar schon vom Strand;
> Von dräuenden Orlogdrachen und Schnecken nahte dem Land
> Herflutend eine Flotte; die Rabenflagge flog,
> Von Masten im Winde flatternd, als durch das Getose der Kriegszug zog.
>
> Hoch ragten der Drachen Büge mit fratzenhafter Zier,
> Mit Zacken und Drachenköpfen. Die Midgardschlange schier
> Streckt' aus die zuckende Zunge. Des Fenriswolfes Rachen,
> Der gähnend scharfgezähnte, der glotzte von den Bügen der Drachen.

Schon die ganze an technischen und mythologischen Ausdrücken und Wendungen überreiche Sprache dieser an sich so anschaulichen und farbenprächtigen Strophen legt Zeugniß ab für die Fremdartigkeit der Dichtung unserm modernen Empfinden gegenüber, und diese Sprachfärbung breitet sich natürlich über das ganze Epos aus. Man kann von dem Dichter nur mit dem Wunsche scheiden, er möge sich Stoffen zuwenden, die unserer Gefühlswelt näher liegen.

Den Vorwurf der Zeitflucht in entlegene Epochen kann man der „novellistischen Studie" von Friedrich Ronnemann, „Elsa" (Nr. 4), nun freilich nicht machen, aber es ist leider ein ziemlich unreifes Erzeugniß, das uns hier entgegentritt, leer dem Inhalte nach, matt der Form nach, platt in beiden. Es klingt hart, aber es darf im Interesse der Wahrheit nicht verschwiegen werden: diese vierfüßigen Trochäen à la Scheffel's „Trompeter von Säkkingen" erzählen uns eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte, die, um der Langeweile das Alberne hinzuzufügen, in der erstern größern Hälfte noch dazu eine vollständige Kindergeschichte ist. Die Hauptmotive für die dichterische Behandlung liegen somit, nachdem aus den Kindern Leute geworden, in der zweiten Hälfte der Skizze. Aber ließ sich der Dichter dort, wo doch eigentlich so wenig tiefer Greifendes zu erzählen war, weil es sich um unfertige Menschen, um Kinder handelt, viel zu viel Zeit, so hastet er dagegen hier, wo die psychologische Entwickelung naturgemäß ihre bedeutsamsten Stationen zu durchlaufen hat, schnell und flüchtig über seinen Gegenstand hin. „Elsa" ist in jeder Linie die Arbeit eines noch in der Entwickelung begriffenen Kopfes, also die Arbeit eines Dilettanten, der vielleicht — wer kann das voraussagen? — ein Künstler werden kann.

Durchaus das Product eines reifen Geistes, und auch eines feinen, ist „Johannes" von Adolf Mitzenius (Nr. 5). Eine echte Idylle, über der die Leuchte des Friedens ihr mildes Licht wohlthuend ausstrahlt! Wenn Jean Paul das Wesen der Idylle als „das Vollglück in der Beschränkung" kennzeichnet, so ist es, als habe der Sänger des „Johannes" nach diesem Programm gearbeitet: alles ist leicht und klar, einfach und harmlos in den zehn Gesängen dieser in leichtflüssigen Hexametern einherschreitenden ländlichen Dichtung, die 1872 zuerst erschien und heute in zweiter Auflage vorliegt. Die Kinder zweier feindlicher Häuser in dem Dorfe Felsberg, Johannes, der Held der Idylle, und Friederike, sind durch heimliche Liebe innig verbunden, eine Liebe, deren früheste Wurzeln schon in der Kindheit der beiden liegen. Der Haß dieser dörflichen Montague und Capuletti steht dem Glücke der Liebenden im Wege. Aber ein gütiges Geschick hilft ihnen zum ersehnten Ziele: eine Predigt, die Johannes — er studirt Theologie und ist leider gerade im Examen durchgefallen — aushülfsweise im Dorfe zu halten hat, bricht das Eis des veralteten Familienhasses und übt eine so versöhnende Macht aus, daß aller Hader und Groll, der die beiden Häuser schied, sich in eitel Liebe und Begeisterung wandelt und so die Verbindung der Nachbarskinder möglich macht: sie werden, wie die Idylle es fordert, ein glückliches Paar. Betrachtung und Situations-, namentlich Kleinmalerei, wie abermals die Idylle sie fordert, reichen sich in diesem „Johannes" die Hand, und die farbige Ausdrucksfülle und satte Sachlichkeit, mit welcher der Poet zu malen versteht, leihen der Dichtung einen besonders einschmeichelnden Reiz. Der Anfang des siebenten Gesangs, welcher uns den Helden auf dem Heimwege aus dem Pfarrhause zeigt, wo er soeben den Auftrag erhalten hat, die Predigt am nächsten Sonntag zu halten, ist für das Gesagte vielleicht der beste Beleg. Hier ist er:

> Sinnend, gedankenerwägend, verläßt nun Johannes das Pfarrhaus;
> Aber er sieht von den Häusern nichts und nichts von den Gärten,
> Nichts von den Feldern, durch die er nun wandert, sein Dorf zu erreichen,
> Merket auch kaum auf den Gruß der Nachbarn; plötzlich im Biegen

Rechts um die Ecke, wo näher ein Pfad dem Bache entlang geht,
Der über Steinen rauschet, von knospenden Hecken umschirmet,
Schwinden ihm Angst und Beklemmung, Vergangenheit und auch die Zukunft;
Denn da tritt ihm entgegen ein Bild, so schön und so lieblich,
Wie es der größte der Künstler noch niemals auf Leinwand gezaubert.
Grad' wo die Hecke, beschirmt vor dem Winde in wärmerer Sonne,
Reicher die grünlichen Blättchen, die Knospen und weißlichen Blüten
Ueppiger als an dem ganzen Pfade und schöner getrieben,
Steht Friederike in reizender Anmuth auf steinerner Treppe,
Die von dem Garten hinab zu dem murmelnden Bache geleitet,
Doch in dem Eifer des Schöpfens nicht höret den Jüngling, den nahen,
Hält mit dem einen der blendenden Arme am stärkeren Ast sich,
Während der andere senket den Eimer in murmelnde Wellen.
Losgelöst hat sich das reiche Haar und fällt nun in Fülle
Flatternd hinab bis zum Spiegel des Wassers, und da sie bewegt sich,
Um die entfesselten Flechten zurück bis zur Schulter zu bringen,
Locker des Busens umhüllendes Tuch sich und fällt in die Fluten.

Schnell in bereilendem Sprunge erhascht es verwegen der Jüngling
Vorn an dem Stein, wo die Welle sich bricht, indem eine Gerte
Rasch er ergreifend es hält; laut schreit das erröthende Mädchen,
Welches, verlassend den Eimer, nun schwanket, ob bleiben, ob fliehen.
Doch da in flehendem Tone Johannes ruft: „Bleibe, o bleibe!“
Nimmt sie mit Dankeswort schnell das Verlorne und grüßet den Freund jetzt,
Welcher die Hand ihr entgegengereichet; sie leget die ihre
Lächelnd hinein und waget den Blick kaum noch zu erheben.
Nie war so von der Schönheit Macht der Jüngling betroffen;
Schweigend steht er, bezaubert ganz von dem lieblichen Anblick,
Und es schwillt ihm das Herz und erglüht in innigem Beben.
Worte sucht er vergebens, bis endlich Friederike beginnet:
„Früh schon winkte ich heute dir zu, dem Wiedergekehrten,
Der wie die Schwalben, die Boten des Lenzes, uns kommt mit dem Frühling!“ —
„Sag' in der Welt mir den Ort, wo schöner der Frühling!
Schöner ist nirgends die Blüte und nirgends der Wald und die Auen!
Aber ein Unstern schließt mir das Haus, das so gern ich besuchte,
Unerklärbarer Groll, den ich bei Gott! nicht verschuldet.“
Eben wollte Friederike erheben im Gleichklang die Klage,
Als aus dem Garten die Stimme des Vaters rufend ertönte;
Schweigend ergriff sie den Eimer und grüßte innig im Scheiden.

An solchen warm und anschaulich malenden Stellen ist die Dichtung reich. Aber freilich, daneben ist sie auch von mehr oder weniger ins Gewicht fallenden Schwächen nicht frei, und zu diesen dürfte in allererster Linie die allzu schnell und unvermittelt eintretende Lösung des Conflicts, d. h. die einigermaßen unwahrscheinlich geschwinde Versöhnung der beiden feindlichen Familien zu rechnen sein, wie auch der ganze dritte Gesang, „Der irrende Hirte“, einen allzu episodenhaften und darum störenden Eindruck macht. Der wahnsinnige Pfarrer, der im Mittelpunkte dieses Gesangs steht, hat mit dem Inhalte der Dichtung durchaus nichts zu thun, und der Dichter hätte im Interesse der ästhetischen Oekonomie besser gethan, diesen ganzen Zwischenfall auszulassen. Außer diesen beiden Einwendungen dürfte noch geltend zu machen sein, daß hier und da eine knappere Fassung den Eindruck des Ganzen wohl erhöht haben würde. Das „Kürze ist Würze“ findet auch auf diejenige Dichtungsart ihre Anwendung, welche ihrer Natur nach am ersten die breitere Darstellung verträgt, auf die Idylle. Immerhin darf der Mitzenius'sche „Johannes“, wie dies bei seinem ersten Erscheinen ja auch geschehen ist, als ein in jedem Sinne erfreuliches Product begrüßt werden, dem man eine reiche Nachfolge auf dem deutschen Büchermarkte wünschen darf. Ist doch die Idylle ein in unsern Tagen viel zu wenig angebautes Literaturgebiet. Wer kann sich darüber wundern? Eine Zeit, die, von ungezählten Keimen neuer Ideen befruchtet, so viel zu thun hat mit der Pflege ihrer großen und so besonders gearteten Culturaufgaben, hat wenig Beruf und Muße, ein Feld zu pflegen, das so weit abliegt von den staubigen, rauchigen, lärmerfüllten Arbeitsstätten unserer Tage, das stille, sonnige Feld der Idylle. Aber um so erfreulicher ist es, wahrzunehmen, daß inmitten unserer strengen Arbeit dieses Gebiet, das zu keiner Zeit seine Daseinsberechtigung verlieren kann und darf, unserm Productionskreise doch noch nicht ganz entrückt worden.

Ernst Ziel.

Philosophisches.

1. Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberweg's in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung von Moritz Brasch. Leipzig, G. Engel. 1889. Gr. 8. 8 M.

In edeln Worten hat Euripides die Seligkeit des Forschers gepriesen. Aus einem Chore sind uns die Verse erhalten:

O selig der Mann, der zu forschen gelernt!
Nie geht er aus auf der Mitbürger Leid,
Noch auf Thaten, die gegen das Recht.
Er versenket den Blick ins nie alternde Werk
Der ewigen Natur, woraus es gefügt,
Und weshalb und auf welchem der Wege!
Wer also gesinnt, nie haftet ihm an
Die Geneigtheit zu unschönen Thaten.

Diese Verse waren die Lieblingsverse des der Wissenschaft leider zu früh entrissenen Ueberweg. Durch sie suchte er bisweilen, wenn er an dem bei Königsberg liegenden, von waldigen Bergen herrlich umrahmten Strande der Ostsee lustwandelte, in kindlichem Frohsinne das Brausen der Meereswogen zu übertönen. Er mochte sie mit vollem

Rechte in seinem Munde führen; denn sie sind nicht etwa nur Anaxagoras auf den Leib geschnitten, es spiegelt sich in ihnen auch sein Thun und Treiben. Jede Gabe aus dem Nachlasse eines solchen Mannes ist uns hochwillkommen. Wir fühlen uns daher Moritz Brasch zu größtem Danke verpflichtet, daß er uns in den Stand gesetzt, das geschichtliche Bild des verklärten Verfassers des unübertroffenen „Grundrisses zur Geschichte der Philosophie" in einigen wesentlichen Punkten zu ergänzen und zu vervollständigen.

Die Sammlung wird in würdiger Weise eröffnet durch die Abhandlung „Ueber den Begriff der Philosophie". Dieselbe führt aus, daß die Philosophie an den positiven Wissenschaften nicht nur formalen, sondern auch sachlichen Antheil nimmt, indem sie auf ihre Leitmotive hin sie prüft, sie aus der Vereinsamung, in welche sie durch die immer mehr um sich greifende Theilung der Arbeit gerathen, herausreißt, einander näher rückt und durch die Verflechtung ihrer Ergebnisse miteinander zu großen, umfassenden Gesichtspunkten hinüberleitet. Sie schlingt ein einigendes Band um die Wissenschaften, wirkt hierdurch auf jede einzelne derselben befruchtend, verdichtet sich aber auch zugleich als Einheit der Wissenschaften zur Lebens- und Weltanschauung. Wie das Dach des Hauses oder die Kuppel des Palastes nicht unmittelbar auf dem Boden ruht, aber doch durch Vermittelung der übrigen Theile des Gebäudes schließlich durch denselben Boden, wie diese, getragen wird, so ruht das philosophische Denken nicht unmittelbar auf der Erfahrung, weder der innern, noch der äußern, wol aber ruht es auf ihr durch Vermittelung der positiven Wissenschaften: „Tritt zu diesen die Philosophie in das richtige Verhältniß, so darf ihr die Bedeutung einer bleibenden, unüberwundenen und unüberwindbaren Culturmacht vindicirt werden, als der Wissenschaft, welche auf die Erkenntniß der Principien geht, mit Ernst und Strenge die tiefsten Probleme durchforscht, in der Mannichfaltigkeit der Wissensgebiete die Einheit und den Zusammenhang wahrt, und bei der fortschreitenden Theilung der wissenschaftlichen Arbeit die Idee der ergänzenden Gemeinschaft an ihrem Theile zu verwirklichen strebt."

Ueberweg nimmt einen vermittelnden Standpunkt zwischen den großen Gegensätzen des Idealismus und Realismus ein. Er huldigt dem „Idealrealismus". Wie er in seinem „System der Logik" die Hauptaufgabe derselben darein setzte, daß die von Kant aufgerichteten Erkenntnißschranken weder gewaltsam durchbrochen, noch auch mit bewußter oder unbewußter List umgangen, sondern mit Hülfe aller seitherigen Errungenschaften der Philosophie und der positiven Wissenschaften gleichsam stückweise abgetragen werden, damit ein neues und haltbareres Gebäude an die Stelle trete, so läßt er auch hier in den Abhandlungen zur Logik, Erkenntnißtheorie und Metaphysik Kant's Kriticismus oder transscendentalen Idealismus nur als eine geschichtlich sehr bedeutsame Durchgangsstufe der philosophischen Forschung gelten. Er hält wol dafür, daß die Erscheinungen sich nicht mit den Dingen an sich decken, da es doch wol an einem Zusatze der menschlichen Organisation nicht fehlen kann. Er führt jedoch auf dieselbe mit Descartes und Locke nur Farbe, Ton, Geschmack, überhaupt die Empfindungseigenschaften als solche zurück, wo hingegen er der ganzen räumlich-zeitlichen Ordnung Objectivität in vollem Sinne des Wortes zuschreibt. Das Uebergreifen der Ursächlichkeit über die bloße Erscheinungswelt, welches Kant, wiewol nicht folgerichtig, in seiner Lehre von der Erregung der Sinne zugibt und mit Recht zugibt, zieht zuvörderst die Anerkennung der objectiven Ordnung im transscendentalen Sinne und demnächst die Anerkennung der transscendentalen Objectivität der zeitlichen Folge nach sich. Kant hat sich aber auch damit zu der transscendentalen Objectivität der räumlichen Ordnung in drei Dimensionen bekannt, indem er durch einen geometrischen Unterbau das Newton'sche Gravitationsgesetz als ein nothwendiges Naturgesetz begreiflich zu machen oder aus den drei Dimensionen des Raumes abzuleiten versucht hat; müßten sich doch für den Fall, als das uns bekannte Nebeneinandersein der Dinge in einem Raume von drei Dimensionen eine bloße Anschauungsform sein sollte, die objectiv-realen Vorgänge, die außerhalb unsers Bewußtseins stattfinden, nach einer andern Gesetzmäßigkeit vollziehen, als nach der von Newton entdeckten, welche gemäß der Kant'schen Ableitung durch den Raum von drei Dimensionen bedingt ist.

Der metaphysische Idealrealismus weist nicht mit Hegel die physikalische Betrachtung ab und nicht mit dem Materialismus die Theologie; er sucht auch nicht dualistisch die Zweckursache da, wo die Erkenntniß der wirkenden Ursache ausgeht, und beruft sich nicht auf die mechanische Ursächlichkeit, wo der Zweck zu fehlen scheint, sondern findet in dem Mechanismus die Zusammenfassung derjenigen Gesetze, welche durch den idealen Zweck selbst als die Wege seiner Verwirklichung bestimmt sind. „Die Art", bemerkt Friedrich Albert Lange, „wie Ueberweg sich aus dieser Klemme selbst hilft, war die Annahme »innerer Zustände« in der Materie, welche durch eine materielle Causalreihe erregt werden und wieder eine solche erzeugen, jedoch an sich selbst nicht materiell sind. Hier war denn auch für die Einwirkung des Zwecks ein Angriffspunkt gegeben, bei dem sich der Widerspruch zwischen Causalität und Teleologie verbarg."

Der ethische Idealrealismus lehnt nicht mit Kant und Herbart den Zweck als Bestimmungsgrund des sittlichen Handelns ab, und sieht ebenso wenig mit dem Utilitarismus und Hedonismus in den erstrebten Zwecken selbst, und etwa näher in dem vollsten Maße der Lust die sittliche Norm, sondern in den Verhältnissen ihres Werthes. Wohl soll die höchste Energie und die daran geknüpfte höchste Lust erstrebt werden, aber die höchste im qualitativen Sinne; auf die an sich werthvollste, geistigste Thätigkeit und Lust soll zuhöchst unser Sinnen und Trachten gerichtet sein; der Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung,

welcher von einer noch unüberwundenen Macht des Unmoralischen zeugt, ist durch eine höhere und reinere Sittlichkeit zu überwinden, welche auf der kampflosen Harmonie des Ideals und des Lebens beruht. Diese Harmonie kennzeichnet die „schöne Seele“ und ihr Ausdruck in der Erscheinung ist die Anmuth.

Ein Anhang enthält zwei philosophische Vorträge. Der eine beschäftigt sich mit Friedrich Heinrich Jacobi, dem Vertreter der edelsten und vielseitigsten geistigen Empfänglichkeit, der nach seiner eigenen scherzhaften Redewendung „in Boden und Antipoden durch Sympodie sich zu finden weiß“. Der zweite behandelt die Schicksalsidee in Schiller's Dichtung und Reflexion und gelangt zu dem Ergebnisse, daß Schiller trotz der mannichfachen Wandlungen, die er durchgemacht, dem wesentlichen Gehalte seines ursprünglichen Freiheitsideals unentwegt treu geblieben ist, daß von seinen Dichtungen ausnahmslos das Goethe'sche Wort gilt, die Idee der Freiheit gehe durch alle Werke hindurch. Während in der Schicksalstragödie der Antike das Sittliche mit der Naturbestimmtheit in unmittelbarer Einheit erscheint, steht es in der Schicksalstragödie Schiller's zu ihr in einem unvermittelten Gegensatze. Während jene durch die Unterwerfung des Helden unter die Schicksalsmacht gewissermaßen einen versöhnenden Abschluß erhält, vollzieht sich in dieser eine Auflehnung des Geistes gegen das blinde Geschick; das gigantische Schicksal erhebt den Menschen zu dem unantastbaren Heiligthum seiner geistigen Würde, wenn es den Menschen zermalmt. In dieser Beschränkung auf das Reich der Sinnlichkeit fällt die Schicksalsidee mit dem Kant'schen Dualismus zwischen dem Sein und der Erscheinung, der Vernunft und der Sinnlichkeit, der Freiheit und der Nothwendigkeit, dem Geiste und der Natur, Gott und der Welt zusammen, sie macht geradezu den Eindruck seiner unabweisbaren Folgerichtigkeit.

2. Denkrede auf Arthur Schopenhauer zu dessen hundertjährigem Geburtstage am 22. Februar 1888. Von Wilhelm Gwinner. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 60 Pf.

Die vorliegende Gedenkrede ist ein Preis der Philosophie Schopenhauer's, vornehmlich seiner praktischen Weltanschauung, welche die klarste Anweisung zur Lösung der obersten Aufgabe des Menschen, der sich selbst verleugnenden Liebe, enthalte. Sie vergleicht Schopenhauer mit Moses, denn er habe die Menschheit durch das Meer und die Wüste des werkgerechten Selbstgenügens und des eiteln, nichtigen Zeitwerks geführt, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, in das gelobte Land seinen Fuß zu setzen. Gwinner hat indeß im Widerspruche zu dem überschwenglich verherrlichenden Grundtone, auf welchen die Denkrede gestimmt ist, selbst dafür gesorgt, daß Schopenhauer's Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn er verlegt das Verdienst der Schopenhauer'schen Ethik nicht in die Weltverneinung als solche, sondern in die nothwendige Ergänzung derselben, in die positive Heilsordnung, zu welcher sie hinübergeleitet, in die auf die Selbstverleugnung folgende Wiedergeburt, welche von Stufe zu Stufe zur Lobpreisung des Unaussprechlichen hinaufführt. Von diesem positiven Bau, von dem aus den Ruinen blühenden neuen Dasein, hatte indeß Schopenhauer keine Ahnung; indem er die Bestimmung des Menschen in die Verneinung des Willens zum Leben setzte, achtete er nicht im geringsten der vom grünen Baume des Lebens herabhängenden goldenen Hesperidenäpfel. Danach ist es jedoch keineswegs ungerecht und verkehrt, seinen Pessimismus der Verführung der Jugend anzuklagen. Eine Weltanschauung, welche die Rückkehr in das leere Nichts predigt, nimmt der Menschheit nicht etwa nur die falsche Sicherheit sondern die Sicherheit überhaupt; sie entzieht sie nicht nur dem Banne der trügerischen Ideale, sie raubt dem Leben das Ideal überhaupt; sie verbreitet um sich tiefe Nacht, aus welcher erst thatkräftige wirksame Liebe zu sonniger Helle erhebt.

3. Die Probleme der Philosophie und ihre Lösungen. Historisch-kritisch dargestellt von O. Flügel. Zweite Auflage. Köthen, O. Schulze. 1888. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Das in zweiter Auflage vor uns liegende Werk ist ein sehr lehrreiches und trefflich angelegtes Buch. Der Verfasser entwirft uns ein Gemälde von den Lösungen, welche die verschiedenen Philosophen den philosophischen Grundfragen angedeihen ließen, unterzieht sie einer Besprechung und kennzeichnet alsdann den Standpunkt, welchen er zu ihnen einnimmt und welcher im wesentlichen der des uns anschaulich und lichtvoll vorgetragenen Herbart'schen Systems ist. Sein Hauptbestreben geht dahin, die Geschichte der Philosophie nicht zur bloßen Geschichte werden zu lassen und über derselben zu vergessen, wessen Geschichte sie ist, sondern durch die wahrhaft fruchtbringende Anordnung des ganzen Stoffs derselben um die Fragen, um deren Lösung die ernste Forschung bemüht sein muß, den Trieb zu selbständigem Philosophiren zu wecken und zu steigern. Der Verfasser läßt es indeß nicht selten an Tiefe und Gründlichkeit fehlen. So zeugt die Besprechung der Kant'schen Philosophie nicht gerade von genauem Verständnisse des Kriticismus. Flügel sagt Kant nach, er habe das für ursprünglich erworben gehalten, was erst erklärt werden soll und um dessen Erklärung er in Verlegenheit war, und nennt es eine verhängnißvolle Uebereilung Kant's, von einem Denken ohne Gedachtes, einem Begriffe ohne Inhalt als von etwas Möglichem und Wirklichem zu reden, denn daher sei es gekommen, daß später zum Behufe einer wissenschaftlichen Erkenntniß der Dinge leere, aus ihren ursprünglichen und nothwendigen Beziehungen herausgerissene Begriffe vorausgeschickt wurden. Die verhängnißvolle Uebereilung fällt jedoch auf den Verfasser zurück, der den Raum unter die Gattungsbegriffe einreiht, als ob den einzelnen Räumen besondere specifische Merkmale zukämen, die dem Raume abgingen! Der Vorwurf der Leichtfertigkeit bleibt an dem Verfasser haften, an welchem Kant's sonnenklare Darlegung, wonach der Raum keinen Begriff, sondern eine Anschauung bildet,

spurlos vorübergegangen ist! Der Raum ist kein Denken, kein abstracter Begriff, sondern eine subjective Anschauungsform für den von der empfänglichen Sinnlichkeit gegebenen Inhalt. Daß in blindgeborenen Kindern nach vollzogener glücklicher Operation die Vorstellung des Raums nicht im Handumdrehen lebendig wird, liegt nicht etwa an der allmählichen Ausbildung des räumlichen Vorstellens, sondern vielmehr an der allmählichen Anpassung der Sinnesnerven und ihrer centralen Endigungen an das eben dem Tageslichte geöffnete Organ. Auch betreffs des Causalgesetzes thut der Verfasser principiell entschieden unrecht, Kant darob anzugreifen, daß er das Vorhandensein desselben als unabweisliche Vorbedingung der äußern Erfahrung für nothwendig erachtete, ehe die Anschauung einer Außenwelt zu Stande kommt; denn er selbst gelangt zu dem Dasein der Außenwelt durch das voraussetzungslos aus der Unmöglichkeit des absoluten, die Identität des Seins und Nichtseins in sich bergenden Werdens geschöpfte Ursächlichkeitsprincip.

Doch es wird Zeit, daß wir uns von den Fragen der theoretischen Philosophie denen der praktischen Philosophie zuwenden. Sie bilden den Inhalt des zweiten Theils. Derselbe befaßt sich zunächst mit der Widerlegung der relativen Eintheilungsgründe der Ethik, des anthropologischen, theologischen und kosmologischen. Die Abfertigung des letztgenannten Standpunktes weist einen geradezu verblüffenden Verstoß gegen die Logik auf. Es heißt nämlich in derselben, gesetzt, daß sich aus den monistischen Principien eine positive Thätigkeit als Pflicht ableiten ließe, so müßte dieselbe darauf gerichtet sein, die Vielheit zu überwinden und die Einheit herzustellen. Wäre aber dieses Ziel erreicht, so würde hiermit die sittliche Thätigkeit und damit das Sittliche überhaupt aufhören müssen:

> So hat denn die sittliche Thätigkeit zum Ziele, sich selbst aufzuheben. Dies ist überall die nothwendige Folge, wo die Sittenlehre ursprünglich nur unter der Form einer zu erfüllenden Aufgabe gefaßt wird. Denn ist dann die Aufgabe gelöst, so bleibt nichts Gutes mehr zu vollbringen übrig, sondern das Sittliche ist überhaupt mit der Aufgabe verschwunden. Weil also das sittliche Handeln zum Aufhören des Sittlichen selbst führt, so darf streng genommen auch nicht einmal das Sittliche, d. h. die Herstellung jener Einheit, gewollt werden (S. 210).

In Gemäßheit dieses Werthmessers darf also im Grunde ein erreichbares Ziel als solches nicht einmal angestrebt werden, weil es eben erreichbar ist und nach der Erreichung seine Existenz als Ziel eingebüßt hat. Diese Begründung machte auf den Besprecher der ersten Auflage dieses Buchs in den gleichen Spalten den drastischen Eindruck, wie wenn jemand behauptete: Weil das Heilen zum Aufheben des Heilens selbst (mit dem Aufhören der Krankheit) führt, so darf streng genommen auch nicht einmal die Heilung, d. h. die Herstellung der Gesundheit, gewollt werden. Zudem ist von Flügel ganz außer Acht gelassen, daß eine sittliche Thätigkeit, deren Ziel die Aufhebung ihrer selbst wäre, einfach unmöglich und undenkbar ist. Die sittliche Thätigkeit kann nicht erschöpft, nicht zu Ende erfüllt werden. Die Aufgabe der Sittlichkeit umspannt das ganze Menschenleben. Ob sie auch mehrmals und wiederholt verwirklicht worden ist, so tritt sie doch immer von neuem in bestimmter Weise mit der Forderung ihrer Verwirklichung an uns heran. Träte demnach der Augenblick ein, wo die Vielheit überwunden und die Einheit des Monismus hergestellt wäre, so würde darum die sittliche Thätigkeit und damit das Sittliche überhaupt bei weitem noch nicht am Ende angelangt sein, denn es käme nun die getreue, fürsorgliche Wahrung dieses Zustandes auf die Tagesordnung.

Nach den Systemen der relativen Werthschätzung werden die der absoluten Werthschätzung herangezogen, unter deren hervorragendsten Vertretern an erster Stelle merkwürdigerweise Sokrates genannt ist. Der Weise, welcher zum ersten male die Philosophie vom Himmel auf die Erde heruntergebracht, hat auf diesen Platz nicht den geringsten Anspruch, denn er hat der Ethik die Gestalt einer Güterlehre verliehen, er hat das Gute in den Dienst des Seelenheils als des höchsten Gutes gestellt und sich demgemäß zu dem Determinismus des Willens durch den Intellect bekannt. Freilich meint Flügel, es sei nicht zu übersehen, daß der Idee der Glückseligkeit von Sokrates kein bestimmter Inhalt gegeben wird, daß dieselbe zuweilen nicht als der eigentliche Zweck, sondern mehr als der Erfolg des sittlichen Handelns hingestellt wird. Diese Meinung muß jedoch angesichts der sokratischen Identificirung der Tugend mit dem Wissen verstummen. Gesetzt aber auch, sie hätte ihre Berechtigung, so durfte Sokrates doch keineswegs unter den hervorragendsten Vertretern des formalen Charakters der Ethik erwähnt sein. Ebenso wenig durfte nach des Verfassers ureigenster Ausführung Platon einem Kant und Herbart zur Seite gestellt werden.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Von Dr. Ems (Dr. Ed. Maria Schranka) liegen mehrere kleine Schriften vor: 1) „Prag im deutschen Lied" (Tachau, Holub, 1888), für jeden Deutschen ein tiefschmerzlicher Anachronismus; 2) „Feuilletonistische Studien, Skizzen und Causerien" (desselben Verlags); 3) „Die Suppe, ein Stückchen Culturgeschichte" (Prag, Selbstverlag, 1887). Im allgemeinen sind wir mehr gegen als für jenes heutige Feuilleton, welches in Paris und Wien von gewissen Zeitungen als „Specialität" gepflegt wird. Derartige „Causerien" sind uns Kraftsuppen für schwache Magen, oft nur Seifenblasen, im Sonnenlicht glitzernd, aber in nichts alsbald sich auflösend. Gibt man aber die Daseinsberechtigung derartiger kaleidoskopisch wechselnder Bilderchen zu, so muß man auch anerkennen, daß Schranka diese Form der Journalistik mit Meisterschaft handhabt. Er verfügt über ein achtungswerthes Wissen und

geistvolle Gedanken; besonders aber versteht er es, das Kleine an das Große anzuknüpfen und mit seinem Humor die Spiegelbilder der Welt zu beleuchten. Mag sein, daß Schranka feuilletonistische Sittenbilder im kleinsten Formal hat zeichnen wollen! Wir bewundern seine geistreichen Spielereien, aber wir können uns gleichzeitig eines Gefühls der Wehmuth nicht erwehren, daß so viel Kraft eines begabten Schriftstellers an litterarische Nichtse verschwendet wurde.

— Eine der geistvollsten Spottschriften, welche uns je vorgekommen sind, ist das Buch „Naturgeschichte der weißen Sklaven von Tin-te-hohn-tse. Aus dem Chinesischen übersetzt und mit 57 Illustrationen versehen von **Karl Reinhardt**. Fünfte Auflage umgearbeitet und ergänzt von E. Crome-Schwiening" (Leipzig, Werther). Der Verfasser schildert unsere deutschen socialen Zustände mit der genauesten Kenntniß der Menschen und Verhältnisse mit geistsprühender Ironie, mit humorvollem Schmerz, in treffender Sprache unter der Maske eines Chinesen. Es ist nicht blos in hohem Grade ergötzlich, es ist ebenso lehrreich als beschämend zu beobachten, wie sich der Stand unserer heutigen Gesellschaft im Kopfe eines gebildeten Asiaten ausnimmt. Da zerfällt dem Verfasser die ganze Gesellschaft in Sklaven (Eisensklaven, Silbersklaven, Tintesklaven, Kunstsklaven, Kneipsklaven, Modesklaven u. s. w.), d. h. er betrachtet die Vorurtheile, Schwächen und Schranken als entweder aufgezwungene oder als unbewußt übernommene Sklaverei. Er thut dies mit einer so unerschöpflichen Charakteristik, mit so überquellendem Humor und zuweilen merkwürdig feinsinniger Kenntniß der betreffenden Verhältnisse, daß wir dem Leser nur zurufen können: Nimm und lies!

— Ueber „Gabriel Max' Kunst und seine Werke" hat **Nikolaus Mann** eine kunsthistorische Skizze veröffentlicht (Leipzig, Weber, 1888). Das Beste in diesem 28 Seiten umfassenden Versuch sind die beigegebenen acht Abbildungen und das Verzeichniß der Max'schen Werke. Brauchbar ist auch das, was der Verfasser andern guten Quellen entnommen hat; werthlos dagegen sind seine eigenen Zuthaten. Als Einführung in das Verständniß der Max'schen Richtung ist der Mann'sche Versuch nur mit Vorsicht zu gebrauchen.

— Zur jüngsten Weihnachtsliteratur gehört noch das ganz hervorragend schön ausgestattete Buch „Märchen aus dem Leben von **H. Richter**, mit 20 Textillustrationen und 5 Lichtdruckbildern von **Emil Klein** und **Ernst Payer**" (Stuttgart, Waag, 1888). Der bildnerische Schmuck ist reizend, in seltener Anmuth und Leichtigkeit der von wahrem Schönheitsgefühl eingegebenen Linienführung; man sehe nur das Rococostübchen in der „Schachkönigin" oder die Entfaltung der „Königin der Nacht" sich an, oder blicke auf die liebliche Kindergruppe im „Loeber". Das Gleiche gilt von den Initialen, so zur „Prinzessin Blauauge", zum „Puppenmärchen", zu „Nympha", um nur einige unter den vielen hervorzuheben. Der Titel darf nicht verleiten, das Buch für eine Jugendschrift zu halten; wol läßt sich eins oder das andere den Kindern erzählen oder sie mögen es auch selbst lesen. Durchaus die meisten sind eine anmuthige, aber scharf zugespitzte Unterhaltung für Erwachsene, hie und da tritt wol etwas zu nackt das lehrhafte Element hervor, wie in der „Vogelscheuche" oder im „Fahrenden Sänger", wobei der kalauernde Wortwitz mit den Bach-Verwandten besser unterblieben wäre. Bei andern verletzt die frivole Behandlung christlicher Anschauungen, so in „Des Märchens Ursprung", im „Teufelsspuk". Die ganz hübsche Erzählung der Entstehung des Menschengeschlechts aus der Verbindung von Engel und Teufel streift nur zu Anfang diese Klippe. Von hohem poetischen Reize ist durchweg die an die Ruinen Nymphas im Volskergebirge geknüpfte Legende vom Untergang der Stadt. Schön empfunden ist manche Stelle in andern Märchen, in „Elida", „Prinzeß Blauauge". Das „Puppenmärchen" ist gerade gar kein Märchen, sondern eine gute kleine pädagogische Kindergeschichte. (Preis 5 M. 50 Pf.)

Bibliographie.

Abel, B., Jeschua von Nazara. Roman, auf die Ergebnisse der historischen Forschung begründet. 2 Thle. in 1 Bde. München, Bossermann. 1888. 8. 6 M. 50 Pf.

Alt, T., System der Künste, mit Rücksicht auf die Fragen der Vereinigung verschiedener Künste und des Baustils der Zukunft dargestellt. Berlin, Grote. 1888. Gr. 8. 6 M.

Amyntor, G. v. (D. v. Gerhardt), Die Gießlis. Ein Kulturbild aus der Gegenwart. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 8 M.

Anemüller, B., Geschichtsbilder aus der Vergangenheit Rudolstadts. Mit 3 Abbildungen. Rudolstadt, Müller. 1888. 8. 1 M.

Anthofer, C., Rothkehlchens Pilgerfahrt. Ein Bild menschlichen Denkens und Fühlens. Dichtung in 8 Gesängen. Würzburg, Woerl. 8. 3 M.

Aurier, J., Drei Erzählungen. (Der arme Jack. Der blaue Vogel. Wiedergefunden.) Aus dem Französischen übersetzt von B. M.-R. Zürich, Schröter u. Meyer. 1888. Gr. 8. 1 M.

— — Marius Maurel. Roman aus der Provence. Autorisirte freie Uebersetzung von B. M. R. Zürich, Schröter u. Meyer. 1888. Gr. 8. 3 M.

Biesten, W. J., Romfahrt. Gedichte. Aachen, Barth. 8. 4 M. 50 Pf.

Fastenau, J. B., Julian der Abtrünnige. Roman aus dem 4. christlichen Jahrhundert. Passau, Waldbauer. 1888. Gr. 8. 2 M.

Fiedler, F., Der russische Parnaß. Anthologie russischer Lyriker. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Fraunhofer's, J. v., Gesammelte Schriften. Im Auftrage der mathematisch-physikalischen Classe der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von E. Lommel. Mit einem Bildnisse Fraunhofer's und 11 Tafeln. München, Franz. 1888. Gr. 4. 12 M.

Gayer, O., Lumpenprinzessin. Roman. Berlin, Scharer. 1888. 8. 3 M. 60 Pf.

Harding, O., Aus jungen Tagen. Gedichte. Leipzig, Rust. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Heer, G., St. Fridolin, der Apostel Alamanniens. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 M.

Helberg, H., Kaps Töchter. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Heitmeyer, F., Abendglocken. Gedichte. Paderborn, F. Schöningh. 12. 2 M. 40 Pf.

Henne am Rhyn, O., Die Jesuiten, deren Geschichte, Verfassung, Moral, Politik, Religion und Wissenschaft. Leipzig, Ziegenhirt. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Herford, E., Entstehungsgeschichte von Scheffel's Trompeter von Säckingen. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Herzog, A., Studien zur Geschichte der griechischen Kunst. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig, Engelmann. 1888. Gr. 4. 7 M.

Hahnhausen, F. v., Drei Kaiserinnen. Die ersten drei Kaiserinnen des neuen deutschen Reichs: Kaiserin Augusta, Kaiserin Victoria und Kaiserin Auguste Victoria. Biographische Skizzen. Berlin, Voß. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jüngst, A., Unter'm Krummstab. Ein Sang aus alter Zeit. Paderborn, F. Schöningh. 12. 2 M.

Kinge, J., Aus der Heimat. Bielefeld in Wort und Bild. Bielefeld, Pfeffer. 1888. Qu. gr. 8. 4 M.

Kries, J. v., Ueber den Begriff der objectiven Möglichkeit und einige Anwendungen desselben. Leipzig, Fues. 1888. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Lövinson, H., Beiträge zur Verfassungsgeschichte der westfälischen Reichsstiftsstädte. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Mauthner, F., Schmock oder die litterarische Karriere der Gegenwart. Satire. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1888. 12. 1 M.

Michler, K., Buch der Gefühle. Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 1 M.

Münsterberg, H., Der Ursprung der Sittlichkeit. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 3 M.

Muschi, J. B., Anhaltisches Geschichtenbuch für Jung und Alt. Bernburg, Gebhardt. 1888. 8. 3 M.

Nelten, L. O., Moderne Theaterzustände. Dresden, Pierson. 1888. Gr. 8. 75 Pf.

Peter, J., Wildfarren. Hochwaldgeschichten aus dem böhmisch-bayerischen Grenzgebirge. Mit einem Vorworte von P. K. Rosegger. Wien, Hartleben. 1888. 8. 4 M.

Teubner, E., Immer feich! Neue Skizzen aus der militärischen Jugend. Wien, Seidel u. Sohn. 1888. 8. 2 M.

Thielen, H. O., Geschichte des Magdeburgischen Husaren-Regiments Nr. 10. 1813—1888. Mit 2 photographirten und 4 Buntdruck-Beilagen, 3 Plänen und 2 Karten. Hannover, Hahn. 1888. Gr. 8. 6 M.

Treu, Eva, Zwei Strandgeschichten. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 2 M. 40 Pf.

Tyrolt, R., Chronik des Wiener Stadttheaters 1872—1884. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Wien, Konegen. 8. 3 M. 50 Pf.

Uhlhorn, F., Das Wort allein! oder: Die Reformation der Stadt Hannover. Reformations-Festspiel. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 2 M.

Valaer, M., Johann von Planta. Ein Beitrag zur politischen Geschichte Rhätiens im 16. Jahrhundert. Zürich, Schulthess. 1888. Gr. 8. 2 M.

Die Weihe des Märtyrers. Dramatisches Bild. Bonn, Hauptmann. 1888. 8. 20 Pf.

Weeber, H., Fee. Novelle. Berlin, Janke. 1888. 8. 3 M.

Wichert, E., Suum cuique. Roman. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 1888. 8. 7 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Greiner & Comp., Literarisches Institut.

Berlin, Januar 1889.

Preisausschreiben.

Das **Literarische Institut Greiner & Comp.** in **Berlin**, Unter den Linden 40, eröffnet ein Preisausschreiben für einen **Zeitungs-Roman.**

Zur Uebernahme des Preisrichter-Amtes haben sich bereit erklärt die Herren

Dr. Karl Frenzel, Feuilleton-Redacteur der National-Zeitung,
Dr. Adolf Glaser, Herausgeber der Westermann'schen Monatshefte,
Alexander Baron von Roberts,
Dr. Julius Rodenberg, Herausgeber der Deutschen Rundschau,
Ernst Wechsler, Redacteur der Feuilleton-Zeitung,
sämmtlich in Berlin.

Demjenigen Roman wird der ausgesetzte Preis von

10000 (Zehntausend) Mark

zuerkannt, welcher den unten ausgeführten Bedingungen entspricht und von den Herren Preisrichtern als würdig befunden wurde.

Der Betrag ist bei der **Deutschen Bank** deponirt.

Die Bedingungen des Preisausschreibens sind folgende:

a) Der Roman soll nicht unter 10000 und nicht über 12000 Druckzeilen — Format der „Deutschen Rundschau“ — umfassen.

b) Das deutlich und nur auf einer Seite beschriebene, *geheftete* Manuscript darf weder von der Hand des Verfassers geschrieben noch mit dessen Namen versehen sein, sondern muß als Aufschrift ein Motto, sowie den Vermerk **„zur Preisbewerbung“** tragen.

c) Jedem Manuscript ist ein mit demselben Motto versehenes versiegeltes Couvert beizulegen, das den Namen und die Adresse des Autors enthält. Selbstverständlich darf weder auf dem Manuscript noch auf dem verschlossenen Couvert der Name des Autors angedeutet werden.

d) Der Roman soll **Original-Arbeit** sein und darf vorher keiner Redaction vorgelegen haben. Die Handlung soll dem modernen deutschen Leben entnommen sein. Das Werk muß neben literarischer Bedeutung in erster Linie die Eignung zur **Veröffentlichung in Zeitungen** besitzen.

Die Handlung muß so gleichmäßig vertheilt sein, daß jede Fortsetzung lebhaft bewegte, farbenreiche, interessante Scenen enthält und den Leser in stets wachsende Spannung versetzt. Der Inhalt muß so klar dargestellt, jede auftretende Person so wahrheitsgetreu und eindringlich geschildert sein, daß der ernste, gebildete, ebenso wie der einfache Leser schon nach kurzem Einblick angeregt wird, dem Verlauf der Ausführungen zu folgen.

Die Art des Erscheinens des Zeitungs-Romans bedingt, daß ihm eine große, ungehemmt sich entfaltende Handlung innewohnt, und daß er namentlich von arabeskenartigen Ausschmückungen, die oft einer Buchausgabe zur Zierde gereichen, möglichst freibleibt.

Die **Einreichungsfrist** läuft mit dem 31. Januar 1890, 6 Uhr Abends, ab; nach diesem Termin werden keine Manuscripte mehr zur Preis-Bewerbung zugelassen.

Die **Eröffnung des Couverts,** dessen Motto mit dem der preisgekrönten Arbeit identisch ist, findet in Gegenwart der Preisrichter durch einen Notar in Berlin am ersten Sonntag des Monat Mai 1890 statt.

Die **Zahlung des ausgesetzten Preises** von 10000 Mark erfolgt sofort nach festgestellter Adresse des Autors. Der preisgekrönte Roman wird durch Zuerkennung des Preises unbeschränktes Eigenthum des Literarischen Instituts Greiner & Comp. resp. dessen Rechts-Nachfolger.

Nach erfolgter Entscheidung werden die übrigen Manuscripte den Autoren **auf Wunsch zurückgesandt;** die unverlangten Manuscripte werden 6 Monate nach der Preisertheilung sammt den dazu gehörigen Couverts vernichtet.

Greiner & Comp., Literarisches Institut. Berlin, Unter den Linden 40.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nostitz-Rieneck, R. v., S. J., Das Problem der Cultur. (Ergänzungsh. z. d. „Stimmen aus Maria-Laach“. 43.) Gr. 8. (IV u. 166 S.) M. 2.

Jahresbericht der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau 1888. Gr. 8. (32 S.) Mit vielen Illustrationen. **Gratis.**

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Entwickelungsgesetze
der
Menschheit.
Eine socialphilosophische Studie
von
Paul Weisengrün.

Preis 4 Mark.



Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 7. Februar 1889.

Inhalt: Neues über Goethe und Schiller. Von Wilhelm Buchner. — Erzählungsliteratur. Von Leon Wespy. — Eine neue Biographie. Von Franz Walther. — Musikästhetische Schriften. Von Gustav Portig. — Griechische und römische Dichter in deutschem Gewande. Von Karl Siegen. — Aus Ost und West. Von Robert Waldmüller. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neues über Goethe und Schiller.

1. Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abtheilung. Zweiter Band. (Gedichte. Zweiter Band.) 2 M. 80 Pf. — Sechster Band. (West-Oestlicher Divan.) 3 M. 80 Pf. — Siebenter Band. (Noten und Abhandlungen zum West-Oestlichen Divan.) 2 M. 60 Pf. — Funfzehnter Band. Erste Abtheilung. (Faust. Zweiter Theil.) 2 M. 70 Pf. — Funfzehnter Band. Zweite Abtheilung. (Lesarten zu Faust II.) 2 M. — III. Abtheilung. Zweiter Band: Goethe's Tagebücher. Zweiter Band. 1790—1800. 3 M. 70 Pf. — IV. Abtheilung. Dritter Band: Goethe's Briefe. Dritter Band. 1775—1778. 3 M. 50 Pf. Weimar, Böhlau. 1888. 8.

In der ersten Nummer des vorigen Jahrgangs d. Bl. ist es mir vergönnt gewesen, die fünf ersten Bände der neuen umfassenden Goethe-Ausgabe zu besprechen, welche von einer Reihe von Goethe-Forschern, unter denen Gustav von Loeper, Erich Schmidt, Woldemar von Biedermann, Herman Grimm, Bernhard Suphan u. a. hervorzuheben sind, zu Weimar herausgegeben wird. Es ist ein gewaltig weitschichtiges Unternehmen. Goethe's Werke, die erste Abtheilung, werden funfzig Bände umfassen, zu welchen sich als zweite Abtheilung noch etwa zehn Bände naturwissenschaftlicher Schriften gesellen. Die dritte Abtheilung bilden Goethe's Tagebücher, die vierte seine Briefe; die Zahl der Bände dieser beiden letztern Abtheilungen ist nicht im voraus zu bestimmen. Die vor einem Jahre besprochenen ersten fünf Bände brachten zwei Bände der ersten, einen der dritten, zwei Bände der vierten Abtheilung.

Es erhellt daraus, daß der ebenso massenhafte wie mannichfaltige Stoff von Goethe's gedruckter und schriftlicher Hinterlassenschaft gleichzeitig von verschiedenen Seiten aus in Angriff genommen wird. Schon nach Jahresfrist liegen sieben weitere Bände zur Besprechung vor, ein Band Lyrik, zwei Bände „Faust“, zwei Bände „West-Oestlicher Divan“, sodann je ein Band Tagebücher und Briefe, wie solches oben näher angegeben ist.

Es werden nun diese verschiedenen Bände im einzelnen zu betrachten sein.

Der zweite Band der Gedichte ist gleich dem ersten herausgegeben von G. von Loeper, im Anschluß an den zweiten Band der Gesammtausgaben von 1815 und 1827; zum Schlusse beigefügt eine streng philologisch gehaltene Aufzählung der Lesarten, sowie einige Seiten Berichtigungen und Nachträge zum ersten Bande der Gedichte.

Der sechste Band bringt den „West-Oestlichen Divan“ in der Bearbeitung von Konrad Burdach, 300 Seiten Gedichte, dazu beinahe 200 Seiten Mittheilungen über die Entstehungszeit, nachgewiesen aus Goethe's Tagebüchern, über die Handschriften und Abschriften, Drucke und Lesarten; eine Musterleistung philologischer Sorgfalt. An dem folgenden von Karl Siegfried und Bernhard Seuffert bearbeiteten Bande, welcher Goethe's Anmerkungen zum „Divan“ mit dem dazu gehörigen wissenschaftlichen Rüstzeuge bringt, dürfen wir rasch vorübergehen.

Des „Faust“ zweiter Theil gab freilich dem Herausgeber Erich Schmidt nicht Gelegenheit zu so glänzenden Ergänzungen, wie dies bei dem ersten Theile der Fall war, als er den Urfaust in der Gestalt, wie er 1775 von Frankfurt nach Weimar gebracht ward, in einem Abschriftshefte Luise von Göchhausen's entdeckte. Solche Entdeckungen aber lassen sich nicht alle Tage machen. Ueber den Neuabdruck von „Faust zweiter Theil“ hat es keinen Zweck, weiteres zu sagen; es genügt zu bemerken, daß Erich Schmidt auch diesen zweiten Theil der Fausttragödie mit durchgehenden Zeilenzahlen ausgestattet hat und daß es sehr zweckmäßig wäre, wenn dieselben fortan als eine Noli me tangere betrachtet würden. Das kritische Rüstzeug zum zweiten

Theile des „Faust" ist so umfassend, daß es einen vollen 248 Seiten umfassenden Band füllt, welcher allerdings als des funfzehnten Bandes zweite Abtheilung verzeichnet, aber mit neuen Seitenzahlen ausgestattet ist. Dabei kann der Berichterstatter nicht umhin, eine gewisse Ungleichartigkeit in der Behandlungsweise der verschiedenen Bände zu erwähnen. Daß eine Gesammtausgabe von Goethe's Werken sich jeder erklärenden Zuthat enthalte, scheint nur zweckmäßig; ob bei der willkürlichen Art, wie Goethe seine lyrischen Gedichte zusammenstellte, nicht bei dem sonst recht ausgiebigen kritischen Rüstzeuge es sich empfohlen hätte, auch Jahr und Tag der Entstehung, soweit möglich, in den Anmerkungen festzustellen, darüber mag man verschiedener Ansicht sein; manches ist ganz sicher bestimmbar, anderes zweifelhaft, wieder anderes gar nicht zu bestimmen. Der Berichterstatter ist der Ansicht, daß ohne erhebliche Mehrung des Gesammtumfanges auch dieses, mit Erwähnung der bisweilen auseinandergehenden Meinungen und mit Hinweisung auf deren Begründung, sich den gelehrten Beigaben hätte beifügen lassen; wünschenswerth erscheint es sicherlich, daß, wie solches bei dem kritischen Rüstzeuge zum „West-Oestlichen Divan" geschehen, für jedes Werk die Nachweise aus Tagebüchern, Briefen und Gesprächen über die Entstehung der Dichtung gleichermaßen beigefügt würden, wozu gerade für den zweiten Theil des „Faust" die Gespräche mit Eckermann reichen Stoff geboten hätten. Im übrigen sei hier erwähnt, daß die Anmerkungen zu „Faust zweiter Theil", welcher bekanntlich in Goethe's letztem Lebensjahrzehnt entstand, in den „Paralipomena" viel Merkwürdiges und Bedeutsames bringen über die Gestalt, welche das Gedicht ursprünglich haben sollte, wenn auch der Dichter nachmals auf eine so umfängliche Darstellung verzichtete. Inwiefern „Faust zweiter Theil" aus jüngern und ältern Bestandtheilen erwuchs, dafür gibt der kritische Apparat in seiner rein philologischen Darstellungsweise keinerlei Anzeigen; es wird Aufgabe der Goethe-Forschung sein, nachzuweisen, auf welchem Wege „Faust zweiter Theil", wie er uns gegenwärtig vorliegt, entstand und welche Wandlungen er durchgemacht hat.

Der früher besprochene erste Band der Tagebücher hat uns geführt bis 1787. Für die Jahre 1788 und 1789 scheinen Goethe's Aufzeichnungen verloren gegangen zu sein, da der vorliegende zweite Band der dritten Abtheilung die Tagebücher von 1790 bis 1800 bringt. Diese elf Jahre sind allerdings sehr ungleich in Goethe's Tagebüchern vertreten. So sind uns von den Aufzeichnungen von 1791 nur diejenigen vom 1. bis 16. Januar mit nicht ganz anderthalb Seiten erhalten, von 1792 dürftige Notizen über den Feldzug in die Champagne, Ende August bis Ende October. Auch das wird wol nur durch Zufall erhalten sein; Goethe hat ohne Zweifel, was er sonst an derartigen Aufzeichnungen unter Händen hatte, nach seiner Weise vernichtet, nachdem er es zu seiner „Campagne in Frankreich" verarbeitet hatte. Im Jahre 1793 sind nur die Monate Januar bis April, sodann October bis December mit im ganzen drei Druckseiten vertreten, und zwar die letzten Monate nur mit Aufzeichnungen über die Aufführungen des weimarer Theaters. Ebenso das Jahr 1794 vom 2. Januar bis 1. Februar. Im Jahre 1795 finden wir nur aus dem Anfange des Monats Juli $2\frac{1}{2}$ Seiten Aufzeichnungen über die Reise nach Karlsbad. Aus ihnen stieß mir eine Notiz vom 2. Juli aus dem meiningischen Städtlein Pösneck S. 34 auf: „Das Städtchen scheint einen guten Stadtrath zu haben, es ist eine Chaussee angelegt, wovon der Stadtrath auch das Chausseegeld einnimmt, sie denken auch das offene Wasser in der Stadt zu überwölben." Mir fiel dabei die Rede des Löwenwirths im dritten Gesange von „Hermann und Dorothea" ein, welche sicherlich auf diesen Anschauungen ruht. Sind diese fünf Jahre von 1791—1795 nur dürftig vertreten, so bieten die andern sechs Jahrgänge reichern biographischen Stoff. Im Jahre 1790 machte Goethe seine zweite Reise nach Italien oder richtiger nach Venedig; das Tagebuch bringt im Frühjahre 1790 etwas ausgiebigere Mittheilungen über die Reise dahin, wie über den Aufenthalt in der wundersamen Inselstadt selbst; in den Herbst fallen einige Seiten Tagebuchnotizen über die Reise nach Schlesien. Das Jahr 1796 ist vertreten durch ein allerdings sehr kurz gefaßtes, aber vom Beginne bis zum Schlusse des Jahres durchgeführtes Tagebuch; bedeutsam erscheinen mir darin im September einige Notizen über die Entstehung von „Hermann und Dorothea". Das Jahr 1797 ist bei weitem reicher als die früher erwähnten. Bis Ende Juli finden wir eingehende Aufzeichnungen über Goethe's dichterische und naturwissenschaftliche Beschäftigung, wobei daran erinnert werden mag, daß im Jahre 1797 „Hermann und Dorothea" abgeschlossen ward, im Wetteifer mit Schiller „Die Braut von Korinth" — „das vampyrische Gedicht" nennt sie Goethe, „Gott und die Bajadere" und anderes entstand. Im Herbste 1797 folgt dann die Reise nach Schwaben und der Schweiz, über welche sehr ausführliche Tagebuchnotizen vorliegen. Für die Jahre 1798 bis 1800 ist ein vollständiges, obwol ziemlich kurz gehaltenes Tagebuch vorhanden, welches von Goethe's dichterischer, wissenschaftlicher und amtlicher Beschäftigung, von seinem Verkehre mit Schiller und den andern Bekannten zu Weimar und Jena werthvollen Bescheid gibt. Aus dem Vorworte zu den Lesarten entnehmen wir, daß diese Tagebücher auf Kalendereintragungen ruhen, welche aber, besonders auf Reisen, nur theilweise eigenhändig sind; Goethe dictirte die Reisetagebücher seinen Dienern, welche dann aus Unkenntniß fremdsprachlicher und wissenschaftlicher Ausdrücke bisweilen fabelhaftes Zeug schrieben, das man zweckmäßigerweise beim Abdrucke berichtigt hat. Die Jahrgänge 1790 und 1792 hat B. Suphan, das übrige C. A. H. Burkhardt bearbeitet; die Darstellung der Reise von 1797 ist als eine gemeinsame Arbeit der beiden Gelehrten zu betrachten.

Der dritte Band der vierten Abtheilung endlich bringt Goethe's Briefe von der Uebersiedelung nach Weimar, November 1775 bis Ende 1798, gerichtet, um nur die Wichtigsten namhaft zu machen, an Lavater, Herder, Merck, J. Fahlmer, Auguste von Stolberg, an Kestner und Lotte, vor allem aber an Frau Charlotte von Stein, deren eine erstaunliche Menge erscheint. Die Zahl der Briefe steigt in diesem Bande von 365 auf 769, darunter freilich manches Kleine und Kleinste. Burkhardt hat im neunten Bande des „Goethe-Jahrbuchs" aus Goethe's Ausgabebüchern wenigstens für das Jahr 1775 nachgewiesen, daß Goethe viel mehr Briefe geschrieben hat, als uns erhalten sind, während wir andererseits eine bedeutende Anzahl von Briefen besitzen, welche in den Ausgabebüchern nicht verzeichnet sind. Es ist nur als zweckmäßig zu bezeichnen, daß diese frühere Aufstellung Burkhardt's für 1775 hier wiederholt und bis zum Schlusse des Jahres 1778 weiter geführt ist. Diese Arbeit hatte E. von der Hellen übernommen. Der Herausgeber des dritten Bandes der Briefe ist Friedrich Strehlke.

Wir begrüßen freudig diese zweite Reihenfolge von Bänden der neuen Goethe-Ausgabe. Wird dieselbe in gleichem Zeitmaße weiter gefördert, so läßt sich erhoffen, daß wir in absehbarer Zeit eine vollständige und wissenschaftlich zuverlässige Gesammtausgabe von Goethe's Nachlaß besitzen werden.

2. Goethe's Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Th. Vogel. Leipzig, Teubner. 1888. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Goethe's religiöse Anschauungen sind von lange her der Gegenstand eingehender Betrachtung gewesen, und die Urtheile sind gar verschieden ausgefallen. Das ist im Grunde nicht zu verwundern. Die anerzogene christliche Grundstimmung seiner Seele wird gekreuzt durch die Eindrücke des Studiums antiker Schriftsteller und des Spinoza wie durch Goethe's eigenen Drang nach Selbständigkeit des Denkens und Empfindens. Und da Goethe seine augenblicklichen und im Laufe eines langen Lebens vielfach wechselnden religiösen Anschauungen mit einem unglaublichen Freimuth in Briefen und Werken aussprach, so wird es, je nach dem eigenen Standpunkte des Goethe-Lesers, nicht schwer sein, bald die ausgeprägt christlichen Anschauungen des Dichters hervorzukehren, dann wieder seine antike prometheische Empfindungsweise; es wird den Rechtgläubigen der verschiedenen Heerlager nicht schwer, aus rasch hingeworfenen Briefstellen — wie er an Auguste von Stolberg schreibt von „dem lieben Ding, das sie Gott heißen", oder wie er sich Lavater gegenüber 1782 bezeichnet, „kein Widerchrist, kein Unchrist, aber ein decidirter Nichtchrist" — Goethe als einen hartgesottenen Heiden darzustellen, was denn auch redlich geschehen ist. Gegenüber diesen verschiedenartigen Beleuchtungen von Goethe's religiöser Sinnesart ist der Verfasser des vorliegenden Buchs der Meinung gewesen, mancher werde gern einmal zu einer Sammlung greifen, welche, aller Erklärungen, Beurtheilungen und sonstigen Zwischenreden sich enthaltend, lediglich Goethe sprechen lasse:

Jede Unterstellung, als wollten diese Blätter insgeheim etwas anderes sein und leisten, als was der Titel besagt, wird mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Sie wollen weder etwas beweisen, noch widerlegen, am allerwenigsten aber auf irgendjemand noch in einem andern Sinne wirken, als in dem, daß sie sein Interesse und Verständniß für Goethe zu fördern bestrebt sind. Sein langes Leben hindurch hat Goethe nie den Anspruch erhoben, in religiösen Dingen zu einem Abschlusse gelangt zu sein, oder gar zum Lehrmeister für andere sich aufgeworfen; er der bis zuletzt, auf diesem Gebiete zumal, der Werdende und Suchende blieb, auch gewissen Mysterien gegenüber sich gern in ehrfurchtsvolles Schweigen einhüllte, nach seinem jugendlichen Bekenntnisse: „Gefühl ist alles! Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut." Zum Schlusse macht der Verfasser kein Hehl daraus, daß er bei der Anlage und Ausarbeitung dieses Büchleins, wie bei dessen nun erfolgender Veröffentlichung ganz vornehmlich den engern Kreis derer im Auge gehabt hat, welche in der Verehrung des Dichters und des Menschen Goethe sich begegnen. Daß in diesem Kreise seine Arbeit freundliche Aufnahme finde, ist des Verfassers besonderer Wunsch und zugleich, wenn er so zuversichtlich reden darf, stille Hoffnung.

Mich dünkt, daß diese Weise, den Dichter selbst reden zu lassen und dem Freunde des Dichters anheim zu geben, sich danach über Goethe's religiöse Anschauungen sein eigenes Urtheil zu bilden, die richtige sei. Und ebenso können wir auch die Weise bezeichnen, wie der belesene Verfasser diese Aeußerungen Goethe's zusammenstellt. Es geschieht dies in zwei Abtheilungen, von denen die erstere mehr allgemeiner Art ist, die zweite Goethe's Aeußerungen über die Heilige Schrift und das Christenthum bringt. Diese verschiedenen Abschnitte sind überschrieben: I. „Der Zug nach der Höhe"; „Andacht"; „Gott und Gottesverehrung"; „Gott-Natur"; „Leib und Geist"; „Des Menschen Würde"; „Kämpfen und Wirken"; „Dulden und Entsagen"; „Des Herzens Unruhe"; „Einkehr und Buße"; „Des Dichters «Christenthum für den Privatgebrauch»"; „Fortdauer nach dem Tode". II. „Offenbarung"; „Die Heilige Schrift"; „Die Wunder"; „Christus"; „Das Urchristenthum"; „Die unsichtbare Kirche"; „Die sichtbare Kirche, Lehre und Cultus"; „Kirchengeschichtliches". Nach diesen verschiedenen Gesichtspunkten hat der Sammler 898 Stellen aus Goethe's Werken und Briefen wörtlich aufgereiht, und zwar in geschichtlicher Zeitfolge, was für eine Erkenntniß der wechselnden Strömungen in Goethe's religiösen Ansichten sehr förderlich ist. Man wird bei dem nahen Zusammentreffen einzelner dieser Abtheilungen nicht immer sicher vermuthen können, wo diese oder jene Aeußerung zu suchen sei, jedenfalls hat die Zusammenstellung auf mich den Eindruck gemacht, als ob nichts Wesentliches übersehen sei, und ich habe manches altbekannte liebe Wort mit Freuden wieder begrüßt. So begrüße ich auch das schöne Büchlein; bringt es, ohne „zu verzierlichen und zu verkritzeln", manche dreiste Verwogenheit aus des Dichters Jugendjahren, so auch gar manches

treffliche und tiefe Wort aus jungen und alten Tagen, Zeugnisse für des Dichters demüthigen Sinn, unverwüstliche Weltfreude, großartige Geschichtsanschauung. Es ist eins jener guten Büchlein, die man überall anfangen kann, überall mit Anregung und Dank liest, anstreichend, nachdenkend, ein Büchlein, das uns festhält und das wir nur widerstrebenden Herzens beiseite legen.

3. Schiller. Von Otto Brahm. Erster Band. Berlin, Hertz. 1888. 8. 4 M.

Es ist erfreulich, daß neuerdings die literargeschichtliche Forschung und ihre gemeinfaßliche Bearbeitung sich wieder mehrfach Schiller zuwendet. Der neuen Bearbeitung des ältern Buchs von Palleske, der gediegenen, aber sehr weitläufig angelegten Arbeit von Weltrich, der bequemen populären Darstellung von Hepp schließt sich Otto Brahm mit dem ersten Bande seines auf zwei Bände berechneten Schiller an. Der Verfasser berichtet, daß ihm die erste Anregung zu der Arbeit im Sommer 1879 Wilhelm Scherer gegeben:

Sein gelehrtes Interesse an Schiller war damals, nach einer Zeit überwiegenden Goethe-Studiums, wach geworden; und wie er überhaupt seine Schüler zur Lösung der ihm auftauchenden Probleme mit der ganzen impulsiven Kraft seines wissenschaftlichen Temperaments heranzuziehen wußte, so ward nun sein Wunsch, die Methode der modernen literarhistorischen Forschung, wie zumeist er sie ausgebildet, an einer Lebensbeschreibung Schiller's sich erproben zu sehen. Andere Aufgaben ließen den Plan bei mir zurücktreten, aber als ich ihn im Anfang 1885 wieder aufgriff, fand ich Scherer's Theilnahme mir von neuem zur Seite. An dem Gedanken, ihm mein Buch zuzuschreiben, erfreute ich mich oft, und ich hoffte so ihm aussprechen zu dürfen, mit wie dankbarem Sinn ich der innern und äußern Förderung, welche ich ihm schulde, eingedenk sei. Nun erreicht meine Absicht ihn nicht mehr, den seit zwei Jahren die Erde zudeckt. Aber wie oft nicht in dieser Zeit habe ich geglaubt, wenn die Arbeit stocken wollte, sein mahnendes Wort, seinen hellen, spornenden Zuruf zu vernehmen! Und im Gefühl unzerstörbarer geistiger Gemeinschaft, dankbar und treu, lege ich ihm dies Werk auf sein junges Grab.

Der Verfasser hätte keinem Würdigern diese Gabe widmen können, und seine Arbeit ist, soweit wir nach dem ersten Bande urtheilen dürfen, auch desjenigen würdig, welchem sie gewidmet ist.

Schiller's Leben und Dichten hat weit früher eine einigermaßen vollständige und abschließende Darstellung gefunden, als das bei Goethe der Fall ist. Die Gründe dieser Erscheinung sind mannichfach. Schiller starb nach einem beinahe um die Hälfte kürzern Leben 27 Jahre vor Goethe; was an Briefwechseln Schiller's vorhanden war oder an Denkwürdigkeiten über ihn niedergeschrieben ward, ist zum größten Theile seit einer Reihe von Jahrzehnten bekannt, während die bisher erschlossenen Quellen zur nähern Kenntniß Goethe's erst jetzt, nach Eröffnung des Goethe-Hauses, derart ergänzt worden, daß wir wol in einigen Jahren das Bewußtsein haben dürfen, nichts besonders Wesentliches sei rückständig. Das letzte Jahrzehnt hat zu unserer Kenntniß von Schiller's Leben und Dichten nur vereinzelte Nachträge gebracht, und es ist durchaus unwahrscheinlich, daß noch irgendwo Namhaftes verborgen sei. So hat der Lebensbeschreiber Schiller's schon seit geraumer Zeit den großen Vortheil, über einen bestimmten, nicht allzu ausgedehnten Bestand von Briefen Schiller's wie an ihn, Denkwürdigkeiten und Urkunden zu verfügen, sodaß ihm nur die Pflicht erwächst, dieselben gründlich zu durchforschen und die Ergebnisse dieser Forschung wohlgeordnet darzustellen. Einiges Neue hat Weltrich gefunden, anderes Brahm aus der münchener Bibliothek, dem Archive des Hauses von Gleichen-Rußwurm oder aus Handschriftensammlungen mitgetheilt; besonders bedeutsam erscheint indeß dieses bisher Unbekannte nicht. Und das ist gar nicht auffällig, nachdem seit 80 Jahren die Biographen und Verehrer Schiller's auf der Suche gewesen sind.

Dagegen erscheint als das Hauptverdienst von Otto Brahm die Art und Weise, wie er seinen wenigstens für die Zeit vor 1785 im wesentlichen längst bekannten Stoff angeordnet hat. Obwol wir allerorten einer ausgedehnten Kenntniß des Stoffs bewußt werden, keine sichtbare Hervorhebung der Gelehrsamkeit, kein Eingehen auf Streitfragen; die Quellen werden herangezogen, nicht genannt; nur zierliche Anführungszeichen weisen darauf hin, daß eine Stelle aus einem Briefe oder einer Quellenschrift angerufen wird; so hat das Werk das Gepräge gediegener Arbeit, aber zugleich lebendiger Darstellung, der Lesbarkeit und Durchsichtigkeit, der frischen warmherzigen Theilnehmung an den Geschicken und der Entwickelung des aufwärts strebenden Dichters.

Zu dem Werthe des Buchs trägt sodann nicht weniger bei die eingehende gedankenreiche Würdigung von Schiller's Jugendwerken. Dieselben sind in Gefahr, gegenüber den Dichtungen des reifen Mannes unterschätzt zu werden. Otto Brahm's Entwickelung dieser Arbeiten, welche vor dem „Don Carlos" liegen, ist ganz vorzüglich, darunter vornehmlich der Nachweis gelungen erscheint, inwiefern dieselben mit Lessing's „Emilia" und den Hervorbringungen des kraftgenialen Zeitraums Berührungspunkte bieten. Unsere Zeit ist nicht selten geneigt, diese Werke, obwol wir ihnen gleichwerthige Schöpfungen der Gegenwart nicht zur Seite zu stellen haben, als abgethan zu betrachten; Otto Brahm bringt in der Würdigung der „Räuber", des „Fiesco", der „Luise Millerin" die dramatische Bedeutsamkeit dieser Stücke wieder zu Ehren, frisch, reich, eigenartig und dadurch erfreulich.

Kurz, das Buch von Brahm ist ein erfreuliches Buch und zwar nicht blos durch die gute Verarbeitung des Stoffs, die feinsinnige Betrachtung der Jugendwerke des Dichters, sondern auch durch die sittliche Wirkung des Stoffs, die ja ohne Zweifel im zweiten Bande noch viel sichtlicher hervortreten wird. Schließlich will ich noch ein nicht schwerwiegendes Bedenken hervorheben, welches mir doch eines Wortes würdig erscheint. Nach seinem Trauergedicht auf Weckherlin soll (S. 171) Schiller an von Hoven geschrieben haben: „Die Fata meiner Carmesis sind zum

Todtlachen." Ich habe früher schon gelegentlich der Besprechung von Weltrich's erstem Bande (Nr. 16 d. Bl. f. 1887, S. 244) gesagt, daß dies Unsinn sei, daß dagegen gelesen werden müsse: „die Fata meines Carminis". Hoffentlich hat mit dieser wiederholten Berichtigung die seit einem halben Jahrhundert oder länger fortgeschleppte unglückliche Carmesis für alle folgenden Zeiten Ruhe.

Hoffen wir, daß Brahm's zweiter Band nicht so lange auf sich warten lasse wie derjenige des Werks von Weltrich.

Wilhelm Buchner.

Erzählungsliteratur.

1. Frigga's Ja. Erzählung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1888. 12. 4 M.

Der Verfasser hat in der Erzählung „Frigga's Ja" die Frage behandeln und entscheiden wollen: „Ist unter den beiden Geschlechtern Freundschaft ohne Beimischung von Liebe möglich?" Der Grundgedanke aber „führt aus, daß »Voll-Liebe« die Vereinigung auch um den Preis des Unterganges erkauft". Frigga liebt den herrlichen Odhin über alle Maßen, weicht aber den Liebesbewerbungen des zur Vereinigung drängenden Gottes beständig aus, den Geliebten hierdurch fast bis zum Wahnsinne treibend. Die Triebfeder ihres Handelns ist ein Spruch der Nornen, welche der eben zur Braut gewordenen Frigg weissagten, daß durch ihre Ehe Odhin, sie selbst, alle Asen und die ganze Welt zum „glänzendsten Glücke" gelangen, aber auch dem unvermeidlichen Untergange geweiht werden würden. Der Grundgedanke wird durch die Doppelseitigkeit des Nornenspruchs entschieden getrübt. Freilich erkauft Odhin die Vereinigung mit Frigg um den Preis seines und der ganzen Welt Untergang. Unwürdig eines Menschen, wie viel mehr eines Gottes, des Vaters der Götter, würde es sein, wenn er anderes als sich selbst „seiner Liebe" eigennützig zum Opfer brächte. Der gewöhnliche Sterbliche mag sein kleines Ich daransetzen, um die Vereinigung mit dem geliebten Weibe durchzusetzen oder unterzugehen. Derjenige, welchen das Geschick so hochstellte, daß Tausende und aber Tausende — eine ganze Welt von ihm abhängen, dem erwächst die Pflicht, sein eigenes Glück, die eigene Liebe, und sei es „Voll-Liebe", der ihm anvertrauten Welt zum Opfer zu bringen. Odhin kann daher den Nornen dankbar sein, daß sie die Runen für ihn so günstig geworfen haben, denn was seines wilden Herzens Wunsch ist, die volle Vereinigung mit der herrlichen Frigg, es ist seine weltväterliche Pflicht. Er muß sein Geschöpf — die Welt — zur höchsten Vollkommenheit bringen, welche zugleich höchste Seligkeit ist. Daß die Welt daran zu Grunde geht, ist nicht seine Schuld; daß er und die Geliebte sich gleichzeitig bewußt dem Untergange weihen, beweist in erster Linie, daß sie ihrer Herrscherpflichten eingedenk sind, zu allerletzt aber das, was der Dichter beweisen wollte, daß nämlich „Voll-Liebe" die Vereinigung auch um den Preis des Unterganges erkaufe. Die Frage, „ob unter den beiden Geschlechtern Freundschaft ohne Liebe möglich sei", beantwortet Dahn, wenn wir seine Absicht richtig erkannten, in bedingender Weise. Er hält erstere nur dann für möglich, wenn beide Herzen bereits durch eine wahre Liebe völlig in Anspruch genommen sind.

Die Sprache ist die absonderlich alterthümelnde, wie sie durch Dahn in solchen altnordischen Erinnerungen üblich geworden ist. Die Darstellung enthält neben vielen schönen, tiefen und anregenden Gedanken, wie sie eines Dahn würdig sind, auch manche arge Geschmacklosigkeit. „Die lockige Freia in ihrem rothen Haar — das sich lockt und andere locken will ..." ist ein Beispiel für letztere. Hiergegen halte man den Ausspruch Odhin's: „Wenn der Bergstrom allverderbend aus seinem Rinnsal bricht — ist's seine Schuld oder des Felsens, der ihm den nothwendigen Weg eigensinnig sperrt?" oder jenen andern: „Feuer aus der Harfe oder Harfe ins Feuer."

Die Erzählung ist frisch und anziehend, die Zeichnung der Personen, welche, soweit es Götter betrifft, oft recht wenig „unsterblich" sprechen und handeln, scharf, manchmal mit derben Lichtern versehen, der Schluß etwas stark realistisch.

2. Der lange Holländer. Von Rudolf Lindau. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1889. 8. 3 M. 50 Pf.

„Der lange Holländer" ist der Titel der ersten umfangreichsten und bedeutendsten von vier prächtigen Novellen. Es wird darin das psychologische Problem behandelt, wie ein im Grunde nicht schlechter Mensch ein Verbrechen begeht, für das er einen andern leiden sieht, ohne doch den Muth zu finden, ihm die unverdiente Last abzunehmen, welche er aber mit Aufopferung seiner Person zu erleichtern sucht, bis der Tod lösend eintritt. Nicht genügend scharf ist der Diebstahl psychologisch begründet, welcher die Grundlage der ganzen Erzählung bildet, die im übrigen spannend und erschütternd wirkt und vortrefflich genannt zu werden verdient.

Die andern drei Novellen sind betitelt: „Die Geschichte des Negerfürsten Mioko Koango", „Treu bis in den Tod" und „Der Abend". Die zweite, die beste von den dreien, behandelt in rührender Weise die alte Geschichte vom Scheiden und Meiden, die Jugendliebe eines frankfurter Patriciers, welche ihren erleuchtenden Schein selbst nach dem Tode der Geliebten, nie Vergessenen, noch in das freudlose, liebeleere Alter des Greises wirft. Die dritte zeigt uns ein Ehepaar, das sich spät findet, nach kurzem Eheglück theilnahmlos nebeneinander hinlebt, bis es in wahrer Liebe sich wiederfindet.

Dem Büchlein wünschen wir einen weiten Leserkreis, der sicher seine Freude daran haben wird.

3. Aus guter Gesellschaft. Bukarester Roman von Hermann Gosseck. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889. 8. 4 M.

Die bukarester Gesellschaft erscheint in dem Romane in einem Lichte, welche sie des Namens „gute" eigentlich recht unwürdig machen würde, wenn das Wörtchen hier nicht den Sinn von „vornehm" haben sollte. Insbesondere bleibt an den rumänischen Damen nicht viel Gutes und an den bukarester Herren nicht viel, das noch schlechter gemacht werden könnte; einige wenige Persönlichkeiten ausgenommen. So ist das Bild, das uns gezeichnet wird, kein sehr erfreuliches, und das Ehebruchsdrama, welches den Schluß herbeiführt, macht das Ganze nicht erquicklicher. Von diesem dunkeln Hintergrunde, der gelegentlich durch bunte Bilder aus dem Volksleben erhellt wird, hebt sich vortheilhaft das trauliche Zusammenleben des deutschen Grafen Ottomar von Remingen und seiner reich begabten Schwester ab, welche in dienstlichen und freundschaftlichen Beziehungen zur Königsfamilie stehen, deren eheliches Verhältniß gleichfalls Erfreuliches berichten läßt. Ottomar's Schwester Paula entwickelt gelegentlich eine bewundernswürdige Kenntniß der Politik, wie denn das Buch ein Mittelding zwischen Sittenroman und politischer Novelle ist, ganz spannend wirkt, ohne Anspruch auf Bedeutung zu haben.

4. Mignon. Miniaturzeitschrift für unsere Frauen- und Mädchenwelt. Herausgegeben von Adolf Hinrichsen. Erster Jahrgang. 1888. 24 Nummern. Berlin, Verlag der Mignon. 1888. 12. Vierteljährlich 1 M.

Welcher Stand, welcher Zweck wäre heutigentags noch nicht durch mindestens eine Zeitschrift vertreten! Wir sehen die Zeit herannahen, da zum mindesten jeder Schriftsteller selbst Redacteur einer Zeitschrift ist, welche ihm, seinen Werken, seinem Ruhme Unterschlupf gewährt. Daß nicht alles Gold ist, was bei dieser Wuth, Zeitschriften ins Leben zu rufen, zu Tage gefördert wird, ist begreiflich, solche Taktlosigkeiten aber, wie die erste Nummer der „Mignon", gehören glücklicherweise zu den Seltenheiten. Man höre und staune.

Ein an sich nicht übles Einleitungsgedicht verkündet unter anderm unsern jungen Mädchen, daß ein zärtliches „Mein Liebling" von den Lippen des Geliebten sehr „verlockend" klingt. Dann folgt eine Novelle. Wir hören von aparter Soirée, einem grandiosen Thé-dansant, wo galant blasirte Cavaliere den deliciös pikanten und charmanten Blondchen auf dem raffinirten Parquet imponiren und sich unter der Aufsicht nachsichtiger, corpulenter Damen gegenseitig anglühen! Fortsetzung folgt! Freut euch, ihr jungen Mädchen!

Hierauf wird „Goethe's Liebesleben" in Versen zweifelhaften Werths besungen, wol um unsere jungen Mädchen vor der Wandelbarkeit des Männergeschlechts zu warnen. Schluß folgt! Sechs Liebschaften müssen ja auch unsern jungen Mädchen, die sicher schon genau wissen, was man zur Entschuldigung des Dichterheros und zum Troste der Verlassenen vorbringen kann — zu wenig für einen jungen Mann erscheinen.

Die nun folgende Plauderei „Im Boudoir" enthält Dinge, vor welchen wir durchweg unsere jungen Mädchen ängstlich behüten sollten, anstatt sie ihnen in einer eigenen Zeitschrift geradezu aufzudrängen.

Literaturbriefe wie der, den Adolf Hinrichsen schreibt, sind seit Paul Lindau Mode; aber „eines schickt sich nicht für alle". Schaden wird er niemand. Werthvoller macht er jene erste Nummer auch nicht. Doch nun genug!

Wir können vor der „Miniaturzeitschrift" Frauen und Männer, welche es mit unsern jungen Mädchen gut meinen, auf Grund dieser ersten Nummer nur recht eindringlich warnen!

Leon Wespy.

Eine neue Biographie.

Gustav Heinrich Kirchenpauer. Ein Zeit- und Lebensbild von Werner von Melle. Mit dem Bildniß Kirchenpauer's. Hamburg, Voß. 1888. Gr. 8. 8 M.

Vielleicht etwas breit angelegt, stellt das vorliegende Buch sich als ein in der Summe wohlgelungenes Werk dar. Im Rahmen des Lebensganges eines wohlverdienten patriotischen Bürgers und Bürgermeisters der Freien und Hansestadt Hamburg entwirft der Verfasser mit sicherer Hand ein Bild der neuern Geschichte seiner Vaterstadt, welches im Jahre der Vorschiebung unserer Zollgrenze an den untern Lauf der Elbe und Alster besondern Anspruch auf Beachtung hat. Ist die zweite Stadt des Reichs doch in mancher Rücksicht den mindest bekannten und mindest verstandenen Theilen Deutschlands zuzuzählen gewesen, so lange sie außerhalb des Verbandes stand, der ein Menschenalter lang die wichtigste Verbindung unter den Deutschen, einen Nothbehelf für die mangelnde politische Einheit des Vaterlandes bildete. Valbert-Cherbuliez' im Jahre 1869 gethaner Ausspruch: „Pour les habitants de cette ville il n'y a Hambourg et le monde", drückte seinerzeit ziemlich deutlich aus, was viele, vielleicht die meisten Süd- und Mitteldeutschen, dachten, wenn der Name der jüngsten und vornehmsten Vertreterin althanseatischer Traditionen genannt wurde.

Außerhalb des Rahmens neuhamburgischer Geschichte liegt allein der erste Abschnitt des Melle'schen Buchs. In Hamburg (1808) geboren, war Gustav Heinrich Kirchenpauer durch die Ereignisse der Franzosenzeit im Jahre 1810 nach Petersburg, später nach Dorpat verschlagen worden, von woher er erst nach vollendeter Studienzeit in

die Vaterstadt und das Vaterhaus zurückkehrte. Von da ab ist der Name des vortrefflichen und liebenswürdigen Mannes mit allen neuern Abschnitten hamburgischer Geschichte unauflöslich verbunden gewesen. Als Journalist, Secretär der Handelskammer, Senator, Bundestagsgesandter, Bürgermeister und hamburgischer Vertreter im Bundesrathe thätig, hat Kirchenpauer an der äußern und innern Erneuerung der „kleinen und altväterischen Stadt", in welcher er sich 1831 als Advocat niederließ, so hervorragenden Antheil genommen, daß die Geschichte seines Lebensganges sich von selbst zu einer Geschichte der hamburgischen Verkehrs-, Verfassungs- und Wirthschaftsreformen der Jahre 1831—81 erweitert. Briefe und Tagebücher Kirchenpauer's bilden den Faden, an welchen der Verfasser seine Darstellung aufreiht — vorhandene Lücken aber weiß er durch anziehende Berichte über alte und neue Formen hamburgischen Daseins und über Bindeglieder zwischen beiden auszufüllen. — Ein sehr erheblicher Theil dieser Berichte darf die Aufmerksamkeit aller mit öffentlichen Dingen beschäftigten Zeit- und Landesgenossen in Anspruch nehmen. Bei Darstellung des langen und verwickelten Processes der zur Verwandlung der alten in die neue Verfassung der „Freien und Hansestadt" führte, hätte W. von Melle sich vielleicht etwas kürzer fassen, manche Zwischenfälle von rein örtlicher Bedeutung weglassen können. Nichtsdestoweniger muß ihm nachgerühmt werden, daß er die erste für Nichthamburger lesbare und durchweg verständliche Darstellung der zwischen den Jahren 1848 und 1859 liegenden, immerhin bemerkenswerthen hamburgischen Entwickelung geliefert und den schwierigen Stoff mit Einsicht und Billigkeit zu behandeln gewußt habe. Schon in dieser Rücksicht wird dem Melle'schen Buche eine bleibende Stelle in der deutschen Memoirenliteratur gesichert bleiben.

Hinsichtlich des Einzelnen ist der Verfasser begreiflicherweise von seinem Material abhängig gewesen, das hier sparsamer, dort reichlicher floß. Nächst den Abschnitten, welche von Kirchenpauer's ersten publicistischen und diplomatischen Erfolgen handeln, ist das Jahr 1848 am ausführlichsten erörtert; die frankfurter Tagebücher des damaligen hamburgischen Vertreters bei der Centralgewalt enthalten manchen neuen Beitrag zur Geschichte des „tollen Jahres", welches der in seiner Vaterstadt als Reformer verschriene hamburgische Senator mit der nüchternen Ruhe eines praktischen, im Grunde durchaus conservativ gerichteten politischen Geschäftsmannes von Hause aus richtig zu beurtheilen wußte. — In die Vaterstadt zurückgekehrt, wurde Kirchenpauer abermals zum thätigen und einsichtigen Reformer, der den Revolutionären der „Constituante" ebenso mannhaft gegenüberstand, wie den „Verfassungs-Chinesen" der sogenannten Oberaltenpartei, der sein Hauptaugenmerk indessen zu allen Zeiten unentwegt auf die commerzielle Förderung Hamburgs wandte. Daß einem Manne solchen Schlages und solcher Zeit die Freihafenstellung Hamburgs und Freihandelspolitik Deutschlands das A und O aller richtigen und gesunden Wirthschaftspolitik bedeuten mußten, verstand sich von selbst, ebenso von selbst, daß der Patriot alten Schlages die Ereignisse der Jahre 1866 und 1870 nur mit gewissen Einschränkungen gelten lassen konnte. Mit richtigem Takte zog Kirchenpauer sich während der letzten Jahre seines Lebens von denjenigen Geschäften zurück, die in ersprießlicher Weise nur von Männern modernen politischen Bekenntnisses geleitet werden konnten: mit ebenso richtigem Takte hat sein Biograph die letzte Phase von Kirchenpauer's reicher und reichhaltiger Thätigkeit nur summarisch behandelt. Der alte würdige Herr war ein viel zu fester und lauterer Ehrenmann, als daß er seine Anschauungen jemals verleugnen oder die Geltendmachung derselben auf krummem Wege hätte versuchen können — ein Lob, das übrigens der großen Mehrzahl seiner hamburgischen Gesinnungsgenossen gespendet werden muß, denen auch grundsätzliche Gegner niemals politische Winkelzüge haben nachsagen können.

So hat der Verfasser sein auf dem Titelblatte gegebenes Versprechen, „ein Lebens- und Zeitbild" zu liefern, durchaus eingehalten und seinem verewigten Mitbürger einen verdienten, aus lebenswahren Blättern geflochtenen Ehrenkranz gewunden. Wenn dabei das sachliche Interesse vor dem persönlichen waltet, so werden Leser, die den verstorbenen Bürgermeister Kirchenpauer gekannt haben, das durchaus in der Ordnung finden: mindestens bis zu einem gewissen Grade ging dieser vortreffliche Mann in dem Staats- und Geschäftsmann auf, zu welchem die Natur ihn eigens bestimmt zu haben schien. Kirchenpauer selbst pflegte freilich zu sagen, er sei eigentlich zum Naturforscher geboren: der Freien Stadt Hamburg ist zu gönnen gewesen, daß Beruf und ursprüngliche Neigung den eifrigen und tüchtigen „Hydroiden und Bryozoenforscher" nicht zum Professor, sondern zu einem eifrigen, tüchtigen und in seiner Weise unvergleichlichen Bürgermeister gemacht haben.

Franz Walther.

Musikästhetische Schriften.

1. Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy an Ignaz und Charlotte Moscheles. Herausgegeben von Felix Moscheles. Mit 13 Illustrationen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. 8. 6 M.

Der Herausgeber dieses gediegen ausgestatteten Buchs begründet das Erscheinen der darin enthaltenen Briefe damit, daß sein Vater dieselben gesammelt und der Reihenfolge nach geordnet habe. Daß sein Vater oder gar Mendelssohn selbst jemals an die Veröffentlichung dieser Schriftstücke gedacht hätten, sagt er nicht. Er hält sich aber durch seine nahen persönlichen Beziehungen zu beiden namhaften Musikern für ermächtigt, den Briefwechsel der-

selben denken zu lassen, und hat seine Absicht nur darum verzögert, weil er erst das Ableben aller in den Briefen besprochenen Persönlichkeiten erwarten wollte. Felix Moscheles gesteht zu, daß vieles von dem, was die Briefe seines Vaters an Mendelssohn enthalten, schon in den beiden von seiner Mutter herausgegebenen Bänden „Aus Moscheles' Leben" enthalten sei. Um so mehr hätte er doch wol prüfen sollen, ob der heutigen musikalischen Welt mit dem Abdrucke dieser Briefe ein wesentlicher Dienst geleistet werde. Nachdem ich das 287 Seiten umfassende Buch wörtlich durchgelesen, muß ich die Nothwendigkeit der Veröffentlichung in vorliegender Form bestreiten. Es hätte vollständig genügt, wenn Felix Moscheles die wenigen Stellen, welche für weitere Kreise ein bleibendes Interesse beanspruchen dürfen, einem Mendelssohn-Biographen übermittelt hätte. Auch dann wäre immer noch sein Name, wenn auch nur in einer Vorrede, genannt worden. Auf das wenige, was in dem Buche als musikgeschichtliches Material verwerthbar ist, will ich noch im Folgenden hinweisen.

Zunächst ist anziehend die beigegebene Abbildung des Mendelssohn'schen Studirzimmers in Leipzig, weil dieses durch seine Einfachheit an die Wohnstätten von Schiller und Goethe in Weimar erinnert. Mendelssohn bediente sich zum Componiren und Spielen eines kleinen altmodischen Klaviers von Silbermann auf Rabenfedern; auf seinem Musikschranke standen nur die Büsten von Bach und Goethe. Aehnlich rührend wirkt die Anspruchslosigkeit, mit welcher Mendelssohn unterm 26. März 1829 berichtet, daß „er eine (!) Kirchenmusik von J. S. Bach (die Passion nach dem Matthäus) mit der Singakademie und dem königlichen Orchester zweimal in einer Woche aufgeführt habe". So berichtet ein Großer im Reiche der Töne über eine musikgeschichtliche That!

Weiter erfahren wie, daß der Hof in Berlin an Künstler ersten Ranges für den Eintritt in deren Concerte in den zwanziger und dreißiger Jahren 20 Louisdor zu zahlen pflegte. Um dieselbe Zeit nannte der berliner Enthusiasmus das schon „göttlich und himmlisch", was Mendelssohn nur als „passabel" ansehen konnte. Im Jahre 1842 findet Mendelssohn das Weißbier, die Miethwagen, Kuchen und Beamte wundervoll, sonst aber wenig. Uebrigens war der erste berliner Generalintendant der königlichen Schauspiele und Opern, Graf Redern, so naiv, den jungen Mendelssohn „in seine besondere Affection zu nehmen" und ihm einen Operntext bei Scribe verschaffen zu wollen.

Eine ihm angetragene Redaction einer musikalischen Zeitung hält Mendelssohn für schrecklich unersprießlich und unerquicklich; solche Leute leben ihm „von anderer Plaisir und ihrem eigenen Aerger". In Düsseldorf studirt Mendelssohn den „Don Juan" mit zwanzig Proben ein, dagegen findet er eine Berlioz'sche Symphonie schrecklich langweilig. Die von ihm zum ersten mal in Leipzig aufgeführte C-dur-Symphonie von Franz Schubert nennt er höchst bedeutend, interessant, durchaus lebendig, pikant und eigenthümlich. Als am 13. Juli 1842 Mendelssohn und Moscheles zum Besten der Abgebrannten in Hamburg ein Concert in London geben, haben sie eine Einnahme von 650 Pfd. St. Moscheles gesteht schon 1836, daß seine Finger die sorgfältigsten Schulübungen jährlich einmal wiederholen müssen, wenn er mit dem Zeitgeiste Schritt halten wolle. Als Mendelssohn 1846 endgültigen Bescheid empfängt, daß die Familie Moscheles ihren dauernden Aufenthalt in Leipzig nehmen will, schreibt er an seinen Freund Ignaz freudig erregt zurück: „Das ganz Nest bekommt durch euch einen andern Anstrich." Moscheles solle für die Klavierstunde daselbst $1\frac{1}{2}$—2 Thaler nehmen, Madame Schumann-Wieck habe ja auch 2 Thaler empfangen. Im Anschlusse hieran erfahren wir auch einige Honorare, welche Mendelssohn für seine Compositionen bezogen hat. Novello in London zahlte ihm für den „Lobgesang" 25, für den „Elias" 257, für die „Antigone" 30, die „Walpurgisnacht" 24, den „Sommernachtstraum" (mit Ausnahme der Ouverture) 47 Pfd. St. (in runder Summe).

Merkwürdig ist die Erbitterung Mendelssohn's über die schon zu seiner Zeit herrschende Denkmalswuth. Er schreibt:

> In Deutschland treiben sie es jetzt häßlich mit den Monumenten. Sie speculiren auf große Männer, um sich selbst von deren Namen einen Namen zu machen, posaunen in den Zeitungen und machen schlechte Musik mit den wirklichen Posaunen. Wenn sie in Halle für Händel, in Frankfurt und Salzburg für Mozart, in Bonn für Beethoven ein ordentliches Orchester bilden wollten, die die Werke ordentlich verstehen und spielen können, da bin ich dabei — aber nicht bei ihren Steinen, wo ihre Orchester noch ärgere Steine sind, und nicht bei ihren Conservatorien, wo nichts zu conserviren ist.

Ich schließe mit einem Urtheile Mendelssohn's über Franz Liszt. Die Journalistik des letztern ist ihm „fatal", aber das Klavierspiel nöthigt dem großen leipziger Kapellmeister alle Achtung ab:

> Er hat mir durch sein wirklich meisterhaftes Spiel und durch das innerliche musikalische Wesen, das ihm bis in die Fingerspitzen läuft, eine sehr große Freude gemacht; seine Schnelligkeit und Gelenkigkeit, vor allen Dingen aber sein Vomblattspielen, sein Gedächtniß und die gänzliche Durchdringung von Musik, sind ganz einzig in ihrer Art und ich habe sie niemals übertroffen gesehen. Dabei ist er, wenn man über die neufranzösische Oberfläche hinwegkommt, ein guter, echt künstlerischer Kerl, den man lieb haben muß, selbst wenn man nicht mit ihm übereinstimmt. Was ihm fehlt, scheint mir einzig und allein das rechte Compositionstalent, rechte eigene musikalische Gedanken zu sein. Liszt ist in seiner ganzen Leistung so wild, so wenig überlegt und so unordentlich, wie ein Genie nur sein kann — aber eben dazu gehören für ihn auch die eigenen musikalischen Gedanken, die ich bei ihm vermisse. Ein bloßer Klavierspieler ist er nicht und will er auch nicht sein, und das macht ihn, nach meiner Meinung, weniger vollkommen als andere, deren Talent sich mit dem seinigen nicht messen kann.

2. Wagneriana. Gesammelte Aufsätze über Richard Wagner's Werke vom Ring bis zum Gral. Eine Gedenkgabe für alte und neue Festspielgäste zum Jahre 1888. Von Hans von Wolzogen. Leipzig, Freund. 1888. Gr. 8. 3 M.

Hans von Wolzogen hat lange Zeit den persönlichen Umgang des „Meisters" (schlechthin) genossen und hütet

noch jetzt als erster aller Templeisen den heiligen Gral von Baireuth als Herausgeber der „Baireuther Blätter". Unter den Rittern der engsten Wagner-Gemeinde ist er wie kein anderer „der reine Thor", welcher mit rührend gläubiger „Tumpheit" den Offenbarungen des Messias der Musik gelauscht hat; mit vornehmem Selbstbewußtsein schaut er auf die profane Welt der Nicht-Wagnerianer herab und macht seine Begabung mit glühendem Eifer dem alleinseligmachenden Wagner-Evangelium dienstbar. Wagner's „Ring des Nibelungen" hat nichts Geringeres vollbracht als die Zurückführung Wolzogen's zum Christenthume! Wie es mit letzterm aussieht, kann man einigermaßen aus folgendem Ausspruche des Herrn von Wolzogen ersehen:

Die „Baireuther Blätter" (deren Herausgeber er selbst ist!) bilden ein eigenes literarisches Denkmal des Wagnerthums, das von weit größerer Bedeutung und Dauer sein wird als alle einzelnen Zeitungen und deren Sammlungen in broschirter Form auf dem gegenwärtigen deutschen Journal- und Büchermarkt; man möge sie also selber wünschen!

Denkt man nicht hierbei unwillkürlich an die bekannte Beschreibung des Riesen Goliath? Die Weihrauchverschwendung im Allerheiligsten zu Baireuth hat die dort weilenden Anbeter so umnebelt, daß Sätze wie folgender möglich sind:

Bei ihm (dem Wagner'schen „Tristan") erscheint die Liebe nicht mehr als die ehebrecherisch sinnliche Leidenschaft eines jüngern Paares, sondern sie ist für Wagner die Ahnung einer verlorenen Ureinheit der getrennten Individuen, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Wiedereinkehr in jenes überirdische, durchaus unsinnliche Liebesreich der ewigen Einheit, das dem schimmernden Erdentag gegenüber zunächst nur als Reich der Nacht, als das dieses Leben gleichsam rings umgebende Todesreich zu begreifen ist.... Das Ewige und das Endliche im Menschen ringen in diesem Drama mitsammen und erst mit dem sühnenden Untergange des sich darüber in Wahn und Trug stürzenden Endlichen, individuell Menschlichen, siegt das Ewige und kehrt in sein eigenes, eben jenes „Todesreich" göttlicher Liebeseinheit heim.... Tristan und Isolde stehen sich feindlich gegenüber mit dem schwer erkämpften Verschweigen ihrer Liebe um des Wahnes irdischer Ehrenpflichten willen.... Sie geben sich nur noch dem Traume hin: schon jetzt erreichen zu können die ewige Einheit, die Freiheit von allen Schranken und Scheiden der Sinnlichkeit.

Im Angesicht solcher Deutungsversuche wird leider der banale Witz zur bittern Wahrheit: Kritikern, welche von solcher Auslegekunst besessen sind, ist nicht blos alles, sondern auch noch einiges andere möglich!

Das „Weia Waga" der Rheintöchter im „Rheingold" gibt Hans von Wolzogen Anlaß zu einer längern gelehrten Auseinandersetzung. Wir gehören zu denen, welche in sprachlicher, wie in ästhetischer Hinsicht an jener Wagner'schen Wortbildung keinen Anstoß nehmen; wir fühlen uns aber unfähig, das daran geknüpfte Orakel des Verfassers zu verstehen:

In der Natur herrscht das Elementare, Sinnliche, Schuldlose, in seiner reinen, wesenhaften heiligen Bedeutung. Diese unschuldige, weil noch unbewußte Sinnlichkeit, diese heitige Heiterkeit der Natur wird besonders repräsentirt durch das Element des Wassers.

Uns kommt leider in dem wässerigen Element der Wolzogen'schen Deutekunst eine unheilige Heiterkeit.

Hören wir einige Aussprüche Wolzogen's, bei denen er verhältnißmäßig noch am ernsthaftesten zu nehmen ist. Er sagt:

In der Musik haben die dramatischen Dichter gefunden, was selbst ihr Meister entbehrte: die absolute Idealität der Erscheinung ihres Kunstwerks zugleich mit der gewaltigsten unmittelbaren ethischen Wirkung aus dem Grunde des allumfassenden, weltoffenbarenden Elements jener idealsten Kunst. Du suchst Melodien und überhörst das immer blühende Melos des ganzen Dramas.... In Hellas ward dem Mysterium von dem dionysischen, alles verschmelzenden universalen Effecte die plastische, objectivirende Form des Mythos; dieser Mythos ist das apollinische Kunstwerk der epischen Poesie. Das Ewigweibliche der christlichen Musik verdankt seine unendlich erhabene Schönheit der Kunst der Harmonie; nun erst verdiente dieser Spiegel des Mittelalters auch den Namen der ewigweiblichen Kunst, der Kunst allversöhnender Liebe. Die unendliche Deutbarkeit der musikalischen Symphonie, von Beethoven auf das Höchste gesteigert, verlangte aus innerer Nothwendigkeit die Deutung durch das scenische Beispiel.... Der reine Lebenswasserstrom der Kunst ward in seine einzelnen Elemente künstlich zersetzt. Die Elemente sind sozusagen der Sauerstoff der Kunst, die Musik, und jener eigentliche Wasserstoff, als welchen man wol das Element des schönen Scheins, die epische Poesie, bezeichnen kann. Diese beiden Elemente, in der Sprache der Chemie O und H (Orpheus und Homer), scheiden sich durch die zersetzende Einwirkung des neuen Geistes, bis sie wieder zur Einheit zusammengingen in der Kunst von Baireuth. Dort sinkt der moderne Geist nieder mit dem Todesseufzer: „Hier, im Tempel des unbekannten Gottes, quillt auch mir das Wasser des ewigen Lebens."

Der große Wagner-Apostel von Baireuth handelt am würdigsten, wenn er der Bildsäule Jean Paul's daselbst ein Flammenopfer seiner Schriften bringt und demüthig bekennt: Großer Humorist, ich sehe ein, daß ich nicht werth bin, dir die Schuhriemen aufzulösen!

3. Der Fall Wagner. Ein Musikantenproblem von Friedrich Nietzsche. Zweite Auflage. Leipzig, C. G. Naumann. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ich begreife vollständig, wie diese Broschüre sehr schnell eine zweite Auflage erleben konnte. „Mit Erstaunen und mit Grauen lesen's die Ritter und Edelfrauen" der großen Wagner-Gemeinde: derjenige, welcher einst die holde Muse des „Meisters" als Königstochter schwärmerisch umworben hat, stürzt sich hier hinab in den Strudel der Wagner'schen Allkunst und bringt herauf — nicht einen goldenen Becher, sondern ein Ungeheuer, gegen welches der wasserdampfsprühende Drache im „Siegfried" nur ein Spielzeug ist! Friedrich Nietzsche war einst ein begeisterter Wagner-Apostel und schrieb als solcher das mehrfach aufgelegte Werk: „Die Wiedergeburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik"; selbst ein so sehr nach Objectivität strebender Kritiker wie Hugo Riemann sagt über diese Schrift: „Sie gehört zu denen, welche den Künstler so in phantastischen Nebel hüllen, daß er zum Gott wird." Jetzt thut Nietzsche Buße in Sack und Asche für die damals begangene literarische Sünde und bezeichnet offen seinen frühern Wagner-Cultus als eine Krankheit, von welcher er sich

endlich frei gemacht habe. Es wäre nun kaum etwas dagegen einzuwenden, daß aus dem Paulus wieder ein Saulus würde, wenn der Verfasser sich von seiner „Wagner-Krankheit" völlig frei gemacht hätte. Das ist aber leider nicht der Fall. Wollte er sich selbst kritisch kreuzigen, so mußte er unbedingt in streng sachlicher Weise verfahren, durchaus gerecht sein und die ihm anstößigen Seiten Wagner's mit vornehm edler Wissenschaftlichkeit beleuchten. Dann wäre gerade in seinem Munde die stattgehabte innere Wandlung um so wirkungsvoller geworden. Anstatt dessen aber verfällt er in das Extrem des Tadels oder vielmehr des Hohns, wie er einst dem entgegengesetzten Extrem des Enthusiasmus gehuldigt hatte; er redet in einer so giftigen, vor allem so endlos abgerissenen, zerhackten Sprache, in so zugespitzten Wendungen, daß sein Buch genau das in Worten ist, was er so sehr bekämpft, nämlich „unendliche Melodie" (im Wagner'schen Sinne). Ich beklage diese Maßlosigkeit in der Form um so mehr, als dadurch der Erfolg des Schriftchens von Nietzsche nur beeinträchtigt werden kann. Erfreulich sind mir einige Gedanken bei Nietzsche, welche ich schon lange vor seiner Bekehrung vertreten habe; aber es wäre mir lieber, wenn sie in anderer Umgebung, mit größerer Bescheidenheit vorgetragen worden wären.

Sehr richtig, obwol leider nur dem durchgebildeten Musiker oder Aesthetiker verständlich, sind folgende Sätze:

> Es ist leichter, gigantisch zu sein als schön, nichts ist bei Wagner compromittirender als der musikalische Gedanke.... Wagner hat das Sprachvermögen der Musik in das Unermeßliche vermehrt; aber er hat seine Unfähigkeit zum organischen Gestalten in ein Princip verkleidet.... Wagner will nichts als die Wirkung und hat beinahe entdeckt, welche Magie selbst noch mit einer aufgelösten und gleichsam elementarisch gemachten Musik ausgeübt werden kann.

4. Richard Wagner als Dichter. Ein Ueberblick seines poetischen Schaffens von **Bernhard Vogel**. Leipzig, M. Hesse. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Franz Liszt. Abriß seines Lebens und Würdigung seiner Werke. Von **Bernhard Vogel**. Leipzig, M. Hesse. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Die beiden genannten Monographien bilden den sechsten und siebenten Theil der „Musikheroen der Neuzeit", welche Bernhard Vogel für den gleichen Verlag — mit Ausnahme einer einzigen Abtheilung — bearbeitet hat. Aus allen diesen Schriften geht hervor, daß Vogel's Bildung als Musiker in den großen Meistern der classisch-romantischen Periode wurzelt; Vogel ist aber, unbeschadet seiner Principientreue, weitherzig genug, auch Componisten wie Schumann, Wagner und Brahms, Virtuosen wie Liszt, von Bülow und Rubinstein, vollständig gerecht zu werden.

Da ich im wesentlichen diesen Standpunkt theile, so brauche ich wol nicht zu fürchten, von dem Verfasser als ein „Stockconservativer" angesehen zu werden, wenn ich diese neuesten Arbeiten Vogel's nach gewissen Seiten hin beanstande. Ich kann mich weder der übertriebenen Vergötterung Wagner's durch Hans von Wolzogen, noch der Schärfe des Angriffs seiten Friedrich Nietzsche's anschließen; aber beide Männer haben doch das, was Vogel fühlbar abgeht, nämlich das warme Pathos der Ueberzeugungstreue. Für Vogel's beste Arbeit in der von ihm veröffentlichten Reihe halte ich diejenige über Schumann's Klaviertonpoesie; in zweiter Linie kommen diejenigen über Hans von Bülow, Johannes Brahms und Rubinstein; erst in dritter diejenigen über Wagner und Liszt. So bezeichnet diese Reihenfolge zugleich ein Herabgleiten auf schiefer Ebene. Je länger je mehr wird das Schreiben Vogel's zur schnellfertigen Fabrikarbeit und einzelne gute Bemerkungen können für das rein äußerliche Verketten des nur zusammengetragenen Materials nicht entschädigen. Bedenklicher aber ist mir die in dieser absteigenden Stufenfolge sich kundgebende Neigung, den jedesmaligen Helden zu verherrlichen, Principienfragen zu umgehen, mit einem Worte: so schön zu färben, daß der Buchhändler für jedes seiner Hefte möglichst viel Abnehmer aus allen Heerlagern der Musikwelt findet. Ist jemand Berichterstatter über Musik für Tageszeitungen, dann mag er dem Feuilletonstil und den verschiedenen Richtungen der Leser Zugeständnisse machen; in selbständigen Abhandlungen aber muß lediglich die Sache und die Würde der Wissenschaft maßgebend sein.

Den Aufsatz über „Richard Wagner als Dichter" (Nr. 4) habe ich ebenso erwartungsvoll gelesen, als unbefriedigt zur Seite gelegt. Abgesehen davon, daß das Material viel zu sehr durcheinander geworfen ist, entwickelt Vogel denn doch ungleich mehr die Fähigkeit, auf Kritiker und Aesthetiker zu schelten, als es ihnen gleichzuthun. Aller Aufwand von Worten seiten Vogel's kann mich nicht von der Ueberzeugung abbringen, daß Richard Wagner wol ein geschickter Librettist, aber nur ein schwacher Dichter war. Das gibt auch Vogel mittelbar zu, wenn er sagt: „Im Drama ist Wagner kein absoluter, sondern immer nur relativer Dichter." (Was heißt das?) „Seine Poesie saugt sich so fest in die Brüste der Musik, daß sie wie Mutter und Kind ein Wesen darzustellen scheinen." Was ist es nun für eine Logik, wenn Vogel unmittelbar darauf Musik und Poesie bei Wagner durch eine „Vermählung" vereinigt sein läßt? Wenn in Wagner's „Dramen der epische Ballast sich hervordrängt", dann sind sie sogar als Libretti mangelhaft. Noch schlimmer steht es um die Behauptung Vogel's:

> Was einem Goethe und Schiller die Sprachschönheit des Ausdrucks gewesen, das wird bei Wagner's Dramen ersetzt durch die berückende Pracht der Musik; wer möchte bezweifeln, daß solche Entschädigung das glänzendste rhetorisch pathetische Kunstgebilde in Schatten stellt?

Falls letzterer Satz bedeuten soll, daß Richard Wagner schließlich doch über Goethe und Schiller steht, so wäre es unter der Würde jener großen Dichter, auch nur ein Wort zur Abwehr Vogel's zu äußern.

Wenn Vogel die Wagner'sche Vergleichung der „unendlichen Melodie" mit dem Walde preist und hinzufügt: „Diese Melodie wird ewig in ihm nachklingen, aber nach-

trällern kann er sie nicht", so beweist er dadurch das Umgekehrte, nämlich, daß er von der Herrlichkeit und Nothwendigkeit der rein musikalischen Melodie keine hinreichende Vorstellung hat. Was bedeutet ferner das Tertianerdeutsch: „dauernde Sehnsuchtserfüllung?" Welches sind die „unermeßlichen Schätze", welche „der Lyriker Wagner in »Tristan und Isolde« zu Tage gefördert hat", da doch „die Tristan-Musik sich als ein breiter Lava(!)-Strom ergieße?" Wie muß man es machen, um in demselben „in dionysischem Entzücken mitzuschwelgen?"

Was Vogel über „das erlösende Ewigweibliche" bei Wagner sagt, ist besser; was er aber über die Metrik Wagner's beibringt, ist dilettantenhaft. Vogel ist anscheinend nicht fähig, den großen Effect vieler Wagner'scher Compositionen von der echt künstlerischen Wirkung zu unterscheiden; auch begreift er nicht, daß Mozart, Beethoven und Mendelssohn viel zu sehr specifische Musiker waren, als daß sie sich selbst einen Text à la Wagner hätten anfertigen können.

Fast noch einmal so umfänglich ist die Schrift über „Franz Liszt" (Nr. 5). Der Verfasser behandelt da Liszt's Leben und Charakter, Technik und Pädagogik, Uebertragungen und Originalwerke für Pianoforte allein, Franz Liszt in seinen Orchesterwerken und Klavierconcerten, Liszt als Vocalcomponist, als Dirigent und Operncomponist, als Schriftsteller. Wenn Vogel sagt, daß Liszt's Stärke als Schriftsteller in der Gabe der Causerie bestanden, so hat er recht; im übrigen wäre denn doch daran zu erinnern gewesen, daß „Schriftsteller" von Liszt's Art es heutzutage Hunderte unter den Musikern Deutschlands gibt. Liszt als Dirigent und Klavierspieler ist recht gut charakterisirt, seine Bedeutung als Componist ist überschätzt. Einige unbedeutende Fehler in der biographischen Skizze übergehe ich; solche konnten leicht vorkommen, da Vogel ungemein viel Stoff in seinem Buche verarbeiten mußte. Vogel hat seine Schrift über Liszt nicht mit der Verzücktheit einer Lina Ramann, nicht mit der Kunst der Apotheose einer La Mara geschrieben, sondern als besonnener, wenn auch für seinen Gegenstand begeisterter Mann; aber ein tieferes Eingehen auf den Gegenstand, ein schärferes Herauskehren der principiellen Fragen, wenn auch in populärer Form, darf man bei Vogel nicht suchen. Das mag vielleicht dem buchhändlerischen Erfolge nützen, dem wissenschaftlichen gewiß nicht.

Gustav Portig.

Griechische und römische Dichter in deutschem Gewande.

1. Euripides' Werke. Uebersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Jakob Mähly. Stuttgart, Spemann. 1888. 8. 2 M.

Der feinsinnige baseler Professor Jakob Mähly, der auch als Dichter eines schönen Rufs genießt, gehört unter denjenigen, welche sich bisher die Aufgabe gestellt haben, dem deutschen Volke die Werke der griechischen Dichter durch Uebertragung in unsere Muttersprache näher zu rücken, jedenfalls zu den Berufensten, und ich selber habe Gelegenheit gehabt, zu meiner Freude wiederholt mich mit Mähly als musterhaftem Uebersetzer zu beschäftigen. Nachdem er aber uns 1880 mit einer deutschen Auswahl der griechischen Lyriker erfreut, sind es jetzt vorwiegend, wie es scheint, die griechischen Dramatiker, welche ihn lebhaft angezogen haben, und zweifellos ist es eine ehrenvolle und verlockende Aufgabe für einen Uebersetzer, gerade ihre Werke ins Deutsche zu übertragen, so viele Schwierigkeiten auch der glücklichen Lösung dieser Aufgabe entgegenstehen. Den Anfang machte Mähly, nachdem er bereits 1868 über den „Oedipus Koloneus" des Sophokles kritische Beiträge geliefert, 1881 in der „Bibliothek ausländischer Classiker", die im Verlag des Bibliographischen Instituts erschien, mit einer gelungenen, auch von mir in d. Bl. warm empfohlenen Uebersetzung ausgewählter Dramen des Euripides, der in den folgenden Jahren in der Collection Spemann die gleichfalls von mir besprochene Uebersetzung der noch erhaltenen sieben Dramen des Aeschylos und der ausgewählten Dramen des Aristophanes folgte. In die erste Auswahl der Euripideischen Dramen hatte Mähly die „Medea", den „Hippolytus" und die „Iphigenie bei den Tauriern" aufgenommen. Die mir heute vorliegende Auswahl nun enthält die „Alkestis", den „Rasenden Herakles", den „Ion" und „Die Bacchantinnen", und damit läge uns denn von Mähly die Uebersetzung von sieben aus der Zahl der achtzehn als echt geltenden Dramen des Euripides vor, und das dürfte für weitere Kreise der Gebildeten genügen, wenn auch allenfalls noch die „Iphigenie in Aulis", der „Orestes" und die „Elektra" und das Satyrspiel „Der Cyklop" eine Verdeutschung verdient hätten. Indeß kann man auch mit weniger zufrieden sein, wie ursprünglich gar nicht einmal darauf zu rechnen war, daß Mähly den drei zuerst übersetzten Dramen dieses „Philosophen auf der Bühne" noch die weitern vier uns jetzt vorliegenden folgen lassen werde. Was ich über Euripides, über die Einleitung und Anmerkungen Mähly's, sowie über die Uebersetzung selber zu sagen hätte, das deckt sich im wesentlichen mit dem, was ich in Nr. 9 d. Bl. f. 1882 empfehlend gesagt habe; es genügt daher wohl, auf diese Besprechung zu verweisen. Die Uebersetzung der letzten vier Dramen unterscheidet sich von derjenigen der drei früher erschienenen nur dadurch, daß Mähly die Chorgesänge nicht wieder wie in der ersten Auswahl der Euripideischen Dramen vollständig modernisirt, d. h. in deutsche Reime umgegossen, sondern ungefähr die Mittelstraße zwischen den antiken Metren und den modernen gereimten eingenommen hat. Ob der zuerst von ihm ge-

wählte Weg nicht auch diesmal vorzuziehen gewesen wäre, zumal da Mähly den Reim in so musterhafter und ungezwungener Weise beherrscht, will ich dahingestellt sein lassen. Doch muß dem Uebersetzer zugegeben werden, daß er auch bei den jüngst gewählten Versmaßen der Chorgesänge gleich Vollendetes geleistet hat. Ich lasse hier die erste Strophe des Chorgesangs aus dem Schlusse der dreizehnten Scene des „Alkestis" folgen, welche Mähly also übersetzt:

Ich auch pflegte die Musenkunst,
Schwang mich auf zu des Denkens Höhn,
Und dem forschenden Geiste
Zeigte mächtig vor allem sich
Und erhaben Ananke:
(die unerbittliche Nothwendigkeit)
Ihr kommt keines der Mittel gleich,
Die auf thrakischen Tafeln
Orpheus, sangesbegeistert, schrieb,
Auch kein lindernder Zaubertrank,
Den Asklepios' Söhnen
Phöbos bot, um der Sterblichen
Noth und Jammer zu heilen.

Man muß es Mähly lassen, daß diese Chorgesänge ebenso kerndeutsch, allgemein verständlich und poesievoll sind, als andererseits das Original so getreu wiedergegeben ist, wie das sich überhaupt in einer Uebersetzung erreichen läßt. Diese neueste Mähly'sche Uebersetzung aber reiht sich den frühern desselben Sprachkünstlers, der uns übrigens nun noch eine Verdeutschung der Dramen des Sophokles schuldet, im allgemeinen wie in allen Einzelheiten würdig an.

2. Horaz. Auswahl seiner Lyrik. Uebertragen von Johannes Karsten. Dritte Ausgabe. Norden, Fischer Nachfolger. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein alter guter Bekannter, dessen Gewand zwar nicht von Stockflecken frei ist, da nur Titelblatt und Umschlag vom Jahre 1888, der ganze Rest hingegen von der ersten Ausgabe vom Jahre 1865 her datirt; trotzdem heißen wir diese freie Uebertragung der drei letzten Bücher und eines Theils vom ersten Buche der Oden (carmina) des Horaz willkommen, da sie im großen und ganzen das Original getreu wiedergibt, ohne sich sklavisch an dasselbe zu halten und sich sehr fließend liest, auch Zeugniß dafür ablegt, daß der Verdeutscher selber die Sprache der Poesie beherrscht. Eine kleine Probe, betitelt „Später" (es ist in der Originalausgabe die zehnte Ode des vierten Buchs, beginnend mit den Worten „O crudelis adhuc"), mag, obwol gerade hier Karsten sich nicht eben peinlich an das Original gehalten hat, in ihrer Kürze zur Empfehlung des Ganzen dienen; sie lautet:

Noch prangst du in der Jugendblüte,
Von vollen Locken reich umwallt;
Reifst du zum Mann heran, o hüte
Dein Herz; schnell macht das Leben alt!
Dein Haar wird nach und nach erbleichen;
Die Sorge ihre Furchen ziehn;
Nur ähneln wirst du, nicht mehr gleichen
Dem jugendlichen Ligurin!
Dann magst du, früherer Zeit gedenkend,
Wol oft, bist du mit dir allein,
In die Erinnrung dich versenkend,
Noch sonnen dich in ihrem Schein!

3. Amor und Psyche. Ein Märchen des Apulejus. Aus dem Lateinischen frei übersetzt in Versen von Otto Siebert. Kassel, Hühn. 1889. Gr. 16. 2 M.

Die schöne Liebesepisode „Amor und Psyche" bildet einen Theil von den „Metamorphosen" oder dem „Goldenen Esel" des afrikanischen Philosophen Apulejus aus Plato's Schule, und zwar diejenige Partie des großen humoristisch-philosophischen Romans des dem 2. Jahrhundert n. Chr. angehörigen begabten Verfassers, die von alters her zu den beliebtesten gehört und einen Rafael, Thorwaldsen und Thumann auch zur plastischen Darstellung begeistert hat. Verdeutschungen des lieblichen Märchens lieferten außer Rode, der es in seinem „Goldenen Esel" 1783 mit übersetzt hat, in mehr oder weniger freier Weise 1836 Ado Schütt, 1864 Pressel, 1872 Binz, sowie zuletzt Hamerling, dessen „Amor und Psyche" mit den Thumann'schen Bildern bereits mehrere Auflagen erlebt hat. Jetzt reiht sich den bisherigen Uebersetzern Otto Siebert an, dem das Lob nicht versagt werden kann, daß er im ganzen sich seiner Aufgabe mit erfreulicher Geschicklichkeit und gutem Geschmack entledigt hat. Nur hie und da vermißt man an seiner Uebertragung noch die letzte Feile bei einzelnen Ausdrücken, der Wortstellung in den Versen, sowie bei den Reimen. Was besonders letztere betrifft, so vermeint man manchmal Knüttelverse vor sich zu haben, wenn man z. B. auf S. 33 liest:

Dann knüpf' vor Aerger ich in meinem Drange
Mich ohne Zaudern auf mit einem Strange.

Nicht besser steht es um die Verse auf S. 66:

Du häßlich Mädchen scheinst durch fleißig Dienen
Geschickt dir deine Liebsten zu verdienen!
Jetzt will auch ich's mit deinem Fleiß versuchen,
Du sollst aus dem gemischten Haufen hier
Die Samenkörner einzeln alle suchen,
Gesondert sie zusammenlegen hier.

Zur Nachahmung wenigstens sind derlei schwache Reime nicht eben zu empfehlen. Doch das sind nur Ausnahmen, in der Regel gleiten die Siebert'schen Verse leicht und dem Auge und Ohr wohlthuend dahin. Wir lassen hier, um dies unser Urtheil zu erhärten, die Verse folgen, in denen Siebert schildert, wie Psyche, die Lampe in der Hand, statt des vermeintlichen Unthiers, dem sie den Hals durchschneiden will, den Amor erblickt. Die Stelle befindet sich auf S. 40 und lautet:

Sie hätt' auch zugestoßen, wäre nicht
Aus Scheu das Messer ihrer Hand entsprungen.
Indem sie schaut das göttliche Gesicht,
Erholt sie mählich sich, von Lust durchdrungen,
Sie schaut den schönen Kopf, das goldne Haar,
Ambrosisch duftend, glänzend wunderbar,
Den weißen Nacken, seine Purpurwangen,
Von krausen Locken anmuthsvoll umhangen,

Vor deren hellem Schimmer ohnegleichen
Des Lampenlichtes Strahlen schnell erbleichen.

An solchen wie noch an zahlreichen andern Versen, ja ganzen Strophen, wie diese, wird der Leser gewiß mit uns seine Freude haben und dabei einzelne Mängel der im großen und ganzen recht glücklichen Uebertragung dem Uebersetzer nicht zu schwer anrechnen.

Karl Klegen.

Aus Ost und West.

1. Aus der großen Ebene. Neue Culturbilder aus Halbasien. Von Karl Emil Franzos. Zwei Bände. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1888. 8. 10 M.

Bis auf eins dieser „Culturbilder" trifft die Bezeichnung „aus Halbasien" zu, doch würde man es ungern ausgeschieden sehen, denn in diesem Beitrag — er ist dem Andenken Abraham Geiger's gewidmet und heißt daher „Ein Befreier des Judenthums" — gelangen die in den meisten andern Bildern geschilderten Eigenarten jüdischer Verhältnisse in das tröstliche Licht der Reformbestrebungen. Im Sinne Geiger's und ebenso des Verfassers von „Treu und frei" (Professor M. Lazarus) sagt Franzos: „Die schwerste Arbeit muß die Reform innerhalb des Judenthums vollbringen, und diese Reform muß eine tiefgehende sein, denn sie allein vermag erst den Heimatlosen zu einem wirklichen Bürger seiner neuen Heimat zu machen." Dieser Anschauung haben schon die früher von dem Verfasser veröffentlichten vier Bände aus „Halb-Asien" gute Dienste geleistet: mußten doch die darin zumeist in der Form von Erlebnissen persönlicher Art skizzirten Vorgänge aus den rückständigsten Schichten des Judenthums, wie sie noch jetzt zwischen Don und Donau als eine Art Spiegelbild unserer mittelalterlichen Ghetto-Zustände sich nachweisen lassen, auch in manchem Antisemiten Theilnahme erregen für die Lebenszähigkeit dieses so lange schon unter dem Drucke nationalen Hasses sich krümmenden Volks, mehr noch Achtung einflößen vor den staunenswerthen geistigen Ergebnissen der Emancipation, wo dieser große Fortschritt durch ernste Reformen in der ganzen Lebensführung der Emancipirten unterstützt worden ist. Daneben verfolgen diese Bilder den löblichen Zweck, dem Verdrängen deutscher Cultur entgegenzuarbeiten, wie es ja das Ziel des Panslawismus ist, sowol in Oesterreich-Ungarn wie in den Gefilden des weißen Zaren. Solcherart empfehlen sich diese neuen beiden Bände gleich den vorausgegangenen dem allseitigsten Interesse, um so mehr als sie ungeschmeichelte Augenblicksbilder auch von jüdischen Schelmen und Nichtsnutzen keineswegs in ein verschönerndes Licht rücken, z. B. vom „Fehlermacher", welcher Name die jüdische Geheimkunst bezeichnet, militärscheuen Dienstpflichtigen Fehler anzucuriren, die sie vom Militärdienst befreien, ebenso vom Wandertaschenspieler und Pseudotalmudisten Rabbi Hirsch Dänemark und so von mehrern andern. Ob es nöthig ist — hie und da hat es Anstoß erregt —, daß der Verfasser, um seinen Schilderungen größere Anschaulichkeit und auch wol größere Glaubhaftigkeit zu geben, sie vorwiegend als Selbsterlebtes vorträgt, wodurch manche verdienstvolle culturhistorische Studie eine novellistische Färbung annimmt und solcherart, wenn auch gewiß nur scheinbar, dem Gebiete der freien Erfindung naherückt, diese Frage hat der Erfolg der vorausgegangenen vier Bände, wie es scheint, schon bejaht. In der That bilden Leserinnen wie Rosa Wald ohne Zweifel die Ausnahme: jenes frühreife Mädchen (in dem hübschen Aufsatze „Lateinische Mädchen"), welches auf die Frage: ob sie nicht gern Märchen lese, kurz und trocken antwortet: „Einst las ich sie gern, jetzt aber stören mich die vielen Unwahrscheinlichkeiten." Auch bewegt sich der Verfasser — was berücksichtigt sein will — ja in Gegenden, wo man ihn nur ungern als Cicerone aus den Augen verlieren möchte, wie z. B. in dem galizischen Kreisstädtchen, das durch „Die Juden von Barnow" weit und breit berühmt geworden ist, aber unter diesem Namen selbst durch die findigen Boten Stephan's nicht auszukundschaften sein würde, da es nicht vorhanden ist. Zuweilen verfolgt Franzos aber freilich die Typen, deren halbasiatischer Ursprung sein Interesse erregt hat, bis in die Stätten der Cultur, wozu man auch Dresden rechnen will, und da erregt es denn Befremden, daß dem Verfasser in dem polizeistrammen Dresden anno 1881 versichert wird, es lebten dort jahrein jahraus zahlreiche russische nihilistisch angehauchte Ex- oder Zukunftsstudentinnen, ja daß ihm sogar das Vergnügen zutheil wird, einen Offizier des extremsten Flügels der Nihilistinnen mit dem Beinamen der rothe Major kennen zu lernen und von dieser Schönen auf einem Sacktuch Wurst, Speck, Brot und eine Flasche Schnaps vorgesetzt zu erhalten. Man hatte sich Dresden nach dieser Richtung bei weitem nicht als so interessant vorgestellt.

Soll von dem reichen Inhalte der beiden Bände noch auf Einzelnes als über ziemlich Unbekanntes in Halbasien besonders gut orientirend hingewiesen werden, so mögen als solche Aufsätze erwähnt sein: „Im Chedar", „Ein Zündhölzchen", „Namensstudien" und „Volks- und Schwurgerichte im Osten". Jeder Besonnene wird die Urtheile, mit denen der Verfasser diese Schilderungen begleitet, gern unterschreiben.

2. Robert Burns' Gedichte in Auswahl. Deutsch von Gustav Legerlotz. Leipzig, Spamer. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Schon vor zwei Jahren hat der form- und sprachkundige Verfasser unter dem Titel „Aus guten Stunden" neben andern Uebersetzungen auch eine Anzahl Verdeutschungen schottischer Gedichte veröffentlicht und zwar Gedichte von Robert Burns. Die jetzt vorliegende Samm-

lung, in welche nur wenige der vorerwähnten herübergenommen sind, enthält 139 Nummern aus den „Songs and Ballads". Wie die Leser d. Bl. sich erinnern werden, handelte es sich damals um den Versuch, Anklänge an süddeutsche Mundarten in maßvoller Weise dem Schriftdeutschen beizumischen, um dadurch dem Volkstone des Originals möglichst nahe zu kommen. Erfreulicherweise hat dies Wagniß, soweit man nach dem im Anhange des vorliegenden Werks abgedruckten zustimmenden Besprechungen urtheilen kann, Billigung auch in Gegenden gefunden, wo die herangezogenen Mundarten heimisch sind, und so wird man denn auch in weitern Kreisen dem Unternehmen des begeisterten Burns-Verehrers herzlichen Antheil schenken können. Im Eingange seines Buchs hat der Uebersetzer die Gesichtspunkte, welche ihn bei seiner Arbeit leiteten, dargelegt. Daß er dabei das genaue Nachbilden des Versmaßes und das Vermeiden sogenannter unreiner Reime als etwas Wesentliches betont, stimmt wol nicht ganz mit der erfahrungsmäßigen Unmöglichkeit überein, bei peinlicher Beobachtung dieser Aeußerlichkeiten eine vorwiegend aus einsilbigen Worten und unreinen Reimen (z. B. smart = dirt = airt, und hint it = want it = sent it u. s. w.) bestehende Lyrik in unsere von vielsilbigen Worten wimmelnde Sprache ohne Einbuße an wichtigern Seiten des Originals zu übertragen, wie ich das schon öfters in d. Bl. und auch an anderer Stelle („Unsere Zeit", zehntes und elftes Heft, 1887) nachzuweisen gesucht habe. Daneben scheint es mir nicht unbedenklich, Mundartliches einzumischen, wo ganze Zeilen, ja ganze Verse in gutem Schriftdeutsch vorausgegangen sind und dadurch in dem Leser eine dem ländlichen Dialekt nicht entsprechende Stimmung erweckt ist. So heißt es in dem „Trauergesang":

> Klagt unter einer Klippe Hang
> Ein Barde laut um seinen Herrn,
> Den ach! ze fruh der Tod bezwang.

Oder:

> Und seinen Trauersang beginnt,
> Hallt dumpf das Echo ihn zruck.

Noch unvermittelter macht sich der Uebergang zum Mundartlichen in der Uebersetzung des Gedichts „I dream'd". Da lautet der eine, der erste Vers wie folgt:

Der Traum.

> Im Traum heut ruht' ich unter Blüten,
> Hold geküßt vom Sonnenschein;
> Rege Silberwellen sprühten,
> Vögel jauchzten durch den Hain.
> Plötzlich ward der Himmel düster,
> Wirbelwind durchrast den Wald;
> Mit Riesenarmen ringt die Rüster
> Ob der Flut, die finster wallt.

Und der andere Vers:

> So war auch meines Lebens Morgen,
> Der Freuden falscher Blütenschein:
> Ein wilder Blast vo Leid und Sorgen
> Brach lang vor Mittag öd herein.
> Schicksal, hast mi bös betrogen,
> Hast Lust verheißen und Leid gebracht,
> Doch isch die Hoffnung auch verflogen:
> Dies Herz hält Stand trotz Sturm und Nacht.

Es ist nicht zu erfinden, warum ein so wenig dem Bäuerlichen entsprechendes Gedicht durch jene drei Einschiebsel entstellt werden muß. Wer es vorliest, wird genöthigt sein, sie auszumerzen.

Es fehlt hier der Raum, um weiter auf den Gegenstand einzugehen, und es geschieht auch nur, um für die noch in Aussicht stehenden Uebersetzungen anderer Gedichte Burns' den Verfasser vor Misgriffen im Verwenden des Dialekts zu behüten. Wie gut das Mundartliche, wo es nicht blos wie ein erratischer Findling sich eindrängt, in andern Gedichten der Sammlung zur Geltung kommt, mag ein solches beweisen:

> Jüngst kamm mei jung Hansel-Bub
> Her in die Stadt
> Blau war sei Betzel,
> Kein Deckel hot's hatt.
> Jetzt tragt er en Biber
> Mit flatternden Federn.
> Heißa, jung Hansel-Bub,
> 's Hütle laß fledern.
>
> Jo, 's Hütle laß fledern
> So kühn wie e Falk;
> Frisch über den Grenzwall!
> Do wohnt meng e Schalk!
> Dir lehre mer Anstand,
> Die wölle mer ledern.
> Heißa, jung Hansel-Bub,
> 's Hütle laß fledern.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue des Deux Mondes" vom 15. December 1888 spricht sich gelegentlich einer Anzeige von Büchern, die sich zu Weihnachtsgeschenken eignen, über eine französische Ausgabe von W. Lübke's „Kunstgeschichte" folgendermaßen aus: „Die kunstgeschichtlichen Werke sind dieses Jahr nicht zahlreich, aber sie sind ausgezeichnet. ... Freilich verdanken wir das Handbuch der Kunstgeschichte («Manuel d'histoire de l'art», Paris, Firmin-Didot, 2 Bde.), welches in Frankreich immer noch fehlte, keinem Franzosen. Inzwischen sind wir zufrieden, daß man wenigstens den Gedanken gehabt hat, das von Wilhelm Lübke zu übersetzen. Es ist dies thatsächlich eins der besten, die es in Deutschland gibt, wo wir deren mehrere kennen. Indem wir dem Uebersetzer danken, müssen wir ihn wegen seiner Wahl beglückwünschen."

Dieselbe Nummer erwähnt die „Contes juives" von Sacher-Masoch, illustrirt mit Zeichnungen von A. Lévy, Vogel, Worms, Schlesinger u. s. w.: „Sacher-Masoch hat sich bei dieser Novellensammlung, deren Schauplätze er nach dem Elsaß, nach Deutschland, Oesterreich, Polen, England, Spanien verlegt, vorgenommen, ein Bild der alten jüdischen Sitten zu zeichnen mit ihrer biblischen Eigenart, ihrem kindlichen Aberglauben, mit ihren poetischen Legenden und ihrem so lebhaften Sinne für das patriarchalische Leben. Damit ihm dieses gelang, brauchte er nur aus seinem Skizzenbuche zu schöpfen, demselben, welchem er, wie unsere Leser sich ohne Zweifel erinnern, früher so viele lebendige und poetische Erzählungen entnahm. In der That sind diese «Contes juives» sowol durch die Auswahl der Stoffe wie durch die feine und zugleich nüchterne und kräftige Weise, mit der sie behandelt sind, eine Sammlung, welche einzig in ihrer Art ist."

— „The Athenaeum" vom 15. December 1888 berichtigt seine frühere Anzeige von Rennell Rodd's Schrift über „Kaiser Friedrich" auf Ersuchen wie folgt: „Die französische Uebersetzung von Mr. Rodd's biographischer Skizze über Kaiser Friedrich ist dem Verfasser vor der Veröffentlichung nicht unterbreitet worden. Derselbe lehnt daher jede Verantwortlichkeit für die Angabe ab, welche auf dem Titelblatt erscheint und welche lautet: «Publiée sous la direction ... de S. M. l'Impératrice Frédéric»."

— Die „Revue internationale" vom 10. Januar 1889 beginnt mit der Uebersetzung des Paul Lindau'schen Romans „Spitzen".

Dieselbe Nummer kündigt den zweiten Band einer Uebersetzung von Arthur Schopenhauer's Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung" an, welche A. Burdeau unternommen hat und die als gut geschildert wird. Schopenhauer, heißt es, habe sich in diesem zweiten Theile, wo er sich mit der Kritik Kant's beschäftigt, „freier dem Fluge seiner Leidenschaft und zuweilen seiner Phantasie überlassen. Hier folgt man ihm am gespanntesten, und niemand wird gewisse Abschnitte" (über die Theorie des Lächerlichen, den Stoicismus und über das metaphysische Bedürfniß der Menschheit) „lesen, ohne mehr als einmal hingerissen zu werden."

— Im „Temps" vom 28. December 1888 handelt E. Scherer über Dr. Heinrich von Eicken's „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung" (Stuttgart, Cotta, 1887) in sehr ausführlicher und anerkennender Weise, indem er in großen Zügen den Inhalt wiedergibt. Einleitend heißt es: „Die Deutschen haben ein Wort, um die Anschauung zu bezeichnen, welche ein Volk, ein Zeitalter, eine Entwickelungsstufe sich von der Welt, ihrer allgemeinen Auffassung der Dinge, dem Ergebnisse aller gemachten Erfahrungen, aller erworbenen Kenntnisse ... gebildet haben.... Wir (die Franzosen) müssen das durch eine Umschreibung ausdrücken. Das deutsche Wort «Weltanschauung» bezeichnet jene Art und Weise, sich die Welt und das menschliche Schicksal vorzustellen, welche den entscheidenden Zug jedes einzelnen Geschichtsabschnittes ausmacht. Vortreffliche Werke über die verschiedenen Abschnitte der Civilisation haben bei den Deutschen diesen Ausdruck zum Titel erhalten. Moriz Carriere hatte sich desselben bedient für seine Studien über die Philosophie des 16. Jahrhunderts. H. von Eicken, Archivar in Aurich (Hannover), ein bisjetzt wenig bekannter Schriftsteller, hat uns über die «Weltanschauung» des Mittelalters ein Werk geliefert, welches ich bedeutend nennen möchte. Eine große Gelehrsamkeit ist in diesem Werke in den Dienst eines geistreichen Gedankens gestellt. Die Thatsachen sind darin auf die Gesetze ihres Ursprungs zurückgeführt und H. von Eicken schreibt überdies mit einer bei seinen Landsleuten ziemlich seltenen Klarheit und Bestimmtheit. Beim Schlusse des Bandes hat man das Gefühl, einen geistigen Gewinn erzielt, sich für das Leben bereichert zu haben." Es folgt nun ein ausführlicher Auszug der Darstellung; dann schließt der Verfasser mit den Worten: „Ich gedenke später auf dieses Werk zurückzukommen, von dem ich heute nur die Tragweite angeben konnte. Die fesselndsten Stellen sind meines Erachtens die, wo der Verfasser zeigt, was der christliche Idealismus aus dem menschlichen Leben und aus der bürgerlichen Gesellschaft gemacht hat."

— Das „Athenaeum" vom 12. Januar 1889 bespricht die englische Uebersetzung des bekannten Werks von Professor F. Umlauft: „Die Alpen", übersetzt von Louisa Brough (mit Bildern; London, Kegan Paul, Trench u. Comp.). Nachdem die Eintheilung desselben dargelegt ist, heißt es: „Die topographischen Abschnitte sind im ganzen genau, aber die geringfügigen Einzelheiten, aus denen sie sich zusammensetzen, meist ohne genügendes Interesse und Wichtigkeit für den gewöhnlichen Leser.... Ueberdies sind in der englischen Ausgabe die Beschreibungen häufig so wiedergegeben, daß sie geradezu unverständlich sind, sogar für einen Leser, der das örtliche, allgemeine und geologische Wissen besitzt, welches der Uebersetzerin abzugehen scheint. Die Abschnitte, welche von den physikalischen Fragen handeln, sind theilweise hoffnungslos dunkel, und das ist nicht durchweg die Schuld der Uebersetzerin (Beispiel).... In dem englischen Buche wurden drei nützliche Karten ausgelassen, und eine Karte, welche keine Beziehung zu dem Texte hat, ist an die Stelle der in der deutschen Ausgabe vorzüglichen physikalischen Karte getreten. Die Abbildungen beider Ausgaben gleichen sich im wesentlichen."

Ebenda finden wir die Anzeige von der bevorstehenden durch S. J. Mac Mullan besorgten englischen Uebersetzung von Dr. F. H. Geffcken's „Politischen Federzeichnungen", die bekanntlich zum überwiegenden Theile das Britische Reich behandeln.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Spät erblüht! Aufgefundene Gedichte. Herausgegeben von R. v. Freydorf. Leipzig, Th. Knaur. 8. 2 M. 40 Pf.

Arnold, J., Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 50 Pf.

Arnold, M., Lebenswege im Dichterwald. Eine Mitgabe und zugleich ein Führer für das Leben. Für Geist und Herz gesammelt. Leipzig, Th. Knaur. 1888. 8. 3 M.

Bernard, J. (Muschi), Die Jungfrau von Oldenwörd. Novelle in Versen. Dresden, Pierson. 12. 75 Pf.

Bernstein, M., Kleine Geschichten. München, Bassermann. 8. 2 M.

Beta, O., Bei der Baronin von Plettenbach. Roman aus dem Highlife. München, Callwey. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Beta, O., Die zweite Ehe. Stiefeltern und Stiefkinder. Eine Beleuchtung vom socialen und rechtlichen Standpunkte für Alle, die es angeht. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Chiavacci, V., Bei uns z'Haus. Genrebilder aus dem Wiener Leben. Mit 3 Illustrationen. Teschen, Prochaska. 1888. 8. 2 M.

Cuno, Louise, Seufzer und Jubel-Lieder auf der Pilgerreise. Mit einem Bildnis und einer Lebensskizze der Dichterin. Marburg, Elwert. 1888. 8. 2 M. 60 Pf.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie. 18. Jahrgang. Wien, Manz. Lex.-8. 7 M.

Dulk, A., Entwurf einer Gesellschaftslehre. Leipzig, Findel. Gr. 8. 2 M.

Französische Einflüsse. Erinnerung an Luxemburg. Eine historische Skizze von B. Hartogensis. Berlin, Stilke. Gr. 8. 1 M.

Ferenz-Grison, Frauenspiegel. Aphorismen über Frauen, Frauennatur und Frauenleben. Wien, Hartleben. 1888. 16. 4 M.

Politisches Gedenkblatt. Proklamationen, Erlasse, Reden unter der Regierung Kaiser Wilhelm's II. Nr. 2. Berlin, Schildberger. 1888. Gr. 8. 60 Pf.

Grelling, R., Kaiser Friedrichs Tagebuch und der Prozeß Geffcken. Ein Vortrag. Berlin, Fried u. Comp. 1889. Gr. 8. 60 Pf.

Hertel, L., Die Salzunger Mundart. Meiningen. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wilhelm Friedrich Hertenstein, Bundespräsident der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Gestorben 27. November 1888. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1888. Gr. 8. 1 M.

Hückinghaus, K. A., Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 1 M.

Jacobowski, L., Aus bewegten Stunden. Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 50 Pf.

Janssen, J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 6ter Bd. Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des 30jährigen Krieges. 1stes u. 2tes Buch. Freiburg i. Br., Herder. 1888. Gr. 8. 5 M.

Junker's, W., Reisen in Afrika 1875—1886. Nach seinen Tagebüchern unter der Mitwirkung von R. Buchta herausgegeben von dem Reisenden. Mit circa 300 Original-Illustrationen von L. H. Fischer, R. Buchta, G. Schweinfurth u. A. und zahlreichen Original-Karten. 1ste Lfg. Wien, Hölzel. Gr. 8. 50 Pf.

Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Herausgegeben von F. Umlauft. 14ter u. 15ter Bd. Mit zahlreichen Abbildungen im Texte und je 1 Titelbilde. Wien, Graeser. 8. à 1 M. 60 Pf.

Lange, K., Ueber Apperzeption. Eine psychologisch-pädagogische Monographie. 3te, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. Plauen, Neupert. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Loven, H., Jörg von Falkenstein. Ein historisches Gedicht. Trier, Paulinus-Druckerei. 12. 5 M.

List, G., Carnuntum. Historischer Roman aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. 2 Bde. Berlin, Grote. 1888. 8. 7 M.

Feldmarschall Graf von Moltke. Von *** Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von von Scriba. Mit 1 Plane der Reisen Moltke's in Asien. Minden, Bruns. 8. 3 M.

Radnitzky, E., Die Parteiwillkür im öffentlichen Recht. Wien, Manz. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. Neue Folge. 61stes Hft.: Die Anfänge der Sprache. Von R. Stengel. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A. G. 1888. Gr. 8. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigentheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 14. Februar 1889.

Inhalt: Bulthaupt's Dramaturgie der Classiker. Von Heinrich Löbner. — Bücher aus Oesterreich. Von Theodor von Sosnosky. — Aus Afrika und Amerika. Von Alfred Kirchhoff. — Zwei entgegengesetzte poetische Erscheinungen und Anthologien. Von Eduard Maria Schranka. — Historische Schriften, besonders zur preußischen und deutschen Geschichte. Von Walther Schultze. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Bulthaupt's Dramaturgie der Classiker.

Dramaturgie der Classiker. Von Heinrich Bulthaupt. Erster Band: Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Zweiter Band: Shakespeare. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1889. 8. 10 M.

Das Buch Bulthaupt's hat das seltene Glück genossen, gleich bei seinem ersten Erscheinen die Gunst der Gebildeten zu gewinnen und von da ab in immer weitere Kreise zu dringen und in der allgemeinen Schätzung zuzunehmen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit ist eine dritte Auflage nöthig geworden, ein Beweis, daß die Grundlage des Buchs Anerkennung gefunden hat. Es liegt das nicht allein in dem stetigen starken Hinweis auf das rein Theatralische der betrachteten Schöpfungen, so fruchtbare Gesichtspunkte sich auch aus dieser Betrachtungsweise gewinnen ließen, sondern, wie mir scheint, ebenso in der durchaus gesunden Anschauung über poetische Dinge überhaupt, welche dem Leser ein Gefühl der Sicherheit geben, das den Genuß um so mehr erhöht, als man sonst aus ästhetischen Werken eines unerfreulichen und beunruhigenden Schwankens wichtiger Begriffe leider nur zu gewohnt ist. Vielleicht stört das zu geringe Betonen der Methode in der Untersuchung den wissenschaftlich geschulten Leser etwas, da es nicht eben leicht wäre, aus dem beigebrachten Material und der verschiedenen Betrachtungsweise der einzelnen Schöpfungen die für Bulthaupt's poetische und dramaturgische Anschauung charakteristischen und von andern abweichenden Gesichtspunkte auf klare unzweideutige Formeln zu bringen. Aber wir sind weit davon entfernt, ihm hieraus einen Vorwurf zu machen, zumal er selbst „Allgemeinheiten“ nicht zu verheißen wagt. Er wäre froh, sagt er, „wenn seine Beobachtungen einige Fingerzeige für eine spätern Zeiten aufzubehaltende Aesthetik des germanischen Dramas lieferten.“ Und für den durch trockene oder unfruchtbare rein ästhetische Erörterungen zur Genüge ermüdeten modernen Leser ist es eine Erholung, einmal unter kundiger Führung einfach an die großen Schöpfungen heranzutreten, deren Genuß uns bisher nicht selten durch einseitige Doctrin verkümmert wurde. Es ergibt sich auf diesem Wege eine solche Fülle feinsinniger Beobachtungen, manches wird in eine ganz andere Beleuchtung gerückt, auch kann man selten so geheime Blicke thun in die Werkstatt der großen Dichter und wird einem selten die ganz verschiedene Beanlagung und Begabung (worunter zu unterscheiden ist) der einzelnen so deutlich wie gerade hier bei Bulthaupt.

Lessing, der erste der zu betrachtenden Classiker, tritt uns nicht als der Dichter des nüchternen Verstandes und kühler Berechnung entgegen (was eigentlich ein Widerspruch in sich ist), den die Romantiker aus ihm machen wollten. Er hat tiefe Blicke ins Menschenleben gethan und streift mehr als einmal den Punkt, wo das Bewußte und das Unbewußte einander berühren. Er hat auch in einigen Gestalten das niedergelegt, was ihm als Dichter meist abgesprochen wurde: Gemüth. Freilich, bis zu dem eigentlichen „tragischen Ton“ drang er nicht durch, den traf erst Schiller. Die Katastrophe der „Emilia“ versucht Bulthaupt nicht zu retten, und im „Nathan“ macht er, abweichend von bisherigen Ausführungen, geltend, daß die Parabel von den drei Ringen nicht organisch mit dem Ganzen verknüpft ist. Das Grundthema des Stücks ist die Liebe, im höchsten Sinne. Für das rein Poetische des Stücks hat Bulthaupt warme Worte.

Goethe — das ist das Ergebniß der diesem Dichter gewidmeten Betrachtungen — war im Grunde seines Wesens nicht Dramatiker. Bei dem Voninnenherauswachsen seiner Schöpfungen ging das rein Dramatische nicht selten ver-

loren; auch scheute er, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, vor dem rein Tragischen zurück: ein solcher Stoff würde ihn zerstören, meinte er. Das bühnengerechteste seiner Stücke ist der „Clavigo". In der Durchführung der Charaktere liegt Goethe's Stärke; die Frauengestalten gelingen besser als die Männer; für die im Gemüth verlaufenden Vorgänge ist mehr Neigung und Geschick der Darstellung vorhanden als für die Staatsaction. Für das Volk hat er kein besonderes Herz, seine Niederländer brauchten den Bluthund Alba gar nicht, es genügte eine Margarethe, um sie in Ordnung zu halten. Aber die Individuen sind ausgezeichnet charakterisirt, im „Götz", im „Egmont", im „Faust". Im „Tasso" will Bulthaupt zwei organisch nicht recht zusammenhängende Theile erkennen; der Tasso der zweiten Hälfte sei nicht der der ersten. Gegen die Bühnenaufführung des zweiten Fausttheils spricht er sich im Princip aus; gegen seine Begründung: daß die auf dem Theater gesehenen Symbole gerade durch ihr leibliches Schauen an ihrer Symbolik bedeutend einbüßen, läßt sich nicht viel einwenden; derselbe Grund wird bei einigen Shakespeare'schen (rein poetischen) Stücken geltend gemacht.

Den glänzendsten Abschnitt des ersten Bandes bildet die Betrachtung der Schiller'schen Dramen. Auch bei Bulthaupt vollzieht sich in gewissem Sinne eine Ehrenrettung. Hatte man früher eine Zeit lang die Größe Schiller's in seinem sittlichen Pathos und seinem hervorragend theatralischen Instincte finden zu müssen geglaubt und das specifisch Dichterische in ihm nur unter gewissen Beschränkungen zugegeben — Schiller hat einmal davon gesprochen, daß er sich beim dichterischen Schaffen belausche, sich selbst also in gewissem Sinne die Naivetät aberkannt, was man nicht ernst zu nehmen braucht —, so betont Bulthaupt neben dem dramatischen den dichterischen Genius Schiller's ganz besonders. Nie bleibt bei ihm im Drama ein ungelöster Gedankenrest, der nicht in Poesie umgesetzt ist, und die hohe Symbolik, die seinen Motiven oft innewohnt, rückt seine Schöpfungen stets in das Gebiet des rein Poetischen, während zugleich alles in ihnen von einer erstaunlichen dramatischen Folgerichtigkeit und theatralischen Sinnfälligkeit ist. Seine Neigung, durch gleichmäßiges Pathos die Figuren einander unterschiedslos anzugleichen, ist doch mehr auf den Moment der Erregung beschränkt; im einzelnen, in den Scenen reiner Handlung, ist er durchaus realistisch. Das Tragische eines Stoffs hat er überall getroffen. In „Don Carlos" bemängelt Bulthaupt mit Recht den Opfertod des Marquis Posa; und was er gegen die „Jungfrau von Orleans" einzuwenden hat: daß sie die wirkliche und die wunderbare Welt unorganisch vermische, sodaß selbst der Begriff des Symbolischen zur Einigung nicht immer ausreiche, ist im letzten Grunde nicht anzufechten.

Heinrich von Kleist steht neben seinen großen Vorgängern schon durch seinen hervorstechenden Subjectivismus vereinzelt. Ihm ist die Tragik eine Collision des Gefühls, und er schlägt leicht ins Pathologische um: worin zugleich die Tragik seines Lebens liegt. Die unbeholfene Anmuth seiner Sprache — die übrigens doch mehr „Stil", ja Manier war, als Bulthaupt annimmt — wird einer feinfühligen Betrachtung unterzogen; „Der Prinz von Homburg" erscheint durch Bulthaupt's einleuchtende Motivirung in das rechte Licht gerückt. Kleist's absichtliche Härten und Häßlichkeiten hätten sich vielleicht gemildert, wenn sein Leben anders verlaufen wäre.

Der zweite Band gilt Shakespeare. Die Fülle neuer Anregungen, die in diesem Buche stecken, läßt sich kaum übersehen. Jedenfalls ist dieses bis zum Hellsehen gesteigerte Nachfühlen des Shakespeare'schen Genius nur bei einer selbst dichterisch hochbegabten Seele möglich. Wenn man Bulthaupt's Ausführungen mit Hingebung liest, so begreift man kaum, wie die vielfachen Verkehrtheiten, die über den großen Briten zu Tage gefördert wurden, überhaupt möglich gewesen sind. Der schwerste Vorwurf trifft die deutsche Kritik, die auch nach dem Absterben der eigentlichen „Hegelei" fortfuhr, an Shakespeare zu difteln und zu construiren. Wohl wohnt, wie Bulthaupt auf Schritt und Tritt nachweist, Shakespeare's Dichtungen eine hohe Symbolik inne, wohl sind Scenen und Motive öfter geradezu symbolisch zu nehmen: aber immer ist es das Leben des Menschen selbst, sein Auf und Ab, das was jeder an sich und in sich erfährt, es sind die Höhen und Tiefen der Menschennatur, das Typische im Schicksal, was der Dichter in tiefsinnige Bilder kleidet: niemals Begriffe, die außerhalb des Lebens selbst liegen.

Im einzelnen, dramaturgisch und psychologisch, hat Bulthaupt viel gegen Shakespeare auf dem Herzen; und zum Segen der Sache, die nur durch Offenheit gefördert werden kann, durch Autorität und Autoritäten nicht mundtodt gemacht — eine unerfreuliche Eigenschaft gerade deutscher Kritiker —, hält er mit nichts zurück. Je höher ihm der Dichter steht, je leidenschaftlicher er sich ihm hingibt, desto besonnener wendet er sich gegen offenkundige Fehler, um welche die Commentatorenkritik meist einen scheuen Bogen macht. Die Historien gelten ihm nur bedingungsweise als Dramen, weil hier das politische Moment, Shakespeare's Chauvinismus, das poetische beeinträchtigt. Der Hochmuth, der für den Engländer typisch ist, stammt nicht erst von heute. Theatralisch am höchsten steht bei Bulthaupt „Richard II.", dichterisch „Heinrich IV." Gegen „Richard III." polemisirt er nachdrücklich: seine Bosheit ist ihm in der Anlage des Stücks nicht genügend motivirt. Dasselbe gilt vom Jago im „Othello", demjenigen Stücke Shakespeare's, dessen meisterhafter Aufbau auf dem anfechtbarsten Grunde ruht. In vielen Dramen weist Bulthaupt Willenswendungen der Personen nach, welche der Dichter nicht begründet hat, und erblickt darin mit Recht eine Schwäche, die aus Shakespeare's theilweise flüchtigem Arbeiten fließt. Die Zergliederungen von „Julius Cäsar", „Hamlet", „Coriolan", „Lear", „Macbeth" sind in ihrer Art meisterhaft, und „Macbeth" gilt Bulthaupt als die modernste Tragödie

Shakespeare's. Denn die dramatische Technik ist seit Shakespeare fortgeschritten, und der „Macbeth" nähert sich am meisten der modernen Technik, welche den ganzen psychologischen Proceß vor den Augen des Zuschauers entwickelt und lückenlos motivirt. Bei „Romeo und Julie" wird das sinnliche Element stark betont, was überhaupt in den italienischen Stücken mit Nachdruck hervortritt. Dem „Kaufmann von Venedig", welcher auf dem Theater nur durch die Rolle des Shylock zusammengehalten wird, sagt Bulthaupt üble Dinge nach, welchen ein gesundes Empfinden nur zustimmen kann. Denn er wirkt entschieden verletzend. In den Komödien legt Bulthaupt Nachdruck auf das rein poetische Element, auf die Welt des Märchens: und hier ist es, wo Natur und Menschenleben durch die Poesie höchst wunderbar symbolisirt werden. Freilich merkt man gerade bei den Komödien, wie viel die drei Jahrhunderte und unsere eigene romantische Periode schon neuen Inhalt in die bunten Spiele der Laune hineingelegt haben. Wir stehen ihnen nicht mehr ganz unbefangen gegenüber.

So umspannt das Bulthaupt'sche Buch die Summe alles dessen, was uns im Drama als Höchstes gilt. Es wird uns das Warum der großen ewigen Wirkung klar, wir werden aber auch hingewiesen auf jene Punkte, wo die Dichtung mit etwas Unerklärtem in unserm Innern zusammentrifft und wo vielleicht ihre größten Wirkungen liegen. — Es steht noch ein dritter Band zu erwarten, in dem auch Grillparzer berücksichtigt werden soll.

Heinrich Löbner.

Bücher aus Oesterreich.

1. Bei uns z' Haus. Genrebilder aus dem wiener Leben von Vincenz Chiavacci. Mit fünf Illustrationen. Teschen, Prochaska. 1889. 8. 2 M.

Man ist dahin gekommen, Realismus für gleichbedeutend mit Pessimismus zu halten, wenn nicht mit Schlimmerem. Und doch müßte die Etymologie des Wortes schon allein dieser Begriffsverwirrung ein Ende machen!

Wenn auch echte Realisten, wie der berühmte Daudet und dessen österreichischer Vertreter, der noch viel zu wenig gekannte Schwarzkopf, oder der Norweger Kielland zumeist düstere Lebensbilder bringen: was können sie dafür, daß das wirkliche Leben mehr Schatten als Licht bietet! Daß der Realismus aber auch dieses kennt und sich dessen freut, dafür ist V. Chiavacci's Buch „Bei uns z' Haus" der glänzendste Beweis; denn niemand kann ihm beim besten Willen dazu den Vorwurf machen, es sei pessimistisch, jedermann aber muß zugeben, daß es wahr ist. Lebenswahr und doch voll des köstlichsten Humors, eines Humors, der nichts gemein hat mit dem sogenannten Humor der Feuilletonisten und Possenfabrikanten. Nein, aus diesen Blättern hört man das Lachen eines tiefen und reichen Gemüths, das zu Herzen geht, wie es aus dem Herzen kommt: ein Lachen, das manchmal sogar Thränen erzeugt. Aber wenn der Verfasser auch manchmal Trauriges erzählt, er läßt keine Verstimmung aufkommen; noch mit Thränen im Auge lacht er wieder. Der frohe goldene Sonnenschein der Jugend, der über den Skizzen „Storch und Störchin", „Die Hendelköpf", „Juchhe die Allianz!", „Allerlei Volksbäder", „Die Abenteurer" ruht, ist wirklich herzerquickend. „Juchhe die Allianz!" enthält übrigens auch einen feinen, kaum unabsichtlichen Zug, der in unserer Zeit des Nationalitätenhaders ungemein wohlthuend berührt: auch die liebe Straßenjugend hat von der österreichisch-russischen Spannung gehört und bringt sie in ihren Kampfspielen zum Ausdruck. Der böhmische Lehrjunge Wenzel schwankt einen Augenblick, welcher Partei er sich anschließen soll, dann stürzt auch er prügelmuthig auf die Pseudorussen. Die Skizzen „Wann i net wär", „Die Abtödtung des Fleisches", „Uns habn s' b'halten", „Eingezwickt", „Der Pfeifenkrieg", „Der 29. Februar", „Derzeit zu schwach", „Der Ehemann auf Raten", „Der Ersatzmann" sind wahre Schatzkästlein von Menschenkenntniß und Humor. Einen herbern Ton schlägt der Verfasser in den Skizzen „Vor Gericht", „Die Lotterieschwestern" und „Holz und Kohlen" an, in denen er den Typus der „Bisgurn" variirt, den er schon in seinem vorletzten gleich vortrefflichen Buche „Wiener vom Grund" so treffend gezeichnet hat. Ein ernster Grundton klingt bei allem Humor aus der kleinen Geschichte „Der Stolz des Hauses". Ernster noch sind „Kreuzerschmerzen" und „Der Hausstand", Bilder aus dem kümmerlichen Leben, das so vielen Kleinbürgern in der Großstadt beschieden ist. Traurig endlich, tief traurig sind die Erzählungen „Der Organisator", „Das Leben auf Raten", „S' Hansmüatterl" und „Brav bleiben"; stille, aber darum nicht weniger ergreifende Tragödien, wie sie sich in der Großstadt täglich unbemerkt abspielen.

Welcher unter all diesen 34 kleinen Geschichten die Krone zuzusprechen ist, läßt sich nicht sagen. Wenn man sie liest, so glaubt man fast bei jeder: diese ist die beste; so gäbe es unter den 34 gewiß 30 beste! Die Wahl thut in diesem Falle wirklich weh, aber dieses Wehthun ist doch wohlig; denn man wird wieder daran erinnert, daß es doch noch gute Bücher gibt, woran man manchmal zweifeln möchte.

Die zwölf politischen Standreden der Frau Sopherl vom Naschmarkte zum Schlusse des Buchs bedeuten in dessen literarischem Werthe allerdings keine Steigerung, gehörten also zu Anfang desselben oder in ein anderes Buch, aber immerhin hört man der entrüsteten Frau Pimpernuß ganz gern zu, wenn sie ihre oft sehr zutreffenden fremdwörtergespickten „Phillipikas" gegen die Welt-

und Ortsereignisse schleudert, besonders gegen diese; freilich haben ihre Ergüsse darum auch fast nur für den Wiener Werth oder doch nur für den, der die Verhältnisse daselbst kennt. Dieser und jener aber wird sich von dem ganzen Buche mächtig angezogen, angeheimelt fühlen und sich denken: ja so, genau so ist es „bei uns z' Haus".

Ein Buch, welches das Fühlen und Denken, das Thun und Lassen eines Volks so meisterhaft widerspiegelt, macht seinen Verfasser zum echten Volksdichter. Man braucht ja nicht in Versen zu schreiben, um Dichter zu sein! Chiavacci ist allerdings noch nicht so gefeiert wie Anzengruber, Ganghofer und Rosegger, aber wahrer, natürlicher und scharfsichtiger als diese übrigens talentvollen Männer. Er ist nicht tendenziös wie der erste, romantisch-schönfärbend wie der zweite und manierirt wie der dritte.*) In seinem Buche findet man die alt- und weitberühmte wiener Gemüthlichkeit im wahren Sinne des vielmisbrauchten Wortes. Nicht dort, wo sie sich vorlaut nach jedem dritten Worte eindrängt und prahlerisch sich selbst lobt, nicht — wie es jetzt Mode ist — bei den sogenannten Volkssängern ist sie zu suchen, deren zotenhafte Plattheiten von Gemüth auch nicht eine Spur haben und nur auf die Eitelkeit des wiener Publikums abgesehen sind, sondern im ungekünstelten Ausdruck eines warmen Menschenherzens.

Nicht blos für den Wiener, für den Oesterreicher hat Chiavacci's Buch Interesse und Werth, für jeden, der in einem Buche nicht hohle Schemen, Marionetten des Verfassers, sondern warmblütige, natürliche Menschen treffen will. Menschen aber, fast greif- und hörbar lebendige Menschen sind Chiavacci's Wiener in erster Linie, in zweiter: Wiener. In dem localen Mikrokosmus dieses Buchs steckt die ganze Menschheit — spiegelt sich im kleinen Auge doch eine ganze Welt!

2. Erzählte Lustspiele. Neues aus dem Highlife von B. von Suttner. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.

Nur die allerwenigisten Lustspiele können eine Kritik vom literarischen Standpunkte halbwegs genügend bestehen. Man soll sie daher auch nur auf ihre Bühnenwirksamkeit hin prüfen und dann gut nennen, wenn man sich bei ihnen unterhält, schlecht, wenn dies nicht der Fall ist; gerade so wie bei der Zwillingsschwester des Lustspiels, bei der Posse. Daß eine Kunstgattung, die sich der ernsten verstandesmäßigen Beurtheilung gegenüber als Noli me tangere zeigt, nicht hoch steht, ist wohl klar. Sie steht aber noch tiefer, wenn ihr die dramatische Form versagt und die epische gegeben ist; denn dann muß sie ihre einzige Stütze, die Bühnenwirksamkeit, entbehren und kann sich als Novelle der literarischen Kritik nicht entziehen. Dieser Fall tritt in Baronin von Suttner's Buch „Erzählte Lustspiele" ein. Mit einigem guten Willen kann man auf dasselbe zwar das in Reclamebesprechungen so beliebte Wort „liebenswürdig" anwenden, das ist aber auch das höchste Lob, welches man ihm zollen kann.

In der ersten und längsten Novelle, „Franzl und Miezl", erzählt eine alte Dame die komisch-romantische Geschichte ihrer ersten Liebe mit genauer Wiedergabe aller Gespräche und Mienen von anno dazumal. „Ein Weihnachtslustspiel" macht in seiner Gezwungenheit und Unwahrscheinlichkeit den Eindruck, als habe die Verfasserin für irgendein Blatt durchaus eine Weihnachtsgeschichte schreiben wollen, es sei ihr aber nichts Rechtes eingefallen. Die Erzählung „Der Klavierstimmer" ist eine echte Lustspielverwickelung, in der bedenklichen Ich-Form gehalten. In der Novelle „Langeweile" schreibt ein junger Cavalier aus Langeweile einen geistreichelnden Aufsatz über die Langeweile — die Helden der Frau von Suttner schreiben mit Vorliebe Tagebücher. „Ermenegildens Flucht" ist ein ganz netter Aprilscherz. In den „Enthüllungen" bekommt man nichts Erquickliches zu sehen, nur leichtfertige Unnatur — eine kleine Gesellschaft gibt zum Zwecke der Unterhaltung ihre Herzensgeheimnisse preis. Diese Enthüllungen hätte die Verfasserin sich und dem Leser sparen können!

3. Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 12. 2 M.

Baronin Eschenbach ist eine scharfe Beobachterin seelischer Vorgänge; ihre Arbeiten sind daher reich an psychologischen Feinheiten. In besonderm Grade gilt das von der Novelle „Die Unverstandene auf dem Dorfe", welche schon vor drei Jahren in den „Neuen Dorf- und Schloßgeschichten" und jetzt in der zweiten Auflage als eigenes Buch erschienen ist. Freilich kann man sich bei der Lektüre derselben nicht ganz eines leisen Zweifels erwehren, ob denn eine ungebildete Frau wirklich so zart empfinden kann wie die „Unverstandene". Durch die feine Ironie, die über der ganzen Erzählung schwebt, wird deren Objectivität nicht im geringsten geschädigt, im Gegentheile: sogar gefördert — die ganze Novelle ist eine Ciselirarbeit! Doch geht die Verfasserin in ihrer Vorliebe für derartiges Schaffen zu weit: um von dem Seelenleben ihrer Gestalten nur ja ein recht genaues Bild zu geben, reiht sie einen feinen Zug an den andern und streift dabei manchmal hart an das verpönte Gebiet der Langeweile.

4. Der Ueberfall. Ein wahrheitsgetreues Culturbild aus Rußland von M. Schapira. Prag, Brandeis. 1889. 8.

Der Verfasser dieses Buchs ist zwar kein Oesterreicher, sondern ein russischer Jude, lebt aber in Oesterreich. Man kann sein Buch daher in diesem Aufsatze besprechen, ohne gegen dessen Titel zu verstoßen. Er schildert in seinem Buche „Der Ueberfall" eine nächtliche Heimsuchung des jüdischen Viertels in Wilna durch Polizei anläßlich des Paßzwanges. Daß die Juden in Rußland wirklich argen Verfolgungen ausgesetzt sind, wird jeder glauben, der über

*) Dies Urtheil hat der Herr Verfasser zu vertreten. D. Red.

russische Verhältnisse einigermaßen unterrichtet ist. Dagegen also, daß der Verfasser Wahres oder doch Wahrscheinliches erzählt, läßt sich gerechterweise nichts einwenden; sehr viel aber gegen die Art, wie er es erzählt. Er thut es in der ersten Person, vergißt aber das bisweilen und berichtet des Langen und Breiten, was da und dort gesagt und gethan worden, obwol er es nicht gehört und gesehen haben kann, da er zur Zeit ganz wo anders geweilt hat. Abgesehen von dieser lächerlichen und unverzeihlichen Sinnwidrigkeit ist die ganze Geschichte mit hebräischen Ausdrücken und der Schilderung jüdischer Gebräuche durchsetzt; jene sind zwar mit erklärenden Anmerkungen versehen, diese aber bleiben dem Nichtjuden unverständlich. Der widerwärtige Eindruck, den das Getriebe dieser zahlreichen Judenfamilien macht, läßt kein rechtes Mitleid mit ihrem Elende aufkommen. Ob dieser Realismus ganz der Absicht des Verfassers entspricht, ist doch fraglich. Die schwülstige, grammatisch wiederholt unrichtige Sprache und der unerquickliche Galgenhumor verstärken noch das Widrige des Eindrucks. Welch metaphorische Ungethüme der Verfasser in seiner Bildersucht zu Stande bringt, mögen folgende Proben beweisen. Da heißt es zu Beginn des dritten Kapitels:

> In meinem Herzen jubelte seine (des glücklichen Theologen) Freude, um die sich aber hin und wider (ohne „e"!) die traurigen und zum Theil auch neidvollen Blicke seiner armen, durch fremde Schuld paßlosen Collegen, mit denen sie ihn, den Glücklichen, angesehen, zu einer düstern Wolke zusammenzogen, die mit den Thränen des in der Garküche weinenden Knaben geschwängert war.

Bei seiner Gefangennahme schreibt der Verfasser voll Witz:

> Die Polizeileute, die sich, als man bei der Prüfung meiner Personalien mir in die Augen schaute, in diesen und zwar in den Pupillen postirt hatten, mußten dieselben bereits verlassen haben, denn sie hatten sonst meinen Blicken keine Freiheit geschenkt.

Und nun gar folgende bilderstrotzende Stelle:

> Der Anblick der armen (gefangenen) Kinder tauchte vor mir mit stummer ohnmächtiger Klage gegen die Zustände auf und ließ in meinem gebrochenen Herzen ein heftiges Schmerzensfeuer emporlodern. Ein tiefer Seufzer entrang sich meiner Brust. Es war dies ein Feuerlärm, auf den die Thränen herbeieilten, den Brand zu löschen. Aber die ungeschickten Löscherinen (mit einem „n"!) löschten mir die Wangen, die gefühllosen Wangen, wo das Feuer gar nicht brannte, während unten das brennende Herz zusammenstürzte.

Aus diesen Beispielen kann man wol zur Genüge sehen, daß die Lektüre dieses Buchs trotz seiner nur 99 Seiten keine angenehme Aufgabe ist.

Theodor von Sosnosky.

Aus Afrika und Amerika.

1. Harar. Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern Ost-Afrikas von Philipp Paulitschke. Nebst Beiträgen von Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und Dr. Heinrich Wichmann. Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 15 M.

Während wir sonst gewohnt sind, leere Räume auf der Karte von Afrika als Spuren unserer noch immer mangelhaften Bekanntschaft mit diesem Erdtheil in seinem Innern zu erblicken, beginnt in jenem breiten östlichen Vorsprunge, welchen das afrikanische Festland südlich vom Busen von Aden in das offene indische Weltmeer vorschiebt, die nahezu undurchforschte Gegend fast schon dicht hinter der Küste. Darum ist uns jeder Beitrag zur bessern Erkenntniß dieses östlichsten Afrika ganz besonders willkommen.

Vorliegendes Reisewerk beschert uns einen solchen aus der Feder des wiener Geographen Dr. Philipp Paulitschke, welcher vor einigen Jahren an der Seite des Freiherrn Dr. von Hardegger einen erfolgreichen Zug von Zeila (Seila) am Adener Golf gen Südwesten bis in die Umgebung von Harar ausgeführt hat. Im umfangreichern ersten Theile des Werks schildert Paulitschke ausführlich den Verlauf und die Eindrücke dieser Reise. Die nachfolgende Abtheilung enthält dann, zum Theil aus der Feder der betreffenden Specialforscher, Berichte über die unterwegs angestellten topographischen und Witterungsbeobachtungen, über die botanische, zoologische und geognostische Ausbeute, endlich geschichtliche Urkunden über Harar nebst Linguistischem (auch Sprachproben der Gallamundart von Harar). An dieser Stelle muß es natürlich genügen, einiges aus dem beschreibenden Theile hervorzuheben.

Der Zug ging zunächst durch die wüstenhaften, meist höchstens parkartig bewachsenen Lande der Somâl (das bei uns irrthümlich für die Mehrzahl gebräuchliche „Somali" ist vielmehr Singular). Seit dem durch die Heimtücke von Somalen in Kismaju verübten Morde unsers Dr. Jühlke graut es uns vor der Mordlust dieser Menschen. Auch der Verfasser bestätigt letztere, fügt jedoch hinzu, daß die Somalen gegeneinander ehrlich sind, nur gegen Fremde, insbesondere gegen weiße Reisende, diebisch, verrätherisch und gewaltthätig. Der Mord, an einem Fremden begangen, adelt, ja, der Werth eines Mannes wird nach der Anzahl der von ihm erschlagenen Feinde bemessen; weit verbreitet ist die Sitte, daß der Jüngling erst dann um die Hand eines Mädchens werben darf, wenn er Feinde getödtet hat. War letzteres nicht aber dereinst genau ebenso üblich bei unsern Vorfahren, z. B. bei den Chatten, d. h. den Alt-Hessen?

Die Somâl, äußerlich den Nubiern ähnlich sehend, haben im übrigen gleich den übrigen Steppen- und Wüstenvölkern eine einfache, genügsame Lebensweise. Durrafladen und Reis bilden ihre Hauptnahrung, dazu liefern ihnen ihre Heerden Milch, denn sie züchten Kamele, Rinder,

Schafe und Ziegen. Geistige Getränke sind ihnen unbekannt, weil das Land keine zur alkoholischen Gärung brauchbaren Stoffe liefert und die Einfuhr gebrannter Wasser zu theuer zu stehen kommt. An Mannesmuth sind diese stets bewaffnet einherschreitenden Krieger nicht gerade ausgezeichnet, doch ihr Geist zeigt gute Beanlagung, ihr Temperament ist leicht erregbar. Ein Somalmädchen würde es nicht wagen, auch nur ein Wort mit einem fremden Manne zu wechseln; verheirathete Frauen halten ihren Gatten unverbrüchliche Treue.

Nach dem Eintritte in die Gallaländer erreichte die Expedition nach Zurücklegung von etwa 370 Kilometer, von Zejla ab gerechnet, die Stadt Harar. Sie ist an einem Berge erbaut und zwar (abgesehen von den eingestreuten Schilfhütten der Gallas) massiv, aus demselben rothfarbenen Granit, aus welchem der Berg selbst besteht. Das verleiht der Stadt bei der Zusammengedrängtheit ihrer Gebäude im Abendsonnenschein einen bezaubernden Anblick. Harar überzieht seinen Berg bis zu seinem abgerundeten Gipfel von 1856 Meter Seehöhe; der kahle Gipfel des benachbarten Hâkim überragt die Stadt noch bis zu einer Höhe von 2565 Meter. Bei so beträchtlicher Bodenerhebung ist das Klima von angenehmer Milde; unmittelbar um die Stadt lagert sich ein dichter Kranz von Bananen- und Kaffeepflanzungen, letztere eine wahre Pracht zur Zeit ihrer schneeweißen Blüte.

In den 8000 Steinhäusern und 1500 Gallahütten Harars wohnten 1885 rund 42000 Menschen, eingerechnet die 2—3000 Mann der ägyptischen Garnison. Man sieht unerwarteterweise in der Stadt überwiegend Frauen, da zwei Drittel der gesammten Bewohnerschaft auf das weibliche Geschlecht entfällt. Etwa 24—25000 der Einwohner sind echte Harari, 6000 Gallas, 5000 Somalen, 3000 fast gänzlich entnationalisirte Abessinier aus Schoa und Amhâra.

Sehr interessant ist die ethnische Deutung der „eigentlichen Harari", wie sie der Verfasser gibt: dieselben sind ein dank der geschützten Lage ihrer Stadt hinterbliebener Rest der einst weit über Abessinien hinaus ausgedehnten südarabischen Bevölkerung, der nach ihrer Sprache sogenannten Aethiopier. So stellt also Harar eine einsame Hochburg des Semitismus dar, nachdem in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter Achmed Mohammed Granj, dem gewaltigen Eroberer, und nachmals durch den Einfall der Oromo-Gallas die Aethiopier der weitern Stadtumgebung ausgerottet worden. Später sind dann zahlreiche Einwanderungen von Arabern erfolgt, welche sich zwar den Harari sprachlich anpaßten, aber doch auch ihrerseits die Reinheit der in Harar geredeten äthiopischen Mundart beeinträchtigten.

Ihren psychischen Eigenschaften nach kann man die Harari als ein Volk von Knechten bezeichnen, denn alle Kennzeichen eines knechtischen Sinnes sind in ihrem Charakter hervorragend ausgebildet. Mannesmuth und Manneswürde, vereint mit Klugheit, Ueberlegung und moralischen Grundsätzen, kann man an ihnen nur sehr selten beobachten. Die jahrelange Knechtung des Volks durch die Emire und die unausgesetzte Bedrohung durch die Gallas haben aus den Bürgern von Harar ein Volk von Sklaven gemacht, bar alles Urtheils, aller selbständigen Schaffenskraft, ja aller Willensregung. Feigheit, Hinterlist, religiöser Fanatismus, Mangel an nationaler Duldsamkeit sind ihnen in hohem Grade eigen. Dem servilen Sinne verwandt ist die Laxheit der Sitten auf seiten beider Geschlechter, besonders aber der Frauen, welche, mögen sie selbst höhern Ständen angehören, weder Zucht noch Anstand kennen. Diese Eigenschaften üben natürlich einen argen Rückschlag auf die Familie und auf das kleine Staatswesen aus. So ist es denn gekommen, daß die witzigen Araber den Harari schon in alten Zeiten mit dem Urbilde der thierischen Trägheit und Dummheit, dem Wodichêra (Esel), verglichen und die Bürgerschaft von Harar im Scherz und Ernst eine „Colonie von Eseln" zu nennen pflegen.

Erst im Jahre 1875, als der ägyptische Khedive Ismael den dann so schmählich verunglückten Anlauf zur Eroberung Abessiniens nahm, wurde Harar der Oberhoheit des Khedive unterworfen und blieb es zehn Jahre hindurch. Das war eine kurze, viele Hoffnungen erweckende Periode des Aufschwungs nach tiefer Versunkenheit in politischer, socialer und materieller Beziehung. Plötzlich aber kam 1884 die Kunde, die ägyptische Besatzung müsse schleunigst abziehen, weil der ferne Süden des Aegypterreichs nicht mehr zu halten sei. Nun war es wieder vorbei mit allem Fortschritte und mit der Sicherheit vor den Einfällen der benachbarten kriegslustigen Nomaden, denen zehn Jahre lang die ägyptischen Baschi-Bosuks Scheu einzuflößen gewußt hatten.

Was aber auch ferner geschehen mag, immer wird der Stadt Harar ihre bevorzugte geographische Lage gewahrt bleiben. Wie Timbuktu im Westen, Kuka im mittlern Sudan, so bildet Harar im Osten das Eingangsthor nach dem äquatorialen Afrika. Daher das bunte Zusammenströmen von so vielerlei Volk an dieser Stätte, daher die Vorörtlichkeit Harars als Marktplatz. Die inländischen Hauptwaaren dieses Marktes sind Kaffee, Durra, mannichfaltige und werthvolle Thierhäute. Unter den Einfuhrwaaren walten die indischen und amerikanischen Baumwollstoffe vor; nachsteht der Handel mit Glasperlen und Korallen, obwol die Gallafrauen zumal mit Glasperlenschmuck über und über beladen einhergehen.

Kläglich ist zur Zeit das Schicksal des nun wieder sich selbst überlassenen Harar. Ehe eine wirkliche Besitzergreifung durch irgendeine auswärtige Macht erfolgt, könnten wohlorganisirte, vertrauenswerthe Privatgesellschaften unter staatlicher Bürgschaft nach dem Urtheile des Verfassers hier recht wohl ihr Glück machen und auch der Bevölkerung Segen stiften. Nur zweierlei müßte zu diesem Zwecke erfüllt werden: man müßte sich an der Küste des Busens von Aden den Besitz eines Hafens sichern für die landwirthschaftliche und handelsmännische Ausbeutung von Harar, vor allem aber das Land von dem zersetzenden Einflusse des arabischen Elements befreien. Kampf gegen die Araber in Ostafrika diesseit wie jenseit des Gleichers heißt die Losung unserer Zeit! Ohne endgültigen Sieg in diesem Kampfe werden wir nie das Banner wahrer

Civilisation und wirthschaftlichen Fortschritts über ganz Afrika entfalten können.

2. Von Banana zum Kiamwo. Eine Forschungsreise in Westafrika, im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Von W. Wolff. Mit 1 Karte. Oldenburg, Schulze. 1889. Gr. 8. 4 M.

Die im Jahre 1884 von der Deutschen Afrikagesellschaft entsandte Expedition zur Erforschung des südlichen Congobeckens war nicht vom Glücke begünstigt. Gleich zu Anfang wurde sie von einem harten Schlage betroffen, indem ihr Führer, Oberlieutenant Schulze, bald nach seiner Ankunft auf afrikanischem Boden in San-Salvador dem tückischen Klima erlag. Die Expedition ging indessen nicht zurück, sondern trennte sich zur Durchführung von drei Theilzügen ins Innere; einer dieser Züge wurde vom Verfasser des vorliegenden Büchleins geleitet, und eben von diesem erzählt dasselbe.

Der Verfasser läßt uns absichtsvoll genauen Einblick nehmen in die Vorbereitungen einer solchen afrikanischen Forschungsreise erst in Europa, dann in die Schwierigkeiten ihrer Organisation auf dem afrikanischen Schauplatze selbst mit den dem Reisenden nie ersparten Mühen um die Träger, endlich in die mancherlei Fährnisse bei der Ausführung selbst. Nur halb mit List, halb mit Gewalt vermochte Dr. Wolf fünf halbwüchsige schwarze Burschen dazu zu bewegen, ihn vom untern Congo ostwärts zum Kuangoflusse zu begleiten. Zunächst wurde die heiße, schattenarme Lateritgegend bis nach San-Salvador durchmessen, sodann der Zug von dort nach dem Kuango angetreten. Auf der Wasserscheide zu letzterm wandelte sich die Landschaft: auf den hier so baumfeindlichen Laterit, wo der Marsch zwischen hohen Wänden harten Grases sich durchwinden mußte, folgten sandige Striche mit niedrigem Gehölz. Der Kuango strömte mit lehmigtrübem Hochwasser und zeigte sich an beiden Ufern von Baumwuchs besäumt; er mochte an der Stelle des gewählten Uebergangs etwa 400 Meter breit sein. An seinem rechten Ufer erreichte man das Land des Kiamwo, der sich alsbald, auf den Schultern eines kräftigen Negers reitend, dem deutschen Reisenden vorstellte und zur Audienz auf einem ausgebreiteten Leopardenfelle niederließ.

Ich hatte hinreichende Muße, auch hier am Quango die sogenannten Wilden kennen zu lernen. Ich sage absichtlich „sogenannte Wilde“, denn es gehört unsere ganze europäische Eingebildetheit und Ueberhebung dazu, diese ruhigen, decenten und begabten Leute Wilde zu nennen. Die meisten Schriftsteller, welche die afrikanischen Eingeborenen beschreiben, gefallen sich darin, die Beschränktheit und, im Verhältnisse zu andern Rassen, geringere geistige Begabung und Entwickelungsfähigkeit der Neger hervorzuheben. Es werden gewöhnlich einige, uns auf den ersten Blick absonderlich und kindlich vorkommende Eigenheiten hervorgehoben und ins Lächerliche gezogen. In Vergleichen mit andern Rassen, speciell mit der weißen Rasse, wird den Negern gewöhnlich nicht das Gros des andern Volks, die Landbevölkerung, entgegengestellt, sondern im allgemeinen schweben den meisten Reisenden und Schriftstellern ihre eigenen Personen und Gesellschaftsklassen als Vergleichsobject vor. Auch wird gewöhnlich die Bildungsfähigkeit mit der Bildung verwechselt und bei der Kritik nicht genug Rücksicht darauf genommen, daß eine niedere Stufe der Bildung oder besser dessen, was wir Bildung nennen, noch manche andere Gründe haben kann als eine mangelnde Ausbildungsfähigkeit.

Nach diesem Vorworte schildert der Verfasser in wohlthuender Unbefangenheit das Wesen des Negers im allgemeinen, seine ruhige Gelassenheit, seine mäßige Arbeitsleistung in natürlicher Beziehung zu seinen geringen Bedürfnissen, seinen harmlosen Frohsinn, seine Besitz- und Verfassungszustände. Hübsch erläutert er hierauf diese allgemeine Charakteristik durch Vorführung eines bestimmten Einzelbildes. Er schildert uns das Leben eines westafrikanischen Durchschnittsnegers vom Morgen bis zum Abend:

Des Morgens gegen 6 Uhr erhebt er sich zugleich mit der Sonne, steigt dann auf seine Palmbäume, um den während der Nacht gesammelten Palmwein zu holen, sieht nach, ob ein Huhn ein Ei gelegt, läßt, wo die Schweine des Nachts in Ställen eingeschlossen sind, dieselben heraus, trinkt dann als Frühtrank den kühlen aromatischen Palmwein und klatscht mit den Nachbarn. Darauf flickt er wol seine Kleidung, bessert eine schadhafte Stelle an seinem Hause aus oder schneidet Fischreusen, um in dem Bache am Dorfe oder in der sumpfigen Niederung Fische zu fangen. Auch ist es ihm eine angenehme Abwechselung, im Kreise einiger Freunde sich durch Hanfrauchen etwas anzuregen. Inzwischen ist es Mittag geworden, seine augenblickliche Lieblingsfrau ruft ihn zur Mahlzeit. Nach derselben wird er nie vergessen, sich den Mund zu spülen; dann stärkt er sich wol durch ein Schläfchen zu neuer Thätigkeit. Darauf tändelt er vielleicht mit seinem Jüngstgeborenen, kaut ihm kleine Stücke Bananen vor und steckt sie ihm in den Mund. Wenn er dann hinreichend die Vaterfreuden genossen, putzt er sich, denn heute Abend ist Tanz, er salbt seinen ganzen Körper mit einer Mischung von Palmöl und geriebenem Rothholz. Inzwischen kommt ein Gastfreund an, der einige Tagemärsche weit Erdnüsse zum Verkauf nach einer europäischen Factorei trägt; sein Sohn begleitet ihn und trägt etwas Kautschuk und einige Lebensmittel. Er will ein Stück Zeug für sich und seine Frau zum Hüftentuch eintauschen und außerdem Salz, das er weiter landeinwärts verhandelt. Man ist sehr über das Wiedersehen erfreut, fragt nach den beiderseitigen Bekannten, Frauen und Kindern, bespricht, in welcher Factorei das beste Zeug zu haben ist und wer am meisten bezahlt, der Engländer, Portugiese oder Franzose. Dann werden wiederum die Palmbäume bestiegen und der Wein, der sich im Laufe des Tages gesammelt hat, abgenommen. Unterdeß kehrt die Hausfrau, die auf dem Felde Erdnüsse ausgebuddelt hat, heim. Man setzt sich zum Abendmahl um das Feuer in der Hütte; bald kommen noch einige gute Freunde aus dem Dorfe und nun wird bis in die Nacht hinein erzählt. Von weitem hört man die dumpfen Klänge der Trommel, die zum Tanze geschlagen wird; dies reizt den einen oder andern, sich auch ein Weilchen am Tanze zu betheiligen. Schließlich verstummt die Musik, ein jeder sucht sein Lager auf. Noch hört man aus einigen Hütten Stimmen, doch werden sie immer seltener und bald umfängt das ganze Dorf eine Todtenstille.

Verläuft nicht dies tägliche Leben des Negers, des „sogenannten Wilden“, auffallend ähnlich demjenigen des deutschen, polnischen oder russischen Landmannes in irgendeinem stillen Dörfchen Europas?

3. Von Newyork nach San-Francisco. Tagebuchblätter von J. Hirschberg. Leipzig, Veit u. Comp. 1888. 8. 4 M.

Im August und September 1887 unternahm der Verfasser eine Eisenbahnfahrt quer durch die Vereinigten

Staaten zwischen den beiden im Titel genannten Küstenstädten hin und zurück. Nach unterwegs gemachten Schnellschriftaufzeichnungen beschreibt er uns im Vorliegenden diese Fahrt und die dabei gewonnenen Eindrücke von Städten, Gegenden und Bewohnern. Zwar sind es oft schon beschriebene Dinge — Newyork, Chicago, Nationalpark, Felsengebirge und Oedungen des far West, San-Francisco, Yosemitethal, Mormonen, Niagara —, jedoch bei dem raschen Wandel, welchem die mächtig emporstrebenden Lande unter dem blauen Sternenbanner unterliegen, liest man jede neuere Schilderung des tausendmal Geschilderten gern, falls sie so sorgsam und vorurtheilsfrei verfaßt ist wie diese. Wir wollen nicht mit dem Verfasser darüber rechten, daß er in einer etwas wunderlichen Gruppirung als „beste deutsche Bücher über Amerika“ die von Herzog, Bodenstedt und Lindau nennt (ob er nie von Ratzel hörte, oder von Moritz Wagner, oder einem gewissen A. von Humboldt?), auch die Verehrung von „Daniel's Geographie“ als häufig angeführter Quelle mögen wir ihm nicht verkümmern, sondern lieber dem Leser eine ruhig sachliche Beschreibung vom Niagarafalle nach seinen beiden Hälften vorlegen:

Drüben der amerikanische Fall ist etwa 1200 Fuß breit und 163 Fuß hoch, also dreimal so breit und dreimal so hoch wie der Rheinfall bei Schaffhausen. Wie in Hunderten von dichtgedrängten flüssigen Säulen stürzt die gewaltige Wassermasse senkrecht über die Felsen; aber schon halbwegs nach abwärts löst sie sich in weißen Gischt; die untere Hälfte des abstürzenden Wassers ist von einer emporsprühenden weißen Wolke vollkommen verdeckt. Hierauf folgt nach der Mitte des Wassersturzes die 600 Fuß breite Ziegeninsel, welche den Fall theilt, und endlich der canadische oder Hufeisenfall, 2400 Fuß breit und 154 Fuß hoch. Die ganze Breitenausdehnung des Falls mißt also fast eine englische Meile. Der canadische Fall sieht an den beiden Enden ebenso aus wie der amerikanische; aber in seiner Mitte ist die abstürzende Wassermasse durchaus zusammenhängend. Der ganze canadische Fall ist von weißem Gischt eingehüllt, der hoch gegen den Himmel emporspritzt. Dahinter erscheint das freundliche Ufer. Tief unten im Flusse sieht das Wasser ganz weiß aus. Das Brausen ist ungeheuer.

Der Verfasser bestieg sodann noch das Dampfboot (die „Nebeljungfrau“, deren englischer Name dem deutschen Ohr sehr unpoetisch klingt: maid of mist) und beschaute sich die „falls“ von unten: da erst wirkt die Fallhöhe der gewaltigen niederdonnernden Wassermasse recht eindrucksvoll, und nicht minder wunderbar nimmt sich die neue Hängebrücke mit ihren schrägen, am Ufer befestigten Zugseiten aus, die seit wenigen Jahren über die Fälle hinüberführt.

4. Brasilianische Reiseskizzen aus dem Jahre 1887. Von M. Schanz. Leipzig, Roßberg. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Anspruchslose, aber durch strenge Wahrheitstreue keineswegs der Beachtung unwürdige Schildereien einiger Ausflüge, welche ein seit Jahren in Rio (wol als Kaufmann) lebender deutscher Landsmann ins Innere der Provinz Rio und durch die südlichern Provinzen des großen Kaiserstaats, Parana und Santa-Catharina, gemacht hat. Insbesondere fesseln die recht anschaulichen Darstellungen der wundervollen Wald- und Gebirgslandschaften dieses schon in die gemäßigte Zone hinausragenden Südens, dem trotzdem noch so viel tropische Ueppigkeit beschieden ist, und die Mittheilungen, wie wohlhabend, ordentlich und zufrieden unsere dorthin gezogenen Auswanderer leben in dieser Nachbarschaft mit den schmuzigen, faulen brasilianischen Ansiedlern, deren Blockhäuser nicht einmal Glasfenster haben und deren Kinder den Fremden alsbald belästigen mit Bettelei um „den Segen“ und um ein bischen Kupfergeld.

Nicht alles ist ja herrlich und tadelfrei in Brasilien. Die entscheidungsreiche Abschaffung der Negersklaverei hat zumal in den Kaffee bauenden Küstenprovinzen des tropischen Haupttheils das Wirthschaftsleben zeitweise geschädigt. Die Arbeit kommt daselbst nun naturgemäß theuer zu stehen, manche freigelassene Neger führen dort zur Zeit ein Vagabundenleben. Vollkommen darf man aber das Schlußurtheil des Verfassers unterschreiben:

In den Südprovinzen Parana, Santa-Catharina und Rio-Grande-do-Sul hat die Sklaverei keine wesentliche Rolle gespielt und diese Provinzen sind wegen geeigneterm Klima und größerer Leichtigkeit im Erwerb eigenen Grund und Bodens dem deutschen Landbauer vorläufig speciell anzuempfehlen.

5. El Dorado. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im 16. und 17. Jahrhundert. Von F. A. Junker von Langegg. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 5 M.

Der Goldhunger trieb bekanntlich die Spanier auf dem Wege ihrer amerikanischen Eroberungen im Conquistadorenzeitalter weiter und weiter. Dunkle, sagenhafte Gerüchte redeten von einem ungeheuer goldreichen Lande im Innern Südamerikas, dessen Herrscher ein „Dorado“ sei, d. h. ein „Vergoldeter“, über und über nämlich mit echtem Goldstaub gepudert. Das Suchen nach diesem (selbst „El Dorado“ genannten) Lande führte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis tief hinein ins 17. abenteuerlustige Deutsche, Spanier und Engländer von der Nordküste Südamerikas gegen die Stromlinie des Amazonas vorwärts. Von diesen oft mit gräßlicher Grausamkeit gegen die eingeborenen Indianer geführten Eroberungs- oder doch Plünderungszügen berichtet das oben genannte Werk im Stile einer ausführlichen Chronik nach den betreffenden Quellen. Die ganze zweite Hälfte des Buchs ist gefüllt mit erklärenden Anmerkungen zu diesen Berichten.

Man begreift nur nicht, warum der Verleger das mitunter gar zu arg verengländerte Deutsch des Verfassers nicht vor dem Abdrucke seiner Niederschrift einer bessernden Durchsicht unterzogen hat. Das deutsche Wort Wildniß ist z. B. dem Verfasser auf Englands Boden ganz abhanden gekommen, sodaß er stets von „Wildernissen“ (englisch wilderness) redet. Ganz gewöhnlich begegnen Stilschönheiten wie diese: „Die Guaraus, die ältesten Bewohner des Orinokodelta und dessen Küste, wohnen“ u. s. w.; „Die Krüge der Indianer, deren Gestalt dem etruskischen gleicht.“ An inhaltlichen Verstößen ist bei jener etwas

bunten Zusammenstellung der nicht weniger als 245 Anmerkungen auch gerade kein Mangel. So soll in der Sierra Nevada von Santa-Marta die Schneegrenze bei 5170 Meter liegen, aber bei so bedeutender Höhe zöge sie ja durch die Luft, denn das Gebirge erreicht in seiner höchsten Kette nicht einmal mehr als 5100 Meter Höhe. Die Schneelinie hält sich daselbst vielmehr bei etwa 4700 Meter, erreicht also noch nicht Montblanc-Höhe. Vollends die gen Nordwest vorgeschobene Spitze unter dem Namen Cerro de Horquela ragt nicht, wie der Verfasser kühn behauptet, 6000, sondern — nur 1800 Meter über den Meeresspiegel.

Alfred Kirchhoff.

Zwei entgegengesetzte poetische Erscheinungen und Anthologien.

1. Poetisches Tagebuch von Eduard von Bauernfeld. In zahmen Xenien von 1820 bis Ende 1886. Berlin, Freund u. Jeckel. 1887. 8. 2 M.
2. Ger und Howa. Ein Biermythus von Engelbert Albrecht. Regensburg, Coppenrath. 1888. 8. 2 M.

Obwol es in dieser Zeitschrift Gebrauch ist, Gleiches mit Gleichem summarisch zu besprechen, so kann es doch vorkommen, daß zwei ganz entgegengesetzte Erscheinungen auf dem Recensionstische des Kritikers zusammentreffen. Wenn es ferner der Zufall schickt, daß der eine Schriftsteller einen glänzenden Namen besitzt, der andere hingegen weniger bekannt, so wäre man versucht zu glauben, daß der zweite in so bedeutender Gesellschaft zu kurz kommen muß. Das braucht indeß bei einem ehrlichen, objectiven Kritiker, der, mit Gottschall zu reden, eine achromatische Brille aufsetzt, durchaus nicht der Fall zu sein.

„Habent sua fata libelli" fiel mir ein, als mir die Ehre zutheil wurde, E. von Bauernfeld's „Poetisches Tagebuch" (Nr. 1) zur Kritik zugewiesen zu erhalten. Habe ich doch das bedeutende, spannend erwartete Werk entstehen gesehen. Als ich vor zwei Jahren gelegentlich längern Aufenthalts in Wien auch dem Altmeister meine Aufwartung machte, da traf ich den alten Herrn gerade in vollster Thätigkeit mit der Correctur der Druckbogen seines „Tagebuchs" beschäftigt. Er war so liebenswürdig, mich Einsicht nehmen zu lassen, und erwartete, wie er mir mittheilte, Karl Emil Franzos, der ihn bei Correcturen dienstfreundlichst unterstützte. In mein Autogrammenalbum schrieb mir der greise große Autor die Stelle ein:

> Sagst du zum schönen Augenblick: „Verweile!"
> Du mahnst vergebens. Er hat Eile —

welche sich auch in seinem „Tagebuche" (S. 15) bereits aus dem Jahre 1823 findet.

In scharfen Xenien, obwol er sie zahme Xenien nennt, schildert Bauernfeld in einzelnen Abtheilungen einen nicht geringern Zeitabschnitt als den vom Jahre 1820—1886. Welch scharfer Beobachter! welch schneidiger Kritiker! welch tüchtiger Politiker! Satire und Ironie! Einfälle und Ausfälle! Köstlich sind die ironisirenden, auf die Censur geführten Hiebe, witzig und scharf zugespitzt auch die kürzesten, zweizeiligen Stellen.

Ich möchte so gerne citiren, doch wo soll ich anfangen, und hätte ich angefangen, ich vermöchte kaum aufzuhören, bis ich das ganze Buch auscitirt hätte. Literarhistorisch anziehend sind auch die Beziehungen zu Anastasius Grün und die verschiedenen sonstigen kritischen Ausfälle, und zwischen den Zeilen ist ein großes Stück österreichischer Politik bis in die Neuzeit äußerst erheiternd und sarkastisch geschrieben.

Zur Zeit der Censur wäre wol das merkwürdige, wir können jetzt schon sagen berühmte „Tagebuch" Bauernfeld's kaum erschienen. Heute darf der Poet schon „so frei sein, frei zu sein".

Eine entgegengesetzte Erscheinung habe ich Engelbert Albrecht's Biermythus „Ger und Howa" (Nr. 2) genannt, und doch liegen beide gleichzeitig besprochenen Bücher nicht so auseinander, als man auf den ersten Blick dächte. Echte, empfundene Poesie ist der Punkt, in welchem sich beide berühren.

Ich muß für die „Blätter" freilich die Kritik anders gestalten, als ich dieselbe bereits für ein cerevisiologisches Fachblatt geschrieben. Dort betonte ich vorwiegend den Inhalt, hier ist es mir um die Form zu thun. Daß auch das Bier poesiefähig, hat Ernst Eckstein bereits behauptet und in meiner „Culturgeschichte des Bieres" habe ich in einem großen eigenen Kapitel: „Die Poesie des Bieres" jene Behauptung durch Belege erwiesen.

Albrecht hat aber mit seinem lyrisch-epischen Biermythus das Poesievollste geschaffen, was bisher in dieser Art geschrieben worden.

Es ist die Liebesgeschichte Ger's und Howa's, sie endet mit Hochzeit und Tod, auf daß der Zaubertrank erstehe, und welch reizende Intermezzos, z. B. „Ger an Belladonna's Minnehof", sind da eingeschaltet, und welch poetische Personificationen hat Albrecht als Staffage und Gefolge für Ger und Howa, die Hauptpersonen, erstehen lassen.

Ger und Howa sind gewissermaßen Analoga zu den Dryaden und Hamadryaden der Griechen, Personificationen der Gerste und des Hopfens.

Um nur eine Stelle als Beleg für die schöne poetische Sprache Albrecht's zu bieten, in welche er ein neuerfundenes Stück germanischer Mythologie eingekleidet, schließe ich mit dem Schlusse seines Prologs:

> So laßt mich künden eine Mär, wie hell und klar,
> Belehrt von weiser Wonne Wort, mein trunknes Herz
> In heil'ger Stunde sie vernahm! Laßt mich, wie schwach
> Und arm es meiner Harfe Kraft vermag, von Ger
> Und Howa singen, Ahnen unsres Vaterlands!
> Und wo euch blüht und reift auf Feldern männlich schön
> Das Gerstenkorn, und Hopfenblüten mädchenhaft

Und sehen sich euch um Stämme ranken, pflegt und ehrt
Mir Ger und Howa, Asen eures Vaterlands!

Und solch ein poetischer Ton zieht sich durch das ganze eigenartige Büchlein.

3. Für gesellige Kreise von Olga Morgenstern. Eine Sammlung ernster und heiterer Declamationsstücke nebst einem Anhang von Gelegenheitsgedichten. Mit einem Vorwort von Minona Frieb-Blumauer. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1888. 8. 3 M.
4. Schelmenweisen. Eine Sammlung humoristischer Dichtungen und Essays der besten Sänger des deutschen Dichterwaldes. Herausgegeben von Fritz Frenzel. Erster Band. Leipzig, Werther. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.
5. Unsere Frauen in einer Auswahl aus ihren Dichtungen. Poesie-Album zeitgenössischer Dichterinnen von Karl Schrattenthal. Mitgabe für Frauen und Töchter gebildeter Stände. Mit 12 Porträts in Lichtdruck. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1888. 8. 6 M.

Nicht Lina Morgenstern, die bekannte Herausgeberin der „Deutschen Hausfrauenzeitung", die fleißige berliner Schriftstellerin, auch nicht Marie Morgenstern, die göttinger Erzählerin, eine neue dritte Morgenstern — Olga, tritt gleichsam als die Schöpferin einer declamatorischen Anthologie vor uns. Solche Declamatorien waren in früherer Zeit sehr beliebt, ja die Mehrzahl der ältern Anthologien trug einen declamatorischen Charakter. In unserer anthologisirenden Zeit begann man das Bedürfniß nach solchen Declamatorien wieder reger zu fühlen und so entstand z. B. Uttech's „Zum Polterabend", von uns bereits seinerzeit günstig besprochen; so ließ beispielsweise Bern neben seiner „Deutschen Lyrik" eine zweite Anthologie ernster und heiterer Vortragsdichtungen aus der gesammten Weltliteratur bei Reclam erscheinen, welche er geradezu kurz und bündig „Declamatorium" nannte.

In diese Kategorie von Anthologien gehört nun auch Olga Morgenstern's „Für gesellige Kreise" (Nr. 3), eine ganz passend betitelte Sammlung ernster und heiterer Declamationsstücke mit einem Anhange von Gelegenheitsgedichten. Als Recitatorin und dramatische Lehrerin hat die Sammlerin mit gewisser Berechtigung eine derartige Herausgabe unternommen und schon das reiche Inhaltsverzeichniß bezeugt ihren guten Geschmack in Wahl des Stoffs sowie der mit ältern gemischten neuesten Schriftsteller. Recht gut ist die Gliederung des Buchs nicht nur in ernste und heitere Dichtungen, sondern auch die Gruppirung von Damenvorträgen, Herrenvorträgen und einer eigenen dialektischen Gruppe, in welch letzterer wir neben Hebel, Holtei, Klesheim auch Stieler, Schmidt-Cabanis, Bormann und Rosegger nicht vermissen.

In seinen „Schelmenweisen" (Nr. 4) hat Fritz Frenzel, der Redacteur der „Allgemeinen Hausfrauenzeitung" und Herausgeber einer speciell localisirten hochinteressanten Anthologie „Albumblätter aus dem Auerbachskeller in Leipzig" ein modernes Humoristikon angelegt. Ich sage angelegt, da mir erst der erste Band des jedenfalls umfangreicher geplanten Werks vorliegt. Wir begegnen in diesem ersten Bande nicht nur den Humoristen: Scheffel, Eckstein, Stettenheim, Schmidt-Cabanis, Bormann, dem Herausgeber selbst, sondern auch humoristischen Leistungen anderer sonst vorwiegend ernster Schriftsteller, wie Dahn, Roquette, Avenarius, Heyse, J. Wolff, E. Ziel u. a. Mit einem Worte: Frenzel begann eine humoristische Anthologie herauszugeben.

Etwas länger muß ich bei „Unsere Frauen" (Nr. 5) von Karl Schrattenthal verweilen. Es ist ein geradezu verschwenderisch ausgestattetes Buch, das aus dem stuttgarter Verlage hervorgegangen, ein prachtvolles Gewand, in dem „Unsere Frauen" vor uns erscheinen. Zwölf Lichtdruckporträts führen uns ebenso viel der wichtigsten Vertreterinnen deutscher Dichtung und zeitgenössische Colleginnen der Feder vor. Manches mir persönlich bekannte Damenbild habe ich, angenehm überrascht, wohlgelungen darin gefunden.

Ich bin nicht Preisrichter bei der Schönheitsconcurrenz in Spaa gewesen, aber nach den in Blättern erschienenen Bildern hätte ich wol so mancher der Preisgekrönten den Preis nicht zugestanden. Dürfte ich aber, was Schönheit und Liebreiz der in der hier gebotenen literarischen Damenzwölfzahl anbetrifft, urtheilen, und hätte ich (die ältern Damen verzeihen schon) den Paris zu spielen, ich käme in die größte Verlegenheit, den Apfel unter Frauen wie Carmen Sylva, delle Grazie, Wickenburg-Almasy zu vertheilen. So viel über die Ausstattung, und nun zum Inhalt des neuen der Frauenliteratur gewidmeten Werks. Zwei Schriftsteller sind es bekanntlich, welche sich zur Zeit mit der Forschung der deutschen Frauenliteratur befassen, Heinrich Groß in Triest und Weiß (Schrattenthal) in Preßburg. Die alphabetische Folge der beiden Namen gilt hier aber auch für die Rangfolge. H. Groß hat mit seinem „Deutschlands Dichterinnen und Schriftstellerinnen" eine Literaturgeschichte weiblichen Schriftthums geschaffen und sein zweites kolossales dreibändiges Werk gleichen Titels in Wort und Bild habe ich bereits seinerzeit den „weiblichen Scherr" genannt.

Schrattenthal ist aber, obwol seine „Deutschen Schriftstellerinnen Böhmens, Mährens und Schlesiens" auch literarhistorisch verdienstlich, doch speciell mehr Anthologe der Frauenliteratur, und ein solches immer willkommenes Poesiealbum zeitgenössischer Dichtungen unserer Frauen hat er mit seinem schönen Geschenkbuche geboten. Ungleich höher muß ich aber seine früher erschienene Spruchanthologie „Alrune", gleichsam eine Sammlung aphoristischer Frauenliteratur, stellen, der ich eine neue Auflage schon aus dem Grunde wünschen möchte, damit eine gewisse Gliederung und Eintheilung in die bunt gewählten Aphorismen und Sprüche gebracht werden könnte. Ein Verdienst darf ich als objectiver Beurtheiler aber nicht verschweigen: der verdienstvolle Frauenliteraturkenner macht uns auch mit mancher neuen jungen Erscheinung bekannt.

Eduard Maria Schranka.

Historische Schriften, besonders zur preußischen und deutschen Geschichte.

1. Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. Vierter Band. Aus der Zeit Friedrich Wilhelm's IV. Zweiter Theil. 1848–1861. Gotha, F. A. Perthes. 1889. 8. 6 M.

Vermöge seines Inhalts fordert der vorliegende letzte Band des in d. Bl. mehrfach besprochenen Memoirenwerks zu einem Vergleiche mit einem andern Buche auf, den Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst II. von Coburg-Gotha, der freilich nur zum Nachtheil des Natzmer'schen Werks ausfallen kann. Dort eine abgerundete, häufig den Charakter künstlerischer Vollendung tragende Darstellung, die auf vollkommener Beherrschung der Literatur beruht, hier eine wirre Aneinanderreihung von Materialien, eine ganz ungenügende Vertrautheit mit dem zeitgeschichtlichen Hintergrunde; dort im Centrum ein geistreicher Mann, dessen Person allein schon genügt, unser höchstes Interesse zu erregen, hier überhaupt kein beherrschender Mittelpunkt, vielmehr vertheilt sich die Aufmerksamkeit auf eine Reihe von Personen, von denen doch nur der Prinz von Preußen und Friedrich Wilhelm IV. über das Durchschnittsmaß hinausragen. Man thut gut, bei der Lektüre der Natzmer'schen Denkwürdigkeiten ganz zu vergessen, daß Herzog Ernst dieselbe Zeit behandelt hat, um nicht zu hart über den Herausgeber der erstern urtheilen zu müssen. Denn selten sind in der historischen Literatur kostbare Juwelen in so schlechter Fassung dargeboten worden. Gerade der vorliegende Band ist inhaltlich vielleicht der bedeutsamste der ganzen Reihe, und wieder beruht sein Werth, wie bei den ersten zwei Bänden, darauf, daß uns eine Anzahl anziehender, zum Theile recht wichtiger Schreiben des Prinzen von Preußen mitgetheilt werden; das Inhaltsverzeichniß führt achtzehn Briefe desselben auf. Ich kann es mir nicht versagen, einige besonders bezeichnende Stellen, welche das klare Verständniß des Prinzen für die jeweilige Lage beweisen, hier anzuführen. Am 20. Mai 1849 schreibt der Prinz:

> Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern. Ob die Zeit zu dieser Einheit schon gekommen ist, weiß Gott allein. Aber daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze Deutschlands zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte; aber das wann und wie? Darauf kommt es an.

Unmittelbar nach Olmütz meint der Prinz:

> Es war im November ein zweites 1813 und vielleicht noch erhebender, weil nicht ein siebenjähriger fremdherrschaftlicher Druck diese Erhebung hervorgerufen hatte, es war ein allgemeines Gefühl, daß der Moment gekommen sei, wo Preußen sich die ihm durch die Geschichte angewiesene Stellung erobern sollte! Es sollte noch nicht sein. Aber sobald sehe ich jetzt dazu keine Aussicht; es muß wol noch verfrüht gewesen sein, und ich glaube, wir sehen die gehoffte Stellung für Preußen nicht mehr! Ich bin gewiß für den Frieden und für ein Hand in Hand Gehen mit Oesterreich; doch beides muß mit Ehre geschehen und wir dürfen uns nicht, wie es geschieht, an das Gängelband nehmen lassen.

Ueber den Kern der orientalischen Frage ist sich der Prinz von Anfang an klar; nach dem Schlusse des Krimkriegs sagt er: „Der Friede ist gemacht und mit ihm diese unangenehme Episode vollendet, die uns der herrliche Kaiser so kurz vor seinem schönen Ende hätte ersparen sollen"; es folgen ziemlich herbe Worte über die preußische Politik. Im Herzen sehnt sich der Prinz auch noch im Jahre 1857 nach dem Kriege. In der Frage der Regentschaft will er keine Initiative ergreifen.

Außer den Schreiben des Prinzen sind am interessantesten die Briefe Friedrich Wilhelm's IV., deren das Register zwölf aufführt. Dagegen haben die zahlreichen Briefe des persönlich ja recht anerkennenswerthen Fürstbischofs Sedtnitzky nur geringe historische Bedeutung. Ueberhaupt erscheinen die Kreise, in denen Natzmer sich bewegt, diesmal keineswegs in demselben günstigen Lichte, wie etwa im ersten oder zweiten Bande; sie vermögen sich in die durch die Revolution von 1848 so gründlich veränderte Lage nicht recht zu finden. Wenn sie auch weit davon entfernt sind, Anhänger einer unverständigen Reaction zu sein, so fehlt es ihnen doch an Verständniß für die deutsche Frage, infolge dessen auch für den vollen Umfang der Niederlage von Olmütz.

Schlimmer noch, daß auch der Herausgeber dieses Verständniß nicht besitzt. Ebenso ist er mit der neuern Literatur über den Krimkrieg nicht vertraut. Daß bei dieser mangelnden Vorbildung die Apologie Friedrich Wilhelm's IV., die er in recht seltsamer Weise mitten in die Darstellung einschiebt, auf ganz ungenügenden Grundlagen steht, ist selbstverständlich. Auch kehren alle die Fehler wieder, die dazu angethan sind, denen, die nicht schon wirkliches Interesse mitbringen, den Genuß des Buchs zu verleiden. Hoffentlich entschließt man sich bei einer neuen Auflage, die Form gründlich zu ändern und an Stelle der beabsichtigten, aber durchaus nicht erreichten zusammenhängenden Darstellung einen einfachen Briefwechsel Natzmer's zu geben. Dieser könnte dann ohne jeden einschränkenden Vorbehalt eine der wichtigsten und werthvollsten Quellen für die neueste Geschichte Preußens genannt werden.

2. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. In Verbindung mit F. Holtze, G. Schmoller, A. Stölzel, A. von Taysen und H. von Treitschke herausgegeben von Reinhold Koser. Erster Band. Zweite Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. 8. 6 M.

Der zweite Halbband der neuen Zeitschrift steht erfreulicherweise durchaus auf derselben Höhe wissenschaftlicher Arbeit, die wir schon bei dem ersten hervorheben konnten. Wenn zwischen beiden ein gewisser Unterschied obwaltet, so ist er darin zu suchen, daß hier die strenge Forschung mehr überwiegt und die Zahl der Aufsätze, die

geeignet sind, weitere Kreise anzulocken, geringer ist als im ersten Halbbande. Dafür befindet sich freilich unter diesen Aufsätzen eine Abhandlung, die eines ganz allgemeinen Interesses sicher sein kann. Es ist dies eine Arbeit H. von Treitschke's, die auf Grund von authentischem Material die Stellung des Prinzen von Preußen zu den Verfassungsplänen in den Jahren 1840—47 schildert. Der Prinz ist entschieden gegen die Pläne Friedrich Wilhelm's IV., in zwei eingehenden Denkschriften gibt er seinen Widerspruch kund. Er will den Ständen nur eine berathende Stimme gewähren, dagegen kein Steuerbewilligungs- oder Petitionsrecht. Schon 1846 sagt er den zukünftigen Militärconflict voraus. Sobald indessen die seiner Ansicht entgegengesetzte Entscheidung des Königs gefallen ist, gibt der Prinz seinen Widerspruch auf.

Aus den übrigen Aufsätzen sei angeführt eine Abhandlung von Michael über das Verhältniß Englands zu Preußen im Jahre 1748. England sucht damals eine große Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen, in der auch Preußen eine Rolle zugedacht ist; man will sein Bündniß, aber lediglich für den Krieg, während Friedrich umgekehrt wol ein freies Bündniß mit England will, aber nicht Eintritt in eine große Allianz unter Englands Führung. Die verschiedenen Phasen dieser Unterhandlungen, die schließlich ergebnißlos verlaufen, werden uns hier auf Grund der Acten ausführlich vorgeführt. Recht interessant ist weiter ein kleiner Aufsatz des Herausgebers Koser, in dem er zeigt, auf wie unsichern Grundlagen die landläufige Tradition über Friedrich den Großen steht. Von der berühmten Ansprache, die Friedrich vor der Schlacht bei Leuthen an seine Offiziere gehalten haben soll und die in fast allen Schullesebüchern abgedruckt ist, sind nach Koser's Feststellungen alle Einzelheiten unsicher. Ebenso bekannt ist, wie Friedrich am Abend nach der Schlacht im Schlosse zu Lissa in die Gefahr gekommen sein soll, gefangen genommen zu werden, indem er ganz unerwartet mitten unter österreichische Offiziere gerieth. Diese ganze Geschichte ist nach Koser apokryph und unglaubwürdig. G. Schmoller setzt seine Studien über das brandenburgisch-preußische Innungswesen fort; er beschäftigt sich diesmal mit dem Reichsgewerbegesetze von 1731 und den neuen preußischen Innungsgesetzen von 1732 bis 1736. Die Richtung der neuen Innungsstatuten geht einmal auf eine Einschränkung des Zunftzwanges und Verstärkung des freien Wettbewerbs, auf eine Unterordnung des Innungswesens unter die Staatsgewalt, sodann auf eine Umgestaltung des Arbeitsrechts der Gesellen im Sinne ihrer Unterordnung unter die Polizei und die Meister. Aus den andern Aufsätzen, die mehr für den Fachmann von Interesse sind, sei noch erwähnt eine Arbeit von Meinecke über Reformpläne für die brandenburgische Wehrverfassung im Anfang des 17. Jahrhunderts.

Wie dem vorigen Halbbande, so ist auch diesem eine sehr sorgsame und eingehende Bibliographie der preußischen Geschichtsliteratur beigegeben.

3. Rechts- und Wirthschaftsverfassung des Abteigebiets Maurmünster während des Mittelalters von August Herzog. (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen. Neuntes Heft.) Strasburg, Heitz. 1888. 8. 2 M.

Ueber die Wirthschaftsgeschichte des Mittelalters ist allmählich eine reiche Literatur erwachsen und wir können wol sagen, daß, einige Streitfragen ausgenommen, jetzt die wichtigern Punkte klargestellt sind. Es gilt nunmehr, diesen allgemeinen Rahmen durch lebensvolle Einzelheiten auszufüllen, wie die überall erkennbaren Grundsätze im besondern weiter ausgebildet, manchmal auch umgewandelt werden. In den Kreis derartiger Forschung gehört auch die vorliegende Arbeit. Der Verfasser sagt selbst, daß er neue Ergebnisse weder vorführen wolle noch könne, dafür liefert er ein eingehendes Bild der wirthschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse des Gebiets von Maurmünster in der Zeit vom 9. bis 15. Jahrhundert, und darin, daß wir hier in den Stand gesetzt werden, die Einrichtungen dieses Stifts bis ins einzelnste zu übersehen, liegt der Werth der Studie. Denjenigen, welche sich scheuen, die großen umfangreichen und naturgemäß oft abstracten und genaue Vertiefung erheischenden allgemeinen Werke über mittelalterliche Wirthschaftsgeschichte zur Hand zu nehmen, sei zur ersten Einführung diese kleine Schrift, welche an einem greifbaren Beispiel die mittelalterliche bäuerliche Wirthschaft vorführt, bestens empfohlen.

4. Die Täuferbewegung in der Grafschaft Oldenburg-Delmenhorst und der Herrschaft Jever zur Zeit der Reformation. Eine kirchengeschichtliche Studie von L. Schauenburg. Oldenburg, Stalling. 1888. 8. 1 M.

Es ist die unerquicklichste Periode aus der Entwickelung des Protestantismus, in welche uns diese kleine Schrift versetzt. Das eben erst im Kampfe gegen das Bestehende emporgekommene Lutherthum erhebt sofort alle Ansprüche der religiösen Alleinherrschaft, verfolgt alle abweichenden Ansichten mit Wort und Gewalt, obgleich diese schließlich demselben Grundgedanken entsprangen wie das Lutherthum selbst; die von Luther verkündete Freiheit eines Christenmenschen wird weder theoretisch noch praktisch anerkannt. Am schärfsten wendet sich diese lutherische Orthodoxie gegen die Wiedertäuferei, und hat dabei allerdings in gewisser Hinsicht das historische, wenn auch nicht das sittliche Recht auf ihrer Seite; denn die Wiedertäufer wollten nicht nur neue Glaubensregeln aufstellen, sondern auch neue sociale Einrichtungen in radicalem Sinne; sie waren in der That eine große Gefahr für eine gedeihliche Weiterentwickelung, um so mehr, als sie überaus zahlreich verbreitet waren. Trotzdem wird man die Art, in der man die gefährliche Richtung unterdrückte, nie billigen können. Alle diese allgemeinen Verhältnisse wiederholen sich auch in Oldenburg und Jever; ja in Oldenburg wurden die Wiedertäufer aus politischen Gründen längere Zeit als Gäste geduldet. Der Stoff, der hier behandelt wird, ist etwas spröde, und es ist Schauenburg nicht gelungen, diese Sprödigkeit zu überwinden; seine mit

Belegen etwas überlastete Darstellung ist trocken und bleibt am Thatsächlichen hängen, hat wol für den Theologen und Historiker Interesse, ist aber wenig geeignet, einen größern Kreis für diese an sich keinen Reiz bietenden Streitigkeiten zu erwärmen.

5. Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Achter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 8 M.

Der neue Jahrgang des bekannten Sammelwerks bietet eine Reihe von Aufsätzen, die in ihrer Mehrzahl ganz geeignet sind, das Interesse weiterer Kreise zu erregen. Der bedeutendste ist der erste, in dem A. Gaedeke eine Uebersicht über die Ergebnisse der neuern Wallenstein-Forschung gibt. Das Wort des Dichters: „Von der Parteien Haß und Gunst entstellt schwankt sein Charakterbild in der Geschichte", hat seine Geltung bisjetzt behalten und gerade in den letzten Jahren wogte der Streit um Wallenstein ganz besonders heftig. Es sind von den verschiedenen Seiten werthvolle Archivalien veröffentlicht worden, die Schätze des wiener, dresdener, stockholmer und hannoverischen Archivs sind zugänglich gemacht, sodaß jetzt wol ein abschließendes Urtheil über Wallenstein möglich ist. Insofern kommt Gaedeke's Abhandlung einem Bedürfnisse entgegen. Wie hoch die Wallenstein-Literatur angeschwollen ist, sieht man am besten daraus, daß sie blos bis zum Jahre 1884 nicht weniger als 1558 Nummern enthielt. Gaedeke faßt die Ergebnisse der verschiedenen Forschungen im ganzen unparteiisch und besonnen zusammen und hält sich von den beiden entgegengesetzten Standpunkten, die durch Gindely und Hallwich vertreten werden, gleich fern. Seinen Ausführungen über den Thatbestand wird man wol fast durchweg zustimmen können. Danach erscheint Wallenstein allerdings in der schwersten Weise belastet; es war sowol 1632 wie 1634 seine Absicht, den Kaiser zum Frieden zu zwingen; von moralischen und militärischen Gesichtspunkten aus ist sein Verrath nicht zu rechtfertigen. Aber er verfolgte dabei doch große Ziele, und wenn Gaedeke die Frage, ob Wallenstein der Mann war, dieselben durchzuführen und dadurch, daß er das Kaiserthum der Habsburger umstürzte, den allgemeinen Frieden zu erzwingen, durchaus verneint, so möchten wir ihm doch nicht unbedingt beistimmen.

Ein zweiter Aufsatz von R. Breyer, der den Arnold von Brescia zum Gegenstande hat, zeigt die Vorzüge und Nachtheile der herrschenden historischen Schule. Eine gediegene wissenschaftliche Arbeit, die auf besonnener Verwerthung des Materials beruht, aber bei ihrer Art der Erzählung die Darstellung und Forschung vermengt und mit Anmerkungen überlastet, erscheint wenig geeignet, ein weiteres Publikum anzuziehen. Die Bedeutung Arnold's liegt nach Breyer nicht darin, daß er ein origineller Denker war, sondern darin, daß er seine Idee, die Kirche zur apostolischen Armuth und Lauterkeit zurückzubringen, mit Kühnheit, Unerschrockenheit und Beständigkeit erfaßte und durchzuführen suchte.

G. Erler führt uns in die buntbewegte Periode der italienischen Politik des 15. Jahrhunderts, in die Zeiten des pisaner Concils, wo man das päpstliche Schisma zu beseitigen strebte. Am meisten treten damals hervor Florenz und Neapel. Florenz sucht mit Eifer und Geschick ein den Frieden verbürgendes Gleichgewicht in Italien zu erhalten, während Ladislaus von Neapel nach der Herrschaft über ganz Italien strebt, ohne die Kraft zu besitzen, bei seinen Entwürfen auszuharren und sie zu verwirklichen. Die mannichfachen Wechselfälle der italienischen Politik jener Jahre werden uns ausführlich geschildert.

Ein weitergehendes Interesse als die beiden eben erwähnten Arbeiten können wieder die letzten zwei Aufsätze in Anspruch nehmen. K. Hartfelder schildert ausführlich den Aberglauben Philipp Melanchthon's, wie sich derselbe theoretisch und praktisch äußert; es ist psychologisch höchst merkwürdig, wie der größte Humanist unter den Reformatoren, der Vorkämpfer einer rationellen Behandlung aller wissenschaftlichen Fragen noch tief in den Fesseln des Aberglaubens steckt; es dient uns dies eben aufs neue zum Beweise, wie die geistige Aufklärung, deren wir uns erfreuen, erst eine Errungenschaft des 18. Jahrhunderts, nicht aber schon des Humanismus und der Reformation ist, wie vielmehr in letzterer die gläubig-mystische Richtung mindestens ebenso stark ist wie die kritisch-rationelle, sodaß man den Humanismus jener Zeit höchstens als einen Vorläufer der modernen Aufklärung betrachten darf. Es kann eben gar nicht oft genug wiederholt werden, daß unsere jetzige Bildung nicht über das vorige Jahrhundert zurückgeht. Auch die letzte Arbeit, in der W. Busch die Vorgeschichte der bekannten Ehescheidung Heinrich's VIII. von England auf Grund der neuern Publicationen erzählt, ist dazu angethan, auch nicht fachmännische Leser zu fesseln; denn sowol Wolsey wie Anna Boleyn erscheinen hier in anderm Lichte, als sie in der gewöhnlichen Meinung dastehen; jener in günstigerm, diese in ungünstigerm. Wolsey ist der treue Diener seines Königs, der sich, sobald einmal die Ehescheidung unvermeidlich geworden, nur bemüht, die Sache so zu lenken, daß sie weder England noch der Kirche Schaden bringt; er sucht die unabwendbare That seines Monarchen durchzuführen, ohne die alte kirchliche Ordnung des Landes zu erschüttern. Heinrich dagegen handelt nur aus dem Antriebe sinnlicher Leidenschaft; wiederholt stört er mit täppischer Hand die feinen Kreise seines Staatsmanns. Anna Boleyn endlich gibt sich zu einem Werkzeug einer politischen Intrigue ihrer Familie her; letztere will einfach aus der Neigung des Königs für ihre Zwecke Kapital schlagen. Gegenüber der ganzen egoistischen und dummen Gesellschaft ist Wolsey wirklich der einzige, der auf unsere Achtung Anspruch hat. Man sieht, die verschiedenen Aufsätze, die hier vereint sind, behandeln recht mannichfaltige Sachen, und werden hoffentlich den Zweck erreichen, für den diese Zeitschrift bestimmt ist: das Interesse für Geschichte in immer weitern Kreisen unserer gebildeten Welt zu erwecken und rege zu erhalten.

6. Erinnerungen an eine fünfjährige Dienstzeit in der französischen Fremdenlegion mit besonderer Berücksichtigung der daselbst bestehenden allgemeinen Zustände (Algier und Tonkin 1880—85). Von Hans Lüthi. Bern, Jenni. 1888. Gr. 8. 2 M.

Ein anspruchsloses Büchlein, das aber gerade durch seine Schlichtheit Eindruck macht. Durchaus tragen die Schilderungen des Verfassers den Charakter der Treue und Aufrichtigkeit, sie halten sich von den Uebertreibungen, in denen sich häufig deutsche Schilderungen über die Fremdenlegion gefallen, vollkommen fern. Auch so noch ist das Bild, das uns entrollt wird, düster genug und führt in lebendigster Weise die schlechte, oft unmenschliche Behandlung der Fremdenlegion vor. Hoffentlich bleibt die Schrift nicht wirkungslos, sondern trägt dazu bei, Deutsche, die ihr Heil in Algier suchen wollen, von diesem verblendeten Entschlusse abzuhalten, wenn wir auch freilich sagen müssen, daß an dem Deutschen, der sich unter jetzigen Verhältnissen in französische Dienste begibt, nicht viel verloren ist. Auch über den tonkinesischen Feldzug erhalten wir hier einen anziehenden Bericht eines Augenzeugen. Wenn mithin auch die kleine Schrift nicht eigentlich zu der historischen Literatur gehört, ist sie doch ein ganz interessantes Zeitbild. Gestört wird der gute Eindruck nur durch die häufigen Idiotismen, die dem deutschen Leser theilweise nicht ohne Wörterbuch verständlich sind.

Walther Schultze.

Feuilleton.

Aus der von uns regelmäßig angezeigten periodischen Literatur heben wir wieder folgende Erscheinungen hervor. Eine inhaltlich überaus reich ausgestattete, vortrefflich geleitete, mit gediegenen Beiträgen sattsam versehene Monatsschrift ist „Frauenberuf“, welche die Interessen der gebildeten Frauenwelt vertritt. Herausgeberin ist Frau J. Kettler (Weimar, Verlag des Frauenberufs). Da die Zeitschrift vierteljährlich nur 1 M. 50 Pf. kostet (bei jährlich 40 Druckbogen in Hochquart), so darf sie Anspruch auf weiteste Verbreitung erheben. Der dritte Jahrgang hat soeben begonnen. — Weiterhin nennen wir Heft 39—45 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen“, herausgegeben von Franz von Holtzendorff (Hamburg, Verlagsanstalt A.-G.), deren Themen lauten: „Kurze Darstellung der neuern deutschen Colonialgeschichte“, von Wilhelm Breitenbach; „Das russische Asien und seine wirthschaftliche Bedeutung“, von Ewald Paul; „Recht und Willkür im deutschen Strafproceß“, von Pfizer; „Nullmeridian und Weltzeit“, von E. Hammer; „Ueber die gemeinsame Erziehung beider Geschlechter an den höhern Schulen“, von B. Brons. Aus der in demselben Verlage erscheinenden „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff, haben wir anzuführen Heft 59—61, worin folgende Abhandlungen enthalten sind: „Leiden und Thaten der Frauen im Kriege“, von H. Hetzel; „Entstehung des Volkes Israel und seiner nationalen Organisation“, von Karl Heinrich Cornill; „Die Anfänge der Sprache“, von Andreas Stengel; „Dr. Johannes Konrad Brunner“, von Konrad Brunner; „Sitte und Brauch der siebenbürger Sachsen“, von Heinrich von Wlislocki; „Cavour“ von M. Bernardi.

— Die „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“, herausgegeben von Freiherrn von Ungern-Sternberg und G. Schlosser (Heilbronn, Gebr. Henninger), enthalten im dreizehnten Bande, Heft 6, Heft 7 und 8, Abhandlungen über die Themen: 1) „Unser Glaube an einen persönlichen Gott“, von F. Reiff; 2) „Deutsches Zeitungswesen der Gegenwart“, von Franz Walther. Die erste Abhandlung ist herzlich schwach, die zweite aber verdient in möglichst weiten Kreisen gelesen und beherzigt zu werden. Im vierzehnten Bande, Heft 1 und 2, bringen sie: „Die kirchliche Versorgung der evangelischen Studenten“, von Friedrich Naumann; „Biblische Redensarten“, von Paul Grünberg. — Heft 6—12 der „Deutschen Worte“ (Monatshefte, herausgegeben von Engelbert Pernerstorfer in Wien) zeichnen sich wiederum aus durch vorzügliche Aufsätze in volkswirthschaftlicher und socialpolitischer Beziehung. Wir können Richtung und Form dieser Blätter nur billigen. — Von der mehrfach durch uns warm empfohlenen „Kinder-Gartenlaube“ (Nürnberg) liegen uns die acht ersten Hefte des sechsten Bandes vor, welche dem Unternehmen weitere Freunde zu gewinnen geeignet sind. — Die weithin bekannte deutsche Aelternzeitung „Cornelia“, herausgegeben von Karl Pilz, sendet uns das erste Heft ihres funfzigsten (Jubel-)Bandes (Leipzig, Spamer). Ein herzliches „Glück auf zum zweiten Halbjahrhundert“ hat sie redlich verdient. — Endlich enthält Nr. 9 der „Literarischen Volkshefte“, herausgegeben von Eugen Wolff und Leo Berg, eine Abhandlung von Alfred Biese über: „Theodor Storm und der moderne Realismus“ (Berlin, R. Eckstein).

— Es liegen uns die ersten drei Jahrgänge der Vierteljahrsschrift vor: „Die Frau im gemeinnützigen Leben“ (Stuttgart, Kohlhammer). Sie stellt sich dar als Archiv für die Gesammtinteressen des Frauenarbeitserwerbs- und Vereinslebens, zählt eine große Menge von angesehenen Mitarbeitern beiderlei Geschlechts und wird geleitet von den Damen Marie Loeper-Housselle und Amélie Sohr. Die Reichhaltigkeit und Gediegenheit der Abhandlungen, die Vielseitigkeit der Themen, der ebenso besonnene wie reformatorische Geist in den Zielen wie in den Beiträgen des umfänglichen Unternehmens berechtigt uns, diese Zeitschrift allen denen aufs wärmste zu empfehlen, welche direct in der Frauenfrage thätig sind oder auch nur indirect sich dafür interessiren.

— „Kaiser Wilhelm's Ruhmesdenkmale Rheinlands und Westfalens“ ist der Titel eines Abdrucks aus der „Aachener Zeitung“ (Aachen, Palm, 1888). Der Verfasser (Rhenanus) gibt Andeutungen, an welcher Stelle, in welchem Material und Stil, mit welchen Geldmitteln und auf welche Pläne hin die beabsichtigten Denkmale zu errichten seien.

— Ein gewisser Mabel Collins hat ein Büchlein geschrieben: „Licht auf den Weg“, das in deutscher Uebersetzung schon in zweiter Auflage erschienen (Leipzig, Th. Grieben, 1888). Er nennt es „eine Schrift zum Frommen derer, welche, unbekannt mit des Morgenlandes Weisheit, unter deren Einfluß zu treten begehren“. Uns hat das entsetzlich unklare Gerede nicht einmal den Werth eines Grubenlichtes, geschweige denn eines Lichtes auf dem Lebenswege. In dieses Chaos bringt selbst ein Genius wie Vater Haydn kein Licht; das Buch ist gedruckter englischer Nebel.

— Der zweiundzwanzigste Band (Neue Serie) des „Neuen Pitaval. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring, fortgeführt von Dr. A. Vollert“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888) bringt in seiner ersten Nummer: „Johann von Wesel und seine Zeit. Ein Ketzerproceß aus dem 15. Jahrhundert“, die in der That „tüchtige Arbeit“ eines jungen Theologen, des Gymnasiallehrers Auerbach in Gera. Eine kirchen- und culturgeschichtliche Einleitung macht den Gegenstand verständlich. Johann von Wesel gehört gleich

seinen Zeitgenossen und Namensverwandten Johann Wessel zu den „Reformatoren vor der Reformation". Wesel bequemte sich 1479 — damals schon ein gebrochener Greis — vor einem Ketzergerichte in Mainz zum Widerrufe, wurde aber trotzdem für den Rest seines Lebens in Haft behalten. Unter den übrigen Aufsätzen kommen die Studie über mania transitoria (vorübergehenden Wahnsinn als Ursache von Verbrechen) und die Geschichte eines jener Unzuchtprocesse in London, welche durch die Enthüllungen der „Pall Mall Gazette" veranlaßt wurden, dem augenblicklichen Interesse entgegen.

— Von Wilhelm Böhm ist der siebente Band von „Fürst Bismarck als Redner" als Band 281 der „Collection Spemann" (Stuttgart, Spemann) ausgegeben. Er umfaßt die parlamentarischen Reden des Reichskanzlers in den Jahren 1873 und 1874 und die kirchenpolitischen Reden im preußischen Landtage im März und April 1875. Mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß „wieder einmal demnächst die Reihe an einen friedliebenden Papst kommen wird, mit dem sich Friede schließen lassen werde", bricht der Band ab.

— „Vom Kreml zur Alhambra. Culturstudien von Max Nordau" sind in dritter verbesserter Auflage erschienen (2 Bde., Leipzig, Elischer Nachfolger). Bei der ersten Ausgabe dieses Buchs (1880) sind d. Bl. seinen Vorzügen bereits gerecht geworden und haben sie an den Mittheilungen des Verfassers über England dargelegt. England, Frankreich, Spanien nimmt den ersten Band ein; Rußland, Skandinavien, Belgien, Island den zweiten. Wir können nicht umhin, die Schilderungen etwas breit zu finden; der Eindruck der scharfen Beobachtungen des Verfassers leidet unter der Fülle des rein Persönlichen und daher Gleichgültigen, das beim Lesen mitgenommen wird. Im kurzen Kapitel „Die russische Cultur" sind ganz vorzügliche selbständige Gedanken mit flüchtiger Auffassung der Dinge gepaart.

— Bei Winter in Heidelberg ist ein uns bisher unbekannt gebliebenes Buch bereits in achter Auflage erschienen: „Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Ungenannten." Die erste Abtheilung enthält tausend Gedanken oder Betrachtungen, die zweite acht kleine Erzählungen: Parabeln, Skizzen. Wir haben reichlich darin geblättert und uns an der Sammlung erfreut, die sicherlich nicht hie und da zusammengelesen, sondern die Aeußerungen nur Eines Kopfes und Herzens umfaßt. Wir können dem Urtheil einer guten Zeitung nur beistimmen, die über die Spenderin dieser Gedanken sagt: „Sie ist ein vom christlichen Glauben tief durchdrungenes Gemüth, dem ein besonders klarer, eindringender, sinniger Blick für das Leben und die dem Leben erwachsenden Erfahrungen eigen ist." Freunden aphoristischen Lesens, was ja nicht jedermanns Sache ist, darf dieses Buch getrost empfohlen sein (geb. 5 M.).

Bibliographie.

Alcock, D., Denksteine aus älterer und neuerer Zeit. Erzählungen. Uebersetzt von Elis. Alre. Leipzig, Buchhandlung des Vereinhauses. 8. 3 M. 60 Pf.

Artaria, R., Das erste Jahr im neuen Haushalt. Eine Geschichte in Briefen. Mit einem Titelbild in Lichtdruck von A. Reinecke. Stuttgart, Gebr. Kröner. 1888. 12. 5 M.

Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge. VII. Die Strassburger Bücher-Illustration im XV. und im Anfange des XVI. Jahrhunderts. Von P. Kristeller. Mit 39 Illustrationen. Leipzig, Seemann. 1888. Gr. 8. 6 M.

Below, G. v., Die Entstehung der deutschen Stadtgemeinde. Düsseldorf, Voß u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Bestmann, H. J., Das deutsche Volkslied. Mölln. 1888. Gr. 8. 80 Pf.

Beyer, C., Anastasia. Ein historischer Roman aus dem Mittelalter. 3 Thle. in 2 Bdn. Leipzig, Böhme. 1888. 8. 6 M. 75 Pf.

Birck, M., Der Kölner Erzbischof Dietrich Graf von Moers und Papst Eugen IV. Mit Benutzung archivalischer Akten. Bonn, Hanstein. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bleibtreu, K., Zur Jahrhundertfeier der großen Revolution. Berlin, S. Fischer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bögli, H., Der bernische Bauernkrieg in den Jahren 1641 und 1653. Nach den Akten im bernischen Staatsarchiv dargestellt. Bern, Rudegger u. Baumgart. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Borcke, J. v., Kriegerleben. 1806—1815. Nach dessen Aufzeichnungen bearbeitet von von Leszczynski. Berlin, Mittler u. Sohn. 1888. Gr. 8. 6 M.

Bradke, P. v., Ueber die arische Alterthumswissenschaft und die Eigenart unseres Sprachstammes. Akademische Antrittsrede am 14. Juli 1888 gehalten. Giessen, Ricker. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Brand, H., Gute Zeit im Lande. Historische Erzählung aus dem 19. Jahrhundert. Kassel, Wigand. 8. 3 M.

Breitner, A., Vindobonas Rose. Im hochzeitsreise-brevier des vaters Danubius gefunden. München, Schweitzer. 1888. Gr. 8. 3 M.

Brink, B. ten, Geschichte der englischen Litteratur. 2ter Bd. Bis zur Thronbesteigung Elisabeths. 1ste Hälfte. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M. 20 Pf.

Des Freiherrn Carl Ernst Wilhelm von Canitz und Dallwitz, königl. preußischem General-Lieutenant und General-Adjutant König Friedrich Wilhelms IV., Staats- und Cabinetsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Denkschriften. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seinen Kindern. 2 Bde. Berlin, Hertz. 1888. Gr. 8. 12 M.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. 306ter bis 308ter Bd. Die alte gute Zeit. Von W. Besant. Uebersetzt von H. Meyer. 3 Bde. Stuttgart, Spemann. 1888. 8. à 1 M.

Costa-Rossetti, J., S. J., Allgemeine Grundlagen der Nationalökonomie. Beitrag zu einem System der Nationalökonomie im Geiste der Scholastik. Freiburg i. Br., Mohr. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Crome-Schwiening, C., Was sich die Kaserne erzählt. Ernstes und Heiteres aus dem Soldatenleben im Frieden. Leipzig, Verlags-Magazin. 12. 1 M.

Cronauer, J., Der Burgzwerg von Germersheim. Erzählung aus unserer Heimat schwerer Zeit. Speyer, Kleidhard. 8. 1 M.

Danielson, J. R., Die nordische Frage in den Jahren 1746—1751. Mit einer Darstellung russisch-schwedisch-finnischer Beziehungen. 1740—1743. Helsingfors. 1888. Gr. 8. 12 M.

Davidsohn, R., Philipp II. August von Frankreich und Ingeborg. Stuttgart, Cotta. 1888. Gr. 8. 4 M.

Delbrück, R., Wege des Herrn. Ein Roman aus dem Gesellschaftsleben der Gegenwart. Leipzig, Mauert u. Rocca. 1888. 8. 5 M.

Dombrowski, R. R. v., Ungereimte Wald-Poesie. Klagenfurt, Leon sen. 1888. Gr. 16. 5 M.

Duncker, M., Griechische Geschichte bis zum Tode des Perikles. 1ste bis 16te Lfg. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. à 2 M.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Miterlebtes. Erzählungen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Eckert, G., Der Dichter der Gegenwart. Eine dem gegenwärtigen Standpunkt der Poesie, dem Streben nach Universalität in Form und Gehalt, entsprechende Auswahl der Gedichte von G. E. Berlin, Deubner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Elster, E., Zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M.

Ferdinand, M. R., Liebesweben. Gedichte und Märchen. Dresden, Pierson. 12. 2 M.

Fidelis, Ein Jahr im Bergschlößchen. Erinnerungen aus einem Mädchenleben. Leipzig, Böhme. 8. 2 M. 40 Pf.

Fischer, J., Wolfgang Amadeus Mozart (Sohn). Eine biografische Skizze, sowie zwei bisher unbekannte Briefe Mozart's (Vater). Karlsbad, Jakob. 1888. Lex.-8. 2 M.

Fontane, T., Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7 M.

Freiburg, C. R., Offiziere ohne Epauletten. Erlebnisse eines verabschiedeten Offiziers. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Freiligrath, Gisberte, Beiträge zur Biographie Ferdinand Freiligraths. Minden, Bruns. 8. 2 M. 40 Pf.

Friedheim, B., Der Bruder. Roman. 2 Thle. in 1 Bd. Leipzig, Böhme. 8. 3 M. 75 Pf.

— — Engelsflügel. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1888. 8. 1 M.

Kaiser Friedrich's Krankheit. Was lehrt sie? Ein ernstes Wort in ernster Zeit an das deutsche Volk. Leipzig, Mutze. 1888. Gr. 8. 4 M.

Friedrichs, H., Gestalten und Leidenschaften. Dichtungen. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. 12. 3 M.

Grans, H., Fünfzehn Jahre in Weimar. Erlebtes und Erlittenes. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Vom Theater. Allerlei Aufzeichnungen. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 2 M.

Guttzeit, J., Reinmenschliche Kindererziehung. Drei Vorlesungen. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1888. Gr. 8. 40 Pf.

Hinte, F., Kaiser Wilhelm II. als Soldat. Dem deutschen Heere erzählt. Berlin, Liebel. 8. 20 Pf.

Geographisches Jahrbuch. Begründet 1866 durch E. Behm. XII. Bd., 1888. Unter Mitwirkung von A. Auwers, Fr. Boas, J. J. Egli etc. herausgegeben von H. Wagner. Gotha, J. Perthes. 1888. Gr. 8. 12 M.

Jürgens, O., Die Landeshoheit im Fürstenthum Lüneburg bei Beginn des Erbfolgekrieges (1371). Hannover, Hahn. 1888. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Kaftan, J., Die Wahrheit der christlichen Religion, dargelegt. Basel, Detloff. 1888. Gr. 8. 9 M.

Kleinert, P., Zur christlichen Kultus- und Kulturgeschichte. Abhandlungen und Vorträge. Berlin, Reuther. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Knortz, K., Die deutschen Volkslieder und Märchen. Zwei Vorträge. Mit dem Anhang: Volkslieder aus Yorkshire. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kühne, B., Die Fortbildung der Natur-Philosophie auf platonisch-aristotelischer Grundlage. Einsiedeln, Benziger u. Comp. 1888. Gr. 4. 2 M.

Lang, H., Aus den Erinnerungen eines Schlachtenbummlers im Feldzuge 1870/71. Neue Folge. Mit zahlreichen Reproduktionen nach den Kriegsskizzenbüchern und nach Gemälden des Künstlers. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 1888. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HARAR.

Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern Ost-Afrikas.

Von

Dr. Philipp Paulitschke.

Nebst Beiträgen von

Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und Dr. Heinrich Wichmann.

Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die unter der Leitung von Dr. Kammel von Hardegger und Prof. Dr. Paulitschke unternommene österreichische Expedition führte nach Harar, der bedeutendsten Handelsstadt auf dem geheimnissvollen Osthorn Afrikas. Vom Golf von Aden durch eine weite, von den blutgierigen Somal durchzogene Wüste getrennt, sind diese Theile Afrikas, die fruchtbaren Galläländer, das Ziel der colonialen Bestrebungen Englands, Italiens und Frankreichs. Der Verfasser bringt die reichen Ergebnisse der Reise in diese noch wenig bekannten Gegenden in einer den Fachmann wie den Laien gleich anziehenden Weise zur Darstellung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünf Jahre in Ostafrika.

Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa.

Von

Antonio Cecchi.

Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von **M. Rumbauer.**

Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die vorliegende deutsche Ausgabe des berühmten italienischen Reisewerks verdient besondere Beachtung. Dasselbe gehört nach dem „Globus“ zu dem Besten und Bedeutendsten, was innerhalb der letzten Jahre auf dem Gebiete der Reiseliteratur erschienen ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Achter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Die Ergebnisse der neuern Wallenstein-Forschung. Von Arnold Gaedeke. — Arnold von Brescia. Von Robert Breyer. — Florenz, Neapel und das päpstliche Schisma. Von Georg Erler. — Der Aberglaube Philipp Melanchthon's. Von Karl Hartfelder. — Der Ursprung der Ehescheidung König Heinrich's VIII. von England. Von Wilhelm Busch.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Herausgabe übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem neuen Jahrgange sind interessante geschichtliche und culturgeschichtliche Arbeiten vereinigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie.

Zweiundzwanzigster Band.

8. Geh. 5 M.

Inhalt: Johann von Wesel und seine Zeit. Ein Ketzerproceß aus dem 15. Jahrhundert. — Eine Studie über mania transitoria (vorübergehender Wahnsinn) und verschiedene merkwürdige Criminalprocesse, welche diese schwierige Materie betreffen. — Der dreifache Mord in der Mühle zu Dietharz im Thüringerwalde. — Merkwürdige Criminalprocesse aus England. 1. Verleumdung und ungerechtfertigte Entziehung der persönlichen Freiheit. 2. Nothzucht. 3. Bigamie. 4. Eine Wechselfälschung. — Tödtung eines Matrosen auf hoher See. Mord oder Ueberschreitung erlaubter Nothwehr? — Kentucky-Vendetta. Blutrache in Amerika. — Das Attentat auf Bazaine. Mordversuch. — Ein Diebstahl im wiener Landesgerichtsgebäude. — Das Leben und Treiben des Familienmörders Timm Thode vor der Verübung des von ihm in der Nacht vom 7. zum 8. August 1866 ausgeführten Mordes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Ein Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten“.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.



Patent-Kinderwagen mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder. Preise von 12—120 Mk.

Kranken-Fahrstühle neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung. Preise v. 36—350 M.

Eiserne **Netzbettstellen** für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder. Preise v. 12—60 Mk.

Reich ausgestattete illustrirte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.



Cotillon- & Carneval-Gegenstände
als Mützen, Orden, Touren, Costüme, Masken etc.
sowie **Cartonnagen & Attrapen**
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 21. Februar 1889.

Inhalt: Aus Ignaz von Döllinger's neunzigstem Lebensjahre. Von Karl Jentsch. — Frauenschriften. Von Karl Schrattenthal. — Episches und Lyrisches. Von M. Bensey. — Zur deutschen Literatur. Von Robert Borberger. — Bücher über Rußland. — Aus der Thierwelt. Von O. Taschenberg. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus Ignaz von Döllinger's neunzigstem Lebensjahre.

1. Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik des Jesuitenordens. Auf Grund ungedruckter Actenstücke bearbeitet und herausgegeben von Ignaz von Döllinger und F. Heinrich Reusch. Zwei Bände. Nördlingen, Beck. 1889. Gr. 8. 22 M.

Eine Goldader im deutschen Büchergebirge ist aufgedeckt! Ueber 1100 Seiten Jesuitica, darunter 400 Seiten bisher ungedruckter Actenstücke. Glück auf zur Ausbeute! Das würde der erste Gedanke der Herren Clauren und Eugen Sue gewesen sein, wenn das obengenannte Werk zu ihren Zeiten erschienen wäre. Seitdem sind wir sehr viel — historischer geworden; wir wissen heute, daß es nicht ein verbrecherisches Mysterium war, was seinerzeit eine Welt gegen die Jesuiten in Harnisch brachte und was heute noch ihre Ausschließung aus dem Deutschen Reiche bedingt, sondern jene mit Besorgniß gemischte Abneigung, welche in den Einrichtungen und Zielen der Gesellschaft begründet ist. Der Lebhaftigkeit dieser Abneigung hat stets die Stärke des Interesses für den Gegenstand entsprochen, und so wird sich denn das gebildete Publikum den Verfassern zu Dank verpflichtet fühlen müssen für die dargebotene Fülle neuer Aufschlüsse.

Die literarische Thätigkeit des greisen Döllinger beschränkt sich nicht auf seine herrlichen Akademievorträge, welche in kunstvoller Form die reife Frucht tiefer Studien darreichen. Seit einigen Jahren hat er sich mit dem auf den verschiedensten Gebieten unermüdlich schaffenden Professor Reusch zu gemeinsamer Arbeit in der Weise verbunden, daß er letzterem seinen reichen Schatz urkundlichen Materials übergiebt, und dieser, die Erträgnisse eigener Quellenforschung hinzufügend, das Ganze redigirt. So wenigstens wird im Vorworte zu der vorm Jahre erschienenen „Selbstbiographie des Cardinals Bellarmin" die Arbeitstheilung beschrieben, und wir dürfen annehmen, daß das dort Gesagte auch für dieses zweite umfangreichere Werk gilt.

Der erste Band enthält die zusammenhängende Darstellung der Gegenstände, für welche der zweite die Urkunden liefert. Jeder Band zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste ist den Moralstreitigkeiten gewidmet. Es handelt sich in denselben um die Verzerrung der einfach erhabenen christlichen Sittenlehre zu einer juristischen Casuistik und um die mancherlei Künste, mit denen die Jesuiten die Strenge der sittlichen Forderungen hinwegdisputirten, um sich als Beichtväter sowohl dem großen Haufen wie auch den Höfen zu empfehlen. Den Kern ihrer Trugschlüsse bildet der Probabilismus, d. h. die Lehre, daß man eine Handlung so lange für erlaubt halten dürfe, als einem die Erlaubtheit noch „probabel" erscheint, mag auch diese Wahrscheinlichkeit sich auf die Thatsache beschränken, daß ein Theolog von der Sorte jener, welche Pascal in seinen Provinzialbriefen geißelt, sich für die Erlaubtheit ausspricht. Der Probabilismus ist zwar keine Erfindung der Jesuiten, sie haben ihn vorgefunden; aber sie vor allen Orden und Weltgeistlichen haben ihn sorgfältig ausgebildet. Er fand Widerstand im Schoße ihrer eigenen Gesellschaft. Ja, einer ihrer Generale, Thyrso Gonzalez (1686—1705), setzte, vom Papste Innocenz XI. unterstützt, seine ganze Kraft ein, um diese seiner Ueberzeugung nach verderbliche Lehre auszurotten. Nur ihre zeitweise Niederhaltung gelang ihm in Kämpfen, welche das Gefüge des Ordens erschütterten. Im heiligen Liguori, dem Gründer der Redemtoristen Congregation, feierte der Probabilismus eine förmliche Auferstehung, und diese wurde von der höchsten Autorität der römisch katholischen Kirche anerkannt. Denn Pius VII. erklärte in einem Decret, es finde sich in den Werken des Liguori, dessen in der ganzen katholischen Kirche verbreitete Moralhandbücher völlig auf

probabilistischer Grundlage stehen, nichts einer Censur Würdiges, und Pius IX. hat den Mann sogar durch Breve vom 7. Juli 1871 zum Doctor ecclesiae erhoben und verordnet, daß seine Werke privatim wie in öffentlichen Schulen fleißig gebraucht werden sollen.

Die zweite Abtheilung umfaßt eine Menge verschiedener Mittheilungen, welche für die politische Geschichte der europäischen Staaten von Wichtigkeit sind. Es fallen da Streiflichter auf die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, des Westfälischen Friedens, der inneren Wirren in Frankreich und England. Nicht blos des neuen Thatsächlichen wegen, was sie bringen, sind diese Urkunden höchst beachtenswerth, sondern fast noch mehr deswegen, weil man aus ihnen den Gedankengang der correspondirenden Jesuiten und die in ihrem Orden herrschenden Umgangsformen kennen lernt. Der Eindruck nach dieser Seite hin ist kein ungünstiger, sodaß die Väter kaum Ursache haben, sich über die Veröffentlichung zu beklagen.

2. Akademische Vorträge von Ignaz von Döllinger. Zwei Bände. Nördlingen, Beck. 1888—89. 8. 14 M. 50 Pf.

Die Literaturgeschichte dürfte diesen Vorträgen ihren Platz neben Macaulay's Essays anweisen. Dort wie hier dieselbe Kraft, jede historische Erscheinung nicht allein künstlerisch zu gestalten, sondern sie auch aus ihren Ursachen begreifen zu lassen und durch beigefügte Seitenbilder ihre Schätzung zu erleichtern; so bietet z. B. die Gedächtnißrede auf den König Johann von Sachsen eine ganze Galerie von Charakterzeichnungen fürstlicher Schriftsteller. Durch leuchtendere Farben, schärfere Umrisse, grellere Antithesen zwar vermochte der Engländer zu blenden, weil er es mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm. Unserm Döllinger aber ist der wissenschaftliche Geist „der fein ausgebildete, zugleich auf Reinheit des Willens und auf Schärfe der Intelligenz beruhende Wahrheitssinn", und als höchste Aufgabe seiner theuern Akademie, in deren Dienste er arbeitet, erscheint es ihm, „den Wahrheitssinn bis zur Kunst, den Cultus dieser Göttin bis zur zartesten Gewissenhaftigkeit auszubilden".

Ledig der peinlichen Pflicht, die sie an Macaulay's Werken zu üben hatte, nämlich dieselben von zahllosen Irrthümern zu säubern, darf hier die Kritik mit gutem Gewissen zum behaglichen Genießen und zur Bewunderung von Kunstwerken einladen, die eine unerschöpfliche, vom schärfsten Urtheil geleitete Gestaltungskraft aus gewaltigem, im langen Zeitraume von sieben Jahrzehnten mit unermüdlichem Fleiße aufgehäuftem Material gebildet. Und jede dieser Arbeiten beseelt jener historische Sinn, der die zusammengehörigen Fäden in räumlich und zeitlich entfernten Gebieten mit Seherblick erspähen und kunstvoll verknüpfen lehrt. „Daß zur erschöpfenden Erkenntniß des Einzelnen klare Einsicht in das Ganze erfordert werde", erklärt Döllinger für einen Grundsatz aller wissenschaftlichen Forschung. Diese Gewöhnung des beständigen Hinschauens auf das Ganze verdankt er zum Theil wol seinem ursprünglichen Fache, der Theologie, welche, wie keine andere Wissenschaft, den Glauben an ein schön geordnetes Weltganzes zur Voraussetzung hat. Sodann aber auch seiner und unserer Nationalität; denn die zur Erfassung desjenigen Ganzen, mit welchem der Historiker es zu thun hat, erforderliche Fähigkeit, „das Sinnen und Streben anderer Völker zu verstehen und bis in seine Wurzeln erkennend zu verfolgen", gehört zu den besondern Gaben des deutschen Volksgeistes, und in dieser Beziehung dürfen wir Döllinger, neben Goethe und Ranke und im Gegensatze zu der anders gearteten Deutschheit eines Luther oder E. M. Arndt, den Deutschesten der Deutschen beizählen. Solche allumfassende wurzelhafte Einsicht nun befähigt ihn z. B., auch der conservativ-großdeutschen Gesinnung eines Böhmer, der liberal-großdeutschen eines Gervinus gerecht zu werden, obwol er für seine Person die letzte entscheidende Wendung der Geschicke Deutschlands aus vollem Herzen freudig begrüßt.

Unglaublich reich und mannichfaltig ist die Fülle der behandelten Gegenstände, der neuen Aufschlüsse, der überraschenden Contraste und Zusammenhänge, die uns in diesen zwei mäßigen Bänden dargeboten werden. Die Uranfänge der Dynastien, die Schicksale Israels, die literarischen Zustände der patristischen Zeit und des Mittelalters, der Wunderbau des anglo-indischen Reichs, die europäischen Hochschulen, eine lange Reihe gelehrter Männer aus verschiedenen Nationen, der Sonnenkönig, „die einflußreichste Frau der französischen Geschichte" (die Maintenon): das alles zieht in lebensvollen Bildern am Geiste des Lesers vorüber. So fremdartige Zustände, wie die spanischen und portugiesischen, werden ihm verständlich. Und wenn dem Staatsmanne „die gewaltige Expansivkraft der arabischen Religion" beim gleichzeitigen Verfall aller mohammedanischen Staaten ernste Gedanken erregt, so erheitern den beschaulichen Gelehrten jene Gegensätze, mit denen der ironisch gelaunte Weltgeist zu spielen liebt; wie wenn er dem schwächern Geschlechte für das salische Gesetz Rache zu nehmen gestattet, „denn in keinem Lande hat offenbare oder verhüllte Weiberherrschaft länger gewährt und sich fühlbarer gemacht als in Frankreich". Daneben wird denn unter andern noch der berühmte Streit der Danteforscher über den Veltro durch eine wie mir scheint völlig zufriedenstellende Deutung des symbolischen Windhundes entschieden.

Als Döllinger in der Akademie die eben angedeutete herrliche Studie, „Dante als Prophet", vorlas, welche auch nicht die leiseste Spur von Greisenhaftigkeit verräth, war er $88\frac{3}{4}$ Jahre alt. Die Arbeiten für die Herausgabe der gesammelten Vorträge fallen in sein 90. Jahr. (Einen Theil dieser Arbeiten hat der Secretär der Akademie, Herr Dr. Max Lossen, seinem verehrten Meister abgenommen.) Und die ungebrochene körperliche Gesundheit und Geistesfrische, in welcher er am 28. Februar seinen 90. Geburtstag feiert, verheißen ihm eine noch längere Dauer gesegneten Schaffens, als sie dem verewigten Ranke vergönnt war.

Karl Jentsch.

Frauenschriften.

1. Kleine Geschichten. Von Alexandrine von Holmblad. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1888. 12. 2 M.
2. Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen von Ada Linden. Leipzig, C. F. Winter. 1888. 8. 4 M.
3. Die Frau des Kapitäns. Von Bertha Filhés. Berlin, Walther u. Apolant. 1888. 8. 3 M.
4. Der Götzendienst der Schönheit. Roman von Detlef Stern. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888. 8. 10 M.
5. Nürnberger Tand. Eine Geschichte aus dem 15. Jahrhundert von Ludovica Hesekiel. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1888. 8. 9 M.

Es ist bekannt, daß eine schwere Menge von Erzählungen, Dramen und Gedichtsammlungen alljährlich erscheint, deren Vertrieb den Buchhändlern wenig Kopfzerbrechen verursacht, weil der betreffende Verfasser die Kosten getragen hat. Jenen Herren und Damen von der Feder, die davor nicht zurückzuschrecken brauchen, ist mit der Erfüllung ihres Wunsches, sich gedruckt zu sehen, freilich nicht alles abgethan — Publikum und Kritik sprechen ihr Urtheil, aber der letztern wird bei der Fülle des gebotenen Mittelmäßigen die ohnehin verantwortliche Aufgabe ungemein erschwert. Eine große Anzahl dichtender und schriftstellernder Frauen trägt zu diesem Misstande bei, denn es scheint nachgerade Mode geworden zu sein, schlecht oder leidlich skandirte Schmerzen oder Freuden in schönem Bändchen auch der Mitwelt zu übergeben, denn „die Mittel erlauben diesen Sport“. Da bekommt man denn Bücher zur Besprechung, bei deren pflichtgemäßer Durchsicht man sich kopfschüttelnd fragt: Wozu oder warum wurde das Zeug gedruckt?

Ohne das Büchlein „Kleine Geschichten“ von Alexandrine von Holmblad (Nr. 1) in die Reihe der eben besprochenen literarischen Erzeugnisse zu stellen, hat es mich doch zu den gemachten Bemerkungen veranlaßt, als ich seine nette Ausstattung, seine äußere Zierlichkeit bewunderte und über die innere Leerheit nichts weniger als erbaut war. Die Existenzberechtigung solcher geistigen Erzeugnisse für den Büchermarkt wäre wol erst nachzuweisen. Ich gestehe der wahrscheinlich noch sehr jungen Dame sogar das Talent zu, recht angenehm zu plaudern, ja manches frisch erzählen zu können, aber die fünf kleinen Geschichten sind doch allzu einfach. Die eine oder die andere in dem Provinzblatte des Heimatstädtchens veröffentlichen, wo man viele Bekannte und Freunde hat, das geht noch an, aber auf den großen Büchermarkt gehören sie nicht, da verlangt man bessere geistige Waare. Schade, daß der Verfasserin, die ganz sicherlich eine gemüthstiefe und liebenswürdige Persönlichkeit ist, nicht ein Berather zur Seite stand, der ihr mehr Achtung vor der Buchdruckerschwärze beigebracht hätte.

Bedeutend höher steht das Erstlingswerk „Aus vergangenen Tagen“ (Nr. 2). Ada Linden (Pseudonym einer westfälischen Lehrerin) ist bisher in mehrern Zeitschriften mit Glück als Dichterin aufgetreten. Historische Stoffe scheinen sie besonders anzuziehen, und sie neigt in ihren formschönen Poesien auch mehr der epischen Gestaltung zu. In ihrer vorliegenden Arbeit bietet sie uns drei Erzählungen geschichtlichen und sagenhaften Gepräges und versteht es, kurz und markig zu erzählen; ja in der zweiten, „Aus den Tagen des Kampfes“, hat sie einen reichhaltigen Stoff, den manch praktischer Schriftsteller zu einem Romane ausgearbeitet hätte, in knappe Formen gegossen, und dabei oft jene dramatische Belebung erreicht, die, wie bekannt, der Novelle sehr zu statten kommt. Die Verfasserin gebietet über eine tüchtige Gabe der Erfindung und des Ausbaues, doch hätte diesem anziehenden literarischen Erstlinge eine tiefere künstlerische Durchbildung nichts geschadet. In der mit sagenhaften Elementen durchtränkten Erzählung „Der Ring der Hohenzollern“, die gewiß recht zeitgemäß und auch spannend erzählt ist, berührt es eigenthümlich, Weissagungen zu hören, die das regierende deutsche Kaiserhaus betreffen, sich aber schon gar lange vor dem Niederschreiben der Geschichte erfüllt haben. Das Buch wird Freunde finden und besonders von Frauen gern gelesen werden. Möge der Verfasserin das Fortschreiten auf der glücklich eingeschlagenen Bahn gelingen!

In der „Frau des Kapitäns“ von Bertha Filhés (Nr. 3) haben wir's unbedingt mit einer originell erfundenen Geschichte zu thun. Der Seekapitän von Hagan heirathet Erna, ein schönes, aber seichtes Geschöpf. Während seiner Abwesenheit vom Hause kommt die Zwillingsschwester seiner Frau in das schöne Heim der jungen Eheleute. Von dem Dasein dieser Zwillingsschwester Marianne hat der Kapitän unbegreiflicherweise keine Ahnung — und dies ist der Grund zu den höchst anziehenden Verwickelungen der sonst einfachen Geschichte; denn Erna und Marianne, welche letztere ein Ausbund aller nur möglichen Tugenden ist, sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Der Kapitän soll mit seinem Schiffe zu Grunde gegangen sein und seine Witwe Erna weiß nichts Besseres zu thun, als ihrem ersten Anbeter die Hand zu reichen und mit ihm das freie Amerika aufzusuchen. Marianne bleibt als Erna zurück und der Kapitän erscheint — natürlich muß nach wenigen Jahren Erna sterben, damit ihre Schwester die Gattin Hagan's werden kann, den sie verehren und lieben gelernt hat. Es ist nicht zu leugnen, daß der Leser die Entwickelung der Handlung mit Spannung verfolgt, schade aber ist es auch, daß das Werk an Unwahrscheinlichkeiten krankt. Hätte der harmonische Abschluß nicht auf eine andere Weise, als durch das Dazwischentreten des Gevatters Tod herbeigeführt werden können? Die Verfasserin scheint sich den Plan zu der Geschichte nicht endgültig zurechtgelegt zu haben, bevor sie an die Durchführung der Aufgabe schritt. Das ganze Gerüst, auf dem

die Handlung aufgebaut, ist so lose, so schwankend. Die Nebenpersonen sind wie die beiden Schwestern gut gezeichnet, die Base des Kapitäns aber hätte ohne Schaden für die Geschichte fortbleiben können. Der Roman „Schloß Isenstein", den Frau Bertha Filhès im Jahre 1881 veröffentlichte, ist mir unbekannt; nach den günstigen Beurtheilungen zu schließen, die demselben zu Theil wurden, erweist sich „Die Frau des Kapitäns" nicht als Fortschritt. Die Verfasserin, die auf dem Gebiete des Dramas thätig ist, könnte den lohnenden Stoff ihres neuesten Werks vielleicht mit Glück verwerthen.

Detlef Stern (Frl. Dora Strempel in Konstantinopel), die Verfasserin der Romane „Ohne Heimat und Glauben", „Der Sohn der Chiotin", „Hypatia" und „Bulgaria", zeigt auch in ihrem neuesten Werke, „Der Götzendienst der Schönheit" (Nr. 4), daß sie vieler Herren Länder gesehen, mit offenem Blicke das Leben und Treiben der Menschen daselbst beobachtet, ja demselben viele anziehende und charakteristische Züge abgelauscht, aber es scheint, als habe sie bei unleugbarem schriftstellerischen Talente nicht die edle Absicht, das in künstlerischer Weise zu bieten, was sie erzählen will. Sie fabulirt eben darauf los, unbekümmert darum, ob der Leser etwa ermüde, weiß ihn aber immer wieder zu fesseln, und nach manchmal sehr langathmigen und abwechselungslosen Beschreibungen durch wirklich gediegene, ja poetische Schilderungen zu versöhnen. Es ist natürlich, daß bei dergestalt gearteter Arbeit nur dichterische Erzeugnisse entstehen können, die mehr dem Geschmacke des Publikums der Leihbibliotheken entsprechen. Auch im vorliegenden Falle muß man die mangelhafte Durchführung eines Werks bedauern, das schon durch die Aufgabe, welche die Verfasserin sich gestellt, hohes Interesse weckt. Den Götzendienst zu schildern, der mit jenen Vertreterinnen des zarten Geschlechts getrieben wird, die sich hervorragender äußerer Vorzüge erfreuen, dabei aber im Vollbesitze innerer Seichtheit, Hohlheit, ja Niedertracht sind, — das ist die anziehende Grundlage des Romans. Dazu wählt sich Detlef Stern eine Judenfamilie, die aus Triest stammt und in Neapel gerechtfertigtes Aufsehen erregt. Nicht nur die Töchter Ida und Olga sind schön, auch beider Mutter ist es. Und dieser Vorzug wird der Familie Verderben, weil er Hand in Hand geht mit der Gemeinheit der Seelen. Manchmal vermuthet man, die Verfasserin habe die Farben etwas zu derb aufgetragen, denn das Weben und Treiben in diesem reichen Judenhause sucht an bodenloser Erbärmlichkeit seinesgleichen, aber sie versteht es mit Geschick, all dem auch die gleiche Leerheit und Schamlosigkeit in dem Gebahren der italienischen Kreise entgegenzustellen. Wie jämmerlich nehmen sich da die Herren der Schöpfung aus, und entstammten sie auch den höchsten aristokratischen Kreisen: alle ziehen sie an dem Wagen der schönen Göttinnen, beten deren entzückende Körper an — denn Seelen suchen und finden sie nicht. Diese italienische Gesellschaft der Nobili und Conti wird doch hoffentlich nicht gar so hohl sein — es vergeht einem die Lust, la bella Italia zu schauen, wenn man dies tutti frutti von langweiliger Gefallsucht, Klatsch und Ränkelust liest. Und das mit verschiedenen Morden und Diebstählen durch drei Bände fort. So sehr ich dem Talente der Verfasserin Anerkennung zolle, kann ich nicht umhin auszusprechen, daß sie des Guten zu viel gethan — sie hätte ihre anerkennenswerthe Absicht jedenfalls auch in zwei Bänden erreicht. Die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten gelingt ihr vortrefflich. Sie zeichnet die schönen weiblichen Götzen ebenso gut wie die einfache protestantische Lehrerin, die vom Stundengeben ihr Dasein fristet; das Bild des schwachen jüdischen Bankiers, der eine schöne Frau zu eigen besitzt, trotzdem aber in den Netzen der Tänzerin Amina zappelt, ist ebenso gelungen, wie das seines fleißigen, ehrlichen Bruders, der als echter „Plager" eigentlich für das Wohl der verlotterten Sippe sorgt. Viel Gesindel treibt in dem Romane sein Wesen, aber die Verfasserin ist nicht so einseitig, daß sie der jüdischen Verkommenheit, wie sie durch die Familie Biondi so recht anschaulich gezeigt wird, nicht auch ein ideales Gegenbild in Hrn. Frank böte, den man für einen der edelsten Christen zu halten bemüßigt ist, bis man erfährt, daß er ein Jude, freilich einer im Sinne Nathan's des Weisen. Anerkannt muß außerdem noch werden, daß die Verfasserin ihr Ziel bis zum letzten Worte streng verfolgt. Sie zeigt uns, daß dieser Götzendienst der Schönheit selbst die reinsten Gemüther mit sich reißt, denn auch ehrbare Frauen zollen den von leichtlebigen Männern umjubelten Phrynen grollend den Tribut, und es scheint mir ein feiner Zug, wenn Hedwig, ein liebes deutsches Mädchen, der allgemein bewunderten Olga Biondi ein Blumensträuschen als Zoll der Freude am Schönen in den Wagen wirft; sie zeigt uns aber auch das bittere Ende solch beneideten und doch armseligen Frauendaseins. Die bis zum Wahnsinn bewunderte Ida wird aus Rache ihrer Schönheit beraubt, indem ihr eine ätzende Flüssigkeit ins Gesicht geschleudert wird; sie nimmt sich das Leben:

> Sie hat nie einen andern Gott gekannt, als die eigene Schönheit; nun dieser Gott sie verlassen, hat sie nichts mehr in diesem Leben, sie ist ärmer als die ärmste Bettlerin.

Ein wenn ich sagen darf durch und durch charaktervolles dichterisches Erzeugniß ist der Roman „Nürnberger Tand" (Nr. 5). Ludovica Hesekiel ist sonder Zweifel eine unserer bedeutendsten Schriftstellerinnen. In ihrer Erzählung „Reiche Leute" (1887) läßt sie einen Professor über Walter Scott sagen:

> Er hat den Zeit der Geist studirt, die er schildert, aus diesem Geiste heraus handeln und reden die Personen, und das ist wahrlich historischer, als wenn er den wahren Namen von Richard Löwenherz' Küchenjungen entdeckt hätte.

Diese Worte können mit Recht auch auf ihr neuestes Werk angewendet werden. Die Verfasserin hat sich mit Liebe in ihren interessanten historischen Stoff vertieft und denselben mit Fleiß, Umsicht und den charakteristischen Farbentönen verarbeitet. Der Zeitraum, in welchem die

anziehende Geschichte spielt, liegt zwischen den beiden Epochen reformatorischer Strebungen: Huß und Luther, und es trägt viel zur Einheitlichkeit des Werks bei, ja es bedingt dieselbe der Umstand, daß der Held Heinz, aus dem ehrenwerthen Stamme der Wildenreuther, mit seinem prächtigen Gemahl, der liebenswürdigen Agathe, jedes über 100 Jahre alt werden. Im Vordergrunde stehen die Familien der Wildenreuther und der Grafen von Hohenzollern, deren freundschaftliche Beziehungen besonders durch die liebenswürdige Frau des Burggrafen Friedrich, die schöne und edle Else von Wittelsbach, stete Nahrung finden. Es würde zu weit führen, den Gang der Handlung mitzutheilen, ich begnüge mich daher anzuerkennen, daß die Verfasserin mit großem Geschicke die Charakteristik der einzelnen Personen durchführt, und die Schauplätze, auf denen sich die verzweigte Handlung abspielt, in getreuer und anziehender Weise schildert. Die durch Huß herbeigeführte Bewegung etwas weniger behaglich breit behandelt, das würde dem schönen Werke nichts geschadet haben; selbst die Theilnahme solcher Leser, die derartigen Ausführungen sonst sehr zugänglich sind, kann und muß erlahmen. Sonst ist „Nürnberger Tand" eine tüchtige Leistung, die dem Namen der Verfasserin gewiß neue Anerkennung zuführen wird.

Karl Schrattenthal.

Episches und Lyrisches.

1. Deutscher Bücherschatz. Dritter Band: Der letzte Wendenkönig. Episches Gedicht von M. von Buch. Eisenach, Bacmeister. 1888. 8. 2 M.
2. Isa. Eine epische Dichtung von J. B. Degn. Graz, Pechel. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Der Volksverführer. Epische Dichtung in fünf Gesängen von A. Rangabé. Aus dem Griechischen von O. A. Ellissen. Berlin, Freund u. Jeckel. 1888. 8. 2 M.
4. Daheim und Unterwegs. Gedichte von E. Waldburg. Cannstatt, Bosheuyer. 1888. 8. 3 M.
5. Im Dämmerlicht und Sonnenschein. Gedichte von Gustav Mosen. Zwickau, Bär. 1888. 8. 3 M.

Ob sich M. von Buch wol jemals den Begriff eines dichterischen Kunstwerks klar zu machen gesucht? Jedenfalls ist „Der letzte Wendenkönig" (Nr. 1) keins, und wenn man, wie es einem Berichterstatter leider häufig geschieht, viel Derartiges lesen muß, kommt bisweilen der Zweifel, ob unsere Generation überhaupt noch ein lebendiges Bewußtsein davon hat, was Kunst und Kunstwerk sei. Diesem „Kunstwerk" fehlt jede innere Einheit, welche die verschiedenartigen Theile zu einem ideellen Ganzen verbände. Eine Reihe von Begebenheiten wird berichtet, die in einem gewissen Verhältnisse zueinander stehen, nur durchaus nicht in einem poetischen; nicht einmal in dem folgerichtigen Zusammenhange geschichtlicher Ursache und Wirkung sind sie klar und übersichtlich gebracht. Möge die Verfasserin doch einfach eine prosaische Probe dieser Poesie machen, eine kurze Inhaltsangabe eines jeden „Kapitels" — so sind die einzelnen Abtheilungen dieses „epischen Gedichts" thatsächlich bezeichnet — und sich selbst überzeugen, welch wirre gehaltlose Erzählung sich dabei herausstellt. Weder die bedeutenden Motive, die der Stoff an sich birgt, noch die, welche durch die subjective Behandlung hinzugekommen, sind dichterisch verwerthet. Es wäre wol vergebliche Mühe, bei so gänzlich Verfehltem noch auf Einzelmängel einzugehen. Auch die Form ist, trotz des erleichternden Blankvers, stillos, und wenn auch vereinzelt einige hübsche Stellen vorkommen, fehlt es doch auch hier nicht an Geschmacklosigkeiten.

Wenn auch weit entfernt davon, den Anforderungen an eine epische Dichtung zu genügen, entspricht ihnen doch in weit höherm Maße „Isa" von J. B. Degn (Nr. 2). Die Ausführung einer bestimmten Handlung bildet den Mittelpunkt. Die Form tritt in dichterischem Schmucke auf; der statt des modernen Endreims gewählte Stabreim ist in einer Weise verwendet, die dem deutschen Epos angemessen erscheint. Bei dem im allgemeinen ziemlich gut durchgeführten sprachlich dichterischen Ausdrucke stören öfter wiederkehrende poetische Freiheiten, gleich „brennend Augen", doppelt. Ueberhaupt machen solche Freiheiten, welche direct gegen den Sprachgebrauch verstoßen, stets den Eindruck der Unfreiheit: wer die Sprache beherrscht, dem fügt sie sich willig und er hat nicht nöthig, ihr Gewalt anzuthun. Auch sollte dem Schmucke vor allem Reinheit geeint sein, die an sich schon Zierde ist. Wer die Befähigung hat, dem schmückenden Beiwerk so viel Sorgfalt zu widmen, der sollte auch seine Herrschaft über das reiche Instrument der Dichtersprache darin beweisen können, daß er sie in voller Reinheit dichterisch zu gestalten vermag. So kleinlich diese Aussetzungen erscheinen mögen, sind sie doch nur darum so eingehend, weil sich in „Isa" poetische Begabung ausspricht, die sich besonders in der Behandlung der echt epischen Fülle des Beiwerks kundgibt. Doch geben wir dem Dichter selbst das Wort und lauschen dem Gesang seines Spielmanns Volkrich:

> Am Gelände jener Berge,
> Deren eis'ge Gipfel glitzernd
> In den blauen Aether streben,
> Breitet sich ein Blütengarten;
> Grüne Felder, duftausathmend,
> Dehnen sich am Pogestade,
> Eingerahmt von Reihen Bäume,
> Deren Aeste schwer behangen
> Mit der süßen Frucht des Süd
> Mit der Feige und Orange,
> Mit der Dattel, und zu Füßen
> Reicher Garben schwere Fülle,
> Und der Mais in goldnen Dolden.
> Laubguirlanden winden hängend,

Schlingend sich vom Baum zum Strauche
Mit dem dunkeln Lorberblatte.
Durch des Haines grünen Schatten
Schimmern blendend weiße Mauern
Von Palästen, kühlen Bädern,
Heitern Bildern schöner Götter.
Plätschernd aus des Delphins Nüstern
Steigt des Wassers Strahl, in bunten
Regenbogenfarben glitzernd,
Und im blauen, feuchten Spiegel
Ziehen Schwäne leise Furchen.
Ew'ger Frühling lächelt nieder
Auf der Früchte frohe Fülle;
Land des Segens, Land der Liebe,
Land der Freude und der Lieder!

Homeride zu sein, auch als der letzte, ist schön, sagt unser Altmeister, und er sang in der Sprache der Barbaren. Wie muß es dem erscheinen, der in der Sprache Homer's selbst die Gebilde seiner Phantasie verkörpert! Im „Volksverführer" (Nr. 3) haben wir freilich nur die Uebersetzung des „Λαοπλάνος", die aber vom Dichter, dem besten Beurtheiler — denn A. Rangabé ist gründlicher Kenner deutscher Sprache wie deutschen Wesens — als „mit großer Sorgfalt und Liebe ausgeführt" bezeichnet wird. Darf nach diesem Urtheile und trotzdem gesagt werden, daß sie an verschiedenen Stellen uns nicht fließend genug, bisweilen sogar hart vorkam? Freilich hatte sie Schwierigkeiten zu überwinden: während beide zuvor erwähnte epische Dichtungen im freien Rhythmus des Blankvers sich bewegen, erscheint diese in der künstlichern Form des Reims, der, wie er dem Herrscher zur Schwinge, dem Diener leicht zur Fessel wird.

Der feinsinnige patriotische Grieche hat seinen Stoff dem Dämmerlichte der Geschichte entnommen, das unbestimmt und sagenhaft die Gestalt einhüllt, die er zum Träger der Handlung gewählt. In fünf Gesängen, von warmem Empfinden getragen, von dichterischer Fülle des Beiwerks umrahmt, entwickelt sich die Begebenheit in epischem Gleichmaße. Das Bild des Dichters, das dem Bändchen beigegeben, erinnert nur unvollkommen an das feine Gesicht mit seinen zahlreichen Falten und Fältchen, jenen Furchen, welche die Arbeit des Gedankens zieht. Als „ein kleines Andenken, welches als ein Zeichen meiner Anhänglichkeit an das einzige Land, wo die hellenischen Musen ihren echt classischen Sitz wieder gefunden haben, dienen könnte und mich zugleich in der Erinnerung der zahlreichen Freunde, die ich dort hinterließ, auf einige Zeit noch lebendig erhielte" . . . widmet der Verfasser seine Dichtung dem ihm „wie ein zweites Vaterland theuer gewordenen Deutschland". Mögen auch diese Zeilen dem verehrten Manne ein kleiner Beweis dafür sein, daß die Stätte seines langjährigen Wirkens den würdigsten Vertreter des Griechenthums in Deutschland, der vielseitiges Wissen mit regstem Interesse für Kunst, mit dichterischem Empfinden und reicher Erfahrung einte, voll tiefen Bedauerns scheiden sah und ihm ein treues Gedenken weiht und bewahren wird.

Nein, Freund, ich bin kein Weltgenie,
Doch als die Göttin Poesie
Zog über grüne Erdenhügel,
Da streifte mich ihr goldner Flügel.

Wie von des Falters Farbenstaub
Ein Theilchen haften bleibt am Laub,
So blieb von dieses Flügels Prangen
Ein Schein an meiner Seele hangen.

So führt S. Waldburg ihre Gedichte „Daheim und Unterwegs" (Nr. 4) ein und sie darf es. Nicht Reime und Worte gibt uns die Dichterin im zierlichen Goldschnittbändchen, sondern ein Stücklein wahrer Poesie: einfache aber tiefgehende Gefühle, warme Naturempfindung, die stets die feine Beziehung zum Menschenherzen hindurchklingen läßt; manch frisch hingeworfenes Charakterbild; Eindrücke aus der Heimat, aus der Ferne, von Meer und Land. Dies alles weiß sie in stete Wechselbeziehung zu Herz und Gemüth zu setzen. Die Form, in die sie Erschautes, Erlebtes und Empfundenes gießt, ist höchst ansprechend; sie mahnt im echt lyrischen Tonfalle, in mancher Wendung sogar an Heine, bei dem die Dichterin mit Erfolg in die Schule gegangen, und zwar als die wahre Schülerin, die nicht entlehnt, sondern erlernt. Doch beschränkt sich diese Schülerschaft einzig auf die einfach schöne, wahrhaft lyrische Form. Der weichen melancholischen Stimmung, in der weder blendender Witz funkelt, noch scharfe Ironie einschneidet, bleibt Eigenart wie Einheit gewahrt. Aus dem mannichfachen Schönen wähle ich ein kurzes Gedicht, das in verschleierter Tiefe der Empfindung wie in knapper Schlichtheit der Form einer Volksweise ähnelt:

Nachtigallen.

Heute Abend, als das Mondlicht
Durch die offne Thür gefallen,
Sprach ich: „Mütterlein, im Dickicht
Singen tausend Nachtigallen:
Singen und die Blätter rauschen,
Glänzend liegt die ganze Heide,
Laß mich gehen um zu lauschen,
Mutter, bis zur alten Weide."
Leise schritt ich aus dem Raume
In des lauen Windes Wehen,
Sah beim vielverzweigten Baume
Meinen Liebsten wartend stehen.
Und er küßt mir Stirn und Wangen,
Sanft hielt mich sein Arm umschlungen,
Lange sprach er zu mir, lange,
Daß es tief mein Herz durchdrungen.
„Mutter", sagt' ich, als ich wieder
Stand inmitten meiner Leute:
„Niemals sang so süße Lieder
Noch die Nachtigall wie heute."

„In Dämmerlicht und Sonnenschein" von Gustav Mosen (Nr. 5) macht den Eindruck, als wären diese Gedichte die Frucht eines längern Lebens, das nie zu große Ansprüche an Welt und Menschen gemacht, und nun, in und mit sich befriedigt, das gethane Werk überschaut und gern Erlebtes wie Empfundenes in gebundener Form ausspricht, zu eigenem Genusse, zur Freude treuer Freunde

und Genossen — aber durchaus nicht für ein größeres Publikum, das der Persönlichkeit an sich keinen Antheil entgegenbringt. Wäre der Charakter der Vertraulichkeit, den das Gebotene innerlich vorwiegend trägt, auch äußerlich gewahrt geblieben, dann hätten die zahlreichen unreinen Reime, die häufigen undichterischen Ausdrücke sicher niemand gestört. Die Freude an dem, was ein gütiger älterer Mann an Jugenderinnerungen, an Mannesgefühlen der Vaterlandsliebe, an Zuversicht eines kindlichen Glaubens, an Naivetät des Herzens sich gewahrt, wäre gewiß manchen Freunden ein liebes Andenken gewesen; der große Kreis Unbekannter jedoch möchte gar leicht zurückschrecken vor einer Poesie, die selbst nicht zurückschreckt vor einer Didaktik wie folgende:

Der Kohlenstoff hilft mit um dich zu nähren,
Der Wasserstoff wird deine Wärme mehren,
Der Sauerstoff färbt wieder roth dein Blut,
Zu manchem andern ist der Stickstoff gut.

Um nicht mit diesem Mistone zu schließen, möchte ich den Verfasser noch in dem Gedichte vorführen, das mich in der ganzen, ziemlich umfangreichen Sammlung am meisten ansprach, obgleich es etwas lang ist:

Das Glück.

I.

Es kehrte mit sonnenhellen
Glanztagen der Lenz zurück,
Da wollten zwei junge Gesellen
Erjagen das flüchtige Glück.

Der eine sucht' es im Weiten,
Der andre im eignen Haus;
So mußte jener scheiden
Und zog in die Welt hinaus.

Der andre blieb im Lande
Und freite ein holdes Kind,
Der Liebe Rosenbande
Umfingen ihn weich und lind.

Des Glückes Bronnen quollen
Freiwillig um ihn her,
Doch jener war verschollen,
Wohl gar versunken im Meer.

II.

Nach langen, langen Jahren,
Da kam, die Segel geschwellt,
Ein stolzes Schiff gefahren,
Auf ihm ein freudiger Held.

Der hatte drüben errungen
Durch Arbeit glänzendes Glück,
Doch zog es den alten Jungen (!)
Zur deutschen Heimat zurück.

Er wollte noch einmal schauen
Der theuern Aeltern Gruft
Und athmen in Heimatauen
Der Jugenderinnerung Duft.

Grüß Gott auch wollte er sagen
Dem Freunde noch einmal,
Für den sein Herz geschlagen
Im Jugendmorgenstrahl.

III.

Bald saßen sie beisammen,
Die Freunde von dazumal,
Und ihre Herzen flammen,
Und hell klingt der Pokal.

Was hatte er zu berichten,
Der herkam über das Meer!
Wildstürmische Geschichten
Von Kämpfen heiß und schwer,

Von heldenkühnem Wagen,
Von grausiger Todesnoth,
Bis aus dem Schiffbruch tragen
Ihn half ein zerbrochenes Boot.

Nun stand er auf dem Strande
Am Stillen Ocean,
Im menschenarmen Lande
Sucht' er sich eine Bahn,

Bis ihm zu finden gelungen
Im Sande ein goldenes Korn,
Und wie daraus entsprungen
Des Segens belebender Born;

Wie Mais und Weizen er baute,
Zuletzt auch Reben vom Rhein,
Wie Californien schaute
Erstaunt auf solches Gedeihn,

Wie jetzt dort Städte sich heben
Und Farmen von Jahr zu Jahr,
Wie üppig gedeihen die Reben,
Südfrüchte wunderbar;

Wie seine Güter verwalten
Sein Weib und der älteste Sohn,
Seit er nach der Heimat, der alten,
Auf wenige Monde entflohn.

Dann schloß er: Nun erzähle
Auch du und gib mir Bericht,
Du liebe treue Seele
Mit rosig rundem Gesicht!

Der andere sprach befangen:
Erzählen kann ich kaum;
Das Leben ist mir vergangen
So schnell wie ein schöner Traum.

Mir fielen freundliche Lose,
Mein Weibchen ist lieb und hold
Und blüht wie eine Rose,
Auch fehlt mir nicht Wein noch Gold.

Wir lebten wohl geborgen,
Nur manchmal quält mich die Gicht,
Sonst hatten nie wir Sorgen,
Denn Kinder haben wir nicht.

Doch hör' ich, was du ertragen,
Erfahren und erstrebt,
So möcht' ich zweifelnd fragen:
Hab' ich denn auch gelebt?

M. Bensey.

Zur deutschen Literatur.

1. Culturbilder aus dem Zeitalter der Aufklärung. Erster Band: Aus Magdeburgs Vergangenheit von Waldemar Kawerau. Zweiter Band: Aus Halles Literaturleben von Waldemar Kawerau. Halle, Niemeyer. 1886—88. 8. Jeder Band 6 M.

Wie schon der Titel ahnen läßt, wurde der Verfasser durch seine Studien bei Gelegenheit des ersten Buchs aus dem Jahre 1886 zur Abfassung des zweiten, aus dem Jahre 1888, bewogen und beide dann von dem Verleger unter dem Titel „Culturbilder aus dem Zeitalter der Aufklärung" zusammengestellt.

Was nun den ersten Band betrifft: „Aus Magdeburgs Vergangenheit", so wird man von vornherein nicht erwarten, daß irgendwelche auf dem Gebiete des deutschen Geisteslebens hervorragende Persönlichkeiten hier erörtert würden, es müßte denn der Erfinder der Luftpumpe sein, aber dieser fällt nicht in das „Zeitalter der Aufklärung", in das 18. Jahrhundert. Im magdeburger Boden gedeihen die Zuckerrüben besser als die Genies. Und dennoch ist Magdeburg eine so merkwürdige und für Deutschland bedeutende Stadt, daß es sich wol der Mühe verlohnt, sich auch um ihre literarische Vergangenheit zu bekümmern. Aber — noch einmal, weder hat Magdeburg literarische Größen erzeugt, noch auch mit unsern literarischen Größen in irgend nennenswerthen Beziehungen gestanden. Nur einmal schreibt Schiller an Goethe: „Die magdeburger Herren sind Lumpenhunde", aber dies war in Theaterangelegenheiten, und gerade diese hat der Verfasser von seinem Thema ausgeschlossen und einer besondern Behandlung vorbehalten. Wenn nun gleichwol das Buch einen höchst wohlthuenden und anregenden Eindruck macht, so ist das lediglich das Verdienst des Verfassers, der auch das an sich Todte zu beseelen weiß. Besonders hat er die magdeburger Zeitungsliteratur, soweit er ihrer noch habhaft werden konnte, mit Gewinn durchforscht und mit Geschick zu verwerthen gewußt. Folgende Charakteristik derselben mag auch zugleich eine Probe von dem klaren Urtheil und der gewandten Darstellung des Verfassers abgeben (S. 73):

Und will uns der Ton jener wegweisenden Journale erst gar so kleinlich und engherzig, gar so nüchtern und reizlos bedünken, so wollen wir doch nicht vergessen, daß dieselben ohne das Triviale, ohne das Beschränkte, das ihnen anhaftete, nie in so weiten Schichten der Bevölkerung hätten wirksam sein, nie so nachhaltig alles Denken und Empfinden hätten umwälzen können. Nicht minder endlich muß diesen Zeitungen, und zwar in erster Linie den redseligen und so biedermännisch langweiligen moralischen Wochenschriften das Verdienst nachgerühmt werden, vor allem dazu beigetragen zu haben, daß in Magdeburg allzeit ein friedliches, duldsames Religionsleben seßhaft blieb. Alle diese Wochenschriften waren protestantisch von Grund aus, immer protestirend gegen hohle Werkheiligkeit und gegen einen äußerlichen Kirchendienst zu Gunsten eines innerlichen Gottesdienstes, immer Eintracht, Liebe, Duldung, evangelische Gesinnung predigend. Ihre Stärke wie ihre Schwäche hatten sie mit dem maßvollen Rationalismus überhaupt gemeinsam; auch ihre wissenschaftliche Schwäche war, um ein bekanntes Wort zu citiren, ihre geschichtliche Stärke.

Ueber den sonstigen Inhalt sei nur ganz kurz erwähnt, daß den größten Raum die Aufsätze über den bekannten Mitarbeiter Lessing's an den „Literaturbriefen", Friedrich Gabriel Resewitz, der als Abt und Director der Erziehungsanstalt von Kloster Bergen ein glänzendes pädagogisches Fiasco machte, und über den Componisten geistlicher Musik, Johann Heinrich Rolle, einnehmen. Und grade in diesem Aufsatze nicht literarischen Inhalts findet sich eine Stelle von einer gewissen literarischen Bedeutung. Es ist (S. 205) von Rolle's musikalischer Elegie „David und Jonathan" die Rede,

welche, wie es in dem Vorberichte zu dem gedruckten Klavierauszuge heißt, ihren Ursprung „einem Gespräche zwischen dem Herrn Director Rolle in Magdeburg und zween berühmten Gelehrten und Dichtern über die Singecomposition" verdankte. Aus einem Briefe Rolle's an Breitkopf erfahren wir die Namen jener beiden Männer: der eine derselben ist kein anderer als Klopstock, der zweite Sulzer. Und jene Elegie ist dem Klopstock'schen „Salomo" entnommen —

nämlich die bekannte Elegie David's auf Jonathan's Tod, das „Lied vom Bogen", wie es David genannt hat.

In den ersten Tagen des Mai 1764 war der „Salomo" bei Hechtel in Magdeburg erschienen und bald darauf weilte der Dichter etliche Wochen in dem gastfreien Bachmann'schen Hause auf dem Weeder, wo er selbst den Freunden das Trauerspiel vorlas. Wir werden daher kaum fehlgehen, wenn wir sowol jenes Gespräch zwischen Klopstock und Rolle, als auch die Composition der Elegie in den Sommer dieses Jahres verlegen. Klopstock habe, so berichtet der Componist, über den so sehr eingerissenen Misbrauch der allzu häufigen Ritornelle und Melismaten sein Misvergnügen bezeugt; diese seien den meisten Componisten die Hauptsache, worüber die Declamation, der Ausdruck, nicht selten auch der Verstand der Worte hintangesetzt werde. Ganz gleichgültige und nichtssagende Worte würden oft „bis zum Ekel" ausgedehnt und wiederholt. Es sei das um so mehr zu tadeln, weil dadurch nicht nur die Gesänge matt und zu gleichförmig würden, sondern weil man auch dadurch dem Zwecke der Gesangscomposition, welche nichts anderes als eine erhöhte Declamation sein sollte, direct zuwiderhandelte.

Des Lyrikers Patzke und des Satirikers Schummel, mit der auf Basedow und Resewitz stichelnden Satire „Spitzbart", kann eben nur erwähnt werden. Zum Danke für die viele Belehrung, die ich aus dem Buche geschöpft habe, kann ich nicht unberührt lassen, daß die „Lettres sur la danse", die Patzke für Nicolai übersetzt, und bei der der Verfasser (S. 279, Anmerkung 20) fragt: „von wem?" von Noverre sind.

Denken wir bei Magdeburg zunächst an Runkelrüben, so denken wir bei Halle sogleich an Universität, Pietismus, Waisenhaus u. dgl. Auch die nur zeitweilig gedeihende schöne Literatur schließt sich, vielleicht von dem sentimentalen Romanschreiber August Lafontaine abgesehen, ziemlich eng an das Leben und die Schicksale der Universität. Und diese ist es denn auch in erster Linie, aus deren Leben und Schicksalen uns hier von Meisterhand entworfene Bilder vorgeführt werden. Der Verfasser hat seine Schilderungen in drei große Gruppen geordnet: „Die Anfänge der Universität", „Pietismus und Rationalismus" und „Aus der Blütezeit des Rationalismus",

also, wie man diese Gruppen auch betiteln könnte: Anfang, Blüte und Nachblüte der Universität. Aus dem Anfange ragt besonders Thomasius hervor, aus der Blütezeit selbstverständlich August Herman Francke und sein von ihm vertriebener Gegner Christian Wolff. Dabei kann man sich wieder der Betrachtung nicht erwehren, wie doch ein frommer Mann sich Handlungen erlaubt und für erlaubt hält, die sündige Menschen wie wir für Schnurkenstreiche ansehen: das Denunciren bei den Vorgesetzten meine ich. Aus der dritten Gruppe führe ich drei Namen an: Klotz, Bahrdt und Lafontaine, ein Triumvirat, das mancherlei zu denken gibt. Mit dem Kampfe des Pietismus gegen das hallesche Theaterwesen, einem Kapitel also, für welches der Verfasser noch ein ganz besonderes Interesse hat, schließt das ebenso geistvolle als lehrreiche Buch, dessen Lektüre nicht dringend genug empfohlen werden kann.

2. Schiller's Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnisse von Ludwig Bellermann. Erster Theil. Berlin, Weidmann. 1888. 8. 6 M.

Mit einer außerordentlichen Belesenheit in unserer classischen und ästhetisch-philosophischen Literatur ebenso wol wie mit Liebe und Verständniß für unsere großen Dichterwerke, sowie mit dem pädagogischen Geschick ausgerüstet, die erkannten Wahrheiten klar und faßlich in systematischer Uebersichtlichkeit vorzutragen, durfte es der Verfasser des vorliegenden Buchs wol wagen, den vielen Werken über unsern deutschen Shakespeare ein neues, auf mehrere Bände angelegtes Werk hinzuzufügen. Denn wahrhafte Meisterwerke, wie die Schiller'schen Dramen doch, wenigstens vom „Wallenstein“ an, ohne Ausnahme und ohne gültige Widerrede wirklich sind, sind unerschöpflich und es gilt von ihnen noch in ganz anderer Weise, was Goethe's Theaterdirector von einem „Stück in Stücken sagt“:

> Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus,
> Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen,
> Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.

Aber auch Schiller's Jugenddramen, denen der vorliegende erste Band gewidmet ist, zeigen eine so geniale Anlage, sowol des Dichters als der Dichtungen, und einen so warmen Herzschlag, daß ihre Besprechung, vielleicht weniger lehrreich, aber um so anziehender und anregender ist. Und wenn diese Jugenddramen nicht auf Schulen gelesen werden — da für die Schulen nur das Reifste und Beste gerade gut genug ist —, so sind sie doch als Privatlektüre den Schülern zu empfehlen, und auch dann wird der Schüler gut thun, nicht ohne einen Führer, wie den vorliegenden, sich auf das stürmische Meer der Schiller'schen Dichtungen hinauszuwagen. Das große Publikum verliert nichts dabei, daß das Buch (wenn dies auch nicht ausdrücklich erwähnt ist) zunächst aus der Schule hervorgegangen und für die Schule bestimmt ist, denn in ästhetischen Dingen sitzt auch das große Publikum, in Bausch und Bogen genommen, immer noch auf der Schulbank. Als ich noch Lehrer war, ermahnte mich einmal ein verständiger Verleger: wenn ich für das große Publikum schriebe, immer den Standpunkt eines leidlichen Primaners im Auge zu behalten — und der Mann hatte recht.

Der Verfasser beginnt, wie es auf Gymnasien Sitte ist, darlegend; er gibt eine längere, klar durchdachte Einleitung über Begriff, Wesen, Ziel, Mittel des Dramas, Unterschied desselben vom Epos, Unterschied der dramatischen Gattungen. Daß er von Aristoteles ausgeht, ist selbstverständlich. Sophokles, Shakespeare, Lessing, Goethe und Schiller müssen die Beispiele liefern. Freilich ist diese Methode nicht ganz ohne Gefahr, denn die Brücke von dem Ergebnisse der Darlegung zu dem einzelnen, nun in diesem Lichte zu betrachtenden Meisterwerke ist schwer zu schlagen und in diesem Sinne hat der Verfasser die schwerste Aufgabe noch vor sich. Denn ich vermuthe, daß er in einer Schlußbetrachtung versuchen wird, die Schiller'schen Meisterwerke auf seine Theorie hin zu prüfen — und bin auf das Ergebniß dieser Untersuchung begierig. Am bittersten hat es Schiller an sich selbst und an seinen deductiv verfahrenden philosophischen Beurtheilern empfunden, welches Unrecht die Deduction aus allgemeinen Begriffen dem einzelnen Werke thut. Indessen ist in dieser Einleitung schon so viel Schönes gesagt, daß jeder Gebildete, besonders jeder Schüler sie mit Nutzen und Erbauung lesen wird. Dann geht der Verfasser auf die Besprechung der einzelnen Jugenddramen über, auf die bedeutendern Charaktere derselben, ja, was mich fast überrascht hat, er erläutert sogar einzelne Stellen. Auch in dieser letztern Beziehung bin ich ihm für manche Belehrung dankbar; ich erwähne nur die Stelle aus dem Gespräche des Posa mit Philipp (S. 315):

> Werden Sie
> Von Millionen Königen ein König! —

wo er, jedenfalls richtig, unter den „Millionen Königen“ Millionen freier und glücklicher Bürger versteht und die Schilderung der Niederländer im „Egmont“ heranzieht: „Ein jeder rund für sich, ein kleiner König.“ Dies beweist wieder, wie nothwendig dergleichen Einzelerklärungen sind, einerseits für den Schüler, damit er nicht glaube, weil er die Sprache versteht, er verstehe deshalb auch immer den Sinn der Worte; andererseits für das große Publikum, damit wenigstens der Versuch gemacht werde, ihm das gedankenlose Darüberhinlesen abzugewöhnen. Ich rechne mir es nicht gerade zur Schande, obige Stelle mit „Millionen“ falsch verstanden zu haben; darum wird der Verfasser aber mir es auch nicht übelnehmen, wenn ich ihm meinerseits einen Fehler in der Erklärung nachweise, nämlich in den Worten der Julia, die Fiesco zu einem Schauspiele in seinen Palast eingeladen hat (S. 151): „Doch kein Trauerspiel, Graf? Das kommt mir im Traum.“ Ich hätte nicht geglaubt, daß man die Stelle anders würde auffassen können als: Trauerspiele mag ich nicht sehen, denn ich träume dann die Nacht darauf schwer davon; ich mache die blutige Katastrophe des Trauerspiels im Traume noch einmal durch — was ja sehr bezeichnend ist für die mangelhafte Bildung der Julia. Aber der Verfasser erklärt die

Stelle so: „Julia nimmt ihren Einfall, es könne ein Trauerspiel sein, sofort zurück, da derselbe so unwahrscheinlich sei, daß er ihr nur im Traume, wo ja das Seltsamste stattfindet, hätte kommen können." Düntzer's Erklärung ist freilich auch falsch (ebenda), und so hätte man schon zwei falsche Erklärungen einer Stelle, von der ich geglaubt hätte, sie bedürfe keiner. Die „papierne Krone" (S. 146) habe ich selbst oder vielmehr, ich weiß nicht gleich wer? auf meine Anfrage in den „Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" als die Papiermanschette erklärt; aber das Wort hat hier einen Doppelsinn; wenn diesen der Verfasser nicht will gelten lassen, so thut es mir leid, ich muß aber bei meiner Erklärung bleiben.

Doch das sind Kleinigkeiten, die von jedem vernünftigen Erklärer unserer großen Dichter auch nur als Kleinigkeiten behandelt werden. Nur ist es neuerdings ein Sport der Feuilletonschreiber geworden, uns schuld zu geben, als sähen wir in derlei Quisquilien die große Aufgabe der Wissenschaft.

3. Die deutsche Volksdichtung. Ihre Geschichte, Bedeutung für das Volksleben und Stellung in der Volksschule. Von P. Erfurth. Potsdam, Stein. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Wort „Volksdichtung" ist hier nicht in dem literaturgeschichtlichen Sinne zu nehmen als eine Dichtung, die vom Volke ausgeht, wie etwa das Nibelungenlied, sondern mehr im pädagogischen Sinne als volksthümliche Dichtung, Lieder, wie sie das Volk gern singt und wie sie ihm in unzähligen Lese- und Liederbüchern entgegengebracht werden. Einen Theil dieser Lesebücher hat der Verfasser in seiner pädagogischen Stellung einer Prüfung unterworfen und da haben denn mehrere sehr schlecht bestanden, aus denen er dann zur Warnung Proben mittheilt. Freilich liegt für die Volksdichtung im Sinne des Verfassers die Gefahr nahe, daß sie das Volksthümliche mit dem Hausbackenen verwechselt und Gemüthlichkeit, geistige Beschränktheit, Zufriedenheit und Katechismusfrömmigkeit als Ersatzmittel für die fehlende Poesie verwendet. Das Volkslied im literaturgeschichtlichen Sinne, also das vom Volke selbst ausgehende Lied, geräth nie in diese Gefahr. Aber freilich ist dieses Lied nicht gut in der Volksschule zu verwerthen, weil es sich meist auf geschlechtliche Verhältnisse bezieht. Daß es aber aus der epischen Volksdichtung hervorgegangen sei, wie der Verfasser S. 8 behauptet, möchte ich nicht mit ihm annehmen; Lachmann würde wol eher das Gegentheil behaupten. Uebrigens ist das „Liederbuch der Klara Hätzlerin" von dieser 1470 (vielmehr 1471) nicht herausgegeben, sondern niedergeschrieben worden; herausgegeben hat es erst K. Haltaus 1840. Eine sonderbare Verwirrung herrscht auf S. 19, wo als Mitglieder des göttinger Dichterbundes aufgeführt werden: „Bürger, Claudius, Hölty, die beiden Stolberg und Voß, die Volksdichter in Mundarten Hebel und Usteri, die religiösen Dichter Lavater und Jung-Stilling."

Was nun den zweiten praktischen Theil des Buchs betrifft, die Stellung (vielleicht besser Behandlung) der Volksdichtung in der Volksschule, so darf ich mir kein Urtheil darüber erlauben. Was das Vorlesen der Gedichte betrifft, dessen er am Schlusse erwähnt, so gestatte ich mir nur die Bemerkung, daß es vielleicht am besten wäre, der Lehrer läse nur solche vor, die gar nicht im Lesebuche stehen, denn das Lesebuch lernt der bessere Schüler doch bald auswendig; er wähle solche, die dankbare declamatorische Aufgaben bieten und bereite sich sorgfältig auf diese Declamation vor, wobei natürlich eine gewisse Grenze innezuhalten ist, damit er dem Kinde nicht als Schauspieler erscheine; aber er schene sich auch nicht vor Gedichten, die scheinbar über die Begriffssphäre des Kindes hinausreichen, denn es ist ganz gut, wenn das Kind ab und zu einmal die Ahnung von etwas Höherm bekommt. Ob er sich mit diesen Bemühungen den Dank seiner Vorgesetzten verdienen wird, ist freilich noch die Frage.

4. Deutsches Einheits- und Stammesbewußtsein im deutschen Schriftenthum, von den Anfängen desselben bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Wesens und ein Hülfsmittel zur Belebung und Förderung des literaturkundlichen Unterrichts. Von Leonhard Habrich. Düsseldorf, Schwann. 1888. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Buch ist von den Protestanten freudig zu begrüßen als ein ehrlich gemeinter Versuch der rheinischen Katholiken, sich der Fesseln des Ultramontanismus zu entschlagen und sich mit der vollzogenen Thatsache der Gründung des neuen Deutschen Reichs unter einem protestantischen Kaiser in gutem auseinanderzusetzen. Denn es ist nun einmal so: ein Herrscher, der sich zu einer „alleinseligmachenden Kirche" bekennt, die alle nicht dazu Gehörigen als „Ketzer" bezeichnet, kann nicht zugleich über „Alleinseligmachende" und „Ketzer" herrschen. Diese Wahrheit hat uns der unselige Dreißigjährige Krieg gelehrt, durch den beide Confessionen für immer auseinandergerissen. „Religiöse Duldung", das ist der Zauberspruch, mit dem die Hohenzollern die auseinandergerissenen Glieder des Deutschen Reichs wenigstens zu einem staatlich einigen Leibe wieder erweckt haben.

Daß das Ergebniß des Buchs ein wesentlich negatives ist, wird man mir glauben, ohne es gelesen zu haben. Auch ohne daß der Verfasser es einmal gelegentlich andeutet (S. 80), zeigt schon der etwas schwärmerische Stil des Buchs, daß es, wenigstens zum Theil, aus Schulreden hervorgegangen ist. Nirgends verleugnet der Verfasser den Katholiken, was wir als ebenso treue Protestanten nur billigen, wenn auch nicht mit dem Verfasser wünschen können, daß die Verehrung des heiligen Arnold am Rhein größere Verbreitung gewinnen möge (S. 169 fg.). Dem Nachworte schließen wir uns mit ganzer Seele an (S. 176):

> Unser letztes Wort gelte dem innigen Wunsche, daß ein wahrhaft edles, starkes und allgemeines Nationalgefühl im deutschen Volke dem geliebten Sohne Friedrich's des Guten und Enkel Wilhelm's des Siegreichen, unserm nunmehrigen erlauchten Kaiser Wilhelm II., die glückliche Lösung seiner hohen und edeln Aufgabe erleichtern helfe, zum Segen unsers geliebten Vaterlandes, zur Ehre unsers Gottes und zum wahren Ruhme unsers theuern kaiserlichen Herrn.

Robert Boxberger.

Bücher über Rußland.

1. Rußland, seine Hülfs- und Machtmittel. Von Victor Frank. Paderborn, F. Schöningh. 1888. Gr. 8. 80 Pf.
2. Der Nachbar im Osten. Cultur- und Sittenbilder aus Rußland von Arthur Fränkel. Zweiter Band. Hannover, Helwing. 1888. 8. 4 M.

Zwei Bücher verwandter Richtung, zum Theil verwandten Inhalts, aber von sehr verschiedenem Werthe. Die Schrift von Victor Frank, „Rußland, seine Hülfs- und Machtmittel" (Nr. 1), ist aus erster Hand, d. h. nach sorgfältig ausgewählten russischen Quellen gearbeitet, verräth auf den ersten Blick genaue Bekanntschaft des Verfassers mit den in Betracht kommenden Zuständen und Personen des heutigen Rußland und führt einen bestimmten, klar und scharf formulirten Gedanken durch. Mit der Sicherheit eines in politischen Dingen geschulten Kopfes behauptet Victor Frank, daß mit jedem Jahre, während dessen es gelingt, den Ausbruch des Kriegs zwischen Deutschland und Rußland zu verhindern, die Machtentfaltung Deutschlands und seiner Alliirten gefestigter und vollständiger werden werde, die Hülfsmittel Rußlands dagegen zufolge innerer Zerrüttung schwächer und schwächer werden müssen. Dieser Gedanke wird mit einem so großen Aufwande von Sachkenntniß und Scharfsinn durchgeführt, durch sachgetreue Ausführungen und Angaben über den wirthschaftlichen und moralischen Rückgang Rußlands so gründlich unterbaut, daß auch Anhänger einer gegnerischen Anschauung reichlichen Grund haben werden, die Frank'sche Schrift eingehend und sorgfältig zu studiren. Kaum fünf Druckbogen umfassend, enthält dieselbe eine Fülle bemerkenswerther, zum einen Theil neuer, zum andern Theil unbeachteter Thatsachen, welche den bedenklichen Zustand des ausgedehntesten aller modernen Staaten unwidersprechlich versinnlichen und sich auf die verschiedensten Gebiete des öffentlichen Lebens (Schulwesen, Landadel, Armee, Finanzen, Landwirthschaft u. s. w.) beziehen. Wegen der Knappheit der Darstellung, welche Tendenzmacherei und Uebertreibungen sorgfältig vermeidet, wird dieser Beitrag zur Kenntniß des heutigen Rußland überall da Eindruck machen, wo man den Willen und die Fähigkeit besitzt, zu lernen und ernsthafte Dinge ernsthaft zu behandeln. Die kleine Schrift gehört zum Besten, was über denselben Gegenstand seit Jahr und Tag überhaupt (und nicht nur in deutscher Sprache) geschrieben worden ist.

Im Gegensatze zu dem Frank'schen ist das Arthur Fränkel'sche Buch: „Der Nachbar im Osten" (Nr. 2), zugleich auf Unterhaltung und Belehrung gerichtet und vornehmlich für das große Publikum derjenigen bestimmt, die nach „allgemein verständlichen" Darstellungen russischen Lebens verlangen. Raisonnirende und belletristisch-novellistische Abschnitte laufen darum ziemlich bunt durcheinander, auf die letztern (die etwa zwei Drittheile des Gesammtinhalts in Anspruch nehmen) scheint indessen das Hauptgewicht gelegt worden zu sein. Die politischen Ausführungen des Verfassers enthalten ausschließlich Bekanntes und verrathen, daß sie aus „zweiter Hand" gearbeitet worden sind. In der Summe ist gegen dieselben übrigens nichts einzuwenden; den Dingen auf den Grund zu gehen, ist nicht jedermanns Sache und wird nicht von jedermann verlangt. Die im zweiten Abschnitte wiedergegebenen „Bilder aus der Landschaft seit der Aufhebung der Leibeigenschaft" (sechsundzwanzig an der Zahl) sind an und für sich nicht übel ausgewählt, tragen indessen zu häufig den Charakter des Anekdotischen und Zufälligen, als daß sich von ihnen überzeugende Wirkungen erwarten ließen. Immerhin steht das Ganze über dem Durchschnitte dessen, was sonst als Beitrag zur Kunde von Rußland und russischen Dingen dem größern deutschen Publikum geboten zu werden pflegte. Auch da, wo der Verfasser an der Oberfläche haften bleibt und lediglich von andern Gesagtes popularisirt, verräth derselbe, daß er in Rußland gewesen ist und daß er gewisse (wenn auch nicht immer die entscheidenden) Seiten russischen Lebens aus unmittelbarer Anschauung kennen gelernt hat. Mit besonderer Ausführlichkeit werden Geschichte und Ausbreitung des Nihilismus behandelt; auf die Hauptfrage, diejenige nämlich, warum diese Bewegung im Laufe der letzten Jahre an erkennbarer Bedeutung und an Einfluß auf den Gang der Ereignisse verloren hat, ertheilt Fränkel indessen ebenso wenig Antwort, als es die zahlreichen Schriftsteller thun, auf deren Schultern er sich gestellt hat. Von dem Rußland Alexander's III., dessen Kenntnißnahme für die Gegenwart doch von größter Bedeutung wäre, bekommt man überhaupt sehr viel weniger zu hören als von demjenigen Alexander's II., über dessen Regierungszeit eine kaum mehr übersehbare Literatur vorliegt.

Aus der Thierwelt.

1. Spaziergänge eines Naturforschers. Von William Marshall. Mit Zeichnungen von Albert Wagen in Basel. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts (Arthur Seemann). 1888. Gr. 8. 8 M.

Wenn wir das hervorragende Talent für populäre Schriftstellerei in des Wortes bester Bedeutung bei unserm Verfasser nicht bereits gekannt hätten, wir würden es bei der Lektüre des vorliegenden Werkchens mit Freude entdeckt und mit inniger Befriedigung empfunden haben. Diese „Spaziergänge" sind mit solcher Anschaulichkeit geschrieben, daß man sie nicht einfach liest, sondern in Wirklichkeit mitzumachen glaubt; was uns unser Führer dabei erzählt, ist nicht nur belehrend in dem thatsächlich Gebotenen, sondern auch in hohem Grade anregend für allgemeinere Betrachtungen, die sich daran anknüpfen, und es ist mit solcher Liebe für die Natur und ihre Wunder be-

handelt, daß der Schüler zum warmen Anhänger werden muß, zumal wenn er gleichzeitig ein offenes Verständniß für den prächtigen, ja beneidenswerthen Humor seines Mentors mitbringt. Unsere auch auf dem Gebiete allgemein verständlicher Naturschilderung reiche Literatur hat so manches Werk aufzuweisen, das seinen Zweck, die Errungenschaften streng wissenschaftlicher Untersuchungen auch dem gebildeten Laien zugänglich zu machen, aufs beste erfüllt, auch manches, welches selbst den Fachmann durch glänzende Darstellung zu fesseln vermag; daß unter diesen unser Verfasser durch eine ganz originelle Art und Weise seiner geistigen Schöpfung einen besondern Platz zu verschaffen verstanden hat, ist außer Frage.

Die Ueberschriften der 16 Spaziergänge verrathen bereits die geschmack- und gemüthvolle Behandlungsweise des Gegenstandes, die gleichzeitig in zierlichen Vignetten ihren Ausdruck findet. 1) „Die Schwalben sind wieder da“ — Betrachtungen über die Wanderungen der verschiedensten Thiere, insbesondere der Vögel, und wie man sich diesen eigenartigen „Instinct“ zu erklären habe. 2) „Allerlei kleines Gesindel“, wie es sich an einem Frühlingstage unsern Blicken zeigt, vom herumfliegenden Dungkäferchen bis zum trägen Fußgänger und verborgen lebenden Bombardierer unter den Käfern. 3) „Tänzer und Sänger des Lenzes“, besonders aus der Insekten- und Vogelwelt. 4) „Befiederte Baumeister“. 5) „Elternfreuden und Elternsorgen“ behandelt die „Brutpflege“ der verschiedensten Thiere. In 6) „Kinder der Nacht“ lernen wir die eigenartige Anpassung, namentlich des Sehorgans, an diese besondere Lebensweise kennen. 7) Die „Segler der Lüfte“ geben Veranlassung, auf die zur Flugfähigkeit erforderliche Organisation einzugehen. 8) „Auf der Bergwiese“ werden uns die hochinteressanten Beziehungen zwischen Blumen und Insekten vorgeführt. 9) „Nach einem Sommerregen“ begegnen uns Würmer, Wegschnecken und Salamander in Friedrichrodas traulicher Umgebung. 10) „Am salzigen See“ und in seinem Wasser treffen wir manche faunistische Merkwürdigkeiten. 11) „Spatzen im Weizen“ lenken das Interesse auf eingewanderte Thierformen. 12) Der „Altweibersommer“ bringt die Sprache auf die Spinnen und ihre Kunstwerke. 13) „Auf der Hühnersuche“ werden wir weniger zum Weidwerk verführt, als über die mannichfachen Farbenanpassungen der Vögel und ihrer Eier an die Umgebung belehrt. Als 14) „Dunkelmänner“ werden uns eine Anzahl verborgen lebender Thiere vorgestellt. 15) „Verschlafene Sorgen“ erwecken in uns einen gewissen Neid gegen die Winterschläfer, und endlich 16) „Wie sich's lebt in Eis und Schnee“, zeigt uns die reizende Wasseramsel auf ihrer Fischjagd in der winterlichen Schwarza.

2. Die Tiefsee und ihr Leben. Nach den neuesten Quellen gemeinfaßlich dargestellt von William Marshall. Mit 4 Tontafeln und 114 Abbildungen. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1888. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

„Nicht viele Gebiete des menschlichen Wissens haben in den letzten zwanzig Jahren eine so großartige Bereicherung und durchgreifende Umgestaltung erfahren, wie die Naturgeschichte des Meeres. Durch die Tiefseeforschungen ist eine neue wunderbare Welt, bevölkert mit neuen wunderbaren Gestalten, den erstaunenden Augen der Menschheit erschlossen worden, — eine Welt, die wol im Stande ist, einen jeden denkenden Menschen anregend zu interessieren und dauernd zu fesseln. Was die körperliche und geistige Kraft von Hunderten tüchtiger Männer, vom schlichten Matrosen bis zur Koryphäe der Wissenschaft mit mühseliger Arbeit und aufopferndem Fleiße der geheimnißvollen Tiefe abgerungen hat, das gebildeten Landsleuten übersichtlich vorzuführen, ist gewiß eine lohnende Aufgabe.“

Mit diesen Worten beginnt Marshall das Vorwort des Buchs, mit welchem er sich jener lohnenden Aufgabe nicht nur unterzogen, sondern dieselbe auch in einer Weise gelöst hat, daß er sich den Dank seiner Fachgenossen in nicht geringerm Grade als den eines gebildeten Laienpublikums verdient hat. Das oft gebrauchte Wort ist hier wirklich am Platze: unser Verfasser hat einem längst empfundenen Bedürfnisse entsprochen und eine Lücke in der naturwissenschaftlichen Literatur unsers Vaterlandes ausgefüllt.

In der Einleitung werden wir an den Fortschritt der Tiefseeforschungen, wie er sich in den letzten zwanzig Jahren gestaltet hat, erinnert, ein Fortschritt, der zweifellos einen neuen Abschnitt in der Geschichte der beschreibenden Zoologie bildet, und an welchem Skandinavier, Amerikaner, Franzosen, ganz besonders aber die Engländer hervorragenden Antheil haben. Wenn wir Deutschen in diesem Zusammenhange nicht mit genannt werden können, so liegt der Grund dafür wahrlich nicht in dem mangelnden Interesse unserer Vertreter der Wissenschaft! Wer sollte nicht aus vollem Herzen in den Stoßseufzer unsers Verfassers einstimmen, der sich ihm wie von selbst aufdrängt, wo er von der Umgestaltung der Korvette „Challenger“ in ein wissenschaftliches Laboratorium berichtet: „Ach, wenn wir es doch noch erleben könnten, daß überall unter den civilisirten Völkern der Männermord der Cultur wiche, daß die ultimae rationes regum (veraltet! D. Red.) vor der humanitas endlich, endlich einmal verstummen müßten!“

Der erste allgemeine Theil gilt der Tiefseekunde, der Physik und Chemie des Meeres und zerfällt in die sechs Kapitel: „Die Tiefe des Meeres und die Lothapparate“; „Die Bodenbeschaffenheit des Meeres“; „Tiefseethermometer und Tiefseetemperaturen“; „Druckverhältnisse auf dem Boden der Tiefsee“; „Chemie des Tiefseewassers“; „Das Licht und die Tiefsee“. Der umfangreichere zweite Theil umfaßt das Thierleben der Tiefsee, zuvörderst den Fang der Thiere und die dazu dienenden Geräthe, die allgemeine Anpassung der Thiere an ihren Aufenthalt, die Herkunft und Verbreitung der Tiefenbewohner, und sodann die einzelnen Thiertypen, von den niedrigst organisirten Formen an bis hinauf zu den abenteuerlich gestalteten Fischen, als den einzigen Wirbelthieren, die bis in das geheimniß-

volle Dunkel der Oceane hinab den Kampf ums Dasein ausfechten. Daß in diesem Werke nicht nur eine Menge von wichtigen und interessanten Thatsachen geboten werden, sondern die Schilderung derselben auch durch die Art der Darstellung einen besondern Werth gewinnt, braucht bei einem Verfasser nicht besonders hervorgehoben zu werden, dem wir bereits als Mentor auf seinen „Spaziergängen eines Naturforschers“ gern gefolgt sind. Da es sich in erster Linie um Belehrung eines gebildeten Laienpublikums handelt, so ist jede Thiergruppe zunächst ganz im allgemeinen geschildert, wodurch das Verständniß für die Besonderheiten der Tiefseevertreter geweckt wird. Nach beiden Richtungen hin tragen zahlreiche Abbildungen wesentlich zur Veranschaulichung bei. Dem Fachmanne aber wird durch die zweckmäßige Zusammenstellung eines aus zahlreichen und nicht immer leicht zugänglichen Quellen gewonnenen Materials in dieser ersten deutschen Tiefseeschilderung ein Werk zugeeignet, welches er in manchen Fällen nicht ohne Vortheil zu Rathe ziehen wird.

3. Vögel der Heimat. Unsere Vogelwelt in Lebensbildern, geschildert von Karl Ruß. Mit 120 Abbildungen in Farbendruck, nach Original-Aquarellen von Emil Schmidt. Prag, Tempsky. 1887—88. Gr. 8. 18 M.

Auch ein populäres Werk, aber von den Marshall'schen himmelweit verschieden! Nicht etwa nur in dem Gegenstande, welcher selbstverständlich ein anderer sein muß, sondern vor allem in der Behandlungsweise desselben. Ruß ist einer der schreibfreudigsten Vogelfreunde, die es je gegeben hat, und darf unstreitig das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, über das Leben der Vögel in der Gefangenschaft und die Pflege derselben seine reichen Erfahrungen zum Nutzen vieler mitgetheilt zu haben. Die Gabe einer geschmackvollen stilistischen Darstellung müssen wir ihm aber trotz (oder wegen?) seiner Vielschreiberei absprechen, und doch darf der Leser eine solche heutzutage für eine populäre Schilderung naturgeschichtlicher Stoffe als gutes Recht für sich in Anspruch nehmen. Poetische Gedanken und schwungvolle Wendungen werden im vorliegenden Buche so häufig von Plattheiten in Wort und Bild begleitet, daß die Lektüre verleidet wird. Ist es nicht eine Geschmacklosigkeit, die Vögel das „Gefieder“ zu nennen! Was unter der Ueberschrift „Des Vogels Tod und Begräbniß“ gesagt wird, ist eine empfindsame Ungereimtheit! Dagegen vermissen wir eine kurze Schilderung von der Organisation des Vogels, die allein seine eigenartige und gerade für den Laien so anziehende Lebensweise begreifen lehrt; nicht einmal die zum Verständnisse jeder Beschreibung der äußern Formen nothwendigen Kunstausdrücke sind erläutert. In der systematischen Anordnung ist der Verfasser einen ganz eigenen Weg gegangen. Es gibt zwar keine Thierklasse, über welche die Ansichten der Systematiker so sehr auseinandergehen, und welche einer „natürlichen“ Anordnung so viel Schwierigkeiten entgegenstellt, wie die der im großen und ganzen einförmigen Vögel; aber die Grundsätze, auf denen unser Verfasser sein System aufbaut, bleiben ganz unverständlich. Die Sänger und Schmätzer werden durch Bachstelzen und Pieper von den Drosseln getrennt; die Baumläufer stehen zwischen Kukuken und Spechten, und diese Klettervögel sind nebst Eisvögeln und Verwandten eingeschoben zwischen die erstgenannten Sänger und die Sperlingsartigen. Dann folgen Tauben, Hühner, Stelzvögel u. s. w. Den Schnepfenvögeln und Strandläufern reihen sich die Wasserhühner und diesen die echten Schwimmvögel nebst den Tauchern an, während die mövenartigen nachfolgen und die Raubvögel den Schluß des Systems bilden.

Die Beschreibungen im einzelnen sind wol geeignet, einen jeden Vogel genau kenntlich zu machen, und werden darin noch unterstützt durch die meist (durchaus nicht immer) wohlgelungenen Farbendrucke. Ob der Verfasser mit dem Versprechen seines Vorberichts, „eine durchaus zuverlässige, in allen Angaben stichhaltige Naturgeschichte der einheimischen Vögel“ zu geben, wirklich Wort gehalten, könnte der Recensent des Buchs nur dann zu entscheiden wagen, wenn er von dem Selbstvertrauen des Verfassers beseelt wäre; daß es aber in der That so sein möge, wünscht er sowol im Interesse des letztern wie desjenigen, welcher aus dessen Buche Belehrung zu schöpfen bestrebt ist.

4. Sprechende Vögel. Ein Hand- und Lehrbuch von Karl Ruß. Erster Band. Die sprechenden Papageien. Zweite vermehrte Auflage. Magdeburg, Creutz. 1887. 8. 6 M.

Daß vorliegendes Buch, welches 1882 zuerst der Oeffentlichkeit übergeben wurde, in dem Zeitraume von fünf Jahren in einer zweiten Auflage erscheinen muß, darf sich der Verfasser mit Recht als einen Beweis für dessen Brauchbarkeit auslegen. Es ist gleichzeitig daraus zu ersehen, wie groß in unserer Zeit die Zahl der Vogelliebhaber ist — eine Erscheinung, die nur mit Freude begrüßt werden kann; denn bei dem Gefallen an dem muntern Treiben und dem bunten Gefieder der Vogelwelt wird nicht allein ein ästhetisches Bedürfniß befriedigt, sondern auch mancherlei zur Bereicherung unserer Kenntnisse von den Lebensgewohnheiten der Thiere beigetragen. Den letzten Beweis für den Nutzen derartiger Liebhabereien liefert uns das in Rede stehende Werkchen. Wie anders als durch jahrelange Beobachtungen, zu denen freilich auch ein Auge gehört, welches wissenschaftlich zu sehen versteht, hätte der Verfasser ein so reiches Material seinen Lesern bieten können. Daß ein solcher Vogelfreund und geübter Kenner des Vogellebens durch seine Schilderung dem Gegenstande neue Freunde erwerben und Gleichgesinnte zu immer eifrigerm Studium anspornen muß, ist beinahe selbstverständlich. Die Zahl der behandelten Arten ist in der neuen Auflage um neun vermehrt worden, während vier, wegen mangelnder Kenntniß ihrer Lebensweise früher nur kurz erwähnte Arten (Psittacus canindc, pachyrrhynchus, Wardi und Cathropae) diesmal ganz weggeblieben sind. Die neu hinzugefügten Formen sind: Ps. (Pionias) Guilelmi und robustus aus Afrika; Ps. (Eclectus) Everetti von den Philippinen; Ps. (Palaeornis) cyanocephalus und

roseiceps aus Indien; Ps. (Canceras) erythrogenys aus Ecuador, Petzi aus Süd-Mexico und Mittelamerika; Ps. (Brotogerys) pyrrhopterus aus Ecuador, und endlich der australische Ps. (Platycercus) cyanopygus.

In dem allgemeinen Theile, welcher in der zweiten Auflage den Beschreibungen der einzelnen Arten nicht vorausgeht, sondern folgt, sind die Kapitel über Verpflegung und Abrichtung, sowie über die Krankheiten der Papageien vielfach erweitert, und als Erweiterung der ganzen Bearbeitung ist es anzusehen, daß die „Sprechenden Papageien" den ersten Band der „Sprechenden Vögel" überhaupt bilden. Der zweite Theil, welcher unter dem Titel „Allerlei sprechendes gefiedertes Volk" in diesem Jahre erscheinen wird, übrigens ganz unabhängig von dem ersten gekauft werden kann, soll die Krähenvögel, Laubvögel, Pastorvögel, Staare, Finken u. a. umfassen. Wir sehen diesem zweiten Theile mit Spannung entgegen, und wünschen dem ganzen Buche die wohlverdiente weiteste Verbreitung unter den Vogelliebhabern.

Den gleichen Wunsch knüpfen wir an ein anderes, seinem Inhalte nach noch viel reichhaltigeres und bereits in dritter Auflage vorliegendes Werk desselben Verfassers:

5. Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler. Von Karl Ruß. I. Fremdländische Stubenvögel. Dritte, völlig umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Magdeburg, Creutz. 1887. 8. 6 M. 50 Pf.

Wenn wir vorher aus der Nothwendigkeit einer zweiten Auflage von Ruß' „Sprechenden Papageien" einen Schluß auf die große Anzahl von Vogelliebhabern unserer Jetztzeit ziehen zu dürfen glaubten, so werden wir bei Durchsicht dieses allgemein gehaltenen Buchs, welches über 800 bei uns eingeführte überseeische Stubenvögel behandelt, in unserer Ansicht nur bestärkt; denn wenn die Vogelfreunde nicht beständig an Zahl zunähmen, könnten nicht fortwährend neue Vogelarten auf Handelswegen bei uns Eingang finden. Interessant in dieser Hinsicht ist es, was uns der Verfasser in seinem Vorworte mittheilt. Als Bechstein im J. 1794 seine „Naturgeschichte der Stubenvögel" schrieb, kannte man in Deutschland 72 Arten, welche aus dem Auslande eingeführt waren; ein halbes Jahrhundert später werden von Bolle nur 51 dem Vogelhandel angehörige Formen aufgeführt. In der ersten Auflage des vorliegenden „Handbuchs" (1870) beschrieb Ruß 230, in der zweiten über 600 fremdländische Stubenvögel, und in dieser dritten ist deren Zahl noch um 200 vermehrt. Auch in anderer Hinsicht erscheint diese neue Auflage, den frühern gegenüber, in anderm Gewande. Die früher den Stubenvögeln angereihten Park- und Waldvögel, sowie aus dem Süden und Norden Europas in unserm engern Vaterlande gezähmt gehaltenen Vogelarten sind diesmal von den „fremdländischen Stubenvögeln" ausgeschlossen, um in weiterer Ausdehnung eine gesonderte Behandlung zu erfahren. Der zweite Band des Handbuchs soll die „Einheimischen Stubenvögel" und der dritte die „Park-, Feld- und Waldvögel oder Schmuck- und Jagdgeflügel" umfassen. Das reiche Material des ersten Bandes ist in folgender Weise angeordnet. Eingetheilt werden die sämmtlichen Stubenvögel nach den hier allein oder doch vorzugsweise maßgebenden praktischen Gesichtspunkten in körnerfressende und kerbthierfressende. Den erstern rechnet Verfasser, außer den allgemein so bezeichneten Finkenvögeln (da in den Unterabtheilungen die Prachtfinken, Widafinken, Webervögel, Finken, Gimpel, Kernbeißer, Ammern und Lerchen behandelt werden), auch die Papageien, Tauben und Hühner zu. Von letztern werden aber, dem Plane des Gesammtwerks entsprechend, in diesem Bande nur einige kleine Wachteln aufgeführt, während die übrigen hierhergehörigen Vertreter dem dritten Bande zufallen. Die weit geringere Zahl der kerbthierfressenden Stubenvögel enthalten folgende, oft nur von wenigen Arten vertretene Gruppen: Tanagra-Arten, Drosseln und Verwandte, Grasmücken und Verwandte, Bachstelzen (bisher nur die indische Motacilla maderaspatensis), Meisen und Verwandte, Honigfresser, Kolibris (als Hoffnung für die Zukunft aufgeführt), Fliegenschnepper und Verwandte, Würger und Verwandte, Staare, Pirole, Seidenschwänze, Bienenfresser, Spechte, Töpfervögel (nur eine Art), Mausvögel, Bartvögel, Laubvögel und endlich die (im dritten Theile des Handbuchs näher zu schildernden) Rabenvögel. Dem beschreibenden Theile reihen sich sehr ausführliche Mittheilungen über „Stubenvogel-Pflege, -Abrichtung und -Zucht" an, in denen auch die Krankheiten und deren Behandlung eingehend berücksichtigt werden.

Daß Ruß die von vielen Ornithologen als wissenschaftlichen Sport mit wahrer Leidenschaft ausgeübte oder besser verübte Gattungsnamen-Fabrikation unberücksichtigt läßt, ist nur anzuerkennen, und ebenso ist es als willkommene Gabe zu begrüßen, daß dem von ihm als „stichhaltig" (besonders für die Händler und ihre Verzeichnisse) aufgestellten Vulgärnamen die gangbarsten übrigen deutschen Bezeichnungen, sowie auch die französischen, englischen und holländischen Benennungen beigefügt sind. Möchten diesem ersten Bande des „Handbuchs" die beiden andern recht bald nachfolgen.

Es dürfte übrigens nicht überflüssig sein, hinzuzufügen, daß dieses Handbuch eine kurzgefaßte Ausgabe eines vierbändigen Werks ist, dessen Titel: „Die fremdländischen Stubenvögel", leicht zu Verwechselungen mit dem von uns angezeigten ersten Theile des Handbuchs Veranlassung geben kann. Von den vier Bänden des umfassendern Werks sind bisher drei, und zwar der erste, dritte und vierte, erschienen: I. „Die Körnerfresser oder Finkenvögel", mit 14 Tafeln farbiger Abbildungen. III. „Die Papageien, mit 10 Tafeln farbiger Abbildungen. IV. „Lehrbuch der Stubenvogel-Pflege, -Abrichtung und -Zucht", mit 1 Farbentafel und zahlreichen Holzschnitten. Der demnächst zu erwartende zweite Band wird den Titel führen: „Die kerbthierfressenden Vögel oder Weichfutterfresser", mit 10 Tafeln farbiger Abbildungen. Die Abbildungen sind von Emil Schmidt angefertigt. O. Taschenberg.

Feuilleton.

Für die von Ernst Moser gesammelten und herausgegebenen „Hoch-, Mittel- und Niederdeutsche Mundarten und Zungen" (Dessau, Art'l, 1889) ist, wenn das Buch überhaupt erscheinen mußte, der gegenwärtige Zeitpunkt jedenfalls der ungünstigste, da vor wenigen Wochen erst Hermann Welcker's „Dialektgedichte" herausgegeben sind. Da letztere aber schon in ihrer ältern Gestalt als „Die deutschen Mundarten im Liede" eine mustergültige mundartliche Blütenlese boten, ist für Moser's Plan eigentlich gar keine Berechtigung zu finden, wenn es nicht der Gedanke gewesen, eine billigere Sammlung (der Preis ist 1 M. 20 Pf.) auf Kosten der Vollständigkeit und Systematik auf den Markt zu bringen. Daß in den aus lauter Originalbeiträgen gebildeten Büchlein auch sehr Hübsches sich findet, wie z. B. zwei Gedichte von Klaus Groth, von Rosegger, Martin Greif u. a. soll nicht im mindesten in Abrede gestellt werden; aber es bleibt immer die Frage: warum ein Stückwerk, wo Vollkommenes schon vorhanden?

— „Christliche Bedenken über modern christliches Wesen" sind von einem „Sorgenvollen" veröffentlicht worden (Gütersloh, Bertelsmann, 1888). Der streng orthodoxe namenlose Verfasser beklagt, daß viele christlich gesinnte Leute das Christenthum zur Weltherrschaft führen wollen und es darum verweltlichen müssen. Ein Christenthum, welchem Massen zufallen sollen, muß dem natürlichen Menschen behagen. Unser nervöses Zeitalter liebt ein methodistisches Drängen auf Bekehrung; wir sind innerlich schon weit mehr katholisch, als wir wissen, denn Werkdienst blüht heutzutage. Es ist modern, zwar Vereine, nicht aber Gemeinden zu bilden; die moderne Christenheit staunt fast nur die Marthas an, die moderne christliche Literatur will zugleich erbauen und unterhalten. Der Weltgeist in der Kirche muß die Kirche sprengen; die Kirchenentwickelung, welche die völlige Scheidung von Kirche und Staat zum Wahlspruche hat, führt zu amerikanischen Zuständen. Das Wesen der modernen Bildung erinnert stark an das Wesen des Luxus. Einfache Pflichterfüllung in dem uns befohlenen Kreise, Pflege des Familienlebens, die Macht des Gebetes sind die besten Mittel, auch für das große Ganze zu wirken. Dies die Hauptgedanken des Verfassers, welche jedenfalls eine beachtenswerthe Seite der Wahrheit betonen.

— Der bekannte Satiriker Fritz Mauthner hat eine Broschüre erscheinen lassen: „Schmock, oder die literarische Carrière der Gegenwart" (Berlin, F. u. P. Lehmann). Wir wünschen diesem Schriftchen die denkbar weiteste Verbreitung, denn es geißelt eine furchtbare Nachtseite im Geistesleben unsers Volks: den Zustand der Presse. Es ist ein Glück, daß der größte Theil der Nation nicht hinter die Coulissen gesehen und dabei erfahren, „wie es gemacht wird". Hätte man in weitern Kreisen davon sichere Kenntniß, in welchem Grade „das Geschäftsinteresse" unsere Presse beherrscht und welche Existenzen da nicht selten als Redacteure, Kritiker, Berichterstatter oder gar Leiter beschäftigt sind: es würden sich alle Parteien vereinigen, um diesem Unwesen ein Ende zu machen. Daß aber die Satire von Fritz Mauthner wirken wird, bezweifeln wir. Die Eingeweihten, welche sich getroffen fühlen, lachen darüber; die Draußenstehenden aber sind zu anständig, um das Treiben gewisser Zeitungen, Verleger und Schriftmacher auch nur für möglich zu halten. Wir stimmen vollständig mit Mauthner darin überein, daß die Presse heute eine ähnliche Gewalt an sich gerissen habe, wie die Kirche zu Ende des Mittelalters, und daß ebendarum eine Reformation an Haupt und Gliedern an der Zeit wäre.

— „Schiller's lyrische Gedankendichtung" hat E. Philippi in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet (Augsburg, Votsch, 1888). Der Verfasser, welcher sich als einen Schüler des Aesthetikers K. von Köstlin in Tübingen bekennt, hat in klarer und gedrängter Sprache einen Einblick gegeben in die Gedankenlyrik unsers größten Dramatikers. Er fühlt sich Schiller geistig verwandt und hat ein Verständniß für dessen philosophische Bedeutung. So sagt er denn vieles Brauchbare; aber schließlich kann bei aller Anerkennung seines edeln Wollens doch nicht verhehlt werden, daß sein Können der Größe des Stoffs nicht immer gewachsen ist.

Bibliographie.

Budde, E., Erfahrungen eines Hadschi. Leipzig, Grunow. 1888. 8. 3 M.

Claretie, J., Fürst Zilah. Roman. Autorisirte Uebersetzung von A. Kochl. Mannheim, Bensheimer. 1888. 8. 4 M.

Fournier, A., Eine amtliche Handlungsreise nach Italien im Jahre 1754. Ein neuer Beitrag zur Geschichte der österreichischen Commercialpolitik. Wien, Tempsky. 1888. Lex.-8. 80 Pf.

Franz, A., Das Buch der Religionen. Nach christlichen und jüdischen Quellen bearbeitet. Stuttgart, Pfautsch u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Freydorf, A. v., Kornblumen und Lorbeerblätter. Mit zahlreichen Kopfleisten, Schlußvignetten und einem Titelbilde. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 2 M.

Frisch, F., Pädagogische Bildnisse. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1888. 8. 75 Pf.

Göhler, B., Geschichte der Stiftskirche zu Dresden 1588—1888. Dresden, Naumann. 1888. Gr. 8. 25 Pf.

—— Aus der Jacobigemeinde. Festgabe bis zum 300jährigen und 150jährigen Jubiläum der Stiftskirche (St. Jacobi) zu Dresden im Jahre 1888. Dresden, Naumann. 1888. Gr. 8. 1 M.

Günther, S., Die Meteorologie, ihrem neuesten Standpunkte gemäss und mit besonderer Berücksichtigung geographischer Fragen dargestellt. Mit 71 Abbildungen. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Heintzeler, A., Das Leben Jesu in auserwählten Liedern. Mit 16 Vollbildern. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1888. 8. 4 M.

Hermann, S., Schwarz-Gelb. Soldaten-Lieder. Wien, Szelinski. 8. 2 M.

Höfler, C. R. v., Don Rodrigo de Borja (Papst Alexander VI.) und seine Söhne, Don Pedro Luis, erster, Don Juan, zweiter Herzog von Gandia aus dem Hause Borja. Wien, Tempsky. 1888. Imp.-4. 4 M. 20 Pf.

I trau mi nit recht! Allerhand Gspaßln vom alten Loisl. München, Th. Ackermann. 12. 1 M. 20 Pf.

Jostes, F., und W. Effmann, Vorchristliche Alterthümer im Gaue Süderberge (Iburg). Mit 9 Tafeln Zeichnungen. Münster, Regensberg. 1888. 8. 1 M. 60 Pf.

Jürs, H., Fro Schur er Tollanslüß-Geschichte. Soloscherz für einen Herrn oder eine Dame. Hamburg, Kramer. 8. 60 Pf.

Kautsky, Minna, Victoria. Roman. 2 Thle. in 1 Bd. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 5 M.

Lang, W., Von und aus Schwaben. Geschichte, Biographie, Litteratur. 5tes Hft. Otto Abel. Stuttgart, Kohlhammer. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

List über List oder „Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein". Schwank. Bonn, Hauptmann. 1888. 8. 25 Pf.

Lohmann, P., Dramen. Leipzig, Weber. 1888. 8. 7 M. 50 Pf.

Löw, J., Das neue Burgtheater. Wien, Konegen. 1888. 8. 50 Pf.

Marie und Magdalene. Ein Sang aus der Gegenwart von K. v. R. Berlin, Knorr. 8. 2 M.

Müller, K., Aus Natur und Leben. Gedichte. Leipzig, G. Wolf. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Nagel, W., Die dramatisch-musikalischen Bearbeitungen der Genovefa-Legende. Ein Beitrag zur Geschichte der Oper. Leipzig, Unflad. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Neubürger, E., Aus der Reichsstadt Frankfurt. Erzählungen und Charakteristiken. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 8. 4 M.

Niemann, A., Die Erziehung des Menschengeschlechts. Philosophische Betrachtung. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Nioed, J., Kleine Dichtungen. Zürich, C. Schmidt. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Nippold, F., Katholisch oder jesuitisch? Drei zeitgeschichtliche Untersuchungen. Leipzig, Reichardt. 1888. Gr. 8. 4 M.

Nordwest-Geschichten von W. Fischer, Mathilde Lammers, P. Kniest, Gräfin Fr. zu L.-W., W. Bode. Herausgegeben von A. Lammers. Bremen, Meierdierks. 8. 4 M.

Obé, W., Der arme Ninno. Eine wahrhafte Geschichte. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 50 Pf.

Oberleitner, K., Abin Hamad. Trauerspiel. Wien, Frick. Gr. 8. 2 M.

Pieper, J., Pädagogische Mußestunden. Zwanglose Plaudereien aus verschiedenen Gebieten der Erziehung und des Unterrichts, zur Anregung und Belehrung herausgegeben. Düsseldorf, Schwann. Gr. 8. 2 M.

Pöllmann, H., Beitrag zur ältesten Geschichte des Kniafentums. Mit 3 Skizzen in Farbendruck. München, Oldenbourg. 1888. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Prutz, H., Entwicklung und Untergang des Tempelherrenordens. Mit Benutzung bisher ungedruckter Materialien. Berlin, Grote. 1888. Gr. 8. 12 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen. Von **Ludwig Feuerbach.** Vierte Auflage. Preis 1 M. 50 Pf.

Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus. Kanzelreden gehalten von **Moritz Schwalb**, D. theol., Prediger an der reformirten Kirche St. Martini zu Bremen. Preis 2 Mark.

Menschenverehrung und Menschenvergötterung. Vortrag gehalten im Local des Bremer Protestantenvereins von Dr. **Moritz Schwalb.** Preis 75 Pf.

Handbuch der chemischen Technologie. Von **Rudolf von Wagner.** Dreizehnte stark vermehrte Auflage. Neu bearbeitet von **Dr. Ferdinand Fischer.** Mit 623 Abbildungen. Preis 15 Mark.

Das Schulwesen und seine Verwaltung. Reform der Volks-, Bürger-, Mittel- und Hochschulen. Von Dr. **Ferdinand Zrodlowski**, Professor an der Universität in Lemberg. Preis 2 M.

Die Krankenhäuser. — Die Fürsorge für Arme und insonderheit die Versorgungshäuser. Von Dr. **Ferdinand Zrodlowski.** Preis 1 M. 50 Pf.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lindemann, W., Geschichte der deutschen Litteratur.

Sechste Auflage. Zweite Abteilung: Vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis zum Auftreten der Romantiker. Bearbeitet von **J. Seeber.** Gr. 8°. (VIII u. S. 369—740.) M. 3.40. — Früher ist erschienen: — **Erste Abteilung:** Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. **F. Brüll.** Gr. 8°. (VIII u. S. 1—368.) M. 3.40.

Die dritte und letzte Abteilung ist im Druck und wird im Laufe des Jahres erscheinen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten,
nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen,
sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von

Hermann Welcker.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage von
„**Die deutschen Mundarten im Liede**“.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Für Freunde der Sprache und der Dialektpoesie, in welcher Volksleben und Volkscharakter sich in treuer Ursprünglichkeit abspiegeln, bildet das Buch ein anmuthiges Geschenk.

Im Verlage von **F. und P. Lehmann** in Berlin ist erschienen:

Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz
von
Karl Biltz.

Zweite Auflage. Preis: broschirt 2 M.

Gedichte

von
Karl Biltz.

Zweite Auflage. Preis: brosch. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Der Fürst von Raiatea.

Posse mit Gesang und Tanz
von
Oenophilus.

Preis: broschirt 2 Mk.

Die vorstehenden Possen zeichnen sich durch einen feinen, über den Parteien stehenden Humor, die Gedichte durch Tiefe des Gemüths und Formvollendung aus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MORWITZ'
Neues Wörterbuch
der Englischen und Deutschen Sprache
mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen.

2 Theile. Geb. 6 M.

Auszug daraus:

Taschen-Wörterbuch.

2 Theile. Geb. 4 M. 50 Pf.

Cotillon- & Carneval-Gegenstände
als Mützen, Orden, Touren, Costüme, Masken etc.
sowie Cartonnagen & Attrapen
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.



Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 28. Februar 1889.

Inhalt: Neue Dramen. Von Feodor Wehl. — Erzählungsliteratur. Von Johannes Emmer. — Zur deutschen Zeitgeschichte. Von Friedrich Bienemann. — Episches und Lyrisches aus den Bergen. Von Anton Schlossar. — Zur Vaterlandskunde. Von J. Mähly. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

1. Arabella Stuart. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1888. 8. 2 M.

Dieses Trauerspiel legt aufs neue Heinrich Kruse's große und durchaus eigenartige dramatische Begabung zu Tage. Es ist ein Stück voll Bewegung, Geist und Leben, derb und prall im Stil, in der Charakteristik frisch und keck und nur im Aufbau seiner Handlung, wie die Mehrzahl aller Kruse'schen Dramen, nach unserer Ansicht wenigstens, einigermaßen brüchig und fehlerhaft.

Die Anlage der Tragödie und die Eröffnungsauftritte derselben sind von geradezu kostbarer und hinreißender Ausgestaltung. König Jakob I., jener sonderbare Sohn der Maria Stuart, der von der Todfeindin seiner Mutter, der Königin Elisabeth, zum Thronerben eingesetzt, eine höchst seltsame, man ist versucht zu sagen barocke, ja komische Erscheinung abgibt, entläßt darin eine Gesandtschaft des Königs Sigismund von Polen, die gekommen war, um die Hand von Arabella Stuart, seiner Muhme, für dessen Sohn Ladislaus zu werben, mit einer abschlägigen Antwort. Diese Antwort, die Entgegnung der Gesandtschaft, das Verhalten von Prinz Heinrich, dem ältesten Sohne des englischen Monarchen, dabei und endlich das Auftreten von Arabella Stuart selbst geben ein Gesammtbild von wahrhaft überraschender Zeitfärbung und eine Zeichnung der einzelnen Figuren, in der sich ein Hauch von Shakespeare's Genius klar und überzeugend erkennen läßt. Es befinden sich Züge von entschiedenster Genialität darin. Die Natur des Königs und seiner ganzen Umgebung tritt darin sofort ins Licht. Indem der Herrscher seinem Sohne die Ursache entdeckt, die ihn wünschen läßt, Arabella unvermählt zu erhalten, sagt er:

> Ich will die Staatskunst von den Bienen lernen.
> Wenn sich in einem Stock zwei Königinnen
> Beisammen finden — sieh, was thun die Bienen?
> Sie bauen weislich jedem Streite vor.

Prinz Heinrich.

> Wie denn?

König.

> Sie nehmen Wachs in ihre Mäulchen
> Und so verkleben ruhig sie die Zelle,
> In der die zweite Königin sich findet.

Prinz Heinrich.

> Ihr wollt — Ihr wolltet Lady Arabella
> Niemals vermählen? Sagt!

König.

> Mit meinem Willen
> Wird sie nicht ehelich gebären.

. . . .

Prinz Heinrich.

> Ihr habt ja Arabella selbst versprochen
> Sie jedem Unterthanen zu vermählen.

König.

> Ja, wenn er dieser Ehre würdig sei!
> Ich sagte „Ja“, allein ich sagt' auch „Wenn“.
> Sobald ich etwas nur bedingungsweise
> Versprochen habe, hab' ich nichts versprochen.

Das ist der ganze König Jakob, gelehrt, zweideutig, hinterhaltig, immer bedacht, klug und weise zu handeln, und dabei eine Verkehrtheit über die andere begehend. In der vorhergehenden Sitzung des Geheimen Staatsraths hat er auf die Worte seines Sohnes:

> O, gebt ihr Mann und Kinder, und sie wird
> Euch Großbritannien und Irland gönnen,
> Ehrgeizig ist sie nicht —

erwidert:

> Doch fremder Ehrgeiz
> Hat ihrer mehr als einmal sich bedient,
> Durch Erbansprüche, nichtig, wie sie sind,
> Den Frieden dieses Inselreichs zu stören,
> Das glücklich jetzt mein Scepter hat vereint.
> Als König und als Vormund darf ich sie
> Mit Ladislaus von Polen nicht vermählen,
> Noch irgendeinem fremden Fürsten sonst.

Arabella, die ihn darüber zur Rede stellt und in trotziger Entrüstung ausruft:

> Wenn je, gelockt von meinen armen Reizen,
> Ein fremder Fürst als Freier um mich anhält,
> Stets wisset Ihr die Heirath zu vereiteln
> Mit solcher räthselhaften Heimlichkeit,
> Daß ich noch in den Mund der Leute komme,
> Als hätt' ich irgendein geheim Gebrechen.
> Was ist es mit mir, hab' ich mich versündigt?
> Gehör' ich nicht zum menschlichen Geschlecht?
> Bin ich ein Bild? Ein schönes Ungeheuer,
> Vor dem ein jeder fliehen muß? —

setzt er Folgendes entgegen:

> Hört, Lady, was ich Euch zu sagen habe:
> Prinzessinnen, die sonst ja hoch bevorzugt,
> Stehn doch den ärmsten Mädchen darin nach,
> Daß sie nicht blos das Herz befragen dürfen,
> Wenn sie den Bund fürs Leben schließen. Nein!
> Denn bei Verbindungen der Herrscherhäuser
> Spricht auch das Staatswohl ein gewicht'ges Wort.
> Nach reiflicher Erwägung haben wir
> Gefunden, daß es sehr bedenklich sei,
> Mit einem fremden, mächt'gen Könige,
> Besonders wenn er andern Glaubens ist,
> Die englische Prinzessin zu vermählen.
> (Arabella will auffahren.)
> Ereifert Euch nicht, hört mich erst zu Ende.
> Seht, Eurer Heirath stehet nichts im Wege,
> Wenn sich ein Unterthan des Inselreichs
> Um Eure Hand bewirbt. Ich werde dann
> Zu Eurer Heirath gern Erlaubniß geben.

Und als Arabella, darüber erfreut, ausruft:

> Ich habe recht gehört? Ihr wollt mir, König,
> Sobald ein Unterthan um meine Hand
> Anhält, Euch nicht der Ehe widersetzen,
> Ihr wollt ein häuslich Glück mir gern gewähren? —

bestätigt er:

> Ja, wenn er dieser Ehre würdig ist,
> Will jedem Edeln dieses Reichs ich gern
> Gestatten, mit dem königlichen Haus
> Der Stuarts anverwandt zu werden, Muhme.

Wie das gemeint ist, wissen wir bereits: er wird eben keinen Edeln des Reichs dieser Ehre würdig erachten und so Arabella zur steten Ehelosigkeit verurtheilen. Aber Jakob hat mit seinem Versprechen seiner Staatskunst selbst die Grube gegraben, in die sie fällt, um ihr eigenes Verderben zu finden. Arabella nimmt seine Zusage nämlich für ernst, und da ein Busenfreund des Kronprinzen, William Seymour, ein Spielgenosse ihrer Jugend, der lange auf Reisen im Auslande gelebt, sie auf einem Maskenfeste im königlichen Palaste wiedersieht, sich sogleich sterblich in sie verliebt und ihr in glühend entfachter Leidenschaft heimlich in ihre Wohnung folgt, willigt sie, schnell gefaßt, in seinen Vorschlag, sich auf der Stelle mit ihm trauen zu lassen.

Dies alles bildet den Inhalt des ersten, ereignißreichen und mit meisterhafter Ursprünglichkeit und sieghaftem Humor ausgeführten ersten Actes. Rechnen wir den Ausruf Arabella's, als sie unerwartet William Seymour in ihrem Schlafgemach gewahrt, als gar zu gewöhnlich und platt: „Ein Mensch, ein Kerl in meinem Zimmer, Sarah!" ab, so ist allem Uebrigen unbedingtes Lob zu zollen. Die Staatsrathssitzung, der Gesandtenauftritt, das Erscheinen der Arabella sind vorzügliche, der Zeit und dem damaligen England voll entsprechende Momente. Seymour's rasches Einmischen in die Handlung, die kurze Maskenfestscene, Seymour's Eindringen bei Lady Arabella, das stimmungsvolle Lied der Prinzessin, das burleske Wesen der Amme und ihre drolligen Reden, sowie endlich das Liebesgespräch zwischen Seymour und Arabella stehen nicht zurück, und liefern ein einleitendes Ganzes von berückendem Reize und gewinnender Frische des Ausdrucks.

Im zweiten Aufzuge erfährt der König die abenteuerliche Vermählung Arabella's, eilt entrüstet herbei, zankt sich in höchst belustigender Weise mit der ins Spiel gezogenen Amme und verbannt endlich das Mühmchen nach Lambeth zum Erzbischof von Canterbury und Seymour in den Tower.

In diesem spielt der dritte Act und führt uns zunächst Graf Somerset, den Günstling des Königs vor, der, auch sonst ein schwacher und schwankender Charakter, alles thut, was sein Weib von ihm begehrt. Eine Art Lady Macbeth, ist sie von ausschweifendstem Ehrgeize beseelt, und immer gleich mit Kerker und Gift bei der Hand, um diejenigen Menschen aus dem Wege zu räumen, die ihren Absichten und Wünschen entgegen sind. Vor kurzem hat sie Sir Thomas Overbury, dessen Gradheit und Einfluß auf die Entschließungen des Königs sie fürchtet, ins Gefängniß setzen und vergiften lassen. Der Prinz von Wales, der Overbury schätzt und böse Ränke ahnt, dringt gerade noch zur rechten Zeit gewaltsam zu ihm, um von dem Sterbenden zu hören, daß Lady Somerset auch gegen den Thronfolger intriguirt und vielleicht sein Verderben spinnt.

In der vierten Abtheilung erscheint nun Gräfin Somerset selbst, und dieses späte Erscheinen dünkt uns der Bruch und Fehler des Stücks. Eine Figur wie diese mußte, unserer Ansicht nach, bereits früher in die Handlung treten, weil sie die Ate ist, die alles Unheil ausbrütet, das im vorliegenden Trauerspiele zum Austrage kommt. Unserer Meinung nach hätte es sich leicht machen lassen, sie schon im ersten oder zweiten Acte in einem Auftritte vorzuführen, in dem sie ihren Mann bestimmt, ihren verbrecherischen Plänen Vorschub und Vollzug zu schaffen. Eine solche Scene dürfte ein helles Licht in die Vorgänge bringen und sie innerst verknüpfen, besonders wenn auch Arabella und Seymour ihren Haß erregt und ihrer Rache ausgesetzt wären. Daß deren tragisches Schicksal sich mehr selbständig und nebensächlich entwickelt, spaltet die Tragödie und nimmt ihr die straffe Zusammenfassung.

Im dritten Acte bleibt das Liebespaar fast außer Frage und auch im vierten kommt nur Arabella in die Scene, um vom Könige zu erfahren, daß, weil sie heimliche Briefe mit Seymour gewechselt, sie nach Durham an die schottische Grenze soll. Während sie, darüber außer

sich gebracht, auf der Reise durch Bestechung und Ergebenheit treuer Anhänger und Diener Seymour aus dem Tower zu befreien weiß, was in der fünften Abtheilung erzählt wird, wird in der vierten eingehend enthüllt, wie Lady Somerset gegen den Prinzen Heinrich Tod und Vernichtung im Schilde führt.

Im Schlußaufzuge ist dieser Zweck erreicht. Wir finden den Prinzen sterbend mit dem unglücklichen Vater ein Zwiegespräch führen, das zum Erschütterndsten und Wirksamsten gehört, das das deutsche Drama aufzuweisen hat. In ihm entdeckt der Sohn dem entsetzten Könige die schändlichen Verbrechen von Lady Somerset und legt ein rührendes Fürwort für Arabella Stuart und Seymour ein. König Jakob, von den Enthüllungen erschüttert, verspricht Gnade dem jungen Ehepaar und Graf und Gräfin Somerset strenges Gericht. Eben ihres schändlichen Werks sich freuend, überrascht sie der Oberrichter mit der Forderung vor die Schranken des Tribunals. Somerset ergibt sich gefaßt in sein Schicksal, seine böse und sonst so mannhafte Lady aber sinkt zusammen und fleht auf den Knien um Gnade.

Für Arabella kommt sie leider zu spät. Angst, Anstrengung und Sorge haben ihre Gesundheit unterwühlt. Zwar eilt der entflohene Geliebte, von Jakob gerufen, herbei, aber nur, um sie sterbend in die Arme zu schließen. Sie scheidet mit dem Wunsche:

> Du bist so jung, du wirst noch glücklich sein,
> Du wirst ein Mädchen finden, welches deiner
> So werth wie ich ist und noch werther, William;
> Wenn eine Tochter dann geschenkt euch wird
> Und du dann mein noch nicht vergessen hast,
> So nenne sie mit meinem Namen, Lieber!
> Gib mir die Hand, versprich es mir.

Er thut es natürlich weinend, indem er ihr die Augen zudrückt. Der König aber zieht ihn in seine Arme, indem er schmerzlich ruft:

> Du warst ja, Seymour, Heinrich's bester Freund,
> Durch Arabella wurdest du ein Stuart,
> Komm, William, an mein Herz und sei mein Sohn.

Dies ist das Stück, das man ein hochbedeutendes zu nennen volle Ursache hat. Es spannt und fesselt durch den Gang seiner Handlung, indem es zugleich durch seine scharfe Charakteristik und originelle Ausdrucksweise lebhafte Theilnahme erregt. Der Bühne zugeführt zu werden, verdient es ohne Zweifel. Wenn der Verfasser sich entschließt, wozu er nicht schwer zu bewegen sein wird, dasselbe in seinem Aufbau und namentlich in Bezug auf die Gestalt der Lady Somerset, nach der von uns angedeuteten Richtung hin, straffer und in sich geschlossener auszugestalten, so wird man ein Drama von kernigem und durchgreifendem Gehalte für unsere Bühne gewonnen haben. Mit der gleichnamigen Tragödie von Rudolf von Gottschall hat die von Heinrich Kruse wenig Aehnlichkeit. Gottschall's Stück ist mehr in den allgemein gültigen Gesetzen und Regeln der deutschen Dramatik gehalten, und selbst bei häufig nur schwacher Begründung seiner entscheidenden Züge immer eine schätzenswerthe und wohl zu beachtende Arbeit. Das Kruse'sche, weniger nach der Vorschrift der Technik geschaffen, hat daneben Vorzüge von unbestreitbarem Werthe, wie jeder Kenner der deutschen Schaubühne und Dramatik einräumen wird. Lasse man es nicht ungespielt in den Theaterbibliotheken vermodern!

Ueber ein anderes Drama können wir kürzer sein. Es ist dies:

2. Kriemhild's Rache. Tragödie in zwei Aufzügen von Georg Siegert. München, J. A. Finsterlin. 1888. 8. 1 M.

Der Verfasser der viel erwähnten und oft besprochenen Tragödie „Klytämnestra" hat hier aufs neue einen äußerst schwierigen und bereits mehrfach dramatisch behandelten Stoff gewählt, indem er wiederum bei dieser Wahl durch eine etwas veränderte Auffassung der Sache eine größere Wirkung zu geben versucht hat, ohne daß man indeß auch hier diesen Versuch als durchaus geglückt wird bezeichnen dürfen. Wie in der „Klytämnestra" begegnen wir in „Kriemhild's Rache" einigen bedeutenden Momenten und großartigen Zügen, allein im ganzen ist die Entwickelung breit und schwerfällig und durch eine nüchterne Umständlichkeit der Beweggründe wesentlich in ihrer Antheilerweckung und ihrem Erfolge beeinträchtigt. Die Art und Weise, wie Kriemhild im ersten Acte sich veranlaßt fühlt, die Werbung Etzel's anzunehmen, wie Rüdiger von Bechelaren sich über seinen Schwur, sie an ihren Feinden zu rächen, leichtsinnig hinweghilft, und wie Hagen König Gunther von der Einwilligung in den Bund abzuschrecken trachtet: diese Art und Weise muß man, wenn auch allerdings bis zu einem gewissen Grade für menschlich stichhaltig, doch in ihrer Anwendung und Ausführung zu den Vorgängen der hohen Tragödie für nur kleinlich und untergeordnet ansehen. Kriemhild wird von ihrem Bruder geradezu belogen, von Hagen roh behandelt, des Nibelungenhorts und des Balmung, des Schwertes ihres Gatten, beraubt, außerdem aber noch durch den umwandelnden Geist Siegfried's aufs äußerste getrieben und zur Rache aufgefordert. Man sollte meinen, alle diese Umstände genügten, sie in leidenschaftlicher Bewegung der Bewerbung Gehör geben zu lassen. Allein das ist keineswegs der Fall. Kriemhild ist bei den Ihren in die Schule gegangen und hinterlistig geworden. Nicht die Bewegung bestimmt sie, sondern die Berechnung. Erst als sie bemerkt, daß Hagen gegen ihre Verbindung mit Etzel ist und sie sich Rüdiger durch seinen Eid zu ihrem Rachewerke verpflichtet hat, willigt sie darein, dem Hunnenkönig ihre Hand zu reichen. So handelt kein Heldenweib, sondern nur eine lauernde, tückische Megäre, welche listig und mit mathematischer Gewissenhaftigkeit ihre Blutthaten vorbereitet und ausführt.

Diese dramatische Ausgestaltung der Kriemhild nimmt ihr viel an Sympathie.

Daß Rüdiger, nachdem er Kriemhild feierlich versprochen, sie an ihren Feinden zu rächen, „sich plötzlich besinnend, zu sich selber sagt":

> Nicht hoff' ich, daß ich ihr zu viel versprach.
> (Sich leichthin tröstend.)
> Dies alles ändert sich, ist sie erst fort.
> In Etzel's Arm, von Glück und Lust umrauscht,
> Vergißt sie dieses Tags und meines Schwurs —

ist für die hohe Tragödie doch wol ein etwas leichtfertiges und ungeeignetes Beruhigungsmittel.

Hagen's Schelten und Zanken mit König Gunther streift fast an das Komische. Nun erscheint letzterer freilich knabenhaft genug, wenn er z. B. bei der anfänglichen Weigerung der Schwester, in die Vermählung mit Etzel zu willigen, in Wuth ausbrechend ruft:

> Ich will's — ich will ein Ja — ich bin dein Herr!

Aber Hagen's Entrüstung und Unwillen überschreiten am Ende doch jedes Maß und treten die königliche Würde geradezu mit Füßen. Es ist nicht genug, daß er Kriemhild nur irgendeinem kleinen und ohnmächtigen Fürsten angetraut wünscht, worauf Gunther ironisch entgegnet:

> Da hast du's ja recht gut mit ihr gemeint —

sondern er wettert auch ingrimmig vor sich hin:

> Wie ist der Thor mit offnem Auge blind —

Und:

> O Narrenjubel! Blindheit ohne Maß! —
> Was dieses Weibes Zweck, sieht niemand hier.
> Am liebsten schlüg' ich sie in Stücke gleich.

Die ganze erste Abtheilung des Stücks bietet nichts als Kriemhild's Trauer um Siegfried's Tod, ihr Sehnen nach Rache und Etzel's Werbung. Sie ist also die Anlage, die Exposition zu einer Tragödie; die zweite Abtheilung bringt sofort die Katastrophe dazu; die Tragödie selbst aber fehlt.

Daran scheitert das Drama als Kunstwerk, denn es bietet nur Bruchstücke eines solchen. Das zweite ist noch obenein, wie zu bemerken bleibt, dramatisch zerfahren, ohne straffe Sammlung und rechten Höhepunkt. Es bemüht sich, das Epos in das Drama umzusetzen, erreicht dies Ziel aber nur höchst unvollkommen. Der blutige Untergang der Burgunden verzettelt sich in lauter Greuelepisoden, aus denen Etzel ganz herausfällt und in denen Rüdiger, Dietrich von Bern, Blödelin, der Bruder Etzel's und andere Vasallen desselben nur von geringer Bedeutung werden. Hebbel's „Nibelungen“ sind durch diese dichterische Schöpfung jedenfalls nicht überholt, und sie erreicht den poetischen Gehalt von Geibel's „Brunhild“ und Wilbrandt's „Kriemhild“ keineswegs. Sie ist sozusagen eine bloße dramatische Studie und, als solche betrachtet, allerdings nicht ohne allen Reiz und Werth.

3. Demetrius. Geschichtliches Trauerspiel in vier Aufzügen. Mit Benutzung des Schiller'schen Bruchstücks bis zur Verwandlung im zweiten Aufzug von Otto Sievers. Braunschweig, Goeritz. 1888. 8. 2 M.

Unsers großen Dichters unvollendet zurückgelassenes Stück „Demetrius“ ist bekanntlich schon mehrfach nach dessen Entwurf ausgeführt worden; zuerst von Friedrich Freiherrn von Maltitz (1817), dann von Gustav Kühne (1859), ferner von Friedrich Hebbel (1864) und endlich von Heinrich Laube (1872). Keine dieser Ausführungen darf als völlig gelungen und der großartigen Anlage Schiller's angemessen erachtet werden, fast am wenigsten die von Laube, obschon sie diejenige ist, die sich allein auf den Bretern zu erhalten vermocht hat. Sie ist breit, von gewöhnlicher Mache und schwunglos. Aber weil sie bequem zu geben ist und den Namen eines viel dargestellten Dramatikers trägt, ist sie den deutschen Schaubühnen recht. Der dichterischen Natur und dem dramatischen Wesen Schiller's entspricht sie jedoch nur in geringem Grade. Leider können wir der Bearbeitung von Otto Sievers, nach unserm gewissenhaftesten Ermessen, kein besseres Zeugniß ertheilen. Seine Arbeit ist entschieden mit vielem Fleiß und einer liebenden Hingabe unternommen worden. Sievers hat Schiller's Prosaentwurf mit Sorgfalt geprüft und nicht ohne Geschick benutzt, ist in dieser Benutzung jedoch, nach unserm Dafürhalten, ein Bedeutendes unter des ursprünglichen Verfassers Absicht hinabgesunken. Gewiß hätte Schiller, bei seiner Art zu arbeiten, seinen Entwurf bei der Ausführung noch vielfach geändert und hier und da auch wol eingeschränkt, aber schwerlich würde er eine Gestalt wie den Zaren Boris Godunow sich haben entgehen lassen. Auch die Umgestaltung der Marfa können wir nicht glücklich finden. Bei Schiller ist sie eine edle, durchaus hehre Frauengestalt, die ganz in dem traurigen Geschick ihres Hauses aufgeht und sich im Schmerz um ihren hingemordeten Sohn verzehrt. Das Gerücht von dessen Rettung belebt sie; indessen nur auf kurze Zeit, da nur zu bald ihr Herz ihr sagt, daß Demetrius ihr rechter Sohn nicht sei. Sievers gibt ihr eine von Rache erfüllte Seele, die es z. B. nicht verwinden kann, daß Demetrius dem durch Selbstmord geendeten Zaren ein königliches Begräbniß bewilligt hat; sie ruft in wildem Zorne aus:

> Dem verruchten Mörder,
> Dem blutigen Verwüster unsers Hauses,
> Der mich begrub lebendig in ein Kloster,
> Der lauernd dich umschlich bei Tag und Nacht,
> Nun unterm Beil der Rache er verreckte,
> Man sagt, du habest der moderduft'gen Pest
> Ein ehrlich Grab, ein königlich, gewähret —

Bei Sievers lockt sie zur Anerkennung des Sohnes der „Thronenglanz“, an dem er sie theilnehmen lassen soll, und die schöne Anrede, die bei Schiller Demetrius an seine Mutter hält: „Scheine du nicht meine Mutter, sei es“, ist bei Sievers der Marfa in den Mund gelegt:

> Kann ich nicht deine zweite Mutter sein?
> Kannst du mir nicht den todten Sohn ersetzen? —

wodurch der Charakter der letztern wesentlich beeinträchtigt und ins Niedere gezogen wird. Wenn Demetrius diese Forderung stellt, so nöthigen ihn dazu seine verzweifelte Lage und die politischen Umstände; sie sind gleichsam die

Folge einer Staatsraison bei ihm; bei Marfa sind sie dagegen lediglich selbsüchtiger und frivoler Art.

Die Frauen sind bei Sievers überhaupt keine besonders anziehenden und sympathischen Erscheinungen. Die Marina, die schon bei Schiller etwas Abstoßendes hat, wird bei Sievers ziemlich roh und widerwärtig. Sie behandelt Marfa wegwerfend, Demetrius rücksichtslos und Axinia geradezu verächtlich, und diese Behandlung kommt überall zu einem sehr gewöhnlichen Ausdrucke. Seltsam ist, daß Sievers dem Laube den Vorwurf einer „schwächlichen Rührseligkeit" macht und dieser „schwächlichen Rührseligkeit" am Ende doch selbst verfällt, indem er Demetrius über der herbeigebrachten Leiche der von Marina vergifteten Axinia in empfindsame Klagen ausbrechen und sterben läßt. Auch darin ist er Laube's Beispiel gefolgt, daß er vor die Sitzung des polnischen Reichstags einen einleitenden Auftritt zwischen Odowalski und Marina eingeschoben hat, ein Einschiebsel, das uns unnöthig scheint, weil sein Inhalt durch die Reichstagsreden genugsam erörtert wird und weil es gegen die Großartigkeit dieser Reichstagssitzung doch vollständig verdunkelt wird. Diese ist, wie bekannt, eine der mächtigsten und eindrucksvollsten Anlagen, welche das deutsche Schauspiel überhaupt aufzuweisen hat. Und als Schiller sie an die Spitze seiner Tragödie stellte, wußte er wohl, was er that: er gab damit seinem Werke einen Anlauf von der gewaltigsten und überraschendsten Kraft, einen Anlauf, der mit einem Schlage die Zuschauer packen und auf die Höhe seiner Schöpfung stellen mußte. Ein einleitender Auftritt davor ist wie eine Trittleiter, die man an einen himmelaufragenden Felsen stellt.

Sievers' dramatische Leistung, so viel Schätzenswerthes und Verdienstliches sie auch immer bieten mag, erklimmt diesen Felsen nicht, um ihn in seiner vollen Höhe auszubauen, sondern baut, wie alle seine Vorgänger, mehr oder weniger tief unten an seinem Fuße weiter. Sein Ausbau erscheint wohlgemeint und in einzelnen Momenten nicht ungeschickt, aber im ganzen ohne die Größe und Wucht der Schiller'schen Muse. Wie klein unter anderm erweist sich das Selbstgespräch von Demetrius, nachdem er Michail niedergestoßen, der ihm seine wahre Herkunft entdeckt! Aus einer unmännlichen Ohnmacht erwacht, überlegt er, ob er seiner Prätendentschaft entsagen, Hand an sich selber legen oder seine Rolle weiter spielen soll. Nach einer Auskunft in diesem Zwiespalt suchend, an wen kann er sich wenden? An Marina? Marfa? Schuisky? Odowalski? Nein, an keinen von diesen. An Axinia, beschließt er. Sie soll der Engel sein, dem er glauben will. Dies ist eine Nachahmung des Max Piccolomini in Schiller's „Wallenstein". Aber bei Max liegen die Dinge ganz anders. Sein Zwiespalt ist ein Herzenszwiespalt, und in diesem mag die Geliebte wol eine Stimme haben. Aber Demetrius ist ein Held, ein Herrscher, der die Entscheidung lediglich in sich selber oder in dem Stande der Dinge finden darf, wenn er sich unsere Theilnahme erhalten und sichern soll.

In allen dergleichen Zügen und Beweggründen verfährt Sievers dürftig und klein. Marfa wird an der Echtheit des Demetrius stutzig, weil er nicht Rache und Wuth gegen die Leiche Godunow's schnaubt; Schuisky fällt von ihm ab, weil er seinem Feinde „ein königlich Begängniß und ohne Noth den Sklaven Freiheit beut". Das mag sehr russisch sein, aber dramatisch berechtigt ist es nicht. Und wie in diesen Motiven, so ist dies geschichtliche Trauerspiel in seiner ganzen Fassung und Ausgestaltung ohne wahrhafte Größe und erhabenen Stil. Der Held selbst und die Gegner, an denen er zu Grunde geht, sie alle sind nur Menschen von geringer Bedeutung. Demetrius verliert, je mehr das Stück sich entwickelt, desto mehr an dem Pathos, das Schiller ihm eingeimpft. Durch die Auswerfung Godunow's entbehrt Demetrius eines eigentlichen Gegensatzes. Boris fällt, wie Schiller sehr bezeichnend andeutet, weil er, durch blutige Schandthaten zum Throne gelangt, verschmäht, sich durch solche darauf zu behaupten. Man herrscht nur durch das, durch das man zum Herrschen gelangt ist. Das ist das Fatum des Herrschers, dem Boris erliegen muß, wie so viele Usurpatoren vor ihm und nach ihm. Sein Glück hat ihn geläutert. Schiller schreibt: „Boris hat sich durch Verbrechen zum Herrscher gemacht, aber alle Pflichten des Herrschers übernommen und geleistet; dem Lande gegenüber ist er ein schätzbarer Fürst und ein wahrer Vater des Volks." In Axinia, die er von Herzen liebt, hinterläßt er seinem Feinde das Verhängniß, an dem dieser zum Schlusse scheitert. Durch seine Liebe zu Axinia entfremdet er sich seine Anhänger und reizt er Marina, das Aeußerste gegen ihn zu unternehmen.

Daß diese Unternehmung und mit ihr der ganze Schluß des Stücks sich in der Kirche unter Glockengeläute, Orgelspiel und Psalmengesang vollzieht, ist eine Wendung der Sache, die Sievers von Laube entlehnt, aber allerdings viel knapper, einheitlicher und wirkungsvoller auszugestalten verstanden hat als dieser. Mit dem Schlußauftritte, muß man einräumen, erhebt sich Sievers einigermaßen zu dem großartigen Anfange der Tragödie. Hier erreicht seine Nachdichtung eine gewisse Erhabenheit und Größe, die wir hinwegzuleugnen die letzten sind.

Nachdem wir vorstehend ein dramatisches Bruchstück Schiller's in seiner posthumen Vollendung besprochen haben, mag uns erlaubt sein, auch ein paar Worte über den „Götz von Berlichingen" seines Freundes Goethe zu sagen, wie er in einer Bühnenbearbeitung im Jahre 1786 in Mannheim gegeben worden ist:

4. Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen vom Jahre 1786. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte des Götz. Nach dem Mannheimer Soufflirbuch mit Einleitung zum ersten male herausgegeben von Eugen Kilian. Mannheim, Bensheimer. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Man kann für diese Veröffentlichung dem Herausgeber nur dankbar sein und namentlich für die Einleitung, die in Hinsicht auf den theatergeschichtlichen Inhalt, den sie auf-

weist, in hohem Grade werthvoll ist. Er sagt im Beginne derselben sehr richtig:

Während die Geschichte von Goethe's Bühnenbearbeitung und die Klarlegung ihrer verschiedenen Entwickelungsphasen von seiten der Literarhistoriker stets eingehende Berücksichtigung gefunden hat, wurde den Bearbeitungen, in denen „Götz" im 18. Jahrhundert zum ersten male von der Bühne herab wirkte, bisjetzt ein auffallend geringes Interesse entgegengebracht. Beinahe völliges Dunkel liegt noch darüber, in welcher Gestalt „Götz von Berlichingen" vor 1804, also ehe Goethe's Bearbeitung existirte, bei jenen oben citirten Aufführungen über die Bühnen ging. Daß allen diesen Darstellungen eine mehr oder weniger tiefgreifende Umarbeitung zu Grunde liegen mußte, ist selbstverständlich. Denn der „Götz" von 1773 ist in dieser Gestalt unaufführbar. Nur einem Phantasten hätte es einfallen können, ein Stück, in dem funfzigmal die Scene wechselt, das selbst die regellosesten Stücke Shakespeare's in dieser Beziehung weit übertraf, unverändert zur theatralischen Darstellung bringen zu wollen.

Dennoch wurde das Schauspiel schon 1774 in Berlin von der Koch'schen Gesellschaft, bald darauf von Schröder in Hamburg und endlich 1786 in Mannheim aufgeführt. Von allen diesen Aufführungen ist bisjetzt nur die zuletzt genannte durch die in Rede stehende Veröffentlichung bekannt geworden. Es ist daher durchaus nicht verwunderlich, wenn man dieselbe mit besonderer Aufmerksamkeit ins Auge faßt. Ist sie doch, schreibt Dr. Kilian, „unabhängig von ihrem sonstigen Werthe in vielen Beziehungen glücklicher, als des Dichters Umarbeitung". Namentlich in der Ausgestaltung des zweiten Acts erachtet er sie der Wirkung günstig und meint, daß es, nachdem Otto Brahm im „Goethe-Jahrbuch" (II) die Bühnenbearbeitung des Verfassers in ihren Schwächen erörtert, wol nicht ganz unangebracht wäre, auf sie zurückzugreifen.

Was nun uns selbst betrifft, so sind wir zwar dieser Ansicht nicht ganz zuwider, möchten aber doch Goethe's Einrichtung letzter Hand nicht so gar verwerflich finden. Wer selber in der Lage gewesen ist, Stücke einzurichten, weiß, daß dies keine leichte Sache ist und daß es schwieriger ist, sie besser zu machen, als sie zu tadeln. Goethe selbst war sich über diesen Punkt völlig klar und äußerte sich noch 1798 dahin, daß sein Schauspiel ohne bedeutende Umarbeitung überhaupt nicht auf das Theater zu bringen sei.

Er hat sich denn auch weidlich damit abgeplagt und viele Versuche gemacht, die man ihm nachträglich nicht mit Undank lohnen, sondern welche man mit Rücksicht auf den damaligen Zeitgeschmack und die damalige Bühnentechnik vorsichtig beurtheilen sollte. Was heute angeht und ohne Schwierigkeiten sich zu Wege bringen läßt, das war vor hundert Jahren nahezu eine Unmöglichkeit. Die mannheimer Bühneneinrichtung singt dies Liedchen ebenfalls. Sie ist vielfach gewaltsam und verwegen, allein man darf ihr immerhin einräumen, daß sie, wennschon in ihren Einschiebseln und Ueberbrückungen der aneinandergereihten Auftritte nicht immer geschmack- und taktvoll, doch in einzelnen Aenderungen und Zusammenziehungen durchaus verständig und zweckmäßig verfahren ist. Ihr Hersteller (Dr. Kilian meint ihn in dem Regisseur Johann Ludwig Rennschub vermuthen zu sollen) hatte auf den kurfürstlichen Hof, die Geistlichkeit, das geringe Personal und die Schwerfälligkeit der Theatermaschienerie Obacht zu geben und alles beiseite zu schaffen, was nach diesen Richtungen hin Anstoß zu erregen im Stande war. Daher das Wegschaffen aller Auslassungen gegen Herrscher und Hofleben, das Umgestalten des Bischofs von Bamberg in einen weltlichen Fürsten, das Ausmerzen der Worte: „Pfaffen", „Kloster", „Mönche", das Streichen von Figuren und das Vermeiden von öfterm Wechsel des Schauplatzes: alles Dinge, auf die auch Goethe zu sehen hatte. Sei man also nachsichtig bei der Beurtheilung ihrer Bühnenbearbeitung und freue man sich, daß man heute in allen diesen Hinsichten besser gestellt ist und größern Spielraum gewonnen hat. Immerhin sind jene frühern Bearbeitungen in manchen Punkten lehrreich und hie und da, wie in der von Mannheim z. B. im zweiten Acte, nachahmenswerth. Der zweite Act der mannheimer Bearbeitung vollzieht sich ohne jeden Wechsel des Schauplatzes, und wenn wir auch keineswegs seine Anordnung vollständig gut heißen können, so läßt dieselbe doch entschieden erkennen, was einer dramaturgisch wohlerfahrenen Hand zu vollbringen möglich ist. Sie läßt hier Weislingen schon bei seinem Auftreten in den Netzen der Adelheid und von früher her mit Marie, Götzens Schwester, in einem vertrauten Verhältnisse begriffen sein. Dieser Umstand fördert die Handlung sehr in ihrer Entwickelung. Daß Sickingen's Werbung um Mariens Hand schriftlich abgemacht wird, darf als Nothbehelf angenommen werden, weil es galt eine Rolle zu streichen, für die man keine genügende Besetzung fand. Weniger begreiflich und entschuldbar sind die Verkürzungen, welche die Partie der Adelheid und des Franz erfahren.

Was aber auch immer die mannheimer Bühnenbearbeitung des „Götz" an Lob und Tadel verdienen mag, sie zur allgemeinen Kenntniß gebracht zu haben, ist unter allen Umständen eine Unternehmung, die man gutheißen kann und welche, mit Goethe's eigener Bühnenbearbeitung desselben Stücks in der sogenannten heidelberger Ausgabe (Karlsruhe, Bielefeld, 1879) zusammengestellt, allen neuern Einrichtungen des „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" als Leitfaden gelten darf.

Feodor Wehl.

Erzählungsliteratur.

1. **Joseph Nassy.** Erzählung aus dem 16. Jahrhundert von Johann von Wildenradt. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 6 M.

Die geschichtliche Gestalt des Herzogs von Naxos, eines Abenteurers, der als Günstling Selim's II. eine einflußreiche Rolle spielte, bildet den Mittelpunkt dieser Erzählung. Das geschichtlich überlieferte Bild des Helden hat der Romandichter natürlich sehr erheblich verändert, und Joseph Nassy erscheint als ein von Idealen beseelter Mann, der Theilnahme erweckt und verdient. Die Handlung ist bewegt, es fehlt nicht an recht eindrucksvollen Vorgängen, die jedoch zur ganzen Wirkung zu bringen die Kraft des Verfassers nicht immer ausreichte. Heutzutage ist man auch etwas verwöhnt in den Ansprüchen an das „culturgeschichtliche Colorit", wenn dieser Ausdruck gestattet ist; man verlangt eine Treue der Schilderung, welche nur durch sehr eingehende Studien erworben werden kann. In dieser Hinsicht wird ein Kenner vielleicht auch manches auszusetzen finden, obwol dies nach unserer Ansicht auf den literarischen Werth einer Geschichte ebenso wenig Einfluß hat, wie auf den künstlerischen eines Gemäldes von Tizian der Umstand, daß er biblische Personen im Costüm des Cinquecento auftreten läßt. Wesentlicher ist, daß die verschiedenen Personen nicht immer scharf genug charakterisirt sind und zu viel Pathos in den Reden waltet. Dadurch wird in das Ganze ein etwas kühler und steifer Ton gebracht, der die Wirkung beeinträchtigt. Sonst kann man im allgemeinen diese Erzählung den bessern Erscheinungen der Literatur beizählen.

2. **Die gute alte Zeit.** Von Walter Besant. Uebersetzt von Heinrich Meyer. Drei Bände. Stuttgart, Spemann. 1888. 8. 3 M.

Mit behaglicher Breite wird eine im Grunde äußerst einfache und harmlose Geschichte vorgetragen, die ihren Titel auch insofern rechtfertigt, als sie dem literarischen Geschmacke der guten alten Zeit mehr entspricht, als dem des Durchschnittspublikums der Neuzeit. Die Art und Weise der Behandlung des Stoffs erinnert etwas an Dickens: es fehlt auch hier nicht der humoristische Hauch, welcher das Ganze durchdringt, trotz des ernsten Grundtones. Die Fabel läßt sich mit wenig Worten erzählen: Ein Knabe wird Seemann und bringt es bis zum Range eines Kapitäns; zwischen ihm und einem armen Mädchen besteht ein Liebesverhältniß, das in die Brüche zu gehen droht, als der Kapitän ein vornehmes Fräulein heirathen will. Die Verlassene erklärt dem Treulosen, daß ihn Gott strafen werde, und dies geschieht derart, daß der Kapitän während eines Seegefechts — die Geschichte spielt zur Zeit der Napoleonischen Kriege — in einem Anfalle von Sinnesverwirrung die Flagge streicht. Er macht diese Feigheit zwar dadurch wieder gut, daß er sein Schiff zurückerobert, wird jedoch trotzdem zum Tode verurtheilt. Vor der Hinrichtung entflieht er mit der Geliebten, zu der er reuig zurückkehrt, und zieht sich nach der Südsee zurück, um sich dort als Freibeuter eine behagliche Stellung zu gründen. Auf die eingehende Schilderung der einzelnen Persönlichkeiten ist das Hauptgewicht gelegt und darin liegt auch der Hauptreiz der Geschichte. Es ist Kleinmalerei, und demnach kann auch der Vorwurf nur ein kleiner Kreis von Personen und kleine Verhältnisse sein. Mit den großen Fragen der Zeit hat die Geschichte nichts zu thun, zwischen ihnen und dem Helden bestehen nur ganz äußerliche Beziehungen.

3. **Kreuzdorn.** Roman von H. Schobert. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1889. 8. 6 M.

Professor Werner besitzt einen Bruder, den er abgöttisch liebt, der ihn aber durch seinen furchtbaren Leichtsinn schwer kränkt; er besitzt eine Gattin, welche er nicht liebt, deren Gebaren ihn nicht minder kränkt, und er besitzt nicht eine Frau, die er liebt, welche zu gewinnen ihm aber das Schicksal versagt. Ein Liebesmartyrium könnte man den Inhalt dieses Romans nennen, dessen Held eine durchwegs leidende Rolle spielt und mehr Mitleid als Mitgefühl erweckt. Auch der Bruder Felix ist ein Schwächling, der nur immer das Opfer seiner Spielwuth wird. Frau Luitgard vermag auch keine Sympathien zu erwecken. Unter solchen Umständen findet der Leser die endlich hereinbrechende Katastrophe nur begreiflich, und zwar bedauerlich für den Helden, aber auch etwas selbstverschuldet. Es ist schade, daß der Verfasser sich durchweg passive, schwächliche Menschen zum Vorwurf nahm; denn sonst zeugt die Behandlung des Stoffs von Talent, und dies mildert den Eindruck, den die Charaktere machen, sogar so weit, daß man das Buch doch nicht ganz unbefriedigt aus der Hand legt.

4. **Moderne Cultur.** Roman von Alexander Römer. Dresden, Pierson. 1889. 8. 5 M.

Den Mittelpunkt des Romans bildet ein Weib, in dessen Lebensgeschichte der Verfasser das Problem von dem Zwiespalt zwischen den altväterlich moralischen Grundsätzen und den modernen Ideen von der Freiheit des Individuums entwickelt. Die erstere vertritt die Familie Heimboldt, welche in ihren einzelnen Mitgliedern — nebenbei gesagt recht gut charakterisirt — die verschiedenen Seiten des prosaisch-nüchternen, der herkömmlichen Sitte gemäß „correcten" Lebenswandels darstellt, aber nicht nur das Gute daran, sondern auch die Mängel und Schwächen. Zum Schlusse findet sich der Ausgleich der Gegensätze, der auch das Glück der handelnden Personen begründet. Das Werk behandelt, wie man sieht, einen bedeutenden Gedanken und in einer Art, welche Anerkennung verdient. Die Heldin Fanny fesselt das Interesse und die logische Entwickelung der Vorgänge aus ihrem Charakter befriedigt.

5. Rauschgold. Roman aus der ungarischen Gesellschaft von Stephanie Wohl. Von der Verfasserin selbst besorgte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1889. 8. 10 M.

Um die Handlung dieses Romans zu erzählen, bedürfte es eines ziemlichen Raumes, den Inhalt aber kann man mit wenig Worten bezeichnen: Ein Mann, reich, genial, geistreich u. s. w., aber ohne echt sittlichen Kern und nur der Weltlust nachstrebend, geht an seiner Charakterschwäche zu Grunde, während seine Frau, die ebenso schön als herzlos ist, moralisch tief sinkt bis zur Maitresse eines verheiratheten Mannes. Zustände in den höhern Kreisen der modernen Gesellschaft zu schildern, hat sich die Verfasserin zur Aufgabe gestellt, und sie löste dieselbe mit ziemlichem Geschick. Das Faule und Unsittliche spielt dabei die Hauptrolle, und bezeichnend ist es, daß die guten Menschen des Romans sich von der vornehmen Gesellschaft, zu der sie von Geburt aus zählen, zurückziehen. Man könnte sozusagen eine „demokratische Tendenz“ in dem Werke finden. Die Verfasserin hat, wie dies auch auf dem Titel bemerkt ist, insbesondere die „ungarische“ Gesellschaft zum Vorwurf genommen, welche, wie die Kenner derselben wissen, in mannichfacher Hinsicht der pariser ähnlich ist: nämlich jener, welche den Ton für das „Leben“ in der Hauptstadt an der Seine angibt. Diese kurzen Andeutungen werden wol genügen, um einen Begriff von dem ganzen Charakter des Romans zu geben, der allen Ansprüchen auf Spannung und Wirkungsfähigkeit genügt und das große Lesepublikum lebhaft anziehen wird, aber auch jene zu fesseln vermag, welche höhere literarische Anforderungen stellen.

Johannes Emmer.

Zur deutschen Zeitgeschichte.

1. Gesammelte Aufsätze von Gustav Freytag. Erster Band: Politische Aufsätze. Zweiter Band: Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst. Leipzig, Hirzel. 1888. 8. 12 M.

Wenn viele Leser es sonst auch nicht thun, bei einem Buche von Gustav Freytag schaut doch wol jeder, der es überhaupt zur Hand nimmt, ins Vorwort. Und da verwundert ihn diesmal — so will es wenigstens uns scheinen — das Zagen, mit welchem der Verfasser an die Veröffentlichung seiner Aufsätze, und zwar gerade der politischen, herantritt. Die Stellung, die Freytag sich in seinem Volke erworben, kann ihm doch nicht fremd sein, und das Urtheil über seine eigene Leistung wird ihm nicht fehlen, zumal die heutige Prüfung ihres Gehalts an der Hand der seitherigen geschichtlichen Entwickelung zu geschehen vermag. Warum soll also „diesen Betrachtungen aus vergangener Zeit, welche hier nach vielen Jahren zu einem Bande vereinigt sind, so sehr das Wohlwollen neuer Leser nöthig sein, wie kaum jemals einem Buche, das der Verfasser hat drucken lassen“? Das leuchtet nicht ein. Wer gesammelte politische Aufsätze liest, kennt Freytag, und wer Freytag kennt, wird mit Freude gerade nach seinen politischen Erörterungen greifen, und zwar um so mehr, je weiter sie zurückdatiren, weil es ihn anziehen muß, wahrzunehmen, wie der Mann, welcher zum Lieblingsschriftsteller seiner Nation geworden und als Mensch und Politiker der höchsten Achtung genießt, in den wichtigen schweren Augenblicken ihrer neuern Geschichte gedacht und gesprochen hat.

Dieses entgegenkommende Interesse wird sich dann sehr bald zu einer hohen Werthschätzung des Scharfblicks und der nüchternen Beobachtung, des besonnenen Urtheils und des sittlichen Muthes des Herausgebers der „Grenzboten“ steigern, der 1848 noch keinen Namen für seine Meinung einzusetzen hatte und auf nichts anderm fußte als auf dem Rechte der freien Aussprache seiner persönlichen Ansicht. Und Gustav Freytag's Ansicht der Dinge wird ihrerzeit schwerlich viel Beifall im Revolutionsjahre gehabt haben. Wir gestehen, unter allen Schriften von 1848 und 1849, die wir kennen, sind diese Aufsätze aus den „Grenzboten“ über Preußen — und nur solche und über Oesterreich hat der Verfasser hier gesammelt, wir wünschten mehr — die einzigen, welche von lebendigem, gesundem, starkem, nationalem Staatsgefühle durchdrungen sind. Das kann auffällig klingen, aber es bleibt doch wahr. Alle andern Aeußerungen unserer Politiker in und außer der Paulskirche verschwimmen in freiheitlichen oder nationalen Abstractionen. Die kerngesunde Auffassung des noch in keinem öffentlichen Leben geschulten Mannes, der instinctive Blick für die staatlichen Erfordernisse, das energisch ausgeprägte Preußenthum bei aller Theilnahme an der liberalen Anschauung seiner Jahre verblüfft geradezu in einer Zeit, die eher alles reifen ließ als selbständige Denkweise.

Den 100 Seiten über Preußen folgen 75 über Oesterreich: der glänzendste Abschnitt der Sammlung. Mit vollstem Rechte hat der Verfasser, wie er erzählt, sie mit einem gewissen Selbstgefühl betrachten dürfen. Man glaubte die Aufsätze jahrelang aus der Feder eines Oesterreichers geflossen. Wie sie heute noch anzuziehen vermögen, zeigt, daß jüngst die „Neue Freie Presse“ den ersten derselben aus der Hochflut der wiener Bewegung abgedruckt hat. Wie ist das aber auch geschrieben! Voll schneidenden Spottes wird die Herrschaft der Demokratie in der Kaiserstadt gegeißelt; ein warmes kluges Wort an die Sachsen in Siebenbürgen gerichtet, ihnen klar zu machen, daß, so schmerzlich es ist, Oesterreich von Deutschland getrennt sein muß, um Deutschlands, um Oesterreichs, um ihrer selbst, um Europas willen. Mit staatsmännischem Blicke urtheilt Freytag über Rußlands Aufgabe so richtig, wie es selten wieder zu hören gewesen, und der Persönlichkeit des Kaisers Nikolaus ist er wie wenige gerecht geworden. Welch erschütternden Ton weiß er anzuschlagen, als Wien gefallen!

Welchen Hohn gegen Schwarzenberg's unkluge Politik und die Klage über ein Bündniß mit Rußland und die russische Hülfe, dann über Ungarns Fall. Dazwischen die köstliche Satire über die Begünstigung der nationalen Ansprüche der Slawen durch die k. k. Regierung zum Ausdrucke gebracht durch die erdichtete Supplik der Zigeuner um Erhebung zu einer großen Nation.

Ueber diese politischen Aufsätze ließe sich wieder ein Band schreiben und Seiten wären hier mit Mittheilungen zu füllen. Doch der Raum fehlt und der Leser greife lieber zum Buche selbst. Ganz besonders hervorzuheben ist der „Petersburger Brief aus den Olmützer Tagen 1850" voll furchtbarer Bitterkeit, die herrliche Würdigung des Prinzen von Preußen 1859 nach dem Vertrage von Villafranca. Aus ihr die Hauptstelle mitzutheilen können wir uns nicht versagen:

Die meisten von uns Deutschen auf Thronen, im Arbeitsstuhl und auf der Holzbank sind in den letzten zehn Jahren nicht stärker und entschlossener geworden. Ihm aber ist die Kraft und der Wille gewachsen mit der Schwere der Aufgaben. Selbst der würde irren, welcher meint, seine Natur sei mehr empfänglich und anerkennend als productiv. Er gilt jedenfalls bei denen, die ihn näher kennen, für einen Fürsten, der nicht nur gut zu hören weiß, sondern auch zu wollen und zu befehlen versteht, und für einen Politiker, der auch deshalb innerlich fester ist als die meisten seiner Umgebung, weil er in Kopf und Herzen sichere Begrenzung findet bei großen Entschlüssen. Daß er als Regent in den Fragen, welche ihm vertraut sind, selbständige schöpferische Kraft besitzt, wird er seinen Preußen wie seinen Gegnern noch beweisen.

Er gilt nur da für redefertig und wortreich, wo ihm von Herzen wohl ist. Dann aber dringt, so hören wir, seine einfache klare Rede, die männliche Haltung, die große Wahrhaftigkeit und Innigkeit seines Ausdrucks mächtig zum Herzen. Und solche milde Humanität ist wol der Kern seines Wesens.

Ein Fürst so beanlagt, eine innerliche Natur, mit dem sichern Takt, den nur ein reines und wohlwollendes Gemüth verleiht, durch und durch human, nach so herben Erfahrungen doch voll festen Glaubens an den Adel menschlicher Natur, voll Vertrauen zu der Tüchtigkeit und voll Achtung vor dem Verstande seines Volks, und dabei von einer stillen, aber dauernden Willenskraft und in den Jahren seiner Reife stark zu rücksichtslosem Entschlusse, ein solcher Fürst scheint uns doch keine ganz gewöhnliche Erscheinung auf einem Königsthrone zu sein. Und solche Persönlichkeit scheint uns vorzugsweise geeignet, das innere Leben des neuen Verfassungsstaats zu kräftiger Entwickelung zu führen und Preußen nach außen allmählich zu einer Bedeutung zu erheben, die der innern Tüchtigkeit des Volks entspricht.

Dieses Zeugniß klarer Einsicht möge anreizen, das Buch zur Hand zu nehmen. Die Aufsätze aus der Conflictszeit, die den Stempel jener Jahre nicht verleugnen, führen zum Sommer 1866, aus dem heraus die classische Schilderung Leipzigs: „Eine deutsche Stadt beim Ausbruch des Kriegs", ganz an den Stil der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" mahnt. Es folgen dann 1870, die Berichte aus dem Feldlager und die manchen guten Worte, die der „getreue Eckart" über dies und jenes an Volk und Heer zu richten hatte; sie sind noch vielfach in der Erinnerung, so das vielbesprochene Wort „vom Retten und Rollen". Die Bedeutung der Veröffentlichung liegt uns aber in den ältern Aufsätzen bis 1866. Es ist ein staunenswerther Ausdruck der Bescheidenheit Freytag's, daß diese Sammlung erst jetzt erschienen ist, und wundersam und weniger erfreulich ist es, daß nicht andere früher auf die erwähnten Schätze publicistischer Darstellung und politischer Einsicht hingewiesen haben. Daß in mancher Beziehung im Jahre 1849 und 1850 Freytag zu schwarz gesehen, thut seinem Scharfblicke nicht den mindesten Eintrag. Der Politiker schaut mit Verständniß auf die Gegenwart, der Prophet mag die Zukunft hinter dem Schleier erblicken, ohne ihre Gestaltung zu erfassen, und Freytag's klarer Kopf hielt ihn von solchem Dünkel fern.

Ueber den zweiten Band, Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst, zu sprechen, stimmt nach dem ersten nicht mit unserer Neigung. Am bedeutendsten scheinen uns die Lebensschilderungen von Otto Ludwig und Wolf Graf Baudissin. Eigenthümlich ist, daß Freytag die heutigen Erfahrungen Wiens am neuen Burgtheater schon vor zwanzig Jahren am neuen Stadttheater Leipzigs zum Ausdrucke gebracht hat.

2. Die Erinnerungen des Herzogs Ernst II. von Coburg-Gotha aus Schleswig-Holstein 1848—51 auf Grundlage theils bekannter, theils bisher nicht veröffentlichter Zeugnisse geprüft von K. Jansen. Zugleich eine begründende Ergänzung zu des Verfassers Schrift: „Der Tag und die Männer von Eckernförde". Mit 21 Beilagen. Kiel, Homann. 1888. 8. 2 M.

Es konnte nicht fehlen, daß so umfassenden Mittheilungen gegenüber, wie sie in den Lebenserinnerungen des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg Gotha geboten werden, und bei der Fülle von Interessen, die in ihnen Berührung finden, der Darstellung manches Ereignisses, der Beurtheilung mancher Angelegenheit oder Persönlichkeit Widerspruch begegnen muß. Wenn solcher so wohl begründet wird, wie in der genannten Schrift, so hilft er die bedeutungsvolle Veröffentlichung des Herzogs von Coburg vor dem Schicksal bewahren, kritikloser Ueberschätzung zu verfallen. Der anerkannte Pfleger der neuern Geschichte Schleswig-Holsteins, Professor K. Jansen, hat an dem Buche des Herzogs Ernst II. die Erfahrung gemacht, die jeder, der mit irgendeiner Provinzialgeschichte auf besonders vertrautem Fuße steht, zu erleiden berufen scheint, daß nämlich dieselbe, sobald sie in die Darstellung allgemeinerer Verhältnisse hineinbezogen wird, schiefe und unrichtige Behandlung findet:

Der Schleswig-Holsteiner wird seine Aufmerksamkeit vorwiegend auf das vierte Buch richten, die „Erinnerungen aus Schleswig-Holstein", in der Hoffnung, eine oder die andere Aufklärung über gewisse dunkle Punkte der Jahre 1848—51 zu erhalten oder doch Bekanntes in hellere Beleuchtung gerückt zu sehen. Die Erwartung wird wenig erfüllt. Das Gegentheil kommt vor; Bekanntes, Festgestelltes ist in Gefahr, verdunkelt, verschoben, wieder zweifelhaft zu werden, vor allem das wichtigste Ereigniß, über welches der Verfasser zu berichten hat, der Kampf bei Eckernförde; ein Vorgang, der in seinem ursächlichen Zusammenhange so klar, so zweifelsfrei, so feststehend ist, daß nur Unkundige wieder irre werden können. Wenn nur nicht die Zahl der Unkundigen die größere wäre!

Letzteres ist ja wol natürlich und als unabwendbar hinzunehmen. Sehr mislich ist es aber, daß die als unwiderleglich erscheinende Berichtigung der Thatsachen des Tages von Eckernförde nicht Erinnerungen, die sich ja trüben können, sondern einem amtlichen Berichte und einem fast gleichzeitigen Schreiben des damaligen Obercommandirenden gallen, für welches eine Art urkundlichen Werths beansprucht ist.

3. Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha und Hannibal Fischer. Von F. A. Fischer. Straßburg, Straßburger Verlagsanstalt. 1888. 8. 40 Pf.

Auch diese kleine Schrift von nur 10 Seiten legt Verwahrung ein gegen die Darstellung und Beurtheilung, welche der durch die Versteigerung der deutschen Flotte bekannte Bundescommissar Hannibal Fischer im zweiten Bande des herzoglichen Werks erfahren hat. Der Sohn weist aus den seinem Vater ertheilten dienst- und landesherrlichen Zeugnissen nach, daß letzterer stets als ein ehrlicher Mann galt und anerkanntermaßen aus Ueberzeugung „Reactionär vom reinsten Wasser war", daß der gegen ihn erhobene Vorwurf der „Lügenhaftigkeit" unbegründet ist, und stellt der Erzählung des Vorfalls in Coburg im Jahre 1855 („Aus meinem Leben", II, 44 fg.) eine wesentlich andere Lesart gegenüber. Hinsichtlich letzterer steht einstweilen Behauptung gegen Behauptung; daß der Sohn mit dem Eintreten für die moralische Integrität des Vaters nicht nur sittlich, sondern auch thatsächlich im Rechte ist, wird nicht zu bezweifeln sein, und es will uns am Platze scheinen, wenn die vielen Blätter, welche die Aeußerungen des Herzogs über Hannibal Fischer ihren Lesern mittheilten, auch den Protest des Sohnes zu deren Kenntniß brächten.

4. Die liberale Bewegung in Königsberg (1840—48). Memoirenblätter von Ferdinand Falkson. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 2 M.

Die kleine, sehr anziehend geschriebene Schrift führt in lebendiger Erzählung den Aufschwung der „vormärzlichen" Zeit dem Leser vor. Nicht leicht möchte eine andere Stadt als Königsberg gefunden werden, in welcher das örtliche Erwachen des öffentlichen Lebens, die ersten Regungen politischer Antheilnahme und staatsrechtlicher Wünsche seiner Bürger so einflußreich auf die allgemeine Wandlung der Geister zunächst in Preußen gewesen sind. Die Mittheilungen des Verfassers aus einem bedeutsamen Abschnitte seiner eigenen Jugendzeit und der Localgeschichte seiner Vaterstadt erscheinen somit als ein werthvoller, fein ausgearbeiteter Beitrag zu einer Geschichte der umfassenden Bewegung der Revolutionsjahre. Im Interesse des Buchs wäre mit dem vierzehnten Kapitel sein Abschluß zu wünschen gewesen. Auf die noch angefügten drei Abschnitte, in welchen der Verfasser seine Meinung abzugeben weniger berufen erscheint, kommen wir bei anderer Gelegenheit zurück. Daß der „Epilog" endlich trübe in die Zukunft der Nation schaut, ist bei den alten Herren von 1848, welche die Größe jener Zeit nach der Lebhaftigkeit und Redlichkeit ihres damaligen Wollens zu beurtheilen pflegen, um so weniger zu verwundern, als sie nur ein Wollen gegen die Regierung kannten, die mit dieser zusammenlaufende Willensrichtung des heutigen Geschlechts aber ihnen unfaßbar ist und daher Lug und Trug, Knechtssinn und Streberthum zu sein scheint. Das muß nun schon hingenommen werden.

5. Dreißig Jahre preußisch-deutscher Geschichte 1858—1888 in amtlichen Kundgebungen. Von Horst Kohl. Gießen, Ricker. 1888. 8. 5 M. 75 Pf.

Aus dem Geiste unserer Tage heraus ist dagegen diese schlichte Sammlung amtlicher Kundgebungen vom Anbruche der „neuen Aera" bis zum Tauftage des jüngsten Kaisersohnes geflossen. Sie enthält vollständig die Thron-, bezw. die Ministerreden bei Eröffnung oder Schluß der Sitzungen der parlamentarischen Körperschaften Preußens, des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reichs; von Armeebefehlen, allerhöchsten Erlassen, Botschaften, Ansprachen und Urkunden nur die für die Erkenntniß der geschichtlichen Entwickelung der letzten dreißig Jahre wichtigsten. Der Verfasser oder richtiger Herausgeber hat sich auf die sorgfältige Auswahl der Actenstücke beschränkt und nur ein kurzes warm und begeisterungsvoll geschriebenes Vorwort dazu gegeben. An dieser Selbstbescheidung hat er recht gethan. Die Sammlung an sich gewährt in der That, wie er sagt, „einen Blick in die Zeit des Werdens und einen Ausblick in die Zeit der Vollendung".

Wir schließen mit dem Hinweise auf eine köstliche kleine Schrift, die erst in den letzten Tagen uns zugegangen ist:

6. Die Gründung des Norddeutschen Bundes. Ein Beitrag zur Lehre von der Staatenschöpfung. Von Karl Binding. Sonderabdruck aus der Festgabe der Leipziger Juristenfacultät für B. Windscheid zum 22. December 1888. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Reiz dieser Abhandlung liegt in der sauber und folgerichtig durchgeführten Methode, „das Werden des großartigsten Staatsgebildes der Neuzeit", des Norddeutschen Verfassungsstaats, des Vorläufers und der Voraussetzung unsers Deutschen Reichs, als einzige Quelle seines Rechts und seiner Rechtslehre in feinsinnige Betrachtung zu nehmen. Den Werth der Untersuchung sehen wir außer ihrem wissenschaftlichen Ergebnisse in dem durch sie erbrachten Erweise, daß es immer noch Männer gibt, welche groß und selbständig genug denken, die gewaltigen Erscheinungen unserer Zeit nicht nach schablonenmäßigen Begriffen und für andere Verhältnisse aufgestellten Rechtsnormen, sondern nach dem in den Thatsachen liegenden Maßstabe zu messen.

Friedrich Bienemann.

Episches und Lyrisches aus den Bergen.

1. Kaiser Max und seine Jäger. Dichtung von Rudolf Baumbach. Drittes Tausend. Leipzig, Liebeskind. 1888. Gr. 16. 2 M. 60 Pf.

Zum ersten male ist es, daß Rudolf Baumbach eine historische Persönlichkeit dem Rahmen einer größern Dichtung gewissermaßen als Hauptfigur einfügt. Es ist dies der ritterliche Kaiser Maximilian, und dem Poeten, welcher so schön das Alpenland zu besingen weiß, gibt diese Gestalt Gelegenheit, auch hier recht oft in seinen Schilderungen der herrlichen Bergwelt zu gedenken. War doch Tirol jenes Land, in dem der Kaiser Max am liebsten weilte, und in Tirol spielt auch die sinnige Dichtung Baumbach's, in welcher übrigens noch andere bekannte Gestalten jener Zeit vorkommen, so kein Geringerer als Hans Sachs und der dramatische Dichter und Theaterleiter Vigil Raber, dessen dramatische Schwänke erst vor kurzem herausgegeben wurden. Es ist eine sinnige anmuthige Erzählung, die Baumbach um die stolze Erscheinung des Kaisers gedichtet hat; sie zeigt uns Max auf der Jagd, mitten unter dem weidmännischen kleinen Gefolge, und seinen Verkehr mit den Jägern und dem getreuen Gebirgsvolke. Eine rührende Schlichtheit ist über dem Ganzen ausgebreitet, und die anmuthige Liebesgeschichte zwischen Sixt Thurnwalter und dem Mägdlein Marilene, das sich schließlich als des Kaisers Töchterlein entpuppt, gewinnt durch die einfache hübsche Darstellung ebenso wie die Schilderung der Johannisfeuerscene, der Gemsjagd oder des dramatischen „Reckenspiels" Raber's. Das Kapitel, welches dieses letztere schildert, gehört zu den originellsten Partien des Buchs und sowol der Prolog als auch der Epilog des Spiels werden dem Leser in ihren Reimen geboten. Meister Raber selbst, welcher wie als Dichter die Verse so auch als Maler sich die Decorationen zu seinen Stücken künstlich selbst verfertigt, ist eine prächtige Figur und man wünscht völlig selbst in seiner Gesellschaft an dem kräftigen Mahle theilzunehmen, das der Kaiser nach der Vorstellung dem Meister und seinen Spielern auftischen läßt:

> Herrlich prangt das Mahl, nicht Schaugerichte,
> Pfau und Schwan erblickt man auf der Tafel,
> Aber mächt'ge Keulen, saft'ge Schinken,
> Weite musgefüllte Schüsseln hauchen
> Ihren Duft den Kommenden entgegen,
> Und die braunen rundgebauchten Krüge,
> Anzuschaun wie würdige Prälaten,
> Machen alle Augen heller glänzen.

Raber's hübsches Töchterlein Cilli, welche ebenso wie Hans Sachs in dem Spiele mitwirkt, ist eine poesievolle Gestalt, und es ist schade, daß wir über die Neigung des hübschen Mädchens zu dem jungen Poeten und Schuhmacher nicht noch Weiteres erfahren. Zu den wirksamsten Kapiteln der Dichtung gehört jene Scene auf der Gemsjagd, in welcher Hans Sachs und Sixt allein in den Bergen weilen und der letztere, rasend vor Eifersucht, die allerdings ganz ungerechtfertigt ist, Hans Sachs nach dem Leben trachtet, bis das bessere Gefühl in der Brust des Ungestümen doch die Oberhand gewinnt; allerdings fließt später doch Blut, da Sixt, sogar auf den Kaiser eifersüchtig, von Hans seiner Wehre beraubt wird und in dem entstandenen Kampfe dieser durch den Schlagring des Gegners niedergeschmettert wird. Auch der bekannte Zwischenfall der Rettung Maxens von der Martinswand ist von dem Dichter in sinniger Weise der Dichtung eingewoben worden; Thurnwalter Sixt ist es selbst, welcher den Kaiser von der gefährlichen Stelle hinabgeleitet und rettet und damit die von ihm so heiß geliebte Marilene erringt. Den Schluß der Dichtung bildet der Abschied, den Hans Sachs von dem ihm so gnädig gesinnten Kaiser nimmt:

> Da neigt sich Hans, scharrt mit dem Fuß,
> Sagt Dank und spricht den Abschiedsgruß:
> „Mit Gunst. Ich zieh' auf fremden Wegen.
> Gott geb' Euch gnädig seinen Segen.
> Was mich gehärmt hat und gedrückt
> In weite Ferne ist's gerückt.
> Nur, was ich Liebes hab' erfahren
> Soll die Erinnrung mir bewahren,
> Das nehm' ich mit mir frohgemuth
> Wie einen Blumenstrauß am Hut." — —
>
> „Doch eins, mein Sohn, bitt' ich mir aus:
> Mach' mir kein Fastnachtsspiel daraus."
> Der Kaiser winkt. — „Fahr wohl, Hans Sachs,
> Ich bin dein gnädiger Kaiser Max."

2. Gedichte aus dem Nachlaß von Joseph Victor von Scheffel. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 3 M.

Mit inniger Rührung wird jeder Freund echter deutscher Poesie — und jeder Verehrer des Dichters Scheffel ist ja ein solcher — den vorliegenden Band zur Hand nehmen, nicht etwa weil er besondere Meisterstücke vom Verfasser des „Trompeters von Säckingen" enthält, sondern weil es wol die letzte lyrische Gabe ist, die uns von demselben geboten erscheint. Sorgsame Freundeshand hat in pietätvoller Weise in diesem Bändchen alles zusammengestellt, was der Dichter bei seinen Lebzeiten nicht mehr dem „Gaudeamus", der einzigen allerdings heitern lyrischen Sammlung einverleibt hat. Gelegenheitsgedichte, auch wol Uebersetzungen und kleinere Spruchpoesien sind neben den humoristischen Stücken hier aufgenommen. Alle muthen uns recht wehmüthig an, wenn wir des dahingeschiedenen Sängers gedenken, dessen Feder nun kein heiteres Bild mehr niederschreiben kann. Die Abtheilung „Humoristische Gedichte" bildet gewissermaßen eine Ergänzung des „Gaudeamus", darunter finden wir die „schottische Ballade" vom alten Duncan von Leed, ein „serbisches" Lied, das „Lied eines fahrenden Schülers", des „Biedermanns Abendgemüthlichkeit" und merkwürdigerweise auch das berühmte „Ein Hering liebt' eine Auster"; auch ein Roden-

steiner Lied („Rodenstein's Auszug") ist in dieser Gruppe enthalten. Die „Vermischten Gedichte" enthalten manches für die Geschichte des Lebenslaufes Scheffel's Anziehendes, so die Lieder „Heimkehr aus Italien", von denen das prächtige „Almfreude" ein besonders schönes Naturbild liefert:

> Schwarzblaue Hörner —
> Witternde Wand ...
> Eis in den Mulden,
> Firnschnee am Rand ...
> Qualmend Gewölke,
> Grau und gekraust,
> Kauernd darüber
> Föhnhauchzerzaust.

Auch sein heimliches „Radolfzell" hat Scheffel in einem hübschen Gedichte besungen; seiner todten Schwester gedenkt er in dem wehmüthigen „In ultima hora mortis". So reiht sich Lied an Lied und fast jedes, wenn es auch nicht so hohen poetischen Werth hat wie des Dichters beste Gesänge, zeigt uns ein Bildchen aus seinem Leben. Dies gilt insbesondere von den „Gelegenheitsgedichten", unter denen sich solche an Scheffel's Vater, an den Großherzog von Baden, an Graf Adolf Friedrich von Schack, an Emanuel Geibel, an K. F. Leising und an viele andere Freunde des Dichters, sowie Gesänge und Lieder, zu besondern Anlässen gedichtet, befinden. Mancher kernige Spruch schließt die Sammlung ab, welche hier wol nur angezeigt und nicht etwa empfohlen zu werden braucht; sie wird jedem Besitzer der Werke Scheffel's eine liebe werthvolle Gabe sein.

3. Edelweiß. Lieder eines Bergfexen. Von Hermann Eißler. Wien, Breitenstein. 1888. 12. 2 M.

Obgleich der Inhalt dieser Gedichte sich zum Theile scherzhaft gibt, so will uns schon die Titelbezeichnung „Bergfex" nicht recht behagen. In alpenfreundlichen Kreisen ist dieser Ausdruck sehr wohl bekannt, zugleich aber die damit verbundene anrüchige Bezeichnung, und der Dichter wäre gewiß wenig erbaut, wenn er in Schmeller's „Bairischem Wörterbuche" die Erklärung des Wortes „Fex" aufschlagen und auf sich beziehen wollte. Der Inhalt aller Gedichte ist nun allerdings dem Wandern in den Bergen mit seinen verschiedenen Annehmlichkeiten gewidmet, zu deren hauptsächlichster der Poet jedenfalls das Küssen rechnet, denn unter den 59 Gedichten sind wol kaum 30, in denen nicht herzhaft geküßt wird, und zwar nicht etwa nur in den 28 Gedichtchen der „Amoretten" überschriebenen Abtheilung. Im übrigen zeigt der Dichter einen warmen Sinn für die Schönheiten der Natur und bietet einige ganz gelungene Naturbilder, so z. B. das Gedicht „Im Felskaar" oder die hübsche Schilderung des „Berghaus". Daß viele der Vergleiche, Wendungen und Bilder nicht gerade durch Originalität überraschen, ist sehr naheliegend und bei einem jungen Talente, das wir jedenfalls vor uns haben, entschuldbar; weniger erträglich sind verschiedene humoristisch sein wollende Gedichte, die freilich mitunter vielleicht nur für die engsten Sportkreise bestimmt sein dürften, wie etwa das „Seillied" mit dem Refrain: „Heraus mit dem Manilaseil!" Uebrigens soll zugestanden sein, daß dem Poeten einige Empfindung auch nicht abgeht und manche der erotischen Gedichtchen recht anmuthig genannt werden können.

4. Lieder aus dem Gebirge von Ferdinand Groß. Wien, Konegen. 1888. 8. 1 M.

Wir kennen den Verfasser dieses Büchleins längst als geistvollen Feuilletonisten und Essayisten und wenige österreichische Schriftsteller kommen ihm in dieser Beziehung nahe. Beißender Spott, Ironie und Satire, auch feiner Humor stehen ihm zur Verfügung wie kaum einem. Auch diese Sammlung von Gedichten ist nicht so ernst gemeint, als man etwa vermuthen würde, das zeigen schon die Eingangszeilen des Widmungsgedichts an des Verfassers Gattin:

> Indessen du, von Jol geführt,
> Bestaunt von Herrn und Damen,
> In meinem und in deinem Namen
> Die Höhe erklommst, wie sich's gebührt,
> Am Schreibtisch, kritzelnd, saß dein Mann
> Und schrieb vergnügt alpine Lieder,
> Die er am Hintersee ersann,
> Auf die geduld'gen Blätter nieder.

Die meisten der darauffolgenden Lieder zeigen denselben selbstironischen Zug, sei es, daß darin die Wanderlust anderer gepriesen wird oder das lustige Jägerleben, obgleich der Poet seinem Geständnisse nach selbst „nicht schießen kann", oder daß er sich gegen den Spott vertheidigt, weil er nie zu einer schweren Bergfahrt auszieht. Er macht sich über die reisenden Engländerinnen lustig, weiß in seinen Versen die hohe Gasthofrechnung zu brandmarken und erklärt, daß er größere Touren lieber in Bädeker und Amthor nachliest, denn

> Gedrucktes freut den echten Mann,
> Des Buches Inhalt bleibt für alle Zeiten,
> Indessen rasch verblassen kann,
> Was wir erlebt in rauhen Wirklichkeiten.

In ähnlicher Weise humoristisch gehalten sind auch die übrigen Stücke des Büchleins, wie etwa der „Gesang des Börseaners", das Lied des „Actionärs", das heitere Abenteuer in der Almhütte u. s. w. Freunde der Satire und des Humors werden in diesen Versen viel Ansprechendes finden; allerdings dürften richtige „Bergfexen" dieselben entrüstet zurückweisen.

5. Kärntner Alpenblüten. Erste Ausgabe. Sechzig deutsche und Dialektdichtungen von Peter Suppan. Klagenfurt, v. Kleinmayr. 1887. 16. 80 Pf.

In überaus bescheidener Weise, sowol was die Ausstattung als auch was den Umfang der vorliegenden poetischen Sammlung betrifft, bietet in derselben ein kärntner Poet eine Reihe von hochdeutschen und in kärntner Mundart abgefaßten Gedichten, welche zum großen Theil den

Charakter des Volksthümlichen an sich tragen und insbesondere, was die Dialektstücke betrifft, in ihrer gemüthvollen sinnigen Einfachheit einen recht angenehmen Eindruck auf den Leser machen, der daraus des Kärntners Heimatliebe, seine Leiden und Freuden, seinen Patriotismus und sein Liebesleben in der volksthümlichen Ausdrucksweise kennen lernt. Ein „Gruaß aus Karnten" eröffnet das Büchlein, ein „Abschied von Kärnten" beschließt es. Von den charakteristischen mundartlichen Gedichten sei auf den „Brentlerbua", „Das Maria Saaler Gläut", den „Karntner Kirchtag Walzer" und auf die hübschen Liebesliedchen mit ihrer naiven Ursprünglichkeit besonders aufmerksam gemacht. Der Dialekt ist überall gewandt behandelt und die Schreibweise desselben allgemein verständlich. Die hochdeutschen Gedichte des Büchleins sind minder ansprechend.

6. Daß d' Zeit vergeht. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moritz Schadek. Wien, Konegen. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Wiewol ebenfalls dem Volksleben entnommen und in der Mundart verfaßt, weisen die Gedichte Schadek's doch feineres Kunstverständniß auf als jene der vorigen Sammlung und erinnern in dieser Beziehung sogar an den in diesem Gebiet unübertroffenen Karl Stieler, der überhaupt, wie es scheint, jetzt verschiedene, freilich ihn nie erreichende Nachahmer findet. Schadek bringt uns in niederösterreichischem Dialekt Lebensbilder aus dem bäuerlichen Leben mit vielen heitern Wendungen und so manchem Scherze, welcher die Spitze des einen oder des andern dieser Gedichtchen bildet. Manches derselben ist überaus hübsch gedacht, wie z. B. „'s arme Dirndl", welches auf den Kirchtag geht, doch sehr betrübt ist, daß es keinen Schmuck besitzt wie die andern, dem aber Gott solche Schönheiten verleiht, daß die Bursche immer wieder diese Tänzerin wählen, oder die Mär von der Entstehung der Schlüsselblumen durch den von Petrus auf die Erde geworfenen „Himmelsschlüssel". Zur Probe mag hier eins der kürzern Gedichte seinen Platz finden:

Armer Bader!

Heunt geaben s' den alten Bader ein,
Is wohlfeil g'west und g'scheidt,
San a bei seiner Leich weg'n den
Von üb'rall her gnua [1]) Leut'.

Dö Mana schau'n nur trauri drein,
's Weibervolk, dös flennt,
Und d' Kiefeebäu'ein, dö kann's z' best [2]),
Find't si mit 'n Woan'n koa End.

„Was hast denn nur, der Bader kimmt
In 'n Himmel, geh', sei still." —

„I kann nöt, mir erbarmt der Mann
Im ewig'n Leb'n all's z' viel.

„Es wird wohl füe an'n iad'n drob'n
Was zun verdeana [1]) geb'n,
Nur krank is g'wiß neamt [2]) und vo was —
Wied da der Bader leb'n?"

[1]) genug. [2]) am besten.

7. Er aa! Gedichte in oberbaierischer Mundart von Robert Graf. Köthen, O. Schulze. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Auch dieser Dichter schreitet auf den Bahnen fort, die F. von Kobell und Karl Stieler vorgezeichnet haben. Insbesondere der letztere scheint ihm zum Vorbilde gedient zu haben. Kurze Anekdoten und Skizzen aus dem Leben des Landvolks sind es, welche in frischer Weise und mit gewandter Anwendung des Dialekts hier erzählt werden. Wir lesen da Geschichten vom Pfarrer, vom Rekruten, vom Sonntagsjäger, vom Schneider, vom Scherenschleifer, von den Leuten vor dem Amtsrichter und von anderen, wie sie als typische Figuren auf dem Dorfe oder auch wol in der Stadt vorkommen. Daß manche dieser Scherzerzählungen nicht eben neu sind, thut dem Werthe des Büchleins keinen Eintrag. Ein kleines Gedichtchen mag das erweisen:

U'recht vostand'n.

„Wia geht's denn allwei, Vota Klaus?"
Thuet den da Pforra frag'n.
„Oh mei', Herr Pfarra, 's laßt halt aus,
Mir feits a wen'g in Mag'n.
Und 's Gicht is in mi eini g'fahrn
Und hoft ma in dee Boana!" —
„No", moant da Pfarra, „in den Jahr'n
Da is vaschont halt koana!
S' werd net so schiach sei', alta Klaus,
Du siehst ja dengerscht guat gnua aus!" —
„Ja", sagt der Alt', „dees glaab i ge,
Im G'sicht da thuat mer va nix weh!" —

Damit mag die hübsche Sammlung den Freunden mundartlicher Poesie empfohlen sein.

8. Ues'm Oberland von Marie Margarete. Leipzig, Friedrich. 1888. 12. 1 M.

Die kleine Auslese stammt aus den Bergen des Schwarzwaldes; in schwäbischer gemüthlich klingender Mundart legt uns die Verfasserin eine Zahl von Gedichtchen vor, welche Naturbilder oder Seelenstimmungen zeichnen und die Liebe zur Heimat, wo diese Lieder entstanden sind, treu widerspiegeln. „E chleini Vorred" in Versen belehrt den Leser über die ungewohnte Aussprache, welche übrigens aus Hebel's „Alemannischen Gedichten" in vielen Kreisen nicht unbekannt sein dürfte.

Anton Schlossar.

[1]) verdienen. [2]) niemand.

Zur Vaterlandskunde.

1. Die Kriege der Römer zwischen Rhein, Weser und Elbe unter Augustus und Tiberius und Verwandtes. Vervollständigung und Berichtigung der ersten Ausgabe von: Die Römer im Cheruskerlande 1862. Von G. Aug. B. Schierenberg. Hierzu eine Karte. Frankfurt a. M., Reitz u. Köhler. 1888. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Das Räthsel der Varusschlacht oder Wie und Wo gingen die Legionen des Varus zu Grunde. Von G. Aug. B. Schierenberg. Frankfurt a. M., Reitz u. Köhler. 1888. Gr. 8.

Nr. 1 ist ein Separatabdruck aus des Verfassers früher erschienenem größern Werke: „Die Römer im Cheruskerlande" (1862) mit bedeutenden, durch die neuern und neuesten Untersuchungen (Knocke, Höfer, Mommsen u. a.) nöthig gewordenen Zusätzen, Ausführungen u. s. w. Der Verfasser, lippe-detmoldischen Ursprungs, geht recht eifrig und unbeirrt von Machtsprüchen der Autoritäten, ja trotz seinen achtzig Jahren mit jugendlichem Feuer und scharfer Polemik ins Zeug, um seine Ansicht — die natürlich wieder von den andern bisher vorgebrachten abweicht — zu verfechten, wonach die Varusschlacht südlich von Detmold (etwa zwei Meilen südlicher, als Höfer annimmt) und östlich vom Osnig, in der Nähe des Städtchens Horn, stattgefunden hätte, und zwar auf der von der Edda erwähnten „Gintaheide" (die auch Höfer, wie Verfasser behauptet, durch ihn angeleitet, als Schlachtfeld annimmt, nur an eine andere Stelle verlegt). Das Buch handelt, wie der Titel besagt, auch von andern mehr oder weniger streitigen Gegenständen. Wir beschränken uns hier auf die Varusschlacht, die jetzt ja förmlich eine brennende Frage geworden ist. Manchem scheint sie freilich seit und durch Mommsen's an den Barenauer Münzfund anknüpfende Untersuchung „gelöscht", d. h. endgültig gelöst zu sein, dem Verfasser dagegen nicht, um so weniger, als der eigentliche Ursprung (Fundort) der genannten Münzen unbekannt ist. Für seine Ansicht scheint dem Verfasser der Umstand viel mehr ins Gewicht zu fallen, daß in der von ihm angenommenen Gegend eine Menge römischer Hufeisen — es sollen unbezweifelt römische sein — ausgegraben worden sind und noch täglich ausgegraben werden; auch will er in den dortigen Externsteinen nicht mehr und nicht weniger als ein von Varus errichtetes Mithräum erkennen — ein großer Theil des Buchs ist mit dieser Untersuchung ausgefüllt — und dieses auf Kosten und trotz des germanischen Götterhimmels errichtete Denkmal des Römers soll sogar den directen Anlaß zum Ausbruche des „heiligen" Kriegs gegeben haben, der mit der teutoburger Katastrophe sein Ende fand. Der Verfasser will es ferner zu Stande gebracht haben, die bisher für unvereinbar gehaltenen Angaben der römischen Autoren und des griechischen über den Verlauf der sogenannten teutoburger Schlacht miteinander in Einklang zu bringen (vgl. über diesen Punkt meine Bemerkungen in d. Bl. f. 1888, S. 559, anläßlich des Höfer'schen Buchs). Die originellste Behauptung jedoch in dem an neuen und sonderbaren Aufstellungen durchaus nicht armen Buche Schierenberg's ist die von dem tief innerlichen Zusammenhange der skandinavischen Edda mit der Katastrophe im Teutoburgerwalde — eine Behauptung, für die er in Höfer einen Gläubigen gefunden hat! Schon 1871 hat er seine Ansicht über die Bedeutung und die Heimat der Eddalieder veröffentlicht und später in der Schrift „Die Götterdämmerung und die Goldtafeln des Idafeldes" (Detmold 1881) näher begründet, und er beabsichtigt, sie nächstens noch näher auszuführen. Berichterstatter kennt jenes Buch nur dem Titel nach und kann nur sagen, daß, was in vorliegender Schrift zur Erhärtung jener Ansicht vorgebracht wird, ihm nicht im entferntesten beweisend zu sein scheint. Wenn wirklich, wie der Verfasser annimmt, Arminius kein Geringerer als der Sigurd der Edda und im Drachen Fafnir oder der Weltschlange nichts anderes als die Macht Roms dargestellt sein soll, so müssen wuchtigere Beweisgründe beigebracht werden. Die Identität Siegfried's (der Nibelungen) hat übrigens bereits der norwegische Gelehrte Gudbrand Sigfusson in einer zur Grimm-Feier eingesandten Schrift behauptet; unser Verfasser aber geht viel weiter, indem er behauptet, daß „die Heimat der Eddalieder auf dem Varianischen Schlachtfelde zu suchen und daß der Externstein (bei Horn, s. oben) mit seiner Grotte der Angelpunkt sei, um den sich die Lieder und Mythen der Edda drehen". Berichterstatter enthält sich über diesen und andere Punkte seines Urtheils und will nicht wiederholen, was er schon früher gesagt; eins jedoch kann er nicht verschweigen: die philologische Schulung des Verfassers ist eine mangelhafte, dieser Mangel verräth sich zuvörderst in der Handhabung der Kritik. Wer es zu Stande bringt, aus der bekannten Stelle des Tacitus, wo uns mitgetheilt wird, daß Arminius vor seinem Auftreten als Volksführer im römischen Heere Kriegsdienste gethan habe, das gerade Gegentheil herauszulesen, mit dessen kritischer (oder interpretatorischer) Fähigkeit ist es nicht gut bestellt und der Hohn des „Dilettanten" gegen die „Zunftgenossen" kann an diesem Urtheile nichts ändern. Wer dagegen wieder aus diesem Urtheile herauslesen wollte, daß das Buch nichts Brauchbares und Gutes enthalte, würde dem Verfasser wie dem Berichterstatter Unrecht thun.

J. Mähly.

Feuilleton.

Vor wenigen Tagen ist ein Unternehmen der von Biedermann'schen Verlagshandlung zu Leipzig ins Leben getreten, auf das wir einstweilen, bis ein Band vorliegt, hier die Aufmerksamkeit lenken wollen. Das erste Heft von „Goethe's Gespräche, herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann", ist erschienen, in seiner Gesammtausstattung jener neuen wiederholt in d. Bl. besprochenen Ausgabe von Goethe's Werken durchaus angepaßt. Für die Sorgfalt und Vollständigkeit bürgt der Name des als Goethe-Kenner wohlberufenen Herausgebers. Die Anordnung ist streng nach der Zeitfolge, die Quellen für jedes einzelne Gespräch werden einstweilen auf dem Umschlag mitgetheilt; mit dem Inhaltsverzeichnisse werden sie jedem Bande beigegeben. Ausführliche Personen- und Sachregister werden das Werk abschließen. Der Bezug ist in Heften zu 1 M. oder in Bänden zu 4 bis 5 M., und sein Umfang wird auf sieben Bände berechnet.

— Von unserm Mitarbeiter, Herrn Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß, und der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg ist für den Weihnachtsbüchermarkt d. J. die Herausgabe eines umfassenden „Baltisch-Deutschen Dichterbuchs" in Angriff genommen. Das „Baltisch-Deutsche Dichterbuch" soll die schönsten Poesien baltisch-deutscher Zunge von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart enthalten. Es soll nach rein ästhetisch-kritischen Gesichtspunkten zusammengestellt und ein lebendiges Buch von bleibender Bedeutung werden, ein Haus- und Familienbuch im edelsten Sinne des Wortes, in erster Linie für die baltische und für die deutsche Familie in Rußland, ferner aber auch für alle Freunde der deutschen Nationalliteratur. Es ist das eifrigste und unentwegt feste Bestreben des Herausgebers, nur wahrhaft Gutes seiner Sammlung einzuverleiben, nur solche Erzeugnisse aufzunehmen, welche ihre Lebensfähigkeit in sich selbst tragen und damit die Lebenskraft der baltischen Dichtung beweisen. Ein allgemeiner Ueberblick soll das Werk einleiten, der eigentliche poetische Inhalt wird die Mitte bilden, und diesem soll sich ein kurzgefaßter, kritisch-biographischer Anhang anschließen. Die Aufgabe, die sich der Herausgeber gestellt, ist eine schwierige, sie kann nur dann voll gelöst werden, wenn in erster Reihe die baltischen Dichter, Forscher und Künstler, namentlich aber auch die baltische und die deutsche Familie Rußlands, welche sich unzweifelhaft im Besitze vielen werthvollen Materials befindet, in thatkräftiger Weise das Buch durch Einsendung des vorhandenen Materials an gedruckten und ungedruckten Dichtungen, Porträts, biographischen Mittheilungen u. s. w. unterstützt. Der Herausgeber wird für alle diesbezüglichen Zusendungen von Herzen dankbar sein; dieselben werden, soweit dies gewünscht wird, bereitwilligst zurückgesandt. Alle Zusendungen erbittet der Herausgeber an seine Adresse: Berlin W. Steinmetzstraße Nr. 27 I mit dem Vermerk „Redaction des Baltisch-Deutschen Dichterbuchs". Er dankt hiermit im voraus allen, welche ihn nach der einen oder andern Richtung in seinen Bestrebungen unterstützen werden.

— Rudolf Tyrolt hat eine „Chronik des wiener Stadttheaters 1872—1884" herausgegeben als einen Beitrag zur deutschen Theatergeschichte (Wien, Konegen, 1889). Der Verfasser, welcher an diesem Theater eine der leitenden Rollen gespielt, hat hier mit großem Fleiß alles Material zusammengetragen, woraus ein kundiger Geschichtschreiber der deutschen Bühne gewiß manches brauchen kann. Das Ganze ist eigentlich nur ein Beitrag zur Charakteristik Heinrich Laube's und als solcher mit selbständigem Urtheile geschrieben. Der größere Theil des theaterfreundlichen Publikums will aber denn doch etwas mehr als bloße Chronik empfangen und wäre dem Verfasser für farbenreichere Einzelbilder jedenfalls dankbar gewesen.

Bibliographie.

Bruch, F., Kindheit und Jugenderinnerungen. Aus seinen schriftlichen Aufzeichnungen mitgetheilt von Th. W. Mit 3 Radirungen von C. G. Straßburg, Heitz. 8. 2 M. 50 Pf.

Dünner, E., Sieben Bilder aus den Rheinlanden. Basel, Sallmann u. Bonacker. 8. 1 M. 50 Pf.

Krause, K. C. F., Abriss der Philosophie der Geschichte. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 4 M.

Krummacher, E. W., Lebenserinnerungen eines geistlichen Veteranen. Aus den nachgelassenen Aufzeichnungen herausgegeben von H. Krummacher. Essen, Baedeker. Gr. 8. 3 M.

Mahraun, H., Der landwirthschaftliche Nothstand, seine Gründe und seine Heilung. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Maltzan, H. Freih. v., Volk und Schauspiel. Berlin, Walther u. Apolant. 1888. Gr. 8. 50 Pf.

Mantegazza, P., Die Kunst, ein hohes Alter zu erreichen. Autorisirte Uebersetzung. Stuttgart, Spemann. 8. 1 M.

Marchesi, Mathilde, Marquise de la Rajata de Castrone, Aus meinem Leben. Düsseldorf, F. Bagel. 1888. 8. 5 M.

Moetus, J. N., Simon Sechter. Biographisches Denkmal. Zum 100. Geburtstage des berühmten Musikgelehrten und Landsmannes herausgegeben vom Deutschen Böhmerwaldbunde, Gruppe „Wien". Wien, Hölder. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Monere, C. J., Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Mit zahlreichen Abbildungen und 5 Schlachtenplänen. Kaiserslautern, Crusius. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Mehalah. Eine Erzählung aus den Marschen. Berlin, Schorer. 1888. 8. 4 M.

Molière, Die gelehrten Frauen. Lustspiel. Uebersetzt von H. S. Dresden, Wernatz u. Lehmann. 1888. 8. 2 M.

Moser, G. v., Lustspiele. 18ter Bd. Die Amazone. Schwank von G. v. Moser und C. Thuo. Berlin, Lassar. 1888. 8. 4 M.

Müller, K. W., Menschenwille und Gotteswege. Vier Erzählungen. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts. Nach Handschriften herausgegeben und erläutert von A. Reifferscheid. 1ster Bd. Briefe G. M. Lingelsheims, M. Berneggers und ihrer Freunde. Herausgegeben und erläutert von A. Reifferscheid. Heilbronn, Gebr. Henninger. Gr. 8. 30 M.

Rohm, J. J., Feld- und Wegblumen. Zürich, C. Schmidt. 1889. 8. 2 M.

Reichel, W., Von der deutschen Betonung. Jena, Pohle. 1888. Gr. 8. 1 M.

Riedel, L., Im Gepich. Erzählungen und Gedichte in vogtländischer Mundart. Plauen, Neupert. 12. 1 M. 20 Pf.

Ringseis, J. N. v., Erinnerungen, gesammelt, ergänzt und herausgegeben von Emilie Ringseis. 3ter Bd. Amberg, Habbel. 8. 4 M. 80 Pf.

Rubinstein, Susanna, Aus der Innenwelt. Psychologische Studien. Leipzig, Edelmann. 1888. Gr. 8. 4 M.

Sang und Klang. Ein Hausschatz deutscher Lyrik. Leipzig, Grunow. 1888. 8. 5 M. 50 Pf.

Schabel, M., Hausmannskost. Gedichte in niederösterreichischer Mundart. 3te Folge. Wien, Konegen. 8. 1 M.

Schmidt, A., Abhandlungen zur alten Geschichte. Gesammelt und herausgegeben von F. Rühl. Leipzig, Teubner. 1888. Gr. 8. 12 M.

Schnitter, A., In eigenen Banden. Eine Erzählung aus dem modernen Leben. In Versen. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 50 Pf.

Scholz-Knobloch, T., Die Preisbildung. Berlin, Walther u. Apolant. 1888. Gr. 8. 2 M.

Schramm-Macdonald, Marie, Für Herz und Haus. Briefe an deutsche Frauen. Dresden, Ehlermann. 8. 3 M.

Schroeder, O., Vom papiernen Stil. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 2 M.

Spencer, H., System der synthetischen Philosophie. 8ter Bd. 1ste Hälfte. Die Principien der Sociologie. Autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der 3ten vermehrten und verbesserten englischen Auflage übersetzt von B. Vetter. 3ter Bd. 1ste Hälfte. Stuttgart, Schweizerbart. 1888. Gr. 8. 8 M.

Spielmann, L. H., In Laune und Stimmung. Lieder. Leipzig, K. F. Koehler. 1888. 12. 3 M.

Stettenheim, J., Wippchen's Gedichte. Berlin, S. Fischer. 8. 2 M.

Vogt, W., Dr. Georg Karl Frommann. Ein Wort der Erinnerung. Nürnberg, Ballhorn. 1888. Gr. 8. 1 M.

Wißmann, H., Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von 1880 bis 1883 ausgeführt von P. Pogge und H. Wißmann. Mit einem Titelbilde und vielen Abbildungen, nach den Skizzen H. Wißmann's ausgeführt von R. Hellgrewe. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 12 M.

Zapf, L., Unter den Vorfahren. Bilder und Züge aus dem Leben der Stadt Münchberg. Mit Anhang. Münchberg. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Zurbonsen, F., Quellenbuch zur brandenburgisch-preußischen Geschichte. Denkwürdige Urkunden und Quellenberichte. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Soeben erschien und steht auf Wunsch gratis und franco zu Diensten:

Verzeichniss

der aus dem Nachlasse der Herren

Geheimrath Prof. Dr. E. Bertheau in Göttingen

und

Dr. med. Keyssner in Meiningen

stammenden Bibliotheken,

Theologie, Philosophie, Romanische Sprachen, Medicin und Musik umfassend,

welche mit der werthvollen

juristischen Büchersammlung

aus dem Besitze eines Reichsgerichtsraths a. D.

am 25. März 1889 und an den folgenden Tagen durch

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium

öffentlich gegen baare Zahlung versteigert werden sollen.

Zur gewissenhaften Besorgung ev. Aufträge für diese reichhaltige, 3465 Nummern umfassende Auction hält sich bestens empfohlen

Leipzig. **F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Ueberlieferung.

Ihre Entstehung und Entwickelung.

Von

Ernst von Bunsen.

In zwei Bänden.

Erster Band. 8. Geh. 7 M.

Der Verfasser, ein Sohn des Freiherrn Karl Josias von Bunsen, entwirft in diesem Werk eine Geschichte der Tradition der Kirche und verfolgt dabei, unter Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher Kritik, hauptsächlich den Zweck, systematisch Verborgenes ans Licht zu bringen und so der Bibel ihre Stelle in der Weltgeschichte anzuweisen.

Der zweite Band befindet sich unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jesus Christus
und die Wissenschaft der Gegenwart.

Von

Moriz Carriere.

Zweite Auflage.

Geh. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser will diese Schrift als eine Dissertation zu seinem goldenen Doctorjubiläum betrachtet haben. Er weist darin nach, daß es eine Lebensfrage des Christenthums sei, das Evangelium ebenso mit den Natur- und Geschichtskenntnissen, der Weltanschauung der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der Wissenschaft der Griechen gethan. Welch hohes Interesse diese Schrift erregt hat, beweist die sofort nach ihrem Erscheinen nöthig gewordene zweite Auflage.

Im Verlage von F. und P. Lehmann in Berlin ist erschienen:

Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz

von

Karl Bilh.

Zweite Auflage. Preis: broschirt 2 M.

Gedichte

von

Karl Bilh.

Zweite Auflage. Preis: brosch. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Der Fürst von Raiatea.

Posse mit Gesang und Tanz

von

Oenophilus.

Preis: broschirt 2 Mk.

Die vorstehenden Possen zeichnen sich durch einen feinen, über den Parteien stehenden Humor, die Gedichte durch Tiefe des Gemüths und Formvollendung aus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Cours abrégé
de la
Littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage rédigé d'après

Bougeault, Paris, Albert, Demogeot

par **M. Asmus.**

2me édition. 8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Diese kurzgefasste Geschichte der französischen Literatur, sowol zum Gebrauch in Schulen und Privatinstituten wie auch zum Selbstunterricht bestimmt, hat sich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt, sodass schon nach kurzer Zeit das Erscheinen einer zweiten verbesserten Auflage nothwendig geworden ist.



Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigentheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 7. März 1889.

Inhalt: Festgaben zu Wilhelm Jordan's 70. Geburtstage. Von Friedrich Bienemann. — Neue Dichtungen. Von Adalbert Schroeter. — Aus dem modernen Italien. Von Karl Jentsch. — Staatswissenschaftliche Literatur. Von Werner Sombart. — Zur Culturgeschichte. Von Th. Achelis. — Ein realistischer Roman aus der Römerzeit. Von Wilhelm Brandes. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Festgaben zu Wilhelm Jordan's 70. Geburtstage.

1. Wilhelm Jordan von K. Schiffner. Mit drei Bildnissen des Dichters aus den Jahren 1848, 1868 und 1888, sowie eine Titelzeichnung: Abbildung der von F. Schierholz modellirten Porträtbüste Jordan's. Erstes Tausend. Frankfurt a. M., Osterrieth. 1889. 8. 3 M.
2. Die Edda. Deutsch von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1889. 8. 5 M.
3. Homer's Odyssee. Uebersetzt und erklärt von Wilhelm Jordan. Zweite Auflage. Viertes bis sechstes Tausend. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1889. 8. 4 M.

In voller Rüstigkeit hat Wilhelm Jordan am 8. Februar unter der ehrenden Theilnahme der Vertretung seiner ihm längst zur zweiten Heimat gewordenen lieben Stadt Frankfurt a. M. und zahlreicher Freunde und Verehrer den siebzigsten Geburtstag begangen. Weithin wird die Nachricht mit Interesse aufgenommen sein, dürfte doch kaum der Name eines andern deutschen Dichters die persönliche Erinnerung so vieler im deutschen Volke wecken, wie der Jordan's. Vor ihrem geistigen Blicke steht der lauschenden Menge gegenüber die mächtige Gestalt des Rhapsoden, dem die anfänglich so fremdartig das Ohr berührenden, bald sich einschmeichelnden wohllautenden Stabreime entquellen, als ob er aus dem Stegreife die alte Märe nachdichte in neuer Verbindung und Beleuchtung. Als er auf seinen weiten Reisen

Kennen so lernte die Städt' und die Sitten vieler der Menschen,

ist dann nach dem Erscheinen der „Nibelunge" im Drucke wol noch vielfach ein geistiger Wechselverkehr zwischen dem Dichter und seinem großen Publikum gefolgt; er ist auch hie und da aufs neue belebt, wenn sein feines Lustspiel „Durch's Ohr" zum Besuche des Theaters lockte und als „Die Sebalds" in die Welt traten — im ganzen aber gehört doch wol Wilhelm Jordan seinem weitern Schaffen nach einer kleinern Gemeinde an. Er ist ein zu eigenartiger, zu gedankenvoller und — gestehen wir's nur — auch zu lehrhafter Dichter, um für sein gesammtes Wirken diejenige Theilnahme zu fesseln, welche sein Epos sich errungen hat; denn entgegengebracht wurde sie ihm eben nicht. Aber kraftvoll, wie der Dichter als Persönlichkeit einmal ist, hat er sie sich zu erkämpfen gewußt. Da ist es ganz am Platze, daß K. Schiffner in seiner Festschrift „Wilhelm Jordan" (Nr. 1) den ganzen Mann nach seiner allseitigen Begabung, seinem Charakter und nach dem Ergebnisse beider, seinem Schaffen, denen vorführt, die ihn nur als den Epiker und Rhapsoden kennen. Daß die liebevolle Verehrung, die dem Verfasser den Plan eingegeben, Ton und Haltung des Buchs durchweg beherrscht, tritt an mancher Stelle mehr, als strenge Objectivität zulässig finden kann, hervor. Schließlich ist das Unglück nicht gar so groß und wiegt nicht unsere Genugthuung darüber auf, daß ein Mann, der es verdient, von seinen Zeitgenossen und nicht erst von den Nachlebenden gekannt zu werden, ihnen auf ausreichender Staffel dargestellt wird.

Eine bedeutend reichere Gegengabe hat der Jubilar der Nation in seiner deutschen „Edda" (Nr. 2) gebracht. Mit den im Vorworte niedergelegten Grundsätzen, denen zufolge es ihm fern liegen mußte, „die Versuche wörtlichen Abklatsches in gleicher Form und Vers um Vers ebenso mistönig als unverständlich" zu wiederholen, die ihm vielmehr geboten, „um ein Kunstgebilde von sprechender Aehnlichkeit zu schaffen, mit dem neuen Metall nicht eine sklavische Copie, sondern nur einen nachbildenden Guß zu unternehmen", wird man sehr einverstanden sein und dem Dichter zugestehen, daß sein Bemühen ihm gelungen, „dafür gesorgt zu haben, daß uns die «Edda» nicht länger ist, was sie bisher war: ein Buch unter sieben Siegeln".

An anderer Stelle sagt Jordan:

Wer Stil und Zustand der „Edda" kennen lernen will, der

muß eben das Original studiren. Meine Aufgabe ist es, ihre Poesie dem des Altnordischen nicht Kundigen so mühelos als möglich zugänglich zu machen.

Wie des Dichters Verfahren das zu Wege bringt, mag ein Beispiel versinnlichen.

In der Spruchsammlung „Havamal", d. h. Sprüche des Hohen, nämlich Odin's, in welche der Allvater seine Erfahrungen im Leben als sterblicher Mensch, seine Lehren niedergelegt hat, heißt es in dem 145. bis 148. Spruche über den Ursprung derselben:

> Hier finde nun vor die förderlichen,
> Verständiges rathenden Runenstäbe,
> Stäbe, so herrlich, als stärkend heilsam.
> Es reihte sie recht der berühmteste Redner;
> Sie wurden gemodelt von mächtigen Göttern
> Und in Rinde gemeißelt vom obersten Meister.
> . . . .
> Hast du Kunde, wie man sie kerbet,
> Wie man sie auslegt, wie man sie ordnet,
> Wie sie entwirft, um Weisung zu finden?
> Wie gebührlich dabei man zu beten habe?
> Wie man sich anstellt, ein Opfer zu schlachten?
> Was man spendet und was man verspeist?
> Gebet unterlassen ist immer noch besser,
> Als für das Erbetene nichts zu bieten;
> Nach der Gabe richtet sich stets die Vergeltung.
> Ja, minder schlimm bleibt's, nichts zu schlachten,
> Als alles Opferfleisch aufzuessen.
> Das ritzte als Regel in Runen der Donnrer,
> Bevor er das Reich seines Volkes errichtet.
> [Wenn im Feuer das Fett brennt, wie er es befohlen]
> Dann ruft ihn zurück auf die Erde, worin er
> Einst scheidend heim gen Himmel gefahren.

Die letzten fünf Verse beziehen sich auf den Mythus, welcher Odin, wie Jordan in der Einleitung zum „Havamal" berichtet, am Ende seines Erdenwallens sterben und verbrannt werden läßt. „Vom sterblichen Leibe gelöst, kehrt der Gott im Gelodер und Rauche des Scheiterhaufens in den Himmel zurück. Worin er aufgefahren, eben darin, nämlich im Feuer, in dem das Opfer verdampft, wird er auch wiederkehren." In der „Edda" lauten diese Verse in wörtlicher Uebertragung aber also:

> So ritzte sie Donner
> Vor dem Volksreich.
> Worin er auffuhr
> Wird er wiederkommen.

Niemand wird leugnen können, daß die obenstehende freiere Wiedergabe Jordan's mit der Hinzufügung eines erklärenden Verses erst den Inhalt der Strophe erschließt.

Neben dieser würdigen Festgabe einer deutschen Edda, mit welcher der Jubilar an der Schwelle des Greisenalters sich im Vollbesitze seines energischen Könnens erweist, hat er auch seine 1875 erschienene deutsche „Odyssee" in zweiter wohlfeilerer Auflage (Nr. 3) herausgegeben. Auch dies ist dankenswerth, denn jene vortreffliche Uebersetzung ist lange nicht nach Gebühr verbreitet. Von den Philologen wurde sie, soweit wir sehen (z. B. Bl. für 1876, Nr. 6), nicht nur als die lesbarste unter allen Homer-Uebersetzungen anerkannt, sondern es wurde auch zugestanden, daß sie mit Glück danach gestrebt, den Sinn zu treffen, ohne sich an schwerfällige Wörtlichkeit zu binden, und daß sie den deutschen Hexameter so handhabt, wie es die Natur unserer Sprache nicht nur gestattet, sondern in den meisten Fällen fordert. Einwendungen wurden nur gegen Jordan's Sätze über den Bau des Homerischen Hexameters und manche seiner sachlichen Anmerkungen erhoben. Das berührt uns hier weniger, wie die ganze ausgedehnte Homerische Forschung Jordan's, auf welche sein Biograph (Nr. 1) hingewiesen. Uns liegt es am Kunstwerk, und das sehen wir zu unserer Freude zugänglicher gemacht.

Wer Jordan's deutschen Homer noch nicht kennen gelernt, mag den Unterschied seiner Uebertragung von der Johann Heinrich Voß', über welche Jordan urtheilt, daß deren erster Wurf der glücklichste gewesen, in jeder folgenden Auflage aber durch fortlaufende Modelungen mehr verdorben sei, aus folgender Gegenüberstellung der ersten Verse des sechsten Gesanges ersehen. Wir lassen der ältern Uebersetzung den Vortritt:

> Also schlummerte dort der herrliche Dulder Odysseus,
> Ganz von Schlaf und Ermattung bewältiget. Aber Athene
> Ging der phäakischen Männer Gebiet und Stadt zu erreichen.
> Diese bewohnten vordem das weite Gefild Hypereia,
> Nahe dem Volk der Kyklopen, der übermüthigen Männer,
> Welche sie stets anfielen und mächtiger waren an Stärke.
> Dorther führt' auswandernd Nausithoos, göttlicher Bildung,
> Daß sie in Scheria wohnten, entfernt von erfindsamen Menschen;
> Dann umzog er mit Mauern die Stadt, und bauete Häuser,
> Richtete Tempel der Götter empor, und vertheilte die Aecker.
> Der war schon, vom Tode besiegt, zum Ais gewandelt;
> Aber Alkinoos herrschte, begabt von den Göttern mit Weisheit.
> Seinem Palast jetzt nahte die Herrscherin Pallas Athene,
> Wiederkehr zu bereiten dem hochgesinnten Odysseus.
> Dort in die prangende Kammer der Jungfrau eilte die Göttin,
> Wo Nausikaa schlief, an Wuchs und reizender Bildung
> Einer Unsterblichen gleich, des hohen Alkinoos Tochter.
> Auch zwei dienende Mägde, geschmückt mit der Chariten Schönheit,
> Ruhten an jeglicher Pfost', und gefügt war die glänzende Pforte.
> Jene flog, hinwehend wie Luft, zum Lager der Jungfrau;
> Ihr zum Haupt nun trat sie, und sprach anredend die Worte,
> Gleich an Gestalt der Tochter des segelkundigen Dymas,
> Die der Jugend Genossin ihr war, und Vertraute des Herzens;
> Dieser gleich erschien sie, und redete, Pallas Athene:
> Welch ein lässiges Mädchen, Nausikaa, bist du der Mutter!
> Alles Gewand, so werth der Bewunderung, liegt dir verwahrlost;
> Und bald steht dir Vermählung bevor, wo Schönes du selber
> Anziehn mußt und reichen den Jünglingen, wenn man dich heimführt;
> Denn aus solchem ja geht ein Gerücht aus unter die Menschen,
> Das uns ehrt; auch den Vater erfreut's, und die liebende Mutter.
> Eilen wir denn zu der Wäsche, sobald der Morgen sich röthet.

Jordan gibt dasselbe so wieder:

> Während der edle Odyß, überwacht und von rastloser Plage
> Völlig erschöpft, dort lag und schlief, begab sich Athene
> Nach dem Gebiet und der Stadt der phäakischen Männer, die weiland
> In den geräumigen Gau'n Hypereias seßhaft gewesen,
> Wo sie benachbart gewohnt dem Stamm der grimmen Kyklopen.
> Immer von diesen verfolgt von überlegener Stärke
> Zogen sie aus, und ihr göttlicher Fürst Nausithoos wählte
> Scherias Gaue zum Sitz, weitab vom Getreibe der Menschen,

Zog einen Wall um die Stadt, erbaute Wohnungen, weihte
Heilige Stätten den Göttern und theilt in Lose die Aecker.
Den aber hatte der Tod schon entführt in des Hades Behausung.
Jetzt war König Alkin, den die Götter Weisheit gelehrt.
Sorglich bedacht, dem Helden Odyß zu sichern die Heimkehr,
Ging in dessen Palast die eulenäugige Göttin
Und in das schmucke Gemach, in welchem die Tochter des Königs
Nausika schlief, an Gestalt und Gesicht einer Göttin vergleichbar,
Neben ihr auch zwei Mädchen, zu beiden Seiten des Eingangs,
Schön wie die Huldinnen selbst. Die glänzende Thür war geschlossen;
Sie jedoch fuhr wie der Hauch eines Windes zum Lager der Jungfrau,
Trat ihr zu Häupten hin und ließ sich redend vernehmen,
Ihr in Gestalt der Tochter des Dymas, des Meisters im Schiffsbau,
Ihrer Altersgenossin und Herzensvertrauten, erscheinend.
Der sich verähnlichend sprach die eulenäugige Göttin:
Hat ein so nachlässig Kind der Nausika Mutter geboren?
Säumig verwahrlost liegt dein Vorrath schmucker Gewänder,
Während heran deine Hochzeit rückt, wo du selber ein schönes
Kleid brauchst, ähnliche auch den Führern schuldest des Brautzugs.
Lobenden Leumund bringst du so bei den Menschen in Umlauf
Und das gereicht dem Vater, der trefflichen Mutter zur Freude.
Laß uns daher wenn der Morgen erscheint hinausgehn und waschen.

Friedrich Bienemann.

Neue Dichtungen.

Ein Herr am Hofe des Herzogs Georg von Meiningen hat sich der edeln literarhistorischen Arbeit unterzogen, sämmtliche literarische Aeußerungen, in denen die Klagen der Völker um das Verscheiden des ersten Hohenzollernkaisers widerhallten, sorgfältig zu sammeln, und somit zu seiner Ehre und des Monarchen Ruhm ein schönes Werk vollbracht. Unter den Dichterstimmen, welche sich dort vereinigt finden, gebührt auch derjenigen eine besondere Anerkennung, welche, vermittelt durch einen berufenen Uebersetzer, den Rector der deutschen Schule in Konstantinopel, in dem folgenden Buche aus dem fernen Orient zu uns dringt:

1. Trauer-Ode auf den Tod des deutschen Kaisers Wilhelm I. von Nedschib Sallûm aus Hama in Syrien, im transscribirten Urtext herausgegeben, aus dem Arabischen ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort begleitet von C. Lang. Berlin, v. Decker. 1888. Lex.-8. 75 Pf.

Die Ode hat einen hohen pathetischen Schwung und ist geschmückt mit allem Pomp orientalischer Rhetorik und überladen mit aller Bilderfülle morgenländischer Poesie:

Geschlagen hat das Schicksal einen grimmen Schlag, gleich dem Tatzenschlage der Löwen aus dem Walddickicht, wider den Kaiser der Kaiser!

Ein König war das, neben dem alle Könige in Niedrigkeit dastanden, das Haupt war ihm senkend, das Angesicht neigend und die Stirn an den Boden heftend.

Er zerbrach die Machtstützen der Feinde mit zähem Heldenwillen, siegend über die Frevelmuthigen rings mit zweifellosem Siege.

Sprach er, so überholten seine Thaten die Worte; und wollte er's, so rückte er die Länder aus ihrer Lage.

Auf einen Thron voll Macht und Ruhmesglanz stieg er in der Kraft der wunderwirkenden Propheten.

Er war, weil er lebte, dem Rechte, dem Glauben und der Treue ein Panzer, ein Schild und eine feste Burg.

Nicht will ich mich erkühnen, alle seine edeln Thaten zu zählen: nein, so weit reicht unsere Kraft nicht.

Und nähme ich auch an Stelle der Schreiberfarbe Meere und Ströme und Quellen

Und versammelte die Rechenkünstler im Osten und Westen, im Norden und Süden allesammt

Und durchmäßen wir die Zeit vom Anbeginn der Schöpfung bis zu dem Tage, wo die Bergeshöhen zu Mehl zerrieben werden,

Wir vermöchten's und könnten's nicht: wie sollten wir auch die Sterne am Himmel in kurzer Frist zu zählen vermögen?

Man sieht, diese dichterischen Huldigungen könnten ebenso wohl einem Könige von Ninive oder Babylon dargebracht sein. Aber ein tieferes Verständniß für die eigenthümliche Geistes- und Charaktergröße des heimgegangenen greisen Herrschers wird man von dem syrischen Studenten nicht erwarten und verlangen; jedenfalls ist die interessante poetische Uebung gut gemeint und erhebt sich nicht selten zu psalmenhaftem Fluge:

Was der Herr uns beschieden, dem können wir nicht entrinnen, und es gibt niemand, der uns vor dem Tode schützen könnte.

Doch der stirbt nicht, auf den Gott seine Gnade gewendet; todt ist nur der Todte unter den Ungläubigen.

Dahingeschieden ist der Kaiser aus dem Reiche der Vergänglichkeit, aber heimgeleitet ist er in das Reich der Unvergänglichkeit zu den reinen Himmelsfrauen.

Die Welt hienieden war nicht werth, daß er darin verweilte; darum ging er von uns hinweg, in den Himmelshöhen zu wohnen.

Hier freilich verliert sich die Ode in leeren Klingklang abgegriffener Tiraden, mit welchen auch der Ausgang kaum zu versöhnen vermag:

So tränke denn Gott seine Grabstätte mit reichem Erguß an Gnade, Verzeihung und Barmherzigkeit! Amen.

Es gebricht der Dichtung der innige Herzenston, weil es dem Dichter an dem wahren Herzensantheil gebricht: seine Empfindung ist erkünstelt und sein guter Wille hat sie nicht zu erwärmen vermocht.

2. Auf Kaiser Friedrich's Tod. Eine Sammlung von Gedichten aus Nord und Süd, Ost und West unsers deutschen Vaterlandes auf den Tod Seiner Majestät unsers hochseligen Kaisers und Königs Friedrich III. Alldeutschland dargeboten von F. W. Reuschert-Metz. Trier, Stephanus. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Die dankenswerthe Sammlung wird auch ohne eine eingehendere kritische Beleuchtung und Empfehlung ihren Weg in das deutsche Haus von Estland bis Tirol, von Luxemburg bis zur östlichen Grenze finden, und wer dem herrlichen Manne, dessen Gedächtniß sie feiert, je einmal ins milde blaue Herrscherauge schauen und den leutseligen

Ton seiner Stimme vernehmen durfte, in dessen Herzen werden diese schlichten Trauerlieder einen doppelt wehmüthigen Nachhall finden. Aber es geschieht im Geiste und im Sinne des hohen Entschlafenen, wenn wir in die schöne Huldigung Rudolf von Gottschall's einstimmen, wie er sie (S. 72) an Kaiser Friedrich's Bahre seinem kaiserlichen Sohne weiht:

Zwei Sterne sind verblichen;
Glückauf dem neuen Herrn!
Denn dir, dem jugendlichen,
Glänzt hell der Zukunft Stern.
Ausstrahle reichen Segen
Der Herrscherkrone Gold;
Auf allen deinen Wegen
Sei Glück und Ruhm dir hold!

Umrankt, ihr Friedenskränze,
Dies Scepter blüteneeich;
Es wecke geist'ge Lenze
Dem Zauberstabe gleich.
Wächst in des Landmanns Pflege
Der Garben Fülle auf:
O Kunst und Wissen lege
Den schönsten Kranz darauf.

Und wenn's den Feind gelüstet,
Dem Friedensreich zu drohn,
Dann steht dein Volk gerüstet
Sturmfest um deinen Thron.
Da mag der Feind zersplittern
An deinem Herrscherſitz!
Du führst in Kriegsgewittern
Des Schwarzen Adlers Blitz.

3. Gedichte von R. Rafael. Mit einer Einleitung von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1888. 12. 3 M.

Es waltet sapphischer Odem in diesen Gedichten, wenn ich ihnen auch die Zukunft nicht zu verheißen vermag, welche Felix Dahn ihnen verspricht. Goethe verglich einmal den guten Vater Gleim mit einer Henne, die unermüdlich junge Dichter ausbrüte und es mitunter nicht verspüren, daß man ihr Eier von Thon untergelegt habe. Ich habe dieses Goethe'schen Scherzes bisweilen gedenken müssen, wenn irgendein unbekannter Poet unter Dahn'scher Flagge siegessicher in das bewegte Meer der literarischen Welt auslief. In diesen Liedern nun herrscht ein unversöhnlicher Liebesschmerz: „Ich bin dein Schmerz" — so verhaucht ihr letzter Klang:

Ich bin dein Schmerz! Nie lass' ich dich!
Komm, sterben wir hier auf der Heiden,
Im Grab ist Herberg für dich und mich,
Da ruhen wir dann, wir beiden.

Die Stelle ist nicht nur inhaltlich charakteristisch für die Dichterin. Ohne Frage aber ist ihr Gefühl für rhythmischen Wohllaut ein sehr ausgebildetes und ihre Gewalt über Reim und Vers keine gewöhnliche, wenn auch hie und da Unebenheiten vorkommen wie S. 10.

Auch ihre sprachliche Kraft feiert manchen schönen Sieg über ihr erregtes Empfinden und offenbart sich in manchem elegischen Ergusse in rein- und klargestimmter Harmonie:

Dumpf braust der Fluß, es saust der Wind,
Der Regen strömt vom Himmel nieder:
O Mutter, dein verloren Kind,
In seine Heimat kehrt es wieder.

Mir haben Lenz und Jugendluft,
Die Liebe auch hat mir gelogen.
Vom Sturm verweht, Tod in der Brust,
Bin ich durchs Leben hingezogen!

Und nun der Schönheit Glanz entflohn,
Der Jugend falscher Reiz entschwunden,
Ruft heimatwärts mich süßer Ton:
O Mutterlieb' heilt alle Wunden!

Zu spät! — Es brach dein Herz entzwei, —
Den ich dir gab, der tiefe Kummer!
Ach, deines Kindes Todesschrei
Stört nicht mehr deinen Todesschlummer.

So steig ich denn zu dir hinab
An deinem Herzen zu genesen,
Zu finden Ruhe dort im Grab:
Wo ich — ein selig Kind gewesen.

Der Regen strömt, es braust der Wind,
Sie wankt zum Flusse still hernieder:
O Mutter, dein verloren Kind
In seine Heimat kehrt es wieder.

Man erkennt, hier waltet der Herzschlag einer echten Empfindung und der volle Grundton lyrischer Begabung. Aber diese Welt ist zu sonnenlos, und die Blumen, welche sie schmücken, umfließt der Moderduft begrabenen Glücks. Die Harfenklänge, welche sie durchwallen, tönen wie Sterbeglocken, und die Lichter, welche über ihrem Grunde spielen, gemahnen an den bleichen Nebelglanz eines Spätherbstabends:

Der Abend sank hernieder,
Schwarz bricht die Nacht herein.
Die wilden Stürme brausen,
Der Mond gibt keinen Schein.

Und kalte Nebel steigen,
Und dichtre Wolken ziehn,
Und durch das öde Grauen
Seh' ich ein Irrlicht fliehn.

Und eine heiße Zähre
Dem starren Aug' entquillt,
Irrlicht, du meines Lebens —
Nacht — meiner Tage Bild!

In der That weht es aus diesen Liedern wie Töne einer Aeolsharfe, die im Nachtwinde klagt, und hoffnungsloses Entsagen windet in diesen Gedichten verrathener Liebe den Todtenkranz.

4. Gedichte von Leopold von Schröder. Berlin, Deubner. 1889. 8. 3 M. 60 Pf.

Auch das Hauptthema des folgenden, mit der stilvollen Feinheit des vorigen ausgestatteten Werks bildet das traurige Ende einer betrogenen Liebe, welche in des Dichters Herzen fiebernd nachzuckt. Es ist ihm nur zu wünschen, daß er seines Wehes, dem wir die Dichterin in starrer Verzweiflung erliegen sahen, männlich Herr werde. Auf

mich persönlich haben derlei Liebesklagen einer unerhörten oder getäuschten Leidenschaft stets einen peinlichen Eindruck gemacht. Die Zeiten, wo die Lyrik eines Heinrich Heine Millionen mitempfindsame Seelen fand, sind vorbei; die Bismarck'sche Aera ist aus härterem Gusse und ist dessen überdrüssig, zuzuschauen, wie ein schwaches Dichterherz sich am eigenen kleinen Grame sonnt wie ein rheumatischer Kolibri oder ein magenkranker Sumpfwurm im Abendrothe. Die Poesien Leopold von Schröder's freilich sind aus dieser Kategorie herauszuheben. Sein Schmerz ist echt und wahr; seine Trauer wird auch festere Gemüther zur Theilnahme zwingen und mitleidende Herzen wecken:

Fern im Norden liegt ein Land,
Mir so lieb und wohlbekannt —
Ob auch nichts dort treu mir blieb,
Hab' ich doch die Heimat lieb.

Dort auf Livlands holden Au'n
Gibt es stolze blonde Fraun,
Mädchen gibt es schlank und zart,
Mädchen von der liebsten Art.

Eine hab' ich dort gekannt,
War die Schönste wohl im Land,
Brach sie auch die Treue mir,
Sing' ich ewig doch von ihr:

Ja, auf Livlands holden Au'n,
Gibt es stolze blonde Fraun,
Mädchen gibt es schlank und zart,
Mädchen von der liebsten Art.

Die letzte feinere Abklärung des Stoffs und die letzte metrische Glättung der Form ist zwar zum Theil unterblieben und nicht überall ist der dichterische Läuterungsproceß bis in den letzten Nerv des Vorwurfs gedrungen, und dasselbe Thema schillert bisweilen in widerspruchsvoller Behandlung, aber die leidenschaftliche Rhythmik trägt den Leser hinüber über diese nicht völlig aufgelösten Mißklänge, und die fesselnde Mannichfaltigkeit im Wechsel dieser Gefühlsergüsse hebt ihn hinweg über das Einzelne, das mit einem größern oder geringern Restbestand in der Prosa haften blieb. Vor allem haben diese Gedichte einen greifbarern Inhalt als die vorigen, deren letzter Stoff unfaßbar blieb; ob sie damit an idealem Werthe stets gewonnen haben, ist allerdings die Frage:

Zertreten habt ihr meiner Liebe Glück,
Entrissen mir, was niemals kehrt zurück,
Verlästert habt ihr mich in blinder Wuth —
Es war nicht gut.

Ihr habt ins Herz die böse Saat gesät,
Da ging sie auf, nun ist's zu spät, zu spät —
Ihr sagtet ihr, ich wäre schwach und schlecht —
Es war nicht recht!

Ihr habt mein Bild vor ihrem Blick getrübt,
Und dennoch weiß ich's, daß sie mich geliebt,
Ihr aber machtet mich zum Hohn und Spott —
Verzeih's euch Gott!

Ich hab' gefehlt durch manches rasche Wort,
Ihr aber nahmt mir meine Liebe fort,
Unsühnbar Unrecht habt ihr mir gethan —
Ich klag' euch an!

Verlernen werdet ihr des Hochmuths Ton,
Ersterben wird euch selbst der Lippe Hohn,
Wenn ihr erkennet, was ihr mir gethan —
Ich klag' euch an!

Schade, so hübsche Verse an eine so üble Gesellschaft! Ganz besonders aber erfreut bei diesen Gedichten, wenn sie auch zum größten Theile Liebesklagen sind, die Aussicht in eine Zukunft. Von den vorigen schieden wir hoffnungslos wie von Grüften; der Vorhang aber, welcher sich vor diesem Schröder'schen Liebesdrama senkt, wird sich wieder erheben und neue Liebesrosen werden dem Betrogenen erblühen und süßere Düfte streuen, als jene, deren welke Blüten und Blätter er hier zum Trauerkranze wand. Doch auch deß mag er sich getrösten: denn für ihn, den Gelehrten, dessen Name auf dem Gebiete altindischer Sprach- und Culturwissenschaft seit lange einen feinen Klang besitzt, sind diese Todtenblumen seiner Liebe zum Lorberkranze des Lyrikers geworden: per aspera ad astra! Noch ist der Kranz, wir gestehen es, ein bescheidener; aber es ist doch ein Lorberkranz.

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

Damit schließt des Dichters Liedersammlung; mir ist es, als ob ich aus diesen Worten ein männliches: „Vorbei, vorbei!" klingen höre, bei dessen entschiedenem Tone der schmerzliche Traum ins Nichts zerstiebt.

Die Nachtigall des Titelbildes, welche so leidenschaftlich zu der falschen Rose singt, hat zu schmelzende Weisen, als daß wir ihr nicht zurufen sollten, damit ihr das Herz nicht verblute: „Es gibt der Rosen mehr!"

5. Schmetterlinge von Felix Tandem (Karl Spitteler). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Dichter sagt es selbst an zweien Orten voraus, daß diese seine „Schmetterlinge" kein geringes kritisches Kopfschütteln hervorrufen würden. In der That ist es zu bedauern, daß er seinem Werke keinen Commentar beigegeben hat. Kam es darauf an, eine neue Dichtungsgattung zu schaffen, d. h. eine zum Theil höchst sonderbare Art epischer Lyrik, die vielfach ohne Schlüssel völlig unverständlich sei, so ist seiner Laune dies Kunststück gelungen.

In einem schwülen Lande ein kühler Gasthof stand,
Da nahm die Morgensonne den Eimer in die Hand.
Den reinen goldnen Eimer von luft'gen Fluten schwer
Und goß erhobnen Armes das duft'ge Glutenmeer
Sturzweise nach der Kuppel, daß der verklärte Strom
Dampfte von warmen Wellen und rauchendem Arom.
Und als nun Dach und Zinne von lichtem Feuer troff
Und funkelnd aus der Rinne der Segen überloff (!),
Da schlug gekrümmten Knöchels sie pochend auf das Sieb
Und schüttelte den Zuber, ob Neige drin verblieb.

Und siehe, statt der Reige ein leichtes Blumenthirr,
Ein dunkles Pfauenauge, ein sammtnes Glanzpapier
Entschwebte dem Behälter und in gewundnem Flug
Sank es hinab zum Hofe, wohin's der Wirbel trug.

Nun übersetze man sich diesen in farbenprächtigsten Trochäen geschilderten Hergang in schlichte Prosa und als Thatbestand bleibt Folgendes: die Morgensonne überschüttet mit „luftigen Fluten" die Kuppel eines in schwülem Lande stehenden kühlen Gasthofs, und als sie den Rest aus dem Eimer schüttelt, so sinkt als solcher ein Pfauenauge in den Hof hinab. Aus diesem — um den fernern Verlauf nachzuerzählen — schwingt sich der Schmetterling nach einer Weile kräftig empor bis zum Sims des zweiten Stockwerks, wo er folgendes Idyll belauscht:

Ein göttlich Menschenbildniß, von Anmuth eine Frau,
Wahrheit im stolzen Antlitz und Majestät im Bau,
Die Lippen aufgeschlossen, die Augen feucht verhüllt,
Und all das stolze Wesen von Lieb' und Glück erfüllt,
Stand hocherhobnen Körpers und gab mit weichem Sinn
Dem angetrauten Manne die Hand zum Gruße hin.

Während seines Kosens erblickt sie das Pfauenauge

Und seufzte still im Herzen und dachte still dazu:
Du blumenweiches Vöglein, du meine Schwester du
An fleckenloser Schönheit, du himmlisch Sonnenthier!
Aus deinen großen Augen melde die Zukunft mir:
Von heut' in manchen Jahren, wenn Zeit und Lust verblüht,
Werd' ich ihm heilig bleiben im innersten Gemüth?

Der Falter gibt der Schönen „aus allen Pfauenaugen" traurigen Bescheid:

Viel Ströme Leid bedarf es zu einem Tröpfchen Glück
Und Schmerzen liegen diesseits und Schmerzen sind zurück;
Die Welt ist Gott entlaufen, sie rollt im Uebergang;
Des Menschen Glück und Liebe ist innig, doch nicht lang.

Damit flattert das Vöglein davon. Sie aber fällt dem Geliebten stürmisch an die Brust:

Du mußt mich ewig lieben, denn ich ertrüg' es nicht.

Dies Beispiel mag und muß für alle gelten. Man sieht, Märchen und Wirklichkeit, Sinnbildliches und Thatsächliches, Gleichniß und Wahrheit, Allegorie und Doctrin rinnen ineinander, mitunter so unvermittelt, daß sich ungesuchte komische Wirkungen ergeben, und wie vernichtend solche auf das Ganze wirken, weiß ein so vielbewährter und feiner Kritiker, wie Karl Spitteler es ist, ja selbst. Man vgl. S. 27:

Mir träumt', ich sähe dich auf einer Wiese schreitend,
Von Glanz verklärt und Purpurfalter um dich reitend —
Und all dein Wesen war so seelengut und rein
Und fragtest kummervoll: „was hab' ich dir gethan?"

Wo in aller Welt hat man Purpurfalter reiten sehen? Sind rothe Husaren gemeint? Und was in aller Welt hat mit dem harmlosen Traume die Ueberschrift „Mariposa" und irgendein Schmetterling zu thun? — Und so ergeben sich der Ungereimtheiten und nichtigen Räthsel mehr. Ganz Undurchsichtiges wechselt leider mit Partien, die reich sind an glanzvollen Schilderungen, tiefsinnigen Weisheitssprüchen und lyrischen Selbstbekenntnissen, welche letztere mich selbst zum Theil wahlverwandt anmuthen:

Ich maß den Berg mit meinem Blick und sprach: „Ich werd's erreichen!"
Dann faßt' ich einen heiligen Entschluß nimmals zu weichen.
Daß ich am Wege Leichen liegen seh', soll mich nicht hindern,
Und weder Müh noch Noth noch Miserfolg den Eifer mindern.
Dornen und Spott und Haß verletzten mich und rissen Wunden:
„Droben am Gipfel, in der Siegesluft werd' ich gesunden."
Dummheit in ellen Haufen, dick und zäh sperrte die Pforten:
Da wusch ich mich und öffnete mir Bahn an reinern Orten.

Hier sprudelt der frische Quell lauterer Lyrik, aber auf S. 92 reiten wieder verschiedene Kaisermäntel auf seidenen Flügeln mit verhängten Zügeln paarweise nach Hause, und auf S. 75 findet sich einer der gewagtesten Superlative, die sich je in Druckerschwärze kleideten:

Aber die Große, die mit den veilchensten Augen,
Die küff' ich schon selber; vierundzwanzigmal und tüchtig.
Sie hat's verdient.

Aber das Ganze ist zu sinnig angelegt und im einzelnen mit zu viel Fleiß ausgearbeitet und trotz aller geheimnißvollen Dunkelheiten und misglückter Symbolik zu poetisch empfunden, als daß wir mit diesen Misklängen von Felix Tandem's „Schmetterlingen" scheiden sollten, und so möge eine Reihe seiner schönsten Verse, wie wir sie herübersetzen, einen versöhnlichen Schluß bilden, damit sich unser Auge ebenso empfänglich und dankbar für die Glanzseite seines Werks beweise, als es gegen das verschwommene Gepräge seiner Kehrseite empfindlich war:

„Auf! zum Berg und zu dem Schächen, wo am First der Adler haust!
Wo die Rose blüht am Abgrund und zum See der Gießbach braust!
Dort, du edelweiße Jungfrau, mit dem Antlitz treu und wahr,
Mit dem Herzen keusch und spröde, mit den Augen groß und klar,
Dort ist deine stolze Heimat, dort im Gletschersonnenschein
Will ich eine Frage richten durch dein Aug' ins Herz hinein!"

Und wir stiegen längs dem Gießbach auf zum Schächen überm See,
Sahn den Adler ziehn am Himmel, sahn die Rose glühn im Schnee.
Erd' und Himmel, Aug' und Seele funkelten von Glück und Gold
Und auf meine heil'ge Frage blicktest du so ernst und hold.
Was ein Menschenherz an Schönheit, Lieb' und Muth ertragen mag,
Das gewährt' in Gnad und Hoheit jener benedeite Tag.
Fehlte nicht ein Hauch noch Stäubchen ihm zur höchsten Ehr' und Zier,
Fehlten blos zwei goldne Ringe, einer dir und einer mir.

6. Der junge Goldschmied. Dichtung von Karl Ernst Attena (Ernst Rzeiacz). Dritte veränderte und vermehrte Auflage. Illustrirt von A. Kirnig, C. Kratzner, O. Porsche, E. Rennier. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. 1889. 8. 6 M.

Die Illustrationen dieses bereits in Nr. 27 d. Bl. f. 1887 besprochenen Werks sind an sich malerisch sehr anmuthig, nur leidet ihre heliotypische Wiedergabe an allen den Mängeln, an welchen Heliogravüren zu leiden pflegen; auch hier sind die Landschaften am besten gelungen, weil es bei ihnen auf die genaue Nachbildung jeder einzelnen Linie am wenigsten ankommt. Wie sehr Physiognomien und lebende Gestalten leiden müssen, wo, wie es beim Heliotyp

zu geschehen pflegt, die eine oder andere besondere Linie theilweise oder ganz in Eklipse tritt, beantwortet sich selbst. Sonst ist diese ansprechende Ausgabe nur um eine dichterische Vorrede des Verfassers bereichert worden, die an empfindlichen metrischen Verstößen, wie überzähligen Versfüßen u. s. w. krankt, und im Sonstigen eine jugendlich herausfordernde Haltung zur Schau stellt, welche meine Kritik des Buchs verschärfen würde, wenn sie an diesem Orte nicht schon geübt worden wäre.

Adalbert Schroeter.

Aus dem modernen Italien.

1. Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Briefe von Sigmund Münz. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1889. Gr. 8. 5 M.
2. Rom und die Römer von Aristide Gabelli. Aus dem Italienischen übersetzt von Rudolf Lange. Neuhaldensleben, Besser's Nachf. 1888. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Zwei ebenso liebenswürdige als zeitgemäße Gaben! Das Buch von Münz schildert Personen, Tagesereignisse, Landschaften; Gabelli erörtert in seinem Schriftchen politische, volkswirthschaftliche, bauliche Zustände. Beiden gemeinsam ist die begeisterte Freude an der mühsam errungenen Einheit Italiens und an dem fröhlichen neuen Leben, das nun aus Trümmern erblüht; beiden gemeinsam aber auch ein Zug leiser Wehmuth, weil mit dem verrotteten und lebensunfähigen Alten auch so manches Ehrwürdige und Anmuthige dem Untergange verfallen scheint. Sigmund Münz sagt in seinem Buche (Nr. 1):

In einigen dieser kleinen Arbeiten kommt die Stimmung des Tages zum Ausdruck, und ich habe sie vielleicht nicht sine ira et studio und nicht ohne Sympathie für das moderne Italien geschrieben, von dessen mächtigem, politischem und geistigem Aufschwunge ich Zeuge zu sein das Glück hatte.

Die Gliederung der Sammlung ist aus dem Titel zu ersehen. Die Ueberschriften der „Studien" lauten: „I. Eine sentimentale Liebesepisode aus dem Leben Cavour's"; „II. Marco Minghetti"; „III. Agostino Depretis"; „IV. Francesco Crispi"; „V. Leo XIII."; „VI. Pater Beckx". Eine Geschichte des jungen Königreichs in Biographien — könnte man diesen ersten Theil nennen. Der edle, kunstsinnige, milde und vornehme Minghetti ist die anziehendste Gestalt in dieser Ruhmeshalle.

Minghetti blieb zwar stets Bürger in seiner Haltung und in seinen Anschauungen, aber ein Volksmann war er nicht: weder Volksheld noch Volkstribun, so wenig wie Cavour oder Sella.... Wunderbar künstlerisch war seine Rede. Diese war classisch wie die Rede Cicero's; es fehlte ihr nicht an den Elementen — wie soll ich sagen? — der platonischen oder tusculanischen Weisheit; sie drang in Ohr und Herz wie eine süße Musik. (S. 47—48.)

Am Schlusse der Studie über Crispi wirft der Verfasser die Frage auf, wie weit es diesem „mit energischem Trotz nach innen gekehrten Geiste", diesem „Krater, in dem der heilige Aetnafunke des heimatlichen Eilands brennt", in seiner jetzigen leitenden Stellung wohl gelingen werde, sein altes demokratisches Programm zu verwirklichen. Dem persönlichen Charakter des gegenwärtigen Papstes wird der Verfasser vollauf gerecht, legt aber in einer geistvollen Kritik der Hirtenbriefe des ehemaligen Bischofs von Perugia die Unhaltbarkeit der klerikalen Weltansicht dar. Die „Skizzen" sind künstlerisch abgerundete Stimmungsbilder, als deren Perle „Ein Idyll aus Assisi" bezeichnet werden darf. In der „Casa Baldi" erzählt uns Münz sehr anmuthig, wie er den Spuren Scheffel's nachgegangen. Verschwunden ist das Hausbuch, in welches der Dichter seinen „Abschied von Olevano" eingeschrieben hatte. Von den drei Frauengestalten des Gedichts wandelt noch eine im heitern Lichte. Unversehrt aber stehen die Eichen der Serpentara; ja seit dem 25. September 1873 sind sie Eigenthum der deutschen Künstler.

Die eingeborenen Söhne der Sabinerberge fragen nicht viel nach Poesie, und eines schönen Tages wollten sie den Eichenhain fällen. Da traten deutsche Männer dazwischen, steuerten 700 Scudi zusammen, kauften die Künstlerstätte an und machten sie durch Vermittelung des deutschen Botschafters am Quirinal dem deutschen Vaterlande zum Geschenke.... Hier sieht man die wunderbarsten Epheupartien; wie ein Laubschleier legt sich der Epheu über manchen Eichenstamm hin und vermählt sich der Baumkrone. Am letzten Octobertage pflücke ich noch blasse Alpenveilchen. Der Hain ist durchduftet von Minze. An manchen Stellen wächst auch Wachholder; die cypressenartige Staude neigt sich mit ihren grünlichblauen Beeren über die Felsblöcke. Alles ist hier so malerisch schön. Hier umrauschen uns in heiliger Stille die Fittiche der Scheffel'schen Poesie — und zwar jener echten Poesie aus seinen besten Jahren, am Lichte der italischen Sonne zu ernster Kunst gereift.

Während den ersten beiden Theilen bleibender Werth zukommt, hätten die „Briefe", welche ihrerzeit im Feuilleton ohne Zweifel ihre Wirkung gethan haben, vielleicht wegbleiben können. Einzelne Stellen freilich, wie den Schluß des ersten Briefes, in welchem von den Beziehungen Bismarck's zur Curie die Rede ist, würde man ungern vermissen, aber die einzelnen Stadien des klerikalen Fiascos beim Papstjubiläum sind kaum der Verewigung werth. Die Studien sind als gute Essays, die kleinern Stücke als vortreffliche Feuilletons zu bezeichnen; der lebhaften, blühenden, bald rhetorisch schwungvollen, bald elegischen oder humoristisch angehauchten Darstellung liegt eine feste überzeugungskräftige Welt- und Lebensansicht zu Grunde. Je schöner die Sprache, desto mehr stören einzelne ungefeilte Stellen, wie: im Kampfe „gegen die die Nationalität negirende Kirche" (S. IX), oder: „sein Freund müsse auf alle Kosten Papst werden" (S. 321), was wie eine falsche Uebersetzung aus dem Französischen aussieht.

Aristide Gabelli's Schriftchen „Rom und die

Römer" (Nr. 2), welches ungemein lehrreich und daher sehr zu empfehlen ist, bildete ursprünglich die Einleitung zu einer großen Sammlung fachmännischer Monographien über die Bevölkerung Roms, seine Witterungs- und Bodenverhältnisse, seine Wasserleitungen, sein Armenwesen u. s. w. Dieses „Riesenwerk" wurde vor zehn Jahren von dem italienischen Ackerbau- und Handelsministerium für die letzte pariser Weltausstellung veranstaltet. Gabelli's kurze und schwungvolle Uebersicht der Ergebnisse jener Einzeldarstellungen gibt einen Begriff von der Größe dessen, was die italienische Regierung in Rom damals schon geleistet hatte, und von den Schwierigkeiten, mit denen sie heute noch zu kämpfen hat. Bezüglich der alten Campagnafrage ist das Ergebniß vorläufig: Resignation. Man steht vor dem circulus vitiosus: weil die Campagna unbewohnt ist, bleibt sie ungesund, und weil sie ungesund ist, kann sie nicht bewohnt werden. Die Uebersetzung liest sich gut.

Karl Jentsch.

Staatswissenschaftliche Literatur.

1. Karl Rodbertus. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Von H. Dietzel. Zweite Abtheilung: Darstellung seiner Socialphilosophie. Jena, Fischer. 1888. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Rodbertus ist der Klopstock unter den deutschen Socialisten: viel genannt, wenig gelesen, noch weniger verstanden. Jedermann, der sich für die Geschichte des deutschen Socialismus interessirt, weiß, daß Rodbertus in derselben eine bedeutende Stellung einnimmt; er kennt auch die Namen seiner Werke, und handelt es sich darum, die socialistischen Classiker aufzuzählen; so vergißt er gewiß nicht, Rodbertus an erster Stelle namhaft zu machen. Um so weniger kennt er die Werke des Einsiedlers von Jagetzow selbst. Inhaltsangaben derselben finden sich, mehr oder weniger ausführlich, in jedem gangbaren Lehrbuche der Nationalökonomie; und die Quelle zu studiren, ist allzu mühsam: man findet ganz und gar nicht das darin, was man von andern Socialisten her so sehr hat schätzen und lieben gelernt. Außer daß er einige Bücher schrieb und einmal preußischer Staatsminister war, weiß man im übrigen von Karl Rodbertus nichts. So ist er ein Mann, für den sich nur wenige Menschen lebhafter interessiren. Und das scheint nur natürlich. Besitzt er doch nichts von der Kleon-Marat-artigen Persönlichkeit Karl Marx', dessen Name nur genannt zu werden braucht, um dem braven Philister eine Gänsehaut über den ganzen Körper zu erregen, findet sich doch nichts in seinen Schriften von den fesselnden, herzzerreißenden Schilderungen socialen Elends, wie sie die sonst ebenfalls schwer lesbaren Bücher des großen Schöpfers der Internationale auch für den beschränkten Unterthanenverstand genießbar machen. Und wie viel mehr als Rodbertus ist gar erst Ferdinand Lassalle's Gestalt geeignet, weiteste Kreise anzuziehen. Sein alcibiadisch-gracchisches Volkstribunenthum, seine Kämpfer- und Duldergestalt, seine leichte glänzende Art zu sein und zu schreiben, alles dient dazu, Lassalle zu dem populärsten unter den deutschen Socialisten zu machen. Rodbertus wird nie zu gleicher Volksthümlichkeit gelangen, weder wie Marx, noch wie Lassalle. Und trotzdem wird er vielleicht von einem Geschichtschreiber des 20. Jahrhunderts als der einflußreichste aller deutschen „Socialisten" bezeichnet werden. Vielleicht erscheinen in einer spätern Zeit die bestechenden Gedanken eines Marx, eines Lassalle längst verblaßt, wenn der Ideengehalt von Rodbertus in ungetrübter Reinheit noch im Bewußtsein der kommenden Geschlechter weiter lebt. Vielleicht freilich auch hat man dann den Namen Rodbertus längst vergessen und seine geistige Hinterlassenschaft, unter eine Anzahl von Erben vertheilt, ist nur noch unter deren Namen bekannt? Wie dem auch sei: ein reicher Ideenschatz läßt sich jetzt immer noch den so wenig bekannten Werken Rodbertus' entnehmen; davon legt das Buch K. Dietzel's beredtes Zeugniß ab.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Dietzel'schen Arbeit, daß ihr Inhalt nur einen Theil dessen enthält, was der Titel verspricht. Rodbertus' „Leben und Lehre" sollten behandelt werden; aber das erste 1886 erschienene Heft bringt nicht eigentlich eine Lebensgeschichte des Denkers von Jagetzow, sondern im wesentlichen eine Schilderung seiner Thätigkeit während der Revolutionsjahre 1848 fg.; der vorliegende Theil gibt durchaus kein Bild von der „Lehre" Rodbertus', sondern handelt, wie nun auch der Sondertitel der zweiten Abtheilung ankündigt, von seiner Socialphilosophie. Wir sagen, das sei eine Eigenthümlichkeit des Dietzel'schen Buchs, aber, wie uns dünkt, eine sachlich wenigstens berechtigte Eigenthümlichkeit: wie aus dem Leben Rodbertus', losgelöst von seinem übrigen Denken und Thun, seine werkthätige Stellungnahme zur „Deutschen Frage" hervorragt, so aus den Einzelheiten seiner Lehre die sein ganzes Wesen durchtränkende und beherrschende eigenartige principielle Auffassung von Staat und Gesellschaft. Es erscheint uns gerade als ein überaus glücklicher Griff, diese „Socialphilosophie" des Mannes, abgesondert von seinen übrigen Lehrmeinungen, zur Darstellung gebracht zu haben, denn sie vor allem ist es, die unsers Erachtens einen die Sonderlehren Rodbertus' weit übergipfelnden dauernden Werth für die Entwickelung der Socialwissenschaften beanspruchen darf. Nicht die Lohn- und Grundrententheorie, nicht seine Ansichten über Kapitalbildung, über Handelskrisen, seine Vorschläge zur Einführung eines Normalarbeitstags, eines Arbeitsgeldes u. s. w., selbst nicht seine Ausführungen über den Agrarcredit sind es, welche Rodbertus' Bedeutung ausmachen; diese beruht

vielmehr im wesentlichen auf seiner „Socialphilosophie“. Diese besteht nun, wollte man es mit wenigen Worten ausdrücken, in der zeitgemäßen Wiederbelebung des Aristotelischen Satzes, daß der Staat, das Gemeinwesen, das Ganze offenbar das Frühere und Höhere sei als das Individuum; daß infolge dessen das Gesammtinteresse unbedingt dem Einzelinteresse vorangestellt, daß letzteres jedesmal geopfert werden müsse, sobald es in unvereinbaren Gegensatz mit dem Wohle des Ganzen trete. Auf dieser Fundamentalanschauung ruht das Rodbertus'sche socialphilosophische System. Die Wiedergeburt dieses antiken Staatsidealismus ist nicht eigentlich durch unsern Denker herbeigeführt: schon vor ihm hatte die deutsche Philosophie und Staatslehre in stolzer Gegenwirkung gegen die westeuropäische individualistische Lehre vom Vertragsstaate auf die „organische“ Staatsidee der Alten zurückgegriffen und aus ihr heraus eine neue höhere Socialphilosophie entwickelt. Rodbertus' eigenstes Verdienst ist es jedoch, die socialorganische Denkungsweise folgerichtig auf das ökonomische Leben angewandt und damit eine im engern Sinne socialökonomische Weltauffassung begründet zu haben. Wenn Dietzel in einem „kritischen“ Theile seiner Arbeit nachzuweisen versucht, daß einer Reihe anderer Denker, z. B. dem französischen Socialisten Saint-Simon, die Priorität in der Erfassung jenes Socialprincipgedankens gebühre, so möchten wir einem solchen Nachweise nicht allzu großen Werth beimessen; er kann im besten Falle nur die Thatsache zu Tage fördern, daß z. B. Saint-Simon ähnliche Gedanken wie nach ihm Rodbertus gehabt habe: die Eigenart des Systems, nicht in philosophischer, wol aber in socialökonomischer Hinsicht bleibt Rodbertus doch gewahrt. Das kann auch Dietzel nicht leugnen, der gewiß nicht von S. 33 bis 180 mit einem großen Aufwande von Liebe, Mühe und Zeit dieses System zur Darstellung gebracht haben würde, nur um nachher auf S. 181—221, wie es nach einigen Bemerkungen den Anschein gewinnen möchte, „nachzuweisen“, daß es eigentlich gar nicht legitimes Eigenthum des Denkers von Jagetzow sei, sondern erb- und eigenthümlich andern Geistern, in erster Linie Saint-Simon, angehöre.

Obwol diese wenigen Andeutungen über den Inhalt der Dietzel'schen Schrift dem mit Rodbertus nicht bekannten Leser ein klares Bild von der Gedankenwelt dieses originellen Kopfes nicht zu geben vermögen, müssen wir uns an dieser Stelle darauf beschränken, auf Dietzel's Buch, das mit großer Klarheit und Uebersichtlichkeit, wenigstens in seinem „darstellenden“ Theile, geschrieben ist, zu verweisen.

Nur auf einen Gedanken noch in Kürze näher einzugehen, sei gestattet; wir meinen die Charakterisirung des Rodbertus'schen Systems als eines „socialistischen“ im gewöhnlichen Sinne. Man hat sich leider auch vielfach in der Wissenschaft gewöhnt, die Männer Rodbertus, Marx, Engels, Lassalle in einem Athem als die Begründer des „wissenschaftlichen Socialismus“ zu nennen, ohne sich im mindesten klar darüber zu sein, daß Rodbertus und Lassalle grundsätzliche Gegner der Marx und Engels hinsichtlich ihrer Auffassung von Staat und Gesellschaft sind; eine irgendwie sorgfältigere Prüfung der genannten Persönlichkeiten hätte die tiefe Kluft erkennen lassen müssen, die sie in zwei Lager scheidet. Es ist ein Verdienst Dietzel's, daß er diesen zwar an der Oberfläche liegenden, aber trotzdem noch wenig erkannten Gedanken klar zum Ausdrucke gebracht hat. Er bezeichnet die Richtung Marx-Engels, die ihren Ursprung in der französisch-englischen Staatsphilosophie hat, als Communismus und charakterisirt sie als „potenzirten Individualismus“; sie vertrete das Dogma, daß der Staat, die organisirte Gesellschaft um der einzelnen willen da ist, daß Staat und Recht in den Dienst der Einzelinteressen gestellt werden müssen. Dem gegenüber nennt Dietzel Rodbertus, ebenso wie J. G. Fichte und Lassalle Socialisten, deren Dogma dahin laute, daß der einzelne um des Ganzen willen da sei, daß er betrachtet werden müsse als dienendes Organ des socialen Organismus, der Gesellschaft in ihrer geschichtlichen Entwickelung, des Lebensprocesses der Gattung. Das Recht der Gesellschaft, die Pflicht des Individuums ihr gegenüber sei der beherrschende Begriff der auf diesem Grundsatze fußenden Socialphilosophie. So undeutsch die Marx-Engels'sche Richtung (die heutige Socialdemokratie), so urdeutsch sei der Rodbertus-Lassalle'sche Standpunkt: er habe seine Wurzeln in der Fridericianischen Staatsauffassung nicht minder als in der deutschen Philosophie:

> Es sind zwei Socialanschauungen einander feindlich wie Feuer und Wasser, verbündet nur, soweit sie den Liberalismus, das laissez-faire, das bellum omnium contra omnes auf wirthschaftlichem Gebiete angreifen. Ein Verhältniß ungefähr wie das der „Majorität Windthorst-Richter“.

2. Zur Literaturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaften. Von Gustav Schmoller. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 6 M.

Inhalt: 1) „Friedrich von Schiller's ethischer und culturgeschichtlicher Standpunkt“; 2) „Johann Gottlieb Fichte“; 3) „Friedrich List“; 4) „Henry C. Carey“; 5) „Lorenz von Stein“; 6) „Wilhelm Roscher“; 7) „Die neuern Ansichten über Bevölkerungs- und Moralstatistik“; 8) „Karl Knies“; 9) „Albert E. Fr. Schäffle“; 10) „Th. Funck-Brentano“; 11) „Henry George“; 12) „Theodor Hertzka“; 13) „Die Schriften von K. Menger und W. Dilthey zur Methodologie der Staats- und Socialwissenschaften“.

Es ist eine Anzahl von ältern und neuern Charakteristiken hervorragender Schriftsteller und ihrer Werke, die, zu einem blühenden Strauße zusammengebunden, der Verfasser in dem vorliegenden Buche uns darreicht. Ebenso wenig wie eine Sammlung quellenkritischer, gelehrter Monographien will dasselbe ein Lehrbuch, einen Leitfaden der Literaturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaften vorstellen, aus denen der studienbeflissene Anfänger sich den Entwickelungsgang der genannten Disciplinen zum

ersten mal vergegenwärtigen könnte. Dazu ist die Auswahl der Persönlichkeiten, deren Gewolltes und Vollbrachtes uns in dem Buche geschildert wird, zu klein und auch wol zu willkürlich getroffen. Nur dem geübtern Leser wird sich der einheitliche Geist offenbaren, der allerdings das Ganze durchweht; nur der Kundigere wird in den mosaikartig zusammengefügten Schilderungen das vollendete Bild eines abgeschlossenen Ganzen zu erkennen vermögen.

Diese Einheit des aus früher selbständigen Aufsätzen gebildeten Buchs liegt, um es kurz zu sagen, in der einheitlichen Betrachtungsweise, liegt darin, daß vielfach untereinander verwandte, vielfach voneinander abweichende Geister von einem sich gleichbleibenden Gesichtspunkte aus mit demselben Lichte beleuchtet werden. Bei ihnen allen, so verschiedenartig sie in ihren Einzelheiten sein mögen und so weitgehende verständnißvolle Berücksichtigung die reiche Mannichfaltigkeit ihrer Individualitäten findet, wird doch vornehmlich nach der Bedeutung gefragt, welche sie für die Entwickelungsgeschichte der modernen, insbesondere deutschen Staats- und Socialwissenschaften haben, und sofern das Wesentliche dieser Entwickelungsgeschichte und ihrer Ergebnisse uns in der Beurtheilung jedes einzelnen Schriftstellers nach seinen verschiedenen Seiten hin gleichsam als Maßstab, nach welchem gemessen ist, zum Bewußtsein gebracht wird, erscheint das vorliegende Buch in der That wie wenig andere Werke berufen, ein einheitliches Gesammtbild von der Eigenart dessen zu geben, was wir als ethisch-historische Schule in den genannten Wissenschaften, insbesondere der Nationalökonomie, bezeichnen. Es hat mehr als eine rein äußerliche Bedeutung, daß die Reihe der Charakteristiken in unserm Buche anhebt mit Friedrich von Schiller und Johann Gottlieb Fichte: es kommt durch diese Voranstellung auch das weitere innerliche Moment zum Ausdruck, daß es die Philosophie auf der einen Seite, wie die Geschichte auf der andern Seite ist, aus denen die modernen deutschen Socialwissenschaften hervorgewachsen sind. Und das ist es auch, was uns Schmoller als deren Wesenheit darthun möchte, daß sie auf der Grundlage der Psychologie durch Vertiefung der historischen Kenntnisse in steter Wechselwirkung mit den verwandten Geisteswissenschaften sich allein ersprießlich haben entwickeln können. Das ist insbesondere auch bei allen den geschilderten Nationalökonomen der gemeinschaftliche Zug: die immer stärker hervortretende historisch-ethische Auffassung ihrer Wissenschaft.

> Die Reihenfolge der behandelten Schriftsteller deutet, soweit es deutsche sind, den Entwickelungsgang unsers wissenschaftlichen Denkens von dogmatischer Speculation zu empirischer Erfassung der Wirklichkeit an. In den ältern aber, wie in den neuern erörterten Schriften spiegelt sich die Thatsache ab, daß die Stellung zu den allgemeinen Fragen der Nationalökonomie abhängig ist von den politischen und philosophischen Ideen, von der Staats- und Geschichtsauffassung des Verfassers.

Das eben ist der gewaltige Fortschritt, den die deutsche Volkswirthschaftslehre über die alte englische und französische Schule hinaus gemacht hat, daß sie nicht in der immer dürrer und trostloser werdenden Heide abstract-dogmatischer Chrematistik weiter gewandelt, sondern zurückgekehrt ist zu den ewig frischen Gründen der Philosophie, daß sie aus dem Jungbrunnen historischer Forschung und erfahrungsmäßiger Erfassung der lebenswarmen Wirklichkeit neue Kraft gesogen hat. Und

> daran ist bewußt festzuhalten, daß die Wissenschaft vom ökonomischen Leben sich nie von der Psychologie, der Ethik, der Geschichte, der Staats- und Gesellschaftslehre und den einschlägigen Hülfsdisciplinen ganz loslösen soll und kann.

Inmitten der Schriftstellercharakteristiken, welche unsere Sammlung enthält, steht das Bild von der geistigen Persönlichkeit und den wissenschaftlichen Werken Wilhelm Roscher's. Ihm ist das Buch gewidmet worden: zu Ehren seines funfzigjährigen Doctorjubiläums hat der Schüler dem großen Meister den duftenden Blumenstrauß gebunden. Und wessen Name deckt mehr und vollkommener als derjenige Roscher's die moderne Entwickelung der deutschen Nationalökonomie? Er war es, der als erster in erschöpfenden umfassenden Werken die Wissenschaft wiederum in den Mutterboden der geschichtlichen Auffassung pflanzte. Die starren leblosen Gebilde der dogmatisch-rationalistischen Schule wußte er wieder zum Leben zurückzuführen, indem er sie aus dem luftleeren Raume der Abstraction herausnahm und in den Fluß der geschichtlichen Entwickelung, in unmittelbaren Zusammenhang mit der greifbaren Wirklichkeit des staatlichen und socialen Lebens seiner Zeit stellte. Es ist ein schönes Werk, einen hochgeschätzten Meister damit zu ehren, daß man ihm sein eigenes glänzendes Bild vor Augen führt, daß man ihm darthut, welche wirksame, bahnbrechende, erfolgreiche Thätigkeit er in seinem Leben entfaltet hat. Und wenn einer der jüngern Meister unserer Wissenschaft berufen war, diesen Ehrendienst dem Altmeister Roscher zu seinem Jubeltage zu leisten, so war es gewiß Gustav Schmoller. Nicht nur, daß dieser es ist, der, wie er selbst von sich sagt, mehr als die meisten andern Fachgenossen den historischen Bahnen gefolgt ist, welche Roscher eröffnete: auch die unübertroffene Feinheit der Beurtheilung wissenschaftlicher Leistungen, insbesondere der Persönlichkeiten, aus denen diese Leistungen flossen, die meisterhafte Art, mit wenig Zügen uns eine gelehrte Arbeit, ein Denkerbild vor Augen zu führen, die classisch ruhige, objective Art, die Bedeutung einer Leistung in ihren Beziehungen zu Vergangenem und Zukünftigem zu würdigen, all diese Eigenschaften, die ihre höchste Ausbildung erfahren haben durch eine staunenswerthe Weite der Bildung, sie sind es, die Schmoller vielleicht am ehesten von allen lebenden Fachgelehrten befähigten, gerade Roscher und seinen Schöpfungen gerecht zu werden. Hören wir, wie Schmoller zusammenfassend, die Bedeutung des Altmeisters, seine Stellung in der Wissenschaft schildert:

> Wilhelm Scherer hat oft, wenn wir derartige Dinge besprochen, das Verdienst Roscher's dahin formulirt, daß er für Deutschland die Tradition der göttinger culturhistorischen Schule gerettet, daß

er sie mit moderner philologischer Bildung wieder zu Ehren gebracht habe.... Roscher ist der echte Nachfolger Justus Möser's, er ist der universalgebildete Culturhistoriker unter den Nationalökonomen. Seine Kraft liegt in einer ganz seltenen Breite der Bildung, der Lektüre, in einem realistischen Sinne für alle Kleinigkeiten des wirthschaftlichen Lebens; sein Interesse ist in erster Linie den großen Fragen der historischen Entwickelungsprocesse der Völker und Staaten, wie sie schon von Aristoteles und Machiavell formulirt wurden, zugewandt. Er sucht die Fragen des staatlichen Lebens zu vertiefen durch Aufdeckung der wirthschaftlichen Processe. Er sucht nach Naturgesetzen für den allgemeinen Gang der volkswirthschaftlichen Entwickelung. Alles Studium der Alten, alle Benutzung neuerer Geschichtschreibung, alle Durchforschung der Statistik dient ihm als empirisches Material zur Auffindung allgemeiner Wahrheiten in Bezug auf den Gang der politischen und wirthschaftlichen Geschichte. Vieles klingt an die Gedanken von Montesquieu und Herder, manches an die geistreichen Versuche Ritter's, den Gang der Geschichte natürlich zu erklären und teleologisch zu verstehen, an; in gewissen Anschauungen berührt er sich sogar mit den Anschauungen Buckle's, dessen ganzes Streben ja die Aufdeckung von historischen Naturgesetzen ist. Man könnte fast sagen, was Roscher vorschwebe, sei eine allgemeine Geschichtstheorie, seien Gesetze des historischen Lebens überhaupt. Vielleicht für die Gegenwart ein zu hohes Ziel! Aber immer eins, nach dem die großen Geister stets von neuem greifen, nach dem zu greifen erlaubt ist, wenn man Freiheit des Geistes und der Beobachtung mit universaler Bildung verbindet.

Das ist gewiß ein Bild, wie es nicht treffender, lebenswahrer, gedrängter von Roscher's wissenschaftlicher Bedeutung entworfen werden könnte. Und in ähnlicher Vollkommenheit treten uns die Charaktere und gelehrten Werke der übrigen Männer, aus denen der Ehrenstrauß gebunden ist, vor Augen. Uns jüngern Nationalökonomen, insbesondere denen, welche sich Schüler Gustav Schmoller's zu sein rühmen dürfen, ist das besprochene Buch noch aus einem andern Grunde als dem angeführten überaus werthvoll: es enthält nicht nur eine Entwickelungsgeschichte der neuen deutschen Socialwissenschaften, nicht nur eine Charakteristik des gefeierten Jubilars, sondern es bietet auch in gleicher Vollkommenheit ein Bild der fesselnden Eigenart des jüngern Meisters Gustav Schmoller selbst dar.

3. Die classische Nationalökonomie. Vortrag gehalten beim Antritt des Lehramts an der Universität Wien am 17. April 1888 von Lujo Brentano. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 1 M.

In gleichem Geiste wie G. Schmoller in der oben besprochenen Literaturgeschichte an der Hand von Charakterzeichnungen und Bücherkritiken, so unternimmt es in dem vorliegenden Schriftchen L. Brentano, einige besonders sprechende Beispiele sachlicher Art herausgreifend, den Nachweis zu führen, daß die sogenannte „classische Nationalökonomie", d. h. diejenige Richtung, welche aus ein paar hypothetisch gewonnenen abstracten Formeln die ganze Mannichfaltigkeit des realen, wirthschaftlichen Lebens zu erklären sich unterfing, nur noch historisches Interesse beanspruchen könne, daß die zeitgemäße, dem Stande unserer modernen Erkenntniß entsprechende Methode der nationalökonomischen Forschung allein die ethisch-historisch-empiristische sein dürfe. Das Schriftchen gewinnt ein erhöhtes Interesse dadurch, daß der Verfasser an seiner eigenen Person den Entwickelungsgang darlegt, den die Wissenschaft als solche genommen habe: er selbst, Brentano, sei unter dem Einflusse der classischen Nationalökonomie (Hermann'sche Schule) aufgewachsen, seine Studien habe er in ihrem Sinne unternommen; aber sehr bald habe er, ins Leben hinaustretend, gewahr werden müssen, daß die Wirklichkeit allerorts von den auf abstract-deductivem Wege gewonnenen Ergebnissen seiner Schulweisheit gar weit entfernt sei. Und nun habe er sich daran gemacht, diese Wirklichkeit selbst zu beobachten und sei dabei Schritt für Schritt von der alten Lehre mehr abgekommen. Auf Grund seiner Erfahrungen stellt dann Brentano für seine Schüler, zu denen er spricht, als Bedingniß eines ersprießlichen nationalökonomischen Studiums die Regel auf: daß die Losung sein müsse: unmittelbare Beobachtung des wirthschaftlichen Lebens, und zwar soll sich diese Beobachtung sowol auf die historische Entwickelung der Volkswirthschaft als auch auf die gegenwärtigen ökonomischen und socialen Zustände in den verschiedenen Ländern beziehen.

Für denjenigen, der sich in Kürze darüber orientiren will: was es denn sei mit der modernen deutschen Nationalökonomie im Gegensatze zur alten Manchesterschule, wird die Lektüre unsers Schriftchens nicht ohne Nutzen sein.

4. Die neuesten Fortschritte der nationalökonomischen Theorie. Vortrag, gehalten für die Gehe-Stiftung in Dresden am 10. März 1888 von Emil Sax. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Gr. 8. 1 M.

Wollten wir den Worten des Verfassers glauben, mit denen er seine eigenen „Entdeckungen" über das Wesen und die Gesetze des Werthes als „die neuesten Fortschritte der nationalökonomischen Theorie" in die Welt hinausruft, so wäre allerdings die Wissenschaft durch ihn in völlig neue Bahnen geleitet. Hält er sich doch für nichts Geringeres als für den Newton der Nationalökonomie, sofern er seinen eigenen Leistungen nicht nur „die größte wissenschaftliche Tragweite" (S. 32) beimißt, sondern von einer seiner „Entdeckungen" mit erfreulicher Selbstgefälligkeit ausruft (S. 29):

> Ist das nicht eine Formel von mathematischer Exactheit und ist sie nicht ähnlich z. B. dem Gravitationsgesetze in der Naturwissenschaft?

Die vorliegende Schrift enthält nur auszugsweise einige der Forschungsergebnisse, welche Professor Sax vor Jahresfrist in seiner „Grundlegung der theoretischen Staatswirthschaft" der wissenschaftlichen Welt mitgetheilt hat. Diese ist zum überwiegenden Theil unempfänglich für Sax' neue Weisheit geblieben. Der Verfasser glaubt in diesem Umstande ein schlechtes Zeichen für den Zustand der modernen Nationalökonomie erblicken zu sollen. Unsers Erachtens ist es gerade ein erfreulicher Beweis für die Tüchtigkeit unserer Wissenschaft, daß sie über die Sax'schen

„Entdeckungen" zur Tagesordnung übergegangen ist. Eine ernstliche Polemik gegen die Sax'schen Lehren, die im wesentlichen ein Herausgraben der abgestandenen abstracten Formelweisheit der englischen „Classiker" sind, ist heute gar nicht mehr nöthig, eine solche wäre jedenfalls an diesem Orte nicht angezeigt. Wer sich die Mühe nimmt, wird selbst, ohne allzu großen Aufwand von Scharfsinn, zu erkennen vermögen, daß die Lehren unsers Newton-Sax, soweit richtig, alt, soweit neu, verkehrt seien.

Werner Sombart.

Zur Culturgeschichte.

1. Illustrirte Culturgeschichte. Von F. von Hellwald. Erster Band: Haus und Hof. Mit 222 Illustrationen. Lieferung 8—18. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1887—88. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Je weniger äußerlich man den hergebrachten Begriff der Geschichte faßt, je mehr man sich gewöhnt, darunter nicht nur Haupt- und Staatsactionen, Schlachtenberichte und Geschlechtsregister zu verstehen, sondern den ruhigen Fluß einer organischen Entwickelung (so stürmisch auch die Oberfläche scheinen mag), desto mehr erweitert sich der Ausblick, und das, was ein Historiker frühern Datums verächtlich beiseite geschoben haben würde, erscheint jetzt als ein unverbrüchliches Glied einer fortlaufenden Kette von innerlich zusammenhängenden Erscheinungen. Die Beziehung des Menschen zu den Thieren ist zum Beispiel culturgeschichtlich ein äußerst wichtiges Problem und in diesem Sinne sagt der verdiente Ethnograph F. von Hellwald in dem Werke, dessen erste Abtheilung seinen Abschluß erreicht hat, mit Recht:

> Im westfälischen Hause wohnt der Mensch sozusagen zu Gaste beim Vieh, welchem in behäbiger Breite der weitaus größere Antheil des Hauses eingeräumt ist. Culturgeschichtlich darf man aber als feststehend erachten, daß das Zusammenleben mit den Thieren stets auf eine tiefere Stufe der Gesittung hindeutet und diese ist desto geringer, je inniger, je unmittelbarer sich dieses Zusammenleben gestaltet. So wird uns das Haus in seiner Gliederung zu einem ganz untrüglichen Culturmaße. Sicherlich weist unser Wort Hausthiere auf jene fernen Zeiten hin, als der Mensch die Thiere durch Zähmung an sich zu fesseln begann und seinen Wohnraum, den einzigen, welchen das ursprüngliche Haus besaß, mit ihnen theilte. Je höher er aufstieg in verfeinerter Art des Lebens, desto mehr bricht sich das Bestreben nach Absonderung Bahn, welches das Vieh in eigene, immer entferntere Räumlichkeiten, wenn auch noch unter denselben Dache, verweist und schließlich in der völligen Trennung von Stallung und Wohnhaus in selbständigen unzusammenhängenden Bauten gipfelt. (S. 495.)

Uebrigens ist es auch für den Leser ein Vergnügen, an der Hand eines so kundigen Führers die verschiedenartigen Wohnstätten des menschlichen Geschlechts zu betreten von den dürftigsten, durch die Natur selbst dargebotenen Felshöhlen an bis zu den prächtigsten Palästen und Schlössern der obern Zehntausend der Menschheit. Natürlich hat es aber bei der bloßen Unterhaltung nicht sein Bewenden, auch manche culturgeschichtliche Fragen werden nothgedrungen in den Rahmen der Erörterung gezogen, so z. B. die Legende von der specifisch arabischen Kunstblüte, wie sie in Spanien bestanden haben soll. Unser Verfasser weist nach, daß hier eine doppelte Verwechselung vorliegt; einmal der civilisirten Bewohner Südarabiens, Yemens, mit den rohen Beduinenhorden, welche sich westwärts aus ihrem Heimatlande nach Aegypten und über den Nordrand Afrikas nach Spanien ergossen. Diese, die an Zahl verhältnißmäßig schwachen, aber brutalen Eroberer und Zerstörer jeder fremden Gesittung (so z. B. in dem alten Culturlande am Nil), waren ganz unfähig, eine eigene höhere Gesittung hervorzubringen. Und zweitens hat man mit jener Bezeichnung den Arabern zugeschrieben, was sich, insonderheit in Spanien, nur durch die Mischung und Befruchtung der sogenannten Berbern mit den einheimischen culturstärkern Elementen entwickelte:

> Kein Zweifel, daß die den rohen Eroberern überlegenen Culturelemente den maurischen Baustil schufen. Der Löwenantheil entfällt gewiß auf die eingeborenen Renegaten, die Erben classischer Ueberlieferungen. Aber auch die Berber, die von allem Anfang her in weit größerer Kopfzahl als die Araber auf spanischem Boden vorhanden waren und in eben dem Maße mit der Zeit anschwollen, als die Araber zusammenschmolzen, mögen wol nicht so ganz ohne Antheil daran geblieben sein. Ist also die Bezeichnung maurisch übel gewählt, wenn man darin eine an die Berber sich knüpfende Entwickelungsphase der Kunst in Spanien erkennen will, so ist sie vollauf berechtigt, wenn man sie auf alle Leistungen der Mohammedanerherrschaft in Spanien und Nordwestafrika ausdehnt. In Wahrheit ist die moslimische Baukunst wie die ganze Gesittung jener Gebiete einzig und allein das ununterbrochene Werk jenes Mischvolks gewesen, wofür ethnographisch der Name Maure noch der beste bleibt. Weit entfernt zu Misverständnissen zu führen, beseitigt es solche, wenn es nur, statt auf die Berber, auf das ganze bisher namenlose Völkergemisch erstreckt wird, welches man mangels genauerer Bezeichnung als „Araber" in die Geschichte einführte. Das Märchen von dieser arabischen Gesittung beruht lediglich auf der unseligen Verwechselung von Glaubensbekenntniß und Nationalität. Die ungeheuere Mehrzahl dieser „Araber" befand sich in der Lage der heutigen Mohammedaner in Bosnien, welche man als Türken betrachtet, die aber echte Slawen sind und mit den Türken nichts gemein haben als den Islam und die sich daraus ergebenden Sitten. (S. 275.)

In andern Strichen (in Vorderasien z. B.) wurde der persische und byzantinische Stil das bindende Muster für die arabische Copie; originell tritt, wie gesagt, das echte Araberthum (als Rasse genommen) nur auf bei den an ein altes Culturleben gewöhnten Bewohnern Yemens, bei den sogenannten Himjariten.

Eine andere noch nicht völlig erledigte Streitfrage bildet die Herkunft und der Ursitz der Arier. Bekanntlich wird neuerdings von namhaften Autoritäten die land-

läufige Ansicht von ihrer Heimat in dem Quellgebiete des Oxus-Jaxartes, auf dem eranischen Hochlande, verworfen und dafür die litauisch-russische Ebene in Europa angenommen. Was sodann den zweiten Punkt angeht, die Reinheit des arischen Blutes, so ist jedenfalls die frühere Vorstellung unzutreffend, weil sie den vielfachen Einbrüchen und den dadurch bedingten Berührungen mit fremden Rassen keine Rechnung trägt. Hellwald nennt sie geradezu einen „historischen Roman“:

Sehr wahrscheinlich hat es in der Urzeit ein Volk, die Arier, gegeben, ausgestattet mit jener Cultur, welche die vergleichende Sprachkunde mühsam aus dem linguistischen Schatze herausgelesen hat. Aber dieses Volk war, wie alle Völker des Alterthums, der Kopfzahl nach verhältnißmäßig beschränkt, und wenn es sich vollends zerstreute, so sind dessen einzelne Abtheilungen stets als eine Minderzahl von Eroberern bei andern geringer gesitteten Stämmen aufgetreten, in welchen sie dem Blute nach viel eher aufgingen, als sie diese zu ihrer Rasse umwandelten. Für Europa hat es H. Kern längst ausgesprochen, daß der reine Arier eine Mythe sei. Selbst die germanischen Völker, die sich nicht wenig auf ihr Arierthum zugute thun, sind, wie die anthropologischen Forschungen ergeben, sehr zahlreich mit allophylem Blute gemischt und zeigen daher die verschiedensten Typen. Was man als Hindu bezeichnet, ist das Ergebniß eines großartigen Völkergemenges, an dem das Arierthum den geringsten Antheil hat. Von einer Reinerhaltung derselben ist auch in Indien keine Rede, nicht einmal in der Kaste der Brahmanen. (S. 350.)

Mit diesen Einwänden und Widerlegungen ist natürlich der culturhistorische Zusammenhang, wie ihn die vergleichende Religions- und Sprachwissenschaft innerhalb des indogermanischen Idioms aufgerichtet hat, durchaus nicht erschüttert; vielmehr zeigt es sich hier wie so oft, daß die Wirksamkeit der Ideen und der intellectuellen Welt überhaupt mächtiger und durchgreifender ist als das rein physiologische, ethnische Moment.

Die vielfachen Abbildungen bieten nicht nur für das Auge eine angenehme Abwechselung, sondern unterstützen unsere Phantasie, wenn sie bemüht ist, die räumlichen Umrisse eines Gebäudes sich vorzustellen und so eine klare, gegenständliche Anschauung sich zu verschaffen.

2. Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen, allgemein faßlich dargestellt von M. Alsberg. Mit zahlreichen Farbendrucktafeln, Karten und Holzschnitten. Lieferung 4—11. Stuttgart, Weisert. 1887. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Die weitern Abschnitte des vorliegenden Werks geben uns in gedrängten Umrissen ein klares Bild (soweit das nach dem jetzigen Stande der Forschung möglich ist) von den vorhistorischen socialen Verhältnissen. Dazu rechnen wir die Gesammtheit des geistigen Lebens der Menschheit, nicht nur die politischen Zustände im engern Sinne, sondern, um nur eins zu erwähnen, auch die Sprache. Es ist nur anerkennenswerth, wenn der Verfasser gegenüber der imponirenden Sicherheit, mit der manche moderne Forscher das Räthsel der Sprachentstehung gelöst zu haben vorgeben, sich mit dem Geständniß bescheidet,

daß von einer genauen Feststellung des Zeitpunktes, wo es zur Bildung einer artikulirten Lautsprache kam, schon deshalb nicht die Rede sein kann, weil dieser Entwickelungsproceß ein außerordentlich langsamer und allmählicher gewesen ist. (S. 143.)

Ebenso entschieden wird die immer noch gelegentlich auftauchende Annahme von der völligen Sprachlosigkeit des Urmenschen mit Recht zurückgewiesen; ob freilich andererseits die bloße Schallnachahmung und ein bei gemeinsamer Arbeit gleichsam von selbst entstehender Rhythmus den geheimnißvollen Hergang zu erklären im Stande ist, erscheint uns noch einigermaßen zweifelhaft. Ein anderer sehr wichtiger Factor der gesellschaftlichen Entwickelung ist die Religion, die in ihrer Bedeutsamkeit immer noch nicht genügend gewürdigt wird; einerseits wird der Umstand unnöthig betont, daß diese Sphäre vielfach mit logischen Widersprüchen versetzt sei, andererseits verkennt man die ursprünglichen und treibenden Ideen, wie sie auf der ganzen Erde fast überall uns gleichartig entgegentreten. Vor allem ist es erforderlich, jeden eng begrenzten, specifisch dogmatischen Maßstab fahren zu lassen:

Hier ist zunächst zu bemerken, daß wenn man den Begriff Religion als Glauben an Uebersinnliches definirt, es wol kaum einem Zweifel unterliegt, daß alle jetzt lebenden Völker — selbst die auf außerordentlich niedriger Culturstufe stehenden — zu religiösen Anschauungen gelangt sind und es ist daher an und für sich schon gerechtfertigt, wenn wir annehmen, daß religiöse Ideen das Thun und Lassen des vorgeschichtlichen Menschen im hohen Grade beeinflußt haben. (S. 328.)

Die Entstehung und eigentliche Schöpfung der Religion dagegen reicht wiederum über die Grenze unserer erfahrungsmäßigen Erkenntniß und somit der kritischen Wissenschaft hinaus; sie ist vielmehr ein Gegenstand des Glaubens, wie das die verschiedenen einander widerstreitenden Speculationen auch sattsam gezeigt haben. Dagegen sind wir über den weitern Entwickelungsgang des ursprünglichen Animismus (um den bekannten Ausdruck Tylor's zu gebrauchen) sehr wohl unterrichtet; überall ist derselbe fetischhafte Gedanke wirksam, daß die göttliche Kraft sich zeitweilig in irgendeinem äußern Gegenstande verkörpert und offenbart; gleichgültig ist es diesem Princip gegenüber, wo diese Verkörperlichung stattfindet, ob in Bäumen, Steinen, Bergen u. s. w. Daß auch hierbei gewisse Beobachtungen und Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens von Einfluß gewesen sind, wird wol nicht mit Unrecht von Alsberg hervorgehoben:

Daß speciell das Feuer in den religiösen und abergläubischen Anschauungen der vorgeschichtlichen Menschheit eine wichtige Rolle gespielt hat, kann nicht verwundern, wenn wir bedenken, daß einerseits die soeben erwähnten Eruptionen des Vulkans und die durch die Lava angerichteten Verwüstungen in dem Gemüthe des Menschen, der für diese furchtbaren Erscheinungen keine Erklärung hatte, einen tiefen Eindruck hinterlassen mußten und daß andererseits die Erfahrung ihn sehr bald belehrte, welche Fülle des Segens der Besitz des Feuers, welches daher auch die Mythen der Völker als ein von der Gnade der Götter dem Menschen gespendetes oder den Göttern entwendetes Gut bezeichnen, mit sich brachte. (S. 333.)

Obwol wir in manchen Punkten nicht mit dem Verfasser übereinzustimmen vermögen, stehen wir doch nicht an, sein Werk gerade für die weitern Kreise, deren Be-

lehrung es ganz besonders gewidmet ist, zu empfehlen, um so mehr, als es durchweg leicht verständlich geschrieben ist.

3. Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung von F. von Hellwald. Lieferung 6—10. Leipzig, E. Günther. 1888. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Wir können unsere frühern Bemerkungen mit einigen kurzen Worten abschließen, ohne uns in eine weitläufige Zergliederung des Einzelnen einzulassen. Der weitere Fortgang der Arbeit enthält die organischen Stufen des sociologischen Processes der Familienentwickelung, wie sie sich an den vollständigen Umschwung der ältern mutterrechtlichen Anschauungen und Einrichtungen, an das Patriarchat, knüpfen. Im übrigen entsprechen die landläufigen Vorstellungen (das ausschließliche Vorherrschen der männlichen Oberhoheit, die Behandlung des Weibes als Sache, die Zusammenfassung der ganzen Familie innerhalb der Gerichtsbarkeit des leitenden pater familias u. s. w.) im ganzen und großen auch der wissenschaftlichen Kritik, sodaß hier ein genaueres Eingehen überflüssig erscheint; nur einen vielbesprochenen Punkt möchten wir im Vorübergehen kurz berühren, die für die historische Auffassung so räthselhafte Sitte des „Couvade", des sogenannten Männerkindbettes. Unser Verfasser schließt sich in der Deutung Lippert an, der in dieser Sitte eine der vielen rituellen Ablösungen sieht, mit welchen eine mildere Zeit den blutigen Ernst einer ältern Epoche zu beschwichtigen suchte.

Den ersten Gewinn tragen die Kinder davon. Zur Zeit unbeschränkter Mutterfolge muß das Erstlingsopfer der Kinder allgemein im Schwange gewesen sein. Allein wo der Mann Herr und Eigenthümer des Weibes und deren Kinder ist, mußte es alsbald sein Interesse werden, diese Kinder auch zu erhalten. Die Folge davon mußte das Aufhören der Kinderopfer sein. Weil aber dieselben längst in den Glaubensvorschriften begründet waren, so währte es natürlich lange Zeit, ehe man sich zu Zugeständnissen an die jüngern Bedürfnisse bequemte, welche eine Ablösung des wirklichen Opfergegenstandes durch einen andern erheischten. (S. 301.)

Deshalb also der bedeutsame Act des Aderlasses; freilich können wir nicht leugnen, so richtig uns diese religiöse Perspective zu sein scheint, so streitet dagegen nicht die andere sociale Erklärung dieser Sitte, nämlich daß dadurch der Vater im Gegensatze zu der bisher maßgebenden Volksphysiologie sich zum eigentlichen Urheber des Kindes gestempelt habe. Besonders beachtenswerth scheinen uns sodann die Untersuchungen über die Eheformen in den einzelnen Culturkreisen, so über die Familie im Islam oder über die Entwickelung des Patriarchats in Indien. Soviel man mit dem Verfasser über einzelne Punkte rechten mag (auch der am Schlusse angefügte Ausblick gibt dazu wol Gelegenheit), so unzweifelhaft ist doch, daß nur eine unparteiische kritische Sichtung und Prüfung unserer sittlichen Ideale und ihrer Entwickelung die Lösung der strittigen Fragen ermöglichen kann. In diesem Sinne begrüßen wir auch das vorliegende Buch, dessen sorgfältige Materialiensammlung allein schon verdienstlich ist; die glatte Form der Darstellung wird für manche ein Magnet mehr sein.

Th. Achelis.

Ein realistischer Roman aus der Römerzeit.

Der Gladiator. Roman aus der Zeit Caligula's von Wilhelm Walloth. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 6 M.

Walloth vertritt bekanntlich in der jüngstdeutschen Dichtergruppe das antiquarische Gebiet: Ebers und Eckstein, vom Sauerteig des „Realistischen" und „Pathologischen" durchsetzt, d. h. mit Zügen und Scenen des Ueppigen, Widrigen und Verrückten ausstaffirt. Der Held Marcus verkauft sich als Gladiator, um seiner Mutter ein glänzendes Begräbniß gewähren zu können. Allein schon nachdem er seinen ersten Kampf und zwar einen Scheinkampf bestanden hat, befreit ihn eine ältliche Schönheit, die Schauspielerin Pyrallis, entführt ihn in ihre Villa und weiht den gänzlich Unerfahrenen in die „Liebe" ein. Der leicht verwöhnte Schlingel lohnt ihr durch ein schnell zum Aeußersten entwickeltes Liebesverhältniß mit ihrer Zofe Marcella, seiner Jugendgespielin; mit dieser verläßt er, als die Häscher seinen Aufenthalt ausgespürt haben, das gastliche Haus. Erst nach Monaten erscheint er völlig gebrochen wieder bei seiner Retterin: Marcella ist ihm durch seinen guten Freund Valerius abspenstig gemacht. Diese Erfahrung hat sein Gehirnchen völlig aus dem Leime gehen lassen, das früher ängstlich geschützte Leben gilt ihm nichts mehr: als die Verfolger diesmal die Villa erreichen, finden sie ihn von eigener Hand durchbohrt. Daß der Held eine willenlose Froschmolluskenbreinatur ist, wie das jüngste Geschlecht sie mit bedenklicher Vorliebe zeichnet, erhellt schon aus dieser kurzen Skizze; aber auch die übrige saubere Gesellschaft des Buchs, der gemalte Wütherich Caligula an der Spitze, ist faul bis in das Mark der Knochen. Nicht ein einziger tüchtiger, kaum ein halbwegs anständiger Mensch — diese Sorte von Realismus ist selbst für die römische Kaiserzeit trotz Juvenal und Martial unwahr, genau so unwahr wie die verachtete und geschmähte Schönfärberei der Dutzendromanciers. Daß die Leiche der Mutter uns im Stadium der Verwesung vorgeführt wird, stinkend, fleckig, verjaucht, daß die zahlreichen erotischen Scenen ausnahmslos den Lupanargeruch haben, daß die psychologische Entwickelung von einer Psyche nur wenig spüren läßt, desto mehr aber auf das Fleisch im eigentlichsten Wortsinne gegründet ist — das alles sind Dinge, die bei den verheißungsvollen Regeneratoren der deutschen Literatur nachgerade selbstverständlich erscheinen. Man bedauert die scharfe und feine Beobachtungsgabe, das anerkennenswerthe Darstellungstalent, das an diesen Stoff und diese Gestaltung des Stoffs verschwendet ist.

Wilhelm Brandes.

Feuilleton.

Je weniger voraussichtlich ein Buch von den eigenen Fachgenossen des Verfassers anerkannt werden wird, um so mehr halten wir uns für berechtigt, die Aufmerksamkeit der Leser hinzulenken auf ein Werk, welches der wiener Professor Joseph Schlesinger bescheiden als einen „Versuch zur Begründung einer antimaterialistischen Naturwissenschaft“ einführt. Es hat den Titel: „Die geistige Mechanik der Natur“ (Leipzig, Mutze, 1888). Die Schrift ist um so beachtenswerther, als der Verfasser früher selbst ein Anhänger des Materialismus gewesen ist. Schlesinger hat gefunden, daß die moderne Naturwissenschaft nur die Thatsachen in Systeme faßt und die Gesetze ihres Wirkens erfaßt, sich aber weniger um die verborgenen Ursachen der Erscheinungen bekümmert. Er selbst geht nun aus von dem Princip der substantiellen Wesenheit des Raumes und der Kraft; er glaubt, in logischer Weise den Uebergang von der unbelebten zur belebten Natur herstellen zu können; die Natur sei insofern einheitlich, als sie selbst in dem, was man Materie nenne, auf immateriellen Grundlagen beruhe. Er sucht nach den letzten Ursachen, welche nicht wieder Wirkungen sind. So gelangt er auf streng wissenschaftlichem Wege zu dem Ergebnisse, daß der Mensch nicht das Werk eines materiellen Stoffes ist, da letzterer an sich durch das Experiment nicht nachgewiesen werden kann, sondern das Werk einer immateriellen geistigen Macht. Demzufolge bleibe bei dem Zerfall des physischen Leibes das bewußte Ich selbstbewußt erhalten. Wenn wir nun auch dem Verfasser darin beistimmen, daß an jeder Stelle des Raumes Leben möglich ist, so können wir doch nicht den Raum als solchen für die Ursache des Lebens halten. Die Art, wie Schlesinger zwölf bekannte naturwissenschaftliche Hypothesen widerlegt, finden wir vortrefflich; sein Buch steckt voll von ebenso geistreichen wie wissenschaftlich haltbaren Sätzen und legt insbesondere eine heutzutage selten vorkommende Begabung an den Tag, die ungeheuere Welt der naturwissenschaftlichen Erscheinungen nüchtern und dennoch philosophisch unter neuern und vielfach gewiß höhern und richtigen Gesichtspunkten zu betrachten. Wir laden daher alle Betheiligten zum Lesen dieses geistvollen Versuchs dringend ein.

— Bei der Eröffnung des neunten Jahrgangs der „Ungarischen Revue. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Hunfalvy und Gustav Heinrich“ (Budapest, Kilian; in Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig), werfen wir einen Rückblick auf den reichen Inhalt, den der achte Jahrgang dieser gediegenen, von wissenschaftlichem Geiste getragenen Zeitschrift geboten hat. Einer ausführlichen kunstgeschichtlichen Arbeit, die den Band einleitete, über „Das mittelalterliche Draht-Email“, ward schon gedacht. Eine andere Studie von Moriz Wosinsky ist der Prähistorie gewidmet. Wie diese gehen auch die sehr anziehenden Mittheilungen: „Zur Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes“ durch drei Hefte. Weiter zurückliegende Vergangenheit des Landes behandeln die Aufsätze: „Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft“ von Moriz Darvai, „Báthory und Bethlen in ihrem Verhältnisse zur Krone Polens“ von Wilhelm Schmidt, „Susanne Forgach, ein ungarisches Frauenleben aus dem Ende des 16. Jahrhunderts“ von Professor J. H. Schwicker. Dem ungarischen Recht und der Rechtsgeschichte, Ereignissen auf dem Wirthschaftsgebiete wie der Theißregulirung, sprachlichen und ethnographischen Forschungsergebnissen von Paul Hunfalvy und Ludwig Fenzely begegnet man in der Zeitschrift, nicht minder neuern Erzeugnissen der schönen Literatur Ungarns in deutscher oder auch lateinischer Uebersetzung, wie Madach's „Tragödie des Menschen“. Das Novemberheft ist fast ganz dem Andenken August Trefort's geweiht, des Präsidenten der Akademie. Eine Reihe kleiner Mittheilungen aus den Sitzungsberichten und eine Bibliographie nebst Bücherbesprechung findet sich in jedem der von uns immer mit Interesse aufgenommenen Hefte.

Bibliographie.

Bernstein, J., Die fünf Sinne des Menschen. Mit 93 Abbildungen in Holzschnitt. 2te verbesserte Auflage. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. 12.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Büttner Pfänner zu Thal, F., Frohna. Eine Hallorensage. Leipzig, H. Wolf. 8. 1 M. 50 Pf.

Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, im Auftrage der Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben von A. Kirchhoff. 3ter Bd. 4tes Hft. Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner von A. Bezzenberger. Mit 1 Karte und 8 Textillustrationen. Stuttgart, Engelhorn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Förster, C., Arthur und Mathilde. Eine poetische Erzählung. Riga, Kellin u. Meldner. 1888. 12. 1 M.

Gettke's Bühnen-Almanach. Herausgegeben von E. Gettke. 17. Jahrg. 1888. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 5 M.

Granwert, E. v., Eine Dresdner Pension. Erlebtes und Erdachtes. Dresden, Hockarath. 8. 1 M. 50 Pf.

Groß von Trockau, A. J., Ein Nürnberger Kind. Ein Lebensbild als Roman. Würzburg, Stahel. 1888. 12. 3 M.

Heemstede, L. v., Arnald von Brescia. Trauerspiel. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Herh, J., Am Christabend. Dramatisches Familiengemälde. Mainz, Kirchheim. 1888. 8. 75 Pf.

Hopfen, H., Theater. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 4 M.

Basler Jahrbuch 1889. Herausgegeben von A. Burckhardt und R. Wackernagel. Basel, Detloff. 8. 4 M.

Koschat, T., Erinnerungs-Bilder. Gesammelte Feuilletons. Klagenfurt, v. Kleinmayr. 8. 3 M.

Lewin, Antonie, Gedenkbuchlein. Gedanken aus Carmen Sylva's Werken, gesammelt von A. L. Barmen, Hyll u. Klein. 1888. 16. 2 M.

Liebes-Geschosse. Reglementwidriges Einzelnfeuer eines Artilleristen von G. Edmund. Prag, Haerpfer. 12. 63 Pf.

Lubbock, Sir J., Die Sinne und das geistige Leben der Thiere, insbesondere der Insekten. Uebersetzt von W. Marshall. Mit 118 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. 67.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Meves, W., Des großen Königs Rekrut. Vaterländische Oper. Musik von M. Clarus. Braunschweig, Bruhn. 8. 50 Pf.

Meyer, F., Das königlich bayerische Ulanen-Regiment König 1863—1888. Ansbach, Eichinger. 1888. 4. 5 M.

Mohr, J. J., Das Bild der Fürstin. Dramatisches Gedicht. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Müller, C., Antike Reminiszenzen in Goethes Iphigenie. Zittau. 1888. Gr. 8. 50 Pf.

Neujahrsblätter. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. 13. Luther in Torgau. Von C. Schild. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M.

Pawlikovsky, G., A. Müller-Guttenbrunn, Trost- und Trutz-Büchlein der Deutschen in Oesterreich. Zeitgedichte, gesammelt und herausgegeben. Leipzig, Liebeskind. 1888. 8. 1 M. 35 Pf.

Rauscher, E., Die weisse Rose. (Nach einer Klostersage aus Arnoldstein.) Klagenfurt, v. Kleinmayr. 12. 1 M. 40 Pf.

Riedel, O., Die Bedeutung des Dinges an sich in der Kantischen Ethik. Stolp, Schrader. 1888. Gr. 8. 1 M.

Rothe's, J., Chronik von Thüringen. Bearbeitet und herausgegeben von E. Fritsche. Eisenach, Bacmeister. 8. 3 M. 60 Pf.

Berliner Salon. Organ für gesellschaftliche Interessen. Redigirt von M. Rumbauer. 1. Jahrg. 1889. 24 Nrn. Berlin, Landsberger. Gr. 4. Vierteljährlich 1 M. 50 Pf.

Schadenberg, A., Beiträge zur Ethnographie von Nord-Luzon (Filipinen). Wien, Hölder. 1888. Gr. 4. 1 M. 60 M.

Schaller-Fischer, L., Waldblümchen. Gedichte. Straßburg, Heitz. 8. 1 M.

Schmiedel, H., Vaganten-Lieder. Gedichte. Leipzig, K. Meissner. 8. 3 M. 50 Pf.

Seydlitz, G. v., Venus Anadyomene. Eine Künstler-Novelle. München, Callwey. 12. 2 M. 50 Pf.

Skowronnek, R., Polska Marja. Masurische Dorfgeschichten. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Des Soldaten Tagebuch für Frieden und Krieg. Leipzig. Rauert u. Rocco. 1888. 16. 60 Pf.

Sophokles. In modernen Versmaßen neu übertragen von M. Kleemann. 1. König Oedipus. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 8. 60 Pf.

Stinde, J., Frau Buchholz im Orient. Berlin, Freund u. Jeckel. 1888. Gr. 8. 3 M.

Stöhr, A., Umriss einer Theorie der Namen. Wien, Deuticke. Gr. 8. 8 M.

Stona, M., Buch der Liebe. Wien, Konegen. 12. 1 M.

Verne's, J., Schriften. Autorisirte Ausgabe. 54ster und 55ster Bd. Zwei Jahre Ferien. 2 Bde. Wien, Hartleben. 8. à 2 M. 70 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Sinne und das geistige Leben der Thiere
insbesondere der Insekten.

Von
Sir John Lubbock, Bart.
Uebersetzt von
William Marshall,
Professor an der Universität zu Leipzig.

Autorisirte Ausgabe. Mit 118 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 67. Band.)

Der bekannte englische Naturforscher und Staatsmann veröffentlicht hier seine auf umfassenden eigenen Studien beruhenden Beobachtungen über das geistige Leben der Thiere. Die zugleich unter Berücksichtigung der neuesten Fachliteratur gewonnenen Einblicke in die Sinnesthätigkeit namentlich innerhalb der kleinsten Thierwelt werden das Interesse der Gelehrten wie aller Gebildeten erregen.

Früher erschien von dem Verfasser als 57. Band desselben Sammelwerks:

Lubbock, Sir John. Ameisen, Bienen und Wespen. Beobachtungen über die Lebensweise der geselligen Hymenopteren. Mit 31 Abbildungen in Holzschnitt und 5 lithographirten Tafeln. Autorisirte Ausgabe. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Im Verlage von L. Staackmann in Leipzig erschien soeben:

Friedrich Spielhagen.

Ein literarischer Essay
von
Gustav Karpeles.
Mit dem Bildniß des Dichters.
8°. brosch. Mk. 1.50.



Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Der Ulan.

Roman von
Johannes van Dewall.
Dritte Auflage.
Mit 141 Illustrationen von G. Brandt.
26 Bogen in Oktav.
Preis kartonirt M. 4.—; fein in Leinwand gebunden M. 5.—

Dieser von echt deutschem Nationalgefühl beseelte Dewall'sche Roman behandelt ein Stück Zeitgeschichte: Die Deutschen in Paris. — Nachdem zwei Auflagen davon erschienen und verkauft sind, haben wir uns zur Herausgabe dieser **dritten, illustrirten Auflage** entschlossen. Die Schöpfung des allbeliebten Erzählers in diesem neuen Gewande **mit den reizenden Illustrationen G. Brandts** wird gewiß mehr noch als bisher Anklang finden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sansibar.

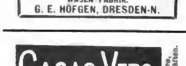
Ein ostafrikanisches Culturbild.

Von
Dr. Karl Wilhelm Schmidt.

8. Mit 15 Abbildungen und 1 Plan.

Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Sansibar hat als Ausgangspunkt der meisten Expeditionen in das Innere Afrikas schon seit langem eine besondere Bedeutung gehabt, seit Beginn der deutschen Colonialbestrebungen ist das ostafrikanische Inselreich aber in commerzieller wie politischer Hinsicht noch mehr in den Vordergrund getreten. Diese eingehende Schilderung Sansibars empfiehlt sich daher allseitiger Beachtung.



Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Friedrich Spielhagens
Ausgewählte Romane
in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.
Verlag von L. Staackmann, Leipzig.



Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — n3 — Nr. 11. — 14. M[illegible]

Inhalt: Neue lyrische Gedichte. Von Ernst Ziel. — Dramen. Von Feodor Wehl. — Romane und Schilderungen. Von Rudolf Doehn. — Reisewerke. Von Karl Spitteler. — Historische Literatur. Von Hans Prutz. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue lyrische Gedichte.

1. Sommerfahrt eines Junggebliebenen. Von Georg Wanderer. Berlin, Walther u. Apolant. 1888. 12. 4 M.
2. Stimmungen und Gedanken. Ein lyrisches Tagebuch von Theodor Curti. Zürich, Verlags-Magazin. 1888. 8. 2 M.
3. Bilderbuch eines Schwermüthigen. Von Paul Fritsche. Anhang: Fliegende Blätter. Stolp, Hildebrandt. 1888. 8. 1 M. 25 Pf.
4. Lieder des Herzens von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1889. 12. 3 M.
5. Sonnige Tage. Lieder aus einem alten Skizzenbuche. Von Bruno Eelbo. Leipzig, Haessel. 1888. 16. 2 M.
6. Sein und Schein. Gedichte von Wolfgang Alexander Meyer. Heidelberg, Petters. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.
7. Dem Lichte zu! Gedichte von Waldemar Colell. Zwei Bände. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1887—89. 12. 4 M.

Georg Wanderer — nomen est omen — möge an der Spitze der heute zu würdigenden Lyriker marschiren! Georg Wanderer? Nein! Vielmehr Georg von Oertzen! Da hilft kein Versteckspielen! Der unverkennbare und eigenartige Stil verräth den Verfasser der „Bilder und Blätter", der „Reime eines Verschollenen" u. s. w. unrettbar. Und wer sich an diesem Beweisgrunde nicht genügen läßt, der braucht nur an den Daten und Ortsangaben der einzelnen Gedichte die Probe zu machen, indem er sie mit der Biographie Oertzen's — Brümmer, Kürschner und andere Lexikographen sind hier die Helfer in der Noth — vergleicht. Alles stimmt! Nachdem ich also die Personalien richtig gestellt, thue ich, was meines kritischen Amtes ist. Oertzen-Wanderer bewährt sein oft bewiesenes Talent auch in dieser „Sommerfahrt eines Junggebliebenen" (Nr. 1), und es ist erfreulich, vermelden zu können, daß er trotz seiner sechzig Jahre wirklich „jung geblieben". Die feine Beobachtungsgabe des Weltmannes, der im Leben weit herumgekommen ist und an Königsthronen wie in Bauernhütten gestanden, zeichnet diese wie die frühern Gedichte Oertzen's vortheilhaft aus, und die reiche Stoffwelt, welche sie vor uns ausbreiten, erhöht ihren Reiz. Dagegen muß ich, was ich an der fruchtbaren Muse dieses vielseitigen Poeten bereits bei andern Gelegenheiten leider aussetzen mußte, auch hier als störenden Makel bezeichnen: ein gewisses unplastisches und darum unkünstlerisches Wesen, ein Mangel an durchsichtiger Ausprägung des Gedankens macht sich wie in den ältern so auch in diesen allerjüngsten Erzeugnissen Oertzen's peinlich fühlbar, und nicht allzu häufig begegnen wir bei ihm so klar ausgeprägten Strophen wie die im Folgenden mitgetheilten:

> So kommt zur Waldkapelle
> Ein wandernder Geselle
> Und faltet Hand in Hand,
> Wie ich vor dir, du Reine,
> In Menschenbrust das Eine,
> Was göttlich ist, empfand.
>
> Und hat, wo ich durch Jahre
> Und Welten weiterfahre,
> Mein Sinnen Sabbatruh',
> Hab' ich Gebete wieder,
> Wer lächelt auf mich nieder:
> Die Jugend oder du?

Was neben dem unplastischen Wesen an den vorliegenden Gedichten verstimmt, das ist ein gewisser kritikloser Autoritätsglaube, wie er beispielsweise auf S. 235 zum Ausdruck kommt. Der Poet will in diesen Gedichten, wie er in der Einleitung sagt, „die Romanze seines eigenen Lebens singen, des innern wie des äußern, das heißt: im Geiste, wie Dichter pflegen, von alten Tagen her bis heute schweifen und zwar nur an jenen Stätten, an denen er mit seinen leiblichen Augen Geschichte und zugleich die Lose für sich selber werden sah, beide noch einmal begrüßend mit dem Echo des Gemüths voll Heiterkeit, voll Trauer und Ernst oder mit der Ehrfurcht, die dem Ereignisse gebührt". Als Beurkundung des Oertzen'schen

Lebens- und Werdeganges darf diese „Sommerfahrt“ in Liedern jedenfalls willkommen geheißen werden, wenn eine ehrliche und vorurtheilsfreie Kritik sie, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, auch nicht gerade als ein lyrisches Meisterstück hinstellen darf.

Bedeutender dem geistigen Gehalte nach als die eben gewürdigte Sammlung sind die „Stimmungen und Gedanken“ (Nr. 2), welche Theodor Curti uns in Form eines „lyrischen Tagebuchs“ vorlegt. Es sind dies Gedichte eines Denkers, und zwar eines selbständigen Denkers, und das will in dieser Zeit des Nivellirens und Uniformirens im geistigen, staatlichen wie gesellschaftlichen Leben wahrlich viel sagen. Das Lyrische im engern Sinne des Wortes tritt bei Curti zurück vor der Gedankenlyrik großen Stils. Das Bekenntniß des Pessimismus ist das Glaubensbekenntniß dieses Tagebuchschreibers, und darin erweist er sich als ein echter Sohn unserer Zeit, welche mit der Leuchte der Philosophie und der Wissenschaft überhaupt in alle Abgründe des Denkens und in alle Rosenbeete des überlieferten Glaubens erbarmungslos hineinleuchtet, um dort die Spinngewebe des Wahns, wie das duftige Geranke kindlichen Glaubens zu zerreißen und dabei natürlich — wie die Welt nun einmal in Wahrheit beschaffen ist — zu nichts weniger als herzerfreuenden Ergebnissen zu gelangen. „Skepsis“ hätte der Dichter seine ganze Sammlung nennen können und nicht nur das nachfolgende für ihn höchst charakteristische Gedicht:

Die Dinge, welche groß wie Pfeiler sind,
Aus Erz gegossen, aus Granit gehaun,
Sie schwanken, wie das Röhricht schwankt im Wind,
Trittst du hinein, sie wirklich zu beschaun.

Die Wahrheit? Ach, was du den andern sagst,
Ist nur die Hälfte dessen, was du weißt,
Und was du von dem Weltengeist erfragst,
Löscht nicht den Durst dem eignen Erdengeist.

Die Tugend? Ist unwandelbar ihr Sein?
Folgt sie der eignen Schwere Fallgewicht?
Sie ist nur Sitte, wird nur Sitte sein,
Und unsere Tugend ist die Tugend nicht.

Der Stern des Ruhms? Glaubst du, er täusche nicht?
Er ist ein Wandelstern ohn' Fried und Ruh';
Sein Licht ist blendend, sengend ist sein Licht,
Und wenn er dich bescheint, erzitterst du.

Die Schönheit selbst, der Schöpfung höchste Kron',
Ihr Diadem, ist nur ein Schein, der lügt,
Wenn sie dich um der Satzung sichern Lohn
Mit ihrem Schimmer gleißnerisch betrügt.

Wo fällt dein Korn auf ein geackert Land?
Wo leihst auf Zinsen du dein karges Pfund?
Wer stößt dein Schiff an den ersehnten Strand?
Wo ist für deinen Anker fester Grund?

Das ist Pessimismus in seiner schroffsten Form. Als zweite Grundstimmung hat Curti daneben das Elegische. In ersterm klingt er mehrfach an Dranmor, in letzterm nicht selten an Hölderlin an. Didaktisches mischt sich in dieses düstere Programm hinein, und hie und da sprießt dazwischen auch wol eine anmuthige Liederblüte, wie ein verlorenes Veilchen unter Lilien und Cypressen, im Verborgenen auf. Curti's lyrisches Tagebuch, aus dem hier übrigens noch „Der Weise“, „Lob der Nacht“, „Am Zürichsee“, „Ewiger Garten“, „Unter Kindern“, „Bekenntniß“ und „Der Engel und die Mutter“ als besonders bedeutende Stücke hervorgehoben werden mögen — Curti's Tagebuch sollte gelesen und nicht nur, wie die heutige Lyrik meistens, recensirt werden; es ist reich an Anregendem und Befruchtendem.

An den Pessimisten reiht sich der Schwermüthige: an Theodor Curti schließt sich Paul Fritsche mit seinem „Bilderbuch eines Schwermüthigen“ (Nr. 3). Eine neue Kundgebung des Fritsche'schen Talents, das in „Mein Herzenstestament“ und andern lyrischen Veröffentlichungen sich bereits als ein achtbares und vielversprechendes ausgewiesen hat! Das episch-lyrische Gedicht ist die eigentliche Domäne dieses noch jugendlichen Poeten, und auch seine neueste Sammlung weist treffliche Proben dieser Gattung auf, so „Die Brücke von Essegg“ und „Der Fremdenlegionär“, letzteres vielleicht die Perle der Sammlung. Beide thun sich durch große Lebendigkeit und Lebenswahrheit der Schilderung wie durch eine mit künstlerischer Kraft herausgestaltete Tragik hervor und werden an keinem Leser eindruckslos vorübergehen. Fritsche zeigt hier wie anderswo die Gabe, das Bild, das er entwirft, sei es ein in größern Maßen angelegtes Gemälde, sei es ein sich in bescheidenerem Rahmen bewegendes Genre- oder Stimmungsbild, mit dem Lichte des Gedankens zu überglänzen. Neben solchen episch-lyrischen Gedichten enthält die Sammlung sangbare Lieder, unter denen sich einige ganz vortreffliche befinden, und spruchartig zugespitzte Sentenzen von oft großer Schlaghaftigkeit. Zwischen Lied und Spruch mitteninne schwebt die originelle Rubrik „Todtengräbers Leben“, aus welcher hier eins der am meisten ausgeführten Stücke wiedergegeben werden möge:

In einem abgelegenen Kirchhoftheile,
Da grub ich gestern alte Gräber auf;
Wir brauchen Raum für manche neue Zeile.
Wer Tag für Tag von Moder eng umgeben,
Gewinnt dem Düstern helle Seiten ab —
Auch auf dem Friedhof kannst du lustig leben!
So sang ich mir das Lied vom „braunen Mädel
Und blonden Jäger“ … und grub Knochen aus.
Da hob mein Spaten einen Menschenschädel.
Das Eisen hätte beinah' ihn gespalten;
Ich nahm ihn auf behutsam und schwieg still, —
Ein Schädel war's, vortrefflich noch erhalten.
Ihn recht betrachtend, dacht' ich an sein Alter,
Wog in der Hand ihn … plötzlich flog's heran,
Leicht wie ein Hauch: O wunderschöner Falter!
In immer kleinern Kreisen mich umschwebend,
Setzt er sich nieder auf den Schädel jetzt,
Die zarten, bunten Flügel leise hebend …
Ein rauher Ton entrang sich meiner Kehle,
Denn der Gedanke blitzte durch mein Hirn:
Daß dieser Falter des Verstorbnen Seele!
Was nutzte mir's, daß ich mich Träumer nannte?

Der tolle Wahn, er ließ nicht eher los,
Als bis mein Herz Entsetzen übermannte.
Wie schauerte. Der Hand entfiel der Schädel,
Und schnell entfloh der Schmetterling — doch ich
Sang überlaut das Lied vom „braunen Mädel“.

An derartigen stimmungsvollen Malereien ist die Sammlung reich. Manches markant herausgemeißelte Stück findet sich auch in dem Anhange „Fliegende Blätter“. Politisch ist Fritsche durchaus oppositionell und liberal gesinnt, und dies bekundet sich besonders in den unter der Rubrik „Trotz alledem!“ zusammengefaßten schneidigen Sprüchen. Möchte der talentvolle Verfasser des „Tagebuchs eines Schwermüthigen“ noch manches Bändchen seiner Lyrik in die Welt hinaussenden!

Weniger mannichfaltig als das Fritsche'sche „Bilderbuch“ sind die „Lieder des Herzens“ (Nr. 4) von Alfred Friedmann. Der überaus productive Verfasser bietet uns hier in bunter Folge Stimmungen, Genrebilder, Betrachtungen, Lebenserinnerungen, Liebespoesie, kurz Objectives und Subjectives, aber doch alles unter der innern Einheit des Liedes zusammengefaßt und ausnahmslos in das Licht innerster Herzensempfindung gerückt, sodaß der Titel vollkommen begründet erscheint. Alles in diesen Liedern ist knapp gefaßt und fein ciselirt. Das zarte Formgefühl Friedmann's, seine Gabe, durch allerlei kleine versarchitektonische Feinheiten zu überraschen, den Gedanken feinfühlig zuzuspitzen und in ein ganz eigenartiges Formgehäuse zu gießen, ohne doch dabei gezwungen, manierirt, künstlich zu werden, diese Gabe bewährt unser Poet in den „Liedern des Herzens“ aufs neue, und darin liegt ein gut Theil des Reizes, den die hier zusammengefaßten kleinen Sachen bilden. „Kleine Sachen“ nennt der Dichter die erste seiner vier Abtheilungen. Dann folgen „Meerlieder“, „Sonette“ und „Die Familie“. „Uebersetzungen“ sind eingeschoben. Es ist nicht leicht, anzugeben, was eigentlich den Grundton dieser Lieder ausmacht. Zartsinnige Betrachtung — denn die Reflexion überwiegt im allgemeinen —, welche jedes Extrem des Colorits wie des Gedankens vermeidet, dürfte noch am ersten als das Charakteristische des kleinen Buchs zu bezeichnen sein, aus dem hier eine Probe beliebig herausgegriffen werden möge:

Du Frühlingsmorgen, du Sternenpracht,
Du Rosenknospe, du Maiennacht,
Meine süße, köstliche Liebe!

Du Mondesglanz und du Sonnenstrahl,
Dein denk' ich des Tags wohl tausendmal,
Meine süße, köstliche Liebe!

Mein Morgengebet und mein Abendgesang,
Mein Waldesrauschen, mein Kirchengang,
Meine süße, köstliche Liebe!

Wärst du mir genommen, wär' Nacht um mich;
Du bist mein Leben; drum lieb' ich dich,
Meine süße, köstliche Liebe!

Du wirst mein letzter Gedanke sein,
Und steht auf dem Grab einst mein Leichenstein,
So wünsch' ich, daß man drauf schriebe:

Sie war sein Lenz, seine Sternennacht,
Seine Rosenknospe und Maiennacht,
Seine einzige, köstliche Liebe!

Unter den übrigen „Liedern des Herzens“ seien hier noch „Spanisches Ständchen“, „Werdeproceß“ und „Geständniß“ auszeichnend genannt.

Die Uebersetzungen, welche Poesien von Josephine Soulary (Lyon), Sully Prud'homme (Paris), Walter Savage Landor (gest.), Edmondo de Amicis (Turin) und das einzige Sonett Lionardo da Vinci's enthalten, weisen eine musikalische und fein geschliffene Form auf und lesen sich meistens wie Originale. Das da Vinci'sche Sonett möge des Interesses wegen, das es als einziges des genialen Meisters erweckt, nicht aber seines eigentlich poetischen Werthes wegen, hier einen Platz finden. Es lautet:

Wer nicht kann, was er will, thu', was er kann!
Denn thöricht ist's, Unmögliches begehren,
Doch den will ich als Weisen hochverehren,
Der zum Erreichbaren den Muth gewann!

Da allen Schmerz und unsre Lust sodann
Nur weises Wollenkönnen wird vermehren,
So kann nur der, den wird die Pflicht belehren,
Wie er Vernunft befreit aus strengem Bann.

Doch ist nicht stets zu wünschen, was du kannst;
Oft däucht gar süß, was später bitter scheint;
Gewünschtes hab' ich, wenn erreicht, beweint.

Wenn aus dem allen Einsicht du gewannst,
Dir Gutes willst und liebwerth andern sein,
Woll' immer, was du wollen sollst, allein!

Zu diesen da Vinci'schen Versen macht der Uebersetzer die Bemerkung: „Dieses Sonett, vom Dante'schen Vers «Dove si può, quel che si vuole» sicherlich angeregt, nimmt den ganzen Kant'schen kategorischen Imperativ vorweg.“ So viel über Friedmann's „Lieder des Herzens“!

Mit besonderer Freude muß ein kleines Liederbuch begrüßt werden, mit dem ein junges vielversprechendes Talent in die lyrische Arena tritt: „Sonnige Tage. Lieder aus einem alten Skizzenbuche“, von Bruno Eelbo (Nr. 5). Es sind duftige poetische Kundgebungen eines namentlich nach der Seite der Form hin eigenartig beanlagten jugendlichen Architekten, die sich uns hier darbieten. Die besonders geschmackvoll und zierlich ausgestattete kleine Sammlung enthält ausschließlich Lieder und liederartige Dichtungen, denen Stoffe zu Grunde liegen, die der Verfasser auf den Wanderpfaden und an den Raststätten seines Künstlerlebens mit zartsinnig wählender Hand aufgelesen. Italien bildet mehrfach den farbenprächtigen Hintergrund dieser wie in weichen Pastellfarben hingehauchten Stimmungsbilder, und gegen den Schluß des Büchleins hin begegnen uns ein paar Strophen, welche sich an süditalienische und sicilianische Volksweisen anlehnen und etwas wie den blauen Himmel jener glücklichen Landstriche in sich abspiegeln. Inhaltlich, wie schon der Titel andeutet, vorwiegend der heitern, lichten Auffassung des Lebens zugewandt, ohne dabei ernstere, weiche Töne auszuschließen,

bieten die „Sonnigen Tage", was die Form betrifft, eine wahre Musterkarte von Strophen und Rhythmen dar, die durch die Reinheit des Geschmacks und den feinen künstlerischen Instinct, der sich hier offenbart, Herz und Ohr jedes Freundes dichterischer Formen nur erfreuen kann. Die Liedform beherrscht Eelbo mit einer gewissen Flottheit, ebenso die wenn auch nur in ein paar Beispielen vertretene Ode und die mehrfach vorkommende hymnenartige freie Strophe. In den beiden letzterwähnten Formen bekundet sich deutlich das fleißige Studium, das unser jugendlicher Poet den antiken Rhythmen gewidmet hat. Zu bedauern ist, daß er sich hie und da, verleitet von der Leichtigkeit, mit der er den Vers handhabt, allzu große Freiheiten im Strophenbau erlaubt, wie er namentlich nicht selten an die Stelle der fünffüßigen ohne weiteres die sechsfüßige Jambenzeile setzt. Welches Lied aus dem Reichthume des Gebotenen soll hier einen Platz finden? Die Wahl ist schwer. Stehe hier denn eins von humoristischem Inhalte:

Heimkehr.

Wer, meint ihr, ist's gewesen
Im lieben Heimatland,
Der mich nach langen Jahren,
Die ich umhergefahren,
Zuerst von allen erkannt?

Ihr glaubt gewiß, mein Mädchen,
Das hätt' mich jauchzend begrüßt
Und mich auf offner Gassen
Nach innigem Umfassen
In treuer Lieb' geküßt.

Wohl hab' ich es gesehen,
Das gute, treue Kind:
Es trug im Arm ein Kindel,
Und frisch gewaschne Windel,
Die schaukelten im Wind.

Ihr meint, die alten Freunde
Im Wirthshaus zum weißen Schwan:
Sie hatten mich alle vergessen —
Ich habe am Tische gesessen,
Und niemand schaute mich an.

Ich will's euch nur gestehen,
Nur Einer hat mich erkannt:
Mein alter, braver Schneider,
Bei dem ich leider, leider,
Tief in der Kreide stand.

Der hat mir die Hand gegeben,
Und wirklich, er freute sich sehr
Und fragte, was ich getrieben,
Und wo ich so lange geblieben
Und — ob ich bei Kassa wär'.

Drum hört, ihr lieben Leute,
Beherzigt meinen Rath:
Nur der kann hier auf Erden
Nicht ganz vergessen werden,
Der was zu zahlen hat.

Neben diesem schelmischen Liede seien hier wenigstens dem Namen nach noch die folgenden Gedichte als vortrefflich angeführt: „Der alte Junggesell", „Der fahrende Schüler", „Heimliche Liebe", „Das Lied vom Stein in Eisenach", „Eine Alltagsgeschichte", „La povera Lina" und „Erinnerung". Die Kritik darf Eelbo's „Sonnige Tage" auf ihrem Wege ins Publikum mit den besten Wünschen begleiten.

Am wenigsten selbständige Physiognomie und bezeichnendes Colorit weisen die beiden lyrischen Neuigkeiten auf, mit denen ich meine heutige Umschau schließe: „Sein und Schein", Gedichte von Wolfgang Alexander Meyer (Nr. 6), und „Dem Lichte zu!" Gedichte von Waldemar Colell (Nr. 7). Beiden fehlt im ganzen Eigenart und Temperament, tieferes Ergreifen der Gegenstände und das originelle Gepräge der Form. Meyer's Poesien stehen freilich bedeutend höher als die Colell's; sie bekunden nach der formalen Seite hin wenigstens eine achtbare Gewandtheit und bieten zwischen der Spreu mehr als ein Weizenkorn. Sogar ein Goldkorn — wenn auch nicht aus den seltenen, kostbaren Adern des Parnasses gewonnen — ist darunter, „Am Allerseelentag", ein Gedicht, welches in seiner breiten Ausführung und allegorisirenden Phantastik an gewisse Dichtungen Lenau's gemahnt, zur Wiedergabe an dieser Stelle jedoch zu umfangreich ist.

Möchte der Dichter, welcher mit dieser entschiedenen Talentprobe bekundet hat, daß es ihm an Phantasie und poetischer Empfindung keineswegs fehlt, in Zukunft doch ein etwas engeres Sieb bei der Auswahl seiner Erzeugnisse in Anwendung bringen, sodaß gar zu Kleines und Unbedeutendes auf die Tenne fällt! Dieser Proceß würde einer etwaigen spätern Sammlung Meyer's entschieden zum Besten gereichen.

Und nun — last and least! — Waldemar Colell! Es ist die poetische Impotenz oder mindestens Unreife (diese beiden Zustände sind im physischen wie im ästhetischen Leben oft schwer zu unterscheiden), die in den Gedichten „Dem Lichte zu!" zum Ausdruck kommt! Eins dieser Lieder ist, im Grunde genommen, wie das andere: leer, blaß, glatt, und der Unterschied ist höchstens ein mehr oder minder — mittelmäßig, wenn nicht schon diese Bezeichnung ein Euphemismus ist, sind sie alle. Nicht zu den Seltenheiten gehört auf der Stufenleiter der Wirkungen, welche Colell's Poesien auf den Leser ausüben, die unfreiwillige Komik. Wer fühlt sich nicht erheitert, wenn der Dichter allen Ernstes nachstehende Wahrheit vom Stapel läßt:

Dichten müssen und nicht können,
Das ist eine harte Nuß,
Aber das ist eine Freude,
Dichten können, wenn man muß.

Und Herr Colell glaubt: er kann's! Ist das nicht köstlich?

Ernst Ziel.

Dramen.

1. Perpetua. Ein Trauerspiel aus der Zeit der ersten Christen von Otto Hahn. Tübingen, Laupp. 1888. 8. 3 M.

Der sehr achtbare Verfasser, der schon mehrfach Schauspiele hat drucken lassen, ohne sich bisher die Bühne damit erobert zu haben, wird leider mit diesem uns zum Berichte vorliegenden Werke nach unserm Dafürhalten kaum glücklicher sein, obschon seine Dichtung aller Anerkennung werth und von den edelsten Absichten beseelt ist. Nachdem er in dem Vorworte dazu mit Recht die Frage aufgestellt hat, „ob die Sagen von Hercules, Prometheus u. s. w. vom ästhetischen Standpunkte vor den Gestalten des Christenthums, vor der christlichen Tradition etwas voraushaben?" weist er zugleich auf die Kunst des 16. Jahrhunderts hin, die in allen Zweigen: der Architektur, Sculptur und Malerei, eine wahre Fundgrube des Schönen im Christenthum wahrnehmen läßt. Und sollte, meint er, die dramatische Dichtung nicht auch eine solche in sich aufthun können? Ohne Zweifel, ist seine Behauptung. Er sagt in Bezug darauf wörtlich:

Die meisten unserer neuern Dramen sind Uebungen in der Beredsamkeit, aber keine Dichtungen. Sie bringen es, allerdings bei fertiger dramatischer Mache, nicht über die sogenannte Eloquenz in Zwiegesprächen hinaus. Die Dichtung besteht in etwas anderm: es sind Seelenbilder, die Zeichen, mittels welcher wir ganze Bewegungen der Seele wiedergeben. Die Heilige Schrift braucht zur Darstellung der wichtigsten Seelenvorgänge oft nur wenige Worte und sagt damit mehr als tausend Worte. Das ist die Sprache der Kunst, das war die Kunst Shakespeare's, in welcher ihn weder Goethe noch Schiller erreicht haben. Shakespeare ist, wenn ich mich des Gleichnisses bedienen darf, in hieratischen Zeichen geschrieben, Goethe blos in Hieroglyphen! Dort drückt ein Bild, das uns vor Augen gestellt wird, eine ganze Seelenbewegung aus; hier bekommen wir durch viele Worte erst ein Bild. Das ist die Sprache der wahren Dichtung. Wem diese nicht zu Gebote steht, der lasse die Feder liegen. Die dramatischen Gestalten sind Symbole: sie müssen freilich auch Wirklichkeiten sein, denn sonst sind sie unverständlich; aber die Wirklichkeiten müssen zugleich Symbole, Entsprechungen sein. Ich habe mich bemüht, in dieser Sprache zu schreiben.

Zum Schlusse beklagend, daß die Bühne vielleicht Anstand nehmen möchte, „Apostel auf den Bretern reden zu lassen", erklärt er dies für eine Herabwürdigung der Bühne, die uns das Höchste und Heiligste vorführen sollte und dadurch erst ihre völlige Reinigung vollziehen könnte. „Wo ein Apostel gesprochen hat, wird die Gemeinheit sich nicht mehr blicken lassen dürfen." Die Bühne wieder zu Ehren zu bringen, sei der Zweck seines Trauerspiels.

Daß ein solcher Zweck rühmlich erscheinen muß, wird niemand leugnen, und um dieses rühmliche Streben gleich von vornherein erkennen zu machen, haben wir hier das Vorwort in seinen Hauptaufstellungen unsern Lesern zur Kenntniß gebracht. Ist uns doch jeder Dramatiker achtungswerth, welcher seinen Schöpfungen den Stempel der hohen Meinung aufdrückt, die er von der Stellung der deutschen Schaubühne in sich trägt. Dieselbe von der Stufe nicht herabsinken zu lassen, die ihr Lessing, Goethe, Schiller und andere hervorragende Dichter unsers Volks im harten Kampfe mit der Gleichgültigkeit und dem Stumpfsinne des Staats wie mit der Unduldsamkeit der Kirche errungen haben, ist die Aufgabe jedes echten und wahren Theaterfreundes. Freilich sollte ein solcher denn auch vor allen Dingen an der Bedeutung jener großen Geister nicht rütteln. Goethe's und Schiller's Sprache ist die Sprache deutscher Herzen und Seelen, die wir auch gegen die eines Shakespeare nicht hintangestellt sehen möchten. Sie wirkt und zündet noch heute überall und Otto Hahn selber redet sie da allerorts, wo er ergreifen und hinreißen will, wenn auch freilich nicht in der Größe und Mächtigkeit, die jenen eigen sind. Nur zu oft wird sie breit und zur „sogenannten Eloquenz", nie indessen, wie wir gern zugestehen wollen, ohne lebendigen Inhalt und eine tiefgehende Seelenbewegung zu Tage zu legen. Unserm Verfasser kommt es jedenfalls darauf an, in seinen dramatischen Erzeugnissen ein weitgreifendes Problem zum Austrage zu bringen.

In „Perpetua" ist es das christliche Märtyrerthum unter der Herrschaft des wahnsinnigen Kaisers Nero, welche den eigentlichen Grundstoff abgibt. Die tolle Wirthschaft seiner Regierung wird eingehend geschildert. Von Günstlingen, Schmeichlern, Virtuosen aller Art umgeben und von blinder Wuth gegen die Christen erfüllt, verliebt er sich in ein jüdisches Waisenmädchen, das ein Vetter von ihm, Domitius, an Tochterstatt in sein Haus genommen und zur Christin erzogen hat. Domitia, die schöne Gattin des Domitius, gönnt ihr aber diesen Vorzug nicht. Von brennendem Ehrgeiz verzehrt, wünscht sie selber die Gemahlin des Cäsars zu werden und hat zu diesem Ende schon mit Galba geliebäugelt, der als erster Feldherr des Reichs Aussicht hat, sich durch die Prätorianer den Thron zu erobern. Nachdem ihr aber Locusta, eine Wahrsagerin und Giftmischerin, verkündet hat, daß sie an der Brust Cäsar's sterben werde, gibt sie Galba auf, zieht durch alle Künste weiblicher Gefallsucht Nero an sich und verräth ihm, daß Perpetua Christin sei. Eben darauf aus, das Christenthum durch einen Gewaltstreich zu vernichten, läßt er, indeß er sich mit Domitia vermählt, eine Versammlung der Christen, unter denen sich nebst den Aposteln Petrus, Johannes und Paulus auch Perpetua mit Ruth, ihrer Erzieherin und Dienerin, befindet, durch seine Krieger aufheben und zum Theil hinrichten, zum Theil den wilden Bestien im Circus zuweisen. Zu den letztern Unglücklichen gehören Perpetua und Ruth. Die erstere hat die Liebe eines deutschen Fürsten Siegfried, der in Rom lebt, gewonnen und dieser, der in jener Versammlung ebenfalls zum Christenthum übergetreten, bittet Nero um das Leben der beiden Frauen, kann aber nur erreichen, daß er Erlaubniß erhält, im Circus mit den Thieren zu kämpfen, die auf die Verurtheilten losgelassen

werden. Den ersten Löwen erlegt er, bevor er die Frauen verletzt, und auch den zweiten wildern tödtet er, aber doch nicht eher, als bis er die Märtyrerinnen unter seinen Tatzen ermordet. Darüber außer sich gebracht, ersticht Siegfried Nero, während Domitia einem Gift erliegt, das der erzürnte Galba ihr hat reichen lassen.

Dies die bewegte Handlung des Stücks, das der verschonte Apostel Johannes an den Leichen seiner Brüder Paulus und Petrus mit folgender Rede schließt:

Das Reich des Herrn und Heilands Jesu auf der Erden —
Ja, ja — vor meinen Augen seh' ich's werden!
Wo dieses heil'ge Blut zur Erde floß,
Erhebt ein Tempel sich — o himmelgroß,
Und von ihm strahlt das Kreuz, von Gott erhellt,
Auf diese Stadt, o, bis ans End' der Welt —
Der Liebe Zeichen bringt der Welt den Frieden,
Den er verhieß, als er von uns geschieden —
Gedenkt des Worts, es strahlt wie Sonnenschein:
Es wird ein Hirt und eine Heerde sein:
Der Hirt der Herr, die Heerd' die Menschenbrüder,
Sie werden's wahrhaft, steigt er zu uns nieder,
Nicht in den Wolken, in der Wahrheit Worten,
Vom Wort ins Herz — so lebt er aller Orten
Im Geist, in Wahrheit: im Gebete still,
Und im Gebote, wo geschieht sein Will'.
Mit seinem Wort der Wahrheit und der Liebe
Verklärt er dann der Seelen sünd'ge Triebe. —
So wird der Herr den neuen Tempel bauen,
Der Seele Tempel, dort wirst du ihn schauen
Und wieder kehrt der Kindesunschuld Glück
Ins Menschenherz, auf diese Erd' zurück.

Dies sind gewiß geweihte und schöne Worte, aber wie sie an Wiederholungen, an schlaffer Fassung und loser Verknüpfung der Gedanken leiden, so leidet das Stück an Ueberschwang von Worten, an zu breiter Ausführung und Zersplitterung der Entwickelung. Nero, Seneca, Galba sind gut gezeichnete Figuren; auch der verrückte Pontius Pilatus, der Vater der Domitia, und die abenteuerliche Locusta dürfen als wirksame Erscheinungen gerühmt werden. Perpetua, Siegfried, die Apostel ziehen jedenfalls an und erwecken Theilnahme in der Handlung, die selbst jedoch zu weitläufig ausgesponnen und zu wenig sich dramatisch in die Höhe gipfelt, um auf die Länge fesseln und spannen zu können. Das Stück umfaßt 214 hohe Seiten und müßte für einen Theaterabend nahezu um die Hälfte gekürzt werden. Dieser Umstand wird unbezweifelt zum Verhängnisse der an sich immer beachtenswerthen Dichtung werden.

2. Jovius. Tragödie in fünf Acten von A. Dehlen. Leipzig, Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten. 1888. 8.

Knapp bemessen und in jeder Beziehung straff und geschlossen in seinem dramatischen Baue aufsteigend, erscheint dagegen die Tragödie „Jovius" von A. Dehlen, jenem geistvollen Schriftsteller, dessen Abhandlung „Die Theorie des Aristoteles und die Tragödie der antiken, christlichen, naturwissenschaftlichen Weltanschauung" wir jüngst einmal in einer Besprechung neuer Dramen in d. Bl. in einleitender Weise kurz erörtert haben. „Jovius" nun bietet die thatsächliche Anwendung ihrer Grundsätze und Lehre. Wir erhalten in diesem Stücke eine Tragödie mit versöhnlichem Ausgange, d. h. eine Tragödie, welche durch Mitleid und Furcht, das ist durch Identification beider in der Person des Helden, die Reinigung von den so hervorgerufenen Leidenschaften, die Katharsis, bewirkt.

Diese Aufstellung ist neu und scheint uns einigermaßen im Geiste unserer Zeit zu liegen, die überall die mildernden Umstände eintreten zu lassen pflegt. Die strengen Dramaturgen der alten Schule, zu denen wir uns freilich selber zählen, ohne indeß allen modernen Umgestaltungen deswegen von vornherein abgeneigt zu sein, vermögen vorläufig allerdings noch nicht, sich mit derselben zu befreunden. Einer der gewissenhaftesten schrieb uns noch kürzlich darüber: „Die moderne Weltanschauung mag im Drama von der Construction einer tragischen Schuld absehen, ihren Helden als rein leidende oder rein siegende Gestalt zum traurigen oder frohen Schlusse führen, sie mag so Trauerspiele und Dramen zu Wege bringen, die an psychologischer Naturwahrheit alles enthalten, aber das Wesen der Tragödie wird sie unberührt lassen müssen. Das Wesen der Tragödie kann ich nur in dem Vorhandensein der tragischen Schuld erkennen, die eine folgerichtige Entwickelung zur tragischen Schlußwirkung in sich nothwendig birgt. So sehe ich die Alten verfahren, so sehe ich Shakespeare gestalten und die moderne Aesthetik wird daran auf die Dauer nichts ändern können. Um mich vor dem Misverstandenwerden zu schützen, daß ich etwa nur im blutigen Ausgange die tragische Vollendung sähe, will ich den «Tasso» als ein Muster einer zwar unblutigen, aber doch ästhetisch vollendeten Tragödie nennen."

Diese Auslassung hat manches für sich und ist bis zu einem gewissen Grade entschieden berechtigt. Vergessen darf man dabei jedoch nicht, daß es zunächst ja überhaupt zweifelhaft ist, ob die Aristotelische Forderung eine Reinigung durch Furcht und Mitleiden im handelnden Helden oder nicht vielmehr eine relativ-objective Wirkung im Zuschauer voraussetzt. A. Dehlen nimmt sie in seinem Helden an.

Betrachten wir uns denselben näher. Diocletianus Jovius, der bekannte römische Kaiser, ist zuerst ein liberaler und duldsamer Kaiser, in dessen Reiche jeder Unterthan „nach seiner Façon selig werden kann". Griechen, Juden, Christen dürfen glauben, was sie wollen. Von den letztern hat er einige tüchtige Männer sogar in seine nächste Umgebung gezogen und sein Ansehen und seine Macht schützt sie vor dem Zorne und der Verfolgung seiner Mutter Dioclea und aller derer, die noch an der Verehrung der alten Götter hängen. Aber die Lage dieser Dinge ändert sich bald. Als er seine Tochter Valeria seinem Mitkaiser Galerius Maximianus, einem brutalen und rohen Haudegen, vermählen will, muß er erfahren, daß diese Christin geworden und einem Heiden nicht angehören will. Durch diesen Umstand und die Widersetzlichkeit seines Kindes

gereizt, will er Valeria zu dem verhaßten Ehebunde zwingen, vollzieht selbst die Vermählung und läßt sie in den Palast des Gatten bringen. Während der letztere jedoch die Hochzeit bei einem tollen Trinkgelage feiert, bricht Feuer in seinem Residenzschlosse aus und Valeria flüchtet infolge dessen zu dem christlichen Bischof Anthimus, wo sie Unterstand und Schutz erhält. Vergebens fordert Jovius sie zurück, und als nun obenein das Gerücht ausgesprengt wird, die Christen hätten das Haus des Galerius in Brand gesteckt, um Valeria's sich zu bemächtigen, fängt des Kaisers Gleichmuth an zu schwinden, um sich in tödlichen Haß gegen die Christen umzusetzen. Er verstößt die Tochter, zieht sich von der Gattin Prisca, die ebenfalls deren Glauben zugethan, zurück und überläßt sich ganz und gar dem Einflusse seiner Mutter, des Galerius und dem Priestervolke der alten Götter. Von ihnen allen aufgestachelt, beginnen die blutigen Christenverfolgungen, welche seiner letzten Regierungszeit ein schmachvolles Brandmal aufgedrückt haben. Um ihn darin zu erhalten und zu bestärken, veranlassen Ohrenbläser und Schmeichler ihn, sich durch ein Orakel des Apollo zum Gott erheben zu lassen. Auf diesem Gipfel des Größenwahns nun vollzieht sich der Umschlag. Jovius, berauscht von seiner Herrlichkeit und dem Weihrauche, den knechtische Unterwürfigkeit ihm darbringt, verlangt von seiner Gattin knieende Anbetung, die diese ihm aber verweigert. Sie sagt:

> Du bist kein Gott. Ich kann nicht einem Gotte
> Gemahlin sein!

Wenn ihn schon diese Weigerung empört, so thut das noch mehr diejenige der Tochter, die, vor ihn geschleppt, bei ihrem Glauben beharrt. Wüthend darüber will er sie mit dem Schwerte durchstoßen; aber da sich die Gemahlin mit dem Rufe: „So tödte mich zuerst!" dazwischenwirft, entsinkt ihm der Muth und er heißt beide entfliehen, indem er ihnen einen Sonnenumlauf Vorsprung vor seinen Henkern gibt.

> Das war die letzte Schwäche. (jubelt er)
> Jetzt bin ich stark, ihr Götter, und ich will
> Gefühllos, wie ein Gott, die Welt regieren.
> . . . .
> Gewaltsam schleppt die Christen zum Altar,
> Sie sollen mir, dem neuen Gotte, opfern!
> Wer opfert, soll begnadet sein und frei,
> Doch wer sich weigert, soll gezwungen werden.
> . . . .
> Ich will im Blute waten bis ans Knie — —

Doch schon hier, am Ende des vierten Acts, seufzt er:

> Ihr Götter, weh! was machet ihr aus mir!

Im fünften wird ihm vollends bei seiner „Gottähnlichkeit bange" und, von Furcht und Mitleid über sein eigenes Thun durchschüttelt, kommt er zu der Erkenntniß:

> Ich bin kein Gott!
> Ich bin ein Mensch und menschlich will ich sein —

und während seine Mutter, dadurch außer sich gebracht, sich selbst den Tod gibt, eilt er hinzu, um Frau und Tochter, die eingebracht wurden, zu retten, sich mit ihnen zu versöhnen und, abdankend der Weltherrschaft, sich mit ihnen nach Salonä zurückzuziehen und seinen geschichtlichen Kohl zu pflanzen.

Dies die Vorgänge der Dichtung, die, weil sie genug grausame und blutige Handlungen der Helden aufweisen, allerdings den alten dramatischen Gesetzen zufolge den tragischen Ausgang desselben erfordern sollten. Allein A. Oehlen hat in der klugen Anlage und Ausführung des Stücks vorsorglich eine dramatische Berechtigung für die eigenthümliche Wendung geschaffen, die er der Katastrophe desselben gegeben. Sein Jovius ist von Haus aus edel, aller Tyrannei abhold und durchaus wohlwollend. Erst seine Umgebung macht ihn bösartig und schlimm. Auf den Antrieb anderer begeht er Verbrechen. Sich selbst und seiner bessern Natur untreu werdend, beschwört er sein Verhängniß, das in seiner Gotterklärung gipfelt und ihn endlich in dieser gerade seine menschliche Unvollkommenheit erkennen läßt.

Möge man über dies Drama nun denken, wie man will, ein anziehender und bedeutsamer Versuch ist in ihm jedenfalls aufgestellt und die deutsche Bühne wäre, unserm Dafürhalten nach, durchaus verpflichtet, mit demselben vor die Lampen zu treten. Jede Neuerung hat ihr Recht (? D. Red.) und sie hat es vollends, wenn sie, wie in diesem „Jovius", mit strenger Einhaltung aller sonstigen dramatischen Regeln, den weltbedeutenden Bretern eine wohlgegliederte und fertige Schöpfung entgegenbringt.

3. Griffenfeld oder Christian V. und sein Kanzler. Schauspiel aus der dänischen Geschichte in vier Abtheilungen von August Christian. Altona, Reher. 1889. 8. 2 M.

Nicht gleich fertig und wohl gegliedert in der Form, wie das eben besprochene, verdient dieses Stück wegen einer gewissen Frische und Ursprünglichkeit des Ausdrucks wie der Behandlung des Stoffs entschiedene Beachtung.

Der Held ist ein anderer Struensee, ein aus der Dunkelheit emporgestiegener Staatsmann, ein deutscher Gelehrter, der bei Hofe sein Glück macht, Günstling und erster Minister eines Königs wird und endlich, auf dem Gipfel seines Glücks, dem Neide und den Umtrieben einer feindlichen Partei erliegen muß.

Bereits der 1865 vom Tode allzu früh abgerufene schleswig-holsteinische Schriftsteller Karsten Runge hat „Griffenfeld" dramatisch behandelt, während Kleinsteuber ihn nach dem Vorgange Victor Hugo's im „Han d'Islande" zu einem Romane „Der nordische Richelieu" benutzte. Uns berührt selbstverständlich nur das Werk Runge's, das 1860 auf dem hamburger Stadttheater gespielt wurde und auch gedruckt (Hamburg, Isermann, 1863) vorliegt. Es ist knapp und sauber ausgeführt, jedoch nur ziemlich dürftig und ausdruckslos. Griffenfeld veranlaßt darin seinen Sturz durch eine leidenschaftliche Liebe zu einer Prinzessin von La Tremouille, die, dem dänischen Königshause entfernt verwandt, den Bruder von König Christian V., Prinz Karl Christian, heirathen soll. Um diese Heirath zu ver-

hindern, läßt sich Griffenfeld in staatsverrätherische Unterhandlungen mit Ludwig XIV. von Frankreich ein, die ein Freund Griffenfeld's, der zugleich ein guter Patriot ist, dem dänischen Monarchen anzeigt und so zum Verhängnisse des großen Diplomaten macht.

Das alles ist ziemlich ungeschichtlich und nur in geringem Grade den damaligen Verhältnissen am Hofe von Kopenhagen entsprechend. Das Schauspiel August Christian's darf zunächst das Verdienst in Anspruch nehmen, historischer und genauer auf die Personen und Zustände der dänischen Hofgesellschaft zu jener Zeit gebaut zu sein. Es schildert den König, seine Mutter, seine Umgebung und namentlich auch seine Maitresse, die Jungfer Moth, spätere Gräfin Samsoe, welche Christian V. lebenslang in ihren Netzen hielt und in ihrem Hause die Verschwörung anzettelte, der Griffenfeld erlag. Unser Verfasser läßt das ohne eigentliche Schuld desselben geschehen. Nach ihm ist sein Held ein durchaus edler Mensch, der, um völlig unabhängig zu bleiben, seiner Liebe zu Amalie von Tremouille, die hier eine Parteigängerin des französischen Ludwig ist, freiwillig entsagt und aus eben dem Grunde vermeidet, eine andere Anverwandte des dänischen Hofs, Prinzessin Luise Charlotte von Holstein-Sonderburg-Ploen, die ihm angetragen wird, zu heirathen. Er will nur Dänemark und seinem Könige dienen. Allein in eben diesem Dienste macht er sich natürlich Feinde, weil er darin den Interessen von Leuten entgegentreten muß, die ihren Einfluß auf Christian und dessen Entschließungen ungern durchkreuzt und vermindert sehen wollen. Obenan stehen da Gyldenlöw, ein Halbbruder des Königs, und die verschlagene Gräfin Samsoe. Sie beide verleumden Griffenfeld und verdächtigen ihn so lange, bis Christian ihnen Gehör gibt, seinen Kanzler verhaften, anklagen und zum Tode verurtheilen läßt. Auf dem Blutgerüste wird er sodann durch Fürbitte der Königin-Mutter, die dazu von Thyra Juel, Tochter des Großadmirals, einer schwärmerischen Verehrerin des Unglücklichen, veranlaßt ist, zu ewigem Gefängnisse begnadigt.

Diese Vorgänge behandelt das August Christian'sche Stück in lose aneinandergereihten Auftritten, aber in einer oft empfindungsvollen und poetisch pulsierenden Sprache. Es ist jedenfalls nicht der gewöhnliche Theaterdialog, der gesprochen wird. Ohne eigentliches Pathos, ohne alle dramatische Beredsamkeit der alltäglichen Art werden Gespräche geführt, die, unserer Ansicht nach, unverdorbene Gemüther eigenartig und sympathisch berühren müssen. Dabei ist die Charakteristik der handelnden Personen, wenn auch nicht klar und epigrammatisch scharf ausgeprägt, doch in ihrer naiven Ausgestaltung so drastisch, daß man sie immerhin bedeutsam und bezeichnend nennen kann. Die Gerichtsscene, in der Griffenfeld verurtheilt wird, ist in dieser Hinsicht z. B. ein kleines Meisterstück. Darin athmet ein Shakespeare'scher Hauch.

Der Verfasser hat eine Buch- und eine Bühnenausgabe seines Stücks veranlaßt. Man sollte nicht versäumen, die letztere für eine Darstellung aufzugreifen. Eine auch nur einigermaßen geschickte Regie wird ihr gewiß einen Erfolg zu verschaffen wissen.

4. Raffael's Liebe. Schauspiel in drei Acten von F. A. Subert. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Prag, Fama. 1889. 8.

Hierüber können wir uns kurz fassen, einmal, weil es keine ursprünglich deutsche Schöpfung, sondern eine aus fremder Sprache übertragene ist und dann, weil uns dieselbe weder dramatisch noch poetisch von irgend hervorragender Bedeutung dünken will.

Ein Gastmahl, das ein reicher Kunstfreund, Agosto Chigi, in der Villa Farnesina zu Rom im Jahre 1515 gibt, in drei langen Acten sich abspielen lassen, um darin breit und umständlich eine an sich ziemlich dürftige Handlung vorzutragen, erscheint uns als ein eben nicht allzu glücklicher Gedanke. Unserer Meinung nach verlangt der kleine Stoff, um spannen und wirken zu können, zunächst straffe Zusammenziehung in einen Aufzug mit mehr Kürzung der Gespräche und festerer Schürzung der gesammten, an sich wenig ausgiebigen Intrigue. Man weiß aus Vasari und andern Kunstschriftstellern, daß Rafael ein entzückender Mensch war. „Ein so anmuthiger, gewinnender Schmelz von Jugendfreudigkeit, von edler Schönheit, von Lebensfülle", heißt es, „ist über das Wesen Rafael's verbreitet, daß sich begreifen läßt, wie er die Frauen bezauberte."

Diesen Umstand hat Subert benutzt, um seinen Rafael zum Abgott dreier weiblicher Gestalten zu machen, die, um ihn zu erringen, sich in einen Kampf einlassen, welcher vor unsern Augen ausgefochten wird. Diese drei weiblichen Gestalten sind: Francesca Imperia, des Gastgebers schöne Frau, Marie Anna Marchesa da Bibbiena und Agnese Gräfin Castiglione. Die letztere ist das naive Backfischchen, Francesca Imperia die gereifte Salondame und Marie Anna die eigentliche Liebhaberin, die denn auch den Sieg davonträgt. Während Chigi's Gemahlin durch wild ausbrechende Leidenschaft, gesteigert durch die Heimlichkeit und das Verbrecherische derselben, sein Herz sich zu eigen machen will, reizt ihn Agnese durch kindliche Unschuld und Unbefangenheit, aber beide müssen vor dem Geiste und der Ueberlegenheit Marie Anna's die Segel streichen. Sie ist es, die dem eifersüchtigen Zorne der Francesca Imperia Zügel anzulegen und den blutschnaubenden Bräutigam Agnesens, den Prinzen Lorenzo Medici, in den Schranken der Besonnenheit zu erhalten weiß. Oft genug nämlich kommt es in diesem Gastmahle zum Degenziehen und lärmenden Ausbruch, indem der etwas rohe Maler Bezzi, genannt Sodoma, der Busenfreund Medici's, sich berauscht und Francesco Franzia, der malende Goldschmied, ein Anhänger des Rafael, ihm in herausforderndster Weise die Stirn bietet.

Es ist viel Her- und Hinlaufen in dem Stücke, viel Aufregung und Unruhe, jedoch in alle diesem kein rechter Aufbau und Halt. Wir wollen nicht leugnen, daß sich einzelne schöne Momente und begeisterte Reden darin be-

finden, allein daß durch das ganze Erzeugniß der Zuschauer oder Leser wahrhaft ergriffen und erhoben werde, sind wir, für unsern Theil wenigstens, zu sagen nicht im Stande. Die deutsche Literatur und Bühne wird kaum einen Nutzen von dieser Uebersetzung zu ziehen vermögen.

Von den uns heute vorliegenden Lustspielen erwähnen wir zuerst:

5. Der Menschenkenner. Lustspiel in vier Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. Dresden, Ehlermann. 1888. 8. 2 M.

Eine sogenannte Intriguenkomödie, in der Art und im Geschmacke Hackländer's, führt das Stück einen leichten, aber drolligen Inhalt, in behaglicher Breite, doch nicht eben in starker bühnlicher Wirkung durch. Die Handlung vollzieht sich auf politischer Grundlage. Die englische Regierung will mit der italienischen gewisse diplomatische Vereinbarungen treffen und fürchtet dabei, durch russische Einmischung gestört und geschädigt zu werden. Man weiß in London, daß besonders eine Fürstin Katharina Geraschanin, eine politische Agentin von großer List und Verschlagenheit, ausersehen ist, sich in die Verhandlungen einzumengen. Sie ist eine schöne und verführerische Person, die selbst den gewiegtesten Diplomaten gefährlich zu werden im Stande ist. Um sie außerhalb der ins Werk zu setzenden Action zu bringen, greift das englische Ministerium zu einem ganz besondern Mittel. Sie läßt unter der Hand und ziemlich geheimnißvoll bekannt werden, daß Lord Henry Berkeley, ein junger vielversprechender Staatsmann Englands, mit dem italienischen Abgesandten Marchese Lodovico Machiavelli da Impruneta in Florenz die betreffenden Abmachungen zu eröffnen bestimmt sei. Die Folge davon ist, daß sich daselbst sogleich die russische Fürstin einstellt und ihre Netze mit nur zu gutem Erfolge auszulegen beginnt. Lord Berkeley, der sich auch als Schriftsteller hervorgethan und durch ein Werk „Maximen eines Menschenkenners“ Aufsehen erregt hat, hat von dem Spiele seiner Regierung nicht die mindeste Ahnung und nimmt seinen Auftrag vollständig ernst. Eitel auf sein Buch, hält er sich für klug genug, Dinge und Leute zu durchschauen. Auch des italienischen Gesandten und der bezaubernden russischen Agentin glaubt er sich in jeder Beziehung Meister und es stört ihn wenig dabei, daß seine liebenswürdige Gattin, durch Eifersucht ihrer Nebenbuhlerin auf die diplomatischen Schliche gekommen, ihn vor deren Umtrieben warnt. Er verhandelt und verhandelt und geht natürlich der schlauen Emissärin ins Garn. Kaum aber ist das geschehen, als er auch zur Schande seines Menschenkennerthums erfahren muß, daß er sich gründlich hat irre führen lassen und Lord Evandale in Rom die Absichten und Pläne des englischen Ministeriums glücklich durchgesetzt hat, die er selber, verlockt von der russischen Sirene, in die Brüche gebracht. Beschämt als Diplomat wie als Menschenkenner, dankt er literarisch wie politisch ab, um sich künftig an der Seite seiner liebenden Gattin nur noch des Privatlebens zu erfreuen.

Diese Angabe der Vorgänge genügt wol, um zu zeigen, daß das Lustspiel, wenn auch einheitlich und ruhig ausgestaltet, doch kein irgendwie durchgreifendes dramatisches Leben entfaltet. Die Handlung wogt, wie etwa in Scribe's „Ein Glas Wasser“, mäßig bewegt, her und hin, ohne indeß zu den scharf ausgeprägten drastischen Momenten und den wirksamen Rollen zu gelangen, die jenes in seiner Art classisch gewordene Lustspiel in sich birgt. Wolfgang Kirchbach hat in seinem „Menschenkenner“ ein sauber gearbeitetes und gut stilisirtes Stück, aber nach unserm Dafürhalten nicht eigentlich das geschaffen, was unser Theater von den begabten Dichtern der Neuzeit erwarten muß.

Solchen Erwartungen entspricht das folgende Stück noch in weit geringerm Grade:

6. Vor der Meute. Lustspiel in drei Aufzügen von Ottomar Beta. Berlin, S. Fischer. 1887. 8. 1 M.

Obschon keck im Entwurfe und beweglich und flott in der Rede, erscheint das Stück doch seiner ganzen Erfindung und Anlage nach zu novellistisch, um dramatisch wirksam werden zu können. Die Handlung rollt sich beinahe vollständig in Erzählungen ab und was ja etwa davon gegenständlich wird, ist breit und eigentlich nur das Erzählte ergänzend und vermittelnd. Das wahre dramatische Leben gebricht der Sache, was aufrichtig zu bedauern ist, weil ein paar Gestalten, wie z. B. Assessor von Blenden, Pachter Schmolling und Frau Berg glückliche und Erfolg versprechende Charakterzüge enthalten, die aber hinfällig werden, weil sie einer Entwickelung dienen, welche dürftig und lückenhaft, keinerlei Antheil und Reiz erweckt.

Ein alter Baron von Kattenberg, eine Art alter Klingsberg, hat sein Vermögen durchgebracht, seine Gemahlin zu Tode gekränkt und sich infolge dessen mit seinem Sohne Ernst entzweit, der den Namen seiner bürgerlichen Mutter angenommen und als gelehrter Sonderling die Welt durchstreift. Auf einem dieser Streifzüge hat er den Gutsbesitzer von Auer, dessen Tochter und Nichte auf dem St.-Gotthard vor dem Erfrieren im Schnee gerettet. Die Nichte Lucinde Schilt hat eine Neigung zu Ernst gefaßt; da er sich ihr aber bald kühl und uneröffnet entzog, so kommt sie zu dem sonderbaren Entschlusse, den alten Kattenberg zu heirathen, und zwar nur deswegen, weil es hauptsächlich ihr Vater gewesen ist, der sich auf Kosten des alten Lebemannes und Verschwenders zum mehrfachen Millionär bereichert hat. Sie will an ihm gut machen, was ihr Erzeuger an ihm gefehlt. Als sich schließlich aber bei der Verlobung herausstellt, daß Ernst Werner sein Sohn und dieser ihre Liebe heimlich erwidert, zieht sie es natürlich vor, ihm Hand und Herz zu überlassen und auf diese Weise die Schuld des Vaters zu sühnen.

Das Ganze ist ein kleiner Roman, den in eine Komödie umzugestalten dem Verfasser, wie schon gesagt, nicht gelungen ist.

7. Suchet, so werdet ihr finden. Schwank in einem Aufzug von Friedrich Döer. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1888. Gr. 16. 20 Pf.

Es ist dies ein harmloses, unbedeutendes Stückchen, in dem der ganze Spaß darin besteht, daß Fräulein Bertha Roll ein Medaillon im Garten verliert, das der Gärtner, der Vater und zwei Bewerber um ihre Hand suchen und — alle vier finden. Das echte findet der Gärtner, die andern drei haben beim Goldschmied ähnliche gekauft, der Vater, um die Tochter zu erfreuen, die Bewerber, um deren Gunst zu erlangen. Trotz der Beschämung, welche den drei durch die Auffindung des echten Schmucks zutheil wird, läuft das Ganze versöhnlich und selbstverständlich mit einer Verlobung aus. Das Dramoletchen ist leichte Dutzendwaare. Feodor Wehl.

Romane und Schilderungen.

1. Asbeïn. Aus dem Leben eines Virtuosen von Ossip Schubin. Braunschweig, Westermann. 1888. 8. 8 M.
2. Cœur-As. Geschichte einer Leidenschaft. Von Karl Niemann. Jena, Costenoble. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Haschisch. Erzählungen aus dem modernen Aegypten. Von Otto Fuchs (Calab). Dresden, Pierson. 1888. 8. 3 M.
4. Wenn junge Frauen durchgehen. Honigmond-Novelle von Oskar Welten. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1888. 8. 2 M.
5. Flittergold. Roman aus dem Offiziersleben der Gegenwart von Fedor von Zobeltitz. Jena, Costenoble. 1888. 8. 5 M.
6. Tropische Nächte. Roman von B. Riedel-Ahrens (Sylvio Lugano). Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1888. 8. 5 M.
7. Aus dem Creolenlande. Erzählungen von Gustav Meinecke. Berlin, Jenkee. 1888. 8. 2 M.
8. Ueberseeische Reisen von Amand Goegg. Zürich, Verlags-Magazin. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.

Als der aus dem Himmel verwiesene Teufel zuerst auf die Verführung der Menschheit gesonnen, da bediente er sich hierzu nach einer alten arabischen Legende mit Vorliebe der Musik, welche ihm als ein himmlisches Vorrecht geoffenbart worden war, so lange er noch in den Reihen der ewigen Heerscharen weilte. Der Allmächtige entzog ihm aber später sein volles Gedächtniß, sodaß er sich fürder nur einer einzigen Tonart zu besinnen wußte; und diese unheimlich anregende und ergreifende Tonart heißt noch heute in Arabien die Teufelstonart oder „Asbeïn". Der hiernach benannte Roman von Ossip Schubin (Nr. 1) schildert nun vorzugsweise das Leben und Treiben eines zwar hochbegabten, aber wenig charakterstarken Künstlers, der den Namen Boris Lensky trug. Lensky war ein geborener Russe; er wuchs in einer übervölkerten Miethskaserne zu Moskau auf, in der Hälfte eines Zimmers, das durch einen Windschirm abgetheilt war, hinter dem eine andere arme Familie hungerte. Seines Vaters erinnerte er sich nicht, seine Mutter aber sang zur Guitarre in den Schenken. Als er fünf Jahre alt war, hatte sie ihm eine Geige für vier Rubel gekauft, und ein verlumpter Musikant, der oft zu ihnen kam, hatte ihn ein wenig darauf spielen gelehrt. Von da an begleitete er seine Mutter, wenn sie in den Schenken oder auf den Straßen sang, wie es eben kam. Später bekam er einen bessern Lehrer, und nachdem seine Mutter gestorben, ward es ihm sogar ermöglicht, nach Rom zu gehen, wo er durch sein eigenthümliches, oft bestrickendes, wenn auch nicht immer edles Spiel auf der Violine selbst in höhern Gesellschaftskreisen Aufsehen erregte. Dort lernte ihn die Fürstin Natalie Alexandrowna Assanow kennen, und da sie eine begeisterte Musikfreundin war, so schenkte sie schließlich dem gefeierten Landsmann ihr Herz und ihre Hand. Lensky's Leben glich einem fortwährenden Triumphzuge, eine umfangreiche Biographie von ihm war erschienen und die Tagesblätter waren fast täglich seines Ruhmes voll. Aber der gefeierte Künstler war kein guter und edler Mensch und die von ihm geschlossene Ehe war wesentlich durch seine Schuld keine glückliche. Natalie Alexandrowna starb nach wenigen Jahren an gebrochenem Herzen. Die Teufelsmusik Asbeïn war verderbenbringend gewesen. Wir versagen uns ein weiteres Eingehen auf die Erzählung. Der Roman ist, wenn man diese Worte hier gebrauchen und richtig verstehen will, ebenso realistisch wie idealistisch; er fesselt bald, bald stößt er ab. Wohlthuend wirkt er nach unserer Ansicht in keiner Weise. Ohne Zweifel zählt Ossip Schubin zu den in weiten Kreisen nicht ungern gelesenen deutschen Schriftstellerinnen und es darf wol angenommen werden, daß auch ihr Roman „Asbeïn" diese Anziehungskraft ausüben wird.

„Cœur-As" von Karl Niemann (Nr. 2), als die „Geschichte einer Leidenschaft" bezeichnet, schildert vorzugsweise das nicht sehr erquickliche Leben und Treiben eines von Jugend auf durch seine Leidenschaften beherrschten Menschen. Die Erzählung ist theilweise nicht ohne ein gewisses psychologisches Interesse, doch fehlt ihr jeder tiefere Inhalt; auch die Form der Darstellung läßt manches zu wünschen übrig. Die Geschichte, welche der Verfasser seinem Bruder zu widmen für werth gehalten hat, endet mit dem durch einen Gehirnschlag herbeigeführten Tode des eigentlichen Helden derselben, Fritz Roth, der aber in Wahrheit nichts weniger als ein Held ist.

Unter dem Titel „Haschisch" (Nr. 3), einem vieldeutigen Worte, welches man hier etwa mit „Nebelgebilde" bezeichnen könnte, bietet Otto Fuchs sechs verschiedene Erzählungen aus dem modernen Aegypten, das er selbst bereiste, dar. Sie sind sämmtlich lesenswerth, denn sie entrollen uns ein ziemlich getreues Bild von dem Leben und Treiben in dem genannten Lande. Dem Buche sind die Verse Körner's als Motto vorangeschickt:

> Warm schlägt das Blut ja überall, die Sonne
> Färbt nur die Haut, die Seelen färbt sie nicht,
> Und Lieb' und Mitleid hängt an keiner Farbe!

Die erste Erzählung, „Der Anwalt des Volkes", schildert den Schriftsteller und Dichter Anis Klat, der in seinem Blatte „El Hukak" („Die Wahrheiten") den Vicekönig scharf bekämpfte und für die Rechte des Volks in die Schranken trat. Anis Klat war Syrier und Christ, sein Vater, ein hoher Staatsbeamter, hatte ihn nach Paris gesandt, wo er die Rechtswissenschaft studiren sollte; aber seine Neigung drängte ihn zur Poesie und Literatur. Sein Vater entzog ihm, da er der Aufforderung, heimzukommen und in den Staatsdienst zu treten, nicht folgte, die Unterstützung. Allein Klat verließ nicht die Weltstadt; er lebte, wie tausend andere „Bohemiens", von der Literatur und ertrug die Wechselfälle jenes Lebens mit der Spannkraft der Jugend. Nach der Besiegung der Commune, an deren Aufstande er theilgenommen, erschien er plötzlich in Kairo, wo er um das tägliche Brot zu kämpfen hatte. An Bekannten, welche seine Fähigkeiten in den Dienst des Khedive gegen guten Lohn gestellt wissen wollten, fehlte es ihm nicht; doch weigerte er sich standhaft, „für das Blutgeld Ismael Pascha's eine Hand zu regen oder einen Gedanken hinzugeben". So lebte er vom Unterricht im Arabischen, den er wissensdurstigen Europäern ertheilte, bis „die Philosophie des leeren Magens" ihn bewog, die Stelle eines Correspondenten in einem französischen Geschäftshause Kairos anzunehmen. Doch bald gelang es ihm, sein erwähntes Blatt zu gründen und die schöne und talentvolle Farida, eine geborene Schwedin, Gertrud Gynt, als seine Frau heimzuführen. An diese schließen sich die übrigen fünf Erzählungen, welche sämmtlich ebenso ägyptische Verhältnisse der Gegenwart schildern: „Der Schah der schwarzen Hunde", „Aus der Wüste", „Mein blinder Freund", „Die Straußenkarlah" und „Der schwarze Heiland".

Die Erzählung „Wenn junge Frauen durchgehen" von Oskar Welten (Nr. 4) schildert die Hochzeitsreise, welche Rolf und Gisa, ein junges Ehepaar aus Wien, nach Berlin unternahmen. Bei aller Liebe, welche die jugendlichen Gatten verband, stellte sich jedoch der Dämon der Eifersucht nur zu bald ein, und es fehlte nicht viel, so hätte derselbe das ehrliche Glück zerstört. Dem Wunsche der etwas eigensinnigen Gisa zuwider besuchte nämlich Rolf einen in jeder Hinsicht achtungswerthen Jugendfreund; erstere aber unternahm etwas leichtsinnig auf eigene Hand und ohne jede Begleitung eine Fußwanderung durch die Straßen der ihr vollkommen fremden Großstadt. Sie verirrte sich indeß in kurzer Zeit und wurde auf diese Weise mehrere Tage von ihrem Gatten getrennt, da sie den Namen des Gasthofs, in welchem sie abgestiegen waren, vergessen hatte. Es folgen nun die unangenehmsten Widerwärtigkeiten, namentlich für die eigensinnige Gisa. Einen tiefern Gehalt hat die Erzählung gerade nicht, es sei denn, daß manche jungen und vielleicht auch ältern Eheleute sich daraus eine Lehre nehmen könnten, wie sie nicht handeln sollten.

Der Verfasser des Romans „Flittergold" (Nr. 5), Fedor von Zobeltitz, versteht es meisterhaft, das Leben und Treiben in Offizierskreisen und in der Börsenwelt zur Anschauung zu bringen. Es fehlt weder an Lichtpunkten, noch an Schattenseiten, aber es überwuchert keins der in romanhaften Dichtungen so häufig gebrauchten Reizmittel; die ruhige Harmonie der Farbenwirkung wird selten und nie zu stark gestört. Man hat wol den Roman als eine Kunstgattung bezeichnet, die einerseits mit dem Epos oder Heldengedicht, andererseits mit dem Drama verwandt ist. Wir schließen uns im wesentlichen dieser Anschauung an, denn wenn der Roman auch vorwiegend eine epische Ruhe des Stils verlangt, so macht doch eine mehr oder minder spannende Verwickelung, die sogenannte Katastrophe, eine lebhaftere Darstellung nothwendig, um die erregte Antheilnahme des Lesers zu befriedigen. Mit Recht sagte deshalb J. Duboc in einem vor längerer Zeit veröffentlichten Aufsatze über die Darstellungsweise im Roman: „Durch weise Benutzung der Mittel, indem der Dichter immer in genauem Anschluß an Handlung und Situation die Romanform bald zum breiten, ruhigen See gestaltet, aus welchem sich die Ufer und Umgebungen spiegelklar uns entgegenheben, bald ihn als Strom einherschäumen läßt, der uns in die Tiefe herniederzuziehen droht und erst nach ängstlicher Fahrt durch Klippen und Strudel aufathmend wieder zum Lichte entläßt, erreicht der Roman seine höchste Wirkung." Fedor von Zobeltitz wird in seiner Dichtung niemals langweilig, er schildert Menschen und Lebenslagen klar und bestimmt, die Handlung schreitet frisch und lebendig vorwärts und die Theilnahme des Lesers wird bis zum Schlusse der geschilderten Begebnisse wach erhalten.

Die romanhaften Erzählungen „Tropische Nächte" von B. Riedel-Ahrens (Nr. 6) und „Aus dem Erdelenlande" von Gustav Meinecke (Nr. 7) schildern beide die Liebe und den Haß in der leidenschaftlichsten Weise, wie dieselben sich vorzugsweise im Süden, weniger im Norden und in der gemäßigten Zone, offenbaren. Harte Kämpfe müssen bestanden werden, bevor das Glück den Kämpfenden lacht. Der erstgenannte Roman spielt zumeist in Brasilien, doch auch in andern Staaten Amerikas. Zwei der bedeutendsten Persönlichkeiten, die uns vorgeführt werden, sind Elisabeth Hermes und James Elliott, die schließlich durch das Band der Ehe miteinander verbunden werden und darin ihr Glück finden:

> „Es war wie der Traum einer Tropennacht", sagt Elisabeth zu ihrem Gatten, „bunt und phantastisch, doch als ich erwachte, Geliebter, da habe ich gefunden, daß in dem Sonnenschein deiner Liebe die Wirklichkeit mir noch viel schöner erstand; ich konnte die Märchengestalt der tropischen Nacht vergessen. Ich erkenne, daß ich eine andere geworden bin, seitdem ich nicht mehr nur mich selbst als den Mittelpunkt meines Daseins betrachte, sondern dich! Ja, das Weib findet einzig nur seine erlösende Mission in der Bethätigung der hingebenden Liebe für die Menschheit, für den Einzelnen — für den Gatten — für das Kind!"

Das Buch von Gustav Meinecke bringt unter dem erwähnten Titel „Aus dem Creolenlande" folgende vier Erzählungen: „Im Mississippisumpf", „Der Fall des Alamo", „In der letzten Stunde" und „Gunebo". Freunde fremdländischer Sitten und Gebräuche dürften daran wohl Gefallen finden. Wir selbst lebten zwölf Jahre in den Vereinigten Staaten, vorzugsweise im Staate Missouri, und haben den Mississippi, den „Vater der Ströme", wiederholt befahren. Die Frage, was die Creolen eigentlich sind oder waren, wird übrigens von Meinecke ziemlich richtig beantwortet. Die einen bezeichnen als Creolen nur die Nachkommen der Franzosen in Louisiana und Westindien, andere dehnen den Begriff auf die Nachkommen der Spanier in Florida und Texas aus, und noch andere sogar auf die französisch oder spanisch sprechenden, mehr oder weniger mit Weißen gemischten Neger. Auch die Frage nach ihrem Charakter ist interessant, zumal die nördlichen Bewohner der Vereinigten Staaten sie als grausame, leidenschaftliche Sklavenbarone hinzustellen liebten, als verdorbene Charaktere und eingebildete Aristokraten, während die südlichen nicht genug das glückliche Temperament und die vollendete Geistes- und Herzensbildung der Creolen zu rühmen wußten.

Amand Goegg's „Ueberseeische Reisen" (Nr. 8) enthalten verschiedene Aufsätze über die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mexico, Argentinien, Uruguay, Brasilien und Australien. Die Mehrzahl dieser Aufsätze ist allerdings bereits vor einigen Jahren in dem hamburger „Fremdenblatte" und in der „Frankfurter Zeitung" zum Abdruck gebracht worden; allein man darf dem Verleger doch wol dankbar dafür sein, daß er dieselben in Buchform einem größern Publikum zugänglich gemacht hat. Allen Freunden anziehender und zugleich belehrender Reiseschriften ist das Buch zu empfehlen.

Rudolf Doehn.

Reisewerke.

1. Das Mittelmeer von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 55 Illustrationen und 1 Karte. Freiburg i. Br., Herder. 1888. Gr. 8. 6 M.
2. Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittelitalien von J. V. Widmann. Frauenfeld, Huber. 1888. 8. 3 M. 20 Pf.
3. Am Nil. Bilder und Skizzen aus dem Pharaonenlande von Paul R. Pasig. Mit 6 Illustrationen. Zürich, Schröter u. Meyer. 1888. Gr. 8. 4 M.

In knapper, doch erschöpfender Darstellung und anziehendem, mitunter sogar blumigem Stile schildert uns A. von Schweiger-Lerchenfeld (Nr. 1) die Länder und Völker des Mittelmeers nacheinander vom physikalischen, vom culturhistorischen, vom ethnographischen und vom ästhetischen Standpunkte. Eine hübsche Menge von Abbildungen, unter welchen namentlich die Städtebilder Erwähnung verdienen, erleichtert die Anschaulichkeit. Das Werk, obschon auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhend und eine gewaltige Wissensfülle in allen Gebieten bekundend und verwerthend, zielt doch auf Gemeinverständlichkeit und Genießbarkeit. Vorsichtiger- und richtigerweise verzichtet der Verfasser darauf, in historischen und ethnologischen Streitfragen ein privates Endurtheil abgeben zu wollen; er begnügt sich damit, das „Forschungsmaterial" mitzutheilen. Wo dagegen das Urtheil im Bereiche der Aesthetik liegt, mithin von selbständiger Anschauung und unabhängiger Meinung auszugehen hat, wie in der Zeichnung der „Charakterlandschaften", die uneingeschränktes Lob verdienen, da hält A. von Schweiger nicht mit seiner Ansicht zurück. In den wissenschaftlichen Abtheilungen hat die Nöthigung, sich auf einen einzigen Band zu beschränken, verbunden mit dem Bestreben, vollständig zu erscheinen, den Stoff hie und da zur blassen, streifenden Namensnennung entseelt. Allein ohne irgendwelche Einbuße war eben ein solcher Riesenstoff überhaupt nicht in Einen Band unterzubringen.

Eine neue Reisebeschreibung über Italien bedarf heutzutage eines Passes in der Literatur, und zwar darf auf dem Passe nicht stehen: „Augen gewöhnlich, Kinn rundlich, besondere Kennzeichen keine"; im Gegentheil, wir verlangen besondere Kennzeichen, scharfes Kinn und ungewöhnliche Augen. Denn nicht im Stoffe, der ja, seitdem Hymen auf der Eisenbahn fährt, Tausenden und Hunderttausenden vertraut ist, sondern nur in dem Beschauer und Darsteller kann fürderhin noch Anziehungskraft liegen. Die genannte Bedingung nun, also die Bedingung der Subjectivität, erfüllt J. V. Widmann's „Jenseits des Gotthard" (Nr. 2) im höchsten Maße, ja oft im Uebermaße. Wir lernen in diesem Buche weniger Italien kennen, als den Verfasser. Der Verfasser aber meidet nicht blos grundsätzlich, sondern instinctiv die Landstraße; es muß ihm etwas von den übrigen verkannt oder mindestens vernachlässigt scheinen, damit er volles herzliches Vergnügen daran empfinde; er liebt zu spüren, zu wittern, zu grübeln, zu entdecken und gelegentlich in ein Wespennest zu stechen. Den Gemäldegalerien der Renaissance geht er in seinen Beschreibungen sorgfältig aus dem Wege, dagegen gönnt er der modernen italienischen Malerei und Bildhauerei einen bequemen Raum. Sein Urtheil in künstlerischen Dingen ist ein rein literarisches, doch haben von jeher die Literaten das Vorrecht einer Meinungsäußerung in künstlerischen Dingen beansprucht und auch ohne Widerspruch genossen; was aber dem einen recht ist, ist dem andern billig. Hinsichtlich der Landschafts- und Volksbilder bethätigt Widmann eine unbegrenzte Aufnahmsfähigkeit, deren Hauptquelle ein inniges Phantasieglück ist, welches der Wanderer von diesseits der Alpen nach Italien mit hinüberbringt. Schon

im Gotthardtunnel schnuppert er mit Seligkeit nach der ersehnten italienischen Luft und sieht im Geiste die Wunderdinge voraus, die er erleben wird oder erleben will. Denn was ihm etwa später die Wirklichkeit nicht gutwillig entgegenbringt, das zwingt er ihr ab, indem er in den ersten besten Gegenstand etwas hineinfühlt, hineinschaut und hineindichtet. Niemals betrifft man den Verfasser in Italien auf schlechter Laune, niemals streift er vergeblich umher, niemals geräth er in eine unscheinbare Gegend, weil er eben überall sich selbst mitbringt. Mit ihm nun in planlosem, zufälligem Zickzack zu lustwandeln, mit ihm den versteckten sonnigen Winkeln nachzuspüren, auf seine Weise zu schauen und zu urtheilen, zu tifteln und zu grübeln, muthet er dem Leser zu; diesem steht es natürlich frei, seine Beistimmung kopfschüttelnd zu verweigern, allein er darf sich jedenfalls nicht beklagen; denn wer nicht auf die Landstraße mag, muß den Fußpfaden geduldig nachfolgen, ob dieselben schon mitunter unerwartete Umwege nehmen, und wer etwas Besonderes wünscht, darf Sonderbarkeiten nicht schelten. Als einen Führer für die Gesellschaft Stangen gibt sich das Buch nicht aus.

Der Erzählungsstil ist durchaus feuilletonistisch; es waltet in ihm vollständigste spielende, sogar spielbewußte Ungezwungenheit. Der Sprachstil wiederum zeichnet sich namentlich durch Biegsamkeit, Gewandtheit und Glätte aus; die Sätze blinken einem wie polirt entgegen. Es ist freilich zugleich ein verwöhnter Stil, von der Verwöhntheit eines Virtuosen, der sich seines Publikums sicher weiß. Widmann gehört zu den Schriftstellern, denen es unendlich schwer wird, irgendeinen Einfall zu unterdrücken und irgendeine Notiz dem Leser zu ersparen; größere Selbstzucht kann Widmann nicht dringend genug angerathen werden. Eine Unmanier an seinem Reisegefährten entdecken, heißt indessen nicht seine Gesellschaft ablehnen; bedürfte übrigens dergleichen eine Versöhnung, so würde dieselbe durch das unbeschreibliche Behagen geliefert, mit welchem der Verfasser Seele und Leib in seinem geliebten Italien aussonnt. Dieses Behagen wirkt ansteckend auf den Leser.

Als ein „Volks- und Familienbuch im höhern Sinne" geben sich Paul R. Pasig's „Bilder und Skizzen aus dem Pharaonenlande" (Nr. 3) in der Vorrede. Doch verzichtet der Verfasser deshalb keineswegs auf die ausführliche, stellenweise etwas trockene Darlegung seiner fleißigen und umsichtigen antiquarischen Studien an Ort und Stelle. Wissenschaftliche Forschung und zwanglose Beobachtung werden in dem Buche voneinander gesondert und auseinandergehalten, sodaß der erste Theil farbige, leuchtende und duftige Bilder vom Markte und von der Straße bringt, der dritte dagegen sich ganz der Schulgelehrtheit widmet; das Mittelstück wiederum knüpft lange Erörterungen an kurze Ausflüge. Wie die Anordnung des Stoffs, so ist auch der Stil ein ungleichartiger, überdies kein fehlerfreier. So viel zur literarischen Uebersicht. Der Werth dieser Skizzen hängt von ihrem Lehrgehalte und ihrer Lehrzweckmäßigkeit ab, deshalb kommt auch das Gesammturtheil über dieselben nicht einem literarischen Berichterstatter zu.

Karl Spitteler.

Historische Literatur.

Deutsche Geschichte. Erster Band: Geschichte der europäischen Urzeit von Felix Dahn. Zweite Hälfte. (Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Funfzigste Lieferung.) Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 18 M.

In drei verschiedenen Gestalten hat Felix Dahn im Laufe der Jahre die älteste deutsche Geschichte darzustellen unternommen, zuerst in seinen „Kriegen der Germanen", die eigentlich eine Reihe gelehrter Monographien bilden, dann in der „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker", welche in der von Oncken herausgegebenen „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen" einen fast allzu reichlich gemessenen Raum einnimmt, und endlich in dem ersten Bande der „Deutschen Geschichte", welche, nach den Hauptperioden unter mehrere Mitarbeiter vertheilt, in den Rahmen der bekannten Heeren-Ukert'schen Sammlung neuerdings in Angriff genommen worden ist. Eigenthümlicherweise ist er mit dem zuletzt genannten Werke, das nach den beiden andern in Angriff genommen wurde, am frühesten zum Abschlusse gekommen: mit der im Sommer 1888 erschienenen zweiten Hälfte des Dahn zugefallenen ersten Bandes der „Deutschen Geschichte" hat er das ihm da gesteckte Ziel, den Tod Karl's des Großen, erreicht.

Es ist im wesentlichen die Geschichte des fränkischen Reichs, die uns in diesem stattlichen Halbbande von 750 Seiten geboten wird, und zwar so, daß die eine Hälfte der äußern, die andere der innern Geschichte desselben gewidmet ist, eine Theilung, die man als äußerlich scharf und klar gelten lassen wird, die aber doch der Einheit der geschichtlichen Auffassung bei dem Verfasser ebenso gut wie bei seinem Leser einigermaßen Abbruch thut und Wiederholungen sowie Verweisungen bald nach rückwärts, bald nach vorwärts nöthig macht und dadurch die Abrundung und Concentration der Darstellung einigermaßen beeinträchtigt. Die äußere Geschichte des Frankenreichs gliedert Dahn wieder in zwei Bücher, deren eines — das dritte des ganzen Bandes — die merovingische, das andere die arnulfingische — gewöhnlich karolingische genannte — Periode behandelt. Daß Dahn zu den ersten Kennern des germanischen Alterthums gehört, ist anerkannt; auch in der vorliegenden Arbeit bewährt er sich als solchen, indem dieselbe nicht blos den gegenwärtigen Stand der

Forschung mit gewissenhafter Treue wiedergibt, sondern vielfach einen selbständigen Fortschritt derselben bezeichnet und für manche noch ungelöste Frage eine befriedigende Erledigung anbahnt. Aus der Fülle der Einzelheiten, die wir in einem Buche, das doch auf einen größern und nicht eben gelehrt fachmännisch interessirten Leserkreis berechnet ist, gern etwas mehr beschränkt gesehen hätten, heben sich die gewaltigen Erscheinungen Chlodwig's in dem dritten Buche, Karl's des Großen im vierten eindrucksvoll empor. Die zweite Hälfte des Bandes, in einem fünften Buche zusammengefaßt, ist wesentlich culturgeschichtlichen Inhalts, indem sie namentlich die volkswirthschaftlichen Verhältnisse und dann besonders eingehend die Verfassung des fränkischen Reichs behandelt, auch die kirchlichen Einrichtungen und Zustände übersichtlich darstellt, dagegen die Literatur, sowie die Kunst, das Kunsthandwerk, das Schul- und Schriftwesen ausschließt, weil — wie eine Schlußbemerkung kurz angibt — diese Dinge zum großen Theil einer deutschen Geschichte nicht angehören, das meiste in ihnen romanisch ist. Gegen diese Begründung ließen sich freilich von dem eigentlich culturgeschichtlichen Standpunkte aus sehr gewichtige Bedenken geltend machen, während Dahn diese etwas willkürliche Begrenzung außerdem motivirt durch den Hinweis auf den beträchtlichen Raum, den eine erschöpfende germanische Culturgeschichte des 5. bis 9. Jahrhunderts beanspruchen würde, und auf die „eigenen unzureichenden Kräfte". Einzelne Nachträge aus diesem Gebiete verheißt er in seinen „Merovingischen und Karolingischen Studien" zu geben.

Schließlich können wir auch hier den Wunsch nicht unausgesprochen lassen, daß Dahn der ihm eigenen Neigung zur Vergewaltigung der von ihm sonst so schön gehandhabten deutschen Sprache durch alterthümelnde Wortbildungen widerstehen möge. Zuweilen leistet er auf diesem Gebiete Dinge, die nur Kopfschütteln erregen können und geradezu die Freude an seiner Erzählung ernstlich stören.

Hans Prutz.

Feuilleton.

In dem Verlage von Hugo Klein in Barmen sind 1889 zwei Broschüren erschienen, welche wir hier gemeinsam zur Anzeige bringen. Der Redacteur **Theodor Ebner** behandelt mit warmem Herzen, feinem Verständniß und ausgebreiteter Literaturkenntniß „Das deutsche Volkslied in Vergangenheit und Gegenwart". Er wünscht mit Goethe, daß das Volkslied im deutschen Hause wieder einen Ehrenplatz erhalte als Zuflucht und Trost in Freud und Leid. Das Volkslied wolle nicht gelehrt und gelernt sein; es müsse vielmehr naturwüchsig aus einem gesunden Familienleben herauswachsen. Dieses aber beruhe auf lauterem, evangelischem Christenthum. — Lic. Dr. **Georg Buchwald** hat die Angriffe zusammengestellt, welche „der Evangelische Bund und dessen zweite Generalversammlung zu Duisburg" in der ultramontanen Presse erfahren hat. Wir sind warme Anhänger dieser Vereinigung und kennen den schriftstellerischen Fleiß Buchwald's aus andern Proben. Um so mehr halten wir uns für berechtigt, dieses Büchlein für einen Misgriff zu erklären. Es heißt denn doch einigen gemeinen Winkelblättchen zu viel Ehre anthun, wenn man deren Kehricht zusammenliest und aufbewahrt. Der Evangelische Bund muß viel zu stolz sein, um solche Zeugnisse für seine Lebensfähigkeit zu sammeln.

Aus der Schriftstellerwelt.

Der Sänger des Mirza Schaffy — wie **Friedrich von Bodenstedt** nun schon seit einem Menschenalter allüberall genannt wird — begeht am 22. April die Feier seines siebzigsten Geburtstages. Ungeachtet seiner rastlosen Arbeit war ihm das Glück nicht günstig! Ihm nunmehr nach langer Lebensfahrt ein bescheidenes, eigenes Heim, ihm die zu angestrengter Geistesarbeit nöthige Ruhe zu schaffen, ist die Absicht einer ansehnlichen Zahl seiner Freunde und Verehrer. Harren doch noch einige größere Werke Bodenstedt's ihrer Vollendung. Es ergeht an die Landsleute nicht nur, sondern an alle Verehrer Bodenstedt's — in der Alten wie Neuen Welt —, welcher Sprache und nationalen Abstammung sie auch seien, die Bitte: des bevorstehenden Tages und des Dichters eingedenk sein zu wollen, damit es ermöglicht werde, Friedrich Bodenstedt eine Ehrengabe an seinem siebzigsten Jahrestage darzubringen, seiner poetischen Gaben werth und werth der Anhänglichkeit und Verehrung, deren sich der hervorragende und gemüthreiche Dichter der Lieder des Mirza Schaffy erfreut. Nach Wiesbaden zu richtende Sendungen sind an das Bankhaus M. Berlé u. Comp. daselbst zu übermitteln; Anfragen in der Angelegenheit beantwortet Ferd. Hey'l, Curdirector in Wiesbaden.

— Am 24. April feiert auch **Klaus Groth**, der Dichter des „Quickborn", seinen siebzigsten Geburtstag. Von echter dichterischer Kraft getragen, hat dieses Buch, das Hauptwerk seines Lebens, den Gebildeten in ganz Deutschland einen Einblick in das Empfindungsleben des niedersächsischen Stammes gestattet, das sich in den Blättern des „Quickborn" in unvergleichlicher Weise spiegelt. Wenn seine epischen Dichtungen auch nicht in demselben Maße Gemeingut des Volks geworden sind, so sind sie doch durch Reinheit und Wahrheit des Inhalts und tadellose Form ausgezeichnet; den „Heisterkrog" hat Emanuel Geibel eine der schönsten Perlen der deutschen epischen Literatur genannt. Der siebzigste Geburtstag bietet die Gelegenheit, dem Dichter, auf den Schleswig-Holstein und mit ihm ganz Deutschland stolz ist, Dank und Anerkennung zu zollen. Ist die Zahl seiner Werke auch nur klein, sein „Quickborn" allein sichert ihm ein dauerndes Andenken in der Geschichte unserer Literatur.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum" vom 23. Februar 1889 schreibt: „Obgleich der Name Henrik Ibsen's in England weit und breit bekannt ist, so ist doch noch kein ernstlicher Versuch gemacht worden, seine Dramen auf die englische Bühne zu bringen, und da es nicht wahrscheinlich ist, daß irgendein Unternehmer sich zum Wagniß verstehen werde, eines seiner Stücke vorzuführen, so zeichnen jetzt einige englische Bewunderer Ibsen's eine Bürgesumme für eine Frühvorstellung der «Gespenster» oder anderer Dramen im nächsten Juni."

— Die „Revue internationale" vom 10. Februar 1889 bringt eine Besprechung über das Werk von Lady **Blennerhassett**,

geb. Gräfin Leyden: „Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur": „Sind es die beredten Ausführungen der Frau von Staël über Deutschland, ist es ihre unparteiische, aufgeklärte Werthschätzung der geistigen und politischen Größe, welche seinem Volke vorbehalten war, und die Frau von Staël erkannte, obwol sie Deutschland in den trübsten Tagen seiner Erniedrigung sah — welche jetzt der bedeutenden französischen Schriftstellerin einen Geschichtschreiber in Deutschland erweckte? In Deutschland, England und Frankreich besonders haben sich schon viele Federn versucht, diese große Gestalt zu zeichnen. Indessen muß man zugestehen, daß es wesentlich Skizzen und Entwürfe waren, welche man bisher von Frau von Staël lieferte; und die Geschichtschreiber sogar, welche nach Vollständigkeit strebten, scheiterten im allgemeinen bei der Ausführung, weil sie die vielgestaltige Persönlichkeit nicht völlig in ihrer Eigenart erfaßten. Die einen haben die Frau vergessen, während sie die Schriftstellerin zeichneten; die andern haben einen schwärmerischen Roman über die Frau geschrieben und die Verfasserin der «Corinne» und der «Considérations de la Révolution française» außer Acht gelassen; die meisten haben endlich versäumt, die enge Verbindung klarzulegen, welche stets zwischen diesem hohen Geiste und den zeitgenössischen Ereignissen bestanden hat, auf welche sein Widerschein fiel. Lady Blennerhassett sind diese Lücken aufgefallen und, veranlaßt hierdurch, wie durch die hervorragende Stellung, welche Frau von Staël in dem Vierteljahrhundert 1789—1815 einnimmt, hat sie sich der Lösung jener Aufgabe unterzogen, welche sich somit darbot. Sie hat die Materialsammlungen benutzt, welche durch ihre Vorgänger zusammengebracht waren; desgleichen auch aus deren Fehlern gelernt, dieselben zu vermeiden. Mit formvollendeter Gewandtheit und besonders mit Aufrichtigkeit hat sie eine überaus vollständige Lebensbeschreibung jener bemerkenswerthen Frau entworfen.... Die Verfasserin, von zartfühlender Höflichkeit geleitet, bringt Frankreich dieses Werk als Beitrag der deutschen Literatur zur hundertjährigen Gedenkfeier von 1789 dar, in Anbetracht dessen, daß niemand edler als Frau von Staël als Schriftstellerin sich das zu eigen gemacht, was jener Riesenversuch Lebenskräftiges in sich trug."

— Wir hatten neulich Gelegenheit, einige Bemerkungen aus dem „Athenaeum" über die Uebersetzungen Heine'scher Lieder durch Prof. James Geikie mitzutheilen. Heute können wir über eine Uebersetzung von Heine's „Buch der Lieder" durch H. B. Briggs „The Love Songs of H. Heine" (London, Trübner u. Comp., 1889) berichten, welche, wenn wir uns an die Beurtheilung der Geikie'schen Uebertragung durch das „Athenaeum" halten, dieser überlegen ist. Die Briggs'sche Uebersetzung zeugt im ganzen dafür, daß der Verfasser die deutsche Sprache gut versteht, ja eine ganze Anzahl von Uebertragungen geben so genau auch Geist und Stimmung der Heine'schen Lieder wieder, daß sie geradezu meisterhaft zu nennen sind. Daß in einzelnen Fällen der Dichter nicht voll den deutschen Geist wiedergab, dürfen wir ihm nicht zum Vorwurfe machen; es handelt sich dann um Dinge, die nationale Verschiedenheiten ausdrücken, für welche die fremde Sprache schwer oder gar nicht den völlig entsprechenden Ausdruck zu finden vermag. In der deutschen Culturgeschichte ist der Uebersetzer nicht immer fest. Man vergleiche folgende Strophe mit ihrer geradezu komisch wirkenden falschen Uebersetzung:

Zu Halle auf dem Markte,
Da steht eine große Kirche.
Die Burschenschaft und die Landsmannschaft,
Die haben dort Platz zum Beten.

In the market place at Hallé (?!),
A mighty church stands there;
The countryfolk and townsfolk
Have room enough for prayer.

Briggs hat zwei der Heine'schen Lieder nicht mit übertragen und deren Stelle durch Kreuzchen bezeichnet. Das eine war ihm wol zu roh und gottlos, bei dem andern ist der Grund uns nicht verständlich gewesen. Wenn denn einmal ausgemerzt werden sollte, und im Interesse des Dichters wäre das sicher sehr empfehlenswerth, dann hätte gar manche nichts oder nichts Gutes sagende Strophe über Bord geworfen werden können.

Bibliographie.

Althaus, T., Kaiserklänge aus den Jahren 1887 und 1888. Spandau, Neugebauer. 8. 30 Pf.

Aufseß, O. Freih. von u. zu, Geschichte des uradelichen Aufseß'schen Geschlechts in Franken. Nach den Quellen bearbeitet und herausgegeben. Berlin, C. Heymann. Lex.-8. 1 M.

Baer, O., Der Engel von Ruhberg. Ein Beitrag zur Jugendgeschichte Kaiser Wilhelms I. Mit einem Porträt der Prinzessin Elisa Radziwill nach einer im Schloß Fischbach befindlichen Zeichnung und einer Abbildung von Schloß Ruhberg. Breslau, Max u. Comp. 8. 2 M. 50 Pf.

Baehr, B., Max von Schenkendorf als patriotischer Dichter in seinen Liedern. Eine litterarhistorische Skizze. Halle, Hendel. 1888. 8. 30 Pf.

— — Vergleichung der Lyrik der Befreiungskriege mit der Lyrik des deutsch-französischen Krieges von 1870—71. Eine litterarhistorische Studie. Halle, Hendel. 1888. 8. 75 Pf.

Basch, J., Wirthschaftliche Weltlage. Berlin, Simion. 8. 1 M.

Bernhöft, F., Verwandtschaftsnamen und Eheformen der nordamerikanischen Volksstämme. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Ehe. Rostock, Werther. 4. 2 M.

Daudet, A., Dreissig Jahre Paris. Autorisirte Uebersetzung von S. Born. Basel, Schwabe. 8. 3 M. 20 Pf.

Eisenhans, T., Das Wesen des Schönen. Ein Vortrag. Stuttgart, Metzler. 1888. 8. 60 Pf.

Hartmann, B., Konrad Celtis in Nürnberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Nürnberg. Nürnberg, J. L. Scheag. Gr. 8. 2 M.

Hirschberg, E., Die Trennung der Alters- und Invaliden-Versicherung. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 8. 1 M.

Kiessling, J., Untersuchungen über Dämmerungserscheinungen zur Erklärung der nach dem Krakatau-Ausbruch beobachteten atmosphärisch-optischen Störung. Mit 8 Farbendruck-Tafeln nach Aquarellen von Pechuel-Loesche, 4 Karten und 8 Holzschnitten. Mit Unterstützung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Hamburg, Voss. 1888. Gr. 4. 36 M.

Kirchmayr, H., Der altdeutsche Volksstamm der Quaden. Mit 13 Vollbildern nach Oelgemälden von den Fräulein Marie und Sofie Görlich. Brünn. 1888. 4. 8 M.

Lange, Helene, Frauenbildung. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Mähly, J., Frau Drudels Hündlein. Eine tendenziöse Humoreske contra Kurpfuscher und Geheimmittelschwindel. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 50 Pf.

Moeller, G. H., Die Auffassung der Kleopatra in der Tragödienlitteratur der romanischen und germanischen Nationen. Ulm, Kerler. 1888. Gr. 8. 2 M.

Newsky, P. W., Erotika. Stuttgart, Dietz. 1888. 12. 2 M.

Passow, A., und E. von Reitzenstein, Das Menschenherz. Worte der Weisheit und der Liebe aus den Werken von G. Eliot. Gesammelt und übersetzt. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 4 M.

Rethwisch, J., Die Deutschen im Auslande. Beiträge zur Kolonial- und Auswanderungspolitik. Berlin, J. Rethwisch. 8. 2 M. 50 Pf.

Rösel, G., Der Feldzug gegen die Sklaverei in Afrika, dessen Nothwendigkeit, Ausführbarkeit und Organisation. Trier, Paulinus-Druckerei. 8. 50 Pf.

Rudolph, T., Die niederländischen Kolonien der Altmark im 12. Jahrhundert. Eine quellenkritische Untersuchung. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 3 M.

Schwaab, C. N., Gedichte aus dem Orient. London, Trübner u. Comp. 1888. 12. 6 M.

Schwarz, B., In den Goldfeldern von Deutsch-Südwestafrika. Magdeburg. Gr. 8. 60 Pf.

Professor Dr. theol. Alexander Schweizer. Biographische Aufzeichnungen, von ihm selbst entworfen. Herausgegeben von P. Schweizer. Mit Porträt in Lichtdruck. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Suttner, A. G. v., Daredl. Roman. 2 Bde. Dresden, Pierson. 8. 9 M.

Thieme, E., Das will ein Lehrer sein! Humoreske für Lehrerkreise. Mittweida, Polytechnische Buchhandlung. 8. 15 Pf.

Troschel, Geschichte des Pommerschen Pionier-Bataillons Nr. 2. Berlin, Mittler u. Sohn. 1888. Gr. 8. 7 M.

Volger, A., Ginevra. Ein erzählendes Gedicht. Altenburg, Bonde. 1888. 12. 2 M. 50 Pf.

Die Vorgänge der inneren Politik seit der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. Berlin, G. Reimer. 1888. Gr. 8. 60 Pf.

Wendlandt, W., Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, erster Markgraf und Kurfürst von Brandenburg. Ein nationales Schauspiel. Berlin, Verlag der deutschen Presse (A. Burmester). 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Wohlwill, E., Joachim Jungius. Festrede. Mit Beiträgen zu Jungius' Biographie und zur Kenntniss seines handschriftlichen Nachlasses. Hamburg, Voss. 1888. Gr. 8. 2 M.

Zieglauer, v., Der Zustand der Bukowina zur Zeit der österreichischen Occupation. Dargestellt im Spiegel der ersten Denkschrift des commandirenden Generals Freiherrn von Splenÿ. Czernowitz, Pardini. 1888. 8. 70 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die fünf Sinne des Menschen.

Von

Julius Bernstein,

Professor der Physiologie an der Universität zu Halle.

Zweite Auflage. Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 12. Band.)

In diesem in zweiter Auflage vorliegenden Werke sind die Sinne des Menschen nebst den damit zusammenhängenden physiologischen Vorgängen zum Gegenstande einer populären Darstellung gemacht, die ausserordentlich viel Neues und Interessantes bietet und dies auch dem grössern Publikum zur Anschauung bringt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Neues Wörterbuch

der portugiesischen und deutschen Sprache

mit besonderer Berücksichtigung

der technischen Ausdrücke des Handels und der Industrie, der Wissenschaften und Künste und der Umgangssprache.

Von

H. Michaelis.

Erster Teil: Portugiesisch-Deutsch.
Zweiter Teil: Deutsch-Portugiesisch.

8. Jeder Teil geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M. Complet in einen Band geb. 17 M.

Mit dem soeben erschienenen zweiten Teil liegt Michaelis' Neues Portugiesisch-Deutsches Wörterbuch vollständig vor. Dieses Werk kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Ausdrücke des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit aufgenommen hat und ebenso die Phrasen des höhern literarischen Stils wie die der gewöhnlichen Umgangssprache enthält.

In demselben Verlage erschien:

Michaelis, H. Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. Zwei Theile. Fünfte Auflage. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M. 50 Pf. Complet in einen Band gebunden 14 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1889. Drittes Heft.

Inhalt: Ein Grab. Erzählung von Victor Kiy. — Zum Künstlerjubiläum Joseph Joachim's. Von Dr. Oskar Fleischer. — Der Roman der Neuzeit. Von Emil Mauerhof. — Die Malerei und Bildnerei der Japaner. Von Professor Dr. D. Brauns in Halle. — Berliner Theaterbrief. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — P. J. Tschaadájew und sein neuester Beurtheiler. Von Franz Walther. — Der Fall Geffcken. — Der Sklavenhandel in Ostafrika und die Küstenblokade. (Mit einer Karte.) Von Victor Miles. — Zur Linderung der landwirthschaftlichen Nothlage. Von Friedrich Bienemann. — Kronprinz Rudolf von Oesterreich-Ungarn. Von einem Oesterreicher. — Denkwürdiges: Fortschritte in der Mechanik. (Mit einer Abbildung.) Von W. H. Uhland. — Todtenschau.

„Unsere Zeit“ erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Belletristische Novitäten

aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gesammelte Werke

von

Alfred Graf Adelmann.

Erster Band.

Inhalt: Biographie u. gesammelte Aufsätze.

Mit Porträt des Dichters.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Ueber alle Gewalten.

Zwei Novellen von

Anton von Perfall.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

In zweiter Auflage ist soeben erschienen:

Onkel Hermann.

Novelle von

Emile Erhard.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Soeben erschien:

BROCKHAUS'

Kleines

Conversations-Lexikon.

4. Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln, darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 21. März 1889.

Inhalt: Zwei Kampfbroschüren. Von Emil Mauerhof. — Neue Romane und Novellen. Von J. J. Honegger. — Dichtungen. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — Das germanische Naturgefühl. Von Alfred Biese. — Aus dem Französischen. Von Leon Wespy. — Kunstgeschichtliche Literatur. Von Gustav Portig. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei Kampfbroschüren.

1. Der Kampf um die neue Dichtung. Kritische Beiträge zur Geschichte der zeitgenössischen deutschen Literatur von Edgar Steiger. Leipzig, Werther. 1889. 8. 2 M.
2. Der Kampf ums Dasein der Literatur von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 2 M.

Seit einigen Jahren ist unter den jungen Leuten Deutschlands sehr viel von einer „neuen deutschen Dichtung“ die Rede. Versucht man sich ein wenig näher über die letztere zu unterrichten, so erfährt man bald, daß dieses Neue durchaus nichts Neues, vielmehr etwas Uraltes, nur neuerdings wieder von den Franzosen, Russen oder Skandinaviern mit großem Geschrei Herübergenommenes, und daß der Rest überhaupt keine Dichtung ist. Denn dieser sogenannte Realismus, auf den man plötzlich so stolz geworden ist, wurde geübt, sobald man nur zu schreiben und zu beschreiben anfing, und dieser Realismus für sich allein hat es noch zu keiner Zeit vermocht, wirkliche Poesie zu sein.

Die Seele einer jeden echten Kunst, der einzige, ewige, unveränderliche Inhalt eines solchen war von jeher und kann nie ein anderer werden als das menschliche Herz in seiner naturwahren Empfindung, also der Idealismus — die Zustände der gesellschaftlichen Unnatur sind völlige Nebensache und mögen darum, ja müssen wechseln. Es kann daher niemals eine neue Poesie geben, sondern allenfalls eine andere Gewandung. Den Haß der streitlustigen Herren gegen die geschminkte Gemeinheit, die sich für Idealismus auszugeben versucht, theile ich durchaus, und ihr Bestreben, an Stelle der verhüllten Lüge die Gesellschaft so zu zeigen, wie dieselbe sich nackt darstellt, dünkt mich im äußersten Grade lobens- und nachahmenswerth: allein diese wahrheitsgetreueste Wiedergabe der Unnatur, unschätzbar an sich, ist wol ein Zubehör der Poesie, aber noch lange nicht die Poesie selbst. Wenn sich doch die Herrschaften, vornehmlich solche, die sich aufgelegt fühlen, schon in grünen Jahren zu lehren, darüber ganz klar werden möchten. Es gibt so manche unter ihnen — auch Edgar Steiger mit seinem „Kampf um die neue Dichtung“ (Nr. 1) gehört dazu —, die nicht ohne Begabung sind; und wenn solche sich an dem beschränkten Felde genügen ließen, das sie übersehen, so würden deren Leistungen oft genug ganz erfreuliche sein. Aber es ist nicht zu sagen, was für ein Hochmuthsteufel in dieses allerjüngste Geschlecht gefahren ist. Kaum daß sich solche Leutchen auf dem ersten Viertel eines Weges zurecht gefunden haben, wähnen sie auch schon den ganzen, ihnen völlig dunkeln, in allen seinen verborgensten Tiefen zu kennen. Es findet sich in dem „Kampf um die neue Dichtung“ eine recht hübsche Anzahl durchaus richtiger Bemerkungen, nur daß sich gerade diese richtigen an keiner Stelle auf „die Dichtung“ beziehen. Gleichwol wäre man gern bereit sich vorzugsweise an die Nebensache zu halten, den guten und auch bescheidenen Willen anzuerkennen, reichliches Lob zu spenden und von der Zukunft das Beste zu erwarten, wenn nicht die eitle Selbstbespiegelung, die grenzenlose Anmaßung und der dreiste Ton des jugendlichen Verfassers selbst die wohlwollendsten Vorsätze zu Schanden machen müßte. Man höre beispielsweise:

> Wer neue Gedanken wirklich nachzudenken vermag, betrachte sich nur einmal die ganz neue und doch so einfache Fassung, die ich dem tragischen Problem gegeben habe, und er wird vielleicht ahnen, inwiefern dieses Buch eine völlige Neugestaltung der Kunstphilosophie bedeutet. Ja, ich sage es offen und ohne Scheu: das Ei des Columbus steht wieder einmal auf der Spitze! Und selbstverständlich behauptet nun jeder Laffe, daß er, wenn er nur gewollt, das Kunststück auch fertig gebracht hätte, ja, daß er alles, was ich gesagt, schon längst gewußt habe.

Worüber die erleuchtetsten Geister der Vergangenheit ein ganzes Leben gegrübelt haben, bringt ein solcher

Tausendsasa im Handumdrehen fertig. Aber gerade deshalb darf auch der letztere zum Glück ganz ruhig sein: es wird sich niemand so leicht finden, der „laffig“ genug wäre, Steiger'sche „Kunststücke“ für die seinigen auszugeben. Im übrigen wäre dem Verfasser dieser Broschüre zu rathen, ruhig zum mindesten noch zehn Jahre zu warten, bevor er sich wieder an Aristoteles zu messen wagte, und sich dafür lieber an Dr. Oertel und Genossen zu halten, denen er nach den gelieferten Proben ja völlig gewachsen erscheint. Wann ihn aber auch wieder die Lust zum Lehren anwandeln sollte, er bekämpfe sie in jedem Falle so lange, bis er einzusehen gelernt hat, daß „Christenthum und Kunst“, durchaus ernsthaft genommen, nicht „zwei feindliche Elemente, wie Feuer und Wasser“, sondern im Gegentheil etwas ganz Nahverwandtes sind, da beider — der wahren Kunst wie des wahren Christenthums — Wesen der Idealismus ist.

Die zweite Kampfbroschüre, die Karl Bleibtreu zum Verfasser hat, führt den noch mehr als zweideutigen Titel: „Der Kampf ums Dasein der Literatur“ (Nr. 2). Da aber der Inhalt derselben fast nur den Kampf ihres Urhebers um sein Dasein in der Literatur behandelt, so mag der zuletzt gedeutete Sinn wol auch der beabsichtigte sein. Die Schrift ist von einer Art, daß man bisher — wenn ich nicht irre, fast ausnahmslos darauf verzichtet hat, ihrer auch nur zu erwähnen. Man durfte, ja, man mußte das. Auch ich werde davon abstehen, mich mit dem unglücklichen Werke zu befassen, erbitte mir aber dafür von dem Herrn Herausgeber dieser Blätter die freundliche Gewähr, einiges Zweckmäßige und Nützliche über den Mann selbst zu sagen. Denn so unwürdig des Verweilens auch die Schrift selbst sein mag — den Verfasser zeigt sie uns gleichwol als ein höchst interessantes Problem und im äußersten Maße werth der Betrachtung. Und zugleich würde ich mich damit noch immer nicht von meiner ursprünglich rechtmäßigen Aufgabe entfernen, da nicht blos der Verfasser, sondern auch der Inhalt der Broschüre fast ausschließlich: Karl Bleibtreu ist.

Es mögen jetzt vielleicht zehn Jahre her sein, daß sich Herr Bleibtreu als achtzehn- oder neunzehnjähriger Jüngling zum ersten mal öffentlich unter die literarische Gesellschaft mischte. Er hat immer gemeint, daß dies ziemlich „spät“ geschehen. Wahrscheinlich, daß der junge Mann in seinem Messiasglauben stets vermeint hat, auch schon mit zwölf Jahren völlig reif für seine Aufgabe gewesen zu sein. Angesichts seines Erstlingswerkes sollen Kritiker — sogar weißbärtige — von einer „unerhörten Reife“ gesprochen haben. Auf dieses erste Werk folgten sodann schnell und in ununterbrochener Folge andere der verschiedensten Gattungen — ein jedes, wie natürlich, von „unerhörter Reife“ — in übergroßer Zahl, sodaß der Urheber solcher sich nach Verlauf von zehn Jahren gewiß nicht ohne Triumphgefühl gesagt haben mag, daß er damit allein schon die sechzigjährige Wirksamkeit Goethe's in den Schatten gestellt habe. Er war eben stets „reif“, und dazu noch „unermeßlich reif“. Schon der achtzehnjährige Jüngling hatte davon geträumt, daß sofort nach dem Erscheinen seines Erstlings alle Welt herbeiwallfahren würde, um ihm zu huldigen; da solches ausblieb, gerieth er allmählich in einen großen, zuletzt wirklich „unerhörten“ Zorn. Er trat infolge dessen — vor fünf Jahren etwa — an die Spitze einer Wochenschrift, nicht um dieselbe zu leiten — Gott bewahre! wie hätte der Messias einer „neuen Poesie“ sich so weit erniedrigen können —, sondern um einzig den verstockten, blinden, harthörigen Menschen sein Evangelium zu predigen, unermüdlich darauf hinzuweisen, daß er ja gesandt sei, und ihnen selbst mit dem Strafgerichte Gottes zu drohen, falls sie nicht daran glauben wollten. Immer wieder kehren die mehr oder minder deutlichen Hinweise, daß er ein ganz unvergleichliches Genie, wenn auch vielleicht nicht das unbedingt größte aller Zeiten, so doch zum wenigsten das in deutscher Zunge herrlichste sei. Mit diesem lauttönenden und scheinbar unbezwinglichen Glauben an sich hat er es denn auch schließlich vermocht, sich eine Gemeinde zu gründen, und hat vornehmlich unter den „Grünen“ des jungen Deutschlands zahlreiche Gefolgschaft gefunden. Und gleichwol ist er zum Schlusse dieser fünf lärmreichen Jahre so weit gekommen, daß ihn, der nicht blos gegen seine böswilligen und dummen Widersacher, sondern sogar gegen die theilnahmsvollen aber zurückhaltenden Freunde mit allen Schrecken des Wortes und des Schimpfes gewirthschaftet hat, fast alle Welt schon zu den Todten wirft, und daß es nur die wahrhaft Einsichtigen noch sind, die von der schweren Krisis, die er soeben durchmacht, Genesung und blühende Gesundheit erhoffen. Diese Krisis ist schwerer, als man gemeiniglich ahnt. Denn was das Ungeheuerlichste an der ganzen Erscheinung ist — bei all seiner scheinbaren Selbstvergötterung und bei all seinen gewaltsamsten Ausschreitungen gegen Andersdenkende glaubte Herr Bleibtreu selbst niemals so recht an seine Mission und raste vielleicht nur darum, weil er an sich selbst verzweifelte. Hat die Welt je ein seltsameres Schauspiel erlebt? Es ist durchaus glaublich, daß er zu Anfang noch über sich selbst im Unklaren war; zuletzt versuchte er sich und andere zu täuschen. Der Fall ist ja nicht neu; wir haben in der eigenen Kunst und zwar innerhalb der letzten hundert Jahre zwei sehr hervorragende Beispiele dafür gehabt: aber in der Anwendung von Schreckensmitteln, um eine solche Burleske in Scene zu setzen, hat Bleibtreu alle, die je in dieser Weise gewirthschaftet haben, weit hinter sich zurückgelassen. Wären die Verhältnisse danach gewesen, selbst das Fallbeil hätte ihm dienstbar und jeder Zweifel an seine Göttlichkeit geköpft werden müssen. Und dabei mistraute der Mann sich selbst! Aber gerade darum.

Man hat oft genug über Bleibtreu's Größenwahn gewitzelt. Das ist albern. Seine Größe ist kein Wahn, sie ist Wirklichkeit. Er ist in jedem Falle eine der außerordentlichsten Erscheinungen, die man je antreffen wird.

Seine Begabung ist eine ganz ungemeine. An Glanz des Verstandes darf er sich dreist mit den Allerersten des In- und Auslandes messen und sicher sein, keinem dabei zu unterliegen. Und gleichwol sind seine sämmtlichen Werke ohne zureichenden Werth: im einzelnen nicht ohne Spuren von Genie, aber im ganzen leichtfertige Arbeiten und so — ungenießbar. Es ist zum Erstaunen, daß bei einer so überreichen Thätigkeit alle Erzeugnisse dieses Schriftstellers zu Fehlgeburten geworden sind. Der letzte Grund dieses trübseligen Umstandes liegt, wenn nicht alles trügt, in den disharmonischen Verhältnissen seiner innersten Natur.

Es ist nicht zufällig, daß Karl Bleibtreu vor allen zwei Männer der Vergangenheit — den ersten Napoleon und Lord Byron — mit seiner ganz besondern Aufmerksamkeit beehrt. Denn beide sind in der That Theile des eigenen, seines Wesens. Wer das öffentliche Gebahren unseres Dichters verfolgt, dessen Werke sorgfältiger prüft, wird aufs äußerste überrascht sein von der nahen Verwandtschaft mit jenen beiden Gestalten. Besonders auffallend ist die Aehnlichkeit mit dem Briten; sie könnten geistige und seelische Zwillingsbrüder sein und zwar derart, daß beide, im Nebensächlichen wol hin und wieder verschieden, in allen Hauptzügen die völlig gleichen sind. Es findet sich in beiden derselbe glänzende Verstand und die gleiche wahnsinnige Eitelkeit; desgleichen dürften sie noch in der Sprachgewalt ziemlich eins sein, obschon sich der Geist Byron's in der Form vollendeter, leichter und anmuthiger gibt, während Bleibtreu eher etwas schwerfällig, dafür aber auch tiefer erscheint. Beide sind und waren zudem noch offene, wahrhaftige, rücksichtslose und leidenschaftliche Naturen. Soweit stimmt Bleibtreu mit Byron zusammen. Mit Napoleon hat er darüber hinaus noch den grenzenlosen Egoismus gemein, den gewaltthätigen Drang sich geltend zu machen und die mit einem solchen Wesen unabläßig verbundene, mehr aufgezwungene als natürlich gewollte Hinneigung zum — Humbug. Daß eine so geartete Erscheinung als ein Ganzes nichts Gewöhnliches ist, liegt auf der Hand.

Es ist möglich, daß Karl Bleibtreu gar nicht zum Dichter geboren ist; aber er ist ziemlich früh schon auf den Gedanken gerathen, sich zu einem solchen „auszubilden", und hat diesen Plan mit stetiger, rastloser, nie zu ermüdender Energie verfolgt. Er selbst ist vielleicht mit dem Gange dieser Angelegenheit, wie ich fürchte, am wenigsten zufrieden. Von der Vorzüglichkeit seiner Werke ist derselbe ebenso wenig überzeugt, wie ich und andere. Er spricht von deren „unerhörter Reife und Kunstvollendung" öffentlich und prahlerisch und in nie versiegendem Redefluß, um dies im Geheimen darauf zu verlachen. Und zum Glück für ihn sind in der That seine frühesten Erzeugnisse und vor allem auch seine „Revolution der Literatur" völlig unreife Machwerke; und er selbst hat nur ganz allmählich und stetig seine geistige Entwickelung durchgemacht und dürfte erst jetzt mit dieser zu einem vorläufigen Abschlusse von ungewöhnlicher Bedeutung gekommen sein. Aber während dieser ganzen Zeit, daß er nur fastete und lernte, hat der eitle und gefallsüchtige Jüngling kein Mittel gescheut, um der stumpfen Welt einzureden oder auch einzubläuen, daß er das schon lange sei, was er bestenfalls vielleicht in zehn oder zwanzig Jahren sein könnte. Und da man im ganzen wol geneigt war, seine außerordentliche Begabung anzuerkennen, seine Leistungen aber mit Recht bemängelte und seine anmaßlichen Ansprüche auf königliche Ehren im Reiche der Poesie mit noch weit größerm Grunde verspottete, so steigerte sich allmählich seine Gereiztheit über den äußern Mißerfolg bis zum allgemein gefährlichen Toben. Und zu der gleichen Zeit war derselbe Mensch im Stande, vor sich allein alle seine Werke der vernichtendsten Kritik zu unterziehen, unbefriedigt eines nach dem andern zu verwerfen, in fieberhafter Eile, weil erfolggierig, von Arbeit zu Arbeit zu eilen, eine jede ebenso eilig, wie sie erfaßt wurde, zu erledigen, prahlerisch schon im voraus eine „unerhörte" That und sein „ganzes Wollen und Können" zu verkünden, und wenn sie vollbracht, die letzte ebenso wie die frühere immer von neuem selbst als unzureichend zu befinden, weiter zu stürzen und unausbleiblich dabei — umzustürzen. Und in solchem Jammer beschwört alsdann der vielgeprüfte Dulder die Gewaltigsten einer heroischen Vergangenheit herauf, um sich an ihnen zu trösten, mit ihnen zu berathen, von ihnen Maske und Gewandung zu leihen, um so in der Einbildung wenigstens das außerordentlichste Dasein zu führen, weil die entsetzliche Schwere der Wirklichkeit ihn sonst völlig vernichten müßte. So schwingt er bald zürnend die Peitsche Juvenal's, bald durchhaut er mit einem Alexanderhiebe gordische Knoten, bald wirft er unter tödlichem Hohne literarische Republiken zum Fenster hinaus — lauter Wahngebilde! Denn nie hat er Aehnliches vermocht und vollbracht: aber der süße Wahn gibt ihm das Leben wieder und stärkt von neuem den traurig gesunkenen Muth seiner treuen Schar. So steht die Sache. Man erkennt leicht, daß die Disharmonie des Innern Bleibtreu's größter, vielleicht einziger Feind ist. Der Egoismus und die Eitelkeit auf der einen Seite, der überlegene Verstand und die Wahrhaftigkeit auf der andern — der unausgeglichene Kampf so gegensätzlicher Gewalten ist es, welcher den Eigner desselben so elend verstört hat und ihn ganz zerstören muß, wofern nicht eine Aenderung eintritt.

Bisher hat das Auftreten Bleibtreu's in unserer Literatur nur schädlich gewirkt. Aus seiner Anleitung stammt der freche, anmaßliche Ton, unter dem die Grünlinge allerorten in dem ersten duseligen Anlaufe sich gleich den Gipfel des Parnasses erobern möchten — stammt die Verwilderung des Geschmacks, die Zwanglosigkeit des Stils, stammt die ungereimte Auflehnung gegen ein jedes Kunstideal, weil ein solches nur durch die selbstloseste Hingabe und die mühevollste Liebe zu erreichen ist: und

der Anführer der „neuen Schule“ in seinem ungeberdigen Egoismus selbst nie Zeit hat. Alle seine Werke sind erste Würfe, chaotische Entwürfe, niemals geklärte Arbeit. Er hat darum auch in seinen Schöpfungen nirgends auch nur zur mäßigen Hälfte jene Erwartungen erfüllt, auf die man gemäß seiner erstaunlichen Begabung ein volles Anrecht hatte. Die Leistung ist seiner unwürdig.

Es fragt sich nun, ob eine solche bedauernswerthe Erscheinung nicht auch zu einem erheblichen Theile in den öffentlichen Zuständen unseres literarischen und künstlerischen Lebens jenen Grund und Erklärung findet, der den so herb Verklagten zu entschuldigen und selbst bis zu einem erfreulichen Grade zu entlasten vermöchte? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Es ist möglich, daß die unmäßige Natur dieses Schriftstellers durch geringe, halbe, ja selbst — menschlich bescheiden gesprochen — durch ganze Erfolge niemals zu befriedigen gewesen wäre, sondern daß dieselbe dadurch nur noch mehr gereizt und entflammt, zuletzt lediglich die vollkommenste Götzendienerei gefordert hätte. Andererseits ist es keineswegs undenkbar, daß ein weises Entgegenkommen und eine mäßigende Zucht genau dieselbe Natur in ruhigere Bahnen und zu harmonischeren Leistungen gelenkt hätte. Ich glaube noch immer an die dichterische Zukunft Bleibtreu's, und dies vorzugsweise auf dem Gebiete der dramatischen Kunst: zuvörderst weil gerade die straffe und undurchbrechliche Kunstform des Dramas am ehesten geeignet ist, zu mäßigen und zu beschränken, und dann auch, weil dessen dahingehörigen Entwürfe seine Begabung dafür bezeugen. Es ist gar kein Zweifel, daß er unter all den sogenannten Dramatikern der Gegenwart, soweit dieselben mir bekannt, der einzige ist, der auf einen solchen Namen halbwegs Anspruch hat. Sein „Harold“ hätte unter strengerer Arbeit eine ausgezeichnete Tragödie werden müssen; „Byron's Tochter“ ist von echtem tragischen Odem erfüllt, aber unvollkommen und unvollendet geblieben; und im „Schicksal“, das im übrigen ganz verfehlt und untauglich ist, lebt und schafft die beiden ersten Acte lang der unverkennbare dramatische Wille. Es ist wahr, auch die eben genannten Werke sind vom Standpunkte der großen Kunst aus bemessen — unbrauchbar; aber alljährlich werden Hunderte von Stücken niedrigsten Werthes aufgeführt, und wenn auch nur an einem einzigen Fleckchen unseres so theueren Vaterlandes Kunstverstand geherrscht hätte, so würde man vielleicht unschwer dahin gekommen sein — den leichtfertigen Dichter soweit zu erziehen, um anstatt rascher Entwürfe wohlüberlegte Meisterwerke zu erhalten. Aber wo in aller Welt ist denn noch an leitender Stelle Verstand und selbstloser Sinn zu finden? Derartig in Unverstand und eigennützigsten Schacher versunken erscheint unser literarisches Kunstgetriebe, daß man auf eine Wendung zum Bessern kaum mehr zu hoffen wagt. Kein Wort wäre scharf genug, um diesen erbärmlichen Zustand auch nur annähernd gerecht zu züchtigen. Daher ist auch Bleibtreu nicht darum zu tadeln, daß er seinem Grimme über das herrschende Elend die stärksten Ausdrücke leiht, aber der Ton, in dem er sich ergeht, klingt nicht rein, sondern wiederum nur wie der wildeste Aufschrei des zu Tode getroffenen, begehrlichsten Egoismus, ist mistönig und — beleidigt. Denn der schlimmste Fehler des Bleibtreu'schen Wesens und zugleich die einzig wahre Quelle seines bittersten Leides ist die Unfähigkeit: selbstlos zu sein. Nicht darum hat er sich einstens eines öffentlichen Organs bemächtigt, um sich tapfer und opfermuthig, wie es seine erste Pflicht gewesen wäre, der wohlerkannten übermächtigen Niedertracht entgegenzustemmen — er that auch dies wol gelegentlich und nebenher —, sondern um unaufhörlich nur sich zu predigen, sich selbst über ein solches Treiben mit allerlei Spitzfindigkeiten zu beruhigen, und sich dabei halb, andere ganz zu täuschen. Allerdings ist es mit unserem Selbstkündiger nie so weit gekommen, daß er sich gleich den meisten andern und nur zur Förderung seiner Selbstsucht behaglich in dem tiefen Moraste der Gemeinheit gewälzt hätte, aber er ist doch unter Umständen so tief herabgestiegen, um — von geringeren Anwandlungen zur Schwäche abgesehen — vor den Großhändlern des Schwindels, die er innerlich verachtete, öffentlich ehrfurchtsvolle Reverenzen aufzuführen, weil eben seine dürftige Eigenliebe dabei in Mitleidenschaft gerieth.

Indem ich hiermit endlich so ziemlich alles gesagt habe, was meiner Aufgabe gemäß zu sagen war, glaube ich das Tagewerk eines redlichen Mannes vollbracht zu haben und endige. Ich habe Herrn Bleibtreu nur ein einziges mal gesprochen, und es ist ja zweifellos, daß er über sich selbst noch eine weit genauere Auskunft, als sich auf diesen Blättern findet, zu geben vermöchte: aber ich habe mich bemüht, ganz wahr zu sein, und wenn nicht alles täuscht, so bin ich auch der Wahrheit im wesentlichen durchaus nahe gekommen. Die so erkannte Wahrheit ohne Rückhalt auszusprechen, war alsdann eine unabweisliche Pflicht; denn was auch die Lumpe sagen mögen — allein die Wahrheit nützt; Beschönigung wäre Gift und nicht Arznei gewesen. Nach wie vor rechne ich zuversichtlich darauf, daß man von Bleibtreu noch einst als von einer dauernden Zierde unserer Literatur mit Recht sprechen werde — aber auf daß man je so spreche, dazu ist eine Läuterung seines innern Menschen erste, unumgängliche Nothwendigkeit. Er nehme endlich einmal die ganze Kraft seines Idealismus zusammen — derselbe ist ja vorhanden und wartet nur auf den Ruf — und werfe nicht wie ehedem in seinem Wahne literarische Republiken, vielmehr den eigenen, bisher so übermächtigen eiteln Egoismus ein für allemal zum Fenster hinaus. Es war ein Unglück für ihn, so früh in die Oeffentlichkeit zu treten; weit besser wäre es gewesen, er hätte bis auf den heutigen Tag nur sich zu sammeln und heranzureifen gesucht und die Macht äußerer Verhältnisse hätte ihn bislang zu einem unverbrüchlichen Schweigen verurtheilt. Aber auch so hat er selbst zwar am meisten gelitten; aber wir, und desgleichen er, haben noch immer nichts verloren — nur erkenne

er endlich und endgültig, daß man die echte Kunst nur durch die reinste und selbstloseste Hingabe zu gewinnen vermag, und handle danach. Er thue dies nicht, und er wird unserer Literatur im bessern Sinne — verloren gehen. Dagegen siege sein Idealismus, und es wird ihm, der auch jetzt schon die volle Theilnahme aller Einsichtigen hat, weder an Anerkennung, noch an Bewunderung fehlen.

Emil Mauerhof.

Neue Romane und Novellen.

1. Die Ritter des deutschen Hauses. Roman von Gregor Samarow. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 12 M.
2. Bei der Baronin von Plettenbach. Roman aus dem Highlife von Ottomar Beta. München, Callwey. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Dissonanzen und Accorde. Novellen von Konrad Telmann. Zwei Bände. Minden, Bruns. 1888. 8. 6 M.

Ein Ritterroman, alles andere sind Bilder aus der modernen Gesellschaft.

Gregor Samarow's „Die Ritter des deutschen Hauses" (Nr. 1) sind nicht etwa ein historischer Roman, wol aber ein sittenzeichnender aus der Zeit der höchsten Blüte des Deutschordens, welcher ja allgemein einen glänzenden Höhepunkt des europäischen Ritterthums und zugleich die bedeutendste Gestaltung jenes eigenthümlich spätmittelalterlichen Staatengebildes anzeigt, das wir ein weltlich-priesterliches Fürstenthum heißen können. Im Mittelpunkte der ganzen Geschichte steht verherrlicht die leuchtende Heldengestalt des edeln Hochmeisters Winrich von Kniprode, und Haupthandlung ist immer noch der Kampf gegen das überaus zähe Heidenthum, dessen mächtigster Vertreter der wilde Herzog Kynstud von Litauen.

Was ein Roman dieser Art naturgemäß bringen kann und muß, liegt so ziemlich auf der Hand. Da sind es einzelne Acte aus dem Leben des gottbegnadeten Fürsten, der uns immer groß als Mensch und Herrscher, Krieger und Priester, segnender Freund und hochherziger Feind, als Schützer und Berather entgegentritt. Es sind ferner Einzelbilder, die Kunde geben von Bau und Einrichtung der Marienburg, jener großartigen priesterlichen Fürstenwohnung, welche kurzweg als das edelste spätmittelalterliche Architekturwerk der Deutschen erklärt werden dürfte. Es sind Festaufzüge, Kriegsgeschichten, Turniere und Mahlzeiten, denen wir beiwohnen; auch stillere Acte der Studien in Medicin und Recht bis hinein in jene ganz zeitgemäßen Beschäftigungen mit Kabbala und geheimer Kunst. Es sind aber auch die finstern Schliche des Verraths und der Tücke, die sich ungescheut gegen den Orden und seinen fürstlichen Herrn richten und mitten im offenen Kampfe spielen, der gemeine Vermittler ein schlechter fahrender Sänger. Es ist daneben mehr als eine stille Liebesgeschichte, die sich dort abspielt, am anziehendsten die von zwei Söhnen des litauer Herzogs, welche sich verkleidet nach Marienburg selbst wagen, dort erkannt und gefangen werden, was zu einem bedeutsamen Abschnitte des Buchs den Stoff gibt. Wir stoßen auch auf das pflichtvergessene versteckte Liebesspiel eines abtrünnigen Ritters, der dazu noch Verrath spielt. Das höhere Bürgerleben im Städtchen mit seinen häuslichen Scenen und den öffentlichen Interessen kaufmännisch-finanzieller Art greift natürlich herein. Als besonderer Zwischenfall, charakteristisch zur Ritterzeichnung der heidnischen Litauer jener Zeit, ist das Gemälde einer Fürstenhochzeit eingestreut, die religiösen Formen und gesellschaftlichen Bränche beleuchtend. Der am stärksten romantische Theil am Buche, das sonst keineswegs von diesem Sinne oder Tone überfließt, sondern den recht kühlen Stil historischer Sittenschilderung festhält, ist dieser: Wie die fürstlichen Söhne Kynstud's, von der Liebe bezwungen, Vater und Vaterland aufgeben und in Marienburg gar zur Lehre des ihrem Heimatsstamme tödlich verhaßten Christengottes sich wenden; es geht schnell mit der Bekehrung, wo Gott Amor in so glühendem Eifer mitredet, der heidnische Liebesgott für den christlichen Gott der Liebe wirkt. Der Entscheidungskampf zwischen Heiden und Christen, die Gefangennahme des eisernen litauer Herzogs, der als unerbittlicher Christenfeind gegen sein eigen Fleisch und Blut wüthet, da es von den alten Göttern abfällt, bildet den Gipfelpunkt der Handlung. Es ist der Streit zwischen einer alten und einer neuen Zeit und Welt. Und im gleichen Stile wieder eine Zeichnung jener geheimnißvoll gefürchteten westfälischen Feme, welche die Rechtslehrer nicht allein, sondern auch die Dichter so gern beschäftigt hat; man erinnere sich an das wirkungsvolle Eingangsbild zu Heinrich von Kleist's „Käthchen von Heilbronn".

Dieser Ritterroman hat nicht mehr und nicht weniger Werth als Dutzende seiner Klasse. Der schildernd erzählende Ton ist von A bis Z gleichmäßig ruhig und abgemessen, zu sehr; recht ergreifen kann er nicht. Wir mögen ein einziges Kapitel des ganzen Werks ausnehmen, welches uns über diese kühle Atmosphäre hinaushebt, es ist das zweitletzte, die Spitze der Spannung in den zweiten Band, S. 304 gelegt. Im übrigen ist und bleibt Samarow ein viel zu äußerlicher Zeichner; Gelage und Festlichkeiten, Schau- und Prunkstücke sind sein Fach, Repräsentation das Ziel. Von der Tiefe seelischer Auffassung, von dem Eindringen in jene geistigen Wallungen und Erschütterungen, unter denen das Menschenherz erzittert, keine Spur, auch nicht die Ahnung. Groß ist der Werth nicht.

Ottomar Beta's „Bei der Baronin von Plettenbach" (Nr. 2) ist ein ganz gewöhnliches Intriguenstück aus dem

Leben der vornehmen Welt, und es hat auch nicht mehr Werth oder Gehalt als Dutzende seinesgleichen.

Die ganze Geschichte handelt von einer Machination, die man mit gut bürgerlichem Titel einfach eine Infamie heißen wird: es soll nämlich die Verkuppelung eines unschuldigen und noch halb kindlichen Mädchens, die nebenbei Millionärin ist, an einen gewissenlosen Schwindler und Spieler aus altadeligem Hause durchgesetzt werden; die Hauptrolle in dem saubern Handel spielt eine verarmte Baronin, die von solchen Geschäftchen lebt und ein großes Haus führt; was für einen Namen man diesem Weibe auch wieder vom Standpunkte des ehrenhaft soliden Bürgerstandes nur geben würde, wollen wir verschweigen. Der Verfasser ist aber gutmüthig: zum Theil das Herz der Kleinen, die ihr selber nur halb bewußt schon von einer bessern Jugendliebe gefangen ist, zum andern Theil das Dazwischentreten redlicher Seelen, die das gute Kind nicht so schmählich ins Verderben rennen lassen, machen alles gut; wir verlassen sie als glückliche Braut ihres Jugendgespielen. Aber noch mehr: der adelige Sünder, der sich am Ende seiner Hülfsmittel angelangt sieht und im Begriffe steht, sich zu erschießen, was ja der officielle Ausgang dieser angefressenen Existenzen ist, wird nicht blos von liebender Hand gerettet, sondern auch gebessert, ein neuer Mensch. So haben sich alle Verwickelungen glücklich gelöst; wir würden uns aber gar nicht wundern, wenn das Gegentheil eingetreten wäre; bei solchen Intriguen hat der eine wie der andere Fall, im Leben wie in der Schrift, gleich viele Möglichkeit und gleich viel Recht, und es kommt zur Entscheidung auf nicht viel anderes an, als auf die optimistische oder pessimistische Laune des Schicksals oder des Verfassers.

Schaden dürfte es eben nicht, wenn der Verfasser wenigstens deutsch schreiben wollte; der Wunsch drängt sich auch einer Seele auf, die nicht gerade im Leib eines Sprachpuritaners steckt. Formen wie folgende: in conciliantер Weise, exquisit behandeln, eine vertrauliche Geste, mit einem pretiös thun, ein stetes Vacuum, im Innern empfinden, die freie Fruchtfolge introduciren, völlig consternirt oder auch alterirt sein, einen ermittiren oder aber captiviren, sich mit etwas expediren, ein Duell entriren, die Provenienz, Brillanz bei Decenz in den Contrasten u. dgl. m. ließen sich mindestens ebenso richtig und um vieles reiner und schöner in ehrlichem Deutsch geben. Die Gepflogenheit aber; das fällt um so mehr auf, da; beflissentlich; einem Vorhaltungen machen und ähnliche sind abscheuliche Misbildung.

Das Ganze finden wir mindestens unter dem Striche; der Gegenstand ist schon lange abgegriffen; diese nichts weniger als liebenswürdigen Zeichnungen aus dem Leben der vornehmen Welt sind uns schon so viel durch die Finger gelaufen, daß sie in dieser oder jener etwas geänderten Form auch nicht die Spur mehr von Originalität in Auffassung und Darstellung an sich haben. Und anmuthig sind sie auch nicht; denn das Gesicht, das sie zeigen, ist fast überall das gleiche: Hohlheit des innern Wesens, Nichtigkeit und Heuchelei im ganzen gesellschaftlichen Treiben, Gewissenlosigkeit gegen sich und Gott und Welt, unlauter interessirtes Ränkespiel, die gemeinste Geld- und Genußsucht bis herunter zum mehr oder weniger anständigen Betteln um ein feines Mittagsmahl und schließlich die gewöhnliche Klatschbaserei in etwas verbrämten Phrasen. Wir kennen das. Wenn ein Stück etwas tiefer anziehen kann, so ist es die seelische Entwickelung der Herzen von drei gleich stark am Hauptconflicte betheiligten Mädchen.

Nun Konrad Telmann's „Dissonanzen und Accorde" (Nr. 3); mit ihnen steht es ganz anders.

Wir kennen den Verfasser wohl, der sich bereits durch eine ansehnliche Reihe von Arbeiten bemerklich gemacht hat.

Unsere Roman- und Novellenschriftsteller könnten wir in zwei Klassen bringen aus folgendem Gesichtspunkte: da stehen in der einen Reihe diejenigen, welche durchaus nichts anderes sein wollen als Zeichner oder Schilderer und sich sonach streng vor allem reflectirenden und noch mehr vor dem tendenziösen Beisatze hüten; in der andern sind es die, welche immer und überall in philosophirender Art ihre Denkwelt mitspielen lassen und mit überwiegender Neigung die modernen Zeit- und Streitfragen ins Spiel bringen. Das kann derart geschehen, daß dieses gern tendenziös werdende Element den Gang der Handlung nicht eben unorganisch durchbricht oder stört, und da haben wir denn die richtigen Künstler aus der zweiten Klasse. Wenn diese Denkwelt aber zu vorlaut und gesprächig wird und in langen Predigten, nicht endenden Reden und Gegenreden sich ergeht, dann wird sie auch lästig und unkünstlerisch, ein beschwerender Ballast. Telmann fällt ganz überwiegend der zweiten Klasse zu; er verhält sich dabei verschieden: seine Reflexion schmiegt sich das eine mal richtig in die Lebensbilder ein, ohne ihnen ein fremdes Element beizusetzen; das andere mal aber geschieht das, sie wird langathmig und störend, auch wenn die Gedanken gut und wahr sind; die seitenlangen Reden langweilen, schneiden die künstlerische Rundung durch und ab.

Ganz verschieden verhalten sich in dem Punkte die vorliegenden Novellen. Nehmen wir gleich die vier des ersten Bandes. Die erste, das ist die längste und auch weit bedeutsamste Nummer hat philosophirenden Beischlag nach einer Richtung, in Behandlung der Frage nämlich: Welches sind heute die Bedürfnisse oder Erfordernisse der Kunst und welches ist ihre Stellung im Leben? Das stört uns nicht, gehört mit zur Abklärung des eindrucksvollen Lebensbildes, ist sonach zum künstlerischen Element erhoben. Die folgenden drei sind rein erzählend-schildernd, nun ernst bis zur Tragik, nun humoristisch oder gemischten Tones.

Die acht Nummern der zwei Bände machen vier ganz verschiedenartige Gruppen aus, zu zwei, zwei, drei, daneben ein vereinzeltes Stück, das wir als Curiosum bezeichnen; die weitaus gewichtigste ist die erste Gruppe, jedes Anfangsstück beider Bände.

Nr. 1, „Torso", gehört zu den eigenartigsten und

interessantesten Dingen, die ich je gelesen; das ist wenigstens wieder einmal etwas durch und durch Originelles, in dieser Form und merkwürdigen Verflechtung noch nicht dagewesen.

Günther Walberg, ein junger und genial angelegter Bildhauer, kommt nach Rom und läßt in Deutschland eine überaus liebenswürdige Braut Margaretha zurück, mit welcher er sich vermählen will, wenn er sich durch ein erstes selbständiges und bedeutendes Werk einen geachteten Namen gemacht. Aber seltsam: sechs Jahre vergehen und in verzweifeltem Ringen bringt er nichts zu Wege als unvollendete Torsen; die Ueberzeugung aber gibt er nicht auf, der schöpferische Funke würde voll und stark wieder in ihm aufwachen, wenn er ein vollendetes lebendes Frauenmodell von classischen Formen und aus reinerer Sphäre, als woher diese Modelle gewöhnlich stammen, nachbildend und bewundernd schauen dürfte. Das launische Glück will ihm nochmals wohl, das gesuchte Modell ist da. Es ist die fast in herber Strenge keusche und reine Schwester Cornelia eines wenig übers Handwerk hinausgekommenen italienischen Künstlers Camillo Torlani, eine bewundernswerth vollendete Juno oder Diana. Cornelia liebt still, aber heiß den blonden Deutschen und mehrjährigen Hausfreund, ohne daß er's sieht oder sehen will, und nach schwerstem innern Kampfe und ebenso schwerem Streite mit dem sie vergötternden Bruder, der eigentlich das Leben nur noch ihretwegen trägt, bietet sie sich zum Modell. Günther hat sich nicht geirrt; unter diesem Antriebe schafft er in aufflammender Begeisterung die ideale Gestalt der Kunst, imposant, bewältigend schön, und er ist von heute auf morgen eine Berühmtheit geworden. Da kommt seine deutsche Margaretha nach Rom; die beiden, in denen die Liebe nie erloschen war, finden und verloben sich; was dazwischen lag, scheint ausgewischt. Cornelia, vernichtet, geht ins Kloster. Aber ihr Bruder, der heißblütige Italiener, spinnt Rache, und die denkbar ausgesuchteste. Er nähert sich Margarethen, erzählt ihr alles Vorgefallene, von der unglücklichen Liebe, dem nutzlosen Opfer und trostlosen Schicksal der schönen Schwester; zuerst von der bloßen Rache, dann von einem wärmern Gefühl gestachelt, das in ihrer Nähe über ihn kommt, sucht er die Liebe der von dem Geschehenen Empörten und gewinnt sie, die sein Weib wird. Wie Günther die Wendung erfährt, ist er ein verlorener Mensch; er schlägt sein prachtvolles Meisterwerk in Trümmer und wandert in die Welt hinaus, er selber nun wieder ein Torso, wie man ihn früher schon genannt hatte; niemand hat mehr von ihm gehört. Also eine Verflechtung von so merkwürdiger Art, daß sie schon durch Ueberraschung fesselt.

Gewisse Aehnlichkeit in künstlicher Verwickelung hat hiermit die sonst völlig anders geartete erste Nummer vom zweiten Bande: „Verschlungene Pfade“. Wirklich verschlungen, mehr noch nach seiten der psychischen Entwickelung als äußerlich. Das ist die Geschichte einer jungen schönen Frau: Um den drohenden Fall ihres glänzenden Hauses abzuwehren, wird sie moralisch gedrängt, ihre viel begehrte Hand einem alternden Millionär zu bieten. Er ist aber eine gute treue Seele und thut alles, die Gattin so glücklich als möglich zu machen. Auch sie wird eine musterhafte und fein sorgende Hausfrau, trotzdem sie das Bild eines verführerischen Offiziers im Herzen trägt. Den einzigen Augenblick, da sie diesem gegenüber, als er sich wieder genaht, schwach war und schwankte, macht die stille Vorsicht des in ihrer Familie wirkenden Hauslehrers ungefährlich. Nach einigen Jahren stirbt der Gatte, aufrichtig betrauert; so frei geworden, denkt sie nun doch an eine Verbindung mit ihrem Mädchenideal, erfährt aber zu rechter Zeit, daß dieses ein Unwürdiger ist, welcher nur ihr Vermögen suchte, um sich aus Judenhänden zu retten. Scham und Zorn überwältigen sie so, daß sie in den Fluß springen will; jener Hauslehrer aber, nun Professor geworden, kann sie retten und gewinnt sie zur liebenden Gattin; er hat sie vom ersten Momente des Zusammenlebens an in tiefer Stille geliebt, sie ihn gleichsam als ihr Gewissen oder den guten Geist vertrauend geehrt. Nun ist volle Klarheit in ihre Seelen und Glück in ihrer beider Leben gekommen; das der Schluß.

Die zweite Gruppe bilden zwei Nummern, zusammengehörend nach der Art des Ausganges, der Gestaltung des Conflicts und der psychischen Entwickelung ihrer Hauptcharaktere; das sind die tragischen Geschichten, betitelt „Auf den Wassern“ und „In der Schreckenszeit“. In beiden ganz derselbe Vorgang, nur unter höchst ungleichen Verhältnissen; in beiden die rasch verlaufende Geschichte verrathener Frauenliebe; es sind zwei arme schöne Mädchen, die unter Vorspiegelung der Ehe von vornehmen Cavalieren verführt, dann sitzen gelassen wurden und schließlich, sich selbst opfernd, in den Tod gehen, die eine aus hochherziger Mutterliebe. Die zweite Nummer bringt beiläufig wieder eines jener berühmten Pestbilder, wie wir sie aus dem großen griechischen Geschichtschreiber und dem meisterhaften italienischen Novellisten kennen.

Dritte Gruppe: drei kleine friedliche Idyllen, innerlich nahe verwandt: „Onkel Hans“, „Vorm Thee“, „Ein Sommertraum“. Eigentlich mehr nur innere Geschichten, seelische Erlebnisse und Wandlungen; was äußerlich begegnet, so unwichtig und alltäglich, daß wir die Dinge als unbedeutende Kleinigkeiten zur Seite legen würden, wäre dem Verfasser nicht gelungen, sie in die ideale Höhe der Poesie hinaufzurücken. Aber gelungen ist es, und wir stehen unter dem Banne jener Beleuchtung, in welcher das Allergewöhnlichste Gehalt und Reiz annimmt.

Endlich ein Curiosum, dem wir wenig Geschmack abgewinnen, ist die Geschichte „Weißes Haar.“ Erst eine mit aller Raffinerie der im Gräßlichen förmlich wühlenden Phantasie erdachte Vision, vor deren materiell erdrückender Wucht wir uns entsetzen, und hernach wird uns gemüthlich vorgehalten, daß wir mystificirt seien, schalksnärrisch und mit nichts anderm als einem recht gewöhnlichen Vorkommnisse uns abzufinden haben — kalt Wasser auf ein glühendes Eisen. In dem Dinge ist etwas von der bekannten Spott-

weise Heine's, aber bei weitem nicht mit der Feinheit seines diabolischen Witzes.

Im übrigen sind die Novellen Telmann's schön und rein. Die seelischen Vorgänge, die er verfolgt; die geistigen Wandlungen und Entwickelungen, denen er nachgeht, haben nicht blos Wahrheit, sondern tiefen Gehalt. Sie erschüttern, wenn sie das Innenleben an gebrochenen Herzen und gewaltsam aufgewühlten Gemüthern zeichnen, die dem unfehlbaren Untergange entgegengehen. Welche Wechsel und Sprünge der Schmerzen und Leiden in jenen verführten Frauen, die dann heroisch zur Selbstaufopferung kommen! Welche Glut und Flut aufreibender Gefühle in der starken Brust des gottbegnadeten Künstlers, den ein erschütterndes Geschick verurtheilt, eine Null zu bleiben und Höllenqualen durchzuleiden! Welche Wallungen im still verschlossenen Busen der edeln vornehmen Frau, die aus dem idyllischen Frieden eines entsagenden Pflichtgefühls heruntergeworfen wird bis zur Verzweiflung des Selbstmordversuchs und hinaufgehoben zur Wonne reinster Liebe! Aber diese Seelenzeichnungen sind ebenso sprechend in den friedlichen Bildern, die weich und vertraut an unser Herz greifen: wenn der Lebemann der vornehmen Welt, einmal zum Nachdenken über sein verbummeltes Dasein gekommen, von einem Sommertraum erzählt, wo ihm eine ganz andere und reinere Welt schöner Naturwahrheit aufging; wenn der alte Onkel Hans im Tagebuche still die Geschichte seiner verborgenen Liebe zu einem vornehmen Mädchen niederlegt, die dann unglücklich geworden und früh gestorben ist; selbst wenn der alte Victualienhändler, aus Modesucht Rentier geworden, sich in dem Verlangen nach der eintönigen altgewohnten Thätigkeit in der kleinen Bude und den gemischten Gerüchen der engen Gasse so lange verzehrt, bis er seelenvergnügt wieder zu ihnen zurückkehrt.

Und dazu in seiner Zusammenstimmung die lieblichen Naturbilder: da ist es die an begrabenen und immer lebenden Wundern unerschöpflich reiche ewige Stadt, es ist Rom im unvergleichlichen Zauber seiner Natur und Kunst; da ist es die bewältigende Herrlichkeit des Golfs und Himmels von Neapel und im schneidenden Gegensatze Schreck und Furcht und Elend und brutale Häßlichkeit seiner Schmuzgäßchen; da sind es die fried- und anmuthreichen Ufer des Luganersees, ein lieblicher Naturtraum aus Licht und Duft; da aber auch die innerlichern Reize des solid aufgebauten deutschen Heims, die naturbestimmte Kette häuslichen Waltens.

Der Aufbau der Stücke — man sehe in beiden Bänden je Nr. 1 — ist zuweilen künstlich, die Verschlingung der Fäden mannichfach und wechselvoll; andere male dagegen so einfach und der Gang so ruhig, daß die Erzählung anmuthet wie ein friedreich über die Seele streichender Traum.

J. J. Honegger.

Dichtungen.

1. Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg. Auswahl von Gräfin Friedrich zu Stolberg. Mit einer Einleitung von Wilhelm Kreiten. Paderborn, F. Schöningh. 1889. 12. 2 M. 40 Pf.

Die Brüder Stolberg sind ebenso bekannt als vergessen. Aus der Literaturgeschichte kennt jedermann die eigenthümliche Rolle, die sie in unserm Schriftthum gespielt haben, ihre Werke aber werden heute nur noch vom Fachmanne gelesen. Abgesehen von dem „Liede eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn" („Sohn, da hast du meinen Speer" u. s. w.), welches in vielen Schullesebüchern noch fortlebt, ist so ziemlich alles vergessen, was sie geschrieben haben. Das gräfliche Sängerpaar ist infolge dessen bei der Nachwelt auch in eine etwas schiefe Stellung gekommen. Die Welt erinnert sich des Tadelnswürdigen und Lächerlichen länger als des Guten und Erhabenen. So denkt man heute auch bei dem Namen der Stolbergs zunächst nur an die „Tyrannenblutodensänger" und an den Uebertritt Friedrich Leopold's zum Katholicismus. Mit Unrecht wird das Andenken des jüngern Stolberg auch durch seinen Glaubenswechsel getrübt. Das ist eine Frage, deren Entscheidung einem jeden selbst überlassen bleiben muß; auch steht es fest, daß in diesem Falle keinerlei äußerliche Beweggründe vorgewaltet haben. Aber der heftige Angriff des alten Voß: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" wirkt in vielen Gemüthern noch immer fort. Es ist jedenfalls ein verdienstliches Unternehmen, die Brüder auch nach der andern bessern Seite hin zur Würdigung zu bringen. Freilich, ein abgerundetes literarisches Gesammtbild kann man aus der vorliegenden Sammlung nicht gewinnen. Es ist nicht nur dasjenige fortgelassen, was auf Nichtkatholiken einen unangenehmen Eindruck hätte machen können, sondern überhaupt alles, was nach irgendeiner Richtung hin die Dichter in einem unvortheilhaften Lichte zeigt. Die Herausgeber beabsichtigten, „dem heutigen Geschlechte aus den gesammelten Werken dasjenige wieder vorzulegen, was nach Form und Inhalt verdient, nicht ganz vergessen zu werden". Inwieweit es gelungen ist, eine wirkliche Blütenlese aus den Werken der Stolbergs herzustellen, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Meiner Ansicht nach wäre weniger mehr gewesen. Man darf an unser Publikum auch nicht zu große Ansprüche stellen; wenn nur das Allerbeste aus allen Zeiten Gemeingut der Gebildeten wird, dann können wir schon von idealen Zuständen reden. Alle liebenswürdigen und edeln Eigenschaften der Stolbergs dürften in der neuen „Auswahl" vertreten sein: die innige religiöse Gesinnung, die Hochschätzung der Freundschaft

und Liebe und — nicht zu vergessen — jene feurige Vaterlands- und Volksliebe, welche namentlich Friedrich Leopold's Dichtungen so sehr auszeichnete. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Gedichte der beiden Brüder auch im Texte selbst voneinander unterschieden worden wären. Das Nachschlagen im Inhaltsverzeichnisse ist recht unbequem. An sich besteht zwischen den Dichtungen beider nur der Unterschied, daß die Schöpfungen Christian's etwas matter sind. Die Einleitung Kreiten's ist recht warm, aber auch etwas tendenziös geschrieben. An einer Stelle ist ihm sogar eine Bemerkung entschlüpft, die sich mit der Absicht der Herausgeber, confessionellen Anstoß zu vermeiden, im Widerspruche befindet: er vergleicht dort (S. xv) den Protestantismus mit dem Halbdunkel, „den Katholicismus aber mit der vollen Wahrheit". Literaturfreunden können wir die Sammlung nur empfehlen. Sie ist jedenfalls geeignet, das Goethewort zu bestätigen: „Halten wir Stolberg in Ehren, wie er verdient."

2. Den Weg entlang. Gedichte von Wilhelm Kreiten, S. J. Zweite vermehrte Auflage der „Heimatweisen aus der Fremde". Mit einem Titelbilde von E. von Steinle. Paderborn, F. Schöningh. 1889. 12. 4 M. 80 Pf.

Ein stattlicher Band! Ein halbes Tausend Seiten mit Gedichten! Nun, der Verfasser hat sein Publikum schon gefunden, wie aus der „zweiten Auflage" hervorgeht. Man wüßte auch nur Weniges anzugeben, was aus der Sammlung hätte fortbleiben können. Ihr Inhalt steht überall ziemlich auf gleicher Höhe. Es ist nur zum kleinsten Theile etwas Geniales, was uns hier geboten wird, aber es ist alles aus einem echten, wenn auch mehr fruchtbaren als kräftigen Talente hervorgegangen:

Nicht Wortgetön, nicht Blumenbildgepränge,
Nicht Phantasierausch ist die Poesie —
Ein Echo ist sie himmlischer Gesänge,
Das Erdenmisklang löst in Harmonie.

So erfaßt Kreiten seine dichterische Aufgabe. Für ihn gibt es auch keinen Erdenmisklang, der nicht in Harmonie aufgelöst werden könnte. Alles, was er schreibt, ist Ausfluß einer festen, tief religiösen Ueberzeugung, und so sind auch die meisten seiner Dichtungen geistlicher Art. Echte Frömmigkeit, innige Gottesliebe haben einen Hauch ihres Friedens über sie ausgegossen. Es lebt etwas vom alten Minnelied in diesen Gedichten, jener schwärmerische Mariencultus, der die Inbrunst des Gläubigen gewissermaßen mit der sinnlichen Glut des Menschen verschmilzt und dem Liede fast den Ton eines weltlichen Liebesliedes verleiht. Von dem Geiste des Buchs mag folgendes Gedicht zeugen:

Der Königsknabe.

Ich hab' einen Königsknaben gesehn,
Hat mir mein Herz mit Lieb' verwund't,
Daß sein ich denke nun alle Stund'.

„Und sag', was war sein Königsthron?"
Es gibt keinen Thron so reich und groß,
Das war seiner süßen Mutter Schos.

„So sprich, was war seine Königskron'?"
Er trug keine Krone, er trug einen Kranz,
Das war seiner Mutter Augenglanz.

„Was war denn aber sein Königsstab?"
Das war seiner Mutter liebreiche Hand,
Damit er segnend beherrscht das Land.

„Sein Königsmantel, was war denn das?"
Die Huld und Gnade mit goldnem Schein,
Die hüllten ganz ihn und die Mutter ein.

So weit der Himmel die Erde bescheint,
Will er erobern der Minne Reich, —
Da gab ich mich ihm zum Vasallen gleich.

Die Sammlung enthält schönere Gedichte als dieses. Ich wähle das obenstehende nur mit der Absicht, an einem Beispiele zu zeigen, welche eigenthümlichen Schattirungen Kreiten's dichterisches und religiöses Empfinden annimmt. Der protestantische Leser wird einem derartigen Mariencultus, welcher den Heiligenschein Christi fast als erborgt von seiner Mutter erscheinen läßt, wenig Verständniß entgegenbringen. Eine Auffassung, wie sie sich in dem angeführten Gedichte ausspricht, dürfte das genaue Gegentheil der evangelischen Anschauung darstellen.

Von wahrhaft religiösem Geiste erfüllt ist das folgende Gedicht, dessen gedankenvoller Schluß mir besonders gefallen hat:

Die hohe Schule.

O laß mich, Herr, zu deinen Füßen
Mit Magdalena selig knien,
In stillem Lauschen zu genießen
Der Friedensworte süßes Blühn.

In deiner Augen mildem Schimmer,
Mich selbst vergessend, tief versenkt, —
An dich allein, an dich für immer
Die liebgebannte Seele denkt.

O Meister süß! O leichte Lehre!
Was sucht mein Herz noch andre Gunst?
Dir lauschen ist ja höchste Ehre,
Dich lieben schon die höchste Kunst!

Katholischen Lesern kann das Buch eine Art Hauspostille werden; die echte, tiefe religiöse Empfindung, die das Dogma mit der Glut des Herzens durchdringt und sättigt, wird es aber auch den Gläubigen anderer Confessionen sympathisch machen.

3. Grüße aus Südbrasilien. Gedichte von Otto Jenselau. Berlin, Ißleib. 1889. 8. 2 M.

Der Verfasser verdient als Landsmann, der sich im fernen Südbrasilien eine treue Liebe zum deutschen Vaterlande erhalten hat, eine wohlwollende Berücksichtigung seiner Gabe. Bedeutend ist sie ja nicht, aber doch gutgemeint. Eine kleine Auslese seiner Gedichte hätte immerhin eine freundlichere Aufnahme finden können. In seiner vorliegenden Gestalt kann das Buch keinen Anspruch auf eigentliche Kritik erheben. Recht hübsch ist das folgende Gedicht, in welchem namentlich der Gedanke einer poetischen Behandlung sehr würdig ist:

Pflück' mich!

Pflück' mich! sprach die Rose leis —
Magst du mein begehren.
Pflück' mich! bat ihr Athem heiß,
Will's dir ja nicht wehren.

Rose war mir doch so gut!
Weiß nicht, wie's geschehen, —
Knabe war ich ohne Muth,
Ließ die Rose stehen.

Später als ich wiederkam
Und, was sie versprochen,
Mir so recht zu Herzen nahm —
War sie längst gebrochen.

Die Reime des Verfassers sind zuweilen doch zu gewagt, z. B. „Vernunft" auf „Zukunft". Eine dichterische Eigenart spricht sich in dem Büchlein nicht aus.

4. Der Schwalbe nach. Lieder und Gedichte von Adolf Schafheitlin. Wien, Konegen. 1889. 12. 1 M. 50 Pf.

Der Einfluß Heine's auf diese Dichtungen ist unverkennbar, dadurch haben die letztern aber nichts gewonnen. Hie und da gelingt es Schafheitlin, die beabsichtigte Stimmung hervorzurufen, aber diese ist dann auch nur von ganz vorübergehender Wirkung. Die Stoffe und Gedanken sind oft „gesucht", eine dichterische Individualität läßt sich weder erkennen, noch aus den vorliegenden Sachen zurechtzimmern. Leider erzielt der Verfasser unfreiwillig nicht selten auch komische Wirkungen. So beginnt eines seiner Gedichte:

Weide mich auf grüner Weide —

und schließt mit der Strophe:

Und wenn Nachts die Sterne blinken,
Laß mich ruhn zu deinen Füßen;
Streichle du dein Lamm (!) noch einmal,
Eh' sich müd' die Augen schließen.

Einzelne Wendungen sind höchst ungelenk, ja fehlerhaft:

In der Staubgewölke Wirrgetriebe
Was nur willst du, stiller Sonnenblick?

Oder:

Leb' wohl! Nun wieder einsam,
Wird trüb mein Herz aufs neu.
Wie anders, wenn du eines,
Ach, wie so schön auch treu! (?!)

Recht unpoetisch ist der Geliebte, der sein von den Todten auferstandenes Bräutchen — platt genug — mit den Worten tröstet:

Laß ab, dich zu betrüben!

Auf S. 118 wird uns ein Einsiedler vorgeführt, von dem der „Dichter" selbst gesteht: „Sein Verstand scheint etwas verrücket." Dieser Mann predigt dem Felsen in der Einsamkeit:

Dein Herz ist von honnetem Stein,
Es läßt sich nicht kneten und dehnen
Durch flaches Pathos; du bleibst dir gleich
Und heuchelst nicht falsche Thränen.

Und wer zu Wort nicht kommen kann
In der Menschen Treiben, dem kleinen,
Der flieht in die Wildniß zum ältern Geschlecht
Der Ahnen und predigt den Steinen!

Ich fürchte, dem Verfasser wird auch nicht viel anderes übrig bleiben, wenn er seinem Pegasus die Zügel nicht straffer zieht. Talent scheint ja vorhanden zu sein, aber in der Sprache, „die für uns dichtet und denkt", läßt sich auch darüber nicht eher etwas Bestimmtes sagen, als bis wirkliche Leistungen vorliegen.

5. Auf den Tod Kaiser Friedrich's. Eine Dichtung von Johann Friedrich Lahmann. Bremen, Silomon. 1888. 8. 1 M.

Schon um des guten Zweckes willen ist der Dichtung eine freundliche Aufnahme zu wünschen, da der Verfasser den Ertrag dem Kaiser-Friedrich-Denkmal auf dem Schlachtfelde von Wörth bestimmt hat. Der Ausdruck der Gefühle, die den Verfasser bewegen, muß aber immerhin eine gewisse Grenze innehalten, sonst beginnt man mit Fug an der Aufrichtigkeit derselben zu zweifeln. Stellen wie:

Hinweg!
Siegen will ich, liegen wie er,
Unsehend, unfühlend!
Ueberwehe mich, Jammer der Welt!
Begrabe mich,
Tief, tief! —

leisten denn doch des Guten zu viel. Am Schlusse wird der Dichter auch etwas zu polternd gegen die angeblichen Feinde des Kaisers Friedrich, hierbei verletzt er auch das so zarte Gewand poetischer Schönheit. Im allgemeinen läßt sich diesem Trauerliede eine große Kraft des Ausdrucks und der plastischen Anschauung nicht absprechen. Meisterhaft im Ausdruck ist die folgende Stelle:

Willst du auffangen den Schmerz,
Erquickenden, stärkenden Trank,
In goldne Schalen
Des Gesanges;
Nicht wenn des Gießbachs
Donner herabstürzt
Vom quellenden Fels,
Haschst du den schmetternden Strahl.
Wie er schlägt in den Becher,
Springt er zischend heraus,
Ewig leer ist die Schale.
Doch wie er hinwallt
Im sanften Thale,
Schöpfest du leicht und voll
Die beruhigte Flut.

Wenn Lahmann sich diese Erkenntniß selbst zu Nutze gemacht hätte, dann wären seiner Dichtung manche Kraftstellen erspart geblieben.

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Das germanische Naturgefühl.

Die Natur, ihre Auffassung und poetische Verwendung in der altgermanischen und mittelhochdeutschen Epik bis zum Abschluß der Blütezeit. Von Otto Lüning. Zürich, Schultheß. 1889. Gr. 8. 4 M.

In dem Naturgefühl spiegelt sich der Charakter eines Volks und die Geistesrichtung einer Zeitepoche wieder; keine der Nationen, welche die Weltgeschichte aus dem Schoße der Menschheit hervorgehen und über unsere mit so mannichfachen Schönheiten ausgestattete Erde dahinwallen ließ, hat des Naturgefühls entbehrt; nur die Erscheinungsformen desselben sind verschieden, nach der Individualität sowol des Volks und des Zeitgeistes als auch der Landschaft selbst. Und ein jedes der großen Völker, welche die Träger der europäischen Cultur gewesen sind, hat jene Stufenfolge durchlaufen, die mit der mythologisch-naiven Anschauungsweise begann und allmählich zu der bewußten Naturfreude und zum sentimentalen Naturgenuß führte, der in der poetischen oder malerischen Darstellung des Landschaftlichen um seiner selbst willen gipfelt. Lange Zeit stand es wie ein Glaubenssatz fest, daß im Gegensatze zu dem classischen Alterthum und zu den Romanen die Germanen das Volk eines tiefen, innigen Naturgefühls wären; meine Bücher über die Entwickelung des Naturgefühls bei Griechen und Römern, im Mittelalter und in der Neuzeit*) haben den Gegenbeweis geliefert. Der volle, reiche Schönheitssinn offenbart sich in dem Naturgefühl der Hellenen nicht minder als das tief-innerliche Gemüth des Germanen in der Entwickelung der deutschen Naturanschauung, die ebenso wie jenes mannichfache und wechselvolle Phasen durchlaufen mußte, ehe das sympathetische Naturgefühl und der Sinn für das Romantische erwachten. — Es ist eine schöne und dankbare Aufgabe, welche das obige, sorgsam und liebevoll entworfene Buch sich zum Gegenstande genommen hat, um so lohnender, als der Versuch einer so eingehenden Darstellung noch nicht gemacht wurde und z. B. mein Buch über die hier behandelte Epoche nur in engen Grenzen handeln und mit den Belegen kargen mußte. Gern gestehe ich, daß ich manches anders und reicher gefaßt hätte, wenn mir das Lüning'sche Buch schon zu Gebote gestanden hätte, z. B. was die ältere, angelsächsische und altdeutsche Dichtung betrifft. Der Literaturforscher wird dem Lüning'schen Werke mannichfache Anregung und Belehrung entnehmen, da es mit dem ganzen Rüstzeuge heutiger germanistischer Durchbildung das naive innige Mitleben mit der Natur, die unmittelbare Freude an den Erscheinungen der Natur, sei es nun der unorganischen, wie das Licht und die Elemente, oder der organischen, wie Pflanzen- und Thierwelt in ihren mannichfachen Erscheinungen, und den Sinn für das Landschaftliche als ein mehr oder weniger umfassendes Ganzes (wie Ebene, Moor, Gebirge, Aue und die Jahreszeiten) in systematischer Anordnung lichtvoll darstellt. Der gebildete Laie wird freilich durch die Fülle der fremdsprachlichen, nur theilweise übersetzten Citate, durch die Menge von Zahlen und Hinweisen im Text am Genusse des Buches behindert werden. Das Angelsächsische findet ebenso fleißige Berücksichtigung wie das Altdeutsche und Mittelhochdeutsche. Daß gar manche ästhetische Urtheile und Deutungen über das Ziel hinausschießen oder Modernes hinzutragen und gar zu voll und reich sind (z. B. S. 14, 31, 45, 46, 86, Abs. 2, 960, 102, Abs. 104, 161, 272), daß bei nicht immer eindringender, bezw. scharf hervortretender Unterscheidung der Zeiten und der Stimmungen die Ausdrücke des Lobes oft etwas einförmige Steigerung finden, daß sich eintönige Wiederholungen ergeben, wie z. B. der Preis der „lebhaften Lichtfreude des germanischen Naturells" (S. 24, 33), daß unnöthige Fremdwörter in diesem grunddeutschen Buche doppelt unangenehm berühren, daß manche breite Uebergänge und undeutsche Wendungen (S. 66, auf es, ungeheurig, riesisch) und orthographische Besonderheiten (widerum, eckelhaft dreimal, S. 206 und 207, dagegen lekt) begegnen: das sind kleine Flecken, die dem Werthe des Ganzen keinen wesentlichen Abbruch thun.

Ist der erste Haupttheil der Darlegung der altgermanischen Naturfreude, insofern diese indirekt zu erschließen ist, gewidmet, so wendet sich der zweite (S. 247 fg.) zu den bewußten Bekenntnissen über die Schönheit einer Landschaft als eines Ganzen. Wie das althellenische beschränkt sich auch das altgermanische Naturgefühl wesentlich auf das Idyllische, die schöne flache Aue und den grünen Wald, diese sind eine Augenweide, wonniglich anzuschauen; das Gebirge ist unfreundlich, unhold, die Moorlandschaft trostlos. Fürsten und Ritter spazieren, „um die schöne Landschaft zu schauen", wie es schon in der Fridthiofssaga heißt, oder „um kurze wile zu hân", wie die mittelhochdeutschen Sänger sagen, aber auch schon — wenn auch selten, wie auch im classischen Alterthum — um Trost im Leide zu suchen. Das Landschaftliche, so besonders der Frühling und der Gegensatz von Sommer und Winter wird zum Spiegel und zum Hintergrunde für den Wechsel von Freud und Leid in des Menschen Brust, seltener wird der Gegensatz hervorgehoben (wie z. B. bei den Alten in dem schönen Frühlingsliede des Ibykos). Manche schöne Metapher läßt das Naturbild und die Seelenstimmung zusammenrinnen wie „mein Herz ergrünet" oder die Geliebte ist „des Herzens Ostertag", und weilt sie ferne, so ist es auch Winter in der Brust des Sängers. Bewußt oder unbewußt wählen schon die altgermanischen Dichter für Angst und Sorge und grausige Handlungen den passenden düsteren Hintergrund, die Nacht, den abnehmenden Mond oder die schaurige Morgendämmerung; ja die Natur nimmt selbst Antheil, sodaß die Himmel

*) Der erste Band erschien in Kiel 1882—84, der zweite in Leipzig bei Veit u. Comp. 1888.



weinen, die Rosen sich freuen, Laub und Gras trauert (allerdings erst im 16. Jahrhundert, S. 287) und das Feuer ein Räuber, Meer und Sturm zornig genannt werden u. a. m. Wenn aber Lüning immer wieder die „den Germanen eigene" Beseelung der Natur als einen besondern Vorzug, speciell vor den Griechen, hervorhebt (S. 89, 99, 112, 123, 161, 181, 299, 303), so hat er nur darin recht, daß Homer, dessen charakteristische Ausdrucksform das Gleichniß ist, nur selten Beseelungen der Natur — wie überhaupt Metaphern — zeigt (vgl. Biese, „Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen", S. 15 fg.), aber im übrigen ist das anthropomorphe Element eine allgemein menschliche und somit auch der ältern griechischen Lyrik durchaus nicht fremde Form der Anschauung (vgl. Biese a. a. O., S. 20 fg., sowie die Aufsätze über die ästhetische Naturbeseelung in der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte", Bd. 1). Die großartigen angelsächsischen und altdeutschen Epen übertreffen auch hierin das Nibelungenlied, die Gudrun und sogar die lyrische Minnepoesie, auch wenn man schärfer, als Lüning gemeinhin thut, zwischen mythischer und ästhetischer Beseelung unterscheidet.

Alfred Biese.

Aus dem Französischen.

1. Der Hypnotismus und die verwandten Zustände vom Standpunkte der gerichtlichen Medicin von Gilles de la Tourette. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit einem Vorwort von J. M. Charcot. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889. Gr. 8. 9 M.

De la Tourette, der als Schüler Charcot's sicher als berufen erscheint, über nervöse Zustände sein Urtheil abzugeben, unternimmt es in vorstehendem Werke, die gesammten Erscheinungen des Hypnotismus nach Entstehung, Verlauf und Folgen vom juristischen Standpunkte aus zu beleuchten, nachdem er eine Geschichte des Hypnotismus in Frankreich gegeben hat, welche an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Auffallend ist uns gewesen, daß die Arbeiten ausländischer, insbesondere deutscher Gelehrten fast keine Berücksichtigung gefunden haben.

Die juristischen Ergebnisse, zu denen de la Tourette im Laufe seiner Betrachtungen gelangt, sind derart, daß dem Wohlmeinenden angst und bange werden möchte. Wir ersehen durch unwiderlegliche Beispiele, daß sicher ungezählte Verbrechen an solchen verübt wurden, welche sich im Zustande der Hypnose befanden, zu deren Wesen es gehört, daß nach dem Erwachen jede Erinnerung an das während des Schlafs Geschehene schwindet. Diese Erinnerung kehrt nun freilich in einer neuen Hypnose wieder, wenn nicht während der ersten ein gegentheiliger Befehl gegeben wurde. Wie soll sich nun das Gericht einem solchen Verbrechen, beziehungsweise der Aussage einer Hypnotisirten gegenüber verhalten, wie sich vor Verstellung schützen? Schlimmer noch wird die Lage der Gerichte durch den Umstand, daß im Zustande der Hypnose von dem Kranken Befehle entgegengenommen werden, welche derselbe nach Tagen und Wochen zur angegebenen Zeit ausführt, gleichviel um welches Verbrechen es sich handelt. Er weiß nicht, in wessen Auftrag er handelt, ist sich seines Unrechtes nicht bewußt, und kein Mensch wird ihm auch in wiederholter Hypnose ein Geständnis über den geistigen Urheber der That ablocken können, wenn ein diesbezügliches Verbot vom Hypnotiseur gegeben worden ist. Welches Arbeitsfeld für den Verbrecher, der sich auf die Geheimnisse der Hypnose versteht! Wie soll der für Hypnose Empfängliche geschützt und wie nach begangenen Verbrechen erkannt und beurtheilt werden. Es sind das einige wenige der Fragen, welche de la Tourette behandelt. Dieselben ließen sich beliebig häufen und werden durch den Somnambulismus nur noch verwickelter. — Der Laie wie der Fachmann, welcher für diesen Theil unseres Gesellschaftslebens Interesse hat, wird viel Anregung in dem reichhaltigen Buche finden; ersterer wird sich freilich des Grauens nicht enthalten können, wenn er an die Möglichkeiten denkt, welche sich aus den Darstellungen ergeben.

2. Champagnergeist. Lieder und Lustspiele französischer Meister. Uebertragen von Sigmar Mehring. Berlin, Mehring. 1888. 8. 3 M.

Das hübsch ausgestattete Buch enthält an Liedern im wesentlichen solche von Béranger, die recht gut übersetzt sind, sodaß sie sich mit den Uebertragungen von Gaudy-Chamisso, Seeger, Wolff, Laun, Rodenberg, Rubens, Walter, Metromanus, Meves wol messen können, ja ihnen in einzelnen entschieden überlegen sind, in andern Punkten freilich wieder von dem oder jenem Bearbeiter übertroffen werden. Mit der Auswahl der Béranger'schen Lieder sind wir weniger einverstanden. Wir vermissen fast alle diejenigen Lieder, denen Béranger seine Bedeutung verdankt. Der Titel des Buches paßt auf die meisten nur allzugut. Der Wein kann zwar Gedichte wie z. B. „Das graue Männlein", „Die Bacchantin" rechtfertigen, zu übersetzen braucht man sie deswegen noch nicht, viel weniger gehören sie in ein Buch, das seiner Ausstattung und den Dichternamen nach, die es aufführt, doch sicher bestimmt ist, der deutschen Familie zu dienen. Gut ausgewählt sind die Gedichte von Molière, Coppée, Victor Hugo, Musset und Lamartine, wenn auch auf einige der schönsten — man denke an „Die Schwermuth" von Musset — der Titel nicht recht passen will. Die Uebersetzung ist durchweg fließend und treffend in den Gedichten wie in den beiden Lustspielen: „Sokrates und Xantippe" von Théodore de Banville und „Der Schierling" von Emile Augier. In letzterem hat Mehring statt des Alexandriners, den Fitger *) bei seiner Uebersetzung anwandte, gebrochene

*) A. Fitger, Der Schierling. Lustspiel in zwei Aufzügen von Emile Augier. Vom Verfasser autorisirte Bearbeitung (Oldenburg, Schulze, 1888).

Vierzehnsilbler benutzt. Dieses Versmaß bringt die heitern Stellen, welche im Stücke vorwiegen, mehr zur Geltung, während sich der Alexandriner mehr für die erstere Auslassung eignet. Die Mehring'schen Uebersetzungen reihen sich entschieden dem Besten an, was wir in dieser Art besitzen.

3. Geschichte des Fürsten Bismarck (1847—1887). Von Eduard Simon. Autorisirte Uebersetzung von O. Th. Alexander. Mit erläuternden Anmerkungen und einem Personen- und Sachregister. Berlin, Ulrich u. Comp. 1888. Gr. 8. 5 M.

Es ist von der Kritik schon zur Genüge hervorgehoben worden, daß Eduard Simon's Werk über den Fürsten Bismarck sich an das über Kaiser Wilhelm würdig anreiht. In letzterem war Simon freilich selbständiger, während er hier im wesentlichen deutschen Quellen folgt. Die Gewissenhaftigkeit, mit der er dabei zu Werke geht, wurde allgemein anerkannt und unterscheidet sein Werk vortheilhaft von den vielen chauvinistischen Schriften, welche in Frankreich stets sichern Beifall finden. Die deutsche Uebersetzung ist gut; das Personen- und Sachverzeichniß, sowie die dem Text untergesetzten Anmerkungen sind eine schätzenswerthe Beigabe.

Leon Wespy.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Ueber Kunst, Künstler und Kunstwerke von Veit Valentin. Mit Illustrationen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1888. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

In einer langjährigen Thätigkeit als Kunstreferent verschiedener größerer Zeitungen habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, auch die Literatur der bildenden Künste zu beurtheilen; aber nur selten war ich in der Lage, einem Buche eine so allseitig freudige Zustimmung, eine so uneingeschränkte Anerkennung mitgeben zu dürfen wie diesem. Valentin hat hier aus lauter künstlerisch vollendeten Versuchen einen Strauß gewunden, welcher unvergleichlich mehr Werth hat als die Papierverschwendung gewisser vielgenannter Essayisten. Die völlige Reife Valentin's, seine nicht blos äußere, sondern auch innerliche Beherrschung des Stoffs wirken beruhigend und erhebend zugleich; das Lesen seiner Arbeiten ist ein arbeitsvoller, aber stärkender Genuß. Valentin verschmäht den dichterischen Schwung und Glanz der Rede, geschweige denn, daß er sich in begeisterte Ausrufe verlöre; aber mit der zwingenden Gedankenentwickelung eines Lessing führt er eine monumentale Architektonik der probehaltigsten Sätze vor uns auf, welcher ein Hauch von Anmuth durchaus nicht versagt ist. Valentin schreibt nicht elegant, aber urban; er kritisirt als ein Gelehrter von großem Wissen, aber noch größerer Weisheit; er besitzt eine harmonische Verschmelzung von Verstand und Phantasie, in ihm durchdringen sich Kunstgeschichte und Aesthetik zu einem höhern Dritten. Sehe ich recht, so verdankt er diese seltenen Eigenschaften nicht blos einer verdienstvollen Selbstzucht, sondern auch seinem Ausgehen von der Archäologie. Diese Wissenschaft hat ja um ihres verhältnißmäßig kleinen Bezirks willen das ihr zugewiesene Ideal eher erreichen können als die noch so junge neuere Kunstgeschichte. Es stände viel besser um die heutige Kunstwissenschaft, wenn wir mehr solche philosophisch angeregte Archäologen wie Veit Valentin hätten, welche mit ihrer Bildung in das viel größere Heerlager der neuzeitigen Kunsthistoriker übergingen. Seiner neuesten Darbietung gegenüber löse ich alle Kritik in Dank für das Geleistete auf und überlasse das im Voranstehenden geübte Amt des Recensenten nunmehr dem Referenten. Indem ich mich aber mit einer Inhaltsangabe des Werks und der Anführung einiger Stellen begnüge, bemerke ich ausdrücklich, daß bei Valentin fast jeder Satz als Erweis für die Gediegenheit seines Buchs herausgegriffen werden kann.

Die Abhandlungen zur Kunst umfassen folgende Themen: „Tracht und Mode"; „Kunst, Symbolik und Allegorie"; „Lebende Bilder"; „Ein Grundproblem des Kunstgewerbes"; „Die Tragik in Werken hellenischer Plastik". Unter der Ueberschrift „Künstler" bespricht der Verfasser zunächst „Eine Frankfurter Kunstakademie im 18. Jahrhundert" und entrollt sodann ebenso voll und satt wie fein ausgeführte Bilder von Philipp Veit, Adrian Ludwig Richter, Moritz von Schwind. An dritter Stelle empfangen wir meisterhafte Ausführungen über die Venus von Milo, Rafael's Transfiguration, Cornelius und das Weltgericht, Paul Wallot's Reichstagsgebäude.

Ich greife zuerst Valentin's Lebenswerk, seinen Erklärungsversuch der Venus von Milo, heraus. Seine jetzigen Darlegungen, verglichen mit den frühern desselben Gegenstandes, beweisen, wie jemand der Wahrheit näher kommen kann, ohne seine ursprüngliche Ueberzeugung völlig aufzugeben. Valentin macht es sehr wahrscheinlich, daß die sogenannte Venus von Milo eine Artemis sei, welche von Aktäon beim Baden erblickt wird. Ebenso wird Rafael's Transfiguration einem völlig neuen, jedenfalls aber sehr feinsinnigen Deutungsversuche unterworfen. Nach Valentin sieht der besessene Knabe (genauer: der unreine Geist in ihm) den Verklärten auf dem Berge und ruft durch Mittheilung dieser Thatsache in den Jüngern den Ausdruck des Erstaunens u. s. w. hervor. Während oben die Heiligen dem Gottessohne huldigen, empört sich unten der Teufel, seine Ohnmacht erkennend.

Aus der geradezu mustergültigen Abhandlung über das Wallot'sche Reichstagsgebäude hebe ich folgende Stelle hervor:

Ein Reichstagsgebäude muß selbst ein Königsschloß an ausdrucksvoller Monumentalität überragen, denn es ist kein Wohnhaus. Der Thurm ist bei nichtkirchlichen Bauten ein Symbol der

Herrschaft, der Macht. Soll er in einem Renaissancebau angewendet werden, so muß zwischen seinem verticalen Charakter und dem horizontalen des der Renaissance zu Grunde liegenden Architravbaues ein Ausgleich gesucht werden. Auf diesen mußte die Bogenform führen: es ist die Kuppel, welche die horizontale Linie sanft aufsteigen läßt und allmählich in die rein verticale Linie des Kuppelabschlusses, der Laterne, überführt. Diese Kuppel muß so gestaltet sein, daß sie gleichsam eine Zusammenfassung der herrschenden Linien darstellend und die in ihnen treibende Kraft bis zu ihrem allmählichen Aufhören fortführend, auf geradlinigem Grundrisse aufsteigt und selbst bei der Wölbung dieses Zusammenströmen aus geraden Linien nicht verleugnet.

Die schwierige Verhältnißbestimmung zwischen Symbol und Allegorie löst Valentin also:

> Die Allegorie widerspricht dem Wesen der Kunst so lange nicht, als sie den Charakter der Bildlichkeit bewahrt und nicht zur Schrift sich verflüchtigt. Wo die Allegorie, statt einfach menschlich wahr und darum allgemein verständlich zu sein, von der Zufälligkeit des Zeitgeschmacks beeinflußt ist, erscheint sie barock. Eine Beschränkung aber auf die rein historische Darstellungsart darf von den Künstlern unserer Tage nicht verlangt werden.

2. Denkmale frühmittelalterlicher Baukunst in Baiern, baierisch Schwaben, Franken und der Pfalz von Berthold Riehl. Mit sechs Abbildungen in Autotypie. München, Hirth. 1888. Gr. 8. 5 M.

Unser realistisches Zeitalter kennzeichnet sich auf dem Gebiete der Wissenschaft dadurch, daß jede Sonderwissenschaft sich in eine wachsende Menge von „Specialitäten“ zersplittert. Da sitzt nun der Züchter einer solchen Reincultur wohl verbarrikadirt in seinem Bienenstocke und trägt redlich dazu bei, daß trotz der gewaltigen Herrschaft des Dampfes und der Elektricität die einzelnen Bienenvölker zwar unmittelbar nebeneinander wohnen, aber als Feinde einander ausschließen. Nur vereinzelt kommen noch Idealisten der alten Schule vor, welche die Spreu vom Weizen trennen, das Gleichartige zusammenfassen und die bleibenden Ergebnisse der einzelnen Gruppen den einzelnen Hauptwissenschaften, diese wiederum einer philosophischen Weltanschauung dienstbar machen. Auch auf dem Gebiete der neugeschaffenen Kunstgeschichte tummelt sich das jüngere Geschlecht vielfach nur zu gern in dem Staube der alten Bibliotheken und Archive herum und wetteifert mit Schliemann in der Ausgrabung, Sammlung und Erklärung von Kunstschätzen der Vergangenheit. Gewiß! Das ist auch nöthig und verdienstlich; nur möchte ich die Herren bitten, nicht einseitig gerade ihre beste Kraft an Gegenstände zu verwenden, welche entweder nur für einen ganz kleinen Kreis von Gelehrten Interesse haben oder schon wiederholt behandelt worden sind. Die Kunst der letzten 150 Jahre bietet unserm Nachwuchse eine so unübersehbare Fülle der herrlichsten Aufgaben, daß man es für eine Ehrenpflicht erklären muß, der Neuzeit voll und ganz gerecht zu werden. Aber freilich, sie ist ja „nicht weit her“; darum läßt sie der biedere Deutsche noch links liegen, bis einst die Zunft der Todtengräber-Gelehrten als Mumien einsargen kann, was das Leben und den Stolz der Gegenwart ausmacht. Der echte deutsche Professor überläßt lieber die Halbwelt der neuzeitigen Kunst den Dilettanten und Baedeker-Reisenden, als daß er etwa einen großen Humoristen, wie Oberländer, dem großen Publikum verdolmetschte.

Die voranstehenden Bemerkungen sollen wahrlich nicht den jungen Riehl um den ehrlich und sauer verdienten Lohn der Anerkennung bringen.*) Sie sollen ihm nur sagen: thue, wenn du willst, das eine; aber laß nicht das andere Wichtigere aus dem Auge. Berthold Riehl beweist sich als selbständigen Kunsthistoriker, während sein Vater alle kunstgeschichtlichen Ausgrabungen und ästhetischen Goldadern einer geistsprühenden Culturgeschichte dienstbar macht. Der alte Riehl greift hinein ins volle Menschenleben und wo er es packt, da ist es interessant; der Sohn hat mehr die Zucht und Schulung eines modernen Kunsthistorikers und destillirt mühsam einiges reine Wasser aus seinen altersgrauen Weihern heraus.

Berthold Riehl hat nun ein Quellenwerk fertig gebracht, welches auf jeder Seite Zeugniß ablegt von der großen Liebe zur engern Heimat, von eigenen mühsamen Forschungen, von sorgfältiger Versenkung in das Kleine und Kleinste. Für die Richtigkeit und Vollständigkeit seiner Angaben muß er in der großen Mehrzahl der Fälle allein die Bürgschaft übernehmen. Ueberall aber kommt es ihm darauf an, „dem Zusammenhange zwischen der Kunst und den Leuten, durch die sie erwachsen, nachzugehen; er will den eigenartigen Charakter der einzelnen Gruppen zeichnen und zugleich begründen“. Am meisten interessirt ihn „die Verschiedenartigkeit der Bauweise innerhalb der einzelnen Stammesgebiete“, „die Begründung der Eigenart der Kunstwerke durch den Volkscharakter“. Soweit die Baukunst des frühern Mittelalters in Frage kommt, hat allerdings diese Anschauung ihre Berechtigung; aber schon von ihr (wie von der spätern Kunst in noch höherm Grade) gilt der Satz, daß alle diese culturgeschichtlichen Beziehungen nur das Außenwerk der Kunstwerke erklären, nicht aber deren Seele. Diese kann, je mehr ursprüngliche Schöpferkraft ein Kunstwerk verräth, nur aus der Eigenart des Künstlers abgeleitet werden. Gerade das Beste, das Allgemein- und Ewig-Menschliche an einem Kunstwerke ist Gabe und Vorrecht des Genius, nicht seiner Zeit.

Berthold Riehl behandelt in drei großen Hauptabschnitten die Kunst von Altbaiern und Bairisch-Schwaben (Bisthümer Salzburg, Freising, Augsburg, Passau, Regensburg), Franken (Eichstätt, Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg), die Pfalz (die Baukunst des 11., 12. und 13. Jahrhunderts). Er schildert die geringste Kapelle mit derselben Hingebung wie die großen Dome in Bamberg, Regensburg,

*) So oft wir den vorstehenden Ansichten unsers hochgeehrten Herrn Mitarbeiters zuzustimmen Gelegenheit gehabt, müssen wir gestehen, solche bei vorliegendem Buche nicht zu finden. Denn die Zusammenfassung und Durchgeistigung der Forschungsergebnisse ist doch erst möglich, wenn letztere in ausreichender Fülle und Sichtung zu Tage liegen, was eben, dank dem Verfasser, für das behandelte Gebiet jetzt erreicht ist. Wir, die 1862 einen guten Theil desselben unter baugeschichtlichem Gesichtspunkte durchwandert haben, waren freudig überrascht durch den Reichthum der inzwischen entdeckten Beobachtungsgegenstände, welche als Gesetz oder Herkommen nachweisen, was bisher vielfach als Einzelerscheinung gelten konnte. D. Red.

Speier u. s. w.; er ist gut deutsch gesinnt und frei von Vorurtheilen; er zeichnet in scharfen Umrissen alle localen Factoren und verliert doch nie den Zusammenhang mit der allgemeinen kunstgeschichtlichen Entwickelung. Als ein Beitrag zur Kunstgeschichte von Deutschland sei sein Buch herzlich willkommen! Gustav Portig.

Feuilleton.

Ein guter Gedanke tritt uns in einer kleinen Schrift entgegen, welche Dr. **Heinrich Fränkel** unter dem Titel „Ein neuer Weg zur sittlichen und geistigen Hebung des Volkes" im Verlage von L. Simion in Berlin veröffentlicht. Dr. Fränkel hat während der letzten Jahre in allen Theilen Deutschlands wissenschaftliche Vorträge gehalten und dabei gefunden, daß dieses Bildungsmittel, welches namentlich von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in großem Umfange in Anwendung gebracht wird, insofern seinen Zweck verfehlt, als zu den Vorträgen zwar die mehr oder weniger „Gebildeten" in manchem Orte in ansehnlicher, gewöhnlich aber in sehr geringer Zahl kommen, fast nirgends aber das eigentliche „Volk", die große Masse der Bildungslosen. Diese letztern erhalten ihre geistige Nahrung gegenwärtig theils aus Zeitungen, theils aus den trotz aller gesetzgeberischen Maßnahmen nach wie vor in ungeheuerem Umfange ins Volk dringenden, in sittlicher und geistiger Beziehung gleich verderblichen Colportageromanen. Dr. Fränkel schlägt nun vor, von den Colporteuren zu lernen und das längst vorhandene Gute mit denselben Mitteln dem Volke zuzuführen, welche jene zum Vertriebe des Schlechten anwenden. Er regt die Gründung eines „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften" an, welcher eine großartige, ihre Thätigkeit auf das ganze Gebiet der deutschen Sprache erstreckende „Schriften-Vertriebs-Anstalt" schaffen und erhalten soll, durch deren Colporteure gute Bücher „in ebenso auffälliger Ausstattung ebenso aufdringlich und dabei zu noch wohlfeilerem Preise in jedem Hause angeboten werden, als bisher nur die schlechten Bücher". Zunächst soll auf diese Weise nur gesunde Unterhaltungsliteratur verbreitet werden, dann, wenn die Anstaltscolporteure „eingeführt" sind, auch „die so dringend nöthige Belehrung über Gesundheitspflege, über Kindererziehung, über Haus- und Volkswirthschaft, über die naturwissenschaftlichen Grundbegriffe und Hauptthatsachen". Mit Recht sagt der Verfasser: „Es ist doch geradezu widersinnig, daß die Geistescultur für uns verhältnißmäßig sehr wenige, die wie so glücklich sind, daran theilnehmen zu können, immer reicher und tiefer sich entwickelt, während dort unten die ungeheuere Mehrzahl der Menschen von all dem Großen und Schönen, Wahren und Guten entweder nichts oder nur ein verzerrtes und getrübtes, ja beschmutztes Spiegelbild kennen lernt!" Das Schriftchen (Preis 50 Pf.) ist frisch und anregend geschrieben, namentlich lesenswerth sind die Abschnitte über die sociale Gefahr der Unbildung, über den elenden Inhalt der jetzigen Colportageliteratur, über die Bedenken gegen die Volks- und Leihbibliotheken. Der „**Verein für Massenverbreitung guter Schriften**", zu dem Dr. Fränkel die Anregung gegeben, hat inzwischen am 3. März sich zu Weimar durch den Zusammentritt von Männern verschiedenster Parteirichtung gebildet. Mögen deshalb alle volksfreundlich und gemeinnützig Denkenden dem neuen Verein, der offenbar einem durchaus gesunden Gedanken entsprungen ist, beitreten, mögen namentlich die wohlhabenden Kreise unsers Volks ihre Opferwilligkeit gegenüber einer Sache bekunden, die es wie wenige werth ist. Zur Annahme von Beitrittserklärungen sind bereit die Herren: königlicher und Stadtschulinspector Dr. Zwick-Berlin NW., Alt-Moabit 122, Handelskammersecretär Dr. Gensel-Leipzig, Neue Börse, Stiftslehrer Dr. Zenker-Weimar, Fabrikbesitzer Dr. Heinrich Traun-Hamburg, Schriftsteller August Lammers-Bremen, Fabrikbesitzer Dr. Weidenbusch-Wiesbaden, Spinnereibesitzer Gustav Dietel-Wilkau i. S., Spinnereidirector Schultz-Meerane i. S., Commerzienrath Magirus-Ulm, Fabrikdirector Fr. Herrman-Iserthal b. Semil i. Böhmen. Die Satzungen des Vereins, sowie Schriften über denselben sind durch Herrn Dr. Heinrich Fränkel-Berlin NW., Rathenowerstr. 87, II, kostenfrei zu beziehen.

Bibliographie.

Bolbe, J., Der wieder zum Leben erwachte große Tilly oder des großen Tilly Totenfeier. In den Hauptzügen zum erstenmal übersetzt und erklärt von J. Böhm. München, Lindauer. 8. 3 M.

Beiträge zur Humanitätslehre. 11 Logenreden. Mit einem Vorwort von J. G. Findel. Leipzig, Findel. 8. 3 M.

Birkhof, W., Im Spiel der Wogen. Roman aus dem heutigen Leben. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Conrad, M. G., und L. Willfried, Firma Goldberg. Schauspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Dahn, F., Die Landnot der Germanen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dammert, A., Aus meinen Beziehungen zu Scheffel und seinen Eltern. Rede. Mülhausen i. E., Bufleb. Gr. 8. 60 Pf.

Eichler, M., Held Brandenburg. Erzählung aus den Zeiten Friedrichs I. von Hohenzollern. Brandenburg, Wiesike. 12. 60 Pf.

Drei Frauengestalten. Von B. v. S. G. Dresden, Pierson. 8. 2 M. 50 Pf.

Fürste, E., Gedichte zum Gedächtnis unserer in Gott ruhenden Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. Alt und Jung dargeboten. Magdeburg, Rathke. 8. 50 Pf.

Gedike, R., Wanderungen durch die Hochalpen, nebst Ausflügen nach den normannischen Inseln und Sicilien. Berlin, O. Dreyer. 8. 5 M.

Hartmann, E. v., Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Ilg, A., Prinz Eugen von Savoyen als Kunstfreund. Wien, Graeser. Gr. 8. 1 M.

Längin, G., Erinnerung an Kaiser Friedrich. Lied im Volkston. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 10 Pf.

Lehmann, E., Die verschiedenartigen Elemente der Schopenhauer'schen Willenslehre. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 3 M.

Maurenbrecher, W., Geschichte der deutschen Königswahlen vom 10. bis 13. Jahrhundert. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Müller, W., Deutschlands Einigungskriege 1864—1871. Mit einem Titelbild in Lichtdruck und Plänen der wichtigsten Schlachten und Stellungen. 1ste Lfg. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 8. 30 Pf.

Baltische Novellen. (1ste Sammlung.) Durch Geschick zum Glück. Von J. Brittwel. — Doctor Löwenthal. Von M. von Malsch. Riga, Kymmel. 1888. 8. 2 M.

Oncken, W., Luthers Fortleben in Staat und Volk. Vortrag. Berlin, Reuther. 8. 50 Pf.

Rapp, William Shakespeare oder Francis Bacon? 2 Tle. Colberg, Warnke. Gr. 4. à 1 M.

Die Reichswehr. Militärisches und politisches Organ. Herausgeber und Redacteur: J. David. 1. Jahrg. 1889. 52 Nrn. Wien, v. Hölzl. Fol. 22 M.

Schober, J., Franz Xaver Gabelsberger, der Erfinder der deutschen Redezeichenkunst. Eine Lebensbeschreibung zu seinem 100. Geburtstage. Mit einem Bildnisse Gabelsbergers. Ulm, Ebner. Gr. 8. 50 Pf.

Schwicker, J. H., Geschichte der ungarischen Litteratur. A. u. d. T.: Geschichte der Weltlitteratur in Einzeldarstellungen. 10ter Bd. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 15 M.

Soldaten-Bibliothek. 1stes Hft.: Kaiser Wilhelm II. Ein Fürstenbild. Dem deutschen Heere in treuer Anhänglichkeit gewidmet von H. Vogt. Rathenow, Babenzien. 12. 30 Pf.

Supan, A., Österreich-Ungarn. Mit 3 Karten in Farbendruck, 60 Vollbildern und 121 Textabbildungen. Prag, Tempsky. Lex.-8. 20 M.

Torresani, C. Baron, Aus der schönen, wilden Lieutenantszeit. Roman aus dem österreichischen Cavallerieleben. 3 Bde. Dresden, Pierson. 8. 8 M.

Walloth, W., Der Dämon des Neides. Roman aus der Gegenwart. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Weinsberg, L., Der Mikrokosmos, ein angeblich im 12. Jahrhundert von dem Cordubenser Josef ibn Zaddik verfasstes philosophisches System, nach seiner Echtheit untersucht. Breslau, Koebner. 1888. Gr. 8. 2 M.

Wiegand, A., August Neanders Leben, dargestellt für Studierende der Theologie und jüngere Geistliche zum 100jährigen Geburtstage Neanders. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 3 M.

Zroblowski, F., Die Krankenhäuser. Die Fürsorge für Arme und insonderheit die Versorgungshäuser. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Das Schulwesen und seine Verwaltung. Reform der Volks-, Bürger-, Mittel- und Hochschulen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Confirmation.

Predigten und Andachtsbücher.

Predigten aus der Gegenwart
von
Carl Schwarz,
weil. Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Gotha.
Acht Sammlungen (Bände).
Jede Sammlung geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.

Religiöse Reden und Betrachtungen.
Von
Adolf Hausrath,
Professor der Theologie in Heidelberg.
Zweite Auflage. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Akademische Predigten
von
Heinrich Holtzmann,
Professor an der Universität Straßburg.
Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Ausgewählte Predigten
von
Clemens F. Brockhaus.
Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Die Religion im gemeinen Leben.
Predigt von
John Caird.
Fünfte Auflage. Geh. 60 Pf.

Aus den Papieren einer Verborgenen.
Von
Cäcilie Beller.
Zweite Auflage.
Geh. 6 M. Geb. 7 M. 60 Pf.

Für stille Morgenstunden.
Von
Cäcilie Beller.
8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Gedichte und Lieder.

Schau um dich und schau in dich.
Dichtungen von
Julius Hammer.
32. Auflage. Geb. m. Goldschn. 3 M.
Jubelausgabe. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Fromme Lieder
von
Julius Sturm.
Erster Theil. Elfte Auflage.
Zweiter Theil. Dritte Auflage.
Jeder Theil geb. mit Goldschn. 3 M.

Gott grüße dich!
Religiöse Gedichte
von
Julius Sturm.
Dritte Auflage.
Geb. m. Goldschn. 4 M.

Aufwärts!
Neue religiöse Gedichte
von
Julius Sturm.
8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

Gedichte
von
Paulus Gerhardt.
Herausgegeben von Karl Goedeke.
Geb. m. Goldschn. 5 M.

Hausaltar.
Kirchenlieder in mehrstimmigem Tonsatz, der Hausandacht bestimmt.
Für das Pianoforte eingerichtet
von
Wilhelm Volckmar.
Zweite Auflage. Cartonnirt. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die
Sprichwörtlichen Redensarten
im deutschen Volksmund
nach Sinn und Ursprung erläutert.
Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte
von
Wilhelm Borchardt.
8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.
Aus den Papieren eines Fremdlings.
Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet
von
Max Müller.
Siebente Auflage.
8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellendichtung, empfiehlt sich zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hermann Hettner.
Ein Lebensbild von
Adolf Stern.
Mit einem Porträt.
8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.



Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 28. März 1889.

Inhalt: Religionswissenschaftliche Schriften. Von Karl Sallmann. — Erzählungsliteratur. Von Fritz Lemmermayer. — Neue Lyrik. Von Marius Stein. — Aus der Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Spruchpoesie. Von Karl Spitteler. — Beleuchtung der „Erklärung" in den „Preußischen Jahrbüchern". Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Religionswissenschaftliche Schriften.

1. Die Ueberlieferung. Ihre Entstehung und Entwickelung. Von Ernst von Bunsen. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 7 M.

Der Verfasser der „Biblischen Gleichzeitigkeiten", der uns als Frucht seiner Studien auf dem Gebiete vergleichender Religionswissenschaft auch schon „Das Symbol des Kreuzes bei allen Nationen" sowie „Plejaden und Thierkreis" geboten hat, wendet sich in seinem neuesten Werke wieder dem Forschungskreise zu, aus dem seine erste größere wissenschaftliche Veröffentlichung hervorging: „Die Einheit der Religionen im Zusammenhang mit den Völkerwanderungen der Urzeit und der Geheimlehre." Der Umkreis der Erscheinungen, auf die er seine gelehrten Untersuchungen richtet, ist indessen erweitert, und an vielen Punkten konnte er, gestützt auf neuere geschichtliche und philosophische Ergebnisse sowie auf Inschriftenfunde der jüngsten Tage, frühere Vermuthungen zur Wahrscheinlichkeit, Wahrscheinlichkeiten zur Gewißheit erheben. Wie weit die letztere geht, wie viel als gesicherte Thatsache anzusehen, wird nicht so leicht zu bestimmen sein und der Verfasser bei mancher Aufstellung, die ihm zweifellos erscheint, auf Widerspruch gefaßt sein müssen. Die noch wenig gebahnten Pfade, welche die vergleichende Religionswissenschaft zu betreten hat, gehören zu den dunkelsten und dornigsten. Immerhin bleibt es Gewinn, wenn neue, eigenartige Ansichten so besonnen und vorsichtig, so klar und so bescheiden vorgetragen werden, wie hier geschieht.

Es kann nicht unsere Absicht sein, gegenüber dem ersten Bande, der bisher allein vorliegt, über das Gebotene ein abschließendes Urtheil abzugeben. Das behalten wir uns vor, bis wir von dem zweiten, dem Schlußbande, haben Einsicht nehmen können. Aber in der Ueberzeugung, daß wir es mit einem sehr beachtenswerthen, in einigen, namentlich chronologischen Fragen Entscheidung bringenden Werke zu thun haben, möchten wir den Lesern dieser Blätter einen Einblick gewähren in die Fragen, welche der Verfasser bespricht, wie in die Ergebnisse, zu welchen er gelangt, und glauben dies am besten thun zu können, wenn wir die am Schlusse der behandelten funfzehn Kapitel zusammengefaßten Resultate kurz wiedergeben.

Die Erzählung der Genesis von „Eden" (Kap. 1) ist, wahrscheinlich absichtlich, von dem Quellgebiete des Indus, Oxus, Jaxartes und Tarim, der arischen Heimat, nach dem Quellgebiete des Euphrat und Tigris verlegt worden.

„Die Schlange in Eden" (Kap. 2) ist ein Symbol des schwarzköpfigen Adam, des Schlangenmenschen, das auf eine unerlaubte eheliche Verbindung zwischen Personen niederer, dunkler Rasse mit Gliedern der weißen, arischen Rasse und das Eindringen jener in das Paradies der Arier hinweist. „Der Baum des Lebens und der Erkenntniß" des Guten und Bösen (Kap. 3) war für Adam Eva selbst. Der schwarze und gottlose Mensch, der Adam vorbiblischer Ueberlieferung, hatte die arische Lehre vom Heiligen Geiste nicht erkannt, hatte nicht gewußt, bis Eva es ihm offenbart, daß der Gott des Lichts, „der Vater des guten Geistes", welcher dem Menschen innewohnt, der Schöpfer der sittlichen Natur des Menschen ist, daß Gott in geistiger Gemeinschaft ist mit denen, welche „durch den innewohnenden Geist geleitet werden", wie das die Anschauung der alteranischen Ueberlieferung sich vorstellt. Und nur im Sinne dieser orientalischen Ueberlieferung konnte Paulus sagen: „Adam ward nicht verführt", nämlich durch die Schlange, weil er selber die Schlange war; „das Weib aber ward verführt und hat die Uebertretung begangen." Eva ist Sinnbild des Lebensbaumes und zugleich Vertreterin einer höhern, der arischen Cultur, vor allem der Ueberlieferung

von der geistigen Kraft im Menschen, welche durch die Erkenntniß des Guten und Bösen den sittlichen Fortschritt ermöglicht.

Durch die im vierten und fünften Kapitel der Genesis aufgezeichneten Geschlechtsregister (Kap. 4) ist eine Unterscheidung geheimnißvoll angedeutet zwischen einer ober- und einer unterkastigen Menschenrasse. In Enos begegnet uns ein Isch, ein Weißer, der Repräsentant einer höhern Rasse, im Gegensatze von Adam, dem Schwarzkopf, welcher auf Keilinschriften Mesopotamiens weißen Menschen gegenübergestellt wird. Bei den Israeliten haben nämlich zwei Ueberlieferungen über die früheste Menschheitsgeschichte Eingang gefunden, die zur Zeit Esras oder schon früher verschmolzen wurden. Die eine, polytheistische, die indische, stellt Elohim an die Spitze der Reihe, die andere, die eranische, Seth, den einen Gott; denn Seth ist der Name des durch Feuer versinnbildlichten Gottes der Eranier. In den sieben Geschlechtern aber beider Genesiskapitel wird die heilige Siebenzahl dargestellt, welche astronomische Bedeutung hat, und der Zweck des Erzählers ist, durch Verschmelzung der beiden Ueberlieferungen den Zusammenhang der Hebräer mit dem Orient unmöglich erscheinen zu lassen. Darum sind ursprüngliche Colonialverbindungen, die auf Niederlassungen bei der einstigen Wanderung der weißen und der schwarzen Rasse vom Hindukusch nach Westen, nach Mesopotamien, hinweisen, als Familienverbindungen angeführt.

Die Folge des Zusammentreffens dieser beiden Rassen im Lande des Euphrat und Tigris, wo japhetische Eroberer, die Medochaldäer, die hamitischen Ureinwohner und Erbauer Babylons unterjochten, ungefähr vier Jahrhunderte vor der Geburt Abraham's daselbst, war die aus einer Verschmelzung hervorgehende Mischrasse der „Semiten" (Kap. 5). Die Völkertafel der Genesis ist keine ethnographische Mythe. Die Namen der drei Söhne Noah's beziehen sich auf drei verschiedene Hautfarben der Menschheit; Japhet, der aus Baktrien stammende weiße arische Erobererstamm, wohnte in den Hütten Sem's, den Niederlassungen der gemischten Volksstämme, und Kanaan, der unterjochte hamitische Urbewohner Sinears, dessen Ahnherren aus Indien nach Westen gezogen, war sein Knecht. Babylonische Cultur bestand Jahrtausende vor der chaldäischen Einwanderung ohne fremde Beeinflussung, und der Mittelpunkt dieser Cultur war Eridu am Persischen Meerbusen, mindestens 2000 Jahre vor dem Geburtsjahre Sem's, zu einer Zeit, wo nach biblischer Rechnung die Welt noch nicht erschaffen war.

Für die „Frühesten astronomischen Beobachtungen" (Kap. 6) ergibt sich dem Verfasser, daß der den Chinesen, Indern und Arabern bekannte Mondthierkreis der chaldäischen Auffindung des Sonnenthierkreises voranging. Die Berechnung der Aequinoctialperioden von genau 72 Sonnenjahren und des daraus entwickelten Cyklus von 25827 Jahren setzt eine astronomische Kenntniß voraus, welche die genannten Völker vor Abraham's Zeit befähigte, Mond- und Sonnenfinsternisse auf Tag und Stunde zu berechnen.

Die Symbolik der Cherube — von den Namen der „Cherubim und Seraphim" (Kap. 7) weist jener auf Assyrien, dieser auf Aegypten — an den Enden des Deckels der Bundeslade, welcher den Aequator versinnlichte, bezog sich auf die Sonnenwenden und Nachtgleichen. Die zwölf Cherubsflügel bildeten einen Kreis um die Bundeslade, welcher die Sonnenbahn mit den zwölf Zeichen des Thierkreises darstellte; die Stellung der beiden Cherube bezeichnete die Morgen- und Abendsonne; die Punkte, wo die Cherubsflügel zusammentrafen, wiesen auf die Mittags- und Mitternachtssonne, wie denn auch die zwei Reihen von je sechs Schaubroten im Tempel die auf die Zeichen des Thierkreises hinweisenden zwölf Monate bedeuten.

Auf die „Flutlegenden" (Kap. 8) beziehen sich ursprünglich nur arische Ueberlieferungen, welche eine in der tertiären Epoche stattgefundene Ueberschwemmung der aralkaspischen Senke und des westsibirischen Tieflandes wie anderer Länder bezeugen. Da die Zeitangabe der Genesis über die Lebensjahre der zehn Erzväter von Adam bis Noah als aufeinanderfolgende geschichtliche Perioden zu betrachten sind, die Totalsumme der unverkürzten Lebensalter mit 8225 Jahren aber zurückweist auf 10585 v. Chr., so ist es nicht unmöglich, daß die centralasiatische Ueberschwemmung, von Menschen erlebt, der Ausgangspunkt sämmtlicher Flutsagen gewesen ist.

Der die „Früheste Astrologie" behandelnde Abschnitt (Kap. 9) sucht wahrscheinlich zu machen, daß dieselbe ihren Ursprung hatte in dem Bestreben der Priester, die Ausübung der Weissagung zu leiten, nachdem die Fähigkeit, Blicke in die Zukunft zu thun, auch ungebildeten Menschen zuerkannt war.

Die Bibel ist die Aufzeichnung mündlicher „Ueberlieferungen", deren Sichtung, Entwickelung und Anwendung (Kap. 10). Das aus überirdischer, obwol nicht übernatürlicher Quelle stammende prophetische Element in Israel erhob sich über die Fesseln heiliger Schriften, sowie kirchlicher und staatlicher Institutionen und erreichte seinen Höhepunkt in dem Messias und seinem Gottesreiche.

In den Erzählungen über die „Erzväter" (Kap. 11) sind geschichtliche Stammesüberlieferungen in mehr oder weniger ungeschichtliche Familienerzählungen verwandelt, welche die Erinnerung an den Rassendualismus und die althebräische Kasteneinrichtung, auf die sich jene bezogen, soweit als möglich zurückdrängen, ohne sie ganz zu verwischen. Wie bei den mythischen Erzvätern von Adam bis Noah, so auch bei den ungeschichtlichen zwölf Söhnen Jakob's als Ahnherren der zwölf Stämme bildet Astronomie und Astrologie die Grundlage der Ueberlieferung.

Die 400 Jahre der Knechtschaft „Israels in Aegypten" und die 430 Jahre seines Aufenthalts daselbst (Kap. 12), diese crux der Bibelausleger, sind nicht von Jakob's, sondern von Abraham's Einkehr an in jenes Land zu rechnen. Durch eine klar nachweisbare Uebereinstimmung der

biblischen und der ägyptischen Zeitrechnung — eine Steininschrift zu Elkab, dem alten Eilethyia, aus dem Anfang der 18. Dynastie, bezeugt die Vertreibung der Hyksos aus dem Nillande im Jahre 5 des Ahmes — läßt sich als das Jahr des Auszugs 1593 v. Chr. zweifellos festsetzen. Ahmes war der König der Bedrückung, Amenophis I. der Pharao des Auszuges unter Moses.

„Der Fremde in den Thoren Israels" (Kap. 13) war ursprünglich der aus Indien stammende Hamite, der gegenüber dem nicht semitischen, sondern medochaldäischen Urhebräer eine niedere Kaste bildete. Nachdem dann aber während des Aufenthalts in Aegypten der Name Hebräer auf die hamitischen Stämme der Israeliten übergegangen war, bildete die Minderheit der ursprünglich japhetischen Hebräer die Fremden, und aus dem Rassendualismus in Israel ging ein doppeltes Hohepriesterthum hervor, indem die Linie Ithamar das Priesterthum der sogenannten Fremden in Israel, in Wirklichkeit das der Urhebräer darstellte, die nach Eleasar genannte Linie dagegen mit hamitisch-ägyptisch-indischer Ueberlieferung in Verbindung stand. Beiden Linien, deren Nebenbuhlerschaft sich durch die ganze Geschichte Israels vom Auszug aus Aegypten bis zu dem aus Babylon verfolgen läßt, war den Schriften zufolge ein immerwährendes Priesterthum verheißen. Der 110. Psalm bezieht sich auf das Priesterthum der Rechabiter oder Fremden in Israel, auf das Priesterthum nach der Ordnung Melchisedek's, das Priesterthum der Eranier.

„Das Zelt der Zusammenkunft und der Tempel" (Kap. 14) verbinden in ihrer Sonnensymbolik die zum Theil aus dem Orient stammenden astronomischen und astrologischen Kenntnisse der Aegypter und Chaldäer mit der hebräischen Gottesidee. Dieselbe Sonnensymbolik des Allerheiligsten, welche bei Aegyptern und Babyloniern vor der Zeit Abraham's zu drei Benennungen des einen durch die Sonne versinnbildlichten Gottes führte, ist, wie der Verfasser glaubhaft machen möchte, der Ursprung der christlichen Dreieinigkeitslehre.

Der letzte Hauptabschnitt (Kap. 15) über „Geheime Ueberlieferungen in Israel" sucht den Nachweis zu erbringen, daß die anerkannte Ueberlieferung der Hebräer die über die Lehre von der Gegenwart des Heiligen Geistes in der Menschheit zoroastrisch denkende Massora, die Ueberlieferung der jüdischen Andersgläubigen, der Essener, die Merkaba gewesen sei, die, der indisch-buddhistischen Anschauung folgend, lehrte, daß der Heilige Geist nicht der Menschheit eingeboren sei, sondern nur von Zeit zu Zeit herniedergebracht werde durch einen menschgewordenen Engel. Die Verbreitung dieser buddhistischen Lehre unter griechisch redenden Juden erfolgte in Aegypten, Syrien und andern westlichen Ländern seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. durch seit dieser Zeit nachweislich hier ansässige Buddhisten. Ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen diesen und den Essenern ist wahrscheinlich. Auch Philo von Alexandrien, der vermuthliche Verfasser des Buches der Weisheit, stand mit den buddhistischen Therapeuten in Verbindung, und durch Philo's besondere Lehren finden ihre Erklärung gewisse wesentliche Abänderungen des Textes der Septuaginta, in welcher eine geheimnißvolle Hinweisung auf das Todesjahr Buddha's nachzuweisen ist. Johannes der Täufer war ein Essener und als solcher ein Verkündiger der buddhistischen Lehre vom Engel-Messias, die nicht erst durch den von Hippolytus genannten essenischen Propheten Elkesai gegen Ende des apostolischen Zeitalters, sondern schon wenige Jahre nach der Kreuzigung Jesu auf diesen übertragen wurde.

Den Beweis für diese letzte Aufstellung, mit welcher diese knappe Uebersicht schließt, soll der zu erwartende zweite Band bringen, der sonach der neutestamentlichen, christlichen Zeit sich zuwendet.

Sind die Untersuchungen des besprochenen Werks, schon soweit es vorliegt, stofflich fast überwältigend reich, überraschende Ausblicke eröffnend in die Geschichte, Archäologie, Mythologie, die Sprach- und Völkerkunde, die religiösen Ueberlieferungen und die biblischen Aufzeichnungen der vorchristlichen Zeit, flüssig gemacht durch zum Theil eigenartige und geschickt vertheidigte Ansichten, nach nicht wenigen Seiten hin neue, selbständige Wege einschlagend, dabei sich stützend auf umfassende, bis auf die neuesten Funde sich erstreckende Forschung, so sehen wir dem noch ausstehenden Schlußbande mit um so größerer Theilnahme entgegen, als der Verfasser, fern von hochmüthigem Absprechen, seine Ergebnisse mit der Selbstbescheidung eines Gelehrten vorträgt, der sich dessen wohl bewußt ist, daß wissenschaftliche Gewißheit nur im Widerstreite der Meinungen und Kräfte gewonnen wird, daß auch gewagte Behauptungen und voreilige Schlüsse in der gemeinsamen Arbeit aller Berufenen auf ihr rechtes Maß zurückgeführt werden.

Der Stil des Werks, um auch das noch zu erwähnen, läßt an manchen Stellen durchblicken, daß dem Verfasser die englische Sprache geläufiger ist als die deutsche, die er wiederholt recht unbeholfen handhabt.

2. Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation. Nach den Quellen dargestellt von Ludwig Keller. Leipzig, Hirzel. 1888. Gr. 8. 7 M.

Der seit anderthalb Jahrzehnten auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte unermüdlich thätige Quellenforscher, der uns das Ergebniß seiner Studien bereits in verschiedenen Schriften („Ein Apostel der Wiedertäufer", „Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein", „Die Reformation und die ältern Reformparteien", „Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen", „Zur Geschichte der altevangelischen Gemeinden") vorgelegt hat, versucht in seinem neuesten Buche den Nachweis zu liefern, daß Johann von Staupitz, den Luther seinen geistlichen Vater nannte, den von dem Verfasser altevangelisch genannten Gemeinden und Gruppen nahegestanden, ja sich bis an sein Ende, auch nachdem er sich von Luther abgewandt und den Stab eines Abtes

des Petersstiftes in Salzburg angenommen hatte, als deren Haupt betrachtet und als solches in jenen Kreisen Anerkennung gefunden hat. Darf dieser Nachweis als erbracht angesehen werden, so ist es andererseits auch Keller gelungen, ein bisher noch wenig gelichtetes Gebiet der deutschen Reformationsgeschichte zu erhellen, wir meinen den Zustand und die Thätigkeit derjenigen evangelisch gearteten Gemeinschaften, die sich von Wittenberg, Zürich und Genf fernhielten und, an die Ueberlieferung der Waldenser und der ihnen verwandten Böhmischen Brüder anknüpfend, erst durch die Feindseligkeit der großen Kirchen, der römischen wie der protestantischen, entweder dem Untergang entgegengeführt oder in das trübe Wesen eines sektirerischen Treibens hineingestoßen wurden. Zu den bis hierzu unaufgeklärten Verhältnissen, die erst in dieser Beleuchtung ihr rechtes Licht empfangen, rechnen wir besonders den merkwürdigen Verlauf, den die Reformationsbewegung in Nürnberg nahm, und die Stellung zu Wittenberg, für welche sich Albrecht von Brandenburg entschied. Hier wie dort gedachte man eben auf der Linie der altevangelischen Gemeinden stehen zu bleiben und glaubte sich von diesem Standpunkte aus im Recht, wenn man sich gegen gewisse weitergehende Schritte des wittenberger Reformators ablehnend verhielt. Es ist auch keine Frage, daß den Waldensern, Hussiten, Böhmischen Brüdern, den Wiedertäufern, Rosenkreuzern und wie die Sekten mehr hießen, in der Hitze des Streites vieles zur Last gelegt wurde, was ihnen fremd war und blieb. Nur will es uns allerdings scheinen, als ob Keller in dem berechtigten Streben, Wind und Sonne zwischen den Gegnern gleich zu vertheilen, zu Gunsten seiner Schmerzenskinder hin und wieder zu weit ginge, gerade wol in der Absicht, ganz objectiv zu urtheilen, bei den Wittenbergern zu viel Schatten, bei deren Widersachern zu viel Licht fände. Bei seinem durch Döllinger beeinflußten Urtheil über Luther's Rechtfertigungslehre ist das ganz entschieden der Fall, oder wäre es gerecht, auf Grund der Anfechtungen, die Luther erwiesenermaßen dann, wenn er durch körperliche Zustände geängstigt wurde, bis zu seinem Tod um sein Heil bange bleiben ließen, zu behaupten, daß der Kern und Stern seines Glaubens, die Seligkeit sola fide, ihm das, was er davon erwartet, die Gewißheit des Heilsstandes, doch nicht gewährt, im Grunde seines reformatorischen Strebens ihn also im Stich gelassen hätte? Hiergegen, sowie gegen die Unterstellung, als ob bei den evangelischen Gegnern Luther's sich eine reinere, bis auf die Apostel zurückreichende Ueberlieferung erhalten hätte, wofür vergeblich die „Lehre der Apostel" angerufen wird, kann eine besonnene Geschichtschreibung nur entschiedenen Einspruch erheben.

3. Die sociale Bedeutung der evangelischen Kirche in der Gegenwart. Von Guido Wächter. Zwei Bände. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1888. 8. 7 M. 60 Pf.

Wenn mit dem Verfasser außer Zweifel steht, daß die sociale Frage die nächste Zukunft beherrschen wird, und wer gleich ihm es als einen empfindlichen, ja verhängnißvollen Mangel erkannt hat, daß die evangelische Kirche, welcher bei der Lösung jener Aufgabe sicher ein hervorragender Antheil gebührt, in der wissenschaftlichen Behandlung des socialen Räthsels bisher kaum mehr als eine flüchtige Beachtung gefunden hat, der wird ihm für den Versuch, diesem Mangel abzuhelfen und die socialen Aufgaben der evangelischen Kirche im Zusammenhange wissenschaftlich darzustellen, vollen Dank wissen.

Nachdem in einem einleitenden ersten Theile die zu behandelnde Frage innerhalb der evangelischen Kirche selbst geprüft ist, wendet sich der folgende zweite der unmittelbaren Thätigkeit zu, wie dieselbe durch das geordnete Amt und die innere Mission geübt wird, während der letzte dritte Theil die Stellung der evangelischen Kirche zu den übrigen Culturmächten, zu Familie, Schule, Berufsgemeinschaft, Staat und den freieren Bildungen des Culturlebens, wie Vereinen, Geselligkeit, Volksfesten, Wissenschaft und Kunst, zu bestimmen sucht. Bei diesem Aufrisse, für welchen der Plan, den Martensen in dem zweiten Band seiner „Christlichen Ethik" befolgt, als Muster diente, war die Möglichkeit geboten, den reichen Stoff lichtvoll zu ordnen und allen Fragen, die zu untersuchen waren, ihr unverkürztes Recht zutheil werden zu lassen. Wir finden daher, sehr zum Vortheil für das Ganze, auch solche Punkte eingehend berücksichtigt, die mit der socialen Aufgabe der Kirche nur in einem entfernten, aber doch nothwendigen Zusammenhange stehen, z. B. die gegenwärtige Verfassung der Kirche, das äußere Arbeitsverhältniß des Geistlichen, die äußere Begrenzung seines Arbeitsfeldes, die Finanzwirthschaft der Kirche, die gesellschaftliche Stellung und politische Thätigkeit des Geistlichen, und wiederum die Predigt, die Seelsorge, die kirchliche Sitte, die Kirchenzucht, der Sonntag, die kirchlichen Feste, die Armenpflege. Denn es ist klar, soll die evangelische Kirche ihres Berufs heilsam und erfolgreich warten, so müssen zuvor ihre besonderen Angelegenheiten innerhalb der eigenen vier Wände gerecht und gesund geordnet sein.

Für die Lösung seiner Aufgabe bringt der Verfasser eine reiche Erfahrung, geschichtliche Einsicht, offenen Blick, gereiftes Urtheil, sittliches Feingefühl und kirchlichen Sinn mit, Eigenschaften, die seinem Werke wohl zu statten kommen, die ihn aber auch nöthigen, wiederholt und immer wieder mit der Gedankenlosigkeit und Narrheit unserer modernen Weltverbesserer und Humanitätsapostel auf und unter dem Katheder unerbittlich ins Gericht zu gehen. Was er über die Werkseligkeit jener zahllosen „vergnügten Wohlthäter", über die Gespreiztheit der heutigen „Vereinsmeier", den humanitären Dusel unserer Volksbildungsschwärmer, die geflissentliche Züchtung der Socialdemokratie durch maßlos übertriebenes, sentimentales Entgegenkommen in Sachen des Vergnügens, der Veranstaltung von Bescherungen und Volksfesten, endlich über die einseitige Begünstigung der Schule neben einer unverantwortlichen Gleichgültigkeit gegen den Bau und die genügende Ausstattung von Kirchen

sagt, sind goldene Worte, die ernste Beherzigung verdienen und bei den Einsichtigen auch finden werden. Ob zu diesen freilich unsere Herren Schul- und Stadträthe zu rechnen sein werden — wir wollen es hoffen.

Der Ton der gebotenen Ausführungen ist frisch und lebhaft, manchmal vielleicht etwas zu stark im Stile des Feuilletons gehalten. Dem „geneigten Leser" möchte man gern seltener begegnen, und störend sind gewisse Flüchtigkeiten, wie Karl Voigt st. Vogt, Ibson st. Ibsen u. a.

Carl Sallmann.

Erzählungsliteratur.

1. Zwischen Wald und Stadt. Geschichten und Skizzen von August Trinius. Minden, Bruns. 1889. 8. 3 M.

Dieses Buch zeichnet sich durch die nicht häufige Eigenschaft der Liebenswürdigkeit aus. Anspruchslos und gefällig, werden die kleinen Bilder, welche der Verfasser aus dem Leben der höhern und niedern Stände entwirft, nach keiner Richtung hin Anstoß erregen. Den Ereignissen und menschlichen Eigenschaften weiß er ihre komischen Anhängsel abzugewinnen, die fast immer und überall vorhanden sind; denn nicht allein hinter dem Alltäglichen, sondern auch hinter den großen tragischen Sachen pflegt Hanswurst einherzuschreiten und lustig mit seinen Schellen zu klirren. Ist des Trinius Humor auch nicht jener tiefe, der inwendig weint, während er nach außen ein lachendes Gesicht schneidet, so ist er doch wahr und stark genug, um ergötzlich zu wirken, und damit hat er seine Schuldigkeit gethan.

2. Weshalb? Neue Novellen von Adalbert Meinhardt. Braunschweig, Westermann. 1889. 8. 3 M. 60 Pf.

„Weshalb", die erste der drei in diesem Buche enthaltenen Novellen, beruht zwar auf richtigen psychologischen Voraussetzungen, ist aber in deren Weiterführung und Folgen zu wenig begründet, um als Kunstwerk gelten zu können. Zwei junge, wackere Menschen lieben sich warm und innig. Ihr Glück ist so voll und groß, daß es ansteckend wirkt und man glücklich ist mit ihnen. Man hat das wohlthätige Gefühl der Sicherheit, daß es nichts auf der Welt gibt, was sich trennend zwischen diese Liebe zu stellen vermöchte. Da taucht ein halbwüchsiger Bursche auf, ein musikalisches Genie. Arm wie er ist, findet er Aufnahme in dem Hause des Mädchens. Dieses versteht und treibt Musik, während der Bräutigam, ein tüchtiger Arzt, keinen Sinn dafür hat. Eines Abends nun geschieht es, daß die Braut, was sie ihrem Geliebten zu Gefallen lange nicht mehr gethan, einige von dem Musiker componirte Lieder singt, wozu er sie auf dem Piano begleitet. Sie gehen ihr tief zu Herzen, sie berücken sie. Am andern Morgen erhält der Bräutigam einen Scheidebrief von ihr. Der Musiker verschwindet plötzlich, der Arzt wird ein Hagestolz. „Weshalb" — so nennt der Verfasser seine Novelle —, weshalb hat sie das gethan, so fragt nach Jahren der ergraute Arzt; weshalb, so fragen auch wir. Was Adalbert Meinhardt erzählt, und gut erzählt, ist möglich, kann geschehen, aber die tiefere Begründung des Geschehens läßt er vermissen. Der Leser wird überrascht, doch nicht überzeugt. Das ist ja eben der Unterschied zwischen dem Leben und der Dichtung, welche das Leben behandelt, daß das erstere Ereignisse geschehen läßt, Schicksale schafft, ohne über Grund und Zweck aufzuklären, während der Dichter diese Lücke ausfüllt, nicht allein Ereignisse als nackte und brutale Thatsachen hinstellt, sondern vorbereitet, entwickelt, begründet. Dadurch erhebt er sich, wie naturwirklich er auch gestalten mag, über Natur und Leben, dadurch wird er zum Künstler, dadurch bringt er ein Idealmoment in sein Werk, von dem die Wirklichkeit selbst nichts weiß. Die Handlung spielt in Wien. Nicht allein die Oertlichkeit ist in mancher Einzelheit erkennbar, sondern, was wichtiger ist, das Wienerthum in seinen edlern Erscheinungen ist an dem Helden der Geschichte mit Glück und Geschick vorbildlich dargestellt. Das nachlässige Sichgehenlassen, die behagliche Sorglosigkeit, die Genußfreudigkeit, der Leichtsinn, die Lockerheit in der Erfüllung der Pflichten, alle jene guten und schlimmen Charakterzüge, welche dem Wiener von alters her eigenthümlich sind, werden an dem Arzte glaubwürdig und natürlich veranschaulicht. Hierin hat der Verfasser besser ins Schwarze getroffen, als mancher sogenannte Specialist des Wienerischen, der glaubt, die wiener Mundart genüge zur Darstellung des Wienerthums.

Das zweite Stück der Sammlung, „Im Nonnengarten", ist keine Novelle. In loser Aufeinanderfolge werden Stimmungsbilder entworfen, menschliche Schicksale skizzenhaft erzählt, die an den Nonnengarten sich knüpfen, eine von zahlreichen Familien bewohnte Anlage. Man glaubt, in einen Guckkasten zu sehen.

Die letzte Novelle, „Eine Studienreise", ist die gelungenste. Abgefaßt in Briefen, welche ein Studirens halber in Venedig weilender junger Mann an seine Schwester in Deutschland schreibt, schildert sie anregende Abenteuer und Erlebnisse eben dieses jungen Mannes. Phantasievoll, kurzweilig und lebendig liest sich das Ding wie ein Capriccio, dort und da leise an unsern genialen E. T. A. Hoffmann gemahnend. Eine Zuthat des Geheimnißvollen erhöht den Reiz. Der Schauplatz ist geschickt gewählt; denn jeder, der nur einmal der alten Sphinx Venedig ins räthselhafte Angesicht geschaut hat, weiß, daß diese einzige Stadt zu dem Geheimnißvollen und Seltsamen taugt wie keine andere. Ansehen und Leben ist sparsam, aber gut angedeutet. Die Briefe sind gottlob keine Bädeker-

Briefe, sondern Eigenthum des Verfassers. Mit dem Spross einer alten Adelsfamilie wird ein typischer Vertreter jener sonderbaren Käuze von italienischen Nobili gezeichnet, für welche, wie zu Grunde gerichtet sie auch sind, es keine andere Pflicht und Aufgabe in der Welt gibt als die Wahrung des äußern Anstandes. Es leben in Italien Adelige, deren Behausung in einem einzigen Empfangssaale besteht, mit altvornehmer, wenn auch zerschlissener Pracht eingerichtet. Hier sehen sie ihre Standesgenossen. Bei nachtschlafender Weile werden die Matrazzen herumgelegt. Die Damen haben ein Prunkkleid, aber keine Leibwäsche. Standesgemäß zu scheinen — armer, rührender, einfältiger Lebenszweck!

3. Dox. Humoristisches Ehebild von Paul Kirsten. Dresden, Pierson. 1889. 8. 5 M.

Es ist ungeziemend, sein Werk selbst humoristisch zu nennen. Der Humor gehört zu den spärlichen Resten des Paradieses, er ist etwas Göttliches auf der ungöttlichen Erde. In Literatur und Kunst ist er eine ästhetische Eigenschaft. Zu entscheiden, ob er vorhanden, ist Sache des Beurtheilers. Sich selbst die Fähigkeit, humoristisch zu sein, beilegen, heißt sich selbst loben. Es ist so, als nennte einer seine Erzählung schön oder genial. In dem humoristischen Ehebilde „Dox" ist von Humor wenig zu verspüren. Der Verfasser schildert eine alberne Frauensperson, welche jeden Augenblick einem andern Schwindler zum Opfer fällt. Man ärgert sich über die Dummheit der Heldin Dox, lacht aber darüber nicht; sie ist zu geschmacklos, zu wenig fesselnd und zu unglaubwürdig. Darum lohnt ein näheres Eingehen auf das Buch nicht die Mühe.

4. Die Gisellis. Ein Culturbild aus der Gegenwart von Gerhard von Amyntor. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 8 M.

Das Ziel dieses Romans — Culturbild ist nicht die richtige Bezeichnung — ist überaus lobenswerth. Es richtet sich gegen den modernen Materialismus in der Lebensführung, gegen das Homunkelthum, wie die treffende, seit Hamerling's „Homunculus" bekannte Bezeichnung lautet, gegen das schwindelhafte Streber- und Gründerthum, welches, jede Moral, jedes edlere Gefühl verachtend, kein anderes Sorgen hat, als in möglichst kürzester Zeit Millionen zu erbeuten, um, mächtig und angesehen, im Lotterbette den gemeinsten Lüsten zu fröhnen. An einer tragischen Familiengeschichte zeigt der fleißige und begabte Verfasser die vernichtenden Folgen eines solchen Strebens und Lebens. Der Roman ist spannend geschrieben, aber die Erfindung ist zu gewöhnlich; die Menschen und Schicksale sind zu verbraucht, als daß er eine tiefere Wirkung, ein nachhaltiges Interesse auszuüben vermöchte. Auch mit der psychologischen Wahrhaftigkeit nimmt es Gerhard von Amyntor nicht allzu genau. Der Grundpfeiler der Handlung, um den sich allerhand Ranken schlingen, sieht etwa folgendermaßen aus. Herr von Giselli, eigentlich Gisel, ist ein Börsen- und Millionenmann in Berlin. Geld weiß er aus der Erde zu stampfen und sich damit Titel und Würden zu erkaufen. Von den Anständigen der vornehmen Gesellschaft gemieden, ist sein Salon der Sammelplatz von Abenteurern und Gaunern der sogenannten obern Zehntausend. Der Millionär ist ein sehr einsamer Mann; für ihn gibt es keine Liebe, keine Freundschaft. Sein Weib verachtet ihn, mit seinen beiden Söhnen hat er kein Glück. Der eine wird ermordet, der jüngere, Karl, der Held der Begebenheiten, hat ein noch schrecklicheres Geschick. Die Darstellung desselben ist der kranke Kern des Romans. Von einem Zuchthauscandidaten in ein komödienhaftes Duell gehetzt, verschreibt Karl diesem mehrere tausend Mark, weil er die Pistolen mit falschen Kugeln geladen. Vom Vater knapp gehalten, kann Karl an dem anberaumten Zeitpunkte die Summe nicht bezahlen. Durch die immer hinzugerechneten Zinsen schwillt der Betrag auf eine Höhe von 30000 Mark. In seiner Bedrängniß fälscht Karl auf einem Chec die väterliche Unterschrift und erhebt das Geld bei dem alten, ehrlichen Kassirer des Bankhauses Giselli. Er bezahlt jenen Elenden und söhnt sich überdies mit dem Vater, zu dem er nie ein inniges Verhältniß gehabt, aus, d. h. Giselli schenkt ihm eine große Summe zur Deckung seiner vielen andern Schulden. In der Furcht entdeckt zu werden, will Karl nun auch den gefälschten Chec wieder haben. Als der Kassirer das Bankhaus verläßt, gesellt sich Karl auf der Straße zu ihm und fordert die Herausgabe. Der alte Mann verweigert sie. In seiner Angst bekennt Karl seine That. Der Kassirer bleibt hartnäckig bei seiner Weigerung. Sie stehen auf einer Brücke. Karl gibt dem Pflichtgetreuen einen Stoß, er fällt über das Geländer, bleibt aber unten irgendwo hängen. Karl schleicht nach und wirft sein Opfer vollends ins Wasser. — Karl ist zwar ein leichtlebiger junger Herr, doch zu einem Mörder nicht veranlagt. Daß er einer wird, ist eine Willkür des Verfassers, ist nicht begründet, unkünstlerisch und darum abstoßend. Das Geschick bricht über das unselige Haus Giselli vernichtend herein. Die Leiche des Kassirers wird gefunden und in der berliner Morgue ausgestellt. Karl besucht die Anstalt mit seiner ungeliebten Braut, der Erbin eines amerikanischen Billionärs. Er erkennt den Todten und gesteht seinem Vater, daß er der Mörder. Darauf bringt er sich um. Die Mutter wird über die That wahnsinnig, der Bankier wird zum Greis und endet später ebenfalls als Selbstmörder. Damit der versöhnungsbedürftige Leser nach all den Greueln auch seine Freude habe, gibt es am Schlusse zwei fröhliche Hochzeiten.

Will man die Laster einer Zeit und ihre verderblichen Folgen kennzeichnen, braucht man ohne ästhetische Bedenken vor dem Grauenhaften nicht zurückzuschrecken, darf und soll mit eherner Folgerichtigkeit der Tragik ihren blutigen Lauf lassen; man denke an die Königsdramen, an „Hamlet" von Shakespeare. Künstlerische Darstellung und sittlich-

idealer Endzweck veredeln auch das Schrecklichste. Ist dieses aber unnöthig, unbegründet und unglaubwürdig, so hört es auf, wahr und ästhetisch zu sein. Nur im ersteren Sinne gilt Boileau's tiefes Wort: „le vrai seul est aimable". Möchten sich das manche der modernen, auf ihren Realismus so eingebildeten Realisten merken, die gar nicht wissen, wie unrealistisch sie häufig sind, und möchten sie von ihrem Meister Zola lernen, alles, was geschieht, mit herber Naturnothwendigkeit so geschehen zu lassen, daß es anders gar nicht geschehen kann. — Gerhard von Amyntor stellt an seinem Helden Karl auch die Folterqualen des sich anklagenden und verrathenden Gewissens dar. Hierin hat Dostojewski in seinem schauerlichen Seelengemälde „Raskolnikow" Unsterbliches vollbracht.

5. Das Landhaus am See. Roman von C. von Waldheim. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.

In diesem Romane handelt es sich um nichts anderes als um die Herbeiführung etlicher Ehen. Es gibt deren gleich vier. Kleine, gefahrlose Herzenstäuschungen gehen dem glücklichen Vollzuge voran. Uns bleibt schließlich nichts übrig, als Glück zu wünschen und uns zu freuen, daß der Himmel überall so voller Geigen hängt: denn der Erzählungston ist anheimelnd und das Weiche, Weibliche, Nette in ihm nicht ohne anziehende Wirkung. Wie man in den Wohnungen zur Erhöhung der Behaglichkeit auf Schränken und Tischen allerlei niedlichen Kleinkram auslegt, so mag man auch eine literarische Nippessache einmal zur Hand nehmen, wenn man Besseres just nicht zu thun hat. — Der Verfasser oder — was wahrscheinlicher — die Verfasserin liebt es, um Seelenstimmungen anzudeuten, Ereignisse zu vermitteln, jeden Augenblick Verse anderer Dichter einzustreuen. Das ist nicht löblich und nicht wohlgethan. Wer wird denn in einem fort mit den Gedanken anderer denken, mit den Gefühlen anderer fühlen? Selbst ist der Mann und selbst ist auch die Frau.

6. See- und Strandgeschichten von Holger Drachmann. Aus dem Dänischen übersetzt und eingeleitet von J. C. Poestion. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1888. Gr. 16. 40 Pf.

Aus feiner und scharfer Lebensbeobachtung hervorgegangen, eigenartig, wahr, warm und humorvoll, sind diese kleinen Skizzen und Bilder eine erfreuliche Erscheinung. Sie sind nach Form und Inhalt nach dem Muster der Franzosen realistisch und doch poetisch. Das Fremdartige der Menschen, ihrer Anschauungs- und Gefühlsweise steigert die Wirkung. Wo die Menschen in so engstem Anschlusse an die Natur leben, wie die Bewohner der Küste des Meeres, wo sie mit ihr kämpfen und ringen auf Tod und Leben, und alles hinwiederum, was sie sind und haben, ihr, der Grausamen und Gütigen, zu verdanken haben, dort wird auch der Charakter durch die Natur bestimmt; die schöne Eigenschaft der Ursprünglichkeit bewahren sich solche Menschen, sie sind herb, sicher und tüchtig, phantastisch, einfach und bescheiden. Und mit solchen Menschen zu verkehren, ist eine Freude. Die Uebersetzung der Drachmann'schen Geschichten durch J. C. Poestion, dem berufenen und emsigen Vermittler der nordischen Sprachen und Literaturen, ist vortrefflich.

Fritz Lemmermayer.

Neue Lyrik.

1. Gedichte. Von Paul Heyse. Vierte neu durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Mit einem Bildniß. Berlin, Hertz. 1889. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Gedichte. Von Margaretha Adelmann. Herausgegeben von Karl Schrattenthal. Zweite gesichtete und bedeutend vermehrte Auflage. Dresden, Pierson. 1889. 12. 1 M. 50 Pf.
3. Märzveilchen. Neue Gedichte von Ernst Roeder. Dresden, Pierson. 1889. 16. 2 M.
4. Etwas für dich. Gedichte von Micaël Scolar. Dresden, Pierson. 1889. 12. 2 M. 50 Pf.
5. Liebesweben. Gedichte und Märchen von Max Alfred Ferdinand. Dresden, Pierson. 1889. 8. 2 M.
6. Gedichte. Von Karl August Hückinghaus. Dresden, Pierson. 1889. 12. 1 M.
7. Buch der Gefühle. Gedichte von Karl Michler. Dresden, Pierson. 1889. 12. 1 M.

Ein erfreuliches literarisches Ereigniß ist das Erscheinen der vierten Auflage von Paul Heyse's „Gedichten" (Nr. 1). Paul Heyse's Bedeutung als Lyriker hervorzuheben, wäre heute überflüssig. Wir alle wissen, was wir an ihm besitzen, denn wenn jemals das viel misbrauchte Beiwort „gottbegnadet" für einen Dichter galt, so gilt es für diesen. Heyse ist durch und durch eine Poetennatur; ob er in ungebundener Sprache redet, ob in Versen, immer dringt etwas Klingendes, frohlockend Apollinisches aus dem, was er schafft. Das macht beim echten Dichter das Siegesbewußtsein, alles Irdisch-Gewöhnliche, was sein Blick streift, in eitel Herrlichkeit verwandeln zu können. Es gibt Leute, welche in Heyse nur den Formkünstler erblicken und ihm Mangel an Gemüthstiefe vorwerfen. Das sind wol nur jene, welche sich nie die Mühe genommen haben, sich eingehender mit ihm zu beschäftigen. Wer Lieder wie die folgenden schreiben kann, muß doch noch etwas mehr als blos Meister der Form sein:

Treueste Liebe.

Ein Bruder und eine Schwester,
Nichts Treueres kennt die Welt,
Kein Goldkettlein hält fester
Als eins am andern hält.

Zwei Liebsten so oft sich scheiden,
Denn Untreu geht im Schwang —
Geschwister in Lust und Leiden
Sich halten ihr Lebelang.

So treulich als wie beisammen
Der Mond und die Erde gehn,
Der ewigen Sterne Flammen
Alle Nacht beieinanderstehn.

Die Engel im himmlischen Reigen
Frohlocken dem holden Bund,
Wenn Bruder und Schwester sich neigen
Und küssen sich auf den Mund.

Verwandlung.

Mühlen träg die Flügel drehn,
Ueber die Stoppeln schleicht der Wind.
Dunkle Hütten im Grunde stehn,
Kleine Fenster, trüb und blind.

Sieh, da kommt ein Sonnenschein,
Stiehlt sich durchs Gewölk heran:
Mühlen, Feld und Fensterlein
Fangen flugs zu lachen an.

Liebes Herz, so bist du ganz,
Blöd und blind viel Tag und Nacht,
Bis ein leiser Liebesglanz
Dir die Welt zum Himmel macht.

Das sind Naturlaute, echte, süße, das ist Lyrik. Daß Form und Inhalt bei Heyse die gleiche künstlerische Höhe behaupten, bildet ja das Kennzeichen des wahren Künstlers, der über seinem Stoffe steht. Indeß der eigentliche Zweck dieser Zeilen, die keine Kritik sein wollen, ist eine kurz orientirende Ueberschau des Buchs. Heyse hat dasselbe in mehrere Abschnitte gruppirt. Den ersten bilden die „Jugendlieder", eine Sammlung herrlicher Volkslieder, der die beiden oben angeführten entnommen sind. Dann folgen die „Reiseblätter", in denen eine scherzende Schalkhaftigkeit ihr sonniges Wesen treibt. „Margarethe", „Neues Leben", „Meinen Todten", „Vermischte Gedichte" sind Cyklen von Liedern meist lyrischen Inhalts. „Zwölf Dichterprofile" sind Gedichte an Personen gerichtet, mit denen den Verfasser theils künstlerische Werthschätzung, theils persönliche Freundschaft in ein nahes Verhältniß brachte. Die übrigen Abschnitte können leider nur kurz erwähnt werden. Da finden wir: „Landschaften mit Staffage", „Kunst und Künstler", „Italienisches Skizzenbuch". Im letztern feiert Heyse Italien, das er wie sonst nur wenige aus eigener Anschauung kennt. Aus „Bilder und Geschichten" sei nur das wundersame Poem „Die Mänade" hervorgehoben. Den Schluß des Buchs bilden „Sprüche" und „Zwiegespräche". Die erstern enthalten in knapper Form tiefsinnige Gedanken über viele Lebenserscheinungen, witzsprühende Bemerkungen über Irdisches und Metaphysisches. Freunde wirklicher Poesie, welchen Heyse's Gedichte noch nicht bekannt sein sollten, werden dieselben jedenfalls aus eigener Anschauung kennen lernen wollen und ihnen gerne einen Platz einräumen unter den Schöpfungen edelster Lyrik.

Karl Schrattenthal hat eine Pflicht der Pietät geübt, indem er die „Gedichte" Margaretha Adelmann's (Nr. 2) herausgab. Die Dichterin, deren Begabung größer als ihr Erfolg ist, verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden. Schrattenthal führt in seinem Vorworte zu dem Büchlein auch einen Ausspruch Alexander Jung's an, der Margaretha Adelmann als ebenbürtig der Dichterin Annette Droste-Hülshoff preist. Das klingt nun wol übertrieben. Sie verfügt über ein anmuthiges lyrisches Talent, das sich in reiner Form auszudrücken versteht. Den poetischen Schwung, die mannhafte Gedankenkraft, vor allem das Gestaltungsvermögen der Droste besitzt sie nicht. Sie gehört zu den Naturen, die aufgesucht sein wollen. Hat man sie entdeckt, so wirken sie anziehend durch die Lauterkeit, die Innigkeit ihrer Empfindungen. Vor allem rührt bei der Verfasserin das heiße Ringen, den Regungen der Poesie, die sie in sich zu verspüren meint, Ausdruck zu verleihen. Margaretha Adelmann wird, ohne ein hervorragendes Talent zu sein, durch ihre fein schattirte Stimmungspoesie, durch die weiche Melancholie, die auf ihren Versen ruht, sich Freunde, namentlich unter den Frauen erwerben.

Eine gewisse Familienähnlichkeit mit den eben besprochenen Gedichten besitzen Ernst Roeder's „Märzveilchen" (Nr. 3). Auch hier eine ganz annehmbare lyrische Begabung und Gewandtheit im Ausdrucke. Hie und da stört ein falsches Bild, z. B. auf S. 30, wo die Nacht „milden Schrittes herabschwebt". Hie und da möchte man dem Verfasser etwas mehr Eigenart wünschen; z.B. auf S. 4:

Auf des Lebens weitem Meere
Fährt der Mensch in leichtem Kahn,
Und gar mancherlei Gefahren
Drohen immer sich zu nahn.

Viele unsichtbaren Klippen
Drohen und manch tiefer Schlund —
Mancher kommt wol in den Hafen,
Doch auch mancher geht zu Grund.

Den Entdeckerruhm für die Auffindung dieser Wahrheit wird Roeder nicht beanspruchen wollen, warum theilt er uns dann dieselbe nicht mindestens in gefälligerer Form mit? Bisweilen sollen ja Kleider — Leute machen.

„Etwas für dich" betiteln sich die Gedichte von Micaël Scolar (Nr. 4). Das Bändchen enthält poetische Gaben ungleichen Werthes. So spricht aus den Studentenliedern ein fröhlicher herzerfreuender Humor; desgleichen zeichnen sich die Sonette durch Wohlklang der Sprache aus. Daneben gibt es indeß auch Verse, so abgegriffen und alltäglich wie die Kleinmünze, die aus einer Hand in die andere wandert; z. B. auf S. 61:

Laß ab vom eitlen Streben
In all des Daseins Noth;
Man ist so kurz am Leben,
Man ist so lange todt!

Noch unangenehmer als solche Schablonenpoesie berührt es, wenn der Leser den Dichter nur mit Zuhülfenahme von Sanders' Wörterbuch verstehen kann. Da singt Scolar auf S. 88:

Rasch in des Unglücks Schule
Hab' ich erlangt die Reife,
Bald läuft des Lebens Spule
Ab von des Daseins Weife.

Viele Leser werden nicht ahnen, was des Daseins „Weise" bedeutet. Desgleichen läßt sich das Wort Fama nicht im Plural gebrauchen, wie der Verfasser auf S. 162 seiner „Uebersetzungen" thut:

> Was wiegt ein Schmähwort windverjagt?
> Was thun dir leere Namen?
> Du bist nicht, was man von dir sagt,
> Verachte drum die Famen.

Aus dem „Liebesweben" von **Max Alfred Ferdinand** (Nr. 5) klingt uns ein ganzes Concert längstbekannter Melodien entgegen. So auf S. 139, nachdem das Gedicht mit den Worten beginnt: „Ich kann's nicht fassen" u. s. w.:

> Ich rief es so gern in die Winde hinaus!
> Ich jauchzt' es so gern in den Hain,
> Ich grüb' es so gern im wirbelnden Saus (!)
> Auf jedes Blättchen ein.
>
> Ich kann's ja nicht fassen u. s. w.

Die Schatten lebendiger und todter Dichter werden heraufbeschworen und müssen dem armen Dichter pumpen. Das Wohlgefallen, das jeder Mensch an einer Blume, an einem hübschen Mädchen empfindet, gibt noch durchaus keine Berechtigung, sich für einen lyrischen Dichter zu halten, wenn die eigene Natur stumm ist und nichts zu sagen weiß.

Karl August Hückinghaus' „Gedichte" (Nr. 6) zeichnen sich von den zuletzt besprochenen durch reichere Abwechselung in der Form, wie durch lebendigere Sprache aus. Es ist etwas in ihnen wie das Flügelansdehnen einer Seele. Vielleicht gelingt es dem jungen Dichter, über die Wüste von Gewöhnlichkeit und Leierkastenmonotonie in der heutigen Lyrik hinwegzukommen. Vielleicht entwickelt er sich zu einer dichterischen Persönlichkeit. Er gibt Hoffnung dazu.

Erzeugnisse wie das „Buch der Gefühle" von **Ernst Michler** (Nr. 7) sollten am besten todtgeschwiegen werden. Es lohnt sich nicht der Mühe, auch nur ein Wort über sie zu verlieren. Höchstens fühlt man sich zu der Frage veranlaßt, ob der Verfasser denn nicht einen Freund besitzt, der ihn vor der Veröffentlichung solcher Schulbubenpoesie warnt. Da betitelt sich ein Gedicht „Höflichkeit". Es lautet:

> Höflichkeit auf Erden bildet,
> Von Erziehung ein (!) Beweis,
> Welche gut und ihre Grenzen
> Kennt wie ihren Wirkungskreis,
> Ziert die Menschen, wird gewürdigt
> Ueberall im ganzen Land,
> Ist mit Bildung, mit dem Herzen
> Schwesterlich und eng verwandt.

Ein anderes Gedicht:

> Zu Geduld verharre,
> Bis der Schmerz sich legt,
> Denn bedenk', wie mancher
> Höllenqualen trägt
>
> Ohne eine Wunde,
> Weil er selbst empört,
> Wider sich sein Unglück
> Hat heraufbeschwört. (!)

Schöpfer solcher Gedichte sind nicht ernst zu nehmen. Ueber kurz oder lang lachen sie selbst darüber, daß es eine Zeit gab, in der sie für einen „Dichter" gelten wollten. Aber warum sollen wir Publikum das Versuchskaninchen so dreist operirender Lyriker bilden? Warum nimmt man solches Machwerk auf den Büchermarkt?

Markus Stein.

Aus der Musikliteratur.

1. Friedrich Lux. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von **August Reißmann**. Mit Porträt in Stahlstich. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1888. Gr. 8. 3 M.

In der Einleitung zu vorgenanntem Buche klagt der Verfasser über die „Originalitätssucht", welche „seit dem Beginne der neuesten Entwickelungsphase unserer Kunst herrscht und verhängnißvoll für die Formengestaltung geworden ist. Nur das wirkliche Genie ist im Stande, innerhalb der gesetzmäßigen Schranken, der historisch gewordenen Formen neu und originell zu bleiben." Merkwürdig! Anderweitig klagt man wieder, daß die Neuzeit so wenig nach Originalen strebe und daß die Mehrzahl moderner Künstler sich begnüge, im Gleise der althergebrachten Bahnen zu wandeln. Und in der That, wenn ich mir vergegenwärtige, was ich in zwei der größten Musikstädte Deutschlands, in Leipzig und Berlin, an musikalischen Neuheiten während der letzten Jahre im Concert und auf der Bühne gehört habe, was ich ferner durch eigenes Partiturenstudium an neuen guten Compositionen kennen gelernt habe, so muß ich mir sagen: die gute Mehrzahl davon bewegte sich in den alten guten Formen, sie bald hier, bald dort etwas freier gestaltend, sei es in modulatorischer Hinsicht, sei es in der Gesammtanlage. Namentlich meine ich — um nur wenige Beispiele anzuführen —, daß Brahms durchaus originell und neu schreibt, ohne deshalb der alten Form untreu zu werden, und, um eins der jüngsten bedeutenden Talente zu erwähnen, die Symphonien, Quartette und Vocalcompositionen des Münchener Richard Strauß sind bei aller Freiheit und Ungebundenheit seiner jugendlich frischen Phantasie doch nach den allgemeinen Formengesetzen gebildet und streng gegliedert. Ich führe noch Draeseke's, Stanford's, Dvorzak's, Grieg's, Mannheimer's, Geißler's Compositionen an, die in gleichem Sinne ausgeführt sind, und kann somit nicht verstehen, wie der Verfasser glauben kann (S. 3), die künstlerisch durchgebildete Form habe durch die Parole „neu

und originell" in Miscredit gerathen müssen und sei als eine den Genius hemmende Fessel in Bann gethan worden. Wie indessen aus S. 4 hervorgeht, wo von den „verblüffenden und Staunen erregenden Wirkungen mit dem bloßen Klangmaterial" die Rede ist, schwebte dem Verfasser Wagner, namentlich aber Liszt als abschreckendes Beispiel vor Augen, und es schien ihm geboten, seine antiwagnerische Ueberzeugung als die Grundlage der Biographie des nur in den engern Kreisen seiner künstlerischen Wirksamkeit bekannten mainzer Kapellmeisters dem Publikum vor Augen zu stellen. Damit sollte der „historische" Hintergrund gegeben sein, von dem sich die künstlerische Thätigkeit Friedrich Lux' abhebt.

Und in der That, die zahlreichen Compositionen von Lux, seine Opern, wie seine Orchester- und Chorwerke, zeigen deutlich, wie fern es demselben gelegen hat, jemals „neu und originell" im Geiste Wagner's und Liszt's zu sein. Der Componist weiß die Form geschickt zu handhaben, alles fügt sich leicht und schnell ineinander, Fugen und Durchführungssätze sind von untadeliger Arbeit; aber es ist in ihnen kaum mehr als eben „Arbeit". Von einem „Genie", das „im Stande ist, innerhalb der historisch gewordenen Formen neu und originell zu bleiben" (oder richtiger doch wol „zu sein"), habe ich keinen „Hauch verspürt". Am allerwenigsten in den „Orgelcompositionen", über die der Verfasser sich in höchsten Lobsprüchen ergeht. Wer der Orgel, der Königin der Instrumente, bei deren Klange jeden eine ernste, weihevolle Stimmung überkommt, solche Dinge zumuthet, wie sie in der Phantasie über „O sanctissima", Op. 29 und in dem Concertstücke Op. 61 stehen, wer die Orgel zu Variationen über „Leise, leise, fromme Weise" und „Brüder, reicht die Hand zum Bunde" misbraucht, den kann ich nicht als Geistesgenossen Mendelssohn's, Schumann's und Weber's ansehen, wie es der Verfasser auf S. 13 thut.

Wer sich für F. Lux als Mensch und Componist interessirt, findet in dem Buche alles Nöthige. Zahlreiche in den Text gedruckte Musikbeispiele sollen die günstigen Urtheile des Verfassers über seinen Helden erläutern; zumeist sind sie Gegenbeweise für das Gesagte. Die Verlagshandlung hat dem Buche eine vortreffliche Ausstattung gegeben.

2. Max Hesse's illustrirte Katechismen. Nr. 1: Katechismus der Musikinstrumente (Instrumentationslehre) von Hugo Riemann. Nr. 2 und 3: Katechismus der Musikgeschichte, Theil 1 und 2, von Hugo Riemann. Nr. 4: Katechismus der Orgel (Orgellehre) von Hugo Riemann. Nr. 5: Katechismus der Musik (Allgemeine Musiklehre) von Hugo Riemann. Nr. 6: Katechismus des Klavierspiels von Hugo Riemann. Leipzig, M. Hesse. 1888. 8. Preis jedes Bandes 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser der ersten sechs Bände von Max Hesse's illustrirten Katechismen verfolgt die Absicht und den Plan, „in kürzester nicht nur leicht verständlicher, sondern auch ganz besonders übersichtlicher Form das Wichtigste und Wissenswertheste der Musiklehre zusammenzustellen und damit an Stelle der vielfach verbreiteten äußerlich ähnlich (!) abgefaßten, ihrem positiven Inhalte nach aber doch auf einem gar zu niedrigen Niveau stehenden Werkchen kleine Taschenbücher zu schaffen, aus denen wirklich in jedem Moment des Zweifels eine schnelle Aufklärung zu entnehmen ist. Nicht, was jeder Musiker weiß, sondern was jeder Musiker wissen sollte, muß in den musikalischen Katechismen stehen."

Es gibt kein Wort in diesen Sätzen, das wir nicht voll und ganz unterschreiben möchten. Die klare Erkenntniß des gelehrten Theoretikers und des in langjähriger Erfahrung gebildeten Praktikers und Pädagogen spricht aus jenen Worten und weist auf das hin, was noththut und ein allgemein empfundenes Bedürfniß ist. Wie schlimm es mit unserer populären Musikliteratur bestellt ist, das weiß nur derjenige, welcher Gelegenheit hat, die Unzahl der musikalischen Elementarbücher zu durchmustern, die jährlich auf den Musikalienmarkt gebracht werden, und deren geistiger Horizont ebenso unsäglich eng und dürftig als ihr selbständiger wissenschaftlicher Werth gering ist. Nun gibt es in der That wenig Musikgelehrte, die ein so allumfassendes Wissen auf musikalischem Gebiete besitzen, wie der Verfasser der ersten sechs Bände der Hesse'schen Katechismen. Man braucht kein Vertheidiger seines neuen Harmoniesystems zu sein und wird doch eingestehen müssen, daß manches darin vortrefflich entwickelt ist; man braucht ferner sein „Opernhandbuch" wie sein „Musiklexikon" keineswegs anstandslos zu bewundern und wird doch bekennen müssen, daß Riemann's Werk über die „Geschichte der Notenschrift" das beste ist, was wir über diesen Gegenstand besitzen. Es war somit Hugo Riemann seinen Kenntnissen nach sicher die beste Kraft für das populär-wissenschaftliche Unternehmen des leipziger Musikverlegers. Des Letztgenannten Wunsch ist es sicher auch gewesen, der populären Darstellung unserer gesammten Musikwissenschaft die katechetische Form zu geben, wozu wiederum der seinerzeit viel gebrauchte Lobe'sche Katechismus der Musik die erste Anregung gegeben haben mag. Ich gestehe offen, daß mir diese Form bei einem doch immerhin nicht allzu knapp angelegten Werke, wie jeder einzelne Katechismus, namentlich aber der der „Musikgeschichte" ist, nicht recht zusagt. Weder die Fragen, noch die Antworten sind so populär und einfach schlicht, als man sie von einem Katechismus verlangt; außerdem scheint es mir, als ob hier durchweg der Fragende nicht der Lehrer, sondern der Schüler, und umgekehrt der Antwortende nicht der Schüler, sondern der Lehrer wäre. Indessen lege ich auf diese formelle Seite minder Gewicht.

Was den Inhalt anbetrifft, so ist derselbe trefflich gegliedert und in systematischen Zusammenhang gebracht. Die Darstellung ist ebenso klar und übersichtlich geordnet, als im einzelnen leicht verständlich und fließend, ohne irgendwie in das Abgeschmackte und Alltägliche zu verfallen.

Trotzdem habe ich Grund zu zweifeln, ob der Verfasser die in der Vorrede ausgesprochene und am Eingange dieses

Berichts wiedergegebene Absicht erreicht hat, vor allem, ob man aus diesen „kleinen Taschenbüchern“ „wirklich in jedem Moment des Zweifels“ (also auch des Nichtwissens) „eine schnelle Aufklärung“ sich zu holen in der Lage ist. Der erste Band z. B. behandelt die Instrumentationslehre. Liegt es hier nun nicht so nahe wie möglich, daß jemand sich über die Hauptgrundsätze, nach denen moderne Componisten, z. B. Meyerbeer, Berlioz, Wagner, Liszt, Brahms, ihr Orchester verwenden, erkundigen möchte; etwa über die Verwendung des „Englisch Horns“, der „Baßclarinette“ u. dgl. Was der Wißbegierige auf S. 34 und S. 47 findet, beschränkt sich darauf, daß gesagt ist: „Im Orchester ist Englisch Horn immer ein Ausnahmeinstrument und wird gewöhnlich vom zweiten Oboisten geblasen“, mit dem charakteristischen Zusatze: „natürlich muß dann die zweite Oboe Pause haben“. Bekommt hier ein angehender Componist wirklich eine richtige, den modernen Thatsachen entsprechende Vorstellung von der Verwendung jenes seit Meyerbeer und Berlioz so überaus oft und charakteristisch gebrauchten Instruments, namentlich über die herrlichen Wirkungen, die Wagner durch Verbindung mit den drei Flöten als Unterstimme oder den drei Fagotten als Oberstimme? Sicher nicht. Von der Baßclarinette wird nur gesagt, daß Wagner meistentheils die auf A stehende gebrauche. Auch der Abschnitt über die „Geschichte der Instrumente“ im zweiten Bande („Musikgeschichte“) bringt keinen nähern Aufschluß. Warum gab der Verfasser nicht wenigstens einige bezeichnende Partiturbeispiele aus Wagner, da er doch mit Weber'schen, Mendelssohn'schen, Beethoven'schen keineswegs sparsam umgegangen ist? Von Wagner finde ich nur die ersten zwei Takte der Tanhäuser-Ouverture citirt. Aehnliche Lücken, insbesondere also Nichtbeachtung der modernen Entwickelung und Förderung unserer musikalischen Kunst und Wissenschaft finde ich im zweiten und dritten Bande: „Katechismus der Musikgeschichte“, und im vierten Bande: „Orgellehre.“ S. 32 wird z. B. die Zeit nach 1600 n. Chr. als „Neuzeit“ bezeichnet; von den Liszt'schen „symphonischen Dichtungen“ erfährt man nicht mehr, als daß sie Liszt's „kunstschöpferische Individualität“ repräsentiren. Verdi ist als Operncomponist mit dem Datum seiner Geburt und den in Klammern beigefügten Operntiteln „Rigoletto“, „Troubadour“, „La traviata“, „Aida“, „Othello“ abgethan. Bezeichnend ist auch, daß von den 146 Seiten des dritten Bandes nur 21 der gesammten Musik des 19. Jahrhunderts (Beethoven eingeschlossen) gewidmet sind. Auch im vierten Bande: „Katechismus der Orgellehre“, wird leider der Aufklärung Suchende über die modernen Fortschritte auf dem Gebiete der Orgelconstruction (Pneumatik und Elektropneumatik) höchst dürftig unterwiesen, sodaß in der That gar vieles in den Katechismen nicht zu finden ist, „was jeder Musiker wissen sollte“, was also nach des Verfassers eigenem Grundsatz in seinen „Katechismen“ stehen müßte.

Sieht man von der allzu geringen Berücksichtigung der modernen Fortschritte unserer Kunst nach jeder Richtung hin ab, verlangt man eine im allgemeinen sichere und gute Unterweisung in allen wissenswerthen Dingen, die bis zum Beginne jener musikalischen Richtung reicht, welche unserer Zeit die Signatur gibt, so leisten die Riemann'schen Katechismen ganz ausgezeichnete Dienste. Und in diesem Sinne seien sie hiermit empfohlen!

3. Richard Wagner's Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1888. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Dem Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt gesellt sich der vorliegende Band „Wagner-Briefe“ als „Neue Folge“ hinzu. Zwar hat der Inhalt dieses Bandes naturgemäß einen aphoristischen Charakter; ihm fehlt der Zauber, den jener in der That einzig dastehende Gedankenaustausch zweier so bedeutender Künstler wie Wagner und Liszt ausübt. Der Rede fehlt hier die „Gegenrede“. Und wenngleich jene drei Freunde und ehemalige Collegen Wagner's an der dresdener Bühne: Concertmeister Uhlig, Chordirector Fischer und Decorations- und Costümzeichner F. Heine, ein ebenso tiefes Verständniß für den Künstler Wagner an den Tag legten, als sie dem Menschen Wagner die aufrichtigste Freundschaft und Liebe bewiesen, so treten sie doch etwas vor Liszt's Genialität zurück. Nichtsdestoweniger gehört dieser Band Wagner-Briefe zu den allerbedeutendsten literarischen Veröffentlichungen aus dem Personen- und namentlich dem Künstlerleben.

Ein Theil der Briefe, namentlich ein Theil derer an W. Fischer, die vordem im Besitz des Redacteurs der „Allgemeinen Deutschen Musikzeitung“, Otto Leßmann in Charlottenburg, waren, sind schon früher durch den Druck bekannt geworden. In dieser Zusammenstellung aber, wie sie die „Neue Folge“ bietet, geben sie erst ein geschlossenes Bild des Meisters aus der Zeit seines züricher Exils. Wie er aufathmet, als er sich frei von dem drückenden Joche des dresdener Kapellmeisteramts fühlt, wie er voll von dichterischen und musikalischen Plänen immer wieder von der Höhe seiner Phantasie durch materielle Sorgen in die gemeine Alltäglichkeit gezogen wird; wie er sich nichts sehnlicher als 10000 Thaler wünscht, um „hier auf einer schönen Wiese bei der Stadt von Bret und Balken ein rohes Theater“ nach seinem Plane herstellen und lediglich blos mit Decorationen und Maschinerie versehen zu lassen, die zur Ausführung seines geplanten „Siegfried“ nöthig sind; sein Schmerz, nicht einer Vorstellung des „Tanhäuser“ oder des „Lohengrin“ beiwohnen zu dürfen, nicht selbstthätig mit eingreifen zu können, um die Sänger und Darsteller über seine reinen und von allem Hergebrachten so weit abliegenden Ideen belehren zu können; sein fester Entschluß, nie und nimmermehr aus materiellen Gründen seiner künstlerischen Ueberzeugung untreu und „in der Theorie ein ehrlicher Kerl, in der Praxis aber ein Lump“ zu werden; seine Dankbarkeit gegen alle, die sich seiner Werke annehmen, selbst gegen Hoftheaterintendanten; vor allem aber auch seine schwärmerische Verehrung und

sein tiefes Erfassen des Geistes der Beethoven'schen Kunst — alles dieses führen uns die Briefe in der schlichten, ungeschminkten und doch so überaus geistvollen, herrlichen Sprechweise Wagner's (denn Wagner schrieb genau so, wie er sprach) vor, daß man sich an das Lesen dieser Briefe unwillkürlich festgebannt fühlt und nur gezwungen das Buch aus der Hand legt. Zahlreiche Auseinandersetzungen über die Inscenirung des „Rienzi" (in den Briefen an Fischer), über „Tanhäuser" und „Lohengrin" (an Uhlig), Berichte und Notizen über seine musikalische Thätigkeit in Zürich (z. B. „Gestern plagte ich den hiesigen Musikanten eine ganz prächtige Aufführung der «Eroica» aus den Gliedern heraus; davon spüre ich nun auch noch etwas", und über die Aufführung seines „Fliegenden Holländer"), seine Wasser- und Luftcuren bringen eine angenehme Abwechselung in das ernste Bild einer in seiner besten Kraftentwickelung grausam gehemmten und doch nie ermattenden, wahrhaft königlichen Künstlernatur. Der neue Band Wagner-Briefe ist jedenfalls zu den kostbarsten Schätzen der deutschen musikalischen Literatur zu rechnen.

4. Neuestes und vollständigstes Tonkünstler- und Opernlexikon, enthaltend ein Verzeichniß aller in der Musikgeschichte bekannt gewordenen Namen von Componisten, Virtuosen, Organisten, Sängern und Sängerinnen, Musikschriftstellern und Dirigenten, mit Angabe von Geburts- und Sterbedaten, Aufzählung aller größern Werke, wie Opern, Oratorien, Ballete, Cantaten u. s. w., mit Angabe der ersten Aufführung; Namhaftmachung der gesammten musikalischen Literatur nebst biographischen Nachweisen und alphabetisch geordnetem Register, herausgegeben von Emerich Kastner. Erstes Bändchen: Aagesen-Azzoni. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1889. 12. 75 Pf.

Fügt man diesem Titel, der an Ausführlichkeit keinen Wunsch unerfüllt läßt, noch hinzu, daß der den Buchstaben A umfassende Abschnitt dieses Lexikons gegen 1400 Namen von Tonkünstlern und ferner etwa 1200 Titel von Opern, Oratorien, Schauspielen mit Musik u. s. w. enthält und daß dieses alles für 75 Pfennige zu haben ist, so muß man gestehen, daß dieses neue Unternehmen des Herausgebers der bekannten „Wiener Musikzeitung" weder an Billigkeit, noch an Reichhaltigkeit seinesgleichen hat. Allerdings sind die gegebenen Notizen sehr knapp und kurz, auch sind die Angaben der Geburts-, Sterbejahre, der Heimat, der Werke, die Daten über Jahr und Ort des Erscheinens literarischer Abhandlungen u. dgl. nicht überall beigefügt, selbst die Vornamen der Autoren sind bisweilen ganz vergessen oder nur durch den Anfangsbuchstaben angedeutet — alles Umstände, die auf eine sehr beschleunigte Herstellung dieses Lexikons hindeuten. Ich möchte indessen bei einem Lexikon hierauf minder Gewicht legen, als auf die praktische alphabetische Anordnung und die Richtigkeit des Inhalts. Beides läßt aber meiner Ansicht nach manches zu wünschen übrig. Ich führe Folgendes als besonders auffällig, gelegentlich den Gebrauch recht erschwerend an:

Emanuel Adriansen schreibt sich richtiger Adriaensen; Aelius Dionysius von Halikarnaß wird ausschließlich als Dionysius von Halikarnaß, niemals als Aelius citirt; er gehört also nicht unter den Buchstaben A, sondern unter D. Desgleichen Aeneas Sylvius unter Sylvius. Alcuin erscheint häufig als Flaccus Albinus; wer nicht weiß, daß Fl. Albinus = Alcuin ist, findet den Lehrer Karl's des Großen im Lexikon nicht. Anglé wird viel häufiger als Langlé (= l'Anglé) citirt; es ist durchaus rathsam, die mit dem Artikel beginnenden französischen, spanischen und italienischen Namen unter der Form mit dem Artikel zu führen, den Artikel also nicht zu trennen. Die Präposition de mag getrennt werden, außer wenn sie mit dem Artikel verschmolzen erscheint, z. B. des, degli, della. Paulus Aretinus, d. h. Paul von Arezzo, gehört unter Paulus, nicht unter Aretinus, denn sonst müßte auch Guido Aretinus (so erscheint der Name nicht selten) unter Aretinus kommen, Adam von Fulda unter Fulda u. s. w. Die Letztgenannten stehen aber richtig unter Adam und Guido (wie dies letztere die Verweisung bei Arezzo lehrt). Bezüglich der Schreibart griechischer Namen ist kein Princip vorhanden: Aristonymus und Aristonicus stehen unmittelbar neben Aristoxenos und Aristoklides. Entweder waren alle griechischen Namen auf die lateinische Form zu bringen oder genau griechisch zu schreiben. Am furchtbarsten nimmt sich in dieser Hinsicht Allmann und ganz besonders Alkäus aus. Eine solche Unform wie die letztere ist unleidlich. Dem Namen entspricht hier übrigens auch die Bemerkung: genannt Musicus (statt musices) scientissimus. Erfinder der Lyra (!!). Ein Grieche aus alter Zeit mit einem lateinischen Beinamen, der schließlich Apollo und Mercur die Erfindung der Lyra streitig macht?

Bei Aristoxenos findet sich als Schrift angegeben: Harmonicorum Elementorum (?!) (Es fehlt „Fragmenta"). Batavia (!!) 1616. Das heißt doch sehr viel dem Leser zumuthen! Kennt der Herausgeber nur die Meurs'sche 1616 zu Leiden (Lugd. Batavorum und nicht Batavia!) erschienene Ausgabe? Nicht die allbekannte von Meibom? die neue von Marquard? die allerneueste (Uebersetzung und Commentar) von Westphal?

Als Künstlernamen finde ich z. B. J. Adlersflügel, Mitglied des wiener Hofopernorchesters, und zwar Schläger der „großen Trommel", verzeichnet. Gedenkt der Herausgeber in dieser Ausführlichkeit fortzufahren? Dann wäre ja dem berliner, münchener u. s. w. Hoforchester recht, was dem wiener billig ist, und die Zahlensumme der Namen ginge ins Unendliche. Dagegen findet sich der Opernsänger „Alexy" — früher Mitglied der breslauer, dann der wiener, zuletzt der neuyorker Oper — nicht verzeichnet. Für gewöhnlich pflegt freilich nicht der Baritonist dem „großen Trommelschläger" nachzustehen! Die vorstehenden flüchtig aufgezeichneten Mängel ließen sich noch verdoppeln; das Angeführte mag dem Leser dazu dienen, sich selbst ein Urtheil darüber zu bilden, inwieweit die bei einem Lexikon unerläßliche peinlichste Genauigkeit in vorliegendem Bändchen Berücksichtigung gefunden hat.

Heinrich Reimann.

Spruchpoesie.

Moderne Xenien. Ein Glaubensbekenntniß in Sprüchen und Strophen von Ernst Ziel. Leipzig, Haessel. 1889. Gr. 16. 2 M.

Wer sich getraut, lyrische Poesie in der Weise zu prüfen, daß er die neue Erscheinung einfach auf seine fertige Ansicht von dem Wesen der Dichtkunst legt und je nachdem sie dazu paßt oder nicht, Lob oder Tadel ausspricht, der mag es thun; ich wünsche ihm blos, er möge sich bei solchem Verfahren niemals gröblich täuschen. Was mich betrifft, so genügt es mir, einer echten Ursprünglichkeit zu begegnen, um mich derselben zu erfreuen. Daß aber Ernst Ziel eine solche Ursprünglichkeit ist, kann für mich keine Frage mehr sein, nachdem ich seine Xenien mit fortwährender Spannung gelesen; es spricht auch sehr zu Gunsten seines Geistes, daß man im Verlaufe des Buchs bei jedem neuen Gegenstande begierig wird, zu erfahren, wie nun der Verfasser eben hierüber urtheilen werde. Kurz, die „Modernen Xenien" sind ein sattes, gedrängtes, inhaltreiches Buch, der Niederschlag einer Weltanschauung und Lebenserfahrung, der Ausfluß eines Charakters. Inwieweit man jeweilen dem Gesagten beistimmen mag, ist zwar an sich eine wichtige Frage, nicht jedoch in Beziehung auf die Schätzung des Werks, da der Lesens- und Nachdenkenswerth einer Schrift nicht von der logischen Zustimmung des einzelnen Lesers darf abhängig gemacht werden.

Betrachten wir jetzt das merkwürdige Büchlein im einzelnen. Der erste Abschnitt: „Gott- und Weltanschauung", in einem Glaubensbekenntnisse natürlich der wichtigste, zeigt uns den Verfasser als einen überzeugten Pessimisten im Rahmen des Pantheismus, welch letzterer den Trost bildet. Wenn wir den Verfasser recht verstehen, so wird von ihm der Geist atomistisch aufgefaßt, indem seine Ausflüsse ebenso wol reale Thatsachen und Factoren begründen, wie die Ereignisse jeder andern (materiellen) Naturkraft. Der genannte Abschnitt bekundet Würde und Ernst; zur Vollkommenheit fehlt ihm allein die Greifbarkeit des dichterischen Ausdrucks; diese jedoch mangelt dem Verfasser überhaupt. Sehr scharf, ja geradezu bissig sind die drei Abschnitte „Gesellschaft", „Staat, Politik und Deutschland" und „Presse und Preßmenschen". Besonders das Streberthum erweckt den grimmigen Zorn des Verfassers. Ob in der Wirklichkeit gegründeter Anlaß zu solchem Prophetenzorne vorliegt, dies zu entscheiden kommt mir nicht zu. Es muß aber gesagt werden, daß wenn hier die Empörung den Vers macht, sie den Vers gut macht; gerade in den drei erwähnten Abschnitten finden wir die faßlichsten Sprüche. Geben wir zunächst einige milde und schöne Sätze allgemeiner Natur aus dem Abschnitte der „Gesellschaft" als Stilprobe:

> Seltsam Thun in Männerfehden:
> Nemewerfen, Feuerreden!
> Holdes Krieg, den Frauen eigen:
> Schön zu sein und still zu schweigen!

> Nichts Süßeres auf diesem Rund
> Als Frauenhand und Kindesmund!

> Unter Krämern mußt du mit schneidigen
> Worten deinen Standpunkt vertheidigen,
> Aber unter des Geistes Königen
> Brauchst du, gottlob! nicht jeden leidigen
> Schnitzer gegen den Brauch zu beschönigen.

Als ebenbürtiges Gegenstück dazu eine gesalzene Apostrophe aus „Presse und Preßmenschen":

> O deutscher Familienroman,
> Was hat man dir angethan!
> „Wer spricht von Liebe, doch nicht vom Lieben?
> Wer wäscht den Pelz und macht ihn nicht naß?"
> So steht es im Codex der Prüden geschrieben.
> Sie möchten ohn' Unterlaß
> Den ganzen Parnaß
> Mit seinen Göttern und Musen und Tempeln
> Zum Mädchenpensionate stempeln,
> Wo jeder Galan ein Tugendhüter
> Und Milch nur fleußt für Milchgemüther.

Und, nachdem auch die Realisten ihr gerütteltes Maß erhalten, wird folgendermaßen abgeschlossen:

> Hier des Lasters Apotheose,
> Dort die hysterische Prüderie!
> Hast du, o Zeit, nicht eine famose
> Literarische Physiognomie?

„Die Kirche und ihre Leute" steht in der Mitte zwischen Polemik und Philosophie. Aus dem Kapitel „Ethisches" wählen wir noch zwei kurze Proben, um die beiden entgegengesetzten Grenzen der Satzkunst darzulegen: im ersten Beispiele einfache Wahrheit und Klarheit, im zweiten neben fraglichem Inhaltswerthe unglückliche Bilder und unangenehme Wortstellung (im zweiten Verse):

> Kein Haß so brennend am Herzen frißt,
> Wie der, dessen Mutter die Liebe ist.

Dagegen:

> Rings aus Thälern, Höhn, Gefilden
> Ruft Natur dir Grüße, Brust:
> „Tochter, Schönes schön zu bilden
> Ist uns beiden süße Lust."

Obschon der Verfasser sich als Gegner des Realismus bekennt, überrascht er uns in dem Stücke „Die Kunst und das Schöne" durch einen eigenthümlichen Stich ins Amerikanische, indem er unbedingte Actualität der Stoffe fordert und denjenigen, der anders handelt, im Stile eines Seidenbandfabrikanten verspottet:

> Ein Thor, der sich in Alterthum
> Und Folianten vertieft —

Nun, Schiller, Shakespeare und hundert andere gehörten zu diesen „Thoren!" Davon braucht man weiter nicht zu reden; wovon man aber zu reden braucht, das ist die unglaubliche Keckheit, mit welcher hier die Griechen zum Muster und Beispiel der Actualität an den Haaren herbeigeschleppt werden:

Willst du im Geiste der Hellenen schaffen,
So schaffe aus der Zeit, die dich erzog,
Und meide jeder fremden Zeit Costüm!

Möge doch der Verfasser dem Leser vor allem folgende Frage beantworten: Sind zu Homer's Zeiten etwa Odysseus und Achilleus, Juno, Zeus und Thetis greifbar umhergewandelt? Und Oedipus und Herakles, lebten sie vielleicht zu Zeiten der athenischen Tragiker? Ich bewundere vieles, am meisten jedoch die Selbsttäuschung, in welcher der deutsche Aesthetiker die Weltgeschichte vor die Schranken ruft mit der Zumuthung, sie möge gefälligst zu Gunsten irgendeines ihm beliebten Dogmas einen Zeugeneid ablegen, der nicht mit den Thatsachen übereinstimmt.

Alles in allem stellen zwar die „Modernen Xenien", vom literarischen Standpunkte betrachtet, keine glänzende That vor. Denn trotz ansehnlicher Reimkunst und mannichfachen Reimkunststücken bleibt die Sprache prosaisch. Allein das Buch vermittelt uns die Bekanntschaft mit einem Denker und Charakter, dessen Bekanntschaft einen Gewinn und einen Genuß bringt. Karl Spitteler.

Beleuchtung der „Erklärung" in den „Preußischen Jahrbüchern".

Die „Erklärung" der 41 Gelehrten und Schriftsteller in Sachen des Deutschen Sprachvereins, welche zuerst im Märzhefte der „Preußischen Jahrbücher" veröffentlicht wurde, bezeichnet als Anlaß ihres Hervortretens den Schritt des Gesammtvorstandes des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, durch den dieser „die Autorität der Regierung anruft, um die Schule in den Dienst seiner Bestrebungen zu stellen". Darunter kann nur die Eingabe an den preußischen Unterrichtsminister Dr. von Goßler vom 8. December 1888 gemeint sein, welche mit folgender Bitte schloß:

Euer Excellenz wolle hochgeneigtest in einem Erlasse an die unterstehenden Schulbehörden des preußischen Staats auf die dargelegten Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins beistimmend hinweisen, die Ersetzung der entbehrlichen Fremdwörter durch gute deutsche Ausdrücke empfehlen, sowie auch besonders die Lehrer des Deutschen anregen, die rein lehrmäßige Behandlung der Muttersprache immer mehr durch Bildung und Pflege eines lebendigen Sprachgefühls in der heranwachsenden Jugend zu ergänzen, damit so der deutsche Unterricht geläutert, vertieft und zu einem bedeutsamen Mittel geistiger und nationaler Erziehung ausgestaltet werde.

Woraufhin die „Erklärung" behauptet, daß der Allgemeine deutsche Sprachverein „nach dem Muster der Rechtschreibung auch den Sprachgebrauch von oben geregelt sehen möchte", und wie er aus jener Eingabe den Anlaß gewonnen, „sich dagegen zu verwahren, daß Richtigkeit oder Unrichtigkeit, Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit durch Sprachbehörden entschieden werde", bleibt unaufgedeckt. Wenn die Unterzeichner mit dem Gewichte des Namens, das vielen unter ihnen eignet, erklären, „keine Reichssprachämter und Reichssprachmeister, mit der Autorität zu bestimmen was Rechtens sei, zu kennen und zu wollen", so rufen sie bei dem unkundigen Leser unvermeidlich die Vorstellung hervor, es seien Reichssprachämter und -Meister gefordert worden. Daß die Mehrzahl der Herren dies wirklich geglaubt, steht fest, sonst hätten sie die Erklärung nicht unterzeichnet; weil die Sachlage aber nach Ausweis der Eingabe nicht dem „guten Glauben" entspricht, ist die Mehrzahl — einer Täuschung zum Opfer gefallen.

Da die Unterzeichner sich als solche bekennen, „denen es fern liegt, den Ueberschwang der Sprachmengerei zu schützen", und da sie weiter die Satzungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins „maßvoll" nennen, so verwundert es, drei Männer in ihrer Mitte zu sehen, die sich wiederholt als grundsätzliche Gegner jener Satzungen bekannt und den vorhandenen Reichthum der deutschen Sprache an Fremdwörtern als einen Culturerwerb gepriesen haben. Wenn diese drei Herren mittels der Unterzeichnung einen Widerruf ihrer Ansichten vollziehen, so ist das an sich erfreulich; ohne besondere Betonung dieser Bedeutung ihrer Handlung muß indessen der Werth der Gesammtaussage Zweifel begegnen, und es ist Grund zur Annahme vorhanden, daß die Mehrzahl der Unterzeichner von der Stellung jener drei nicht unterrichtet gewesen. Wären die maßvollen Satzungen den Unterzeichnern bekannt, wie aus diesem Urtheil wol hervorgehen sollte, so hätten sie nicht außer Acht lassen können, daß jene erstens „die Reinigung der deutschen Sprache von unnöthigen fremden Bestandtheilen", zweitens „die Pflege der Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigenthümlichen Wesens der deutschen Sprache" betonen, mithin es keinen Grund gab, in der „Erklärung" hervorzuheben, daß „ihnen Pflege der Sprache nicht vornehmlich auf Abwehr der Fremdwörter beruhe".

Jene erste Forderung des Sprachvereins ist bekanntlich in den Satz zusammengefaßt: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. Hält man diesen doch wahrlich von jedem Uebereifer freien Satz im Auge und liest dabei die Behauptung der „Erklärung", daß „unsere führenden Schriftsteller", zu denen sich alle Unterzeichner zählen werden, „ihre Worte mit Bedacht wählen", so kann man den Herren nur dann recht geben, wenn man in sehr vielen Fällen Bedacht mit Eigensinn gleichwerthig setzt. Mit welchem Bedacht einer der Unterzeichner und in der That ein führender Schriftsteller, Gustav Freytag, seine Worte wählt, ließ sich aus einer jüngst uns vorgelegten Arbeit ersehen, die zwei Bände seiner Werke in neuester Auflage mit denen der ältern verglichen und alle vom Verfasser vorgenommenen Feilungen und Verdeutschungen verzeichnet hatte. Die Wahrnehmung war außerordentlich anziehend, wie mannichfaltig der

sprachgewandte Schriftsteller die Fremdwörter wiedergegeben, wie er oft zu dem Zwecke andere Wendungen gebraucht, wie er sie an geeigneter Stelle auch wieder stehen gelassen, ganz und gar entsprechend den Auslassungen darüber, welche Professor Paul Pietsch in seinem vortrefflichen Büchlein „Der Kampf gegen die Fremdwörter“ (Berlin, Reineke, 1887) veröffentlicht hat. Gibt denn aber das gute Gewissen, das ein Gustav Freytag und mancher andere hinsichtlich ihres eigenen Thuns haben dürfen, ihnen das Recht, die Augen gegen das Verfahren so vieler ihrer mitunterzeichneten Genossen zu verschließen? Wüßten wir nicht, daß es eine Mache gäbe, so ständen wir wie vor einem Räthsel bei dem und jenem hochgeschätzten Namen, der sich dazu hergegeben, die Reihe der Unterzeichner einer Erklärung zu füllen, die einerseits ein Kampf gegen Windmühlen, andererseits gegen Spatzen ist, aber immerhin sehr bedauerlich bleibt! Denn sie kann auf weite Kreise verwirrend wirken und sie bezeugt in größerm Maße, daß auch hervorragenden Vertretern der Wissenschaft sorgfältige Prüfung der Sachlage, über die sie reden, nicht zur unverbrüchlichen Lebensgewohnheit geworden ist.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

(Erläuterung.) Da in der Besprechung „Neue Dramen“ in Nr. 9 d. Bl. f. 1889 von der Tragödie „Kriemhild's Rache“ von Georg Siegert gesagt worden, daß sie „eine bloße dramatische Studie“ sei und der geschätzte Herr Verfasser der Ansicht ist: es könne dadurch die Leserwelt verleitet werden anzunehmen, er habe aus den „Nibelungen“ nur den Untergang derselben aufgegriffen, daran seine dramatische Begabung zu prüfen, so erklärt der Unterzeichnete hier gern, daß eine solche Vermuthung zu erwecken seine Absicht nicht war und nicht sein konnte. Er nahm im Gegentheil an, es wäre in den literarischen Kreisen bekannt, daß von Georg Siegert auch ein Drama „Siegfried's Tod“ als erster Theil der Gesammttragödie „Kriemhild“ erschienen und bereits im Jahrgange 1887 dieser Zeitschrift besprochen sei. Wenn gesagt worden: „die Tragödie selbst aber fehlt“, so bezog sich das nicht auf den Tod Siegfried's, sondern darauf, daß in „Kriemhild's Rache“ die vermittelnden Uebergänge vom Vorsatze zur That dramatisch übersprungen sind, und „bloße Studie“ wollte hier lediglich heißen, daß der Dramatiker in seinem neuen Werke das lebhafte Bestreben zeigt, d. h. darauf studirt hat, die grausige Handlung in seiner Weise möglichst wirkungsvoll und ergreifend, aber ohne eigentliche tragische Entwickelung auszutragen. Feodor Wehl.

— Wolfgang von Oettingen, Privatdocent der neuern Kunstgeschichte in Marburg, hat eine vortreffliche Studie geschrieben über „Die Ziele und Wege der neuern Kunstwissenschaft“ (Marburg, Elwert, 1888). Er unterscheidet sehr gründlich und überzeugend den Beruf des Kunstkenners von demjenigen des Kunsthistorikers; er schildert deren beiderseitige Wirkungskreise, verlangt aber auch mit vollem Rechte die Mitwirkung der Aesthetiker, wenn es sich darum handle, dem Publikum das Verständniß von Kunstwerken zu erschließen. Er gibt zu, daß der Kunsthistoriker als solcher kein Aesthetiker ist, verwirft aber jedes halbe Aesthetisiren. Die Künstler taugten im allgemeinen nicht zu irgendeiner dieser drei Klassen, weil sie infolge ihrer Originalität verhindert seien, objectiv zu sehen. Sie würden höchstens ihrer eigenen Technik und Richtung gerecht, während der ästhetisch geschulte Kunsthistoriker allen Richtungen gerecht werden solle. Aber auch die Kunsthistoriker müßten untereinander wieder verschiedene Fächer vertheilen, wenn schließlich eine gediegene Kunstgeschichte zu Stande kommen solle. Diese Sätze in ihrer weitern Ausführung nachzulesen, rathen wir dringend allen Betheiligten.

— Herman Thom läßt im Verlage von Armin Bouman in Leipzig eine „Literarische Correspondenz und Kritische Rundschau“ erscheinen, welche monatlich zwei Hefte bringt und doch nur jährlich 1 M. 50 Pf. kostet. Er will ein Organ schaffen, durch welches sich das Publikum über das Wesen, den Stand, die Vorzüge und die Krebsschäden der heutigen Literatur sowie deren Angehöriger — Schriftsteller und Buchhändler, Redacteure und Journalisten — unterrichten kann. In den beiden ersten uns vorliegenden Heften, dessen zweites durch ein entsetzliches Bild Carmen Sylva's verunziert wird, sind möglichst viel Proben dessen zusammengedrängt, was der Herausgeber bieten will. Da hier alles auf die Richtung von Schriftstellern und Lesern ankommt, so können wir unsere Leser nur auf die eigene Einsichtnahme verweisen.

Bibliographie.

Alexis Adolphi. Lebensbild eines baltischen Dichters, gezeichnet von H. R. Riga, Stieda. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Berlepsch, E. v., Der goldene Faden in der Geschichte des Hauses Wettin 1089—1889. Jubiläumsschrift. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. Lex.-8. 50 Pf.

Dannehl, G., Enthüllungen über den Fall Marier. Publicistisch psychologisch-linguistische Untersuchung. Sangerhausen, Franke. Gr. 8. 50 Pf.

Gersdorff, A. v., Die Herrin von Schönwerth. Berlin, Alb. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Grassmann, F. L., Die Schöpfungslehre des heiligen Augustinus und Darwins. Gekrönte Preisschrift. Regensburg, Verlags-Anstalt. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Grob, C., Jahrbuch des Unterrichtswesens in der Schweiz 1887. Zürich, Orell, Fussli u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Guntram, E., Dervorgil. Ein episches Gedicht. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M. 40 Pf.

Jahnke, H., Kaiser Wilhelm II. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Mit zahlreichen Illustrationen. Berlin, Kittel. Gr. 8. 2 M.

Lill, J., Zur Geschichte des 4. Garde-Grenadier-Regiments Königin. Erinnerungen und Aufzeichnungen eines freiwilligen Grenadiers aus dem Feldzuge 1870/71. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Münzenberger, E. F. A., Afrika und der Muhammedanismus. Frankfurt a. M., Fösser Nachf. Gr. 8. 75 Pf.

Rohl, C., Zur Reorganisation unseres höheren Schulwesens. Gera, Th. Hofmann. Gr. 8. 50 Pf.

Reicke, R., Lose Blätter aus Kants Nachlass. 1stes Hft. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 6 M.

Rosenthal, H., Der Hungerschutz. Ein Vorschlag zur Befestigung des Bestehenden, Bekämpfung der Socialdemokratie und Hungerstillung des armen Mannes. Berlin, H. Peter. Gr. 8. 50 Pf.

Sternberch. Von den bösen Juden folget hier eine Geschichte. Niederdeutscher Druck von Matthäus Brandis in Lübeck um 1492. Photolithographische Reproduction des einzigen bekannten Exemplares aus der Julius Krone'schen Sammlung. Wien, Gilhofer u. Ranschburg. 8. 5 M.

Stettenheim, J., Ein Kistchen Monopol-Cigarren. Die Kunst, eine Cigarre anzubieten. Jour fixe bei Wippchen. Mit 17 Illustrationen von R. Griess, Schwindrazheim, Klingebeil ꝛc. Berlin, S. Fischer. Qu. gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Worschauer, C., Zur Reform der directen Steuern in Preußen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

Weck, G., Unsre Taten. Deutsche Lieder und Romanzen. Nebst einem Anhang: Gesänge für vaterländische Gedenktage. Paderborn, F. Schöningh. 8. 2 M.

Weitemeyer, H., Dänemark. Geschichte und Beschreibung, Litteratur und Kunst, sociale und ökonomische Verhältnisse. Unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller herausgegeben. Mit 1 Karte in Farbendruck. Kopenhagen, Höst u. Sohn. 8. 6 M.

Zettel, J., Universal-Culturismus. Natuerliche Menschheit-Foerderung's-Kunde in Gross-Grund-Begriffen fuer einheitlichwissenschaftliche All-Anschauung. Neustadt O/Schl., Heinisch. Gr. 8. 1 M.

Ziegler, Helene v., Durch Brandung und Klippen. Roman. Berlin, Alb. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Zuckerkandl, R., Zur Theorie des Preises mit besonderer Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung der Lehre. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet
von
Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Sechster Band.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

In den Kreisen der praktischen Juristen, Richter und Rechtsanwälte findet diese Uebersicht über die Rechtsprechung des Reichsgerichts mit Erscheinen jedes neuen Bandes eine steigende Anerkennung. Ein Prospect mit Proben steht auf Wunsch zu Diensten. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Ueberlieferung.

Ihre Entstehung und Entwickelung.

Von
Ernst von Bunsen.

In zwei Bänden.

Erster Band. 8. Geh. 7 M.

Der Verfasser, ein Sohn des Freiherrn Karl Josias von Bunsen, entwirft in diesem Werk eine Geschichte der Tradition der Kirche und verfolgt dabei, unter Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher Kritik, hauptsächlich den Zweck, systematisch Verborgenes ans Licht zu bringen und so der Bibel ihre Stelle in der Weltgeschichte anzuweisen.
Der zweite Band befindet sich unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jesus Christus
und die Wissenschaft der Gegenwart.

Von
Moriz Carrière.

Zweite Auflage.

Geh. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser will diese Schrift als eine Dissertation zu seinem goldenen Doctorjubiläum betrachtet haben. Er weist darin nach, daß es eine Lebensfrage des Christenthums sei, das Evangelium ebenso mit den Natur- und Geschichtskenntnissen, der Weltanschauung der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der Wissenschaft der Griechen gethan. Welch hohes Interesse diese Schrift erregt hat, beweist die sofort nach ihrem Erscheinen nöthig gewordene zweite Auflage.

Belletristische Novitäten

aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In ferner Inselwelt.

Roman von
Christian Benkard.

2 Bände. Preis geh. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Waldidyll.

Roman von
Robert Byr.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Justiz der Seele.

Roman von
Anton von Perfall.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 8. Aufl. Mit Illustrationen. 8. 1 M.



(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1889. Nr. 1.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 4. April 1889.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Romane. Von Richard Weitbrecht. — Epische Dichtungen. Von M. Benfey. — Biographisches und Culturgeschichtliches. Von Adalbert Schroeter. — Philosophische Schriften. Von Bernhard Münz. — Klopstock's Oden. Von Heinrich Löbner. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane.

1. Aschenbrödel. Roman von H. Schobert. Berlin, Schorer. 1889. 8. 4 M.

Mit diesem Romane ist es mir eigenthümlich gegangen. Als ich anfing, ihn zu lesen, wußte ich: das alles hast du schon einmal, nein dutzendmal gelesen. Aber wo? Bei der Marlitt, der Schubin, in der „Gänseliesel“, oder bei allen diesen zusammen? Ach, es sind ja lauter alte gute Bekannte, diese Romanfiguren. Da ist die Heldin, Willy van dem Brouck, die S. 89 spricht: „Niemals, niemals darf er erfahren, daß ich ihn geliebt habe, lieber sterben“, ihn, nämlich den bürgerlichen Leo Günther, der natürlich ein Ausbund von Tugend, Kraft, Schönheit und Reichthum ist, der schließlich auch mit 300000 Mark in die Lücke springt, das in Gant gethane väterliche Gut seiner Geliebten erwirbt und sie mit, wobei Tante Malvine von Malkwitz ganz im Sinne der Leser S. 385 bemerkt: „Das hättet ihr eher und vor allem billiger haben können.“ Ich kenne auch die Tante Malvine, die polternde, derbe, aber doch so gutherzige alte Jungfer; ich drücke dem schuldenbeladenen, aber flotten und liebenswürdigen Lieutenant Gert van dem Brouck die Hand, dem Stiefbruder von Willy, mit seinem Leichtsinne und seinem guten Herzen, und gönne ihm, daß er durch eine reiche Partie aus seinen Schulden kommt. Ich erinnere mich lebhaft seiner Schwester Blanche, der herzlosen Koketten, die wegen des finanziellen Ruins ihrer Familie den Günther kapern will und es beinahe auch fertig gebracht hätte. Ich kenne den schmachtenden Buchhalter von Blanche's Vater, der aus Liebe zu ihr sogar stiehlt und sich erschießt; ich kenne sie alle, alle; nur Blanche's Schwester Isa ist mir einigermaßen neu; sie allein macht auch eine Wandlung durch, während alle andern im ganzen Romane immer dieselben bleiben. Neu ist mir ferner auch nicht der Verlauf der Geschichte; ich wundere mich gar nicht, daß Gert's Freund, der ebenso schuldenbeladene Lieutenant von Scheven, es bis zu einer Verlobung mit der reichen Willy bringt und seine angebetete Blanche schnöde fallen läßt; denn „brauner Schnurrbart, braunes, leicht gewelltes Haar, dazu jene lässige, vornehme Art, sich zu geben, ohne doch jemals nur die leiseste Form aus den Augen zu setzen — welch Mädchenherz hätte dem auf die Dauer widerstehen sollen?“ (S. 101). Aber ich habe gar keine Angst dabei, denn ich weiß von der ersten Seite an ganz gewiß, daß Günther und sie sich schließlich doch kriegen, und daß, wenn es irgend möglich ist, Blanche und Scheven ein Paar werden. Ein paarmal ist mir bang, die beiden Lieutenants erschießen sich: um Gert wär mir's leid, Scheven gäbe ich leichten Herzens her. Doch freue ich mich, daß er schließlich ein tüchtiger Buchhalter wird und Blanche noch die Möglichkeit hat, ihn zu bekommen.

Neu ist mir auch nicht der Ton, in welchem diese Leute verkehren, das schauerliche, aus allen Sprachen zusammengestoppelte Kauderwelsch, das diese Aristokraten sprechen; und wenn ich gleich S. 2 den Satz lese: „Eine Lampe stand auf dem altmodischen Cylinderbureau, an dem sie saß —“ sie: nämlich nicht die Lampe, sondern das erst nachher erwähnte Mädchen, so weiß ich auch gleich, daß H. Schobert eine Frau ist.

Ist so eigentlich alles Einzelne schon hundertmal dagewesen, so hat das Ganze doch ein besonderes Gesicht. Die Verfasserin hat der Sache eine eigenthümliche Beleuchtung gegeben durch das Verhältniß der Heldin, des

einzigen Kindes aus erster Ehe, zu ihrer Familie, namentlich zu ihrem Vater, dem aristokratischen Finanzmanne, der all sein Geld verspeculirt und nun auf die reiche Tochter aus erster Ehe rechnet. Daß er im Grunde genommen ein gewissenloser Lump ist, wie seine Frau eine unausstehliche „larmoyante“ Person, macht freilich die Sache nicht eben anziehender. Die Gemüthsleere dieser Menschen gähnt uns entsetzlich an, und wenn die Verfasserin uns zeigen wollte, wie traurig es in gewissen Kreisen des Adels aussieht, so hat sie ihren Zweck vollständig erreicht.

In aristokratische Kreise führt uns auch:

2. Das Haus Trotzenstein. Eine Erzählung von Andreas Feiertag. Wien, Konegen. 1889. 8. 2 M.

Der Verfasser sagt in seinem Vorworte, seine Erstlingsarbeit „Blätter eines Waldkirschenbaums“ sei so freundlich aufgenommen worden, daß er sich mit dieser Erzählung erkenntlich zeigen wolle. Wir kennen diese Arbeit nicht. Wenn er aber von der uns vorliegenden sagt: „Ob es ihm gelungen ist, durch die Wahl des Stoffs und dessen einfache Art, ihn zu behandeln, die rege Theilnahme jener Leser zu erwerben, die sich zu größern Ansprüchen berechtigt fühlen, muß der Verfasser aus den Urtheilen entnehmen, die er über seine Arbeit zu erfahren haben wird“, so wird ihm die aufrichtige Kritik sagen: nein, es ist ihm nicht gelungen.

Es ist eine naiv darauf los erzählte doppelte Ehebruchsgeschichte, allerdings sehr einfach vorgetragen, so einfach, daß wir uns dabei langweilen. Die Einfachheit soll nicht Kunstlosigkeit sein, und nur die größte Erzählungskunst ist einfach. Dabei reden die Personen theils in langen Selbstgesprächen, theils in Zwiegesprächen ganze Abhandlungen über ihre jeweilige Gemüthsverfassung, bedienen sich auch mehr oder minder passender Citate in fremden Sprachen, deren Uebersetzung am Schlusse freundlich beigegeben ist. Mit der deutschen Sprache steht der Verfasser einigermaßen auf gespanntem Fuße, sodaß wir fast an eine Verfasserin denken. Eine Scene läßt nicht einen Eindruck auf jemand, sondern bei jemand zurück (S. 10); ob Briefe an Kürze „zunehmen“ können, ist uns fraglich, und ebenso, ob man die zwei Bilder verbinden kann: „du wirst für die Falle, die du in deinem Hause andern legtest, nicht leer ausgehen“; unfraglich dagegen, daß man nicht sagen kann: „und so, sanft schlummernd, das Häubchen zur Seite geschoben, verlassen wir die Freiin“.

Verlassen wir sie und gehen zu einem Verfasser, der die schriftstellerische Gewandtheit, welche Feiertag fehlt, in vollem Maße zeigt:

3. Das Geheimniß des Hulks. Roman von Balduin Möllhausen. Stuttgart, Spemann. 1889. 8. 1 M.

An Bücher mit solchem Titel pflegt man nicht mit der Voraussetzung heranzugehen, daß man mehr als Unterhaltung für ein paar müßige Stunden gewinne. Genug, wenn man diese findet. Des Spannenden und Aufregenden ist denn auch hier genug: Schurken planen schwarze Thaten gegen einen Ehrenmann, an Verbrechen, Mord und Todtschlag fehlt es nicht — spielt doch die Sache in San-Francisco —, aber zuletzt siegt die Tugend über das Laster. Daß das alles gewandt und anschaulich, mit sicherer Führung des Fadens und vollkommener Beherrschung der Localfarbentöne vorgetragen wird, ist bei B. Möllhausen selbstverständlich. Er hat aber dem Ganzen auch einen tiefern Untergrund zu geben versucht, indem er mit all den Vorgängen das Geheimniß einer eigenartigen Frauenseele verknüpft hat, welches endlich von treuer deutscher Liebe gelöst wird. Freilich versagen dem Autor gerade da die Worte, wo wir dieselben am meisten erwarten, und er begnügt sich, uns die Helden endlich als Brautpaar vorzustellen. Allem nach stehen eben diese feinen Herzenstöne dem Verfasser nicht so zur Verfügung, wie etwa die eines derben Seemanns, von dem er uns ein Prachtexemplar in dem alten Strapp gezeichnet hat.

Richard Weltbrecht.

Epische Dichtungen.

1. Die Dorfprinzeß. Erzählende Dichtung von Hermann Kiehne. Nordhausen, Hausbuch-Verlag. 1889. 16. 1 M. 50 Pf.
2. Zwei epische Gedichte von Karl Graf Coronini. Görz, Wokulat. 1889. 12. 1 M. 60 Pf.
3. Theodulf. Ein Sang aus alter Zeit von F. Riotte. Köln, Bachem. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.
4. Unterm Krummstab. Ein Sang aus alter Zeit von A. Jüngst. Paderborn, F. Schöningh. 1889. 12. 2 M.
5. Ginevra. Ein erzählendes Gedicht von Adolf Volger. Altenburg, Bonde. 1888. 12. 2 M. 50 Pf.
6. Cesario. Erzählung in Versen von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta. 1888. Kl. 8. 2 M. 50 Pf.
7. Rudolf der Stifter in Tirol. Ein episches Gedicht von Engelbert Winder. Innsbruck, Wagner. 1889. 12. 2 M.
8. Ulrich von Hutten. Heldengedicht von Carl Preser. Kassel, Hühn. 1889. 12. 3 M.

Mancherlei, Werthvolles wie Unbedeutendes, führt die Flut der literarischen Erzeugnisse mit sich, aber etwas so Läppisches — Verzeihung für den unparlamentarischen Ausdruck; es ist aber unmöglich, eine andere Bezeichnung für das vorliegende Machwerk zu wählen — wie die „Dorfprinzeß“ von Herman Kiehne (Nr. 1) möchte doch noch kaum darunter gewesen sein. Daß jemand über das, was er selbst geschrieben, jedes Urtheils bar ist, läßt sich allenfalls begreifen; daß jemand sich dazu hergibt, an solch eine „Prinzeß“ Druck und Papier zu verschwenden,

ist schon weit unbegreiflicher; daß sich aber gar jemand findet, der sie lobt und wie lobt:

> Ein realistisches Dorfidyll, durchweht von einem leisen Hauche der Romantik, einer Art von aristokratischem Jasmingeruch, den eine Luftwelle durch den ländlichen Erdgeruch und kräftigen Waldduft streifen läßt. Die Schärfe der Contourenzeichnung (weder Zeichnung, noch Contouren darin!) hat durch die Kürze (inhaltloses breites Geschwätz!) in keiner Weise gelitten, im Gegentheil erscheinen die Gestalten mit einer schroffen Deutlichkeit auf der Bildfläche u. s. w. E. Bruch-Sinn —

das ist in der That völlig unbegreiflich. Eine ernste Kritik kann von dergleichen keine Notiz nehmen und geht einfach darüber hinweg zur Tagesordnung über.

Herzlich unbedeutend sind auch „Zwei epische Gedichte" von Karl Graf Coronini (Nr. 2). Trotz ihrer Buntheit wirken die mancherlei Geschehnisse, welche „Beatrice und Anzoletto" widerfahren, recht alltäglich, und selbst diejenigen unter ihren Thaten, die nicht alltäglich sind, können nicht erwärmen für Schattenwesen, denen es an wahrem Leben gebricht. Solch inhaltleere Spielereien sollten doch mindestens frei sein von Formfehlern (Summen — Blumen [S. 14], klärte — beschwörte [S. 29] u. s. w.) und von geschmacklosen Bildern gleich:

> Einem Teppich gleicht die Menge
> Auf dem Wasser ausgebreitet,
> Wo, anstatt auf bunter Wolle,
> Man auf Menschenköpfen schreitet —

und wie:

> Anzoletto's offne Stirne
> War zum Theil vom Regenbogen
> Süßen Trostes überwölbet,
> Theils von Wolken schwarz umzogen.

Wie sollte wol ein Maler die Stirn dieses schönen Jünglings färben! Reimen ist noch nicht dichten, und wenn auch die Verse hier leicht genug fließen, so ist doch auch mancher dazwischen, der seine Berechtigung — wenn von Berechtigung überhaupt die Rede sein kann — einzig in der Nothwendigkeit des Reimenmüssens findet: „Rasch enteilte Anzoletto", zwei Zeilen weiter: „Und er schloß die schwere Klinke" — mit diesem ganz überflüssigen und urprosaischen Worte „Klinke" schließt der fünfte Gesang dieses epischen Gedichts einzig darum, weil ein vorhergehendes „Winke" einen Reim fordert. Das zweite Gedicht „Le Sorelle" hat schon durch die Kürze einen Vorzug, ist auch etwas eigenartiger, da der Stoff augenscheinlich einer bestimmten örtlichen Ueberlieferung entlehnt ist. Doch auch hier ist derselbe Hauptmangel wie in dem vorhergehenden: die Gestalten sind zu schattenhaft, zu leblos.

Nun endlich ein Dichter? „Die junge Tanne" hat ihm „erzählt aus alten Tagen ... Weihnachtsträume — Waldessagen!" und reizend frische, einfach liebliche Weisen sind es, die sie dem „Theodulf" F. Riotte's (Nr. 3) anvertraut hat, so lauschig, wie ein Dichter sie wol im grünen Waldesschatten träumen mag und sie dann zu klingenden Reimen fügt, die leicht hintändelnd, doch durchaus nicht inhaltleer, den Wald in seiner Pracht des bunten Lenzes wie des weißen Winters schildern, und die Herzen, welche sich dieser Pracht freuen. Ein frommes Weihnachtslied singt dieser „Sang aus alter Zeit", von einem Frankenritter, der, obschon als Christ getauft, doch im Herzen noch nicht lassen kann von den alten Göttern, von dem:

> Was die weisen Frauen einstens
> Ihn gelehrt in Kindheitstagen. —

Mächtig zwar dringt auch der neue Glaube auf ihn ein, von dem ihm fromme Gläubige geredet, deren Worte seinen Sinn umfangen, während er

> Schreitet durch des Waldes Schweigen,
> Würzig duftet's rings, und ist schon
> Mittagsruhe in den Zweigen.
>
> Grünlich goldne Käfer summen,
> Und die Blätter rauschen leise
> Von des Waldes dunkeln Sagen
> In geheimnißvoller Weise.
>
> Schmetterlinge, bunt und prächtig,
> Gaukelnd auf- und niederschweben —
> Welch ein vielgeschäftig Treiben
> In dem stillen Waldesleben!

Als er nun gar die drei Zeichen erfüllt sieht, die er zur Bekräftigung des Gesagten von dem Klausner gefordert, und sein Herz liebend der Mädchenrose entgegenschlägt, die er „in dem tiefsten Waldesdickicht ... blühend" gefunden — Erfüllung des dritten Zeichens —, da zieht in der „Weihnacht" mit dem Glück erwiderter Neigung auch der Glaube siegend ein in sein selig Herz. Kein tieferes Eingehen in innere Glaubenskämpfe schildert das Lied, aber dichterisch anmuthig gibt es Stimmungsbilder aus Menschenherz und Natur. Einmal nur stört den Reigen der leicht und lieblich fließenden Reime ein gar zu prosaischer Ausdruck, der durchaus nicht hineinpaßt:

> Waldgehege, dicht und dämmrig,
> Wo noch keine Axt geklungen,
> Das vor vierzehnhundert Jahren
> Noch kein Menschenfuß durchdrungen.

Die hübschen Liedchen, welche die Sehnsucht nach dem Fernen, der ihr beim ersten Blicke lieb geworden, Ehrentraut entlockt, mahnen in Ton und Stimmung an die Liebeslieder Margaretha's im „Trompeter":

> Nun ist er fort und ist geschieden —
> Gott weiß, ob ich ihn wiederseh'.
> Auf seinem Weg sei Glück und Frieden,
> Wo immer er auf Erden geh'.
>
> In meines Daseins stille Tage
> Trat er wie Frühlingssonnenschein;
> Verschlossen tief im Herzen trage
> Ich die Erinn'rung nun allein.
>
> Doch ob auch kurz das Glück gewesen,
> Ein, ach, so kurzer Augenblick —
> Das arme Herz, es wird genesen;
> Bleibt unvergänglich doch sein Glück.

Besonders ansprechend ist das ganz kurze:

Kleiner Waldquell, deinem Murmeln
Lausch' ich gern in müß'ger Stunde;
Ist mir doch, als kläng' darinnen
Leise märchenhafte Kunde.

Zwar ich weiß es nicht zu deuten,
Und ich kann es nicht verstehen —
Eines aber singt dein Rauschen
Lind und leise: Wiedersehen!

Entschieden katholische Färbung gleich diesem trägt auch der gleich ihm dichterische „Sang aus alter Zeit": „Unterm Krummstab" von A. Jüngst (Nr. 4). Er ist der Heimat der Dichterin, Westfalen, gewidmet, die sie feiert. So fließend, frisch und zum Theil auch kraftvoll die epischen Partien — und diese sind selbstverständlich die vorherrschenden — erscheinen, liegt die eigentliche und entschiedene Begabung der Dichterin doch wol in der Lyrik. Ihre Benutzung der Kreuzzüge und der sie bewegenden Gedanken gibt dem Gedicht einen bedeutenden, wahrhaft epischen Hintergrund; es ist jedoch nicht künstlerisch, daß sie große geschichtliche Gestalten als Nebenfiguren nun auch thatsächlich mit hineinverflicht. Friedrich Rothbart steht zu hoch für eine Statistenrolle: wo er erscheint, sollte er der erste sein und alles übrige sich nur um ihn gruppiren. Goethe's „Hermann und Dorothea" ist auch in der Beziehung der Verwerthung eines großen zeitbewegenden Ereignisses, das doch nur den Zusammenhang mit Weltbewegendem bildet, ohne unmittelbar thätig einzutreten, noch stets unerreichtes Vorbild. In einer Beziehung hat die Dichterin auch hier den geschichtlichen Untergrund zu voller poetischer Wirkung gebracht: jene opferfreudige Begeisterung der Kreuzzüge, jene fromme Gläubigkeit, in die noch kein Gedanke einen Zwiespalt getragen, bildet die gleichmäßige wohlthuende Grundstimmung ihres Sanges, der in beinahe wunderbarer, doch in jener bewegten Zeit begründeter Weise am befriedigenden Schlusse die zuvor anscheinend so unendlich weit Getrennten, deren Lust und Leid er singt, zu einem friedlich engen Ringe eint.

Doch, wie gesagt, so ansprechend auch die erzählenden Theile sind, sie werden weit übertroffen von dem Reize der zahlreich eingestreuten Lieder. In gläubiger Andacht schwingt sich das Gebet empor; zartsinnig flüstert die Minne:

Roswitha, lieblichstes Röslein du
Auf sonnigen Lenzesauen,
O, dürft' in süßer, seliger Ruh'
Ich Aug' in Auge dir schauen!
Roswitha!

O dürft' ich heimlich an deiner Thür
Dem Ton deiner Stimme lauschen
Und freudevoll Gruß und Kuß mit dir,
Du minniglich Mägdelein, tauschen!
Roswitha!

Da müßt' verstummen die zehrende Pein,
Müßt' holder Friede mir thauen,
Roswitha, lieblichstes Röslein mein
Auf sonnigen Lenzesauen!
Roswitha!

Frisch kräftig erschallt das Trinklied; in reizender Frische die Frühlingsfeier:

Wir grüßen den König, den wonnigen Mai,
Mit Harfenklang
Und eilen in bunten Scharen herbei
Zu Spiel und Gesang.

Auf grüner Wiese, am knospenden Rain
Herrscht fröhlich der Held;
Er schwinget den Stab, und die Blüten schnein
Vom Himmelszelt.

Er lächelt, und flüssiges Sonnengold
Verkläret die Au'n,
Als ob der süßeste Friede wollt'
Herniederthaun.

Der Kukuk rufet, die Nachtigall singt
Mit frohem Schall,
Aus tausend und tausend Kehlen dringt
Ein Widerhall.

Er rufet auch uns und wir ziehen hinaus
Zu Spiel und Gesang,
Und grüßen den König im grünen Haus
Mit Harfenklang.

Wir jubeln ihm alle aus voller Brust:
Es lebe der Mai,
Der Sänger, der Sieger, der Schöpfer der Lust!
Juchhei! Juchhei!

Auch in der Behandlung von Sprache und Form zeigt sich die Herrscherin, die im Altvergessenen neue Schätze zu finden und ihnen frisches Gepräge zu geben weiß:

Dreimal lenzten Wald und Wiese,
Dreimal falbten sie im Herbste —

lenzen, falben, ein ganzes Bild, eine ganze Stimmung in einem Worte! Dichterisch schön ist auch der Schlußgedanke. Beim fröhlichen Festmahle sitzen sie alle vereint, eben noch schallt es jubelnd, da wird es:

Trüb und trüber —
Matter strahlt der Kerzen Schimmer,
Leichte Schatten gleiten schwebend
Durch die hochgewölbte Halle,
Zarte Wölkchen, die verwehen,
Um sich dichter noch zu drängen.
Bleicher wird der Schein und bleicher,
Weichend dehnen sich die Wände
Und in Nebelhauch zerrinnen
Die Gestalten jener starken
Stolzen Männer grauer Vorzeit u. s. w.

Solch beschwingte Boten, wie dieser frische Sang, flattern weithin über die Lande und mit ihrem süßen Tone tragen sie auch den Namen dessen, der sie gesungen, zu all den erfreut Lauschenden.

„Ginevra" von A. Volger (Nr. 5) ist gleichfalls ein Sang aus alter Zeit, wenn auch der Titel es nicht kündet. Der Dichter schöpft am frisch sprudelnden Quell der Volkssage, welcher, ob tausendfach besungen, der neue Sänger wieder neue Züge ablauscht oder vielmehr andichtet. Es ist die alte Mär von der blonden deutschen Frau, der Genoveva, und ihrem finstern Verderber Golo, die der

Sänger sich erwählt und mit voller Freiheit des Herrschers im Gebiete des Liedes behandelt. Der Stoff an sich ist ihm wesentlich nur die Staffage, welche die Arabesken, die sein Lied darum schlingt, in romantischer Verschwendung dichterisch umranken. Frühling, Morgen, Heimat, Wein und Liebe besingt er so in anmuthigem Sinne, in wohllautenden Rhythmen und willig folgt der Leser ihm auf blumengeschmückter Bahn zum heitern Ziele, das den Schuldigen straft und die Unschuld aus den Schatten der Trübsal leuchtend hervorgehen läßt. Das Ganze ist Spiel, aber ein lieblich Spiel. Hier der Anfang des vierten Gesanges:

Wieder war es Frühling worden,
Wieder ging es wie ein Sehnen
Durch die Welt — in hellen Nächten
Sang die Nachtigall das Brautlied,
Sang's der jungfräulichen Erde,
Die im träumerischen Sinnen
Harrt des Bräutigams. — Da kommt er,
In dem Haar die erste Blüte,
Leise auf den weichen Sohlen,
Beugt sich stille zu ihr nieder,
Küßt die Schläferin verstohlen.
— — — — — — — — — —
Habt ihr es denn schon vernommen?
Ueber Nacht ist er gekommen,
Frühling ist ins Land gezogen,
Dem geflügelte Gedanken
Lange schon entgegenflogen.
Hei! wie regen ohne Ende
Jetzt zur Arbeit sich die Hände,
Leichte Weste, weich und milde,
Wehn geschäftig durchs Gefilde,
Schaffen, eilen, ohn' zu ruhen
Hin auf Siebenmeilenschuhen.
Duftig quillt ein Blütensegen
Jetzt aus jedem Busch entgegen,
Aus der Knospe enger Hülle
Drängt's hervor in reicher Fülle.

Aus weit entlegenen Zeiten frommen Schwärmens und Kämpfens nun ein weiter Sprung mitten hinein in unsere vielbewegte prosaische Gegenwart.

In frischer Heiterkeit erzählt „Cesario" von Otto Roquette (Nr. 6) von Außergewöhnlichem, das auch inmitten dieser Welt geregelter Vernunft sich erfrischend ereignen kann. Der Klang des Namens, der an Liebbekanntes mahnt, ist Absicht: Cesario-Fides ist nach Cesario-Viola genannt. Auch ihr entwirrt sich manch bunte Verschlingung zu behaglich befriedigender Lösung. Mitten hinein in unsere Alltagswelt, deren Berechtigung zu poetischer Behandlung der Dichter in Anspruch nimmt:

Doch wer des Menschen Fühlen und Empfinden
Inmitten einer wüsten Alltagswelt,
Den Kampf mit ihr, sein ringend Ueberwinden,
Selbst wenn das Lachen sich dem Ernst gesellt,
Versteht, und werth hält, mit ihm anzubinden,
Zu sehn, wie's innerlich mit ihm bestellt,
Und Glück und Thorheit menschlich sich erneuen,
Wird vor Alltäglichem zurück nicht scheuen —

stellt er als Heldin eine lieblich originelle Gestalt:

. . . Wie hier Natur in Eins verwoben
Die schönsten Gaben, um in Form und Geist
Als rein und unantastbar zu erproben
Die Kraft, die still den eignen Weg sich weist,
Jedwedem Niedern innerlich enthoben.
— — — — — — — — — —
. . . In Fides' innerem Versenken
Und Urtheil stets die tiefere Natur:
Fremd in der Welt, zu Haus' im eignen Denken,
Im Kleinen bang, frei auf des Großen Spur.

Mit heiterer Theilnahme folgt man dem Werden des Geschicks des durch seltsame Lebensfügung eigenartig entwickelten schönen Zwillingspaares. Die anziehende Mischung von Ernst und Scherz, die aus dem Ineinanderweben des Lebens, wie es der Tag in gewohntem Kreislauf auf festem Boden der Gegenwart an deutlich bezeichneter Stätte — Dresden — mit sich bringt, mit freier entwickelten Elementen hervorgeht, entfaltet sich in spielender Anmuth, in künstlerischer Beherrschung der schönen Form. Doch ist es nicht allein die schön gebildete kunstvolle achtzeilige Strophe, in der auch nicht ein einzig mal ein Flickwort stört, mit ihrer Sicherheit der Form, die durch Wortstellung, Klang und Rhythmus so unverkennbar Spott wie Ernst ausdrückt, welche an den sprachgewaltigen Sänger des „Orlando" mahnt, der in sicherer Meisterschaft mit seinem herrlichen Instrumente spielt; auch der Inhalt, dem es trotz des heitern Spiels der Poesie durchaus nicht an tief verborgenem Sinne fehlt, weckt wie ein leises Echo aus Meister Ludwig, der „mit des Scherzes Meisterschaft" manch Wahngebild zerstört hat.

Das Reich der frei schaffenden Phantasie verlassend, führen die folgenden Arbeiten in das der historischen Dichtung. „Rudolf der Stifter in Tirol" von Engelbert Winder (Nr. 7) behandelt den Heimfall der Grafschaft Tirol an Oesterreich nach dem frühen Tode Meinhard's IV. Die Handlung hat zwar Einheit, aber nicht die poetische, sondern die geschichtliche der Reihenfolge von Begebenheiten. Selbstverständlich knüpfen sich diese Begebenheiten an Persönlichkeiten, aber diese Träger der Handlung sind als Individuen weder tief genug erfaßt noch lebendig genug herausgearbeitet, um wahrhaft poetischen Anforderungen zu genügen. Der tiefste Grund der Anschauung wie der Darstellung ist nicht poetisches Gestalten, sondern folgerichtiges prosaisches Geschehen. Die Form leicht fließender gebundener Rede ist ja äußerlich dichterisch, aber Reime, selbst die schönsten Reime, können einen Inhalt, der an sich nicht poetisch ist, nicht zu Poesie wandeln. Einzelne Theile: hübsche Schilderungen der tiroler Gebirgswelt (S. 20), treffende Charakterisirung des Tirolers sind recht gelungen:

Ein Volk wohnt hier, das mehr vertraut
Ist mit der That als seiner Rede,
Doch auch in dieser nicht zu blöde
Und gleich den Felsen, die es schaut,
Scharfkantig, wetterfest und spröde.
Die Arbeit und die Noth zumeist
War seine Schule; sie verlieh

Ausdauer, Muth und Kraft, daß Geist
Und Körper ihm gesund gedieh.
Nicht fliegt den schnellsten Flug gerade
Sein Denken, aber ohne Prahlen
Und rüstig folgt es auch dem Pfade,
Wo Gottes hellste Sterne strahlen,
Wahrheit und Schönheit. Die Natur
Schon wies zu dieser ihm die Spur.
Es blieb, wenn's auch bedachtsam schritt,
Zurück nicht in den untern Reihn
Und holte selbst auf ihrem Ritt
Zuletzt die Stolzesten schon ein.
Doch Gottesfurcht und reine Zucht
Sind seines Glaubens reifste Frucht.
Das Alte gilt ihm gut, das Neue
Hält schwer vor seinem Urtheil Stand,
Und bis zum Tod währt seine Treue
Dem Kaiser und dem Vaterland.

Aber es fehlt auch nicht an gereimter Prosa.

Das Gedicht ist zur Feier des österreichischen Kaiserjubiläums entstanden, ein Beitrag zur inneren Geschichte Oesterreichs, von treuer Gesinnung erfüllt und mit einem guten Zweck im Auge. Die Kunst aber ist eine strenge und eifrige Gottheit, die keine andern Götter neben sich duldet, und jeden Zweck, der außer ihr liegt, durch Einbuße an künstlerischer Vollkraft rächt.

Wahre Dichtervollkraft thut noth, wo ein Stoff von der Größe bewältigt werden soll, wie ihn sich Karl Preser in seinem Heldengedicht „Ulrich von Hutten" (Nr. 8) erwählt hat. Ihm ist diese Bewältigung nicht gelungen. Er gibt kein volles Bild der machtvollen Persönlichkeit, noch weniger eines der großen Zeit, in der sie als gewaltig treibender Factor mitwirkte. Und nicht allein der Inhalt, auch die Form ist vielfach verfehlt. Welch falsche Anschauung:

Er fühlt, daß der Sprache gewaltige Kraft
In des Wortes mächtigem Rauschen
Dem Fluge der Seele die Weihe erst schafft,
Die fortreißt zum Schauen und Lauschen.

Das mag wol hier des öftern der Fall gewesen sein, in dem häufig ganz netten Versgeklingel, bei dem freilich die Erinnerung an die gedankenschweren, gleichsam in Erz gegossenen Zeilen nicht stören darf, in denen C. F. Meyer „Hutten's letzte Tage" besingt. Von schönen Worten hingerissen, wird dann auch mancherlei gesagt, was besser fortbliebe. Was haben Anklänge an Goethe, Schiller, Leibniz („Monaden"), Bürger („wie Harfenton und Glockenklang") und nun gar an die modernen Materialisten („Stoff ist Stoff und Kraft ist Kraft") in einer Schilderung von Hutten zu thun? Als im höchsten Grade geschmacklos berühren auch theologische Streitschriften in solche Poesie (!) umgesetzt (S. 39 fg.), noch dazu die Hutten's, die sich durchaus nicht zur Verwässerung eignen. Wo bleibt endlich die Würde der Sprache, zumal der epischen, bei Reimen wie:

Um ihn herum nur fluchende Verdammer,
Verwegne Spieler, wüste Trunkenbolds? —

als Reim auf „Stolz", nicht etwa ein Druckfehler. Auf derselben Seite, welche diese elegante Pluralbildung ziert, berührt noch eine Stelle höchst fragwürdig:

Was Gott sich hat als Rüstzeug auserkoren,
Wird nicht die Beute roher Räuberlust!
Ist's nicht sein Wille, geht es nicht verloren,
Denn seine Allmacht schützt es unbewußt.

Der Allwissende unbewußt? — Aehnlich auch:

Schwarzgrau und finster wie ein Bann,
In dem die Gottheit sterbend schmachtet —

wo auch die sterbende Gottheit nicht zu dem durchweg christlichen Tone stimmen will. Völlig unverständlich ist mir:

Dies Wort, des Muthes übervoll,
Wohl fand es der Begeist'rung Zoll,
Allein im Geist — der selbst nicht handelt
Und nur auf fremden Rosen wandelt.

Wie weiß C. F. Meyer in den engen Rahmen, den er seiner Dichtung gegeben, in schwerwiegendem, gehaltvollem Ausdruck all die großen, jene Zeit bewegenden Elemente mit hineinzuziehen! Nichts fällt bei ihm aus dem Rahmen der Zeit, aber alles, was sie bedeutend bewegte, ist auch hineingenommen, ohne im geringsten die festgezogenen Schranken zu durchbrechen. Kein Anachronismus stört, aber der Gesichtskreis ist so weit, daß er alles Wesentliche umspannt und im Seienden das größere Werden ahnen läßt. Von all dem ist hier nichts; weder Renaissance, noch Loyola, noch Kopernikus werden geahnt. Hier die Breite der Leere, dort die Knappheit des Reichthums. Die Daseinsberechtigung dieses „Heldengedichts" ist in der That unerfindlich und sein Vorhandensein wol einzig dadurch zu erklären, daß der Verfasser „Hutten's letzte Tage" von C. F. Meyer nicht kennt. Möge er sie andächtig lesen und daran lernen, wie ein Dichter solch gewaltigen Stoff erfaßt, um ihn poetisch zu gestalten.

M. Benfey.

Biographisches und Culturgeschichtliches.

1. Friedrich Rückert. Ein Lebens- und Charakterbild für Haus und Schule. Von C. Beyer. Mit Porträt. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine belletristische Lebensskizze des Dichters, welche die biographischen und literargeschichtlichen Thatsachen in blumenreicher Sprache aneinanderreiht. Da sie es unterläßt, den letzten Wurzeln nachzugehen und die Werke kritisch zu zergliedern, gebricht ihr jeder wissenschaftliche Werth, wie eine eingehendere Würdigung der gelehrten Arbeiten des Orientalisten ausgeschlossen bleibt. Der Begriff „für Haus und Schule" ist zwar ein beschränkter, doch ist er weit genug, um an eine Rückert-Biographie höhere Ansprüche

stellen zu dürfen, als hier erfüllt werden. Vor allem vermisse ich eine scharfe Beleuchtung der handgreiflichen Schwächen der Rückert'schen Poesie und der herben Sprödigkeit seiner Natur: das Bild ist zu panegyrisch gerathen, als daß es treu und wahr wäre, und selbst vertrauliche Spielereien des Reimkünstlers werden als poetische Edelsteine von dem Biographen ausgegeben, wie jene komische Apostrophe, welche Rückert an seine Schwiegertochter richtet:

Zeitungbringerin,
Fliegenwedelschwingerin,
Fehllose Jägerin,
Treffliche Todtschlägerin,
Liebe Belebenn,
Kleinmuthes Heberin,
Sorgenabwenderin,
Trostredespenderin,
Leidensabfragerin,
Besserungswahrsagerin,
Leisanschweberin,
Arzeneigeberin,
Stundenmahnerin,
Zeitvertreibsanbahnerin,
Temperaturspürerin,
Feuernachschürerin,
Witterungkünderin,
Lampendochtanzünderin,
Morgenbegrüßerin,
Abendrastversüßerin,
Nachvorleserin,
Bücheramtsverweserin,
Allzeitunterhalterin,
Gesprächsstoffentfalterin. . . .

Mich dünkt, dies seien lediglich billige Reimtändeleien, die nicht als Prachtstücke zur Schau zu stellen wären. Aber die gleiche Kritiklosigkeit beherrscht das ganze Werk.

2. Michael Schütz genannt Toxites. Leben eines Humanisten und Arztes aus dem 16. Jahrhundert von C. Schmidt. Straßburg, Schmidt. 1888. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Es ist ein anziehender Gelehrtentypus des 16. Jahrhunderts, welcher in vorliegendem Buche unsere Kenntniß jener fernen Epoche lehrreich erweitert. Als Humanist und Poet seine wandelreiche Bahn beginnend endet Michael Toxites als Alchymist und paracelsischer Arzt. Der Verfasser dieser Biographie hat sich ein dankenswerthes Verdienst erworben und den schwierigen Stoff rühmlich bewältigt. Er berichtet uns zuerst von seines Helden Jugend- und Studienjahren, um mit seiner Schulmeisterei, seinem poetischen Schaffen und seinem Misgeschicke zu Urach diese erste Hauptperiode des Schütz'schen Lebens abzuschließen. Sodann erscheint Toxites vor uns als Lehrer am straßburger Gymnasium und als Schulmeister zu Brügg. Ein wiederholter Aufenthalt zu Straßburg wird um so weniger übergangen, als der Verfasser besonders bestrebt war, in seinem Buche zugleich einen Beitrag zur straßburger Stadtgeschichte zu liefern, mit welcher Toxites sich ein zweites mal verknüpfte. Dann folgen wir dem gelehrten Manne nach Tübingen und zum Schluß in seine Thätigkeit als paracelsischer Arzt zuerst nach Straßburg und dann nach Hagenau. Ein sorgfältiger „Index bibliographicus" beschließt das Werk, in welchem ich ein Stück geläuterten Baumaterials zur Geschichte süddeutschen Städte- und Humanistenlebens im 16. Jahrhundert freudig begrüße.

3. Gottlieb von Jenner (1765—1834). Denkwürdigkeiten meines Lebens. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Eugen von Jenner-Pigott. Bern, Wyß. 1888. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Es sind die Memoiren eines bernischen Staatsmannes, in welchen sich ein Ehrendenkmal schweizerischer Mannes- und Geisteskraft aufrichtet. Gottlieb Abraham von Jenner spielte eine Hauptrolle in jener Uebergangsepoche im berner Staatsleben, welche die sogenannte Periode der Helvetik und Mediation bildet. Jenner erwarb sich ein Hauptverdienst um die Rettung eines bedeutenden Theils des bernischen Staatsschatzes, übte großen Einfluß während der Dotationsstreites und des Steckli-Kriegs. Seine große Schlauheit und geistige Geriebenheit stand in komischem Gegensatze zu der Schwerfälligkeit seiner Erscheinung, welche einst Talleyrand zu der charakteristischen Aeußerung veranlaßte: „Citoyen Jenner, je donnerais un million pour avoir l'air aussi niais que vous." Das Verdienst des Herausgebers dieser mit großer Sachlichkeit geschriebenen Denkwürdigkeiten erhöht sich durch den Fleiß, mit welchem er das Buch mit erläuternden Anmerkungen versehen hat.

4. Unter den Linden. Bilder aus dem berliner Leben von Julius Rodenberg. Berlin, Gebr. Paetel. 1888. 8. 6 M.

Das Buch besteht aus einer Reihe anziehender Feuilletons und einer bunten Sammlung unterhaltender Plaudereien, die mit geschichtlichen Rückblicken auf die Entstehung und das Werden der berliner Linden beginnen und ohne eigentlichen Compaß, unter allerlei mehr oder weniger abschweifenden Betrachtungen über Gebäude und Persönlichkeiten der berliner Vergangenheit und Gegenwart sich fortbewegend, mit der Schilderung jenes weltgeschichtlichen Trauerzuges abschließen, der auf seiner letzten stillen Fahrt durchs Brandenburger Thor Kaiser Wilhelm I. unter seinen geliebten Linden das Geleite gab. Eine lange Folge lose verknüpfter mannichfaltigster Bilder wechselt auf solche Weise kaleidoskopisch vor unsern Blicken und wir folgen dem Führer willig auf seinen Zickzackbahnen, wenn uns bei dem jähen Zeiten- und Scenenwechsel seiner Betrachtungen auch manchmal schwindelig wird. Denn nicht selten geht es aus der Gegenwart kopfüber in die Zeiten Friedrich's des Großen zurück oder kopfunter ein ander mal aus dem alten „Russischen Hof" durchs Iffland'sche Theater in höchst moderne und höchst gewagte, wenn auch von Wilhelm Scherer angeregte Betrachtungen über die Grundkräfte des Schiller'schen Genies, die sicherlich nichts mit Berlin und nichts mit den Linden zu thun haben, als etwa die genannte Mittelsperson. Geschichtliche Erinnerungen und ästhetische Erwägungen, Chronikales und Geplauder wechseln in so krauser

Folge wie die vorgeführten Gestalten, und es kommt dem Verfasser dabei wenig darauf an, wenn die Gebäude und Figuren, an die er seine Gedanken anknüpft, zu den Linden in nicht näherer Beziehung stehen, als etwa das Wrangel-Denkmal oder Gottfried Keller, welcher gleichwol in den Rahmen dieser Linden tritt. Darum wollen auch wir uns nicht an den Titel halten, sondern diese Blätter einfach für das nehmen, was sie sind, in Buchform herausgegebene, der berliner Vergangenheit und Gegenwart gewidmete Feuilletons; nur in diesem Sinne sind Trivialitäten zu verstehen und in Dankbarkeit für das Bessere des hier Gebotenen nachzusehen, wenn es S. 33 heißt: „Ja, wenn wir einen Bismark hätten für den Roman und einen Moltke für das Epos oder das Drama, welch ein Drama, welch ein Epos, welch einen Roman würden wir haben! (!) Aber sie hatten ein anderes zu vollbringen, diese beiden; etwas des Preises nicht minder werth, und für den Moment wichtiger." Im Sonstigen zeichnet der Verfasser seine Bilder und Porträts mit jener leichten und doch gemüthvollen Gestaltungskraft, welche ihm auf dem Gebiete des deutschen Feuilletons so manchen freundlichen Preis errang. Daß die Gläser, durch welche er seine Welt betrachtet, nicht immer farblos sind, trägt nicht wenig dazu bei, die Stimmung seiner Gemälde zu erhöhen. Nur ist der Grundton dieser vorliegenden Bilder aus dem berliner Leben zu elegisch, ein Pathos, das an sich der Erinnerung an vergangene Größen zugute kommt, auf die Dauer aber abspannend wirkt. Man ist an dies Moll zu sehr gewöhnt, wenn man zu den Schilderungen der Beisetzungsfeierlichkeiten des Kaisers Wilhelm gelangt, und mit jenem traurigen Abschiedsgruße: Vale Senex Imperator, dem letzten Lebewohl Berlins an seinen scheidenden Kaiser, das Buch zu Ende geht. Aus der Menge der vorgeführten Porträts nur einzelne herauszuheben, ist um so schwieriger, als sie naturgemäß sämmtlich etwas Skizzenhaftes haben. Aber Biographien wird niemand hier erwarten, und auch Schattenrisse behaupten ihren Kunstwerth, wenn sie feinsinnig geschnitten sind. Unter den umfänglicheren Schilderungen rühme ich die, welche uns die Linden in den verschiedenen Epochen ihrer Geschichte, Jahres- und Tageszeiten vor Augen führen; unter den Silhouetten diejenige E. T. A. Hoffmann's. Auch zum Zeugen einer Akademiesitzung der Gegenwart werden wir berufen, und J. Rodenberg überschüttet die gelehrten Männer mit einer ganz überflüssigen Flut so überschwenglicher Lobpreisungen, daß man lange in Zweifeln schwebt, ob man sich über solchen Götzendienst entsetzen oder belustigen soll. Ich will nicht weiter in Einzelheiten eingehen; aber dieses Gruppenbild mahnt mich allerdings an die apotheosirenden Kunststücke des Barockstils. So wird von Curtius behauptet, daß da etwas in seinen Zügen stehe, welches „das Land der Griechen mit der Seele suche", und in Mommsen's holsteinische Nase und niedersächsische Stirn wird verwandtschaftliche Aehnlichkeit mit römischen Cäsarenbildern hineingefabelt aus dem alleinigen Grunde, weil dieser eine wohlbekannte Geschichte Roms und jener eine nicht minder bekannte Griechenlands geschrieben hat. Kaum aus dem Studium dieser beiden Werke aber kann Rodenberg seine Hoffnung auf den „goldenen Tag" eines endlichen Völkerfriedens gewonnen haben, von dem er auf der berliner Wachtparade träumt, auf welche „die großen Führer der Befreiungskriege von ihren Postamenten herabschauen, stumm, ohne Antwort auf die Frage, wann endlich der Tag anbrechen werde, golden wie dieser Sommertag, der Tag des Völkerfriedens, für welchen sie gekämpft haben und wir noch immer unter Waffen stehen."

Wie wenig kennt unser Plauderer von den Linden, dieser so gründliche Kenner der preußischen Königsstadt, diesen Bülow und Blücher, diesen Scharnhorst und Gneisenau, wie wenig diesen York (den sein sonst reingedrucktes Buch übrigens von Wartenberg nennt), traut er ihnen solche utopische Vorstellungen zu. Diese Feldherren stritten allein für den Ruhm der preußischen Krone und die Freiheit der preußischen Monarchie. Für nichts anderes. Um je von einem ewigen Völkerfrieden auch nur zu träumen, waren sie viel zu nüchterne Denker und vor allem viel zu sehr preußische Soldaten.

5. Aus meiner Gymnasial-, Universitäts- und Dienstzeit. Aufzeichnungen nach dem Leben, nebst praktischen Vorschlägen als Beitrag zur Frage der Ver- und Ausbildung der akademischen Jugend von einem jungen Beamten. Leipzig, Fock. 1888. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Das Buch besteht zum Theil aus einer Kritik unseres studentischen Corpslebens. Der Verfasser ist selbst Corpsstudent gewesen, aber trotzdem ist seine Kritik nicht objectiv genug und nach keiner Seite neu. Die Erfahrungen, die er persönlich gesammelt hat, sind nicht umfassend genug, um darauf ein allgemeineres Urtheil aufzubauen. Er hat vereinzelte Erscheinungen im Auge, aus denen er einen Wahrspruch ins Große entwirft. Die Grundsätze des Corpsstudentenlebens an sich sind es nicht, welche die jungen Existenzen vernichten oder ihre bessere Entwickelung unterbinden; es sind die schwachen Charaktere, welche aus dem idealen Kerne jener Lebensgesetze nicht die Kraft zu gewinnen im Stande sind, ihre Normen aus dem äußeren in das geistige Leben zu übertragen. Ich habe beim göttinger Jubiläum wissenschaftliche Berühmtheiten von höchstem Klang in Corps-Couleur gesehen. Die besten Reden, welche beim Jubelcommers stiegen, hielten Excellenz von Goßler und Excellenz von Bennigsen in Corps-Couleur. Göttingens größter Student erschien leider nicht; wäre er indessen, der größte Mann des Jahrhunderts, der wiederholten Einladung nachgekommen, so wäre er ebenfalls in Corps-Couleur erschienen. Das sind Beweise genug, die sich übrigens vertausendfachen ließen, daß man sich aus den Kneipen der Corps sehr wohl zu des Lebens stolzesten Höhen emporarbeiten kann. Der Verfasser sieht zu schwarz. Sein Urtheil ist zu subjectiv. Ich weiß sehr wohl, daß die Corpsstatuten die junge persönliche Freiheit bis zur Unfreiheit, zur Willenslosigkeit einschnüren; ich weiß sehr

wohl, daß die ungeheuern Ausgaben der Feudal-Corps in keiner Beziehung im Verhältnisse zu den Genüssen stehen, die sie bieten; ich weiß sehr wohl, daß die Gefahr einer geistigen Verdumpfung und Versumpfung vorhanden ist, aber andererseits ist es doch leicht ihr zu entrinnen. Und der Gewinn, welchen der äußere und innere Mensch aus der Corpszucht mit hinaus in das Gesellschafts- und Beamtenleben trägt, ist unermeßlich: es ist ein aristokratisches Gepräge, das sich in unbedingter Herrschaft über die Formen, in trefflicher Schlagfertigkeit, wohl abwägender Zurückhaltung und schnellbereiter Rechenschaftsforderung äußert, wo die eigene Persönlichkeit unliebsam gestreift oder nur berührt wird. Die Disciplin des Aeußern bleibt selten ohne Rückwirkung auf die Zucht des Innern, und der stete Verkehr mit der blanken Waffe verleiht ein so sicheres Selbstvertrauen und der gewohnheitsmäßige Anblick von Blut und Wunden eine so verächtliche Geringschätzung des leiblichen Schmerzes, daß sich hier allerdings eine Anzahl von Momenten ergiebt, welche die Schulung des Corpslebens als ein Besitzthum erscheinen lassen, dessen idealer Werth sich von einer unvergleichlichen Bedeutung erweist. Ich glaube den Standpunkt der Schrift genügend gekennzeichnet zu haben. An ihrer besten Absicht ist nicht zu zweifeln, aber sie ist zu einseitig entworfen und innerhalb zu enger Grenzen zur Ausführung gelangt.

6. Deutsches Vagabunden- und Verbrecherthum im 19. Jahrhundert. Von Otto Fleischmann. Barmen, Klein. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Verfasser ist seit 23 Jahren an einer Strafanstalt mit gemischter Haft thätig und es war ihm somit reiche Gelegenheit geboten, tiefe Einblicke in das moderne Verbrecherthum zu gewinnen und gründliche seelische Studien zu machen. Vorliegendes Werk ist eine Frucht derselben. Es führt uns eine Reihe von Charakterköpfen vor Augen, deren Zeichnung zum Theil so scharf wie sorgfältig in den Einzelheiten ist. S. 163 heißt es:

Ein Zuchthaus ist eine Welt im kleinen; innerhalb seiner hohen Mauern entwickelt sich ein eigener Geist, eine eigene Welt- und Lebensanschauung, eigene Ansichten von Recht und Unrecht, Ehre und Schande. Die Leidenschaften sind ebenso gut vorhanden wie draußen, nicht minder die Sinnlichkeit und Genußsucht; aber sie dienen andern Herren und jagen andern Zielen nach. Der höchste Genuß, der kostbarste Besitz ist der Taback, er ist das allgemeine Tauschmittel, der allgemeine Werthmesser. Der genußsüchtige Sträfling, der Knecht seiner Leidenschaft sieht alles nur darauf an, ob er es etwa gegen Taback umsetzen kann, jeder Gegenstand hat für ihn nur so viel Werth, als er Taback dafür bekommt. — Ein vernünftiger Mensch, der sich zu beherrschen weiß, hätte mit dem Quantum Schnupftaback, daß (so) jedem ordentlichen Sträflinge gereicht wird, vollständig genug, allein die Leidenschaft hat ja nie genug, und so erhebt sich im Zuchthause die Nase zum vornehmsten aller menschlichen Glieder und es blüht dort, abweichend von allen bekannten Götzendiensten, der Cultus der Nase.

Es sei übrigens betont, daß die vorgeführten Typen vorwiegend der süddeutschen Verbrecherwelt entnommen sind. Daß eine Fülle von Elend und Jammer in diesen Lebensbildern an uns vorüberzieht, ist natürlich; jede Schönfärberei indessen wäre hier zum Unrecht geworden, wo Wahrheit der Selbstzweck bleiben mußte. Für alle Fälle belohnt der Verfasser seine Leser mit der nähern Kenntniß einer Welt, die manchem leicht verschlossen bleiben möchte und in ihrem dunkeln Sein und Treiben einen so hohen Anspruch auf die Theilnahme aller Menschenfreunde hat, wie sie für Staatswissenschaft und Psychologie eine Menge der tiefsten Probleme enthält. Bemerkenswerth ist Fleischmann's Beobachtung des Gegensatzes des weiblichen und männlichen Verbrecherthums:

Weit schwieriger ist die Arbeit des Geistlichen in einem Zuchthause für Frauen als in einem solchen für Männer. Hier hat er es mehr mit Roheit, Brutalität und sittlicher Verkommenheit zu thun, dort steht er vor einem Abgrunde von List und Bosheit, von Ränkesucht, Lüge und Verstellung. Der Mann gibt sich meistens wie er ist, ja er prunkt manchmal mit seiner Verdorbenheit und Schlechtigkeit; das gesunkene Weib will dagegen anders scheinen, als es ist; es spielt, seltene Fälle ausgenommen, mit großem Geschick irgendeine Rolle. Deswegen mußte ich schon oft unwillkürlich das Männerzuchthaus mit einer Menagerie, das Weibergefängniß mit einem Schauspielhaus vergleichen.

Der Vergleich ist minder geschmackvoll als anschaulich; die Beobachtung selbst aber erinnert an manche weiberhassende Aeußerungen Shakespeare's und unserer Classiker.

Adalbert Schroeter.

Philosophische Schriften.

1. Kant und Schopenhauer. Zwei Aufsätze von Georg von Gizicki. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 2 M.

Die beiden Aufsätze sind Säcularbetrachtungen. Der erste ist eine Würdigung von Kant's ethischen Hauptwerken, seit deren Erscheinen ein Jahrhundert verflossen ist. Der Verfasser entwirft in demselben in kurzen Zügen ein erschöpfendes Gemälde seiner auf der unbedingten Nöthigung des kategorischen Imperativs beruhenden Moral, welche vollkommen unabhängig von jeglichem außer ihr liegenden Zwecke, lediglich durch sich selbst besteht, und unterzieht die Modification derselben durch die Verquickung mit dem angeblich von der Moral unabweislich geforderten Glauben an das Dasein einer persönlichen Gottheit und an eine persönliche Unsterblichkeit einer bündigen vernichtenden Kritik. Er blickt jedoch zu den Lehren von der Pflicht, von dem guten Willen und der moralischen Autonomie als Elementen von unvergänglichem Werthe mit Innigkeit und Andacht auf. Ich kann mich indeß für den starren, marmorkalten Pflichtbegriff aus denselben Gründen, aus welchen Schiller über ihn in seiner meisterhaften Ab-

handlung „Ueber Anmuth und Würde" den Stab bricht, nicht erwärmen. Ja, es will mich schier bedünken, als habe Kant selbst seine strenge, schroffe Scheidung der Pflicht von der Neigung durch die Begründung derselben zu Grabe getragen. Er gibt nämlich in seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" (S. 258 fg.) zu Gunsten der lautern, völlig uninteressirten Pflichtgemäßheit die Erklärung ab, „daß keine Idee das menschliche Gemüth mehr erhebt und bis zur Begeisterung belebt, als eben die von einer die Pflicht über alles verehrenden, mit zahllosen Uebeln des Lebens und selbst den verführerischsten Anlockungen desselben ringenden und dennoch — wie man mit Recht meint, daß der Mensch es vermöge — sie besiegenden, reinen moralischen Gesinnung. Daß der Mensch sich bewußt ist, er könne dieses, weil er es soll, das eröffnet in ihm eine Tiefe göttlicher Anlagen, die ihn gleichsam einen heiligen Schauer über die Größe und Erhabenheit seiner wahren Bestimmung fühlen läßt". Verdient denn aber der kategorische Imperativ, zu dessen Rechtfertigung auf das heilige Feuer der Begeisterung hingewiesen wird, das seine Verwirklichung in des Menschen Herz entzündet, noch den Namen des unbedingten kategorischen Imperativs? Ist eine Tugend, welche unter dem Zeichen ihres weihevollen, erhebenden, befreienden und beflügelnden Temperamentes geübt wird, eine selbstlose, uneigennützige, aus der bloßen Ehrfurcht vor der heiligen Majestät des Gesetzes hervorgegangene Tugend? Ist ein Gebot, bei dessen Befolgung die wohlthätigen Folgen auf das eigene Ich in Betracht gezogen werden, um seiner selbst willen erfüllt? Trägt eine Pflicht, welche unter dem Gesichtspunkte des höchsten Gutes betrachtet wird, den Stempel der rücksichtslos nur um sich selbst bekümmerten Pflicht und Schuldigkeit? Nicht der vollendeten Anpassung des Willens an das unbestechliche moralische Gesetz, sondern der Angemessenheit des Willens zu der moralischen Glückseligkeit spricht Kant's Motivirung der Pflichtgemäßheit das Wort. Griechisches Ebenmaß und griechische Heiterkeit grüßen uns in ihr.

Die zweite Abhandlung ist Arthur Schopenhauer aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages gewidmet. Sie entrollt vor unseren Augen ein die gesammte Literatur über sein Leben zusammenfassendes Bild seines Lebenslaufs und macht sich alsdann an eine Schilderung seines Charakters, welche wohl eher eine Ehrenrettung desselben genannt zu werden verdiente. Es will uns indeß scheinen, als habe der Verfasser in dieser Ehrenrettung des Guten zu viel geleistet und sich zu weit vorgewagt. Wir stimmen mit ihm von Herzen gern darin überein, daß Schopenhauer ein Philosoph gewesen, der den Muth der Wahrheit hatte und dem die Wahrheit über alles ging, der sie liebte, trotzdem sie eine Braut ohne Mitgift war, und unangefochten durch die ihm bis in das letzte Jahrzehnt seines Lebens widerfahrene Nichtbeachtung und hämische Verkleinerung seiner Werke, seiner heiligen Aufgabe treu blieb. Wir können jedoch keine Entschuldigung für seine maßlose Selbstüberschätzung gelten lassen, welche in der Geschichte der Philosophie nicht ihresgleichen kennt. Fern von allem Feingefühl trieb er mit sich einen förmlichen Götzendienst. Aus seinen Werken und Aussprüchen klingen allerorten die Hegel untergeschobenen Worte durch: „Ich möchte mit Christus sagen: ich lehre die Wahrheit und ich bin die Wahrheit." Diese grenzenlose Ueberhebung ist durchaus nicht etwa, wie der Verfasser anzunehmen beliebt, ein Auswuchs der ihm zutheil gewordenen rücksichtslosen Behandlung; denn sie ist älter als diese. Schon als neunzehnjähriger Jüngling hatte er die Mutter durch seine „bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von ihm ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte", tief betrübt. Und als er im Frühjahre 1818 „Die Welt als Wille und Vorstellung" Brockhaus in Leipzig zum Verlage anbot, prophezeite er ihr, daß sie eins von den Werken sein werde, „welche nachher die Quelle und der Anlaß von hundert andern Büchern werden". Im überschäumenden Selbstbewußtsein widmete er hernach in Italien 1819 — in Vorwegnahme des Greises, dem der Niedergang der Hegel'schen Philosophie den Ausspruch: „Die letzte Oelung wird meine Taufe sein; wie bei den Heiligen wartet man auf meinen Tod, um mich zu kanonisiren", entlockte — dem im Drucke befindlichen Werke die Verse:

> Aus langgehegten, tiefgefühlten Schmerzen
> Wand sich's empor aus meinem innern Herzen.
> Es festzuhalten, hab' ich lang' gerungen:
> Doch weiß ich, daß zuletzt es mir gelungen.
> Mögt euch drum immer wie ihr wollt gebärden:
> Des Werkes Leben könnt ihr nicht gefährden.
> Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr vernichten:
> Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten.

Der Verfasser gibt uns wol auch zu bedenken, daß in dem Geiste des Mannes, welcher mit Fug und Recht den Namen des Philosophen des 19. Jahrhunderts trägt, der Hochmuthsteufel vollkommen am Platze war: „Es ist wahr, er hat sehr hoch von sich gedacht: und hatte dazu in der That allen Grund." Darauf haben wir jedoch zu erwidern, daß der Werth von Schopenhauer's „großer Entdeckung", seines „hundertthorigen Theben" — von welchem nebenbei bemerkt am Schlusse des Büchleins eine kurze Skizze geliefert wird —, noch in der Geschichte schwankt. Adhuc sub iudice lis est.

2. Hegel und Schopenhauer, ihr Leben und Wirken. Von Alexander Graf Foucher de Careil. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von J. Singer. Mit einer Vorrede von R. Zimmermann. Wien, Konegen. 1888. Gr. 8. 8 M.

Am 5. Mai 1845 sprach Mignet in der französischen Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften: „Die Wissenschaft hat kein Vaterland, sie ist das Gemeingut der ganzen Welt. Ihre Jünger werden nicht durch die Grenzen der Staaten voneinander geschieden, sie verstehen sich trotz der Verschiedenheit der Sprachen. Sie sind Bürger desselben Ideenreiches, sie bilden eine große intellectuelle Gesellschaft, stehen unter den gleichen Gesetzen:

unter der Herrschaft der ewigen Gesetze des menschlichen Geistes; die Richtung ihres Strebens wird durch dasselbe Ziel, durch die Auffindung der allgemeinen Wahrheit, bebestimmt; ein gemeinsames Gefühl, sozusagen der Patriotismus der Civilisation belebt sie alle." In gleichem Sinne sagt der ehemalige Botschafter der französischen Republik, die, um mit Zimmermann zu sprechen, wie einst Plato der seinigen vorschrieb, sich durch einen Philosophen vertreten ließ, sehr schön, daß niemand, weder das einzelne Individuum, noch ein ganzes Volk allein für sich dasteht. Was jeder Einzelne leidet, denkt und erlebt, erlebt, denkt und leidet er für die Gesammtheit. Es gibt keinen individuellen Fortschritt, der nicht der ganzen Rasse zugute käme; es gibt keine Entdeckung, die sich nicht früher oder später verbreitete; der Gedanke, der in dem einsamsten Geiste gekeimt hat, nimmt seinen bestimmten Platz in dem gemeinsamen Erbgute der Menschheit ein. Gleich den vom Winde aufgejagten Samenkörnern wird er an die fernsten und fremdesten Ufer getragen. Der Geist kennt und zieht keine Grenzen zwischen den Völkern. Der Verfasser hat dies an sich selbst erfahren und erlebt, denn die Geschichte der deutschen Philosophie ist ihm zu größtem Danke verpflichtet. Er hat aus freien Stücken die der deutschen Nation als Ehrenschuld obliegende Errichtung eines monumentum aere perennius für seinen Lieblingsphilosophen Leibniz in Angriff genommen, indem er eine auf 20 Bände veranschlagte Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltete. Von denselben sind bisher sieben erschienen, welche zum großen Theile neues, aus den Originalquellen der Bibliothek zu Hannover, des Staats- und ehemaligen Reichshofrathsarchivs zu Wien geschöpftes Material an den Tag gebracht haben. Seine Entdeckung der „Réfutation inédite de Spinoza par Leibnitz" hat die Geschichte der Philosophie in den Stand gesetzt, eine der bis dahin schwierigsten kritischen Fragen, das Verhältniß des Spinozismus zur Monadologie, mit den eigenen Worten des Verfassers der letztern zu lösen und auf Grund dieses Ergebnisses zur Entscheidung anderer, seit Jahrzehnten vererbter Streitpunkte, wie die der Stellung Lessing's zu Spinoza und Leibniz, Maßgebendes beizutragen. Im Jahre 1859 wurde eine Denkschrift des Grafen über die Leibniz'sche Philosophie von der französischen Akademie der Wissenschaften mit dem Preise gekrönt. Und 1862 hat er die Literatur über Hegel und Schopenhauer, die beiden feindlichen Brüder der Philosophie des Absoluten, um das eben anläßlich des hundertsten Wiegenfestes Schopenhauer's ins Deutsche übersetzte werthvolle Buch bereichert, welches das Verständniß der Moral des Pessimismus nach Frankreich zu tragen berufen ist und Hegel nur als Sockel für Schopenhauer in Betracht zieht.

Ob aber auch gewissermaßen nur ein Schemel für Schopenhauer, wird Hegel gleichwol mit der ihm gebührenden Achtung und Werthschätzung behandelt. Das Urtheil, welches der Verfasser über ihn fällt, zeugt von gründlicher Kenntniß des Philosophen des „absoluten Idealismus", welcher Schelling's Phantasie der Philosophie bekämpft, den Begriff und nicht irgendein unbestimmtes Gefühl vom Göttlichen als die einzig richtige Form der Wahrheit aufgestellt hat. Der Endzweck seiner Metaphysik ist der Aufbau der Geschichte aus dem menschlichen Bewußtsein und zwar von dessen einfachsten Gebilden bis herauf zu den höchsten, von dem elementarsten Zustande des unmittelbaren bis zu der höchsten Stufe des philosophischen Bewußtseins, auf welcher der reine Geist in seiner Identität des Subjects und des Objects erkannt wird. Der reine Geist ist das reelle absolute Sein. Dieses muß, um in die Wirklichkeit zu treten, in der Menschheit zu Fleisch und Blut werden. Demnach umfaßt die „Phänomenologie des Geistes" die empirische Psychologie der als „Weltgeist" bezeichneten Menschheit, eine den Fortschritt der Völker construirende Philosophie der Geschichte, der Künste, Civilisationen und Religionen und endlich eine Geschichte der Philosophie im Sinne eines langsamen, aber beständigen Fortschrittes des Gedankens. Sie schildert, um es kurz zu sagen, die unzähligen Formen des Geistes, beziehungsweise seinen Kampf mit diesen unzähligen Formen; denn der Geist ist ein Feind seiner selbst. Er kommt aus der Negation nicht heraus, er ist der Geist, der ewig verneint. Im ungestümen Drange nach seiner Wiederauferstehung verschlingt er dem Gotte Saturn gleich unablässig seine Kinder. Was er heute schafft, zerstört er morgen wieder. Alles, was entsteht, muß vergehen. Alles fließt, alles flieht in unwiderstehlicher Flucht im Leben der Völker, ihrer Poesie und ihrer Sitten. Selbst die Werke, welche wir mit dem Lorber der Unsterblichkeit schmücken, um welche wir den Ruhmeskranz des Ewig-Schönen winden, machen hiervon keine Ausnahme. Und auch die unveränderlichen Ideen, „die wahren Mütter, die höchsten, auf nichts zurückzuführenden Arten", werden von dem unendlichen Werdeprocesse fortgerissen und verlieren ihre Stetigkeit. Sie werden Momente des Fortschreitens des Seins, eine Zusammensetzung des Endlichen und Unendlichen, die Stufen des Guten und des Gedankens. Sie sind nicht mehr die Grundlage der Vernunft selbst und das Princip der Intelligenz; sie werden die Einheit des Wirklichen und des Idealen, des Subjects und des Objects, des Allgemeinen und des Besonderen; sie sind nicht mehr die wahren und reinen Gedanken, welche sich im Geiste ansammeln; sie bewohnen vielmehr jene Gegend, wo die Phantome geschmiedet werden, denn der Geist schafft die Wahrheit. Wie richtig äußert sich doch der Verfasser über diesen metaphysischen Roman, daß er eine Selbstverhöhnung der Vernunft, den Tod der Psychologie bedeutet! Indem die Logik des Fortschritts auf die Identität des Seins und Nichtseins, auf die Einheit der Identität und Differenz gegründet wird, mündet sie in den Abgrund des klaffenden Nichts. Indem die Formen des Geistes gleich einfachen mathematischen, unendlichen Größen eine vor der andern in ewigem Wirbel verschwinden, schließt die Passionsgeschichte des Geistes nicht mit seiner Erlösung, seiner

Rückkehr zur Einfachheit und Reinheit der Idee ab. Es gibt nur relative Absolute; das Absolute wird aus allen Gebieten verdrängt, indem es zum Relativen herabgedrückt wird. Die Philosophie des Absoluten hebt sich selbst auf.

Den Schlüssel zu dem durchschlagenden Erfolge der Hegel'schen Philosophie findet Foucher de Careil mit Recht darin, daß der Leitstern derselben der Fortschritt ist. Dieselbe hat kein anderes Ziel, als den Glanz der Idee, die sich in der Geschichte der Welt widerspiegelt, hervortreten zu lassen; sie erhebt sich über die Bewegungen der Leidenschaften, um sich nur mit dem Allgemeinen, dem Fortschritte zu verbinden, und ihr Interesse besteht darin, zu erklären, wie die gegenwärtige Wirklichkeit das Ergebniß der Revolutionen der Vergangenheit ist. Ihre Eigenart, in allem, selbst im Verfalle noch den Fortschritt zu erkennen, hat in Deutschland gezündet und auch auf die Geister in Frankreich einen magischen Zauber ausgeübt. Auch Foucher de Careil kann sich demselben nicht entziehen, er kann sich indeß nicht verhehlen, daß der in der Hegel'schen Philosophie unzweifelhaft enthaltene Diamantensplitter seine Kosten nicht aufwiegt. Zum Schlusse unterzieht er den nebelhaft-rhetorischen Stil, die hieroglyphische Sprache unseres Philosophen mit ihren leeren Phrasen und dem inhaltslosen Formalismus einer ätzenden Kritik.

Der Verfasser mag den Optimismus nicht verleumden. Auch Philinte hat ohne Zweifel ihre Vorzüge; wenn er aber in unseren Tagen, deren Merkmale kleinliche Feigheit und charakterlose Compromisse sind, einem neuen Alceste begegnet, dann grüßt er „bis zur Erde". Ob er sich aber auch vor dem Schopenhauer belebenden Geiste in so ehrerbietiger Weise neigt, so ist er doch nicht blind gegen die mannichfachen Fehler und Mängel, welche seinem System den Lebensnerv unterbinden, es dem gewissen Untergange weihen. So verschließt er sich nicht der Einsicht, daß Schopenhauer, indem er Kant's subjectiven Idealismus, der sein Führer und Leiter gewesen, bis zu seinen letzten Folgerungen getrieben, in geringschätziger Zurückweisung jedes Versöhnungsversuches zwischen den idealistischen und realistischen Lehren alle Spuren des transscendentalen Realismus vernichtet, die objective Causalität geleugnet hat, um nur eine subjective, immanente Causalität anzuerkennen, die Brücke der Erkenntniß hinter sich abgebrochen, die Grundlagen der Metaphysik untergraben hat. Und der Moral, welche sich aufs engste an die Brahminen anlehnt und den Kampf der Natur gegen die Gnade, der φύσις gegen das ἦϑος durch das Princip der Verzichtleistung, der Leugnung des Lebens und der Rückkehr in das leere Nichts entscheidet, sagt er nach, sie sei eine durch das Opfer umgeformte und durch die Regel der Sitten niedergehaltene selbstsüchtige und böse Sittenlehre, welche eine grausame Ironie gegen die Zurückführung der Grundkraft der Welt auf den Willen enthalte. Wie ganz anders nimmt sich doch neben diesem aus einer altersschwachen und zum Untergange verurtheilten Gesellschaft geschöpften Pessimismus, welcher in dem Leben des Gedankens das Leben der schaffenden Thätigkeit erstickt und auf den aristokratischen Quietismus hinausläuft, jener Pessimismus aus, welcher nicht an die vollkommene Güte des Menschen glaubt, aber trotzdem oder vielleicht gerade darum rüstig und liebevoll sich einsetzt, ihn mitten durch die den Pfad des Lebens bedeckenden Täuschungen und Irrthümer zum Licht und zur Wahrheit zu geleiten! Er ist auf die Idee des Fortschritts gegründet, er ist eine Verschmelzung des orientalischen Weltschmerzes mit dem griechischen Optimismus, eine Verschmelzung Hegel's und Schopenhauer's. Leider vermissen wir mit Zimmermann die Bezugnahme auf die heute noch unwiderlegte Beurtheilung, welche die Philosophie des Willens durch Herbart erfahren hat. Herbart hatte nämlich 1819 beim Erscheinen der ersten Ausgabe der „Welt als Wille und Vorstellung" im Gegensatze zu jenen Philosophen, welche sie mit einem einer besseren Sache würdigen Eifer durch dreißig Jahre todt schwiegen, die zermalmende Frage aufgeworfen, wie in Anbetracht dessen, daß das Kant'sche Ding an sich nach der Versicherung des Verfassers nimmermehr Object sei, uns der Wille als Object bekannt werden könne. Man sollte doch meinen, das Unvorstellbare könne als solches auch niemals gewußt werden.

3. Das Geheimniß der Hegel'schen Dialektik, beleuchtet vom concret-sinnlichen Standpunkte von Eugen Heinrich Schmitt. Halle, Pfeffer. 1888. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Die Philosophische Gesellschaft zu Berlin hat diese Arbeit unter ihre Veröffentlichungen aufgenommen. Sie hat ihr ferner — Michelet natürlich ausgenommen — das Zeugniß ausgestellt,

sie sei unzweifelhaft das Werk eines gründlichen und in der Behandlung der schwierigsten Probleme geübten Denkers, sie habe das Wesen der dialektischen Methode auf Grund der Hegel'schen Schriften sorgfältig und mit eindringlichem Scharfsinn, nicht ohne originelle Gesichtspunkte entwickelt und ihre Beziehung zur Logik und Metaphysik mit gründlichem Verständniß dargelegt.

Dieses Urtheil wird von jedem, der Schmitt's Buch sine ira et studio prüft, bestätigt werden. Der Verfasser findet das Geheimniß der Hegel'schen Dialektik in der Auflösung des ganzen Systems der abstracten Gedankenwelt, in der immanenten Zerstörung der Abstraction. Thätiger Uebergang ist das ausgesprochene Princip Hegel's. Aber er faßte das Concrete nur in negativer, abstracter Weise; sein Concretes ist nur der abstracte Schatten des Concreten. Er schwebte daher gleich seinen Vorgängern noch einseitig in den Höhen des reinen Denkens; er suchte den concreten sinnlichen Boden, fand ihn aber nicht. Indem er von der Identität des Subjectiven und des Objectiven ausging, waren ihm die subjectiven Gedankenschemen der abstracten Schattenwelt unmittelbar und einfach die ansichseienden Mächte, Urmächte, Urgestalten des Bewußtseins nicht blos, sondern auch des Alls. Selbst die Kategorien des ersten Abschnitts des dritten Theils der Logik, die Kategorien des subjectiven Begriffs, verwandelten sich in objective Kategorien der Dinge. Das Ganze gleicht so einem chinesischen

Schattenspiele, wo es den Anschein hat, als ob die Schatten sich selbst ausdehnten und zusammenzögen, und wo der Philosoph als Tausendkünstler im Hintergrunde die wirklichen Figuren bewegt. Was er hervorbringt, sind eben nur diese Schatten der Abstraction und ihr Spiel, das sich auflöst. Was als neue Gestalt vielmehr hervorgekehrt wird als hervorgeht in diesem Schattenspiele der Dialektik, erweist sich wieder als Schatten, wird ebenso wieder verflüchtigt, dialektisch aufgelöst wie alles Vorhergehende. Der Mangel an concreter Allseitigkeit ist seine Auflösung. Hegel hat uns anstatt in das Reich ewig lebendiger Wirklichkeiten wieder nur in die Höhle Plato's geführt, wo wir, in den Banden der Abstraction gefesselt, nur Schatten schauen. Das Aufgelöste ist das schlechthin Objective des Gedankens. Die Tendenz ist für das Werk, die Absicht für die Erfüllung, der abstracte Schatten der Wirklichkeit für die Wirklichkeit selbst genommen:

Die Hegel'sche dialektische Auflösung wird so zum täuschenden Spiel der Abstraction mit sich selbst. Nicht das von der Hegel'schen absoluten Negativität nie wirklich erreichte Concrete, sondern diese abstracten Formen selbst als dies Aufgelöst-Unaufgelöste, als dies „Seiend-Nichtseiende" präsentiren sich als das Sichbewegende, Constituirende, Elementare des Processes, wie ihn Hegel faßt. Dies ist die Grundillusion der Hegel'schen abstracten Dialektik.

Durch diese Illusion ist der Naturphilosophie die Richtung vorgezeichnet. Wir erleben das eigenthümliche Schauspiel, daß die individuellen sinnlichen Gebilde buchstäblich zu reinen Gedanken, zu „einfachen Allgemeinheiten" verduften. Der logische Urproceß faßt in ganz mythologischer Weise den Entschluß, die Natur frei aus sich zu entlassen, sie aus seinen Gebilden herauszuspinnen. Wie Faust durch Mephistopheles, werden wir von dem Geist, der stets verneint, von der absoluten Negativität plötzlich in den Blocksbergnebel einer metaphysischen Walpurgisnacht hinaufgewirbelt, wo Schemen auf Naturgebilden reiten, wie die Teufel und Hexen auf Besen, Böcken und Schweinen; wo sich Gedankenphantome mit sinnlichseienden Naturwesen in unnatürlichster Weise gatten und die wüste Orgie einer chaotischen Vermischung des Gedanklichen und Sinnlich-Individuellen vollziehen.

Nach alledem hat Grillparzer einen Schuß ins Schwarze gethan, da er Hegel das Epigramm widmete:

Möglich, daß du uns lehrst, prophetisch, das göttliche Denken;
Aber das menschliche, Freund, richtest du wahrlich zu Grund.

4. Platon's Technik. An Symposion und Euthydem nachgewiesen von Ludwig von Sybel. Marburg, Elwert. 1889. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die philosophische Genügsamkeit unserer Tage, welche sich mit dem kleinsten Fleckchen zufrieden giebt, das für den Gedanken abfällt, war Platon fremd. Ihm ist die Philosophie die Gesammtheit aller geistigen Thätigkeiten in ihrer vollendeten Entwickelung, die allein entsprechende Verwirklichung der vernünftigen Menschennatur, die Herrscherin, der alle andern Gebiete zu dienen haben und von der allein sie den ihnen beschiedenen Antheil an der Wahrheit zu Lehen tragen. Sie ist nicht eine Wissenschaft neben andern, sondern sie ist die Wissenschaft schlechthin, die einzig und allein erschöpfende Weise des Erkennens, und auch alle besonderen Wissenschaften müssen in sie hineinfallen, sobald sie auf die rechte Weise behandelt werden. Richtig betrieben gehören sie zur philosophischen Propädeutik, sie finden in der Dialektik ihren Abschluß, und sind so lange werthlos, als sie nicht dem Dialektiker zum Gebrauche übergeben werden. Die Philosophie ist also mit einem Worte der Brennpunkt, in welchem alle im menschlichen Vorstellen und Thun vereinzelten Strahlen der Wahrheit zur Einheit sich verdichten, sie ist die absolute Vollendung des geistigen Lebens überhaupt, die königliche Kunst, in der das Hervorbringen und das Wissen um den Gebrauch des Hervorgebrachten zusammenfällt. Der Entwickelungsgang dieser Philosophie als Ganzes in dem Menschen ist der Grundton, auf welchen die platonischen Dialoge gestimmt sind. Sie tischen uns nicht eine Philosophie auf, sondern eine Methode des Philosophirens. Sie entrollen vor unsern Augen kein dogmatisches System, sie bieten uns nur Weiser und Führer auf dem Wege zur Zeugung im Schönen, das will sagen zur Erhebung des philosophischen Triebes zum bewußten begrifflichen Wissen.

Der akademische Lehrgang ist an sich selbst die platonische Philosophie. Wollten wir neben jenem noch nach einem System Platon's suchen, so würden wir gerade den springenden Punkt seiner Philosophie verfehlen. Was dieselbe so fruchtbar macht, das ist ja eben der Umstand, daß sie sich nicht als Dogma gibt, sondern nur als Leitfaden. Die Entwickelung des Schemas dieses Leitfadens mit Einschluß der Wissenschaftslehre ist es, welche wiederholt dem Geiste und der Feder Platon's die Richtung verleiht. Es ist dies vorderhand von Sybel an drei Fällen nachgewiesen, an der Rede des Sokrates im „Symposion", an dessen erstem Act und an dem „Euthydem", welcher sich ihm nach einer eingehenden Parallele zwischen beiden Dialogen gleichfalls als eine akademische Schrift, eine Einladung zum Eintritte in die Akademie darstellt; denn er bezeichnet sich gar oft ausdrücklich als „Protrepticus", er ist ferner nicht von Philosophie überhaupt, sondern von Dialektik der ausgereiften platonischen Methode besonders getragen, er geht endlich in gründlichen Auseinandersetzungen mit der pseudophilosophischen Schule des Antisthenes und der halbphilosophischen des Isokrates ganz auf. Sybel's Schrift klingt in die schönen Worte aus: „Muthig hat Platon alle Segel aufgesetzt und das Steuer nicht aus der Hand gelassen, bis der Columbusruf Land! Land! erklang. Das ist der Jubelton, welcher aus den Hymnen des Gastmahls schallt. Wie aber der Steuermann allen kreuzenden Strömungen zum Trotz den Curs hält, das zeigt der «Euthydemos». Auf ihrem Curshalten ruht die Zuversicht der Akademie. Φιλοσοφητέον."

Bernhard Münz.

Klopstock's Oden.

Friedrich Gottlieb Klopstock's Oden. Mit Unterstützung des Klopstock-Vereins zu Quedlinburg herausgegeben von Franz Muncker und Jaro Pawel. Zwei Bände. Stuttgart, Göschen. 1889. Gr. 8. 12 M.

In diesem Musterbuche philologischer Kritik erhalten wir endlich die längst gewünschte historisch-kritische Ausgabe der Klopstock'schen Oden. Die Herausgeber haben, soweit es in ihren Kräften stand, alles, was zu einer so schwierigen Aufgabe nöthig war, gethan, sie sind den oft schwer erreichbaren Quellen Klopstock'scher Oden in Briefen, Einzeldrucken, Zeitschriften nachgegangen, und nur der Fachgenosse kann würdigen, welche Arbeit in diesem immerhin mäßig starken Doppelbande steckt, welcher die Oden in der von Klopstock zuletzt beliebten Fassung, die Lesarten und die für die Zeitbestimmung nöthigen historischen Notizen bringt. Sie haben bei ihrem Durchsuchen der zeitgenössischen gedruckten und ungedruckten Literatur auch manches bisher unbekannte Gedicht Klopstock's ans Licht gezogen und bringen nunmehr vollständig alle diejenigen Gedichte, deren Verfasserschaft unbestritten ist, nebst den Odenfragmenten, in möglichster chronologischer Reihenfolge, wobei sie mehrfach von Klopstock's eigener Anordnung und niemals ohne besondere Begründung abwichen. Der Ausgabe kommen die Errungenschaften der modernen Literaturwissenschaft an Methode und Material vortrefflich zugute, und Klopstock's Entwickelung, sowie seine ganze dichterische Persönlichkeit, die sich am reinsten in den Oden darstellt, lassen sich an der Hand dieses Buchs bis ins einzelne überblicken. Somit haben die Männer vom Fache alle Ursache, die Veröffentlichung dankbar entgegenzunehmen.

Doch mag es wol auch Leute geben, die angesichts dieser mühsamen und entsagungsreichen Arbeit die Frage aufwerfen: Wozu ein solcher Aufwand peinlichster Sorgfalt um Klopstock, mit dem das lebende Geschlecht nichts mehr gemein hat? Diesem Einwande begegnet das Vorwort, indem es mit Recht betont, daß wir in Klopstock's Oden, mag auch ein Theil — und vielleicht der größere — derselben künstlerischer Vollendung entbehren, das Grundbuch unserer modernen Lyrik zu erblicken und darum hochzuhalten haben. Sie gehören zu den unvergänglichen Besitzthümern unsers Volks, durch welche wir für alle Zeiten vor andern Völkern groß geworden sind. Klopstock löste den Deutschen dichterisch die Zunge, er strömte ein starkes unmittelbares Gefühl in seine Gesänge hinein, er wirkte auf das Gemüth und die höhere Sittlichkeit der Nation zurück, er schuf die dichterische Sprache. Das Vergängliche an ihm hat sich längst ausgelebt; aber das Unvergängliche an ihm war wol des hingebenden Fleißes werth, den die Herausgeber an dieses Buch gewendet haben.

Heinrich Löbner.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 26. März d. J. hat eine der unermüdlichsten und hervorragendsten deutschen Schriftstellerinnen, Frau Luise Otto-Peters in Leipzig, ihr siebzigstes Geburtsfest begangen. An ihren ersten Roman „Ludwig der Kellner" (1843) hat sich bis zum letzten „Die Nachtigal von Werawag" (1887) eine kaum absehbare Folge erzählender Dichtungen geschlossen. Daneben ist Luise Otto als Musikschriftstellerin vielfach thätig gewesen. Von 1849 ab widmete sie sich der Sache der Frauenarbeit, seit 24 Jahren steht die rüstige Kämpferin an der Spitze des von ihr mit Fräulein Auguste Schmidt gegründeten Allgemeinen deutschen Frauenvereins, dessen Zeitschrift „Neue Bahnen" noch nimmer spüren läßt, daß ihre Leiterin dem Greisenalter nahe gekommen. Möge ein milder Lebensabend der tapfern ehrwürdigen Frau beschieden sein!

— Der Tod Ludwig Walesrode's in einer Heilanstalt bei Ludwigsburg in Würtemberg wird gemeldet. Dem heutigen Geschlechte völlig entfremdet, ward er kürzlich durch Fallson's Memoirenblätter aus der vormärzlichen Zeit Königsbergs wieder in Erinnerung gebracht. Zu Altona 1810 geboren, hat er als politischer Humorist seine Bedeutung gehabt, später in demokratischer Verbitterung sich vom öffentlichen Leben abgewandt.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum" vom 2. März 1889 meldet, daß die eben erschienene erste Hälfte des zweiten Bandes der „Geschichte der englischen Literatur" von Professor ten Brink mit Genehmigung und unter Aufsicht des Verfassers durch Clarke Robinson (Durham University) übersetzt wird.

— Die „Revue des Deux Mondes" vom 15. März 1889 bringt einen umfangreichen Aufsatz Lévy-Bruhl's, welcher eine Anzahl deutscher Geschichtswerke in eingehender Weise bespricht, zunächst Woldemar Wenck: „Deutschland vor hundert Jahren" (Leipzig 1887). Der Berichterstatter greift den Satz Wenck's heraus, in welchem letzterer behauptet, daß die 1789 ausbrechende französische Revolution eine anhebende Neuentwickelung der politischen und staatlichen Verhältnisse in Deutschland am Fortschreiten und an der Vollendung gehindert habe. „Wenck verficht diesen Satz mit einem Aufwande großer Gelehrsamkeit und stützt denselben besonders auf eine genaue und vollständige Durchsicht der Zeitungen und politischen Schriften jener Tage.... Vor allen Dingen muß man unterscheiden zwischen den Thatsachen, welche Wenck zusammenträgt, und der Deutung, welche er denselben gibt. Letztere bleibt zum mindesten zweifelhaft, die Thatsachen hingegen sind unbestreitbar." Es folgt nun eine ausführliche Wiedergabe des Gedankenganges Wenck's. Der Einfluß Friedrich's II. sei unleugbar; aber er machte sich für den Fortschritt mehr auf literarischem als auf politischem Gebiete bemerkbar; im Grunde blieb Deutschland so in sich zerrissen wie früher, und der deutsche Geist des unbedingten Gehorsams gegen die Fürsten blieb auch derselbe. Preußen aber, so meint der Berichterstatter, war damals der Vertreter eines sich aus dem Gegensatze zu dem Hause Habsburg erklärenden Particularismus, dem keinerlei Einheitsbestrebungen im

Volke die Wage hielten. Erst die französische Revolution und Napoleon I. weckten Deutschland aus seinem Schlummer und führten es dem Zustande entgegen, dessen es sich jetzt erfreut. — Der Berichterstatter wendet sich dann zu den Werken Leopold von Ranke's: „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund", Heinrich von Treitschke's „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" (erster Band) und Karl Klüpfel's „Die deutschen Einheitsbestrebungen", beurtheilt aber nicht jedes Buch für sich, sondern gibt ein Bild von dem Inhalte derselben, indem er zunächst über die Preßverhältnisse spricht, welche in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland herrschten. Ferner handelt er von den bevorzugten Ständen in Deutschland und vom Erwachen des dritten Standes, sowie von der mehr und mehr erstarkenden Soldatenherrschaft. Alles führt den Verfasser zu dem Ergebnisse, daß vor 1789 in Deutschland von einem politischen Fortschritt irgendwelcher bedeutenden Art nicht die Rede gewesen wäre. Den Schluß bildet ein Vergleich des Deutschland von 1789 mit dem von 1889. „Ersteres, ohne irgendwelchen politischen Ehrgeiz, versenkt sich ganz in seine Literatur und seine Philosophie und ist erfüllt mit menschenfreundlichen Träumen und Wahnvorstellungen; letzteres kraftbewußt, stolz auf seine Einheit und noch in Erregung und unruhig wegen seiner Siege. Ersteres gibt sich mit einer völlig eingebildeten Einheit zufrieden, welche zu ihrer Begründung das Opfer keines geschichtlichen Rechtes und kein Blutvergießen foderte. Seine Denker und seine Dichter gaben sie ihm. Da die Deutschen es gewohnt sind, die kaiserliche Krone im Hause Oesterreich von Glied auf Glied forterben zu sehen, so halten sie fest an dieser Jahrhunderte alten Ueberlieferung. Das heilige römische Reich deutscher Nation fügt sich vortrefflich in die menschenfreundlichen Beglückungspläne der einen und die Sonderbestrebungen der andern. Weit davon entfernt, eine kräftige Vereinigung zu wünschen, würden sie dieselbe eher fürchten, wenn sie überhaupt daran dächten. Sie haben den Siegen Friedrich's II. zugejubelt, aber die Politik, das Verfahren der preußischen Regierung flößen ihnen nur Schrecken und Abscheu ein. Heutzutage ist an die Stelle des Ideals, das die ganze Welt umfaßte, die eifrige Verfolgung des deutschen Vortheils getreten; an die Stelle der politischen Gleichgültigkeit der Wunsch und später der Stolz, ein großes Volk zu sein.... Man würde einen Irrthum begehen, wenn man annähme, daß die Bewegung ihr Ende erreicht habe. Dieselbe wird vielmehr nur aufgehalten und zwar durch die geschickt genährte Furcht, die Ergebnisse eines glücklich geführten Kriegs in Frage gestellt zu sehen, sowie durch den überwältigend großen Einfluß eines hochbegabten Mannes. Unvermeidlich wird diese Bewegung aufs neue beginnen. Das neue Reich ist nur ein Bundesstaat; es wird danach streben, ein Einheitsstaat zu werden. Schon sucht sich derselbe seine Behörden zu schaffen. Der Socialismus ist nur eine Partei, er wird regieren wollen und schon handhabt er meisterhaft das allgemeine Stimmrecht. Lassalle hat zwar zum politischen Erfolge des Fürsten Bismarck beigetragen; aber dasselbe Werk bereitet vielleicht auch den schließlichen Sieg des socialistischen Gedankens von Lassalle vor." Wir sehen, daß sich der Berichterstatter wenig auf die Besprechung der einzelnen Werke einläßt, sondern vielmehr den gemeinsamen Grundgedanken derselben zusammenfaßt und in den wörtlich wiedergegebenen Schlußsätzen denselben von seinem Standpunkte aus beurtheilt.

— „The Athenaeum" vom 9. März 1889 macht auf den Aufsatz in „Petermann's Geographischen Mittheilungen" aufmerksam, welcher einen ausführlichen Bericht über die letzte Reise des Generals Przewalski nach Mittelasien nebst einer vorzüglichen Karte enthalte. Ferner wird der Bericht Dr. Hans Meyer's und Dr. Oscar Baumann's über ihre jüngste Reise durch Usambara erwähnt, dem nur eine aus dem Gedächtniß gezeichnete Karte beigefügt werden konnte, da leider die Tagebücher der Entdecker in die Hände des Bushiri gefallen sind.

Ueber die „Handelsgeographie" von Dr. Karl Zehden, welche von Findlay Muirhead, M. A. (Blackie u. Son) ins Englische übertragen wurde, heißt es, daß es „die Ehre einer Uebersetzung kaum verdient habe. Muirhead hat zwar die Abschnitte über England und seine Colonien etwas erweitert, aber selbst in dieser Form macht sich ein auffallendes Misverhältniß zwischen den verschiedenen Theilen des Buchs bemerklich. Während z. B. den unbedeutendsten deutschen Staaten (so Lippe und Waldeck) ein besonderer Abschnitt zugemessen ist und der Bericht über Hamburgs Handel sogar über zwei Seiten einnimmt, werden die englischen Grafschaften mit einer einzigen Zeile abgethan und Liverpool scheint in drei Zeilen gebührend gewürdigt. Im allgemeinen erscheint das Buch zuverlässig und könnte zweckmäßigerweise in Schulen, namentlich in Elementarschulen, in der allgemeinen Geographie verwendet werden."

Bibliographie.

Altrna-Rzelarz, C. E., Den Manen Sr. k. k. Hoheit, des Kronprinzen Rudolf! Cypressen-Zweige. Trauerbilder. Komotau, Mändl. Gr. 8. 40 Pf.

Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge. VIII. Studien über Jan van Scorel, den Meister vom Tode Mariä von H. Toman. Mit 6 Tafeln. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 2 M.

Neue Bibliothek für das deutsche Theater. Nr. 27: Um höheres Recht. Schauspiel von K. Pauli. Mit erlaubter Benutzung eines vorhandenen Stoffes. Leipzig, O. Vieweg. 12. 30 Pf.

Demmin, A., Spanisches Blut. Roman aus der Gegenwart. Dresden, Pierson. 8. 5 M.

Evers, A., Auch ein Franzose. Historische Erzählung aus Lübeck's Vergangenheit. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 9 M.

Geschichte des 2. Großherzoglich hessischen Infanterie-Regiments (Großherzog) Nr. 116. Mit 1 Uebersichtskarte und 2 Skizzen in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. 1889. 1 M. 50 Pf.

Heimbucher, M., Die Papstwahlen unter den Karolingern. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 4 M.

Henne am Rhyn, O., Die Freimaurer, deren Ursprung, Geschichte, Verfassung, Religion und Politik. Leipzig, Ziegenhirt. 8. 1 M. 50 Pf.

Hochenegg, A. W. K., Die ethische Seite des Radfahrens. Leipzig, L. Weber (Sport-Verlag). 8. 70 Pf.

Hohenfeld, H. B., Reichslands Lieder. Straßburg, Bomhoff. Gr. 8. 60 Pf.

Khuenberg, Sophie v., Nach der Natur. Skizzen in Prosa. Graz, Pechel. 8. 3 M.

Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland in den Jahren 1870/71. Wohlfeile Volksausgabe, nach dem Großen Generalstabswerk und anderen amtlichen Quellen bearbeitet mit Genehmigung des Großen Generalstabes. Mit circa 30 Karten und Plänen und circa 20 Portraits. 1stes Hft. Berlin, W. Pauli. Gr. 8. 30 Pf.

Loeschcke, G., Aus der Unterwelt. Dorpat, Karow. 1888. Gr. 4. 50 Pf.

Löw, L., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von I. Löw. 1ster Bd. Szegedin, A. Bába. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Mehring, S., Der Reim in seiner Entwicklung und Fortbildung. Berlin, Mehring. 8. 3 M.

Meili, F., Die internationalen Unionen über das Recht der Weltverkehrsanstalten und des geistigen Eigentums. Ein Vortrag. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Osterloh, A., Der Andere. Lustspiel. Dresden, Pierson. 1881. Gr. 8. 1 M.

Salburg, E., Der Kronenwalt. Charakterbild. Graz, Pechel. 8. 2 M.

Schein, J., Unsere Rechtsphilosophie und Jurisprudenz. Eine kritische Studie. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 5 M.

Soffé, E., Die erlebten und literarischen Grundlagen zu Goethe's dramatischen Jugendwerken. 1stes Hft.: „Erwin und Elmire". Brünn, Knauthe. 1888. Gr. 8. 30 Pf.

Von der Monarchie, ihrer Nothwendigkeit und Gefahr. Ein wissenschaftliches Capitel von B. Hartogensis. Berlin, Stilke. Gr. 8. 1 M.

Walleiser, E., Gedenkblätter an das Dreikaiserjahr. Schweidnitz, Heege. 12. 25 Pf.

Weber, W., Der arabische Meerbusen. 1ster Thl. Historisches und Morphologisches mit 1 Tiefenkarte. Marburg, Ehrhardt. 1888. Gr. 8. 2 M.

Went, R. v., Eine Urlaubsreise nach Griechenland und der Türkei. Linz, Mareis. Gr. 8. 3 M.

Wissmann, H., Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost. Von 1880 bis 1883 ausgeführt von Paul Pogge und Herm. Wissmann. Mit 2 Karten von R. Kiepert und mit vielen Abbildungen, Lichtdruck-Vollbildern und Illustrationen im Text, nach den von R. Hellgrewe in Oelgemälden und Zeichnungen ausgeführten Skizzen von H. Wissmann. 2te Auflage. 1ste u. 2te Lfg. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. à 1 M.

Zola, E., Die Lebensfreude. (La Joie de vivre.) Roman. Aus dem Französischen übersetzt von O. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Zum Paradies der Damen. (Au bonheur des dames.) Roman. Aus dem Französischen übersetzt von O. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen in neuen Auflagen:

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweiter Band: **Lateinische Sommer.** Sechste Auflage.
Fünfter Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Gregorovius' Wanderjahre enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werthe, wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die häufigen neuen Auflagen dieser Bände zeigen, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Inhalt der übrigen Bände der „Wanderjahre in Italien“:
Erster Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Sechste Auflage.
Dritter Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
Vierter Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.

Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1889. **Viertes Heft.**

Inhalt: Tiefe Schatten. Erzählung von E. Ruborff. — Das deutsche Theater in der Schweiz. Von Karl Spitteler. — Die Lage der siebenbürger Sachsen. Von Rudolf Bergner. — Ueber die Verwendung der Elektricität im Kriege. (Mit einer Abbildung.) Von Franz Bendt. — Die Lösung der Krakatau-Frage. Von Bernhard Dessau. — Ueber Aufgabe und Ziel der Naturerklärung. Von Dr. Edmund Koenig. — Neuere französische Romane. Von Friedrich Carl Peterssen. — Aus den Briefen Wagner's an seine dresdener Freunde. Von Heinrich Reimann. — Denkwürdiges: Deutsche Reichsgesetzgebung. Von Ludwig Fuld. — Todtenschau.

„Unsere Zeit“ erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.



Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Friedrich Spielhagens
Ausgewählte Romane
in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.
Verlag von L. Staackmann, Leipzig.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lieder
des
Giovanni Meli
von Palermo.
Aus dem Sicilianischen
von
Ferdinand Gregorovius.
Zweite Auflage.
8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Soeben erschien:

BROCKHAUS'
Kleines
Conversations-Lexikon.

4. Auflage.
Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln, darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 2/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 11. April 1889.

Inhalt: Briefwechsel Napoleon's I. mit König Friedrich von Würtemberg. Von Otto Speyer. — Daudet's neuester Roman. Von Theodor von Sosnosky. — Das Drama „des Werdenden und des Kommenden". Von Emil Mauerhof. — Poetisches und Pädagogisches. Von Friedrich Groch. — Japanische Kunst. Von D. Brauns. — Neuere Popularphilosophie. Von Konrad Hermann. — Baltische Literatur. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Briefwechsel Napoleon's I. mit König Friedrich von Würtemberg.

Politische und militärische Correspondenz König Friedrich's von Würtemberg mit Kaiser Napoleon I. 1805—1813. Herausgegeben von August von Schloßberger. Stuttgart, Kohlhammer. 1889. Gr. 8. 10 M.

In unserer Besprechung des von Schloßberger herausgegebenen Briefwechsels der Königin Katharina und des Königs Jerôme von Westfalen sowie des Kaisers Napoleon mit König Friedrich von Würtemberg (Nr. 24 d. Bl. f. 1888) heißt es: „Betreffs der politischen Ereignisse, ihres innern Zusammenhanges und ihrer Ursachen bieten die Briefe im ganzen nur eine mäßige Ausbeute. Weit bedeutsamer verspricht in dieser Beziehung die verheißene Veröffentlichung der politischen und militärischen Correspondenz Napoleon's mit König Friedrich zu werden; wenigstens gehören die wenigen Briefe, welche zur Orientirung des Lesers schon hier mitgetheilt werden, zu den weitaus interessantesten des Buchs."

Die vorliegende Briefsammlung rechtfertigt im wesentlichen die damals ausgesprochene Erwartung. Sie trägt entschieden dazu bei, das Bild der Geschichte von 1805 bis 1813 farbig zu beleben und durch eine Menge einzelner kleiner Züge zu vervollständigen. Vor allem aber erblicken wir die Bedeutung dieser Briefe darin, daß sie unsere Kenntniß von dem Charakter und der Handlungsweise König Friedrich's von Würtemberg, der uns hier in seiner ganzen Eigenart und Bedeutung entgegentritt, wesentlich erweitern und vertiefen und uns sein Verhältniß zu dem französischen Machthaber und zugleich die Art und Weise vor die Augen führen, wie dieser sich den Rheinbundfürsten gegenüberstellte und mit ihnen verkehrte.

Das Buch enthält 88 Briefe Napoleon's an den König, 159 des letztern an den Kaiser und 29 andere Schriftstücke, theils Briefe der beiden Herrscher an andere Personen und deren Antworten, theils diplomatische Actenstücke. Die Briefe König Friedrich's sind nach von ihm selbst geschriebenen Concepten im königlichen Hausarchive zu Stuttgart abgedruckt, bei denen Napoleon's war des Kaisers eigene Hand, abgesehen von der Unterschrift, nur in einzelnen Postscripten sichtbar. Alle sind natürlich in französischer Sprache abgefaßt.

Ueberblicken wir das politische Verhalten König Friedrich's von dem Augenblicke an, wo er zuerst der Nothwendigkeit, sich für oder gegen das französische Bündniß zu entscheiden, gegenüberstand, bis zu dem Umschlage im Herbste 1813, wo sich diese Nothwendigkeit in anderm Sinne wiederholte, so tritt uns in ihm durchweg ein kluger, energischer, die vorhandenen Zeit- und Machtverhältnisse mit klarem Blick überschauender und sorgfältig abwägender Herrscher entgegen. Ohne Zögern und Schwanken fügt er sich dem Unvermeidlichen und schluckt die bittersten Pillen, ohne eine Miene zu verziehen. Mit vorschauendem Geiste sucht er die nahe Zukunft zu ergründen, mit staatsmännischer Klugheit jeden sich darbietenden Vortheil zu benutzen, um das Unheil von seinem Lande abzuwenden und wo möglich dessen Macht und Größe zu fördern. Im Verhältnisse zum fremden Machthaber zur Heeresfolge und Fügsamkeit genöthigt, ist er seinen Unterthanen gegenüber ein Selbstherrscher in des Wortes verwegenster Bedeutung. Er ist sich seiner landesväterlichen Pflichten gegen sie voll bewußt und betrachtet sich in diesem Sinne gleich seinem großen Vorbilde Friedrich II., an dessen Hofe er längere Zeit als Jüngling lebte, als den ersten Diener des Staates; aber sie dürfen keinen eigenen Willen haben und am wenigsten eine der seinigen nicht entsprechende politische Ansicht kundgeben. Man hat ihm von deutscher Seite ebenso sehr das Bündniß mit Frankreich vom October 1805, wie von

französischer seinen Abfall von demselben acht Jahre später zum Vorwurfe gemacht: das eine wie das andere, wie uns scheint, mit gleich geringer Berechtigung. Nicht nur, daß er beide male unter dem Drucke einer unausweichlichen Zwangslage handelte, daß er 1805 nur die Wahl hatte, sein Land zu verlieren, es den schlimmsten Uebeln eines hoffnungslosen Krieges auszusetzen und schließlich entweder Frankreich einverleibt oder in den Besitz eines weniger bedenklichen Nachbars übergehen zu sehen: man muß vor allem in Betracht ziehen, daß damals von einem deutschen Nationalgefühl so wenig wie von einer deutschen Nationalpolitik die Rede war, und eine Selbstopferung für die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes dem bei weitem größten Theile des Volkes selbst mindestens unverständlich erschienen sein würde. War doch ein großer Theil der Würtemberger mit dem von ihrem Fürsten gethanen Schritte durchaus einverstanden! Handgreiflich tritt uns seine Zwangslage in den Briefen entgegen, die er vom August bis December 1805 mit seiner Schwester, der Gemahlin Alexander's I. und dem Zaren selbst wechselte (S. 24—36). Er hatte ein bewaffnetes Neutralitätsbündniß zwischen Baiern, Würtemberg, Hessen, Baden und Preußen vorgeschlagen; aber Napoleon verlangte eine sofortige unbedingte Erklärung für Frankreich. Auf sein Flehen um Rath und Unterstützung erhielt er nur ausweichende Antworten: man könne nichts thun, er solle Zeit zu gewinnen suchen u. s. w., während das Schwert des französischen Despoten schon über seinem Haupte schwebte. Der Abfall von Napoleon im Herbst 1813, als der Sieg der Verbündeten entschieden war und den Rheinbundfürsten nur die Wahl zwischen Abdankung und Behandlung ihrer Länder als Feindesgebiet oder Beitritt zu dem Bündnisse gegen Napoleon blieb, bedarf für uns keiner weitern Rechtfertigung. Dagegen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Huldigungen und Lobpreisungen, die Freundschafts- und Ergebenheitsbetheuerungen und der demüthige Vasallenton „dem erhabenen Bundesgenossen" gegenüber oft bei weitem das Maß dessen überschreiten, was dem Könige durch die Verhältnisse geboten war. Wenn er nach dem ersten Besuche Napoleon's schreibt (S. 6): „Die Erinnerung an die Augenblicke, wo ich das Glück hatte, Ihnen in meinem Hause den Hof zu machen, wird nie verlöschen; es werden immer die glücklichsten Tage meines Lebens sein"; wenn er im voraus glücklich ist in dem Gedanken, daß sein Glück und seine Größe das Werk des größten Monarchen Europas sein werden (S. 10); wenn er seinen Glückwunsch zu der Vermählung Napoleon's mit Marie Luise (S. 221) „nicht den des Königs für den Kaiser, sondern den des Freundes für den Freund" nennt, „denn meine Zuneigung, meine Freundschaft für Sie kennt keine Förmlichkeiten"; wenn er (S. 227) bei der Geburt des Königs von Rom von seiner grenzenlosen Anhänglichkeit an den Kaiser spricht u. s. w. — und wenn dann derselbe Mann *) diesen hochverehrten Freund „einen Tyrannen, den Abscheu der Welt" nennt: so kann kein Zwang der Lage einen solchen Wechsel der Gesinnung oder doch der äußern Kundgebung derselben entschuldigen. Allerdings stellte Napoleon den König höher als die andern Rheinbundfürsten; er erkannte und schätzte seine Herrschergaben, seinen Scharfblick, sein gesundes Urtheil, seine Energie. Er war der Einzige, dem der Kaiser (S. 269, Anm.) sein volles Vertrauen schenkte, mit dem er offen über seine Pläne, seine Politik sprach. Aber diese vielgerühmte Freundschaft war doch nur die des Lehnsherrn für den Vasallen. Einer der wichtigsten Briefe der Sammlung (S. 229 fg.) ist in dieser Hinsicht besonders charakteristisch. Napoleon hatte (März 1811) verlangt, daß der König ebenso wie Sachsen, Westfalen und Baiern ungesäumt ein Reiterregiment zur Besetzung von Danzig sende. Friedrich antwortete, daß seine finanzielle und militärische Lage das nicht gestatte. Im höchsten Grade ergrimmt über diese Weigerung weist Napoleon auf das Schicksal der kurz vorher an Frankreich annectirten Hansestädte hin und fügt hinzu:

*) „Briefwechsel der Königin Katharina", II, 112.

> Wenn die Rheinbundfürsten nur den geringsten Zweifel über ihre Veranstaltungen für die gemeinsame Vertheidigung erwecken, so sage ich offen, sie werden sich ins Verderben stürzen. Ich will lieber Feinde als unsichere Freunde haben.... In Rußland, heißt es weiter, ist man kriegerisch gesinnt; der Kaiser läßt sich fortreißen wie der König von Preußen 1806, wie Kaiser Franz 1809 — ich kenne das; ich habe das oft erlebt; meine Erfahrung in der Vergangenheit enthüllt mir die Zukunft.... Alles das ist nur eine Komödienscene, und die Engländer regieren die Maschinen.... Ich will den Krieg nicht, ich bin weit entfernt der Don Quixote Polens zu sein; aber wenn der Kaiser seinen Frieden mit England machen will, so heißt das soviel wie mir den Krieg erklären. Ich bitte also Ew. Majestät, Ihr Regiment zu schicken und zu begreifen, daß ich als Protector des Bundes es für ein Aergerniß halte, daß Sie mir Schwierigkeiten machen; denn unser System beruht auf gegenseitigen Banden (liens), und wie haben Sie bei Ihrem Verstande nicht begriffen, daß Ihr Brief diese Bande lockert?

So sind die Bitten des Protectors stets Befehle, und wehe dem Vasallen, der sie anders auffaßt!

Charakteristisch ist es, daß während Napoleon nie verfehlt, von jedem Siege sofort dem Könige Kunde zu geben, die verlorenen oder unentschieden gebliebenen Schlachten mit keinem Worte zwischen ihnen erwähnt werden. Weder von Preußisch-Eylau noch von Aspern, weder von Großbeeren noch von Dennewitz oder der Katzbach findet sich eine Spur, und während der Kaiser triumphirend den Sieg Vandamme's über den Prinzen Eugen von Würtemberg verkündet, wird dessen vernichtende Niederlage bei Kulm am folgenden Tage mit Stillschweigen übergangen.

Am lebhaftesten ist der Briefwechsel unmittelbar vor dem österreichischen Kriege von 1809 und während der Dauer desselben. Schon im Juli 1808 spricht Napoleon von den Rüstungen Oesterreichs: der Kaiser lasse sich von der kriegslustigen Partei fortreißen. „Der betrogene Fürst findet sich schließlich in den Krieg verwickelt, ohne ihn gewollt zu haben." Vernünftige Leute sähen die Rüstungen Oesterreichs voll Mitleid an; aber wenn man sie duldete,

würden sie nicht unbedenklich (sans inconvénient) sein; sie würden Oesterreich eine Macht in der öffentlichen Meinung Deutschlands verleihen, die es nicht haben dürfe. Er theilt zugleich dem Könige einen Brief des Kaisers Franz mit vom 18. September 1808, worin dieser Napoleon über die österreichische Politik zu beruhigen sucht, sowie seine von Erfurt (14. October 1808) datirte Antwort, in der es heißt: „Es stand in meiner Macht, die Monarchie Ew. Maj. zu zerstückeln oder sie wenigstens zu schwächen; ich habe es nicht gewollt. Was sie ist, ist sie durch meinen Willen (de mon voeu)." Er liest dem Kaiser Franz dann tüchtig den Text und gibt ihm gute Lehren. Als dieselben sich vergeblich erweisen, schreibt er am 15. Januar 1809 von Valladolid an König Friedrich: „Sollten die Gewässer der Donau die Eigenschaften des Lethestromes angenommen haben?" und am 17. März von Paris: „Meine Geschichte mit dem Hause Oesterreich ist die von dem Wolf und dem Lamme, und Ew. Maj. würde finden, daß es doch zu scherzhaft (plaisant) sein würde, wenn man uns in allem diesen die Rolle des Lammes spielen lassen möchte."

Als sich von Tirol und Vorarlberg aus der Krieg der würtembergischen Grenze nähert, nimmt König Friedrich natürlich einen weit lebhaftern Antheil an den Ereignissen. Er thut, was er irgend vermag, die Freischaren, die immer wieder vom Bodensee her einbrechen, zurückzutreiben und zumal „die Räuberhöhle" (ce repaire de brigands) in Bregenz zu vernichten; ja er stellt sich selbst an die Spitze seiner Truppen. „Hätte ich das früher gewußt", schreibt Napoleon am 18. Juli 1809, „so würde ich Ihnen den Oberbefehl über alle im Rücken der Hauptarmee stehenden Truppen gegeben haben, sicher, daß sie nicht besser und energischer hätten geführt werden können." Vorkommendenfalls gedenke er das noch später zu thun. Als der König sich bald nachher über die in jenen Gegenden commandirenden Generale, zumal Beaumont, bitter beklagt, hofft er, daß derselbe diesen erbärmlichen kleinen Schwankungen (oscillations) keine Aufmerksamkeit schenken werde. „Ces rivalités sont en vérité misérables." Aber nun dem Könige selbst den Oberbefehl zu übergeben, wie dieser erwartet haben muß, fällt ihm nicht ein.

Der höchst interessante Brief Napoleon's vom 18. Januar 1813 ist nebst der Antwort des Königs vom 26. schon in dem „Briefwechsel der Königin Katharina u. s. w." abgedruckt. Der Kaiser stellt den Rückzug aus Rußland in möglichst gedämpften Farben dar, behauptet, es seien noch 200 000 Mann von der großen Armee kampffähig, und wenn er trotzdem von Frankreich und seinen Verbündeten neue Anstrengungen verlangen müsse, so sei daran allein der Abfall York's und die Ernennung Stein's zum russischen Minister schuld, der nun Deutschland gegen ihn aufhetze. Er beklagt sich bitter, daß König Friedrich bei der neuen Steuer, die er ausgeschrieben, angedeutet habe, dieselbe sei allein durch Frankreich veranlaßt, und so dazu beitrage, das deutsche Volk gegen ihn zu empören. — König Friedrich vertheidigt sich lebhaft gegen diese Anschuldigung und erklärt seine Motivirung der neuen Steuer durch die nationalen Charaktereigenschaften seiner Unterthanen. Die Franzosen seien leicht zu enthusiasmiren und in Harnisch zu bringen, die Deutschen dagegen, kühl-verständig und kritisch, verlangten von ihrem Fürsten die größte Offenheit und überzeugende Vernunftgründe. „Nur wenn sie beides finden, sind sie bereit, alles zu thun, alles zu leiden und dem Vaterlande die größten Opfer zu bringen." Es folgt eine Anspielung auf die alten deutschen Dynastengeschlechter und die Anhänglichkeit des Volkes an dieselben, welche Napoleon's Zorn im höchsten Grade erregte. Er sprach sich dem würtembergischen Gesandten gegenüber mit solcher Rücksichtslosigkeit über das Benehmen seines Königs aus, daß dieser über des Kaisers ungegründetes Mistrauen in seine Loyalität bittere Klage führt (S. 272 fg.). Aber vergeblich sucht er die Unmöglichkeit sofortiger neuer Truppensendungen darzuthun: er muß ungeschulte Rekruten und Pferde schicken, die armen Offiziere beklagend, die Ehre und Ruf mit solchem Material aufs Spiel setzen müssen. „Enfin, V. Majesté l'a voulu!"

Die Briefe vom Frühling und Sommer 1813 beschäftigen sich vorzugsweise mit der zweideutigen Haltung Oesterreichs. Während Napoleon dieser Macht von vornherein nicht traut, ist König Friedrich noch Ende April (S. 288 fg.) überzeugt, daß dieselbe nur rüste, um nachdrücklicher vermitteln zu können.

In seiner Antwort auf den letzten in unserm Buche enthaltenen Brief Napoleon's vom 30. August 1813 theilt Friedrich dem Kaiser mit, daß die drei verbündeten Herrscher in Prag auf das Crucifix geschworen hätten, nicht getrennt Frieden schließen zu wollen. Kein Sieg über sie, ja selbst nicht die Zerstörung ihrer Hauptstädte würde sie zum Frieden bringen. England allein sei schuld an dieser Hartnäckigkeit; sein Einfluß sei durchaus maßgebend, nur durch den Sieg über England könne Napoleon Europa den Frieden wiedergeben. Dieser aber sei eine unbedingte Nothwendigkeit: alle Frankreich verbündeten Staaten seien so vollständig erschöpft, daß sie der Zukunft nur mit der größten Sorge entgegensehen könnten (S. 319).

Liegt in dem letzten Satze schon eine Andeutung des nahenden Umschlags, so tritt derselbe in dem folgenden Briefe vom 19. September ziemlich unverhüllt hervor. Der König bittet, die schwachen Reste seiner Truppen, die nach den Gefechten von Großbeeren, Bautzen, Jüterbogk und Torgau noch übrig geblieben seien, zurückziehen zu dürfen. Am 3. October wiederholt er seine Bitte noch dringender und fügt hinzu:

> Meine Grenzen sind offen, Baiern hat sich den Verbündeten angeschlossen, ich kann nicht widerstehen.... Aber sobald das Gesetz der Nothwendigkeit beseitigt sein wird, wird Ew. Majestät mich wiederfinden, wie sie mich immer gekannt, offen und treu (franc et loyal).

Im letzten Briefe vom 14. October erklärt er sich, der Gewalt und Nothwendigkeit weichend, gezwungen, einen

Waffenstillstand und Neutralitätsvertrag mit den Alliirten zu schließen.

Möchten — das sind seine letzten Worte — glücklichere Verhältnisse eine Ordnung der Dinge herbeiführen, wo ich Ew. Majestät beweisen könnte, daß meine Gesinnungen gegen Ihre Person unveränderlich sind.

Und sechs Monate später ist der verehrte Freund „un tyran, l'horreur du monde!"

Ein vollständiges Verzeichniß der Briefe, wie aller in denselben erwähnten Persönlichkeiten nebst kurzen Bemerkungen über dieselben ist dem Buche beigegeben. Ueberhaupt ist die auf das Werk verwandte Sorgfalt rühmend hervorzuheben. Bei sorgfältigem Durchlesen ist dem Berichterstatter, was bei einem Werke in einer fremden Sprache besondere Anerkennung verdient, auch nicht ein einziger Druckfehler aufgestoßen. Otto Speyer.

Daudet's neuester Roman.

Der Unsterbliche. Roman von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Stuttgart, Engelhorn. 1888. 8. 75 Pf.

Ob Daudet recht daran gethan, in seinem neuen Buche „L'Immortel" die französische Akademie anzugreifen, entzieht sich zwar der Beurtheilung dessen, der mit den betreffenden Verhältnissen nicht vertraut ist; aber es ist nicht anzunehmen, daß ein Mann, der in allen seinen Werken die Wahrheit zum Ausdrucke gebracht, gerade diesmal gelogen, daß ein Menschenkenner, wie Daudet, sich gerade diesmal geirrt habe. Und er müßte ein arger Verleumder oder Nichtswisser sein, wenn das alles unwahr wäre. Das ist er aber gewiß nicht, wenn er auch die Zustände in der Empörung über sie vielleicht zu düster geschildert hat. Man wird daher kaum fehlgehen, wenn man ihm glaubt; Unglaubliches erzählt er ja nicht! Ränke, Bestechlichkeit, Protection und Nepotismus sind überall zu finden, warum nicht auch in Paris! Bei der Bewerbung um gute Stellen setzt der Ehrgeiz stets seine selten versagenden Hebel in Bewegung, warum nicht in der Akademie? Etwa weil sie berühmt ist? Eben darum kann es dort noch viel ärger zugehen; denn je höher die begehrten Stellen, desto tiefer der Sumpf, der sie umgibt. Diesen zu durchwaten, bleibt keinem erspart, der nach ihnen trachtet, außer den wenigen Auserwählten, die vom Glück und Talent darüber hinweggetragen werden.

Zu diesen aber gehört Astier nicht. Um in die Akademie zu gelangen, hat er ein Mädchen geheirathet, das einen Akademiker zum Vater, einen Akademiker zum Großvater hat. „Als er Adelaide in die Arme schloß, umfing er mit ihr das ganze Institut, nach dem er sich gesehnt wie der Gläubige nach Mekka." Fortan lebt er, ohne sich um Gattin und Sohn zu kümmern, nur seinen gelehrten, aber werthlosen Studien. Seine Leidenschaft ist, Handschriften geschichtlicher Persönlichkeiten zu sammeln, um sie als Quellen für seine historischen Arbeiten zu verwerthen. Der buckelige Gauner, bei dem er seine Bücher binden läßt, macht sich seine Sammelwuth zu nutze und lockt ihm nach und nach 200000 Francs für scheinbar sehr werthvolle Handschriften heraus, ohne daß der leichtgläubige Gelehrte auch nur im entferntesten an einen Betrug denkt. Dieser stellt sich dadurch heraus, daß Frau Astier ihrem Gatten drei besonders kostbar scheinende Schriftstücke entwendet, um sie zu verkaufen und ihrem abgöttisch geliebten Sohne Paul, einem verschwenderischen Lebemanne, auf diese Weise Geld zu verschaffen. Die genaue Untersuchung ergibt, daß sie gefälscht sind. Astier erfährt es bald; er braucht zwar den Händler, den die Sache weiter nichts angeht, nicht zu fürchten, wol aber den Baron Huchenard, der auch darum weiß. Der Baron ist ebenfalls ein eifriger Handschriftensammler und sucht ihn darin zu überbieten. Diese Entdeckung gäbe demselben die erwünschte Gelegenheit, ihm zu schaden. Doch kann er das Schweigen seines Gegners dadurch erkaufen, daß er ihm bei der bevorstehenden Akademiewahl seine Stimme verspricht. Huchenard trachtet nämlich in die Akademie aufgenommen zu werden.

Dennoch gelangt der Betrug ans Licht. Eine italienische Fachzeitung zieht die aus jenen Papieren geschöpften Forschungen Astier's in Zweifel und dieser sieht sich gezwungen, der Akademie gegenüber seinen Irrthum zu bekennen. Die Sache kommt in die Oeffentlichkeit und vor Gericht. Da stellt sich nun heraus, daß nicht blos die drei entwendeten, sondern alle Handschriften gefälscht sind, die Astier von dem buckeligen Buchbinder gekauft hat. Ganz Paris macht sich über den leichtgläubigen Gelehrten lustig, der einem so plumpen Betruge zum Opfer gefallen. Astier, der Akademiker, der „Unsterbliche", ist unsterblich lächerlich geworden. Auch zu Hause empfängt ihn Kälte und Hohn. Er kann diese Schmach nicht länger ertragen und stürzt sich in die Seine. Auf dem Wege dahin wird er der Akademie ansichtig und schleudert ihr seinen Fluch zu:

Die Akademie ist ein Trugbild, ein Köder. Geht euern Weg ohne sie, vollendet euer Werk draußen, vor allem aber opfert ihr nichts; denn sie hat euch keinen Lohn zu bieten, nichts, weder Talent, noch Ruhm, noch jenes köstliche Gut der Selbstzufriedenheit. Die Akademie ist weder eine Zuflucht, noch eine Friedensstätte. Ein hohles Götzenbild, eine Religion ohne Trost. Das große Elend des Lebens trifft auch hier wie anderswo. Man hat sich hier zu Grunde gerichtet, man ist hier wahnsinnig geworden. Und die, welche sich in ihrer Noth an sie gewendet, welche die Arme nach ihr ausgestreckt ... die haben nichts als einen wesenlosen Schatten umfangen.

Die aber, welche diese Warnung angeht, hören sie nicht, und wenn auch, sie würden sie doch nicht beachten.

So auch der einstige Schüler Astier's, der Vicomte von Freydet. Er hat ein stilles zufriedenes Leben an der Seite einer Schwester auf seinem Landgute geführt; das hat er aufgegeben und sich in das fieberhafte friedlose Treiben von Paris gestürzt, um hier die wilde „Jagd nach dem Sessel" mitzumachen. Sein Freund, der wackere Bildhauer Vedrine, läßt ihn zwar einen tiefen Blick hinter die Coulissen der Komödie thun, die sich Akademie nennt; hält ihm zwar alle die Widrigkeiten und Demüthigungen vor, denen er sich aussetzen muß: umsonst! er nimmt alles hin, macht alles mit, er ist ganz im Banne des Sessels. Wie sehr, das zeigt sich bei der Wahl so recht deutlich: er hat sich ein Exemplar von „Toute nue" verschafft, der literarischen Jugendsünde seines Mitbewerbers Dalzon; bringt er dieses schlüpferige Buch, das fast ganz aufgekauft und vergessen worden ist, der Akademie in Erinnerung, so ist's um jenen geschehen. Aber er will keinen Gebrauch davon machen, so schreibt er wenigstens seiner Schwester noch um 11 Uhr am Tage der Wahl; schon um 3 Uhr aber, in der Nachschrift, kann er ihr mittheilen, daß er es doch gethan. Jenem hat es allerdings geschadet, ihm aber nichts genützt, beim letzten Wahlgange hat er nicht eine Stimme bekommen, auch die Astier's nicht, auf die er sicher gerechnet. Aber diese Niederlage schreckt ihn nicht ab. Auch bei den nächsten durch den Tod Astier's und eines andern Akademikers bedingten Wahlen fällt er durch. Seine kranke Schwester, die nach Paris gezogen ist, um seine Bewerbungen zu unterstützen, erliegt den gesellschaftlichen Anstrengungen, die sie seinetwegen auf sich genommen. Dennoch gibt Freydet sein Ziel nicht auf. Vielleicht wird es ihm noch ebenso ergehen wie Moser, welcher seit zehn Jahren bei jeder Wahl als Bewerber auftritt, immer durchfällt und bei der nach Loisillon's Tod wie zum Hohne nur eine einzige Stimme erhalten hat, die Laniboire's, der sie ihm als Ersatz für die Ehre gibt, die derselbe seiner Tochter genommen.

Jener Loisillon wird am besten durch einen Ausspruch gekennzeichnet, den er selbst einmal gethan: „Quel bon domestique j'aurais fait!" Niemand trauert um diese Bedientenseele und doch wird sein Begräbniß mit allem Prunke gefeiert. Die ganze Akademie ist anwesend, auch ihre ältesten Mitglieder, die „Urlauber des Père-Lachaise". Es geht dabei so zu, wie stets dort, wo nicht Schmerz und Mitleid, sondern Höflichkeit und Neugierde das Geleite geben. Die gesellschaftliche Heuchelei, die hier zum Ausdrucke kommt, wird von Daudet meisterhaft gezeichnet.

Mit besonderer Vorliebe schildert er auch die grausamen Scherze, die sich das Schicksal manchmal mit den Menschen erlaubt, so mit Frau Astier. Diese Frau sucht ihrem Sohne Paul, dem sie ihr ganzes Leben gewidmet hat, zu seinem Glücke zu verhelfen und durchkreuzt dabei, ohne es zu ahnen, seine Pläne. Die geistvolle Aeußerung, zu der sie den Dichter veranlaßt und welche die Frauen überhaupt betrifft, möge hier möglichst sinngetreu übersetzt eine Stelle finden:

> Der Gatte findet die Taste nicht, welche die Saiten des weiblichen Gemüths in Schwingung versetzt; selbst der Liebhaber verfehlt sie manchmal; niemals der Sohn. In dem traurigen liebeleeren Romane, der das Leben so vieler Frauen ausmacht, ist er der Held, spielt er die erste Rolle. Frau Astier verdankte ihrem Paul, besonders seit er ins Mannesalter getreten, alle wahren Empfindungen ihres Lebens, die köstliche Angst der Erwartung, das Erblassen, das Schauern, das Prickeln in den Handflächen und das übernatürliche Ahnungsvermögen, das, noch ehe der Wagen hält, untrüglich sagt: „Da ist er!" — kurz alle diese Dinge, die ihr selbst in der ersten Zeit ihrer Ehe unbekannt waren, selbst zur Zeit, da die Welt sie der Leichtfertigkeit beschuldigte und Léonard Astier ganz gemüthlich die Bemerkung machte: das ist doch sonderbar ... ich rauche nie und die Kleider meiner Frau riechen nach Taback....

Treffender als mit den letzten Worten könnte das Verhältniß der Gattin nicht bezeichnet werden!

Wenn dieses Buch Daudet's außerhalb Frankreich auch nicht annähernd solchen Beifall finden dürfte wie seine frühern, so ist der Grund dazu erstens in seiner Nüchternheit zu suchen, in dem Mangel an ergreifender Tragik, die in jenen so wirksam gewesen; zweitens darin, daß blos pariser Verhältnisse erörtert werden, die der übrigen Welt fern liegen. Das Buch scheint allerdings blos für Paris geschrieben, das in den einzelnen Gestalten die Modelle suchen und finden kann, für das es also einen pikanten Reiz haben muß. Aber man darf nicht vergessen, daß diese Gestalten auch anderswo vorkommen, daß diese furchtbare Satire nicht Paris allein angeht, sondern ganz Europa, daß es nicht blos ein pariser Sittenbild ist, sondern ein europäisches!

Die Uebersetzung läßt manches zu wünschen übrig. Wenn „marbrures violettes", von einem Menschen geltend, mit „bläulich geflecktes Gesicht" übersetzt ist und „épaules patriciennes" mit „blaublütige Schultern", so ist das unrichtig und lächerlich. Ferner heißt „bleu de lin" nicht „kornblumenblau" und „le petit animal ravissant", auf eine zierliche Tänzerin angewendet, mit „reizendes kleines Thier" zu übersetzen, ist gelinde gesagt naiv. Aber wenn die Uebersetzung auch Fehler und sonstige Härten enthält, die stets daran erinnern, daß man eine solche liest, so ist sie doch nicht geradezu schlecht zu nennen. Man ist in dieser Beziehung eben nicht verwöhnt worden! Immerhin aber wäre zu wünschen, das nächste Buch Daudet's möge seines großen Schöpfers würdig von so vorzüglichen Uebersetzern verdeutscht werden, wie Robert Habs und Adolf Gerstmann es sind, deren Kunst es ganz vergessen läßt, daß man kein Original vor sich hat.

Theodor von Sosnosky.

Das Drama „des Werdenden und des Kommenden".

Die Frau vom Meere. Schauspiel in fünf Acten von Henrik Ibsen. Deutsch von Julius Hoffory. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Wir haben an dieser Stelle von dem neuesten Werke eines Dichters zu sprechen, der nach einem schönen Worte Otto Brahm's zur Zeit „in geheimnißvoller Größe" vor uns steht.

Da diese Dichtung ein Drama sein soll, so wird letzteres wol auch Handlung haben, und diese ist folgende. Erster Act: Ellida Wangel — die Frau vom Meere — bekennt dem frühern Hauslehrer ihrer ältesten Tochter, daß sie vor zehn Jahren ein „Verhältniß" gehabt habe. Zweiter Act: die Frau vom Meere vertraut genau dasselbe Geheimniß auch noch ihrem Manne an, nur daß dabei noch allerlei grauselige Nebenumstände zur Sprache gelangen. Dritter Act: das seefahrende „Verhältniß" ist nach zehnjähriger Abwesenheit auf einmal als „fremder Mann" wie gerufen da und verlangt von der Frau, daß sie ihm „freiwillig" folge. Die Frau weiß sich nicht zu entscheiden. Der „fremde Mann" stößt sie ab und zieht sie doch wieder an. Vierter Act: in ihrer Rathlosigkeit hat sich Frau Ellida auf das Wort „freiwillig" festgebissen und so ersucht sie denn schließlich auch ihren angetrauten Mann, sie freizugeben, damit sie in voller Freiheit zwischen dem alten und dem neuen Verhältnisse wählen könne. Fünfter Act: der Ehemann, dem es, obwol er Arzt ist, erst jetzt, nach drei oder mehr Jahren, einleuchtet, daß er es mit einer Kranken zu thun hat, läßt ihr den Willen und sie wählt das angetraute Verhältniß, worüber alle Welt im Stücke sowol sehr gerührt, wie auch erfreut ist.

Eine Krankengeschichte also und zwar von der unverständlichsten Art. Doch das späterhin! Erledigen wir zuerst alles, was Bezug auf den Begriff Handlung hat.

Es ist nicht schwer herauszufinden, daß die „Handlung" in der „Frau vom Meere" sich als etwas ganz Absonderliches darstellt.

Bisher war, zum wenigsten unter den Kunstverständigen, die Meinung verbreitet, daß zu einer Handlung nothwendig ein planender Wille gehöre, der die Ereignisse nach- und auseinander in zwingender Folge ableite und entwickele oder doch zum mindesten — wenn man schon von dieser höchsten Kunstthätigkeit der Leidenschaft oder des Willens absehen muß — ein berechnender Verstand eine Fabel zu erfinden hätte, die durchweg, im einzelnen wie im ganzen, wohlbegründet und durch alle Theile hin kunstreich verwoben, zwar keine „Handlung", so doch in jedem Falle ein sinnvolles „Spiel" ermöglichen würde. Das Genie Henrik Ibsen's hat von jeher geglaubt, sich von derart kleinlichen Gesetzen freimachen zu dürfen, und es gibt Leute, die sich Kritiker nennen und die ihn gerade ob solcher Zwanglosigkeit am meisten bewundern. Wo sonst That und Nothwendigkeit herrschten, machen sich jetzt bloßes Geschwätz und Willkür breit. Neu ist diese letztere Erscheinung ja keineswegs; dieselbe hat sich zu allen Zeiten hervorzudrängen gesucht: neu ist gegenwärtig nur deren ungeheuerliche Dreistigkeit, sich für eine Fortentwickelung der dramatischen Kunst selbst auszugeben — sie, die man doch in weniger närrischen Epochen ohne weiteres, und dies mit Recht, als Stümperei und Unvermögen beiseite schob. Denn diese als Zukunftsdrama angepriesenen „Handlungen" enthalten weder ein Spiel der Leidenschaft, noch ein solches des Verstandes, sind nichts weiter als ein einziger Zustand animalischer oder auch seelischer Natur, der sich im ganzen fünfmal in etwas verschieden gefärbter Beleuchtung wiederholt und sich damit — nach den allerneuesten Begriffen — als ein dramatisches Kunstwerk vollendet. Einen unschätzbaren Vorzug hat diese Art, Dramen zu schreiben, vor der sonstigen Praxis allerdings voraus: einen Mangel an Stoff kann es fürderhin nicht mehr geben. Wer einmal in das Geheimniß dieser Schaffungsart eingedrungen ist, der schüttelt die dramatischen Stoffe nur so aus dem Aermel heraus. Ist er fix, so kann er es täglich leicht auf hundert bringen. Ein jedes Geschehniß ohne Ausnahme — es sei, daß man Mokka schlürfe oder seinen Hund prügele — darf von nun ab den unabweisbaren Anspruch darauf erheben, der tiefsinnige Inhalt eines Dramas von „geheimnißvoller Größe" zu sein.

Neben ihrer unvergleichlich dramatischen Handlung hat die „Frau vom Meere" noch ein zweites Wunder aufzuweisen: die Heldin des Stücks ist nämlich alle Acte hindurch geisteskrank und gesundet erst zum Schlusse — scheinbar.

Wie wir im Verlaufe des Stücks erfahren, ist Frau Ellida schon seit drei Jahren gemüthsleidend, war schon vor zehn Jahren, ja aller Wahrscheinlichkeit nach schon vom Mutterleibe an recht wunderlich: denn auch ihre Mutter ist als Verrückte gestorben. Also Vererbung! Die Kenner wissen, mit welcher Unermüdlichkeit Henrik Ibsen in seinen Werken gerade diese Saite spielt. Daß es aber noch immer Leute gibt, die sich nach wie vor durch solchen Hokuspokus erschüttern lassen, muß baß Erstaunen erwecken. Denn die Vererbung ist doch wol ein Ding, das man schon seit Adam's Zeiten kennt, und wenn der Sohn vom Vater Nase und Augen erbt, warum sollte er nicht auch dessen Neigungen und Krankheiten des Verstandes und der Seele erben? Wo liegt hier das Seltsame? Genug! von Frau Ellida sagt eine ihrer Stieftöchter: ich würde mich gar nicht wundern, wenn sie einmal plötzlich vor unsern Augen verrückt würde. Hätte das Mädchen die ganze Vergangenheit ihrer Stiefmutter gekannt, so würde sie gesagt haben: sie ist schon längst verrückt.

Vor zehn Jahren nämlich hat Frau Ellida das bekannte Verhältniß mit einem wildfremden Seefahrer gehabt, der gelegentlich an deren heimischer Küste landete. Sie pflogen geheime Zwiesprache; sie saßen alsdann beieinander und sprachen von Walfischen, Seehunden und anderm Seegethier — dies war ihre gewöhnliche Unterhaltung, und wenn sie sich so unterhielten, war es dem jungen Mädchen stets zu Muthe, als wäre sie und auch er mit all den besprochenen Seeungethümen verwandt. Zuguterletzt erschlägt der Geliebte seinen Kapitän, entbietet die Geliebte zu sich in einsamer Nacht, betraut sie mit dem Schrecknis, verlobt sich darauf mit ihr, indem er ihr und auch sich selbst einen Ring vom Finger zieht, beide an einen Schlüsselbund befestigt und diesen alsdann in das Meer wirft — und das Mädchen findet dies alles durchaus selbstverständlich. Hinterher allerdings schreibt sie ihm, daß diese tolle Ceremonie für sie weiter keinen Sinn und Bedeutung hat und haben kann: sie erachte sich für frei und sei frei — die einzige vernünftige That in dem Leben der „Frau vom Meere". Jahre vergehen und sie lernt Dr. Wangel kennen, ihn achten und lieben. Sie vermählt sich ihm. An ihr früheres Verhältniß hat sie gar nicht mehr gedacht, dasselbe völlig vergessen — da auf einmal, sie fühlt sich gerade guter Hoffnung, macht sich dasselbe wieder in ihrer Erinnerung lebendig; sie sieht den „fremden Mann", wie er den Blick zur Seite wendet, unausgesetzt vor sich. Solches ließe sich noch allenfalls auf ganz natürliche Weise erklären: sie hat eben in ihrem Manne nicht das gefunden, was sie suchte und verlangte; so schweift ihre Phantasie von neuem zu dem alten Verhältnisse zurück. Das Stück freilich gibt eine Erklärung, die ungleich absonderlicher ist. Der „fremde Mann" hat mitten auf dem Weltmeere von ihrer Trauung zufällig Kenntniß erhalten und sein ingrimmiger Wille, sie gleichwol nicht freizugeben, bringt ihr sein Bild wieder in die Erinnerung zurück. Zu gleicher Zeit verflüchtigt sich für das innere Leben der Frau der Gatte derart ins Wesenlose, daß sie sich denselben nicht mehr vorzustellen vermag, sobald er ihr aus der Sehweite ist. Höchst seltsam in der That! Und als sie nach ein paar Monaten ein Kind zur Welt bringt, hat das Kind gar die Augen des ersten „Verhältnisses". Dieses Vorkommniß erinnert an eine Episode aus den „Wahlverwandtschaften", nur daß die letztere weit verständlicher und geschmackvoller behandelt wurde. Frau Ellida bildet sich übrigens, wie es den Anschein hat, diese Merkwürdigkeit wol nur ein; aber gerade deswegen auch sagt sie ihrem Manne die eheliche Gemeinschaft auf. Endlich nach zehn langen Jahren ist der Seefahrer da und verlangt, daß die Frau ihm angehöre, nicht gewaltsam, sondern „freiwillig". Auch dieses Motiv erinnert wieder an eine der Scenen, die Gustav Droz in seinem „Monsieur, Madame et Bébé" so übermüthig zu schildern verstanden. Dieselbe heißt: une envie. Eine junge Frau, die guter Hoffnung und vor allem in der besten Laune ist, verräth in später Nachtstunde ihrem zärtlichen Gemahl, daß sie ein unwiderstehliches Gelüst nach Kleister habe, das, und zwar auf der Stelle, befriedigt werden müsse, wofern dem zu erwartenden Kinde daraus kein Schaden erwachsen soll. Kein Spott, keine Widerrede hilft; der bequeme Herr muß sich von neuem ankleiden, und als der Kleister da, ist der Dame auch schon die Lust danach vergangen, und der Gemahl allein muß trotz alles Sträubens einen Theelöffel dieser wohlschmeckenden Zubereitung kosten. Aehnlich Frau Ellida! Sie wird von dem unbezwinglichen Gelüste beherrscht, noch einmal als „Freie" die beiden gegenwärtigen Nebenbuhler gegeneinander abzuwägen, und dabei hat sie nicht einmal die Entschuldigung für sich, guter Hoffnung zu sein. Sie ist rein und rechtschaffen toll. Alle Mittel gegen ihre Krankheit erweisen sich unwirksam. Dagegen versucht sie, ihrem Manne klar zu machen, daß beider Ehe ja im Grunde doch ungültig, keine echte Ehe sei, da sie ihm nicht freiwillig gefolgt, vielmehr sich ihm verkauft habe. Als der Doctor um sie geworben, war sie allein, rath- und hülflos. Sie wußte, daß derselbe ein guter, lieber, achtungswerther Mann war; sie muß selbst eingestehen, daß sie die ganze Zeit über ihn und nur ihn geliebt habe — gleichwol hat sie sich an ihn „verkauft". Und er wiederum, der seinen Kindern eine zweite Mutter und sich eine geliebte Frau geben wollte, hat sie damit natürlich gekauft. Da an dieser Stelle der Dichter, wie nach dem Gange und Ausgange des Stücks ganz ersichtlich ist, die Ansichten dieser verrückten Person theilt, so können wir uns hier auch unmittelbar mit ihm auseinandersetzen.

Wer von der Unmasse Verkehrtheiten, die Henrik Ibsen auch sonst schon als Weisheitsoffenbarungen zum besten gegeben, Kenntniß hat, wird freilich über diese letzte in keine große Aufregung mehr gerathen. Frau Ellida-Ibsen ist der Meinung, daß man nur dann freiwillig in die Ehe trete, wenn man einfach der blos sinnlichen Neigung folge. Man gehorche bedenkenlos nur seinem Geschlechtstriebe, man unterwerfe sich widerstandslos dem Rausche seiner Sinne und man wird sich in einem solchen Zustande erst recht als freier Mensch entscheiden. Aber man nehme die Vorrechte seiner Menschheit wahr, man gebrauche seine Vernunft, die doch recht eigentlich erst dem Menschen Würde und Stellung vor dem Thiere einräumt, man lasse neben der sinnlosen Sinnlichkeit auch Vernunftgründe bei seiner Wahl und schwerwiegenden Entscheidung für ein ganzes Leben mitsprechen: und man wird sich — verkaufen. Hat Frau Ellida den Doctor vielleicht verabscheut? Gott bewahre! sie hat ihn geachtet und immer nur ihn geliebt. Und doch verkauft! Das ist doch der echteste Triumph des Aberwitzes. Der arme Ehemann dieser närrischen Person wird infolge solcher Offenbarungen selbst halb verrückt. Solange sie nämlich spricht, glaubt er ihr wirklich den Unsinn, sobald sie jedoch schweigt, taucht ihm immer wieder von neuem die Ahnung auf, daß sie gestört sein möchte, und als Arzt, der er ist, wagt er unter dieser letztern Vorstellung das heroische Mittel und gibt sie — frei. Und

was er vorausgeahnt, geschieht. Sobald Frau Ellida ihren „Willen" hat, wie jene andere junge Frau ihren „Kleister", verspürt sie nicht die mindeste Neigung mehr, denselben geltend zu machen. Sie gibt selbstverständlich dem Seefahrer den Laufpaß und nur der Ehemann mag sich, genau wie der andere, darüber Rechenschaft ablegen, was es heißt, ein tolles Frauenzimmer zu einem Weibe zu haben. Frau Ellida gilt zunächst für gescheit. Auf wie lange?

Wenn man nun den Dichter solcher Herrlichkeiten fragen würde, wem zu Gefallen er denn sein bischen Verstand derartig angestrengt habe; ob er denn hoffen dürfe, damit auch nur in einer gesund und menschlich empfindenden Brust Mitgefühl zu erwecken und seelische Befreiung zu schaffen, so möchte er vielleicht ob solcher Begriffsstutzigkeit verwundert lächeln. Denn natürlich traut er seiner Mixtur die wunderherrlichsten Wirkungen zu, glaubt an dieselbe sogar als an eine Fortentwickelung der großen echten Kunst — oder er würde es nicht geschrieben haben. Aber sein Glaube ist trügerisch. Ist doch der Inhalt dieser letzten Ibsen'schen Weisheitsoffenbarung geistige Störung, und man vermag wol einen Kranken zu bemitleiden, nicht aber mit ihm zu leiden; das längere Verweilen bei einem derartigen Gegenstande muß sogar zuletzt verstimmen und anekeln.

Aber nicht blos, daß Henrik Ibsen mit seinen anrüchigen Problemen eine ungereimte Gesellschaft umwirbt; die letztere muß sogar, um ihm vollauf zu gefallen, noch eine geschmacklose sein. Der Gesprächston in der „Frau vom Meere" ist von einer Gewöhnlichkeit, wie er sich selbst bei Schriftstellern von nur halber Bildung höchst selten findet. Die ganze Manier der Unterhaltung erscheint fast durchgehends auf einen derart platten Ton gestimmt, daß sie lediglich äußerste Bestürzung hervorrufen kann. Die unablässige Wiederholung ein und desselben Wortes an passender und vor allem an unpassender Stelle muß zuletzt selbst den langmüthigsten Leser in Verzweiflung jagen. Ich glaube nicht zu übertreiben, das Wörtchen „ja" kommt in diesem Stücke mindestens tausendmal vor. Um einen Begriff zu geben von der Richtigkeit, Feinheit und Eleganz des Ausdrucks, greife ich aufs gerathewohl die erste beste Stelle heraus:

Bolette. Sollen wir nicht etwas Sodawasser mit Fruchtsaft nach dem Gartenzimmer bringen? Hier draußen wird es gewiß bald zu heiß.

Wangel. Ja, thut das Kinder. Bringt nur Sodawasser und Saft. Und dann vielleicht ein bischen Cognac.

Bolette. Soll auch Cognac dabei sein?

Wangel. Für den Fall, daß jemand wollte.

Arnholm. Das sind zwei prächtige Mädchen —

Wangel. Ja, finden Sie nicht auch?

Arnholm. Ja, ich bin geradezu überrascht von Bolette. Und von Hilda auch. — Gedenken Sie Ihr Leben lang hier zu bleiben?

Wangel. Ach ja — hier bin ich ja geboren und groß geworden, sozusagen. Hier habe ich so innig glücklich mit ihr gelebt, die uns so früh verließ.

Arnholm. Ja, ja.

Wangel. Und jetzt lebe ich hier so glücklich mit ihr, die an ihre Stelle trat. Ja, ich kann wol sagen —

Ja! wer das herrliche Stück ganz gelesen, wird wol sagen dürfen, daß sogar diese angeführte Stelle noch lange nicht die mitleiderregendste ist. Und in dem gleichen Stile geht es durchweg.

Die Nebenpersonen in der „Frau vom Meere" — 5 : 3 — haben lediglich die Bedeutung von Statisten, denen es obliegt, die Scene nicht veröden und die gar zu dürre Fabel voller erscheinen zu lassen. Das ganz belanglose Gerede derselben füllt ungefähr die Hälfte des Stücks.

In der Hetzjagd um die Gunst dieser so eigenartigen Dame hat in Berlin das königliche Schauspielhaus den Preis davongetragen.

Nichts vermag beredter als diese Thatsache die gründliche Verkommenheit unserer Bühnenzustände zu schildern.

Emil Mauerhof.

Poetisches und Pädagogisches.

1. Jussuf und Suleicha. Romantisches Heldengedicht von Firdussi. Aus dem Persischen zum ersten male übertragen von Ottokar Freiherrn von Schlechta-Wssehrd. Wien, Gerold's Sohn. 1889. Gr. 8. 5 M.

Mit dem vorstehenden Gedichte haben wir auf eine Neuheit der Weltliteratur aufmerksam zu machen, die in unserer Kenntniß der Poesie des Morgenlandes eine Lücke ausfüllt. Es ist kein Geringerer als Firdusi, der Homer Persiens, mit dessen Volksepos „Schahnameh" uns Graf von Schack vertraut gemacht. Hier lernen wir ein Kunstepos aus seinem achtzigsten Lebensjahre kennen, das einen biblischen Stoff behandelt. Jussuf ist der Sohn Jakob's, der von seinen Brüdern nach Aegypten verkauft und dort Regent des Landes wird, Suleicha ist Potiphar's Weib. Die einfache, schmucklose und doch rührende Geschichte der hebräischen Patriarchenzeit, die uns von unserer Kindheit her in unverlöschlicher Erinnerung lebt, erscheint freilich hier in einer Gestalt, die uns fremdartig berührt. Eine doppelte Wandlung hat sie durchgemacht, ehe sie ihre gegenwärtige Gestalt erlangte, nämlich einmal durch den Koran, in den sie Mohammed aufgenommen, und dann durch die nachdichtende Phantasie des persischen Dichters, der sie überdies mit Legenden arabischer Chronisten mannichfach bereichert hat. Dadurch ist ihr Inhalt nicht unwesentlich verändert worden. Nachdem Joseph durch die ränkevolle Eifersucht von Potiphar's Weib in das Gefäng-

niß und von da in unerhörtem Glückswechsel auf den Thron Aegyptens gelangt ist, wird Potiphar seines Amtes entsetzt und mit seinem Weibe dem Lose der Armuth und des Elends preisgegeben. Hier nun, durch das Unglück gebeugt, durch das Alter entstellt, aber innerlich geläutert und immer noch von brennender Liebe zu Joseph verzehrt, sollte ihr nach dem Tode des Gatten noch einmal ein neues Leben erblühen. Durch ein Wunder wird sie wieder verjüngt, wird Joseph's Weib und in langjähriger glücklicher Ehe mit ihm die Mutter mehrerer Kinder. Man sieht schon, das Ganze ist unter den Händen des persischen Dichters zu einem orientalischen Märchen geworden, und wer das Buch in die Hand nahm in der Erwartung, ein religiöses Gedicht zu lesen, wird schließlich ein Stück aus „Tausendundeine Nacht" vor sich zu sehen glauben. Das Religiöse, das in dem Gedichte zwar auch vorkommt, ist mit Absicht in dasselbe hineingetragen. Es galt für Firdusi nämlich, sich bei der mohammedanischen Geistlichkeit, die er durch sein Lob der Feueranbeter und Zoroasterdiener nicht wenig beleidigt hatte, wieder in den Geruch der Rechtgläubigkeit zu setzen und, nachdem er sein erstes Epos förmlich widerrufen, durch dieses zweite jeden Zweifel seines wiedergewonnenen Glaubens zu beseitigen. — Sein Gedicht erweist sich nach Farbe und Maß als ein echtes Kind seines Geburtslandes. Blendende Farbenpracht und die reiche Anwendung der Hyperbel oder poetischen Uebertreibung sagen uns, daß wir uns auf dem Boden des Orients befinden. Dabei merkt man es schon den ersten Versen des Buchs an, daß man es mit einer großen ursprünglichen Dichterkraft zu thun hat. Besser als viele Worte der Kritik wird die Wiedergabe einer Stelle des Buchs uns die Eigenthümlichkeit dieses dichterischen Geistes kennen lehren. Der Dichter redet in dem Eingange des Gedichts von seinem weißen Haar (Firdusi war ein Achtziger, als er das vorliegende Epos dichtete). Die Stelle lautet folgendermaßen:

Weh mir! Von Lilien eine Garbe wuchs,
Wo früher Schatten warf der dunkle Buchs;
Statt schwarzem Moschus, den sie mir geraubt,
Goß blassen Kampfer mir Natur aufs Haupt!
Ein weißer Falke kam geflogen jäh —
Seit lange fühlt' ich, bebend, seine Näh' —
Ein Weilchen strich er, lauernd, über mir,
Dann stieß er flugs auf meine Raben*) hier,
Riß sie in Stücke und bezog ihr Nest,
Das er seither auch nimmermehr verläßt.
Erst schien es mir, der Tod der Raben sei
Das letzte Ziel des räuberischen Weih; —
Bald aber ward mir klar, was es bedeute:
Mich selbst erkor der Arge sich zur Beute!

In diesen Zeilen finden wir den glänzenden Bilderreichthum morgenländischer Poesie. Sie mögen zugleich als eine Probe für die Verskunst des Uebersetzers gelten. Dem letztern aber sind wir einen nicht geringen Dank schuldig, daß er dieses zweite Gedicht des großen Iraniers, das bei seinem hohen Alter von bald 900 Jahren über seinem ersten Gedicht selbst im Morgenlande fast vergessen und im Abendlande kaum genannt war, in einer guten und lesbaren Uebersetzung uns zugänglich gemacht hat.

*) Des Dichters schwarze Haare.

2. Vindobona's Rose. Im Hochzeitsreisebrevier des Vaters Danubius gefunden von Anton Breitner. München, Schweitzer. 1889. 8. 3 M.

Der Dichter, ein wiener Kind, befindet sich auf einer Hochzeitsreise in Italien. Auf dem römischen Capitol sieht er die Reiterstatue Marc Aurel's, der in Wien gestorben ist und sie die Stadt seines Herzens genannt hat. Bald darauf trifft er im Museum das riesenhafte Standbild des Flußgottes Danubius, ihm zur Seite einige Frauen. Diese Gestalten bieten ihm die erste Anregung zu seinem Gedicht, in welchem er nun die Geschichte eines Liebespaares zur Zeit Marc Aurel's erzählt, als in Wien römische Besatzung lag. Romantik und Antike, Venus und das Donauweibchen, deutsche Elfen und Nixen neben griechischen Nymphen und Silenen finden sich hier in bunter Gesellschaft zusammen, und da das Gedicht außerdem mannichfache Anspielungen auf das heutige Wien enthält, so können wir sagen, daß sich in ihm drei Welten oder Zeitalter ein Stelldichein gegeben haben. Vielleicht hat ihm dabei Shakespeare's „Sommernachtstraum" vorgeschwebt. Daß bei einer derartigen Behandlung die Objectivität der Sache wie die Reinheit des Stils leiden muß, leuchtet von vornherein ein. Es ist so, wie der Dichter selbst von seinem Gedichte sagt:

Ach, es ist oft wienerisch-römisch
Und nicht recht hesperisch classisch.

Weniger ein Werk der Kunst als der Laune, werden wir dabei der Stimmung des Dichters Rechnung tragen müssen. Gleichwol dürfen wir mit einigen sachlichen Ausstellungen nicht zurückhalten. Da haben wir zuerst hervorzuheben, daß die geschilderten Personen viel zu wenig plastisch herausgearbeitet sind; die schöne Rosa, neben ihrem Geliebten Lucius die Hauptperson des Gedichts, spielt eine ziemlich schweigsame Rolle, denn außer daß sie im Selbstgespräch einmal einige Worte zu einer Blume spricht, tritt sie im ganzen Gedichte sonst nicht ein einziges mal selbstredend auf. Was die Form betrifft, so enthält sie nicht selten unmögliche Verse, was um so mehr einen Tadel verdient, als das gewählte Versmaß, der reimlose vierfüßige Trochäus, ein leicht zu handhabendes ist. Im ganzen ist das Gedicht arm an Handlung, selbst an Begebenheiten, aber überreich an Küssen; in dem letzten Punkte wird dem unbetheiligten Leser des Guten fast zu viel geboten. Seine Vorzüge liegen in einigen gelungenen Naturschilderungen, die nicht ohne Poesie und Anmuth sind, besonders in der Schilderung des Rosengartens des Volkstribunen Septimius Rosatus, des Vaters der Rose von Wien. Wenn auch der Flitterwochengesang mit Freude und Leid unserer Tage nichts zu thun hat, so wird er den Dichter an eine glückliche Zeit seines Lebens

erinnern und deshalb in seinem Herzen immer eine hohe Stelle einnehmen.

Dieses Verhältniß des Verfassers zu seiner Dichtung hat denn auch wol deren Sonderausgabe in Gestalt einer antiken Bücherschachtel (Capsa) veranlaßt, in welcher, sehr sauber und hübsch nach Mustern auf pompejanischen Wandgemälden angefertigt, die Gesänge in Einzelröllchen nebeneinandersteckend und nach Bedarf sich hervorziehen lassen. Der Preis dieser Ausgabe ist 6 M.

3. Der Friede Gottes. Gedichte von Bruno Weiß. Bremen, Kühtmann. 1889. 8. 3 M.

Der Titel deckt nicht vollständig den Inhalt des Buchs, denn neben den geistlichen Liedern, die er verheißt, bringt die Sammlung auch manches weltliche Gedicht. Ueberall aber verräth sich uns der geistliche Lehrer und Seelsorger (der Verfasser ist Pfarrer in Bremen), der auch in den Beschäftigungen seiner Mußestunden die Arbeit seines amtlichen Berufs nicht verleugnet. Viele dieser Gedichte verdanken, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, bestimmten Anlässen ihren Ursprung. Das sind die besten; dahin gehören z. B. „Schlummerlied“ (an des Dichters Kind, wie es scheint), „Die Pfarrhauslinde“ und andere; sie zeichnen sich merklich durch einen vollern Ton und tiefere Färbung aus, sodaß man der Sammlung gegenüber den Wunsch aussprechen möchte: weniger Gedachtes, mehr Erlebtes! Die Form ist nicht immer tadellos. Eine Elision, wie in dem Verse „Um die Rel'gion stünd's ohne mich gar schlecht“, darf die Kritik nicht hingehen lassen; unreine Reime wie „Gepäck und weg“, „schwelgt und welkt“ sind gleicherweise unstatthaft. Die größere Formenstrenge unserer Tage erträgt dergleichen poetische Freiheiten nicht mehr. Ein verfehltes Bild ist es, von einem strengen Winter zu sagen, er sei zu üppig. Diesen Ausstellungen der Form und des Ausdrucks gegenüber haben wir auf einen Vorzug hinzuweisen, dessen wir uns um so mehr freuen, als er in der geistlichen Lyrik nicht allzu häufig vertreten ist, daß uns aus den religiösen Liedern und Gedichten ein Hauch männlicher Frömmigkeit entgegenweht.

Wir haben noch über eine Volkspädagogik zu berichten:

4. Die Erziehung im Sprichwort oder die deutsche Volkspädagogik. Von Albert Wittstock. Leipzig, C. G. Naumann. 1889. 8. 3 M.

Man hat die im Munde des Volks gangbarsten Rechtssprichwörter gesammelt, um die Idee des Rechts im Bewußtsein des Volks wach zu erhalten; ebenso könnte man die medicinischen Sprichwörter zusammenstellen, um eine Volksgesundheitslehre darauf zu gründen. In gleichem Sinne hat der Verfasser den pädagogischen Sprichwörtern nachgespürt, einmal, um das große Interesse und den gesunden Sinn des Volks für das wichtige Werk der Erziehung ins Licht zu stellen, dann aber auch, um unter Zugrundelegung derselben eine deutschnationale Erziehung zu erstreben. Keineswegs hat er sich mit der bloßen Sammlung und mechanischen Zusammenstellung derselben begnügt, so leicht hat er sich seine Aufgabe, wie verdienstlich dieselbe sonst auch immer noch wäre, nicht gemacht; vielmehr stellt er selbst eine Pädagogik auf, in der er die Erziehung des Menschen nach ihrer körperlichen, geistigen, sittlichen und religiösen Seite bespricht und in der nun das deutsche Volkssprichwort die Belegstelle bildet. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches Werk des Neuen nicht allzu viel bieten wird, liegt der Nachdruck des Ganzen doch immer auf der Sammlung und Betrachtung des schon Vorhandenen. Auch mag er bei der Heranziehung der Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten hin und wieder zu weit gegangen sein; das Wort z. B.: „Der einsilbige Lehrer ist der beste“, mag wol mit Einschränkung zu verstehen sein; auch wird es sich fragen, ob dasselbe im Munde des Volks bereits eine solche Verbreitung gefunden hat, daß man es als Volkssprichwort bezeichnen darf. Immerhin muß der Eifer des Verfassers und sein großer Sammlerfleiß anerkannt werden, und da er der Familie bei der Erziehung des Menschen eine weit größere Wirksamkeit beimißt als der Schule, so wird es sich empfehlen, dieses Buch in die Familie einzuführen, damit es hier gelesen und wieder gelesen werde.

Friedrich Groch.

Japanische Kunst.

Kunst und Handwerk in Japan von Justus Brinckmann. Erster Band. Mit 225 Illustrationen. Berlin, R. Wagner. 1889. Gr. 8. 12 M.

Das vorliegende Werk soll „die Kunst und das Kunsthandwerk in Japan im Zusammenhange mit der Landschaft, mit der Thier- und Pflanzenwelt, mit der Religion und Geschichte, mit den Sitten und dem täglichen Leben der Japaner darstellen“ und verdient schon dieses Zweckes halber, sowie in Betracht des Umstandes, daß es wenigstens in der deutschen Literatur über Japan eine Lücke ausfüllt, und wegen des Fleißes, welcher auf die Erreichung jenes Ziels verwandt ist, unbedingt aus der großen Menge der über Japan erschienenen und fortwährend erscheinenden Schriften hervorgehoben zu werden. Es ist nicht, wie die Mehrzahl derselben, ein bloßes Ausstattungswerk; es zeigt das ernste Bestreben, dem behandelten Gegenstande näherzutreten und ihn dem Leser zugänglich zu machen. Allerdings enthält der vorliegende erste Band nur einen Bruchtheil des ganzen Stoffs; er behandelt außer zehn einleitenden Kapiteln über Land und Leute und einer allgemeinen Betrachtung der technischen Künste in Japan nur die Malerei und den Buchdruck nebst den vervielfältigenden Künsten.

Allein bei der Stellung, welche nach des Verfassers Worten „die Malerkunst im Mittelpunkte des Kunstlebens des japanischen Volks“ einnimmt, läßt sich unbedingt schon aus diesem ersten Bande ein Schluß auf das Ganze ziehen. Zunächst dürfen wir die Vollständigkeit und Abrundung der verschiedenen Theile des Werks rühmend anerkennen. Selbst da, wo sie nicht erreicht ist — wie z. B. in dem fast ein Drittel des Bandes füllenden Abschnitte vom Buchdruck u. s. w., wo der Verfasser sich hin und wieder etwas zu weit in die Wiedergabe des Inhalts ihm gerade vorliegender Bücher vertieft und darüber andere Dinge, wie die originellen Volksbücher, Märchenbücher, auch die volksthümlichen Buntdruckbilderbogen unberücksichtigt läßt — bleibt sein Werk anziehend und lehrreich. Indessen sind doch auch Mängel desselben nicht in Abrede zu stellen, und diese unerwähnt zu lassen, wäre einem Buche von der Bedeutung des vorliegenden gegenüber gewiß nicht zu rechtfertigen.

Zunächst möchten wir darauf aufmerksam machen, daß die bildlichen Beigaben nur aus japanischen Darstellungen der Naturgegenstände, Landschaften, Bauten u. s. w. bestehen, daß man also, wenn man sich über den Werth der künstlerischen Wiedergabe klar werden will, sehr häufig auf andere Werke angewiesen ist, welche diese Dinge anders, etwa nach Photographien, geben. Dieser Uebelstand wird dadurch noch fühlbarer, daß der Verfasser augenscheinlich Japan nicht aus eigener Anschauung kennt, daß also auch der Text nicht immer klärend wirkt. Hierunter leiden natürlicherweise vor allem die Abschnitte, welche „dem Menschen“ gewidmet sind; es ist gewiß viel leichter, sich mit Hülfe von Büchern über die Aeußerlichkeiten im Leben eines fremden Volks, über Tracht, Wohnung u. s. w., zu belehren, als über seine Sinnesart und seine geistigen Eigenschaften. Das Urtheil über den Charakter, die Begabung der Japaner möchte unbedingt hie und da ein wenig schief zu nennen sein. Solche Einseitigkeit aber war ohne Frage um so leichter möglich, als der Verfasser auch die Literatur nur in verhältnißmäßig geringer Auswahl benutzt zu haben scheint. Er selbst macht in der Vorrede nur vier Werke namhaft: J. J. Rein's „Japan“, L. Gonse's Prachtwerk „L'art Japonais“, W. Anderson's „Pictorial art in Japan“ und den „Japanischen Formenschatz“ von S. Bing, von denen das letztere obendrein erst im Erscheinen begriffen ist. Was im übrigen an verschiedenen Stellen des Werks herangezogen ist, dürfte größtentheils nur mittelbar benutzt sein. Auf diese Weise sind nicht nur einzelne kleinere, aber doch fühlbare Irrthümer, welche sich bei ausgiebigerer Quellenbenutzung wol hätten vermeiden lassen, in vorliegende Schrift übergegangen, sondern es ist auch in wesentlichen Punkten zu wenig Kritik geübt; so ist z. B. in dem geschichtlichen Theile die alte Zeit, aus welcher glaubwürdige Nachrichten erweislich nicht vorliegen, ganz in der gläubigen Weise behandelt, wie bei L. Gonse; namentlich aber kommen bei der Beurtheilung der Veranlagung und des Charakters der Japaner und bei der Werthschätzung der einzelnen Malerschulen und ihrer Meister alle Vertreter gegentheiliger Ansichten ziemlich schlecht weg. In dieser Beziehung steht vorliegendes Werk nicht einmal auf der Höhe des Gonse'schen, welches eine bei weitem reichhaltigere und vielseitigere Auswahl künstlerischer Belege bietet und dadurch dem Leser ein eigenes Urtheil ermöglicht. Der „Anschauungsstoff“, auf welchen Brinckmann sich bezieht, ist offenbar unzureichend; insbesondere gehören seine zahlreichen Wiedergaben von Bildern mit menschlichen Gestalten und Gruppen fast ohne Ausnahme nur einer Schule an, noch dazu einer der jüngsten, nämlich der „volksthümlichen“, und der Mehrzahl nach sind sie Copien des Hauptvertreters derselben, des „großen“ Hokusai (um 1800). Nun kann aber der Verfasser selbst nicht in Abrede stellen, daß diese im Grunde aller Würde ermangelnde und durch Verzerrungen und Hang zu niedriger Komik oft geradezu abstoßende Richtung selbst in Japan sich durchaus keines ungetheilten Beifalls erfreut. Auch bezweifeln wir sehr, daß Abbildungen wie die auf S. 21, 125, 134, 193, 214, 238, 248, 267 den deutschen Lesern eine hohe Meinung von der japanischen Kunstthätigkeit erwecken werden und noch weniger möchten sie im Stande sein, auf unsere Werkstätten „belebend“ einzuwirken. Hier wäre entschieden weit mehr, als es seitens Brinckmann's geschieht, ein Zurückgehen auf die ältern Schulen in Japan geboten gewesen. Wo es sich dagegen um die vortheilhaftern Seiten der japanischen Kunst handelt — um das liebevolle Eingehen auf die Natur und die geschmackvolle und sinnreiche Art der Verzierungen —, da geht der Verfasser allerdings mit mehr Glück vor, da folgen wir ihm gern und begrüßen seine Absicht, für die Kunstbestrebungen der Japaner ein besseres Verständniß anzubahnen, sie, wie er sagt, dem „Raubbau“ zu entziehen, mit Befriedigung und mit dem Wunsche nachhaltigen Erfolgs.

D. Brauns.

Neuere Popularphilosophie.

1. Die Erziehung des Menschengeschlechts. Philosophische Betrachtung von August Riemann. Dresden, Pierson. 1889. 8. 5 M.

Es gibt bei allem Wechsel der Systeme der Philosophie doch immer eine gewisse allgemeine und bleibende Wahrheit des Denkens über die Welt und ihre Erscheinungen. Auch hat ein jeder im Volke oder im Publikum doch immer ein gewisses Recht und Interesse daran, von der Philosophie etwas zu erfahren oder mit ihren Fragen und Problemen eine Art von Fühlung zu gewinnen. Eben diesem Zwecke

allein ist das vorliegende Buch gewidmet. Der Verfasser sieht in Sokrates das wahre Muster und Ideal eines Weltweisen, in welcher Auffassung er sich ja eigentlich mit dem ganzen spätern Alterthume begegnet. In der ganzen Stellung des Sokrates lag wissenschaftliche und populäre Philosophie noch ungetrennt und in unmittelbarer Einheit beisammen. Seine Lehre trug den Keim der ganzen spätern eigentlich wissenschaftlichen Entwickelung der Philosophie in sich und es verbarg sich dieser Keim noch in der unscheinbaren Hülle seines damaligen mündlich persönlichen Verkehrs mit den verschiedensten Kreisen oder Volksschichten im Leben Athens. Es ist dieses ein Ideal, welches in unserer Zeit freilich nicht mehr zu erreichen ist. Auch wird der Verfasser selbst nicht beanspruchen, eine neue und eigenartig geschöpfte Lehre oder Weltweisheit hiermit auf den Markt gebracht zu haben. Sein guter Wille aber ist immerhin anzuerkennen, und zu dem ja gewiß höchst wichtigen Zwecke der Erziehung des Menschengeschlechts mag sein Buch gern als ein nicht ganz werthloser Beitrag willkommen geheißen werden. Die herrschenden Begriffe und Auffassungen des Publikums über alles, was zur Philosophie gehört, mögen hierdurch nach manchen Richtungen aufgeklärt, geläutert und bereichert werden. Sein Standpunkt ist wenigstens im allgemeinen frei von einseitiger und pedantischer Voreingenommenheit und erstrebt im wesentlichen etwa in der Weise Plato's, das jetzige Wissen von der Welt zu einer vom geistigen Idealismus getragenen Weltansicht zu vereinigen. Auf einzelne Dinge und auf gewisse ihrem Werthe nach sehr fragliche Wissensgebiete, wie auf Physiognomik und Schädellehre, wird wol ein etwas zu großes Gewicht gelegt. Es ist dieses aber im ganzen eine gesunde und frische Art, die Philosophie zu popularisiren, die namentlich im Gegensatze zu solchen Richtungen, wie Pessimismus, Spiritismus, Buddhismus u. s. w., nur als ein erfreuliches Zeichen der Zeit begrüßt werden kann.

2. Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Von Hannas. Leipzig, O. Wigand. 1888. Gr. 8. 4 M.

Auch dieses ist eine Popularphilosophie, der wir aber doch nur in sehr beschränktem Sinne Lob und Anerkennung zu ertheilen vermöchten. Seichtigkeit und Trivialität darf nicht ohne weiteres als gesunder Menschenverstand angesehen oder ausgegeben werden. Der Verfasser gibt zuerst eine Analyse der Vorgänge des Naturlebens, aus der wir nicht gerade viel Neues erfahren und die das Bedürfniß einer eigentlichen und höhern Naturphilosophie oder Metaphysik doch in keiner Weise zu ersetzen vermag. Der wahre gesunde Menschenverstand wird sich doch sagen müssen, daß die letzten Gründe und Principien alles Naturlebens wol tiefere sein müssen, als sie uns in diesen unmittelbar gegebenen äußern Erscheinungen desselben entgegentreten. Der ganze Standpunkt des Buchs ist wesentlich ein solcher der bloßen oberflächlichen Aufklärung, der uns keinen Einblick in eine andere über dem Gegebenen liegende Idealsphäre zu eröffnen vermag. Nicht unbedenklich möchten wir sodann die Aeußerungen des Verfassers über die geschlechtlichen Lebensverhältnisse des Menschen in der Gesellschaft finden, ebenso wenig als wir auch den Schluß seines Werks: „Fort mit Gott, hin zur Natur, liebet euere Nächsten, aber umfassender, als ihr bisher gethan", ohne Rückhalt zu unterschreiben vermögen. Konrad Hermann.

Baltische Literatur.

1. Die Zeichen der Zeit. Ein Wort für baltische Leser. Leipzig, C. G. Naumann. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Das kleine Büchlein sagt von vornherein, für wen es geschrieben ist: wer es nicht lesen will, braucht ja nur die Hand davon zu lassen. Handelt es doch von Dingen, nach denen dem deutschen Volke nicht die Ohren jucken, vor denen es die sonst offenen Augen verschließt — von der Lage des Deutschthums in den baltischen Provinzen Rußlands.

Eine seltene Charakterenergie äußert sich in dem Schriftchen, das aus der Mitte der deutschen Balten heraus für dieselben die drei Fragen erörtert: Wie liegen die Dinge? Was ist unsere Pflicht? Welche Aussicht eröffnet sich uns? Und es antwortet:

Die Lage der Dinge bei uns kann nicht ernst genug genommen werden.... Das Ziel unsers Feindes ist nichts Geringeres als unsere totale Vernichtung, die vollständige Ausrottung des Deutschthums in allen seinen Lebensbethätigungen, nicht nur in der Sprache, sondern auch und zwar gerade besonders in der Bildungs- und Erziehungsweise, Denkart, Gesinnung, Sitte und Religion. Wenn's menschlicher Macht überhaupt möglich ist — unser Feind wird vor keinem Mittel zurückschrecken, alles das mit Stumpf und Stiel auszutilgen.... So weisen alle Zeichen darauf hin, daß wir Zeiten entgegengehen, wie sie nicht gewesen sind und man sie kaum für möglich hätte halten können.

„Dem gegenüber", sagt der Verfasser, „kann es uns nicht schwer werden, unsere Pflicht zu treffen, wenn auch schwer genug, sie ausreichend zu erfüllen":

Man wird nicht umhin können, das Culturwerk in diesen Landen zu den nicht gerade geringsten Thaten des deutschen Geistes zu rechnen. Der Gott aber, welcher uns diesen Erfolg, die Begründung eines deutsch-evangelischen Culturgebiets durch wirkliche Erziehung der indigenen Bevölkerung desselben in Gnaden verliehen hat, der will ganz sicher und gewißlich nicht, daß das alles jetzt wieder eingestampft und ausgerottet würde, um einer Gestaltung der Dinge Platz zu machen, welche hier längst überwunden war. Bieten wir aber irgendwie dazu selbst die Hand, sei es auch nur dadurch, daß wir geschehen lassen, was wir hindern könnten, so handeln wir gegen die von Gott durch den Verlauf unserer Geschichte sanctionirte Aufgabe, welche uns gestellt ist, und verleugnen nicht nur uns selbst und unsere Pflicht, sondern auch

ihn und seinen Willen.... Wie wir von Gottes Gnaden sind, sind wir für den Kaiser und das Reich was werth — wie viel? das sagt die Geschichte. Wie er uns haben will, in menschlicher Verblendung, wären wir, nach Verleugnung unsers Glaubens, unserer Sitte, unserer Ehre, nihilistisches Lumpengesindel, ein Verderben für Thron und Land.... Und spricht nicht außerdem schon das einfältigste und natürlichste Billigkeitsgefühl dagegen, daß wir unserer Obrigkeit gehorchen, wo sie mit ihren Zumuthungen an uns ... nichts weniger von uns verlangt als den schmählichsten Selbstmord?

„So ist es unsere heiligste Pflicht", fährt der Verfasser fort, „Widerstand zu leisten bis aufs äußerste, indem wir willig leiden, wo man durch Gewalt unser Zeugniß für Wahrheit und Recht unterdrücken will."

Welche Aussichten aber kann ein solcher Leidenskampf bieten? Das ist die dritte Frage, und die Antwort, welche der Verfasser auf sie gibt, ist, wie alles im Schriftchen, nur an seine Landsleute gerichtet, aber dazu angethan, das deutsche Volk völlig zu beruhigen: es braucht sich nicht zu scheuen, vom unangenehmen Thema zu hören; es wird nichts von ihm verlangt. Das Schriftchen sagt vielmehr:

Vor allem werden wir uns keiner Erwartung irgendwelcher äußerlich-irdischen Hülfe hingeben dürfen. Was Gott in dieser Beziehung möglicherweise zu unsern Gunsten thun kann, hat er ganz unbedingt seinem Wissen und seiner Macht vorbehalten. Es wäre schon deshalb entschieden verkehrt, ihm vorzugreifen und ihn mit Bitten und Wünschen in einer bestimmten Richtung bestürmen zu wollen. Wir könnten uns — alles andern zu geschweigen, dabei zu etwas drängen, was uns aus dem Regen unter die Traufe führt. Zudem könnte das Ausbleiben oder auch nur die Verzögerung der Rettung in dieser Art einen bedenklichen Rückschlag auf unsere Stimmung ausüben, die wahrscheinlich Enttäuschung, Muthlosigkeit und Verzweiflung hervorrufen, welche nothwendig die Widerstandskraft lähmen und zur willenlosen Ergebung treiben müßten.... Wir sollen und dürfen mit keiner Hoffnung rechnen, sondern uns auf das Gegentheil einrichten, um auf das Aeußerste, was kommen kann, nicht ungerüstet zu sein.

Fröhlich ausgehalten
Und Gott lassen walten,
Das macht recht vergnügt....

Das wird uns aber auch erst befähigen, die wahre Quelle unüberwindlicher Kraft zu finden und die rechte Frucht der über uns verhängten Prüfung zu pflücken, wovon wieder in entscheidendster Weise unsere Rettung und unser Bestehen für fernere Zeiten abhängen.

Wir haben aus dem wackern Büchlein thunlichst viel mitgetheilt, in der Hoffnung, es fände sich doch hie und da ein Leser, der für den Heldensinn, welcher aus den Worten spricht, Verständniß und Theilnahme gewönne, obgleich die Leidenden der eigenen Nation angehören und obgleich es Rußland ist, das sie verfolgt. Denn was die „Preußischen Jahrbücher" jüngst offen ausgesprochen, das ist — von zwei bis drei Ausnahmen abgesehen — die Stellung von Presse und Publikum: „Das «heilige Rußland» wäre uns am liebsten, wenn wir gar nichts von ihm zu wissen brauchten."

In diesem Punkte legt sich nahezu jedes Blatt eine Bedeutung bei, als sei es der „Reichsanzeiger" oder wenigstens die „Norddeutsche Allgemeine" und fast jeder Verein glaubt sich in dieser Beziehung eine Abtheilung des Reichsamts des Auswärtigen und zur Annahme einer „politischen" Haltung verpflichtet. Es braucht doch Zeit, bis das deutsche Volk sich erst die politischen Kinderschuhe völlig ausgetreten!

Unter den wenigen Zeichen kenntnißvoller Theilnahme an den Geschicken der deutschen Volksgenossen in den baltischen Landen aus jüngerer Zeit erfreut besonders neben den gelegentlichen Aufsätzen der „Kreuzzeitung" das kleine Schriftchen:

2. Im Banne Moskaus. Die evangelisch-lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen. Von K. H. Neubert. Barmen, Klein. 1888. 12. 1 M.

Der Verfasser, Pfarrer zu Dresden, zeigt sich auf seinem Gebiete wohl unterrichtet und auch aus persönlicher Anschauung mit den baltischen Verhältnissen vertraut. Nach einem raschen geschichtlichen Ueberblicke weist er auf die Rechtsgrundlagen der evangelisch-lutherischen Kirche als der provinziellen Landeskirche hin, auf die widerrechtliche Ausdehnung der Wirksamkeit der confessionellen Staatsgesetze auf die Ostseeprovinzen, wie sie seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts allmählich platzgriff, berührt den ersten Ansturm der griechischen Kirche auf Livland in den vierziger Jahren, wie er in Harleß' „Geschichtsbildern" urkundlich begründete Darstellung gefunden und ergänzt dann in der ganzen zweiten Hälfte des Büchleins dieselben durch gut begründete Erzählungen aus der neuern Zeit, namentlich seit dem Regierungsantritte des jetzigen Kaisers. Die Schrift ist sehr geeignet, zur ersten Einführung in die Kenntnißnahme der Lage zu dienen, in welcher sich die evangelisch-lutherische Kirche gegenwärtig befindet — in der That nach dem Ausdrucke des letzten Abschnitts: „Eine Kirche unter dem Kreuze".

Wer dann, erfaßt von dem Gegenstande, tiefer in ihn eindringen will, mag sich zu den folgenden Büchern wenden:

3. Russisch-Baltische Blätter. Beiträge zur Kenntniß Rußlands und seiner Grenzmarken. In zwanglosen Heften. Drittes und viertes Heft. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887—88. 8. 4 M. 60 Pf.

Da begegnet zunächst eine ganz besonders für die in Deutschland geltenden Anschauungen berechnete Auseinandersetzung über das, was als „Particularismus" der Balten zu verstehen ist, deren Schlußworte wir wenigstens hersetzen wollen:

Wenn sie (die Balten) dem Obigen zufolge im Reiche mit niemandem anzuknüpfen vermögen, durch ihre Cultur wie eine isolirte Insel in der russischen Wüste dastehen, dann bleibt ihnen eben nichts übrig, als alles zurückzuweisen, was ihre Verschmelzung mit dem Reiche zum Ziele hat; ihr Particularismus ist nicht politischer kleinlicher Egoismus, er ist berechtigter Selbsterhaltungstrieb, der dem Menschen von Natur innewohnt und den er erst aufgibt, wenn sein vom Wahnsinn umnachteter Geist ihn zum Selbstmorde verleitet.

Andere Abschnitte schildern den kirchlichen Nothstand oder werfen einen Rückblick auf die Russificirung der Pro-

vinzen im Jahre 1886; sie vermitteln klare Einsicht in die Sachlage, wie sie etwa vor zwei Jahren war, inzwischen aber nach allen Richtungen hin durch die sich drängenden Ereignisse überholt ist. Die russische Kirchenpolitik mit ihren Ränken und Lügen wird dargestellt, und es ist auch schon möglich, auf eine wichtige Folge derselben den Blick zu lenken, auf die Abkehr der großen Masse der bäuerlichen Letten und Esten von ihren falschen Freunden. Das Landvolk sieht ein, daß es gerade so bedroht ist in seiner Cultur, seinem Glauben, schließlich seinem Besitze, wie die Deutschen, und beginnt im Zusammenschlusse mit denselben die Widerstandskraft zu suchen, nicht zur Gegenwehr, sondern zur Erhaltung seines Daseins.

Das neueste Heft — freilich schon vor einem Jahre veröffentlicht, denn die geringe Theilnahme in Deutschland droht ein weiteres Erscheinen zu ersticken — legt die Verwüstung, die das blühende Volksschulwesen betroffen, bloß und beleuchtet die bekannte Entgegnung des Oberprocureurs des Heiligen Synods, Pobjedonossjew, auf das Schreiben der reformirten Geistlichkeit des Cantons Schaffhausen im Spiegel der Thatsachen. Es sucht endlich den Kampf des baltischen Deutschthums noch von einer andern Seite verständlich zu machen: es schildert das russische Beamtenthum, das gleicherweise Staat und Thron in seiner Existenz bedroht und bezeichnet die Abwehr der Balten als den Kampf für die Selbstverwaltung gegen Tschinownikthum und Nihilismus:

> Staatlich erfaßt, decken sich zur Zeit Russenthum und Tschinownikthum — wir können daher letzteres nur zugleich mit ersterm bekämpfen und müssen unser Volk vor dem Russenthum bewahren, um nicht dem Tschinownikthum zu verfallen. Das baltische Programm richtet seine Spitze daher nicht gegen den Staat, sondern nur gegen dessen unglückselige Tendenzen, welche in gleicher Weise Staat und Thron bedrohen.

Demselben opferfreudigen Verlage, wie die vorgenannten „Blätter", gehören auch die folgenden Bücher an:

4. Deutsch-protestantische Kämpfe in den baltischen Provinzen Rußlands. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. 8. 8 M.

Leider müssen wir gestehen, daß das Buch zu umfangreich gerathen und nicht zweckentsprechend zusammengestellt ist. Die Mittheilungen sind alle anziehend und alle neu, denn entweder — zum kleinsten Theile — entstammen sie Quellen in russischer Sprache oder geheimen Fundgruben; aber ein beträchtlicher Theil kann nur in den Ostseeprovinzen Theilnahme erregen, mit dem dürfte man das Publikum in Deutschland nicht behelligen, der müßte gesondert erschienen sein: das sind gleich die ersten 140 Seiten „Aus der Praxis der geheimen Polizei in Liv-, Est- und Kurland", ferner die Abschnitte S. 254—286. Um so mehr könnten die Kapitel „Die Anfänge der Russificirung des baltischen Schulwesens", „Die russische Staatsregierung und die dorpater Studentenschaft" und die vier letzten, besonders: „Die Rückbewegung der Convertirten", „Die Unterdrückung des freien Wortes", „Der Kampf um das baltische Schulwesen" ein tiefer gehendes Interesse, das jetzt erst hervorzurufen wäre, befriedigen.

Die Mittheilungen und Berichte sind über jede Anzweifelung erhaben; wir wünschten dasselbe mit gleicher Zuversicht vom Schlußworte des Verfassers sagen zu können: „Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen."

5. Rechtskraft und Rechtsbruch der liv- und estländischen Privilegien. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Wer von den Lesern erst so weit gelangt, daß er die vorstehend angeführten Bücher durchgenommen hat, wird dann auch nach diesem greifen, um sich die Rechtsgrundlage der Sonderstellung der deutschen Provinzen des russischen Reichs selbst anzusehen und die Erbitterung zu begreifen, welche die frevelnde Niedertretung des durch keinen einzigen Vorgang verwirkten Rechts im deutsch evangelischen Baltenlande erzeugen muß. Daß ein verständnißvoller Kenner staatsrechtlicher Verhältnisse die Abhandlung geschrieben, wird dem einsichtigen Leser nicht verborgen bleiben.

Dem Berichterstatter sind hie und da brieflich Anfragen zugegangen — mündlich nie —, wie man sich über die Lage des baltischen Deutschthums unterrichten könne. Im Vorstehenden sind immerhin einige Mittel dazu angegeben.

Feuilleton.

Anläßlich des sechzigsten Geburtstages von Friedrich Spielhagen hat L. Staackmann's Verlag in Leipzig eine wohlfeile „Jubiläumsausgabe" ausgewählter Romane des Dichters in Angriff genommen, die in etwa 60 Lieferungen zu 50 Pf. die „Problematischen Naturen", „Die von Hohenstein", „In Reih und Glied", „Hammer und Amboß" und „Sturmflut" bringen wird.

— Für die Mitte des April wird das Erscheinen einer Ausgabe von Gottfried Keller's „Gesammelten Werken" (Berlin, Hertz) in 30 Lieferungen zu 1 M. oder in zehn Bänden zu 3 M. angekündigt. In guter Ausstattung soll diese Gesammtausgabe für die Hälfte des Preises, um den bisjetzt die Einzelschriften zu erstehen sind, zu Ausgang des Jahres vollendet vorliegen.

— Von der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. in Hamburg ist „Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling" in neunter, neu verbesserter Auflage herausgegeben. Wie an die frühern, so hat der Dichter auch an diese jüngste Ausgabe seines unsers Erachtens bedeutendsten Werks unermüdlich die feilende Hand gelegt, um die schöne farbenprächtige Erzählung in immer vollendeterer Reinheit im deutschen Volke heimisch werden zu lassen.

— In prachtvoller Ausstattung hat A. von Freydorf eine von Joseph Victor von Scheffel aufbewahrte Reliquie Ernst Moritz Arndt's herausgegeben unter dem Titel: „Spät erblüht! Aufgefundene Gedichte von E. M. A." (Leipzig, Knaur, 1889). Arndt hat dieselben, 37 an der Zahl, als „Gebetbuch für zwey fromme Kinder" der Freifrau von Munk, bei welcher er 1812 in Schweden ein Zuflucht gefunden, ehe er nach Petersburg mit dem Freiherrn von Stein ging, niedergeschrieben. Das letzte der Sammlung, das

schöne Weihnachtslied: „Der heilige Christ ist kommen, der süße Gottessohn“, ist in viele Gesangbücher übergegangen. Die Mehrzahl der übrigen Gedichte aber scheint uns doch zu altmodisch geworden, um sie mit anderm Gefühl als dem der Pietät lesen zu können, und die Veröffentlichung aller somit ungerechtfertigt. Eine kleine Auswahl einzelner wahrhaft herzlicher und schöngeformter Gebete und Hymnen hätte mehr geboten.

— Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ist Johannes van Dewall's beste seiner zahlreichen Erzählungen, „Der Ulan“, welche bekanntlich auf dem Einzuge des deutschen Heeres in Paris sich aufbaut, in dritter, mit 141 Zeichnungen von G. Brandt geschmückter Auflage erschienen. — Im selben Verlage kam in zweiter Auflage Emile Erhard's vortrefflich erzählte, heitere und durch ihre lustigen Verwickelungen unausgesetzt spannende Novelle „Onkel Hermann“ heraus. Beide Bücher eignen sich recht zur Ausfüllung harmloser Stunden am Familientische.

— Die Verdienste von Konrad Beyer um die „Lehre vom deutschen Versbau und Heinrich Heine's Stellung innerhalb derselben“ hat Hermann Schärf kurz, aber klar und bündig dargestellt (Czernowitz, Pardini, 1889). Er ist nicht blos ein Verehrer des Obengenannten, sondern hebt auch mit sicherm Verständnisse die Hauptpunkte hervor, auf welche es bei den schwierigen Fragen der deutschen Prosodie ankommt. Konrad Beyer hat alle Ursache, Schärf dankbar zu sein.

Für denselben Herrn wird im dritten Hefte der jüngst hier angezeigten „Literarischen Correspondenz“ noch eine Lanze gebrochen in Anlaß der von uns in Nr. 41 d. Bl. f. 1888 gebrachten Kritik seines „deutschnationalen Musterromans“: „Erzherzog Karl's Liebe und der Kampf um den Niederwald“. Wir erklären, daß Herr Dr. Robert Boxberger jener Besprechung völlig fern steht, daß, soweit unsere Kenntniß persönlicher Zerwürfnisse reicht, wir nie einem feindlichen Theile das Wort gegen den andern verleihen und daß für nicht unterzeichnete Aufsätze, so auch für jedes Wort der erwähnten Besprechung, die Redaction einsteht.

— Max Dessoir hat eine Studie über „Karl Philipp Moritz als Aesthetiker“ (Berlin, C. Duncker, 1889) erscheinen lassen. Es freut uns, diese Arbeit als eine höchst gediegene bezeichnen zu können, welche ebenso sehr auf den gründlichsten Quellenstudien beruht als auf sachmännischem Urtheil des Verfassers. Dessoir charakterisirt zunächst treffend das Material an ästhetischen Untersuchungen, welches Moritz vorlag, und bezeichnet sodann diesen selbst als denjenigen Kritiker, welcher der Aufklärung wesentlichen Inhalt verband mit den Formen des reifenden Classicismus. Moritz selbst besaß eine große Kraft der ästhetischen Anschauung; darum war er ein geborener Aesthetiker. Ihm war das Kunstwerk nur Annäherung an ein Ideal und begrifflich nicht auszudeuten. Das Schöne kann nur empfunden werden, der empfindende Geschmack versenkt sich in das Centrum eines Kunstwerks; letzteres aber ist um seiner selbst willen da. Dies die Hauptsätze von Moritz.

— Der zuletzt in Turin lebende Professor der Philologie Friedrich Nietzsche hat seinem in d. Bl. besprochenen Buche noch in demselben Jahre (1889) ein zweites folgen lassen unter dem Titel „Götzendämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophirt“ (Leipzig, C. G. Naumann). Der Verfasser nennt seine Schrift „eine große Kriegserklärung“; er will „an ewige Götzen mit dem Hammer wie mit einer Stimmgabel rühren“. Nach Nietzsche „gibt es gar keine moralischen Thatsachen. Die Kirche verdarb den Menschen, aber sie nahm in Anspruch, ihn verbessert zu haben. Alle Mittel, wodurch bisher die Menschheit moralisch gemacht werden sollte, waren von Grund aus unmoralisch.“ „In ganz Europa ist des Erstaunens kein Ende, daß es nicht einen einzigen deutschen Philosophen mehr gibt.“ „Unsere überfüllten Gymnasien, unsere überhäuften, stupid gemachten Gymnasiallehrer sind Skandal.“ Schiller wird verhöhnt als „der Moraltrompeter von Säckingen“, Liszt als „die Schule der Geläufigkeit nach Weibern“, Carlyle als „der Pessimismus infolge zurückgetretenen Mittagessens“. Das ganze Buch machte auf uns den Eindruck, daß ein ursprünglich reich angelegter Geist hier umnachtet sei, als eine zuverlässige Quelle uns freiwillig mittheilte, daß Nietzsche — ins Irrenhaus habe gebracht werden müssen. Damit ist jede Kritik seines neuesten Buchs unmöglich gemacht.

Bibliographie.

Die französische Armee im Jahre 1813. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Bolneoa, F., Die weisse Gemse. Eine herzegowinische Jagd-Episode. Klagenfurt, Leon sen. 8. 60 Pf.

Berendts, E., Volks- und staatswirthschaftliche Anschauungen in Russland auf der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts. Archivalische Studie. St. Petersburg. 1888. Gr. 8. 2 M.

Bergner, R., Die Judenherrschaft in den Karpathenländern. Sensationelle Enthüllungen. Marburg, Verlag des „Reichs-Herold“. 8. 1 M.

Bilfinger, G., Die antiken Stundenangaben. Stuttgart, Kohlhammer. 1888. 8. 3 M.

Böhm-Bawerk, E. v., Kapital und Kapitalzins. 2te Abth. — A. u. d. T.: Positive Theorie des Kapitales. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Du Bois-Reymond, E., Adelbert von Chamisso als Naturforscher. Rede. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Braun, K., S. J., Ueber Kosmogonie vom Standpunkt christlicher Wissenschaft mit einer Theorie der Sonne und einigen darauf bezüglichen philosophischen Betrachtungen. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Bruhnsen, O., Die drei gestrengen Heiligen und andere Novellen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 M. 50 Pf.

Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen, herausgegeben von A. Hinrichsen. 3tes Hft.: Johann Joseph Ignaz von Döllinger von E. Melzer. Danzig, Hinstorff. 12. 60 Pf.

Dreves, G. M., S. J., Stimmen der Vorzeit. Deutsche Sagen und Geschichten. Paderborn, Junfermann. 16. 2 M. 75 Pf.

Elze, T., Die Sage und der Ring der Frau Kröte. Dessau, Baumann. Gr. 8. 50 Pf.

Engel, G., Sein und Denken. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Erich, A., Das heilige Rußland. Roman in 2 Bdn. Augsburg, Gebr. Reichel. 8. 6 M.

Foy, F. R., Königin Christine von Schweden, die Tochter Gustav Adolfs. Barmen, Klein. 12. 40 Pf.

Friedrich, G., Die persönliche Kraft und ihre Bedeutung für die geistige und physische Lebensthätigkeit des Menschen. München, G. Friedrich. Gr. 8. 75 Pf.

Gultzeit, J., Jugendblüten. Ein Strauß lyrischer Gedichte. Nebst einem Anhang: Lieder der Erinnerung. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 16. 60 Pf.

Hensel, P., Ethisches Wissen und ethisches Handeln. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Ethik. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hertzberg, G. F., Geschichte der Stadt Halle an der Saale von den Anfängen bis zur Neuzeit. Nach den Quellen dargestellt. I. Halle im Mittelalter. Nebst 2 historischen Karten von Halle und Umgegend, sowie 2 lithographirten Abbildungen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 6 M.

Heussler, H., Francis Bacon und seine geschichtliche Stellung. Ein analytischer Versuch. Breslau, Koebner. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Krüger, E., Dr. Ernst Henrici, die Togogesellschaft und das deutsche Togogebiet. Von einem vielgereisten praktischen Landwirth (Th. K.). Berlin, Siegismund. 8. 60 Pf.

Lauchert, F., Geschichte des Physiologus. Mit 2 Textbeilagen. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 7 M.

Liez, N., Major Franz Karl Hartmann, letzter Commandeur des königlich großherzoglich Luxemburgischen 1. Jägerbataillons zum deutschen Bundesheere. Lebensereignisse eines Luxemburgers. Luxemburg, Brück. 8. 60 Pf.

Meder, J., Lätitia. Festspiel mit Gesang. Musik, arrangirt und componirt von L. F. Witt. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 2 M.

Meil, E. v., Vier Novellen. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Nippold, F., Die vertrauten Briefe des Erzbischofs Spiegel von Köln. Barmen, Klein. 12. 1 M. 20 Pf.

Oppenheim, Ida, Epheuranken. Erzählungen aus dem jüdischen Leben. Novellen, Novelletten, Plaudereien und Skizzen. Thorn, Schwartz. 8. 2 M. 50 Pf.

Leipziger Rosenthal-Lieder von Siegfried Rosenthal dem Jüngeren. Leipzig-Reudnitz, Hobbing. 16. 60 Pf.

Schönberg I., G. von, Geschichte des Kgl. Sächs. 7. Infanterie-Regiments „Prinz Georg“ Nr. 106 von 1836 bis 1886. Für die Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments bearbeitet. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 50 Pf.

Sero, J., Eine Vision. Gedenkspiel. Wien, Braumüller. 1888. Gr. 8. 1 M.

Stein, L., Antike und mittelalterliche Vorläufer des Occasionalismus. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Stevenson, R. L., Der seltsame Fall des Doctor Jekyll und des Herrn Hyde. Breslau, Schottländer. 8. 2 M.

Walter, T., Um Thron und Krone. Historisches Drama. Prag, Dominicus. 1888. 8. 2 M.

Wolf, T., Fürst Georg Rakoczy I. in Reps. Eine geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1639. Kronstadt, Albrecht u. Zillich. 1888. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
des
Kgl. Sächs. 7. Infanterie-Regiments „Prinz Georg“ Nr. 106
von 1836 bis 1886.

Für die Unteroffiziere und Mannschaften des Regiments bearbeitet von

Georg von Schönberg I.,
Hauptmann.

Mit einem Porträt. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Diese Geschichte eines der in Leipzig garnisonirenden Regimenter bietet einen interessanten Ueberblick über die verschiedenen Ereignisse bis zur funfzigjährigen Feier der Ernennung Sr. K. H. des Prinzen Georg von Sachsen zum Chef des Regiments. Namentlich auch die Kriege von 1866 und 1870—71 finden eingehende Darstellung, soweit dieses Regiment daran betheiligt war.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das deutsche Heer
und die Contingente der Einzelstaaten.

Eine staatsrechtliche Abhandlung
von

Dr. Friedrich Brockhaus,
ordentlichem Professor der Rechte an der Universität zu Kiel.

8. Geh. 5 M.

Diese für Staatsrechtslehrer, Politiker und Militärs wichtige Schrift beschäftigt sich eingehend mit Lösung der innerhalb des deutschen Reichsstaatsrechts vielfach umstrittenen Frage über das Verhältniß zwischen dem Reichsheere und den Contingenten der Einzelstaaten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rumäniens Antheil am Kriege der Jahre 1877 und 1878.
Von

T. C. Vacarescu,
Oberstlieutenant der Reserve.

Aus dem Rumänischen von Mite Kremnitz.

Mit 1 Karte und 2 Plänen. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

Der Verfasser liefert auf Grund der officiellen Actenstücke des rumänischen Generalstabes zum ersten mal eine authentische Darstellung der Theilnahme der rumänischen Armee an dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78, welche namentlich in den entscheidenden Kämpfen vor Plewna glänzend hervortrat. Das Werk ist für militärische und politische Kreise von hohem Interesse. Die Uebersetzung rührt von der bekannten Mitarbeiterin der Königin von Rumänien, Mite Kremnitz, her.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Bodenstedt.
Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.
Neues Liederbuch.

Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 3 M.
Miniatur-Ausgabe. 14. Aufl. Geb. 4 M. 50 Pf.
Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Aus Morgenland und Abendland.
Neue Gedichte und Sprüche.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Elementarbuch
der
Polnischen Sprache
für den Schulgebrauch und zum Selbstunterricht.

Von

Professor A. Poplinski.

Dreizehnte Auflage.

8. Geh. 1 M. 25 Pf.

Eine kurzgefaßte polnische Grammatik, die ihre praktische Brauchbarkeit schon durch zwölf starke Auflagen bewährt hat.



Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 18. April 1889.

Inhalt: Episch-lyrische Dichtungen. Von Ernst Ziel. — Erzählungsliteratur. Von A. Fleischmann. — Zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte. Von Robert Boxberger. — Historisches. Von Karl Jentsch. — Zur Ethnologie. Von Th. Achelis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Episch-lyrische Dichtungen.

1. Der neue Merlin. Ein Gedicht aus dem nächsten Jahrhundert. Von Eduard Paulus. Stuttgart, Krabbe. 1888. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.
2. Gestalten und Leidenschaften. Dichtungen von Hermann Friedrichs. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1888. 12. 3 M.
3. Verzaubert. Eine Herzensfabel in Versen von Maria Janitschek. Stuttgart, Spemann. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Es sind drei im ganzen erfreuliche Erscheinungen des neuesten episch-lyrischen Marktes, mit denen sich die nachfolgenden Darlegungen beschäftigen werden.

Wenn Eduard Paulus uns einen „Neuen Merlin" (Nr. 1) bietet, so darf man nicht an die deutsame bretonisch-normannische Sage von Merlin, dem Zauberer, denken, dessen geheimnißvolle Gestalt auch in den Artus-Sagenkreis so eigenartig hineinragt — es ist vielmehr eine freie phantastische Dichtung, die uns hier vorliegt, eine Dichtung von durchaus modernem Gepräge, die sich eigentlich nur mit ihrem Titel an jenen alten Mythus anlehnt; sie weiß nichts vom rauschenden Walde von Brecilande, nichts von der liebreizenden Viviane, nichts von der zauberhaften Weißdornhecke, nichts von aller Minne- und Geisterpoesie der „Prophetiae Merlini". Eduard Paulus widmet den „Neuen Merlin" in einem Einleitungssonette: „Den Heldenmännern", die unser Volk aus Schmach und Nöthen befreiten. Er bietet uns eine patriotische Dichtung dar. Die Voraussetzungen derselben sind kühn wie ihre Idee; das Ergebniß, zu dem sie gelangt, ist ebenso gewagt wie manche Einzelheit der Ausführung, die auf dem Wege zu diesem Ergebnisse liegt. Merlin — ich gebe den Inhalt kurz wieder — wohnt in seiner einsamen Hütte im hohen Buchenwalde,

> Und schon über funfzig Jahre
> Sind vergangen, seit der große
> Bismarck Deutschland wieder hob
> In den Sattel, daß es reite — —

Wir befinden uns also im Eingange der Dichtung in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Dreißig Jahre hat Merlin einsam im Walde verbracht. Da regt sich in ihm die Sehnsucht nach der Welt der Menschen und der fernen Heimat. Er zieht aus ins Weite und findet Deutschland im Bürgerkriege. Die Aecker liegen verwüstet; die Städte und die Dörfer sind verödet; Schutt und Rauch kennzeichnet den Weg der Zerstörung. In der Heimat begegnet Merlin einem Jüngling, in welchem er sein Ideal erblickt: Jungheinrich. Er behält ihn bei sich. Mit ihm durchlebt er im Geiste sein vergangenes Leben noch einmal, und da erfahren wir, daß er bereits nahezu hundert Jahre der Erde Lust und Leid durchgekostet hat und daß er in der Blüte seiner Jahre die große kriegerische Erhebung von 1870 und 1871 mit erfuhr. Aber nicht nur die Vergangenheit, auch die harte Wirklichkeit jenes dritten Decenniums des 20. Jahrhunderts, in welche die Dichtung uns versetzt, durchlebt Merlin mit seinem geliebten Jungheinrich: alles liegt in Deutschland darnieder, Kunst, Wissenschaft, Staat. Der Aufruhr und die Anarchie führen das Scepter. Aber das Heil kommt vom Osten. Dort

> Ist ein Glaubensheld erstanden
> Und zertrümmert alle Ketten,
> Prediget von Land zu Landen,
> Uns vom Teufel zu erretten.

Ostwärts entsendet nun Merlin den in flammender Begeisterung für die heraufsteigende neue Epoche entbrannten Jungheinrich, und dieser kehrt nach einiger Zeit mit der frohen Botschaft zurück:

> „Geliebter Vater, lasse dir erzählen
> Vom Sternenhimmel, der voll Licht und Ruh:
> Im fernen Osten jauchzen alle Seelen
> Schon ihrem künftigen Erlöser zu.
> — — — — — — — — — — —

Das Volk steht auf! Gerad' in jenen Landen
Wächst wunderbar des neuen Glaubens Glut,
Die schon jahrhundertlange in den Banden
Der Geistesdumpfheit jämmerlich geruht."

Jungheinrich hat das Angesicht des Retters und Erlösers selbst geschauet. Dieser stand auf einem heiligen Berge.

„Wacht auf!" rief er, „zum letzten male seien
Die Schwerter aus der Scheide losgezückt;
Es gilt dem Geist, die Geister zu befreien,
Damit das grause Schlachtenwerk uns glückt.

— — — — — — — — —

„Wacht auf, wacht auf! Es rühren sich die Gräber,
Erhellt von dieser Jubeltage Schein;
Ihr müsset eure eigener Erheber
Und euer eigener Vollender sein.

„Doch glaubet nicht, daß ich am Kreuzstamm schmähe
Das hohe, wundervolle Gnadenbild;
Ich selber fühle seine Gottesnähe,
Aus der das Blut der ewigen Liebe quillt.

„Wacht auf, wacht auf! vergeßt das trübe Trauern,
Das knechtisch eure Seelen eingeschnürt,
Und werdet von den Offenbarungsschauern
Des ewigen Geists glückselig aufgerührt!

„Mit ihm versöhnt im freigewordenen Herzen,
Vom Glauben an Unsterblichkeit durchloht,
Könnt' ihr besiegen alle Lebensschmerzen,
Euch freudig stürzen in den Schlachtentod!"

Und auch im Süden, in Italien, berichtet Jungheinrich, regt sich ein neuer Geist, und Merlin erwidert:

Die beiden Völker in Europas Mitten
Begehen ihren Auferstehungstag,
Die heilig großen, welche mehr gelitten
Als was ein Volk zu leiden sonst vermag.

Und nun naht die Katastrophe heran:

Die zwei riesenhaften Heere
Wälzen sich, zwei schwarze, schwere
Wolkenballen, daraus tausend,
Abertausend Blitze zucken,
Geneinander, stumm und furchtbar.

„Alle Feinde unsers Volks" stehen uns gegenüber. Die Schlacht ist blutig:

Und inmitten,
Riesenhaft des deutschen Reiches
Heldenbanner mit den beiden
Händen haltend, hoch im Goldhelm,
Auf dem weißen Roß sich bäumend,
Sprengt der Führer.

Der Sieg ist auf seiten des Deutschen Reichs. Merlin hat der Schlacht von einem Berge aus zugeschaut, und als der Sieg entschieden, faßt ihn jäher Taumel:

Mit der Rechten
Seinen Pilgerstab aufhebend,
Wirft er ihn, gleich einem Wurfspieß,
Nach dem Völkerschlachtenknäul. — Da
Surrt herauf, vom Feld verloren,
Eine Kugel auf die Stirn ihm,
Und im Tode stürzt der Alte
Rücklings nieder auf das Felsriff.

Jungheinrich hat in der Schlacht den Tod gefunden.

Das ist in Kürze der Inhalt des „Neuen Merlin". Wie man sieht, bleiben die Anschauungen des Dichters einigermaßen dunkel. Den Verfall des deutschen Volks in sittlicher, in socialer wie allgemein menschlicher Beziehung als nahe bevorstehend vorauszusagen, dazu gehört, im Grunde genommen, keine besonders große Prophetengabe; denn wir stehen — das ist wenigstens meine persönliche Ueberzeugung — bereits in den ziemlich sichtbaren Anfängen dieses Verfalls. Daraus Krieg und Noth zu folgern liegt nahe, ja ist eine selbstverständliche, natürliche Folge jenes Verfalls, und bis hierher leuchtet die Paulus'sche Prophetie ein. Aber der Schluß mit dem vom Osten kommenden Heil und dem mystischen Reiter auf weißem Rosse dürfte doch manchem Leser als eine allzu kühne individualisirte Voraussage erscheinen. Diese Symbolik ist gar zu — symbolisch. Sieht man indessen von solchen sich gegen die Dichtung als Ganzes erhebenden Bedenken ab, so wird man an den mannichfachen großen Schönheiten des „Neuen Merlin" seine Freude haben. Das eigenartige Gedicht, welches in zwölf metrisch verschiedenformige Abschnitte und ein lyrisches Zwischenstück „Des Alten Berglieder" zerfällt, ist musterhaft gegliedert; es hat einen entschieden großen historischen Zug und weist nicht eine einzige Stelle auf, auf welche das „Quandoque bonus dormitat Homerus" seine Anwendung fände; ein echt dichterischer Geist ist über alle Theile des „Neuen Merlin" ausgegossen, und Einzelnes nimmt eine erste Stellung unter dem ein, was die jüngste deutsche lyrische Epik überhaupt hervorgebracht hat. So ist das zweite Gedicht „Der Auszug", welches uns den Bürgerkrieg und die Verwüstung, die er angerichtet, vor Augen stellt, ein kleines Meisterstück anschaulicher und zugleich phantastisch durchleuchteter Geschichtsschilderung; trefflich im Ton und im dramatischen Wurfe muß das zehnte genannt werden, welches das „Wiedersehen" Merlin's und Jungheinrich's nach dessen Fahrt gen Osten zum Gegenstande hat, und aus des „Alten Bergliedern" — es sind zwölf an der Zahl — kann ich mir nicht versagen hier das fünfte herzustellen:

Aus der Sündennacht des Bösen,
Aus der irdischen Natur
Bangem Fluche kann erlösen
Uns die reine Schönheit nur.

In dem Anblick ganz versunken
Und uns selber kaum bewußt,
Spüren wir den Götterfunken
Jauchzend in der eignen Brust.

In dem Ebenmaß der Glieder
Finden wir die heil'ge Zahl
Als das Weltgeheimniß wieder
Und vergessen Angst und Qual.

Von unsterblich-lichten Wesen
Ueberschauert uns ein Traum,
Gibt ein grenzenlos Genesen
In dem grenzenlosen Raum.

Die Paulus'sche Dichtung entrollt uns ein lebensvolles Bild von unsern nationalen Tugenden und Fehlern, und wenn der Dichter dem deutschen Volke in diesem Sinne zuruft:

> Auch dieses Buch, voll Schatten und voll Licht,
> Zeigt dir dein geistig Doppelangesicht —

so kennzeichnet er damit treffend die patriotische Haltung seines Gedichts.

Auf einem ganz andern Felde ist die Sammlung episch-lyrischer Dichtungen erwachsen, welche der Feder eines jüngsthin mit ebenso starkem Für wie Wider häufig genannten, so radicalen wie talentvollen Poeten entstammt. Sie tritt in fast allen ihren Theilen für die Lösung eines socialen Problems ein, für eine den Forderungen der Zeit entsprechende Neugestaltung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zueinander. Ich rede von Hermann Friedrichs' „Gestalten und Leidenschaften" (Nr. 2). Dieses Buch setzt sich aus vier größern Dichtungen, einer Reihe lyrischer und polemischer Gedichte und einem Anhange italienischer Poesien zusammen. Die vier größern Dichtungen, welche sich der mannichfaltigsten Strophenformen bedienen, wenden sich mit einer ungewöhnlichen dichterischen Energie gegen die Knechtung von Liebe und Ehe durch Unnatur und gesellschaftliche Form. „Agatina Gori" tritt für die freie Liebe ein, die sich selbst heiligt und den Segensspruch der Kirche verschmäht; „Don Paolo's Kampf" richtet sich mit allem Aufgebote poetischer Seelenmalerei gegen den Cölibat; „Die Wahl des Herzens" und „Don Francesco's Rache" aber entrollen uns düstere Bilder aus dem Leben der modernen Ehe; sie zeigen uns dort, wie in den sogenannten höhern Kreisen eitle Rücksichtnahme auf Rang und Glanz der wahren Liebe ihr Recht schmälert und zu Verbrechen und Elend führt; sie zeigen uns hier, wie in die Welt der Armuth das Gold der Reichen entsittlichend hineingreift und ebenfalls Sünde und Verderben im Gefolge hat. Bis auf „Die Wahl des Herzens" spielen diese Dichtungen sämmtlich auf Sicilien, und die scharf hervorstehende und poetisch durchhauchte Localfarbe, welche ihnen eigen ist, gehört zu ihren Hauptvorzügen. Was ihren ästhetischen Werth betrifft, so steht „Agatina Gori" entschieden obenan, während „Die Wahl des Herzens", ein crasses, künstlerisch unausgeglichenes Erzeugniß, als die schwächste unter diesen dichterischen Kundgebungen eines für die sociale Befreiung erglühten Herzens bezeichnet werden muß. In den drei dem sicilianischen Leben entnommenen Dichtungen bewährt Friedrichs sich als ein Talent voll Kraft und Feuer; er verwirklicht hier vollkommen das Programm, das er im Vorwort aufstellt: er schafft Gestalten von Fleisch und Blut und stellt sie in natürlicher Leidenschaft handelnd dar. Man kann in dieser Zeit des gedanken- und charakterlosen Sichbeugens unter Tradition und Autorität ein kräftiges Eintreten für die Erweckung und Belebung gesunderer und freierer gesellschaftlicher Zustände gar nicht genug ermuthigen, und das auf diese Erweckung und Belebung gerichtete Streben Friedrichs', das er auch in seinen frühern Werken bekundet, muß um so wärmer anerkannt werden, als es sich mit wirklichem dichterischen Empfinden und Können paart. Verschwiegen werden darf dabei freilich nicht, daß unser poetischer Heißsporn sowol nach der ethischen wie nach der ästhetischen Seite hin dann und wann übers Ziel hinausschießt. Man kann ihm nur vollkommen beistimmen, wenn er in der Widmung an Karl Woermann erklärt, daß er als Mensch der Ansicht sei, die „freie Liebe" würde unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht nur nicht wünschenswerth, sondern sogar vom Uebel sein, und so lange er uns nicht nachweist, daß die „freie Liebe", dieses zweifelhafte Endziel einer an sich berechtigten Reformbewegung, überhaupt für irgendeine Zeit und irgendein Culturvolk ein sittliches Ideal sein könne, so lange dürfen wir das von ihm selbst ausgesprochene Axiom auch gegen diejenigen Stellen seiner Dichtungen geltend machen, welche dieser Art von gesellschaftlichem Fortschritte das Wort reden. Hand in Hand mit dieser socialen — sagen wir: Exaltation geht bei Friedrichs eine ästhetische Freigeisterei, welche mit Taktgefühl und gutem Geschmack oft etwas allzu revolutionär umspringt. Nichts ist engherziger als Regelzwang und Dogmatismus, und ihn bekämpfen, sei es auf welchem Gebiete es wolle, ist immer ein verdienstvolles Unternehmen. Aber man soll dabei nicht die Freiheit mit der Gesetzlosigkeit verwechseln — und die Schönheit hat auch ihre Gesetze, wenn es auch Gesetze ohne geschriebene Paragraphen und Kapitel sind. Dieser ungeschriebenen und gerade darum vielleicht höchsten Gesetzgebung wird Friedrichs nicht immer gerecht. Die schon erwähnte Dichtung „Die Wahl des Herzens" ist mit ihrer crassen Schroffheit hierfür ein sprechendes Beispiel. Auch unter den „Vermischten Gedichten" finden sich mehrfache Belege für das Gesagte. Es seien hier als solche nur „Ergeben" und „Moderne Sitte" hervorgehoben. Andererseits sind es gerade diese kleinern Gedichte, welche uns das Friedrichs'sche Talent von seiner erfreulichsten Seite zeigen. Beispielsweise stellen „Herr, Cerini", die vier „Gedenkblätter" und andere liederartige Gedichte der Sangeskunst unsers Poeten nach der formalen und musikalischen wie namentlich nach der Gemüthsseite hin das beste Zeugniß aus, und gedanklich Bedeutendes steht mehrfach daneben. Zu bedauern sind nur die ebenso maßlosen und schroffen wie einseitigen und daher ungerechten Angriffe der Strophen „An Emil Rittershaus". Aber das nur nebenbei! Als Probe des echt dichterischen Vortrags, über den Friedrichs verfügt, möge hier das nachfolgende mannhafte Bekenntniß stehen:

Ueberzeugung.

> Ja, schreit nur: „Weh!" Die Wahrheit kann's ertragen,
> Die meiner Lieder Seelen stets euch sagen
> Ohn' alle Scheu ...
> Ja, schmäht mich nur, daß meines Geists Dämonen
> Selbst eures Himmels Mächte nicht verschonen:
> Ich bleib' mir treu!

Und stieg ein Gott auf Flammenschwingen nieder
Und schlüg' ein Donnerkeil in meine Lieder:
Ich rühr' kein Glied!
Wenn eure Lügenpsalter längst zersprungen,
Wenn längst verstummt sind eure Lästerzungen:
Tönt noch mein Lied.

Und schreiben wird's die Zukunft auf die Fahne
Der wirklichen Moral, an die ich mahne
Vergebens jetzt ...
Und von der Menschenwürde höchster Warte
Wird's einst verkünden jenes Glücks Standarte,
Das alle letzt!

Das hochgesteigerte Selbstbewußtsein, das aus diesen Strophen spricht, gehört zur Physiognomie des Sängers der „Gestalten und Leidenschaften". Seine frühern Veröffentlichungen prägten diesen Zug schon aus, und der jetzt vorliegenden Sammlung fehlt es nicht an wiederholten neuen Offenbarungen desselben. Man lese nur noch das „Don Francesco's Rache" angehängte „Schlußwort des Verfassers". Die erste Hälfte desselben handelt von dem „großen Philosophen von Nazareth", von Huß, Luther, Herwegh, Freiligrath, Kinkel — eine sonderbare Parallele in dieser doppelten Trias! — und die zweite ganz ungenirt von Hermann Friedrichs. Die Einschränkung „Ich kann mich zwar mit dieser Keinem messen" kann den Eindruck allzu starken Selbstbewußtseins kaum mildern, der in solcher Personenzusammenstellung nun einmal liegt. Aber man darf das Uebermaß von Selbstgefühl, das sich hier bekundet, getrost auf die Rechnung der immerhin noch obwaltenden Jugendlichkeit des Dichters stellen. Eine hervorragende Kraft — und eine solche darf dem Friedrichs'schen Talente gerechtermaßen nicht abgesprochen werden — wirft sich, zumal in der Jugend, gern in die Brust. Das sind Durchgangs- und Entwickelungserscheinungen, die sehr normal sind. Was ein guter Most ist, rumort und wirft Blasen auf — der Wein liegt später ruhig und steigert still in sich Kraft und Geist. Friedrichs ist trotz seiner 34 Jahre noch kein völlig fertiger Poet. Er bleibt, wie Naturen seiner Art so häufig, lange ein Jüngling. Um so zuversichtlicher dürfen wir hoffen, daß das Starke und Schöne, die Fülle von Leidenschaft und Eigenart, die seinem Talente gegeben, sich einmal zu einer wahrhaft bedeutenden Dichterkraft ausreifen werde.

Mit dem Problem der Liebe beschäftigt sich auch die dritte der hier zu würdigenden Veröffentlichungen: „Verzaubert. Eine Herzensfabel in Versen" von **Maria Janitschek** (Nr. 3). Kräftige Leidenschaft im Entwerfen, aber ruhiges Maß in der Ausführung, diese beiden Grundeigenschaften jedes wahrhaft künstlerischen Schaffens sind das Kennzeichnende der Janitschek'schen Dichtung. „Verzaubert" ist eine Novelle in Versen, die uns eine schlichte Handlung in schlichter, mehr andeutender als ausführender Darlegung vorträgt. Durchwoben wird diese Handlung von einer heißblütigen Lyrik, die in Liedern, Dithyramben und Augenblicksbildern zum Austrage kommt. Es ist eine Dämonologie des Herzens mit blutigem Seelenhader, aber versöhnender sittlicher Schlußwendung, welche die Dichterin hier auskämpft. Die Fabel ist kurz diese: Die Ich-Heldin — denn das lyrische Ich wird andauernd festgehalten — fällt in unbezwingbare Liebe zu dem Astronomen Stiva, dem Gastfreunde ihres Gemahls, der in dem Landhause des Ehepaares eine Stube über der Kammer des Hausherrn bewohnt; sie liebt ihn mit bangen Selbstanklagen, liebt und kämpft, kämpft und liebt, und als er sich anschickt abzureisen, da spricht sie in ihrer Seelenpein das verhängnißvolle Wort: „Bleib'!" und verräth ihm damit ihr ganzes Herz. Er bleibt.

Seit jenem Abend
Meid' ich sein Auge.
Wie Fremdlinge
Wandeln wir stumm
Aneinander vorüber.

Die im wesentlichen innerlich und lyrisch verlaufende Handlung hat nur vereinzelte dramatisch bewegte Momente. Ein solcher ist die Begegnung der Ehegatten an der für ihre Liebe so erinnerungsreichen alten Steinbank im Garten — eine Scene, welche von der Trauer des Gatten über die ihm nicht verborgen gebliebene innere Untreue seines Weibes erfüllt ist und in die sein vorwurfsvolles „Weißt du noch?" wie eine Mahnung an eine schönere Vergangenheit elegisch hineinklingt. Aber keine Mahnung vermag den Sturm der Sinne zu hemmen, der in der Brust der Ungetreuen entfesselt ist. Fester und fester umstrickt der Dämon einer verzehrenden Liebe das verlorene Frauenherz. Schritt für Schritt geht die Unglückliche ihrem Verhängnisse entgegen, und so steht sie eines Nachts, leidenschaftlich getrieben, vor Stiva's Thür, um unweiblich den ersten Schritt zu thun zur verbrecherischen Vereinigung mit dem frevelhaft Geliebten; aber „eine Gnade", so läßt sich die Dichtung an der betreffenden Stelle vernehmen:

Es wandelt eine Gnade unter uns,
Sie wandelt still und wenigen begegnend;
Wem sie sich gibt, der wird ein Gotteskind.

Sie wandelt still nur wenigen begegnend;
Wo sie vorbeikommt, falten sich die Hände,
Die eben noch mit ird'schem Tande spielten.

Wo sie vorbeikommt, schweigt das heiße Blut,
Das eben noch ein wildes Lied gesungen,
Und gehet fromm durch seine dunkeln Gänge.

Wo sie vorbeikommt, hält der Mörder inne
Mit seiner That ... es gäbe keine Sünde,
Wär' sie der Schlange einst genaht im Eden.

Es gäbe keine. Jüngsthin, da ein Weib
Die Hand an ihres Nachbars Thüre legte,
Da kam die stille, wundersame Gnade.

Sie führte sanft das Weib von jener Thüre ...
Sie ist der große, sonnenhelle Blick,
Der aus dem Auge des Gerechten leuchtet ...

Wer diesem Blick begegnet, da er just
Im Dunkel ging, der kann sein Leben nimmer
Im Dunkel gehn, noch Finsteres vollbringen.

O große Gnade! Unerbittliche!
Wie tratst du mir entgegen demanthart,
Da ich so weich ... so gottvergessen weich!

Es war in einer goldnen Vollmondnacht,
Das laue Licht ... ich stand an seiner Thüre ...
Da ging mein Herr vorbei und sah mich an.

Schon scheint sie, plötzlich in sich gehend, gerettet — aber dann kommt abermals eine Nacht, eine Juninacht, und nun ergreift auch den Gastfreund, der bisher widerstand, das verzehrende Feuer der Liebe. „Seine Seele steht in Flammen!" „Du mußt fort von mir!" ist der einzige Gedanke der geängstigten Frau.

Aber fort mußt du,
Ob ein guter
Oder böser
Dämon dich schuf.
Fort mußt du.

Denn siehe,
Ich fürchte mich
Vor dir.
Seit deine Hand
An meinem Gürtel geruht,
Fürchte ich mich
Vor dir. — — —

Aber zu spät — nun ist auch Stiva in die Banden der Leidenschaft völlig verstrickt, und das Wort, das sie ihm damals zugerufen, das Wort: „Bleib'!", jetzt übt es seine verderbenbringende Macht — er bleibt, wo er gehen sollte. Das wirft — wie könnte es anders sein? — neue Brände in den Busen der Unglücklichen:

Das sind die singenden Nächte.
Da wandelt durch meine Kammer
Tönender Schmerz,
Ein wildes zerströmendes Schluchzen,
Das ist mein Herz;
Das kann nicht schlafen
Und weint.

Setz' mich dann auf den Bettrand
Und beginn' zu singen,
Wie Mütter ihr krankes Kindlein
Zum Schlummer bringen.
Schlafe, mein Herz, schlafe,
Schlafe!

Wer mich singen hört, muß weinen,
Vergißt's sein Lebtag nicht.
Das sagte ein alter Bettler
Mit schauerndem Angesicht,
Und entfloh von meiner Thür,
Entfloh....

Da rafft sie sich entschlossen auf: sie legt die Hände der entzweiten Freunde versöhnend ineinander und — geht. Die Stätte ihres todten Glückes verläßt sie, schuldvoll, aber nicht sündig. „Einmal noch", ruft sie scheidend —

Einmal noch, du Wind,
Der aus den heimatlichen Gärten bringt
Die süße Abschiedsgrüße, küsse mich!
Küss' auf die Lippen mich, du lieber Wind!
Fortan sind sie verwaist. — Grüß' mir die Lieben,
Sag' ihnen, daß ich — — tapfer bin geblieben!

Damit endet dieses eigenartig reizvolle „Verzaubert", eine Dichtung, die ein verfängliches Thema züchtig behandelt und der Beachtung aller derjenigen würdig ist, welche einer psychologisch feinfühligen Auslegung des Räthsels der Liebe Theilnahme entgegenbringen.

Ernst Ziel.

Erzählungsliteratur.

1. Vetter Fritz auf Reisen. Von Julius Motzkau. Lustige Bilder aus Thüringen. Berlin, A. Boettcher. 1887. 8. 1 M. 25 Pf.
2. Dasselbe. Neue Folge. Lustige Bilder vom Ostseestrande. Berlin, A. Boettcher. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Es ist immer gut, wenn man sein literarisches Urtheil an demjenigen anderer messen und gleichsam prüfen kann. Für seine Richtigkeit ist nichts gefährlicher, als individuelle Verstimmung und üble Laune. Der Verfasser erzählt uns in der Vorrede des zweiten Werkchens, daß er es auf Bitten des mit dem Erfolg des ersten sehr zufriedenen Verlegers geschrieben habe. Also muß das erste den Beifall sehr vieler Leser gefunden haben. Daher kommt es, daß in beiden Erzählungen derselbe heitere, witzige, ich möchte sagen epikuräische Ton angeschlagen wird. Man darf nicht etwa eine Schilderung von Land und Leuten, wenn auch eine noch so lustige, erwarten, und in dieser Beziehung war ich durch die einleitende Bemerkung zum ersten Bändchen etwas enttäuscht, denn der Verfasser sagt, trotz seiner vielen Reisen in Deutschland habe er noch kein schöneres Stückchen Erde gefunden als Thüringen. Das ist aber auch alles. Er findet das Land, wohin er auch kommen mag, immer wunderschön. Warum, und warum mehr als andere Gegenden, erfahren wir nicht. Dagegen unterhält er uns in beiden Reisebeschreibungen mit den naivsten und ergötzlichsten Erzählungen kleiner Erlebnisse, daß wir uns in die heiterste Stimmung versetzt fühlen. Der berliner Witz spielt dabei keine kleine Rolle.

3. Aus meinem Tagebuch. Criminalnovellen und Skizzen von Julius Motzkau. Berlin, A. Boettcher. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Dasselbe. Neue Folge. Berlin, A. Boettcher. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Hier erfahren wir, daß der Verfasser Criminalcommissar ist, eine Bürgschaft, daß er Wahres, wenigstens in der Hauptsache erzählt. Es sind ebenfalls zwei Sammlungen. Jene Bürgschaft würde schon bei der ersten Erzählung „Gebessert" (S. 1—54) des ersten Hefts ihre wohlthuende Wirkung üben, wo das elendeste Verbrecherthum den edelsten menschlichen Charakteren in einer Weise entgegentritt,

daß man entweder den glücklichen Zufall preisen oder gläubig ausrufen muß: „Es gibt keinen Zufall“. Sie würde ihn üben, wenn der Verfasser seine Erzählungen nicht „Criminalnovellen“ nennte und hieran sei es gestattet, unsere Kritik anzuknüpfen. Daß man einer Novelle, also einer Dichtung oder einer Mischung von Dichtung und Wahrheit wirkliche Begebenheiten aus dem Leben zu Grunde legt, wird niemand beanstanden. Treten aber solche Gegensätze oder auch, wenn man will, solche enge Verbindungen von Verbrecherthum und Tugend in Wirklichkeit und zwar so auf, wie sie uns Motzkau zeigt, so wollen wir entweder Dichtung oder Wahrheit und nicht beides vermischt. Der Zweifel, was ist wahr und was ist erdichtet, thut bei so furchtbar ernsten Dingen nicht wohl. Wenn das vierte Kapitel das Goethe'sche Motto trägt:

> Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
> Unsterbliche heben verlorene Kinder
> Mit feurigen Armen zum Himmel empor —

so hat der Verfasser sicher selbst diesen Ernst gefühlt und unsere Auffassung getheilt. Der Pädagoge, der Geistliche, der Psychologe und namentlich jeder Menschenfreund würde seinen Glauben an die Menschheit gestärkt und gehoben fühlen, wenn die Geschichte „Gebessert“ wirklich wahr ist, während er im andern Falle wehmüthig klagen muß, daß es nur im Reiche der Dichtung möglich ist, solchen Gegensätzen oder Verbindungen zu begegnen. Andere Erzählungen tragen den offenbaren Stempel der Wahrheit. Wer sich aber in der Meinung, daß er ja vom Criminalrechte nichts verstehe und nichts wissen wolle, davon abwenden und sich anschicken sollte, sie beiseite zu legen, der sei darauf hingewiesen, daß sie vom Criminalrechte fast nirgends reden. Die Auffindung des Verbrechens und des Verbrechers ist es, der sie gewidmet sind, und da ist es denn von hohem Interesse, klar und einfach die Thätigkeit und den Scharfsinn dargestellt zu sehen, mit dem der Mensch, nicht der Jurist, den Menschen auf den verborgensten und scheinbar sichersten Bahnen seines Thuns und Treibens erspäht, verfolgt und ergreift, um den Verbrecher dem Richter zu überliefern.

5. Sverre der Priester. Eine norwegische Königsgeschichte aus alter Zeit. Von Henrik Scharling (Nicolai). Deutsch von P. J. Willatzen. Einzig vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Bremen, Heinsius. 1889. 8. 6 M. 50 Pf.

Das Buch ist eigentlich mehr als eine Königsgeschichte, denn das Bild, welches uns darin vom Volke, von seiner Cultur, von Glaube und Sitte, von der Natur Norwegens entrollt wird, macht einen wesentlichen Bestandtheil desselben neben der Geschichte des Königs, dieses merkwürdigen Mannes aus. Ob er wirklich Priester war, ist geschichtlich kaum nachzuweisen, aber es war sehr wohl von Nicolai gethan, daß er es festgehalten und damit dem Gesammtbilde einen Zug verliehen hat, der den Leser fesselt. Im übrigen führt er uns auf geschichtlichen Boden, der insoweit bekannt ist, daß König Sigurd's I. Schwiegersohn, Graf Erling, seinen Sohn Magnus im Jahre 1161 krönen ließ, aber die Herrschaft mit ihm theilte. Ihnen unterlag die Partei der Birkenbeiner — so genannt, weil sie Schienen von Birkenrinden an den Beinen trugen —, bis sie sich um Sverre wieder sammelten, als dessen natürlicher Vater ein König Swen II. genannt wird und der, auf seine Herkunft gestützt, im Lande als allein berechtigter König auftrat und es durch Klugheit und Ausdauer so weit brachte, daß er die Birkenbeiner zu einer brauchbaren Streitmacht ausbildete. Mit dieser schlug er Erling und Magnus (VI.) in mehrern Schlachten. In der letzten verloren beide das Leben und Sverre wurde zum König ausgerufen und ward einer der tüchtigsten Herrscher Norwegens.

Um diese wenigen geschichtlichen Thatsachen gruppirt sich unsere Königsgeschichte. Wir würden es dem Verfasser gedankt haben, wenn wir von ihm einigermaßen darüber unterrichtet worden wären, ob und welche geschichtlichen Quellen ihm etwa noch weiter zur Verfügung gestanden haben, weil er den Leser durch eine Masse von Einzelheiten, die rein geschichtlichen Charakter tragen, reizt, zu fragen, ob sie auf Thatsachen oder auf dichterischer Erfindung beruhen. Im letztern Falle hat er es verstanden, Personen und Begebenheiten dem geschichtlichen Geiste und Hauche, so weit er uns überliefert ist, meisterhaft anzupassen und unserm Drange nach Wahrheit mit der Lust am Truge aufs anmuthigste zu begegnen. Den Drang nach Wahrheit ruft er durch den historischen Farbenton des Ganzen selbst hervor, und wenn seine Lust am Truge mit jenem spielt, so können wir ihm deshalb nicht grollen, denn sein Spiel ist wunderschön. Bei der Zeichnung seiner Charaktere hat er dies Spiel jedenfalls getrieben; aber es sind eben doch Charaktere, wie wir sie uns unter den Männern und Frauen der Zeit und des Landes zu denken pflegen. Sverre selbst, der von Jugend auf klar sehende und denkende Mann, der keine Gefahr, keine Schwierigkeit, kein Hinderniß kennt, wenn es gilt, seinen Willen durchzusetzen, der damals schon dachte und sagte: „Ich fürchte nur Gott, sonst nichts auf der Welt“, und seine Scharen hiermit in den Kampf und zum Sieg führte; als Feldherr voll eiserner Strenge und doch einfachen Humors; eine Hannibalsnatur, wenn er die zagenden Birkenbeiner über das unwegsame Gebirge führt, wo jeder Schritt den Tod bringen kann, mit der Axt voranschreitend den Weg bahnt, um dem Feinde in den Rücken zu fallen und ihn zu vernichten; als Gatte seiner angebeteten Astride und als Vater liebreich und mild; als Priester freidenkend, gottergeben; als König das Banner der weltlichen Macht hochtragend und schützend über die Kirche schwingend; als Freund treu; als Sieger großmüthig; dem gefallenen Feinde durch den Tod versöhnt. Sind auch die ihn im Bilde umgebenden Figuren blos skizzirt und nur, soweit sie in Bezug auf ihn selbst stehen, mehr ausgeführt, so tragen sie doch alle ihr bestimmtes Gepräge und eins der schönsten ist dasjenige seiner Mutter, der Magd des Königs, die das Kind, welches sie ihm geboren,

Sverre, den künftigen König, in den Felsen birgt und täglich zu seiner Pflege aus ihrem Dienste, den sie in der Ferne, auf den Färöer Inseln genommen, hinauf in die Berge läuft, bis ihr Geliebter und nachheriger Gatte sie dort findet und ihr droht, entweder sein Weib zu werden oder das Kind vor ihren Augen von ihm in den Abgrund geschleudert zu sehen. Das Geheimniß der königlichen Herkunft des Knaben wird lange gehütet, und es ist einer der rührendsten Züge der Mutter, wie sie die Last des Schweigens trägt, bis die Zeit gekommen ist, wo sie nicht mehr schweigen kann und darf.

Die Schreibweise des Verfassers ist aus seinen frühern Werken bekannt. Doch will uns bedünken, als habe er in unserer Königsgeschichte noch mehr als dort durch seine Einfachheit, Natürlichkeit, ja Kindlichkeit den anziehenden Ton getroffen, der uns so sehr anmuthet, weil wir ihn so selten finden; z. B. S. 186. Sverre nimmt von Orm, dem Lehnsmann und Gutsbesitzer, dessen Gast und Hauskaplan er war, dem Vater Astridens, seiner heimlichen Gattin, Abschied und läßt sich versprechen, daß Orm seiner Reise (d. h. dem Weg zum Throne) keinerlei Hinderniß bereiten wolle:

Orm versprach es, und nun erzählte Sverre von seinen Plänen. War der Lehnsmann im Anfang erstaunt gewesen, so wurde er's jetzt in noch weit höherm Grade. Er schüttelte das Haupt, fuhr mit den Händen sich durchs Haar und machte äußerst bedenkliche Mienen. Sverre ließ sich das jedoch nicht anfechten und sagte ruhig: Eins habe ich außerdem dir noch zu erzählen, ich habe deine Tochter Astride geheirathet. Orm sperrte Mund und Augen auf u. s. w.

Die Uebersetzung hat dabei das Verdienst, daß man bei ihrer Durchsichtigkeit sie selbst vergißt und Ursprache zu lesen meint.

6. Hilde und Hildburg. Erzählung aus der Heldensage von Erich Wilhelm. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1889. 8. 2 M. 10 Pf.

Wo uns die Heldensage von Heldenthaten berichtet — wie das Nibelungenlied, hat sie für poetische Bearbeitungen großen Werth. In unserer Erzählung aber erfahren wir von solchen Thaten eigentlich nichts. Werbungen um die schöne dänische Königstochter, Entführungen, Befreiungen, die uns erzählt werden, denen aber der Reiz des Kampfes und Streites im Herzen der betheiligten Personen fehlt, können uns nicht lange fesseln. Wir vermissen das Wirkliche allenthalben und werden dafür durch die Dichtung nicht entschädigt. Liebe und Liebeslaune sind nicht zu unterscheiden, und so erfährt denn auch die schöne Königstochter Hilde die Vorwürfe:

So geht es eigensinnigen jungen Leuten, die guten Rath nicht hören wollen. Sie warten von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Mond zu Mond, daß es besser werden soll. Wenn nun die Welt sich nach ihrem Kopfe nicht drehen will und ihre Sache statt besser immer schlimmer wird, kommt Reue schließlich zu spät u. s. w.

Auch eine Verbindung oder Beziehung der Sage mit einem bestimmten Orte, sei es auch nur ein Wald, eine Burg u. dgl., zu einer bestimmten Person, zu einer Sitte, worin wir doch ihr Wesen erblicken müssen, begegnet uns in E. Wilhelm's Erzählung nicht, sodaß wir in ihr mehr ein seiner Phantasie entsprungenes Gebilde sehen müssen, das ein künstlich sagenhaftes Gewand trägt, als eine Erzählung „aus der Heldensage".

Ein Beispiel für unsere Bemerkung ist die Geschichte der Verlobung Hergart's, der Gespielin und Dienerin der Königstochter Hilde, S. 125, mit ihrer daran geknüpften, etwas alltäglichen Philosophie.

Nichts widerstreitet dem Wesen der Sage mehr als das Gemeine. Sie kennt zwar „böse Weiber", aber nicht „gemeine". Leider tritt uns eine solche in Frau Gerlint, der Herzogin der Normandie, entgegen und verletzt das Gefühl der Leser für das Große der Sage, sei es gut oder böse, fast in jedem Zuge, was sich auch in Sprache und Ausdrucksweise widerspiegelt. Sie spricht z. B. S. 167 zu der in ihrer Gefangenschaft befindlichen Hilde:

„So hast du dich besonnen, Hildeken?" — so rief Gerlint mit großen Augen — „das hätte ich kaum noch erwartet; aber dein Vortheil wird es sein, wenn du klug geworden. Für Harmut (d. i. Hildens früherer Geliebter) hätte ich schon eine andere, vielleicht eine schönere gefunden, ich war schon auf der Spur u. s. w."

7. Der letzte Thüringskönig. Erzählung aus der deutschen Vergangenheit von G. von Rohrscheidt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1889. 8. 2 M. 70 Pf.

Es ist noch eine viel grauere Vergangenheit als die Zeit des Königs Sverre von Norwegen, in welche uns der Verfasser führt, der Anfang des 6. Jahrhunderts. Im Jahre 530 war es, als in der Schlacht an der Unstrut bei Burgscheidungen das Reich der Thüringer unter seinem letzten Könige Hermanfried zusammenbrach. Die geschichtlichen Ueberlieferungen sind noch dunkler, und es sind ihrer noch weniger als dort.

Die Wehklage über den Untergang des Reichs und des Königshauses läßt der Verfasser in einer dem Buche als Anhang beigegebenen Elegie von hoher poetischer Schönheit ausklingen, die er der Radegundis, Tochter des Königs, in den Mund legt, während sie hinter Klostermauern schmachtet. Als Quelle derselben nennt er uns eine Elegie des Venantius Fortunatus „de excidio Thuringiae". Der Untergang Thüringens ist nach unsers Dichters Darstellung die Schuld der Königin, die in Uebereinstimmung mit dem Kanzler Iring den König veranlaßt, das ganze zwischen ihm und seinen zwei Brüdern getheilte, damals sehr große, vom Harz bis zur Donau reichende Land wieder unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Hieran entzündete sich der furchtbare Krieg mit den verbündeten Franken und Sachsen, dessen Schilderung sich durch das ganze Buch hindurchzieht, freilich unterbrochen durch reiche episodische Erzählungen, z. B. S. 186—210. Der Kanzler Iring war es, der Amalberga als Braut seines Königs abholte und nach Thüringen geleitete. Ihren künftigen Gatten hatte sie noch nie gesehen und die Liebe zu Iring stahl sich in ihr junges Herz. Iring aber entzieht sich den spätern Liebeslockungen der gereiftern Frau,

S. 125—129. Daher auch das furchtbare Wort Hildebrand's, als er die Königin mit seinem Hammer aus thüringer Stein erschlagen hatte: „So rächte sich der thüringische Stein an Thüringens Landverderberin."

Der Verfasser hat seiner Erzählung eine ernste, kurze, knorrige, oft herbe Sprache gegeben, wie sie sich für den Inhalt eignet. Nur wo hie und da lyrische Stellen eingeflochten sind, wird sie weicher und milder, wie namentlich in jener Elegie.

Dankende Anerkennung verdient es, daß er am Schlusse eine Reihe von Anmerkungen mittheilt, die über einzelne altgermanische Worte, heidnische und christliche Gebräuche und geschichtliche Daten etwas — aber nicht viel — Licht verbreiten. Gerade in geschichtlicher Beziehung hätte er etwas freigebiger sein dürfen, weil die Geschichte des thüringischen Königreichs in ein solches Dunkel gehüllt ist, daß er eine auch nur annähernde Kenntniß derselben nur bei einer kleinen Zahl seiner Leser voraussetzen darf.

8. Die Abenteuer des Johannes Reusch. Culturgeschichtlicher Roman aus der Wende des Mittelalters von H. Kerner. Köln, Bachem. 1888. 8. 3 M. 50 Pf.

Es ist schade, daß dieses Buch, welches der Kaltblütigste nicht ohne Aufregung lesen wird, Roman genannt wird. Denn daraus folgt, daß die Erzählungen nicht oder wenigstens nur zum Theil wahr sind. Aber gerade in ihrer Wahrheit würde ihr Werth liegen. Daß aus einem Hirtenbuben ein großer Mann wird, ist an sich weder etwas Neues, noch etwas Besonderes, sondern es kommt auf den Weg an, den er wandelt, und da dürfte es wol kaum einen geben, der sich mit dem Lebensgange unsers Johannes Reusch vergleichen ließe. Der Verfasser sagt uns selbst, daß über das Leben desselben uns nur wenig überliefert sei. Im „Katalog der ehrwürdigen Väter und Brüder, welche im Kloster des heiligen Martin (zu Köln) im ersten Theile des 16. Jahrhunderts gestorben sind", sollen sich kurze Notizen über ihn befinden, sonst komme sein Name in der zeitgenössischen Literatur nicht vor. Die Erzählungen sind ihm selbst in den Mund gelegt und sein Aufenthalt während seines spätesten Lebensabends ist eben jenes Kloster, wo er nicht als Mönch, sondern als Gast lebt. Also worauf gründen sich denn die Erzählungen über sein Verhältniß zu Martin Beheim, zu Joh. Müller, genannt Regiomontanus, zu Columbus u. dgl.? Der Verfasser spricht in der Nachschrift zu seinem Buche die Ueberzeugung aus, daß der Leser strenge Rechenschaft über alle benutzten geschichtlichen und geographischen Werke wol nicht verlangen werde. Aber diese Annahme scheint uns nicht richtig. Wenn z. B. jene Beziehungen zu den berühmtesten Männern jener Zeit nicht wahr sind, so muß man ihrer literarischen Erfindung jeden innern Werth absprechen, so anregend, ja aufregend sie erzählt sein mögen. Sind sie aber wahr, so ist es eine Unterlassungssünde, die Quellen nicht anzugeben. Denn als „culturhistorisch", wie sich der Roman nennt, können wir ihn nur in dem Falle anerkennen, daß er aus guten Quellen schöpft. Wol mag es erlaubt sein, historisch feststehende Skelette mit Poesie auszufüllen und zu lebendigen Gestalten zu erheben, wie wir es vorhin bei König Sverre von Norwegen und dem letzten Thüringkönig gesehen haben. Auch hier kommt freilich sehr in Betracht, daß das Bild zeitgemäß, also der jeweiligen Cultur entsprechend gezeichnet sein muß. Ist aber nicht einmal ein solches Skelett vorhanden, so fehlt der dichterisch geschaffenen Gestalt jeder feste Halt, den wir verlangen müssen, wenn sie mit geschichtlichen Personen in so enge Berührung gebracht werden, wie Johannes Reusch. Wir lesen dann lieber culturhistorische Abhandlungen. Im Grunde — das müssen wir einräumen — kommt eben auch hier in unserm Buche, wie so oft überhaupt, das Verhältniß der Dichtung zur Geschichte in Frage. Diese wird immer nur vom individuellen Standpunkte aus zu beurtheilen sein und es gehört viel Takt seitens des Autors dazu, sich mit ihr zu seinem Vortheile abzufinden. Dabei dürfte auf die Form viel ankommen. Dem Dramatiker verzeihen wir in diesem Punkte viel mehr als dem Selbsterzähler. Gerade das Selbsterzählen von erdichteten Abenteuern stört uns bei Johannes Reusch. Wir erfreuen uns im historischen Drama „Wallenstein" an den gedichteten Gestalten von Max und Thekla. Wenn aber Johannes Reusch unter der Maske des Selbsterlebten erzählt:

> Da Columbus mich und Martin Beheim von Lissabon her kannte und von unserer Fahrt nach dem Congostrome gehört hatte, so besuchte er uns und wir saßen selbdritt acht Tage lang über Karten und Instrumenten. Wir waren bezüglich der Richtung der Winde u. dgl. mehrfach anderer Meinung. ... Endlich sagte Colon lächelnd: Käme es nur auf Euch an, Herr Johannes, so wüßte ich, was ich thäte u. s. w.,

so sagen wir eben: „Wie es euch gefällt?"

A. Fleischmann.

Zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte.

1. Marksteine deutscher Cultur und Literatur. Von Karl Weiß. Leipzig, J. Bädeker. 1889. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Director der Frauenfortbildungsschule zu Erfurt, Karl Weiß, hatte bei der Zusammenstellung der pädagogischen Studien für seinen Unterricht in Religion, Geschichte und Literatur zu einem Buche gewiß als nächstes Publikum seine jetzigen, frühern und künftigen Schülerinnen vor Augen, denen das Buch zugleich eine Erinnerung an den Vortrag des geliebten Lehrers sein soll. Sonst möchte es ihm wol schwer fallen, das „unabweisliche Bedürfniß" eines solchen Buchs nachzuweisen, wie es doch die Verleger lieben. Der Titel ist sehr vorsichtig und geschickt gewählt,

denn „deutsche Literaturgeschichten" haben wir nachgerade genug; auch würde dann das Lückenhafte in der Behandlung mancher Perioden zu sehr auffallen.

Der Verfasser ist sichtlich bestrebt, die Entwickelung des deutschen Volks in der Richtung seiner drei Unterrichtsgegenstände zu einem einheitlichen Ganzen gestaltet darzustellen; daß ihm dies nicht immer gelingt, darüber wollen wir nicht mit ihm rechten, daran sind schon größere Meister gescheitert. Aber das Buch liest sich angenehm und verursacht wenigstens nirgends Langeweile. Eigene Studien hat er, außer, wie gesagt, zum Zwecke seiner Vorträge, nicht gemacht, sondern eine Reihe der geläufigsten Schriften mit Geschick ausgezogen, diese Auszüge zusammengestellt und ihnen den lebendigen Odem der Begeisterung für Vaterland und Religion einzuhauchen gesucht, was ja auch für einen Lehrer, besonders an Mädchenschulen, eine schöne Sache ist. Sonderbar ist nur, daß er jene Schriften, von denen mehrere sogar von recht bedenklicher Autorität sind, wie die Werke von Wolfgang Menzel, „Quellen" nennt, da sie doch nur sehr abgeleitete Bäche sind. Den Stil hat er sich für dieses Werk eigenthümlich zurecht gemacht: meist kurze Hauptsätze, die freilich im ganzen den Eindruck der Frische und Lebendigkeit machen, aber doch bisweilen auch recht gehackt erscheinen und dem Ganzen das Gepräge der Manierirtheit aufdrücken, z. B. die Beschreibung des Turniers (S. 31):

> Ruft dann das Horn zum heitern Waffenspiel, so schwingen die Kämpfer in prächtiger Rüstung und farbengeschmückt, die wehenden Federn auf dem blitzenden Helme, sich hoch zu Roß. Kampfwärtet vertheilen Sonne und Wind. Heisa! Nun geht's in die Schranken. Feierlicher Umritt! Holdes Grüßen zum Balkon, wo die Frauen sitzen. Nun paarweise die Lanzen eingelegt. Dem Roß die Sporen. Die Erde dröhnt von des edeln Thieres Wucht, vom gewaltigen Stoß. Die Lanzen zersplittern. Dann sausen die Schwerter Panzer zu Panzer, daß die Funken stieben. Ehre dem Sieger! Zarte Hand spendet ihm den Lohn. Kostbar gilt solche Gabe. Einer Dame zu dienen, für Eine zu kämpfen, ihr Zeichen zu tragen, ist hohes Ritterglück.

Statt des freilich höchst zarten, aber doch bedenklichen Liedes Walther's von der Vogelweide, das durch seine Abschwächung (S. 83) zum Theil unverständlich geworden ist, hätte ich lieber erzählt, daß zu einem Turniere es für die Damen auch beschwerliche Arbeit gab; da mußten Gewänder zugeschnitten und mit edelm Gestein besetzt werden; dann hätten die Damen der Fortbildungsschule in der Zuschneideabtheilung gewiß noch einmal so gern die Schere zur Hand genommen.

2. Theophilus. Das Faustdrama des deutschen Mittelalters, übersetzt und mit einer erläuternden Einleitung versehen von Johannes Wedde. Hamburg, Grüning. 1888. 8. 2 M.

Bekanntlich hat Goethe's „Faust" mit der Legende von Theophilus außer dem Bündnisse mit dem Teufel und der Unterzeichnung des Vertrags mit Blut das gemein, daß beide gerettet werden, und zwar der Goethe'sche „Faust" ganz im Gegensatze zu seiner Quelle, dem Volksbuche. Das veranlaßt mancherlei Betrachtungen. Wolfgang Menzel betont in seiner „Deutschen Dichtung", daß gerade im Zeitalter der Reformation die Furcht vor dem Teufel am größten war. Und sehr begreiflich: da man nicht mehr an die Fürbitte der Heiligen glaubte, mußte man von neuem „seiner Seele Seligkeit schaffen mit Furcht und Zittern". Auch in diesem Sinne ist also die Sage von Faust eine reformatorische, und wenn Goethe, dem humanern Sinne und der Aufklärung des 18. Jahrhunderts gemäß, Faust nicht verloren gehen läßt, wenn der Vertrag mit dem Teufel halb ironisch als „Fratze" behandelt wird, so hat er andererseits den reformatorischen Charakter der Sage noch dadurch verstärkt, daß bei ihm Faust aus Ueberdruß an der Scholastik, dem „in Worten Kramen", sich zunächst der Magie, dann dem Teufel ergibt. Und so könnten wir denn einerseits die Legende von Theophilus in ihren verschiedenen dichterischen Ausbildungen auch als Drama, wie das hier übersetzte, andererseits den Goethe'schen „Faust" als die beiden Endringe einer langen Kette einer nothwendigen religiösen Weiterentwickelung ansehen. Den mittlern Ring würde dann das Volksbuch von „Faust" bilden mit seinem reformatorischen Protest gegen die Anrufung der Heiligen und die Wirksamkeit ihrer Fürbitte. Es ist nicht zu verkennen, daß am Schlusse des zweiten Theils von Goethe's „Faust" katholische Luft weht, aber aus jener bessern Zeit, als die Verdienste der Heiligen noch nicht um baar Geld aus- und angeboten wurden, aus der Zeit jener großartigen katholischen Dichtungen, wie Calderon's „Standhaftem Prinzen" und vor allem Dante's „Göttlicher Komödie". Denn offenbar verwandelt sich Faust's Gretchen am Schlusse des zweiten Theils in Dante's Beatrice.

Die Legende von Theophilus kann man in jedem Faust-Commentar lesen; über ihre Entstehung und Weiterbildung gibt uns der Verfasser dieser Uebersetzung des niederdeutschen Dramas bedeutende Winke. Die Begründung von Theophilus' Bund mit dem Teufel ist allerdings schwach; seine Triebfeder ist der Ehrgeiz, aber ein Ehrgeiz, der mit geringerer Gefahr als seiner Seele Seligkeit hätte befriedigt werden können. Durch eine Predigt bekehrt, wendet sich Theophilus an die Jungfrau Maria und diese bittet nun für den Sünder bei ihrem Sohne, der ihr nichts abschlagen kann, sobald sie ihn an die Drangsale erinnert, die sie auf Erden für ihn gelitten hat. Lucifer hat den Vertrag unter seiner Zunge verborgen, aber Maria zwingt den Satan, sich ihn von Lucifer zurückgeben zu lassen, während Theophilus schläft. Das ist menschlich und schön. In der Einleitung macht der Verfasser auch auf eine Erzählung aus dem „Passional" aufmerksam, in der ein in Sünden ersoffener und schließlich verarmter Ritter, der aber auch „in seiner Sünden Maienblut" nicht unterlassen, täglich in einer Kapelle seine Andacht zu der heiligen Jungfrau zu verrichten, durch deren Fürbitte vom Vertrage mit dem Teufel erlöst wird. Aehnliche Legenden bestätigen wenigstens den tröstlichen Gedanken, daß jede gute That, sei es auch nur eine

Handlung frommen Glaubens, wie das tägliche Abbeten eines Rosenkranzes, ihren Lohn im Jenseits findet, wenn sie auch vor der ewigen Verdammniß nicht schützen kann. Am schlimmsten ist die christliche Mythologie mit Judas Ischariot verfahren, und selbst Klopstock hat sich der grausamen Auffassung seiner That und ihrer Bestrafung nicht entziehen können oder wollen. Und doch zeigt des Judas Selbstmord aus Verzweiflung, daß er seine schlimme That vielleicht in guter Absicht verübte (?). Aber, so dichtet die christliche Legende, die mir, wenn ich nicht irre, aus den Irrfahrten des heiligen Brandan, jener christlichen Odyssee, bekannt ist, er hat einmal einem Armen etwas zugute gethan und dafür wird er jährlich auf einen Tag aus der Hölle befreit. O schön!

In die Goethe-Literatur schlägt auch ein:

3. Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen. Siebentes Heft: Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776. Urkundliche Forschungen nebst einem ungedruckten Briefwechsel der Straßburgerin Luise König mit Karoline Herder aus dem Herder- und Röderer-Nachlaß von J. Froitzheim. Straßburg, Heitz. 1888. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser hat sich schon durch seine Forschungen über Cleophe Fibich — die mit Lenz, vielleicht auch mit Goethe Beziehungen gehabt hat, die von Lenz' Zögling, einem Herrn von Kleist, trotz eines schriftlichen Eheversprechens sitzen gelassen wurde und die mir dadurch am wichtigsten geworden ist, weil diese ganze nichtswürdige Geschichte, allerdings gegen die Ansicht des Verfassers, die Grundlage zu Lenz' „Soldaten" bildet — vortheilhaft bekannt gemacht. Auch das vorliegende Heft enthält recht dankenswerthe Einzelforschungen über die Culturgeschichte des Elsaß, die ihrerseits wieder den Studien über Goethe, Lenz, Herder zugute kommen. Hoffentlich wird der verdiente Verfasser sich auch diese Anzeige, wie er es wünscht, einen Sporn zu neuen Forschungen sein und sich durch den jetzt so beliebten Sport der Feuilletonschreiber, sich über dergleichen, besonders Goethe betreffende Einzelforschungen lustig zu machen, nicht beirren lassen. Dieses Heft enthält folgende meist auf Durchforschung von straßburger Acten beruhende Aufsätze: „I. Goethe's Ausflug nach Saarbrücken und seine Examina in Straßburg." Der Zweck des Ausflugs und die Persönlichkeit seines Begleiters Engelbach wird festgestellt, ebenso das Datum seiner Examina und danach das Datum des Briefs an Engelbach gleichfalls urkundlich berichtigt. „II. Das Kosthaus der Jungfern Lauth in Straßburg." Mit der höchsten Wahrscheinlichkeit wird ein Haus in der Knoblochgasse als solches festgestellt statt des bisher dafür angenommenen in der Krämergasse, welches jetzt die Inschrift führt:

Anno Domini MDCCLXXI.
Der große Meister Goethe ist
Allhier zu Tisch gesessen
Und hat wie jeder andre Christ
Supp', Fleisch, Gemüs gegessen.
Wie fröhlich klirrten Gabel und Messer;
Das Essen war gut, der Witz war besser.
Er hat uns Straßburger hochgehalten.
Drum ehren wir ihn auch, den Alten!

„III. Ein Dankbrief Jung-Stilling's an die Mitglieder der Salzmann'schen Gesellschaft." Durch diesen wird die historische Richtigkeit seiner Erzählung in „Stilling's Leben" festgestellt, die Pseudonymen erklärt, der Name seines Begleiters aber, Troost, den ich auch für pseudonym hielt, aus der Matrikel authentisch festgestellt. „IV. Der Dichter Lenz und die Salzmann'sche Gesellschaft." Höchst dankenswerthe Untersuchung, auch von culturgeschichtlicher Bedeutung! Lenz erscheint dabei als die Seele einer „deutschen Gesellschaft" in sehr günstigem Lichte; die Verwechselung der beiden Salzmann, auch in Stöber's Buch über Salzmann, wird aufgeklärt. „V. Das Protokoll der Deutschen Gesellschaft in Straßburg nach der Originalhandschrift nebst einem Briefe von Lenz an Haffner." „VI. Der buchsweiler Freundeskreis von Goethe und Lenz mit einer Verwandtschaftstabelle." „VII. Der Briefwechsel der Straßburgerin Luise König mit Karoline Herder, der Frau des Dichters, aus dem Herder- und Röderer-Nachlaß." Sehr redselig, aber für die Lenz-Forschung nicht ohne Bedeutung.

4. Der Koran. Im Auszuge übersetzt von Friedrich Rückert, herausgegeben von August Müller. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1888. 8. 4 M.

Noch im Grabe beschenkt uns unser großer Lyriker Rückert mit köstlichen Gaben seiner dichterischen und wissenschaftlichen Muse, sodaß das vorige Jahr, zugleich das Jahr seines hundertjährigen Geburtsjubiläums, auch ein an Erzeugnissen seiner Muse, insofern sie in die Oeffentlichkeit treten, reiches genannt werden kann. Sein „Poetisches Tagebuch" habe ich unter „Schriften zum Rückert-Jubiläum" in Nr. 27 d. Bl. f. 1888 angezeigt; damals war auch schon dasjenige Werk angekündigt, welches nun, von einem tüchtigen, gelehrten Orientalisten herausgegeben, vor uns liegt. Es ist unnöthig, den orientalischen Fachgenossen das Werk mit einem einzigen Worte anzupreisen; diesen empfiehlt es sich von selbst. Dem Laienpublikum möge in dieser Hinsicht nur erzählt werden: Als ich das Buch als etwas ihm vermeintlich ganz Neues meinem verehrten Lehrer, dem Geheimen Hofrath Professor Dr. Stickel, Orientalisten in Jena, bei seinem Badeaufenthalte in Sulza vorzeigte, sagte er: „Ja, das liegt auch bei mir zu Hause. Ich kaufe zwar (ich bin 84 Jahre alt) keine Bücher mehr, aber dies ist mir denn doch zu wichtig. Alles, was Rückert schreibt, ist vorzüglich." Auch dem Herausgeber spendete er das beste Lob. Aber auch das Laienpublikum darf an diesem nachgelassenen Werke Rückert's, sowol um des Verfassers (Rückert), als um seines Inhalts willen, nicht achtungslos vorübergehen. Die Zeit ist vorbei, wo europäische Uebersetzungen und Erklärungen dieses Religionsbuchs der Mohammedaner nur erscheinen durften, wenn sie sich ausdrücklich zugleich als Widerlegungen dieses „Lügenbuchs" des „Erzbetrügers" Mohammed gleich auf dem Titel ankündigten. So hat noch Goethe Mohammed's

Religion, den Islam, aus einer Uebersetzung des Jesuiten Maracci kennen gelernt, ohne sich freilich von dem vorgegebenen oder aufrichtigen Zwecke des Buchs in seinem bessern Urtheile beirren zu lassen. Wir wissen jetzt, daß Mohammed, wenigstens solange er in Mekka lebte, durchaus aufrichtig gehandelt hat. Später freilich riß ihn die Wucht seines eigenen Werks mit sich fort — immer aber zum Segen seines Volks, ja, wir müssen es uns bekennen, auch zum Segen der im 7. Jahrhundert zum Theil schon versumpften Christenheit.

Um eine kleine Probe von dem Geiste seines Inhalts zu geben, schreibe ich einige poetische Bearbeitungen von Koranversen ab (die eigentliche Uebersetzung ist in der Form des Originals, in poetischer Prosa, gehalten), die der Herausgeber am Schlusse der Einleitung aus Rückert's Nachlaß mitgetheilt hat:

Sure 4, Vers 44.

Ja, Gott wird verkürzen keinen
Um eines einz'gen Stäubchens Gewicht.
Es wird auf seiner Wag' erscheinen
Am jüngsten Gericht.
Thatest du Böses, so wirst du das
Wieder empfangen, was du gethan.
Und thatest du Gutes, so wirst du sein Maß
Doppelt empfahn.

Sure 5, Vers 53.

Wir haben jedem Volke sein Gesetz gegeben
Und eine Laufbahn für sein Streben.
Hätt' es gewollet Gottes Macht,
Er hätt' Ein Volk aus euch gemacht.
Allein, daß er euch prüf' im Leben,
Hat er Besondres euch gegeben.
So eilet nun im ganzen Chor
Einander euch im Guten vor.
Zu Gott ist euer aller Fahrt.
Da wird euch werden offenbart,
Worüber ihr uneinig wart.

Die fünf Schlüssel der Geheimnisse.
Sure 31, Ende.

Fünf Dinge sind's, die Gottes Rath
Zu wissen sich vorbehalten hat.
Er weiß, wann er wird Regen schicken,
Um eure Saaten zu erquicken.
Er weiß, wann er am jüngsten Tag
Wird wecken, was in Gräbern lag.
Wer weiß, was Mutterschos verborgen?
Und wer, was dich wird treffen morgen?
Und niemand weiß, als Gott allein,
In welchem Lande dein Grab wird sein.

5. Nachklänge altgermanischen Götterglaubens im Leben und im Dichten des deutschen Volkes. Von Ferdinand Hoffmann. Hannover, Hahn. 1888. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
6. Die Parias unserer Sprache. Eine Sammlung von Volksausdrücken von Dr. Franz Söhns. Heilbronn a. N., Henninger. 1888. 8. 2 M.

Vor Mohammed hatte jeder kleine arabische Stamm seinen eigenen Nationalgott, und so wie die Stämme in blutigen Fehden sich Menschenalter hindurch bekriegten und ewig haßten, so haßten sie auch die Götter der andern Stämme. Es war daher Mohammed ein Leichtes, als er durch seine neue Religion die einzelnen Stämme zu einem großen Volke zusammenband, die Spuren des alten heidnischen Glaubens bis auf die letzte Wurzel zu vertilgen. Schwerer war es, den zum Christenthume bekehrten Deutschen den Glauben ihrer Väter abzugewöhnen, der so sehr mit der sie umgebenden Natur zusammenstimmte. Nun ist es ja, besonders durch Jakob Grimm's „Deutsche Mythologie", bekannte Thatsache, daß heidnische Gebräuche, wo sie nicht auszurotten waren, von den Heidenbekehrern christlich umgedeutet wurden und in dieser christlichen Hülle bisjetzt noch den heidnischen Kern bergen, daß deutsche Märchen und Sagen noch vieles Aeltere und Heidnische enthalten. Auch ist seit den Brüdern Grimm in dieser Hinsicht vielfach gesammelt worden. Und gleichwol ist es dem Verfasser gelungen, in dem vorliegenden Werke noch eine recht hübsche Nachlese anzustellen, besonders aus seiner Heimat am Harz und aus der Umgebung seines jetzigen Wohnorts. So wenig ich für einen Christen von der Beschäftigung mit dem Koran Gefahr für seine Religion besorge, so wenig besorgt der Verfasser von diesen Studien Gefahr des Zurückversinkens in das alte Heidenthum; er hofft im Gegentheile von ihnen eine Erstarkung des Nationalgefühls und er hat recht. Er sagt in der Einleitung:

> Wer mit ungetrübtem Blicke und offenem Gemüthe den Glauben unserer Väter betrachtet, der wird es jenen Männern Dank wissen, daß sie uns die uralten Geistesschätze unsers Volks wieder zugänglich gemacht haben, der wird mit dem Gefühle der Freude und des Stolzes auf eine Wissenschaft erfüllt werden, welche uns wie keine andere das tiefe, sinnig-poetische Gemüth unserer Vorfahren kennen und dadurch dieselben lieben und verehren lehrt, welche aber zugleich auch dazu angethan ist, uns das gegenwärtige deutsche Volksleben in einem hellern Lichte erscheinen, ja in mancher Beziehung überhaupt erst verstehen zu lassen, indem sie selbst im Unscheinbaren einen tiefen Sinn aufweist.

Wenn nun aber doch, trotz aller Zähigkeit, mit der das Volk an alten Gebräuchen und Sagen hängt, viele derselben dem modernen Zeitgeiste, wenigstens in den Städten, zum Opfer gefallen sind, so scheiden sich auch immer mehr die Sprache des Volks und die Sprache der Gebildeten, und die letztere versucht, vermittelst der Schulen, auch die erstere immer mehr zu regeln, ja zu maßregeln. Wenn so die Sprache der Gebildeten, das gewöhnlich, aber mit Unrecht, sogenannte Hochdeutsch, auch im Munde des Volks immer mehr Platz gewinnt und damit scheinbar die Gefahr herbeigeführt wird, daß die Sprache des Volks allmählich ganz verdrängt werde, so gereicht es zum Troste, daß auch der Gebildete ab und zu von der Sprache des Volks, so zu sagen, nascht, es sich in ihr behaglich macht, den Frack des Hochdeutschen mit dem Schlafrocke der Volksmundart vertauscht. Und so wird unsere volksthümliche Sprache nicht untergehen, ja sie darf nicht untergehen, denn sie ist der Jungbrunnen, aus welchem sich die Sprache der Gebildeten immer neue Labung schöpfen muß, wenn sie nicht alt, griesgrämisch und dem Leben

entfremdet werden will. Welchen wahrhaft Gebildeten widert nicht das Salongewäsch unserer Romane an! Aber es ist, wie gesagt, dafür gesorgt, daß das Band zwischen Gebildeten und Volk nicht reiße. Und gerade weil gewisse Ausdrücke des Volksmundes in gebildeten Kreisen verpönt sind, gewinnen diese Ausdrücke einen Reiz mehr, nämlich den des Verbotenen, und man entschädigt sich für diesen Zwang so gut es eben gehen will. Die kleinen Prinzen einer deutschen Fürstenfamilie sehen an einem Regentage zum Fenster hinaus und rufen: „Ach, wie das dreescht! Ach, wie das dreescht!" (vgl. S. 58 nachstehenden Buchs). „Aber wo in aller Welt", sagt ihr fürstlicher Vater, hoffentlich nicht in vollem Ernste, „haben die Kinder diese Ausdrücke her?" Ja, dafür hat eben der liebe Gott gesorgt, daß das Band zwischen Fürsten und Volk nicht reiße, es im Gegentheil immer fester zu knüpfen, ist die Pflicht jedes Gebildeten, und ein Mittel dazu ist eben die wissenschaftliche Pflege unserer Volksmundarten. Und dazu hat Franz Söhns in seinen „Parias unserer Muttersprache" (Nr. 6) einen höchst willkommenen, vielseitigen und mannichfach anziehenden Beitrag geliefert. Indem er die alphabetische Ordnung dem angehängten sorgfältigen Register überläßt, macht er den wohlgelungenen Versuch, uns in einzelnen Erzählungen aus dem Volksleben eine Reihe mundartlicher Ausdrücke vorzuführen und zu erklären. Jeder Gebildete, der selbst aus dem Volke hervorgegangen ist, wird sich dabei der glücklichen Tage seiner Kindheit erinnern; wer immer nur in höhern Kreisen sich bewegt hat, der hat um so mehr die Verpflichtung, sein Volk kennen zu lernen.

Robert Sorberger.

Historisches.

1. Geschichte der Niederlande von K. Th. Wenzelburger. Zweiter Band. (Geschichte der europäischen Staaten von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Bd. 46, Abth. 2.) Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 18 M.

Der erste Band des Werks ist 1879 als ein Theil der „Geschichte der europäischen Staaten" von Heeren, Ukert und Giesebrecht erschienen. Der vorliegende zweite umfaßt die Zeit von 1556 bis 1648, also die Geschichte des Abfalls und des Befreiungskriegs. Der Verfasser, der ja schon lange in den Niederlanden lebt, ist des Deutschen nicht ganz mächtig. Gewisse Fehler sind stereotyp, z. B. handhaben für aufrechthalten oder behaupten (falsche Uebersetzung von maintenir) und die Construction mit um zu, wo der Infinitiv weder Zweck noch Absicht ausdrückt. S. 91 sagt der Verfasser das Gegentheil von dem, was er sagen will: „Es wäre unter diesen Verhältnissen geradezu ein Wunder gewesen, wenn sich der Adel dem Widerstande gegen die Einführung der neuen Bischöfe nicht widersetzt hätte"; es soll offenbar heißen: „nicht angeschlossen hätte". Recht krank ist unter anderm folgendes Satzgefüge: „Um zu genannter Würde in Lüttich zu gelangen, mußte man wenigstens acht adelige Ahnen aufweisen können, obwol seine Gegner behaupteten, daß sein Vater Schmied gewesen sei" (S. 57). Wenn selbst Werke von solcher Bedeutung nicht in tadellosem Deutsch erscheinen, so ist das lebhaft zu bedauern.

Denn die Bedeutung des Gegenstandes steht außer allem Zweifel. Ohne Kenntniß dieser gewaltigen Revolution bleibt ein gutes Stück neuerer Geschichte unverständlich. Jene Ansicht vom ersten Acte des großen Dramas, die wir uns allesammt in der Jugend aus Schiller und Goethe gebildet haben, findet hier im großen und ganzen ihre Bestätigung. Was die Charakteristik der Hauptpersonen anlangt, so drückt Wenzelburger sein Endurtheil über Philipp II. mit den Worten Buckle's aus: unter gewissenhaften Thoren hat die Welt weit mehr gelitten als unter verständigen Bösewichtern. Recht schlecht kommt der leichtsinnige charakterlose Egmont weg, wie überhaupt der ganze verlotterte Adel. Dagegen wird der reine Glanz Wilhelm's von Oranien, des fälschlich so genannten Schweigers, durch keinen Flecken weder des Charakters, noch der Amtsführung getrübt. Etwas Großes für jene harte und mordgierige Zeit muß es genannt werden, daß an seinen Händen kein Blut klebt. Die entsetzliche Hinrichtung seines Mörders nennt Motley einen Hohn auf das Andenken des großen Mannes, den man rächen wollte (S. 531). Ganz einzig war das Verhältniß des Volks zu ihm. Es blieb ihm treu trotz aller kriegerischen Mißerfolge; keine Niederlage Oraniens erschütterte das Vertrauen der Masse. Und wiederum: obwol das Volk diesen Mann mit unerschütterlichem Glauben als den Hort der Republik verehrte, verlor es doch bei der schrecklichen Kunde von seinem plötzlichen Tode durch Mörderhand keinen Augenblick Muth und Fassung.

Die fast unentwirrbar verschlungenen Fäden der religiösen, wirthschaftlichen, nationalen und politischen Beweggründe und Bestrebungen legt der Verfasser mit solcher Sorgfalt auseinander, daß seinen Lesern ein sicheres, unparteiisches Urtheil ermöglicht wird. Er selbst hat sich die Unbefangenheit nicht völlig gewahrt; im Widerspruche zu seiner eigenen Darstellung überschätzt er den religiösen wie den politischen Werth des strengen Calvinismus. Daß dieser den Eifer der Freiheitskämpfer verstärkt und hierdurch manche glückliche Entscheidung herbeigeführt hat, ist richtig; unrichtig hingegen die Behauptung auf S. 982, den Provinzen würde im Anfange des Kampfes kein Opfer an Gehorsam und Unterwürfigkeit zu schwer gewesen sein, wenn ihnen Gewissensfreiheit bewilligt worden wäre. Gerade umgekehrt verhält sich die Sache, wie S. 274—282 auseinandergesetzt wird; Ursache und Anlaß des Abfalls

war der Versuch Alba's, den Provinzen ihr Steuerbewilligungsrecht zu nehmen. Wenzelburger schließt diesen Abschnitt mit folgender Betrachtung des Hugo Grotius:

Die Nation, die, ohne sich zu rühren, ihre Bürger am Pfahl auf dem Scheiterhaufen und ihre Edeln auf dem Schaffot hatte umkommen sehen, die ihre Gesetze, ihre Religion, ihre Unabhängigkeit mit Füßen treten sah, stand jetzt, aber auch erst jetzt, auf, um die frühern Unbilden zu rächen und die drohenden von sich abzuhalten: gewiß ein deutlicher Beweis, daß es kein festeres Band in der Gesellschaft gibt als das, welches durch die materiellen Interessen geknüpft wird.

Bei Beginn des Abfalls (1568) war die überwiegende Mehrheit des Volks noch katholisch; 1587 wurde auf einer Conferenz der Prädikanten und Deputirten Hollands festgestellt, daß „nicht der zehnte Theil der Einwohner dieser Provinz reformirt sei", und 1618 gab Oldenbarneveldt dem englischen Gesandten Carleton die Versicherung, „daß die Papisten noch immer den reichsten und angesehensten Theil der Bevölkerung bilden und daß die Protestanten nicht den zehnten Theil der Bewohner ausmachen." Wäre gar keine Kirchenspaltung eingetreten oder hätten die Nordprovinzen sich dazu verstanden, den Katholiken freie Religionsübung zu gestatten, so würden die Südprovinzen bei der Fahne der Freiheit und die Niederlande ungetheilt geblieben sein. (Man lese unter anderm S. 424, 446—449, 664 und 924.)

Nur aus der Voreingenommenheit des Verfassers für die Contraremonstranten läßt sich sein verunglückter Versuch erklären, den am 13. Mai 1619 an Oldenbarneveldt verübten Justizmord zu rechtfertigen. Dieser ausgezeichnete Staatsmann und eigentliche Begründer der niederländischen Republik widerstrebte als Haupt der gemäßigten Partei, der Arminianer oder Remonstranten, der Alleinherrschaft jener unduldsamen Calvinisten, welche die Prädestination in ihrer grausamsten und unvernünftigsten Form als das Kerndogma des Evangeliums verkündigten und den Anhängern der mildern Richtung die Kirchengemeinschaft aufsagten. Der Statthalter Moritz von Oranien, der sich durch die Staaten der reichsten und gebildetsten Provinz, Hollands, und durch das Ansehen ihres „Advocaten" Oldenbarneveldt eingeschränkt und gehemmt fühlte, benutzte den Fanatismus der Contraremonstranten oder Gomaristen, um sich seines Nebenbuhlers zu entledigen. Nun belehrt uns Wenzelburger zwar, daß der Proceß Oldenbarneveldt's, als ein politischer, nicht juristisch beurtheilt werden dürfe; die Vernichtung dieses Mannes sei nothwendig gewesen, um die das Aufkommen einer kräftigen Centralgewalt hindernde Autonomie der Provinzen zu brechen. Nach Oldenbarneveldt's Tode blieb aber alles beim alten (S. 885), „der Staatsstreich von Moritz hatte nur einen Personen-, keinen Systemwechsel zur Folge" (S. 949). Ein so gar großes Unglück war das nun eben nicht. Trotz jener „zuchtlosen Freiheit" oder vielmehr dank derselben, wie Wenzelburger selbst S. 961 sehr hübsch hervorhebt, entfaltete sich die unter Oldenbarneveldt's weiser Leitung aufgebrochene commerzielle, gewerbliche und geistige Blüte Hollands zur vollen Pracht und der junge Freistaat erfreute sich seines goldenen Zeitalters.

Geradezu vorzüglich ist die Darlegung der Bedingungen des materiellen Gedeihens der Niederlande; die diesen Gegenstand behandelnden Abschnitte beider Bände wiegen ganze mit volkswirthschaftlichen Theorien vollgepfropfte Werke auf und sollten von keinem Nationalökonomen übersehen werden. Das erste Kapitel des zweiten Bandes, welches den Unterschied der Regierungsgrundsätze Karl's V. und Philipp's II. darstellt, ist für Staatsmänner nützlich zu lesen. Die vielen dramatisch bewegten und spannenden Einzelfälle des Heldenkampfes, die in Wenzelburger's Darstellung gehörig zur Geltung kommen, machen das Buch auch für Nichthistoriker zu einer angenehmen Lektüre.

2. Geschichte der Stadt Berlin von Oskar Schwebel. Achte bis vierzehnte (Schluß-)Lieferung. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1888. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Oskar Schwebel's „Geschichte der Stadt Berlin", deren erster Band in Nr. 46 des vorigen Jahrgangs besprochen wurde, liegt nun vollendet vor. Der zweite Band umfaßt die Zeit von 1640 bis auf die Gegenwart. Welch ein Gegensatz zwischen dem heruntergekommenen Städtchen mit seinen 4000 durchs Kriegselend mitgenommenen Einwohnern, das der Große Kurfürst bei seinem Regierungsantritte vorfand, und der glänzenden Weltstadt unserer Tage! Es war keine leichte Aufgabe, einerseits die Ausblicke auf die mit der Stadtgeschichte so eng verknüpfte Hof- und Staatsgeschichte auf das unumgänglich Nothwendige zu beschränken, andererseits die Fülle der bau-, kunst- und sittengeschichtlichen Einzelheiten, welche der Communalgeschichte im engern Sinne erst Leben geben, in einem mäßigen Bande (563 Seiten) unterzubringen.

Vor allem auf die Darstellung des Bürgergeistes und seiner Wandlungen in den verschiedenen Epochen kam es dem Verfasser an. Das Lob der Unparteilichkeit, welches dem ersten Bande gespendet wurde, gebührt in noch höherm Maße diesem zweiten. Nachdem Schwebel in der Vorrede zu jenem selbst hervorgehoben hatte, daß sein Urtheil in vielen Stücken von dem herkömmlichen abweiche, muß er schon in der Vorrede zum zweiten Bande berichten, „daß seinem Werke von seiten einer parteiischen Presse mit größter Gehässigkeit begegnet worden ist". Wenn er hinzusetzt: „Selbstverständlich! Ist meine Arbeit doch der erste Versuch, die Geschichte der Stadt Berlin im Lichte der Losung des Eisernen Kreuzes darzustellen", so werden manche in diesem Satze das Eingeständniß der Schuld sehen. Mit Unrecht! man müßte denn meinen, feste religiöse und sittliche Grundsätze ließen sich mit einem klaren Blicke und einem gesunden Urtheile nicht vereinigen. Es kann nicht fehlen, daß, je näher unserer Zeit, desto mehr die Geschichte Berlins das geistige Leben der Nation spiegelt, und so gibt denn, um wenigstens eins hervorzuheben, der Einfluß Friedrich's des Großen auf das berliner Leben dem Verfasser Anlaß zu recht treffenden Be-

merkungen über das Wesen der sogenannten Aufklärung (S. 339 fg.).

3. Die Constantinische Schenkung. Von J. Friedrich. Nördlingen, Beck. 1889. Gr. 8. 4 M.

Der vom Vaticanischen Concil her bekannte Verfasser des „Tagebuch", der „Documenta ad illustrandum Concilium Vaticanum" und einer umfangreichen „Geschichte des Vaticanischen Concils" hat seinem Meister Döllinger als Gabe zum neunzigsten Geburtstage diese gehaltvolle Schrift überreicht. Ueber die Entstehungszeit der erwähnten, von der Curie für die Zwecke des Papstthums geschmiedeten Fälschung haben sich die Kritiker noch nicht zu einigen vermocht. Friedrich weist sehr scharfsinnig nach, daß die angebliche Schenkungsurkunde, das sogenannte Constitutum Constantini, in der Zeit von 638—653 abgefaßt worden sein muß, daß aber diejenigen Sätze, welche den Kaiser Constantin dem Papste das abendländische Kaiserthum, bezw. den Besitz Italiens übertragen lassen, erst gegen das Jahr 754 eingeschoben worden sind, und zwar unter Stephan II. von dessen Bruder, dem damaligen Diakon und spätern Papste Paul I., zu einem ganz bestimmten Zwecke. Die Schrift ist nicht blos für Fachmänner wichtig, sondern von allgemeinem historischen Interesse.

Karl Jentsch.

Zur Ethnologie.

Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Von Richard Andree. Neue Folge. Mit 8 Abbildungen im Texte und 9 Tafeln. Leipzig, Veit u. Comp. 1889. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Für das allgemeine Verständniß und die dadurch bedingte Würdigung der Völkerkunde ist wol nichts förderlicher als der Einblick in ihre psychologische Bedeutung; denn dadurch gewinnen wir auch unmittelbar den Aufschluß über das Wachsthum unsers eigenen geistigen Lebens nach den verschiedensten Richtungen hin. Deshalb kann man es nur mit Freude begrüßen, wenn so bewährte Forscher, wie der Verfasser des vorliegenden Werks, es unternehmen, an der Hand eines weitreichenden Materials einige wichtige Probleme der socialen Entwickelung der Menschheit in vergleichender Untersuchung zu behandeln.

Bei einer so jungen Wissenschaft versteht es sich freilich von selbst, daß die Acten noch vielfach nicht geschlossen sind, daß die Fragen nicht immer zum endgültigen Abschlusse geführt werden können und daher gelegentlich eine Hypothese die Stelle eines strengen Beweises vertreten muß. Das liegt in der Natur der Sache und kann nur durch eine längere Entwickelung der Forschung selbst beseitigt werden. Und nicht minder einleuchtend ist die Bemerkung des Verfassers, daß ein Einzelner die behandelten Stoffe niemals erschöpfen könne, aber um so dankbarer wird die Mitwelt ihm dafür sein, „ein paar Steine zu dem großen Bau der Wissenschaft vom Menschen geliefert zu haben" (Vorwort, S. III). Wie schon angedeutet, ist durchweg die vergleichende Perspective angewandt, im Gegensatz also zu der streng chronologisch und topographisch verfahrenden historischen Methode. In der Pathologie der Besessenen (denen das erste Kapitel gewidmet ist) begegnen uns die charakteristischen Gestalten dieser Krankheit aus den verschiedensten Ländern und Continenten, und in Bezug auf den Sympathiezauber (Gegenstand der zweiten Abhandlung) ist die Japanerin, wie Andree schreibt, nicht verschieden von ihrer betrogenen Schwester in der Oberpfalz (S. 8). Nur durch diese vergleichende Bearbeitung lernen wir die eigentlichen Grundzüge des menschlichen Naturells kennen, das häufig unbefugterweise sogenannte allgemein Menschliche. Zu dieser ursprünglichen Ausstattung unsers Geschlechts gehört unter anderm das weite Gebiet des Animismus, der Vorstellungen über den Zusammenhang des Körpers und Geistes und im besondern über den Wohnsitz und die Wirksamkeit der Seele. Da die Naturvölker ja nicht den Begriff der Nothwendigkeit, des naturgesetzlichen Geschehens kennen, so unterliegt nach ihrer Anschauung alles dem willkürlichen Eingreifen höherer Mächte; daher Krankheit und Tod nur die Wirkungen solcher dämonischen Einflüsse sein können:

> Krankheiten können hiernach entstehen, daß die immateriell gedachte Seele den Körper verläßt und zeitweilig in der Fremde umherstreift; andererseits aber tritt die Anschauung auf, daß Krankheiten, die sich durch heftige Schmerzen, Verzerren des Gesichts, Krämpfe u. dgl. äußern, durch das Eindringen eines fremden Körpers in den Kranken verursacht werde. Ein Geist, ein Dämon ist in den Kranken gefahren und muß, um jenen zu heilen, ausgetrieben werden. (S. 1.)

Wie drastisch sich diese Ansicht zu entwickeln vermag, das haben die prähistorischen trepanischen Schädel gezeigt, bei denen man schichtweise die betreffenden Partien abgetragen hatte, um dem Unhold eine Oeffnung zu verschaffen, aus der er entweichen konnte. Wahnsinn, Epilepsie, Blödsinn, Idiotismus, die ganze Musterkarte der körperlichen und geistigen Schwächen und Verirrungen ist aus dieser maßgebenden fetischhaften Idee emporgewachsen, und jeder, der Gelegenheit gehabt hat, mit Leuten niederer Stände zu verkehren, wird wissen, wie ungemein fest trotz aller rationalistischen Belehrung durch Schule und Kirche diese ursprünglichen Elemente im Volksgemüth wurzeln. Dieselbe Universalität kommt dem Sympathiezauber sowie dem Aberglauben zu, daß ein Bildniß oder eine Zeichnung einen Theil der seelischen Kraft des Besitzers in sich schließe:

> Leib und Seele des Feindes beherrscht der Wilde, wenn er einige Haar- oder Nägelabschnitte desselben erlangen kann; er verbrennt sie und vernichtet dadurch seinen Feind. So ist es auch

mit dem Bildniß, das einen Theil der Kraft des Originals oder gar die Seele desselben in sich faßt und als leibhaftiger Alterego der repräsentirten Person gedacht ist. (S. 18.)

Andererseits ist wieder gerade das Talent und die Liebhaberei mancher verhältnißmäßig tiefstehender Stämme, Porträts anzufertigen, beachtenswerth; gerade die so viel verspotteten und misachteten Afrikaner, unter ihnen ganz besonders die Buschmänner, zeigen ein ungewöhnliches Geschick für diese Kunst, die mitunter auch drastische humoristische Züge verräth:

Die außerordentlich zahlreichen Figuren von Menschen und Thieren, welche dieses Volk innerhalb seines ganzen, heute sehr geschmälerten Verbreitungsbezirks vom Cap im Süden bis in die Länder und Wüsten im Norden des Oranjeflusses gezeichnet hat und heute noch in bunten Farben zeichnet, beweisen eine ungemein sichere Hand, ein scharf beobachtendes Auge und eine treffende Charakteristik. Es sind meistens die Flächen der zahllosen Felsblöcke, die Wände von Höhlen oder durch überhängende Felsen geschützte Steinwände, welche der Buschmann künstlerisch als Grundlage zur Ausübung seiner Kunst erwählte. Entweder malte er seine Figuren mit Farben auf oder er meißelte sie mit einem härtern, schärfern Stein aus der Felswand aus, sodaß sie vertieft ausgekratzt erscheinen. (S. 66.)

Es würde zu weit führen, wollten wir in dieser Weise den Ausführungen unsers Gewährsmannes folgen; nur eine noch immer vielfach misverstandene Sitte mag hier noch erwähnt werden: wir meinen die Beschneidung. Zunächst ist es falsch, dieselbe nur den Juden oder im weitern Sinne den Semiten zuschreiben zu wollen, während sie sich in der That bei den stammfremdesten Völkern findet. Sodann ist es augenscheinlich nicht rathsam, überall nur ein und denselben Erklärungsgrund annehmen zu wollen. Für die Juden z. B. war unzweifelhaft dadurch eine ethnische Absonderung gegen die verhaßten und ihnen doch nahe verwandten Nachbarn ermöglicht, die Sitte schuf damit eine Hautmarke, die zugleich natürlich einen religiösen Charakter erhielt. In den weitaus meisten Fällen bildet die Operation zugleich die Eintrittspforte aus der ungebundenen Knaben- und Jünglingszeit in die Reihen der vollkräftigen und social anerkannten Männer, ein Vorgang, der je nach der ganzen Gesittung des betreffenden Volks in den sogenannten Pubertätsweihen bald roher, bald in harmloser Ausgelassenheit gefeiert zu werden pflegt.

Th. Achelis.

Feuilleton.

Eine ausgezeichnete, mit vollster Beherrschung aller einschlagenden Momente geschriebene Abhandlung ist die von Karl Adelmann über „Donna Elvira (in Mozart's «Don Juan») als Kunstideal und in ihrer Verkörperung auf der münchener Hofbühne“ (München, Th. Ackermann, 1888). Der Charakter der Elvira wird sowol in dramatischer wie in musikalischer Beziehung in geradezu mustergültiger Weise zergliedert; wenn Sängerinnen derartige Anleitungen beim Studium ihrer Rollen zur Hand haben, müssen sie unvergleichlich tiefere Anregung empfangen, als durch einen Regisseur. Ebenso gediegen ist die in der zweiten Hälfte des Büchleins folgende Kritik der jetzigen Sängerinnen der münchener Hofbühne mit Rücksicht auf die genannte Partie. Wir gestehen, daß uns in der Broschürenflut seit langem nicht eine so feinsinnige Studie vorgekommen ist wie diese.

— „Kotzebue und Sheridan“ nennt Leopold Bahlsen einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Beziehungen zwischen deutscher und englischer Literatur (Berlin, Walther u. Apolant, 1889). Er zieht eine Parallele zwischen Kotzebue's Perudramen und Sheridan's „Pizarro“. Der mit großer literargeschichtlicher Sachkenntniß gearbeitete Aufsatz dient mit Recht dazu, das Urtheil über Kotzebue als Dramatiker einigermaßen richtiger zu stellen, als es noch immer üblich ist. Wir können allen denjenigen die Studie empfehlen, welche sich für Kotzebue interessiren.

Bibliographie.

Neue Bahnen. Ein Wort an die deutsche Opposition in Oesterreich. Wien, Konegen. Gr. 8. 60 Pf.

Biographieen zu der Sammlung klassischer deutscher Dichtungen. (3tes Bd.) Goethe nach Leben und Dichtung von E. Brenning. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Caritas, Der Presbyter Johannes und sein Haus. Erzählung. Halle, Fricke. 8. 3 M.

Carlyle, T., Die Französische Revolution. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman. 3 Thle. in 12 Lfgn. 1ste Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 8. 60 Pf.

Hildebrandt-Strehlen, Der alte Jahn in Freyburg a. d. Unstrut. Leipzig, Strauch. 8. 1 M.

Jókai, M., Nach dem Tode gerächt. Der Papagei. Zwei Erzählungen. In deutscher Bearbeitung von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Joost, W., Spanische Stiergefechte. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Karpeles, G., Friedrich Spielhagen. Ein literarischer Essay. Leipzig, Staackmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Klingbeil, J., Enthüllungen über die Dr. Bernhard Förster'sche Ansiedelung Neu-Germanien in Paraguay. Ein Beitrag zur Geschichte unserer gegenwärtigen colonialen Bestrebungen. Nach eigenen Erfahrungen mitgetheilt. Leipzig, Baldamus. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kunz, H., Die Schlachten und Treffen des Krimkrieges. Mit vier Schlachten-Skizzen. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Marcks, E., Die Zusammenkunft von Bayonne. Das französische Staatsleben und Spanien in den Jahren 1563—1567. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 8 M.

Mauer, P., Die culturhistorische Entwickelung Deutschlands in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in besonderer Bezugnahme auf die sächsischen Lande, bearbeitet von R. Caeius. Cottbus, Differt. Gr. 8. 2 M.

Meißner, H., Der Insulaner. Eine Bergsee-Novelle. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Meixner, F. W. M., Rasenblüten und Dornen. Gedichte. Rostock, C. Meyer. 1888. 8. 2 M.

Osman-Bey, Kibeizli-Zadé, Wie ich Mutter und Vaterland rächte. Memoiren. Mit 2 Porträts. Berlin, Ulrich u. Comp. 8. 3 M.

Scheerbart, P., Das Paradies. Die Heimat der Kunst. Berlin, George u. Fiedler. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Schneider, F., Herzog Albrecht. Trauerspiel. Prag, Dominicus. 8. 3 M.

Schobert, H., Madame Diane. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

— — Das Größeste auf Erden. Eine Geschichte vom Strande. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Marquise Rose. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Starbäck, C. G., Engelbrekt Engelbrektsson. Historischer Roman in 2 Bdn. Aus dem Schwedischen übersetzt von Ella Freiin von Wangenheim. 2 Bde. Aurich, Dunkmann. 8. 8 M.

Swoboda, H., Ein Weltbild unserer kirchlichen Kunst, gezeichnet in der Vatikanischen Ausstellung. Mit 6 Kunstbeilagen. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. 1 M. 80 Pf.

Tage-Buch des königlich sächsischen Hoftheater vom Jahre 1888. Von F. Gabriel und F. Rößler. 72. Jahrgang. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Walcker, K., Theorie der Pressfreiheit und der Beleidigungen. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Wald-Zedtwitz, G. v., Immer lustig! Humoristische Erzählungen. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Werner, B. von, Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. 1ste Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien die erste Lieferung von:

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee.

Von

B. von Werner, Contreadmiral a. D.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.

Vollständig in ungefähr 12 Lieferungen zu 1 Mark.

Zum ersten mal wird hier die Thätigkeit der deutschen Kriegsmarine in der Südsee von einem Manne geschildert, welchem eine leitende Rolle dabei zufiel. Eine reiche Fülle des anziehendsten Stoffes wird in anziehendster Form geboten. Samoa bildet den Hauptschauplatz des Werks, das deshalb gegenwärtig ein gesteigertes Interesse erregen wird.

Die erste Lieferung und ein Prospect ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Neueste belletristische Erscheinungen aus der

Deutschen Verlags-Anstalt

in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Iwan der Schreckliche und sein Hund.

Roman von

Hans Hoffmann.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Nubia.

Erzählung von

Richard Voß.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Wer ist sie?

Roman von

Hans Wachenhusen.

Preis geheftet M. 4. —; fein gebunden M. 5. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen von

Julius Hammer.

32. Auflage. Geb. m. Goldschn. 3 M.

Jubelausgabe. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Au Coin du Feu.

Contes par **Richard Léander.**

8°. IV u. 225 S. In rothem Leinwandband 3 M.

Diese vorzügliche Übersetzung der in 17 Auflagen verbreiteten, allbekannten und beliebten **„Träumereien an französischen Kaminen"** von Rich. v. Volkmann-Leander (Halle a/S.) wird als leichter und gesunder Lesestoff beim Unterricht, insbesondere für Familien und Erziehungsanstalten, angelegentlich empfohlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MORWITZ'

Neues Wörterbuch

der Englischen und Deutschen Sprache

mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen.

2 Theile. Geb. 6 M.

Auszug daraus:

Taschen-Wörterbuch.

2 Theile. Geb. 4 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fromme Lieder

von

Julius Sturm.

Erster Theil. Elfte Auflage.
Zweiter Theil. Dritte Auflage.

Jeder Theil geb. mit Goldschn. 3 M.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das

Wesen der Religion.

Zur Orientirung für angehende Theologen dargeboten

von

Friedrich Lillie.

Gr. 8. 1889. 2 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von P. Feddersen.

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile
in 12 Lieferungen zu 60 Pf.

Erste Lieferung.

Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses classischen Werks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von

Arthur Schopenhauer.

Sechste Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 25. April 1889.

Inhalt: Drei Frauenbilder. Von **Karl Sallmann.** — Neue Romane. Von **Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.** — Lyrisches und Episches. Von **Hans Minckwitz.** — Pädagogische Schriften. Von **A. Sulzbach.** — Zur Literargeschichte. Von **J. Mähly.** — **Feuilleton.** — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Drei Frauenbilder.

1. Das Leben Emma Förster's, der Tochter Jean Paul's, in ihren Briefen. Von Friz Förster. Mit einem Bilde. Berlin, Hertz. 1889. Gr. 8. 4 M.

Die Tochter Jean Paul's, die am 6. Febr. 1853 gestorbene Gattin des münchener Kunsthistorikers Ernst Förster, schrieb diese Briefe, welche nun mehr als dreißig Jahre nach dem Tode der Mutter deren Sohn, nachdem er dieselben früher nur als Familienvermächtniß dem nächsten Kreise der Angehörigen in die Hand gegeben, einem weitern Leserkreise zugänglich macht: eine köstliche Gabe, für deren Darbietung dem Herausgeber alle danken werden, die sich jemals an den geistsprühenden Schöpfungen des größten deutschen Humoristen erquickt haben. Denn Witz und Laune, reiche Phantasie und tiefe Empfindung, eine unerschöpfliche Fülle von Ideen und Bildern, deutsche Innigkeit und Sinnigkeit, deutsche Herzensunschuld, deutsche Treue und Liebe, all die berückenden Eigenschaften, mit welchen Jean Paul uns in den Bann seiner geheimnißvollen Schatzgräberkreise hineinzwingt, sie sind auf seine Tochter Emma übergegangen. Dieselbe Weichheit des Gemüths, dieselbe gefühlstiefe Auffassung des Lebens und der Natur, dieselbe Vereinigung von Wehmuth und Heiterkeit, von Ernst und Scherz, die eben das Wesen des Humors ausmacht, dieselbe dichterische Innerlichkeit, die auch das schlichteste Alltagsleben mit blühenden Reizen zu schmücken versteht, dieselbe rührende Theilnahme für die vom Schicksal Enterbten, Kleinen, Geringen begegnet uns dort und hier. Ja, es wird uns durch diese Briefe der Tochter ein noch höherer Genuß als durch die meisten Schriftwerke des Vaters geboten, weil die Schattenseiten von des letztern Art zu schaffen zurücktreten, wir durch das Abspringende, Gezwungene und Ueberladene seines Stils nicht gestört werden. Eine kerngesunde Seele überströmend von Liebe, ein Geist voll tiefgehender Beobachtungsgabe und ein erfrischender Humor, der die Freude schafft und durch Freude bezaubert: diesen Eindruck, dessen Sonnenglanz dem zum Manne gewordenen Sohne aus den Schriftzügen der längst heimgegangenen Mutter erwärmend und leuchtend entgegenstrahlte, wird jeder gewinnen, der den mitgetheilten Briefen nähertritt, zumal der Herausgeber alles, was die Alltäglichkeit brieflichen Verkehrs enthielt, unberührt ließ und nur herausnahm, was für Erkenntniß des Menschen und der ihn bestimmenden Zeitverhältnisse der ersten Jahrzehnte nach den Befreiungskriegen Werth besaß. Die Auswahl ist mit glücklicher Hand getroffen. Sie gibt uns ein anziehendes farbenreiches Bild von den Tagen, welche die Briefstellerin in Baireuth und dann in München oder auf Reisen und in Sommerfrischen verlebte. Der Rahmen der Lebensgeschichte, mit der sie uns bekannt macht, ist schlicht und prunklos. Ihr Reiz besteht, wie die Vorrede mit Recht bemerkt, nicht in der Erzählung spannender Ereignisse, sondern in Mannichfaltigkeit und seelischem Inhalte, wiegt aber gerade deshalb ganze Wagenladungen voll Dutzendromane von heute und gestern auf.

Zur Erhärtung des Gesagten einige Proben, aus dem hochgehäuften Schatze von Goldkörnern ohne viel Auswahl herausgenommen:

> Ich vermisse einen Vater und einen Emanuel — gemeint ist Jean Paul's Freund, der jüdische Geschäftsmann Em. Osmund, an welchen das Schreiben gerichtet ist — Menschen, denen über der Religion, der Natur und der Kunst noch ein Gott steht, der sie wie die Ewigkeitsschlange alle umschließt. Wie das Leben und ihre Moral die meisten doch so befriedigt! Jeder sammelt von der Sonne Strahlen in sein Prisma und beleuchtet sich damit, hat einen Hausgott oder -Götter und keinen Unsichtbaren. — So bewundernswerth es ist, den Schmerz aus Liebe für andere zu unterdrücken, so kann ich doch das Hingeben an ihn nicht tadeln. Es ist ein heftigerer, aber kürzerer Sturm, den man austoben

lassen muß — dann tritt der Himmel reiner heraus. Die Männer können ebenso wenig Seelen- als Körperschmerz geduldig ertragen. Sie wollen ihn sich wegräsonniren, und wenn es nicht geht, drücken sie ihn tief in sich hinein, wie der Mann, der mit dem Wolfe rang, diesen fest an sich preßte und so ihn erstickte, ohne seiner vielen Wunden zu achten. — Morgenstund hat Gold im Mund und auch frohen Muth. Ich habe heute wenig trüben Bodensatz mehr im Herzen, sondern nur ein halb Dutzend ordinäre Tassen, eine schlechte Lichtputze, drei Suppenteller und eine Garnwinde im Kopf, das alles auf der Dult gekauft werden soll.... Ich will dich doch einmal in meine Wirthschaft hineinsehen lassen. Was mir heute bevorsteht, ist erstlich dieser Brief, dann Staubwischen, dann der Gang auf den Markt, mittags Suppe und Rindfleisch, bairische Rüben mit Carbonade, nachmittags Kaffee nebst Karoline Otto und das Einsetzen eines Hemdärmels, abends zum Beschluß Beatenkränzchen bei Schmidtleins. — Das Odeon ist ein Schimpf der neuen Baukunst; jeder Unverständige sieht die Fehler und riecht sie auch. Denn gewisse Orte machen sich sehr bemerklich: sie sind gerade an der Treppe, die zu den Speisezimmern führt, und wie ein spanischer Mönchsorden sich und andere immer an den Tod erinnert, scheinen sie durch ihren Platz immer dem Hungrigen zuzurufen: Mensch bedenke, daß du verdauen mußt! Der edle Klenze verdiente dafür gerupft zu werden wie der Hahn des Diogenes. — Der Augenblick überwältigt mich (oft) unbedacht. So z. B. heute früh, wo ich die schönsten zehn Spargelsetze von meinem Sinai, dem Bette, mit heruntergebracht, war ich doch im Stande, dem Bäckerjungen, der Mürbes zur Wahl in seinem Körbchen mitgebracht, für 6 Kreuzer abzukaufen, anstatt der gewöhnlichen nothwendigen vier Semmeln. — Wegen des Verliebens, Alter — sie schreibt an ihren Gatten — lasse ich Dir volle Freiheit, erstlich, weil mich selber Schönes erfreut, und zweitens, weil Du es zu Hause entbehrst. Nur wenn Du Dich in ein besonderes gescheites Mädchen verschießen solltest, dann weiß ich nicht, was in mir aufstiege, nicht, weil ich mich für die Gescheiteste halte, sondern weil mir dann gar kein Gegengewicht bliebe. — Weißt Du, daß Varnhagen noch zwei Bände seiner Rahel herausgibt und daß er wieder heirathet? Auf ihren Grabstein setzte sein feuriger Schmerz: „Hier liegt mein Weib, mein alles.“ Die Berliner machen jetzt daraus: „Hier liegt mein Weib, mein altes“. — Ich bin schon wieder froh, ja glücklich; ich sitze wieder oben auf meiner Leiter, die nur unten mit den kleinsten Flächen auf der Erde aufsteht, und ich sehe in den Himmel hinein und über die Erde hinüber, wo am Horizont meine Fata-Morgana glänzend sich aufbaut. — Wenn der König (Ludwig I.) nicht als Stern hinter dem Vater stände und durch dessen Kometenkern schimmerte, die Baireuther würden wenig nach seinem Lichte hinsehen. — Die kleinen Peinigungen des Lebens sind nur Schnakenstiche an Sommerabenden; man spürt sie wohl, aber sie nehmen dem Himmel nichts von seinem Blau und dem Abendroth nichts von seinem Leuchten. — Mit Seide sperrt man den magnetischen Strom ab, so auch den Zug eines fremden Herzens, das auf dem Wege zu uns ist. — Am Ende ist es auch besser, einen compacten Glauben mitzugeben auf den Lebensweg, aus welchem wie aus der Georginenknolle ein reicher Blumenstrauch dem Lichte und der Freiheit entgegentreiben kann, als den Dornenstrauch des Zweifels zuerst einzusetzen, der nichts trägt als die wenige Wolle der Pappelblüte, welche der Wind im Frühjahr in der Luft herumweht. — Aus der Weltgeschichte wird es überflüssig sein, Ihnen mitzutheilen, daß drei Prinzen, einer aus Osten und zwei aus Westen, im Indifferenzpunkte München zusammengetroffen sind, um sich an die Pole des Herzens der Prinzessin Hildegard zu hängen und Acht zu geben, gegen welche seine Achse inclinirt. Die beiden Confessionen des Landes hängen mit und geben auch Acht. — Ich nähe wieder, und zwar im Jean Paul'schen Stil, nicht im Goethe'schen, d. h. mehr übereinander als nebeneinander, wodurch ich meinen Sachen auch zu einem unsterblichen Theile verhelfe, denn meine Nähte dauern weit über die Leinwand hinaus. — Die jetzt herausgeschlagenen weißen Hemdkragen der Berge sehen sich gut an aus dem warmen Zimmer, für mich dürften sie noch breiter sein. — Der erste Abend zu Hause in München war nicht der schönste; er war wie die Flitterwochen, die blos Himmel und Hölle haben, aber keine Erde, wie die spätere Ehe, in welcher etwas wurzelt, und die den Himmel über sich hat und die Hölle unter sich.

Aus Eger schreibt sie an den Gatten in München:

> Der gestrige Morgen fing wie ein Triumphgesang an gleich einem Choral aller Schönheiten; der heutige führt mehr die Haydn'sche Symphonie auf, in der die Spieler einzeln kommen.

An denselben in Italien:

> Wir sind alle sehr vergnügt; aber Vergnügen ist nicht Glück, und man kann aus ihm so wenig dieses zusammenschlagen, als aus dem Weihnachtsrauschgold einen Dukaten. Ich hoffe, daß ihr in wirkliche Freudenbergwerke einfahrt und jeder die Fortuna als Grubenlicht auf der Mütze hat.

Echt Jean Paulisch heißt es in einem andern Briefe an den Gatten in Berlin:

> Das war gut, daß ich drei Tage nicht schreiben konnte! So kam die Flutwelle der Laune und spülte mich von der Klippe los, auf die mich die erste Hälfte meines Gleichnisses gesetzt hatte.... Briefe an die Frau sind immer etwas anderes als solche an die ganze Welt. Die letztern, also die Erzählungen von Erlebnissen, werden wie die Kartoffeln im Keller besser durch Liegen. Bei den erstern aber muß der Champagner des Stoffs ausgeschenkt werden, sobald die Flasche entkorkt ist.... Möchte ein freigebiger Gott ihn (Karl Eckart) beschenkt haben, daß er als Quelle ausbricht und zum Strome geschwellt wird von allen Bergwassern, die die Natur einer jeden zuschickt, welche sie aus der Tiefe an die Oberfläche heraufsendet! Ludwigskanäle, die aus fremden Flüssen gefüllt werden, haben wir genug.

Ja, Fritz Förster hat recht, wenn er im Hinblick auf die herrliche Mutter sagt:

> Selten vererbt sich der Geist großer Männer auf ihre Kinder; aber sie war eine solche Seltenheit.

2. Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff. Von Henriette von Bissing. Mit einem Bilde. Berlin, Hertz. 1889. Gr. 8. 7 M.

Auf Sein und Leben der Frau, deren Bild uns hier von verständnißvoller Hand gezeichnet worden ist, läßt sich das Goethewort anwenden: „Was vergangen, kehrt nicht wieder; aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück.“ Für die Gegenwart fast der Vergessenheit anheimgefallen, verdiente schon längst vor vielen andern diese Frau wieder in die Erinnerung zurückgerufen zu werden, nicht nur um ihrer nahen Beziehungen willen, die sie zeitlebens mit den weimarer Dioskuren unterhielt, deren einer, Schiller, ihre „Schwestern von Lesbos“ unter seiner Autorität in die Leserwelt einführte, sondern auch wegen der persönlichen Bedeutung, die sie für sich in Anspruch nehmen darf. Denn es ist eine edle, starke, innige, dazu hochbegabte, für Musik, Malerei und Dichtkunst fast gleich reich veranlagte Natur von eigenartigem Reize, deren vielbewegtes inhaltreiches Leben sich vor uns entfaltet. Geboren am 16. August 1776 zu Weimar, gestorben in

Berlin am 17. December 1831, übt die ideal gerichtete, geistig lebhafte Frau vor wie nach ihrer Verheirathung auf alle Kreise, welchen sie näher tritt, Männer und Frauen, einen Zauber unwiderstehlicher Anziehungskraft aus, der auch dann noch fortwirkt und aus regem Briefwechsel neue Nahrung zieht, wenn mit dem Wechsel des Wohnsitzes sich andere Freundesgruppen gebildet haben. Sehen wir Amalie von Helvig in Weimar mit Goethe, Schiller, Wieland, Herder, mit Frau von Stein, Thusnelda von Göchhausen, Knebel, von Einsiedel, Gentz, Kotzebue, Reichardt, Charlotte von Kalb verkehren, so sind es in Heidelberg Kreutzer, Daub, Schwarz, Thibaut, Voß, Fries, Boisserée, die sich dem Reiz ihrer Persönlichkeit nicht entziehen können, und in Berlin begegnen wir als den Männern, mit denen sie freundschaftlichen Verkehr unterhält, neben Fichte, Schleiermacher, Reimer und Buttmann den Radziwill, Fouqué, Bettina, Zelter, Gneisenau, während in Stockholm, wohin sie ihrem Gemahl gefolgt ist, der eine hohe Stelle in dem schwedischen Kriegsheere bekleidet, wieder andere auserlesene Geister sich um sie sammeln und dauernde Beziehungen zu den Dichtern Atterbom, Geijer, Tegnér angeknüpft werden. Mit Jean Paul und dessen Familie besteht ein inniges Freundschaftsverhältniß; mit Frau von Staël und Benjamin Constant finden gelegentlich anziehende Begegnungen statt. Peter Cornelius' jugendlicher Griffel liefert wiederholt Zeichnungen zur Illustration verschiedener Dichtungen, wie der „Sagen und Legenden" und einer Frithjof-Uebersetzung. Ebenso wird von der Dichterin mit W. von Kaulbach und dem Bildhauer Tieck ein für beide Theile fruchtbarer Gedankenaustausch gepflegt. Eine besondere Zierde gewinnt die anziehende Biographie durch Mittheilung längerer und kürzerer Briefe und Handschreiben von Goethe, Schiller, Herder aus früherer Zeit, aus späterer von Gneisenau und Bettina. Auch enthalten die Briefe aus Schweden viel Anziehendes über Land und Leute, staatliches, gesellschaftliches und schriftthümliches Leben des nordischen Volks. Den Schlüssel zum Verständnisse ihres eigensten Wesens gibt uns die Dichterin selbst in einigen Briefen an ihren Verlobten, die uns zeigen, wie mit der Tiefe und Vielseitigkeit ihrer Natur eine bewunderswerthe Sicherheit und Klarheit der Selbsterkenntniß Hand in Hand geht, sodaß auch die zartesten und für ein fremdes Auge schier unsichtbaren Fäden ihrer reichen Individualität vor ihren eigenen Augen klar und offen daliegen, sie über die Bedürfnisse wie Grenzen ihrer geistigen Natur sich und andern deutliche Rechenschaft zu geben im Stande ist. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die fesselnden Bekenntnisse S. 133 fg. und S. 149 fg.

3. **Gräfin Charlotte von Kielmannsegge. Ein Lebensbild aus der Zeit der Romantik. Nach historischen Quellen bearbeitet von Oskar Wilsdorf. Dresden, Minden. 1889. 8. 4 M.**

Unter einem recht anspruchsvollen Titel ein recht mageres Schriftchen. Auch ist die Angabe „aus der Zeit der Romantik" irreleitend, insofern in dem Lebensgange der geschilderten Frau Berührungen mit unsern Romantikern durchaus fehlen, es müßten denn die ehelichen Verirrungen als solche zählen, an denen hier wie dort allerdings kein Mangel ist. Das Leben der Gräfin Kielmannsegge bietet mehr Sonderbares als Merkwürdiges. Eine Tochter des kursächsischen Hausmarschalls von Schönberg, Geliebte des Kaisers Napoleon's I., dem sie bis an sein Ende eine glühende Verehrung bewahrt, in erster Ehe mit einem Grafen Lynar verheirathet, den sie vergiftet haben soll, zum zweiten male mit dem hannöverischen Gesandten in Dresden, Grafen von Kielmannsegge, vermählt, einem feurigen Patrioten, der sich von ihr trennt, weil sie ihn an die französische Geheimpolizei zu verrathen unternimmt, verkauft sie einen großen Theil ihres Grundbesitzes, um in Paris den gewünschten Luxus zu entfalten, und unterhält Beziehungen zu dem französischen Kaiser in St.-Cloud, auf Elba und St.-Helena. Seit 1840 führt sie, der Welt den Rücken kehrend, in dem Wasserpalais zu Planen a. d. Weißeritz bei Dresden das einsame Leben eines Sonderlings, treibt gelegentlich Geisterseherei und Teufelsspuk, was sie jedoch nicht hindert, zur alleinseligmachenden Kirche überzutreten, und läßt sich von Windischgrätz als Spionin brauchen, wie sie früher für den Polizeiminister Fouché ähnliche Dienste geleistet hat. Im Jahre 1848 beweist sie eine seltsame Theilnahme für die Witwe Robert Blum's, ohne daß die Beweggründe sich aufdecken ließen. Ihren Napoleon-Cultus treibt sie so toll, daß hunderte von Oelgemälden und andern Bildern, mit denen sie sich umgibt, nur Porträts des Kaisers und seiner Familie bilden, daß sie die in der Nähe ihrer Einsiedelei ausgegrabenen Gebeine französischer Krieger in ihrem Parke bestatten läßt, ja ihr „Palais" als Napoleon-Museum für alle Zeiten erhalten wissen möchte. Unter diesen Umständen spricht dann auch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein ihr durch rechtskräftiges gerichtliches Erkenntniß zugesprochener Sohn die Frucht einer verbotenen Liebe mit Bonaparte ist, und daß ein anderer unglücklicher Mensch, Ernst Graf, genannt Napoleon Bonaparte, der es zur gerichtlichen Feststellung seiner Herkunft nicht bringen konnte, solch einer Schäferstunde gleichfalls sein Dasein verdankt. Alles in allem ist diese Gräfin eine höchst verdächtige, fragwürdige und gefährliche Person, die erneut zum Gegenstande einer Monographie zu machen selbst dann kaum lohnen würde, wenn es dem Verfasser gelungen wäre, im Vergleich mit seinen Vorgängern irgendwelches nennenswerthe neue Material herbeizuschaffen. Doch über das Jugendleben weiß er nur die Angaben Oettinger's zu wiederholen, ohne sie erhärten zu können, und aus dem handschriftlichen Nachlasse weiß er, weil derselbe der Oeffentlichkeit entzogen, nichts mitzutheilen. So bleiben denn nur vereinzelte Kirchenbuchnotizen, einige dürftige Angaben aus dem königlich sächsischen Staatsarchiv und die belanglosen Ergebnisse von ein paar Landtagsverhandlungen der Zweiten sächsischen Kammer aus den Jahren 1863 und 1864 übrig,

ein Ergebniß, über dessen Kahlheit uns die gelegentliche Aeußerung nicht entschädigt, daß über das Treiben der Gräfin jedenfalls mehr in den Archiven von Prag, Wien, Paris zu finden sei. Wenn das keine bloße Vermuthung ist, so hätte der Verfasser sich darum bemühen sollen, festzustellen, was denn in diesen Archiven Bedeutungsvolles enthalten ist.

Karl Sallmann.

Neue Romane.

1. Suum cuique. Roman von Ernst Wichert. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1888. 8. 7 M.

Es ist ein altes Problem, das der feinsinnige Dichter in seinem neuesten Romane mit logischer Schärfe kunstgerecht in seinen wesentlichen Erscheinungsformen darlegt und zu einer Verstand und Gemüth gleichmäßig befriedigenden Lösung zuspitzt. Das geschieht aber nicht etwa durch philosophische und psychologische Abhandlungen, wie sie viele moderne Schriftsteller ihren Helden in den Mund zu legen belieben, sondern durch die Vorführung anschaulicher, lebensvoller Charaktergebilde, deren Sein und Werden mit einer Gestaltungskraft dargestellt wird, der wir in der neuzeitlichen Romanliteratur nicht allzu häufig begegnen. Die Frage, welche der Wichert'sche Roman aufwirft, ließe sich in den Satz zusammendrängen: „Welches Moment ist für eine glückliche Ehe das maßgebende: das sinnliche oder das geistige?" Oder mit andern Worten: „Wird eine Ehe, die auf ästhetischem Wohlgefallen bei gänzlicher Verschiedenartigkeit des geistigen Charakters beruht, mehr Bedingungen des Glücks bieten als eine solche, in welcher geistige Harmonie bei gleichzeitigem Mangel sinnlichen Reizes die Voraussetzung ist?" In solcher Weise, wie das hier soeben geschehen, läßt sich die Frage wol nur in der Theorie aufwerfen. Thatsächlich dürfte eine wahre, befriedigende Ehe nur auf Grundlage beider Verbindungskräfte möglich sein, denn der Held des Romans, der Baron Waldemar, hat vollkommen recht, wenn er sagt: „Die Ehe ist nicht eine Verbindung von Mensch und Mensch, sondern von Mann und Weib. Alles, was die Natur damit bezweckt hat, daß sie zwei so ungleichartige Wesen schuf und sie aufeinander anwies, muß in ihr ausschließlich erfüllt werden können. Ausschließlich!"

Ganz recht! Aber gehört zu diesem „Alles" nicht auch die Erfüllung derjenigen Zwecke der Natur, die in der Schöpfung und Verbindung geistbegabter Wesen ausgesprochen sind? In seiner leidenschaftlichen sinnlichen Erregung geräth der freiherrliche Held, der nebenbei ein hochgebildeter Mann, Doctor der Rechte und Privatdocent ist, mit den zwingenden Folgerungen seiner eigenen Erkenntniß in Widerspruch und macht in einem Brautstande mit der Jungfer seiner Mutter eine Geschichte der Irrungen durch, deren Entwickelung von Anfang bis zu Ende mit bewunderungswürdiger Feinheit, Klarheit und Schärfe gezeichnet ist und deren endliche Lösung mit gebieterischer Nothwendigkeit erfolgt. Nachahmungswerth ist der Vortrag des Dichters, der ebenso maßvoll zurückhaltend als klärend wirkt, indem er sowol in der objectiven Erzählung als in den Gesprächen seiner Personen die Geschehnisse und die Entwickelung der Handlung gleich dem Elektrotechniker, der von unsichtbarem Platze aus die Vorgänge auf der Bühne beleuchtet, überall in das Licht des rechten Verständnisses rückt. Große Kunst hat der Verfasser in der Charakterschilderung seiner Heldin bewiesen. Selten ist der mächtige Einfluß der Geburt und des Standes auf das Einzelwesen klarer und überzeugender dargestellt worden. Der Roman fesselt von der ersten bis zur letzten Seite, ist durchweg geistvoll und frisch geschrieben und fällt nur in der Schilderung der Adelskreise in das wohlbekannte herkömmliche Fahrwasser. Gestalten wie ein gewisser Graf Hoyer, die Baronin-Mutter und deren Tochter Olga sind doch schon so oft dagewesen, daß sie sozusagen „gar nicht mehr wahr" sind. Wohlthuend ist das sichere Gefühl, das sich bereits nach den ersten Seiten des Lesers bemächtigt, von einem Dichter geführt zu werden, dessen liebenswürdige vornehme Eigenart jeglichen gewaltsamen Knalleffect ebenso ausschließt wie das Rohe und Unsaubere. Freunden einer feinsinnigen Erzählungskunst kann ich das ebenso gediegene und abgeklärte als unterhaltende Werk des bekannten Dichters nur warm empfehlen.

2. Der Dämon des Neides. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Walloth. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 6 M.

Wen es gelüsten sollte, den Verfasser dieses Buchs auf seiner „dichterischen" Wanderung zu begleiten, der versäume um alles nicht, sich vorher möglichst hohe Stiefel und wasserdichte Lederhosen anzuziehen. Denn es gilt, 500 Seiten lang durch allen Schmuz und alle Sümpfe zu waten, die nur je eine verdorbene Phantasie zu entdecken vermochte. Wer bis über die Knöchel im Kothe versinkt, der wundere sich nicht etwa, sondern ziehe ehrfurchtsvoll den Hut vor dem Dichter, der es so meisterhaft versteht, seinen Pegasus durch Moräste zu peitschen, vor denen mancher Droschkengaul umkehren würde. Und wozu nun dieses endlose Waten im Sumpfe, welches Ziel soll erreicht, welche Aufgabe gelöst werden? Ja, wer das wüßte! Ein halbverrückter talentloser Maler, den der Neid gegen seinen begabtern Collegen packt, läßt sein Restchen Vernunft so lange in den seltsamsten Schwingungen um das Lämpchen seines gekränkten „Ich" kreisen, bis er sein Hirn ganz daran verbrennt und „seines" Nichts durchbohrendem Gefühle durch Verschwendung einigen Pulvers und Bleis ein Ende macht. Wenn die Kunstform

des Romans, wie einige Philister bisher annahmen, ein Weltbild einrahmen soll, dann fürwahr spiegelt sich die Welt im Kopfe dieses Schriftstellers in höchst eigenthümlichem Lichte! Einem aus guter Familie stammenden jungen Mädchen erscheint die Welt als ein „ekler Misthaufen" — man kann sich wol denken, durch welche rosige Brille sie erst von dem weniger zarten Geschlechte gelegentlich betrachtet wird. Es ist wahrhaft rührend, welche liebevolle Aufmerksamkeit die Personen des Dichters allen Dingen widmen, deren unschätzbare poetische Fruchtbarkeit bisher von der „Verlogenheit der modernen Literatur" gänzlich verschwiegen wurde: „Der inmitten des regsten Lebens Einsame" — heißt es von dem Helden an einer Stelle — „richtete die halbgeschlossenen Augen auf das vor ihm ragende grüne Bedürfnißhäuschen und zählte die Ein- und Ausgehenden" (!) ... Wäre es nicht ein Verbrechen gewesen, diese überraschend scharfe „psychologische Beobachtung" zu unterschlagen? Welche Ausblicke eröffnen sich der Poesie der Zukunft, wenn auf diesem Wege fortgefahren wird! Man ahnt etwas von einer neuen classischen Periode, wenn man in dem vorliegenden bahnbrechenden Werke liest, wie ein Mädchen sich „auf dem Fußboden zu erbrechen scheint" u. s. w., wobei ich gleich bemerken muß, daß mir die Rücksicht auf die Leser d. Bl. die Wiedergabe der hierher gehörenden Hauptstellen verbietet. Eine so zartfühlende Rücksichtnahme hat wol noch nie ein Schriftsteller den — „Bedürfnissen" seiner Leser gewidmet! Und das nennen nun unsere Stürmer und Dränger „realistische Dichtung?" Ja, wie die Natur sich räuspert und spuckt, das haben sie ihr trefflich abgeguckt. Wo bleibt aber die Göttin Poesie? Die wird sich wol hüten, in derartigen Schlammbädern Verjüngung zu suchen! Es ist schade um das Talent Walloth's, das in derartigen pornographischen Ausschweifungen gänzlich verkommen muß. Beobachtung und stimmungskräftige Schilderung sind auch hier zu finden. Was nutzt's, was frommt's, wenn einem beim Lesen so übel wird, daß man die erprobten stählernen Nerven eines Recensenten haben muß, um sich bis zum Ende durchzuarbeiten?

3. Die Falzgräfin. Ein berliner Roman von Paul von Szczepanski. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 3 M.

Persönliche äußere und innere Erlebnisse dürften die Grundstimmung dieser fesselnd erzählten und harmonisch gerundeten Dichtung abgegeben haben. Die Fäden des Erlebten scheinen hinübergeträumt in das Reich der Phantasie und Dichtung und Wahrheit haben sich gegenseitig so innig durchdrungen und so fest verwoben, daß aus ihrer Verschmelzung ein Ganzes entstanden ist, dem der Stempel des innerlich Wahren aufgeprägt ist. Man hat überall das Gefühl, daß die Handlung sich auf einem Boden entwickelt, auf welchem der Verfasser nach allen Richtungen hin zu Hause ist. Die Falzgräfin ist eine junge Polin, die zeitweilig in der Druckerei beim Falzen der Zeitungen beschäftigt wird. Wie aus diesem bescheidenen stolzen Naturkinde künstlich eine Primadonna gemacht wird; wie die Eitelkeit eines Dilettanten im Vereine mit Publikum und Presse sie auf lügnerischen Wogen in ungeahnte Höhen emporheben, um sie ebenso rasch wieder in der Tiefe versinken zu lassen und gleichgültig über die Trümmer ihres wahren Lebensglücks dahinzurollen; wie darüber ein unendlich weiches, gutes und treues Herz in Gram und Kummer brechen muß — das alles ist mit ergreifender Folgerichtigkeit, mit ebenso scharfer als maßvoller Charakteristik und stimmungswarmer Farbengebung dargestellt und durchgeführt. Daneben fesselt der Erzähler dieses „Ichromans" die Theilnahme des Lesers an seine eigenen Geschicke, die mit denen der „Falzgräfin" kunstvoll verschlungen sind. In einer Versöhnung der alten und neuen Zeit, des Polenthums und Germanenthums klingt der Streit der Stimmungen versöhnend und erhebend aus. Als ein vortrefflich geschilderter Charakter verdient der Pole Taszewski hervorgehoben zu werden, in dem ich einen national-slawischen Typus zu finden glaube. Der leichte und formgewandte Stil erhöht wesentlich den Genuß der liebenswürdigen und sympathischen Dichtung, mit deren Schöpfung Szczepanski sich einen Platz unter unsern guten Romanschriftstellern gesichert haben dürfte.

4. Der Madonna! Roman von Otto Franz Gensichen. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1889. 8. 9 M.

Auch dieses Werk verdient freundliche Aufnahme. Es ist zwar kein besonders kräftiges Talent, aus dem es hervorgegangen, aber dennoch ein Talent, das durch Reife der künstlerischen Anschauung, Vornehmheit der Gesinnung und tieferes Denken wirksam unterstützt wird. Damen dürfte der Roman besser gefallen als Männern. Letztere werden einen gedrungenern Aufbau, einen markigen Fortschritt der Handlung vermissen, die an einzelnen Stellen bedenklich stockt. Etwas kindlich berührt das Geplauder der Frau eines evangelischen Geistlichen, die in ihren Briefen und Gesprächen aus dem Hundertsten ins Tausendste fällt und den Leser durch ihr Geschwätz nicht nur sehr ermüdet, sondern allmählich auch zu ärgern beginnt. Wollte der Verfasser die Frau dadurch charakterisiren, so hat er jedenfalls ein unerlaubtes Mittel gewählt. Denn jedes Mittel zu künstlerischen Zwecken ist unerlaubt, welches Langeweile hervorruft! Es ist in der Dichtung ganz ebenso wie im Leben: der Zweck heiligt eben nicht die Mittel! Der Conflict wurzelt in der verbotenen Liebschaft zwischen einem katholischen Geistlichen und einer schönen Alpnerin. Die Handlung spielt denn auch ganz in den tiroler Alpen, deren Natur und Bewohner auf Grund persönlicher Studien geschildert scheinen. Diese Schilderungen sind gemüthvoll und farbenfrisch gehalten. Es scheint mir jedoch, daß der Dichter der Naivetät der Bergbewohner in ihrem Verkehre mit Gott und den Heiligen gar zu viel zumuthet. So betet die Mutter des katholischen Geistlichen, eine durchaus tüchtige, gescheite und gute Frau, zur Madonna inbrünstig um den Tod der Geliebten ihres

Sohnes, einer Frau, die sie im übrigen schätzt, im Grunde ihres Herzens wol auch noch immer lieb haben muß. Und das thut sie in aller Herzenseinfalt, ohne sich der Sünde dabei bewußt zu werden? Im allgemeinen dürfte der Geist der katholischen Kirche und ihrer streitbaren Diener gut getroffen sein und auf Kenntniß der Verhältnisse beruhen. Für meinen Geschmack werden die geschürzten Knoten zu gewaltsam gelöst. Sieht man von der zu großen Breite an sich ganz ab, dann muß man den Aufbau des Romans als einen gut berechneten bezeichnen. Denn die bis tief in die Mitte nur sehr langsam zunehmende Spannung schwillt, je näher wir zum Ende rücken, um so mächtiger an. Alles in allem: ein sorgfältig durchdachtes und fleißig gearbeitetes Buch, welches die Achtung des Lesers beanspruchen darf.

5. Die Kosacken. Roman von Graf Leo Tolstoi. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 1889. 8. 2 M.

Zunächst möchte ich einen kleinen Fehler auf dem Umschlage und Titelblatte verbessern. Was hier vorliegt, ist kein Roman, ja, man kann es — streng genommen — auch keine Novelle nennen. Denn ebenso wenig wie eine begonnene Handlung zum Abschlusse geführt, ein Einzelschicksal im Rahmen eines verkleinerten Weltbildes in seinen bestimmenden Entwickelungsphasen erschöpft wird, ebenso wenig wird ein starker Conflict, der bedeutungsvoll in das Leben des Helden einschneidet, zu einem Austrage gebracht, der als Ausklang und Lösung betrachtet werden dürfte. Denn das, was hier als Conflict erscheint, ist im Grunde kein solcher. Es ist keine Handlung, die sich in einem bestimmten Punkte zum Knoten schürzt, um sich dann in ein regelmäßig fortlaufendes Gewebe aufzulösen, sondern es ist lediglich ein leidender Zustand, der von den Ereignissen beleuchtet wird und der nach Ueberwindung der Episode, welche den wesentlichen Inhalt der Erzählung bildet, keineswegs aufgelöst, sondern viel eher gesteigert erscheint. Ebenso ist auch die Spannung am Ende des Buchs keineswegs ausgeklungen, vielmehr bricht dasselbe mit einem aufrauschenden Accorde ziemlich jäh und plötzlich ab. Das ist aber kein Zufall, keine Laune des Dichters. Denn der Zustand, den er in seinem Helden schildert, ist in dem gegenwärtigen Entwickelungsgange des russischen Nationalcharakters, in dem ganzen edlern Empfinden des russischen Volks so tief begründet, daß man wohl begreift, warum Tolstoi denselben nicht durch die üblichen Hausmittel der Romanschriftsteller heilen will. Es ist die innere Zerrissenheit und Haltlosigkeit des edler beanlagten Russen, das Sehnen nach Harmonie, nach einem bleibenden innern Besitze, was der Dichter in der Person seines Helden verkörpert, der in der Halbheit seiner Entwickelung weder in den obern, noch untern Schichten seines Volks Befriedigung findet. Der edel fühlende und innerliche, wenn auch schwache Olenin wird von dem Leben und Treiben der russischen sogenannten „Gesellschaft" angewidert. Er zieht in den Kaukasus, in ein Kosackendorf, wo er von der Natur Stillung einer geheimen Sehnsucht erwartet. Aber den Naturmenschen ist er ein Fremder, den sie wol auszubeuten verstehen, der ihnen aber auch ein Räthsel bleibt. Und ein Räthsel bleibt er auch dem schönen Kosackenmädchen, zu dem ihn glühende Leidenschaft hinzieht. Der Arme sattelt sein Rößlein und sagt Ade, und der Onkel Jeroschka, ein Typus, wie ihn eben nur Tolstoi zu zeichnen versteht, singt ihm in seiner Einfalt das Liedchen nach:

> Wie traurig ist's, mein Brüderlein,
> Zu leben immer ganz allein!

Die Schilderung des Kosackenlebens ist eine meisterhafte, vielfarbig schillernde und plastisch greifbare. Ein besonderer Vorzug ist die Abwesenheit des gar zu Rohen und Unästhetischen. Im übrigen kann man auch hier den technischen Ausdruck anwenden, den man von den Schöpfungen der malerischen Kunst gebraucht. Stände auf diesem dichterischen Gemälde auch nicht der Name des Verfassers, man wüßte doch: „es ist ein echter Tolstoi!"

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Lyrisches und Episches.

1. Armeleutslieder. Von Otto Kamp. Dritte Auflage. Frankfurt a. M., Knauer. 1888. 8. 2 M.

Die Sammlung enthält etwa siebzig Gedichte, welche sich vorzugsweise mit dem menschlichen Elende, den drückenden socialen Verhältnissen der untern Kreise beschäftigen. Diese trüben Zustände beseitigt und gebessert zu sehen, ist des Dichters inniger Wunsch, wie dieses denn auch sicherlich der Wunsch aller Wohldenkenden ist. Wirklich eingreifende Besserung kann jedoch nur durch Staatshülfe und communalen Beistand beschafft werden, und dieses vermag nur durch umsichtiges allmähliches Einschreiten, nicht durch sociale Gewaltmaßregeln zu geschehen. Deshalb ist Kamp auch im Unrechte, wenn er S. 7 „Philisterweisheit" tadelt, denn sobald ein jeder vor seiner eigenen Thüre fegt und in Ordnung, in Reih und Glied marschirt, so genügt das vollständig. Nur keine empfindsame Philanthropie! „Jene Stunde" gehört ins Bereich der Jugendideale. In „Augensprache" kann uns der Eingang „Socialreform im Deutschen Reich" ebenfalls nicht behagen, doch ist dieses Gedicht, wie auch „Euer Findling", „Glücksvertrauen", „Gassenprinzessin", „Junges Paar", „Dem Jubelpaar" und andere in seiner Richtung recht befriedigend, was man von andern, wie „Am schlimmsten dran", „Dem Billigsten", „Vorüber", „Halbwüchsige Burschen", „Alltäglich" nicht behaupten kann, weil ihr Eindruck zu grell und „alltäglich" (wenig poetisch). Ueberhaupt macht eine ganze Anzahl der

Kamp'schen „Armeleutslieder" einen ziemlich prosaischen Eindruck, etwa wie versificirte Zeitungsberichte. Manchen fehlt die Zuspitzung, oder vielmehr die Spitze ist zu stumpf: bei wenig vollendeter Form mangelhafte Ausführung des Grundgedankens. Besser sind, obwol betrübend, „Ahnung", „Der Eindringling", gut: „Der bucklige Geiger", „Morgenlied vom Niederwald".

Wir haben den Kamp'schen Liedern keinen großen Geschmack abgewinnen können. Zwar sind seine Ideen öfters an sich nicht übel, doch sind sie meist etwas unbeholfen und viel zu weitschweifig ausgesponnen: nicht das attische Salz fehlt, aber die schlagende epigrammatische Kürze, die abgerundete, knappe, kleidsame Form. Im Versificiren an und für sich nicht ungeschickt, fehlt ihm doch das Gewinnende und Fesselnde des Ausdrucks.

2. Deutsche Gedichte aus Oesterreich. Von A. Trabert. Erster Band: Schwertlieder eines Friedsamen. Frankfurt a. M., Wendel. 1888. 12. 1 M.

Von einem österreichischen Dichter dieses Namens haben wir noch nie gehört. Aber gleich der Eingang des Werkchens, der frische, bewegt-innige Ton nimmt uns für den Sänger ein:

Im Wettkampf steht die ganze Welt,
Die Massen waffnend aller Orten;
Das Recht ist auf das Schwert gestellt
Und höchster Ruhm das Völkermorden.
Dir, Herr da droben! sei geklagt
All dieses Rüstens tolle Jagd.

— — — — — — — — — —

Doch weil die Zeit so ernst und bang,
So ruf' ich deinen Todten heute,
Die, will's die Noth, zum Waffengang
Dir segnend geben das Geleite;
Ihr Heldengräber öffnet euch!
Hier deine Helfer, Oesterreich!

Der Inhalt des Büchleins ist folgender: „Aus der Türkenzeit", 13 Lieder; „Prinz Eugen", 10; „Maria Theresia", 5; „1789—1866", 15; „Das Münster zu Straßburg", 8; „Zur Waffenprobe in Bosnien", 8; „Deutsche Kampfgenossen", 7; „En vedette 1888", 4 nebst Schlußwort: „Hoch Oesterreich". Man wird zugeben, daß der behandelte Zeitraum höchst anziehende geschichtliche Vorgänge des Hauses Oesterreich umspannt. Dabei ist die ganze Behandlungsweise fesselnd, straff, kurz und bündig und voll poetischer Kraft. Zwar ist die Form keineswegs vollendet oder tadelfrei: Metrik und Reime lassen an vielen Stellen so manches zu wünschen übrig — sachgemäßes Verständniß und schulgerechte Gewöhnung an zaubervolle, saubere, makellose Sprachhandhabung würden manche untergelaufene Schwäche vorn vornherein vermieden haben —, doch immerhin haben wir unerachtet unserer sonstigen peinlichen Genanigkeit nach den besagten Richtungen hin herzliche Freude an diesen „Schwertliedern" gehabt: sie sind fast durchgehends beifallswürdig und überaus gesinnungstüchtig. Wir geben aus ihnen wieder das die bedenkliche Ueberschrift führende, doch harmonievolle:

Rache für Sadowa.

Vergaß wohl je den Todesstreich,
Wer ihn empfing und doch genas?
Und glaubst du doch, o Deutsches Reich,
Daß Oestreich Sadowas vergaß?

Vergessen ist die Rache nicht,
Ob noch so tief ins Herz versenkt;
Einst wird sie kommen stolz ans Licht,
Doch anders, als ihr draußen denkt.

Wenn euch einst Feinde rings bedräun
Und einsam euer Banner weht,
Dann wird es dies mein Oestreich sein,
Das wie bei Leipzig bei euch steht.

Zu Schutz und Trutze wir bei euch,
Und ihr auch uns zu Hülfe nah,
Das soll — o hör' es, Deutsches Reich —
Die Rache sein für Sadowa.

Mein Deutschland dort, mein Oestreich hier —
Zermalmt sei, wer euch tritt zu nah;
Das soll, wir schwören's, für und für
Die Rache sein für Sadowa.

Mein Deutschland dort, mein Oestreich hier —
Zermalmt sei, wer euch tritt zu nah;
Das soll, so schwört uns, für und für
Die Sühne sein für Sadowa.

Erwähnenswerth sind: „Christenseufzer aus 1529", „General Sporck's Gebet", „Starhemberg's Kriegsrath in Wien", „Wiens Befreiung", „Prinz Eugen", „Graf Hadik's Zug nach Berlin", „Graf Wurmser's Tod", „Donausage", „Metternich bei Napoleon I.", „Radetzky", „Tegetthoff" u. s. w. Die acht Sonette: „Das Münster zu Straßburg", ebenfalls dem geistigen Gehalte nach beachtenswerth, sind in der Reimverschlingung mangelhaft. Wir wollen hoffen, daß der in Aussicht gestellte zweite Band der „Deutschen Gedichte aus Oesterreich": „Ein Menschenleben", dem vorliegenden Bändchen dem Kerne nach nicht nachstehe, daß aber die angedeuteten Mängel darin sorglich vermieden seien.

3. Kaiser Karl der Fünfte vor Metz. Eine Dichtung von Emil Erbrich. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 1 M.

Ein Neuling unter den Dichtern oder ein Pseudonym — wer kann es wissen? — beschert uns hier ein augenscheinlich mit Fleiß ausgearbeitetes episches Gedicht in über zweitausend Hinkiamben, welcher fünf- bis fünfeinhalbfüßige Vers nicht dazu dient, die Historie fesselnder zu gestalten. Der Verfasser hat das Thema des beklagenswerthen Verlustes der Festung Metz im Jahre 1552, die bekanntlich in ähnlicher Weise, wie später Straßburg, durch Verrath und Gewalt für das Reich verloren ging, augenscheinlich sorgfältig in geschichtlichen Werken und Schriftstücken studirt, würde aber besser gethan haben, die gewonnenen Ergebnisse in Prosa zu Papier zu bringen, als ermüdende Jamben zu wählen. Darin hat der strebsame Dichter, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die letzten Jahre des reichbewegten, sorgen- und mühevollen

Lebens Kaiser Karl's V. einer erwägenden Betrachtung und Würdigung zu unterziehen, jedenfalls gefehlt. Aber auch, daß er seine Aufgabe, außer der Schilderung der der Handlung — obwol eine eigentlich epische Handlung im Grunde überhaupt nicht vorhanden — zur Basis dienenden geschichtlichen Vorgänge, gelöst habe, möchten wir bestreiten. Ueber Karl V. kann nicht so ohne weiteres der Stab gebrochen werden. Wenn der Dichter, nachdem die Belagerung der Festung durch den Kaiser und Herzog Alba an der thatkräftigen Vertheidigung seitens des Herzogs von Guise gescheitert, sein Werk mit folgender verurtheilenden Ansprache an den Kaiser beschließt:

> Es harrt dein Richter — wer wird für dich zeugen?
> Zum Sterben mußt du dich bereiten, eile!
> Kein Auge trüben Thränen, wenn du scheidest,
> Und niemand trauert, weil dich niemand liebt;
> Nur Heuchler weinen, daß beim Gaukelspiel
> Der Thronentsagung keine Rolle fehle.
> So bist du todt, noch ehe du gestorben,
> Und wer noch dein gedenket, klagt dich an!
> Laß Glocken klingen, Psalmensang ertönen,
> In deinem Herzen schweigt die Stimme nicht,
> Die immer lauter dich vor Gott verklagt:
> Denn Millionen zeihen dich der Sünde,
> Der Menschheit Jammer zeuget wider dich,
> Und riesengroß steht in der Zeiten Flucht,
> Wie dunkle Felsen schroff und furchtbar ragen
> Aus nimmer ruh'nder Flut — untilgbar, starr,
> Das Denkmal deines Lebens — deine Schuld! —

so können wir dem nicht beistimmen.

Wir möchten dem Kaiser das hohe Verdienst nicht aberkannt sehen, daß er während einer achtunddreißigjährigen Regierung unter den denkbar verworrensten Zeitverhältnissen nach bestem Ermessen zu handeln geglaubt hat. Daß das Erbrich'sche Gedicht nicht uninteressant zu lesen, geht aus dem Vorstehenden hervor.

4. Freya. Eine vaterländische Dichtung von Emma Croon-Mayer. Berlin-Charlottenburg, Verlag des Literarischen Deutschlands (Hinrichsen). 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Die bereits mehrfach bekannte Dichterin widmet ihr Werkchen ihrem Freunde, dem „gottbegnadeten" Sänger Emil Rittershaus, dem wir, nebenbei bemerkt, das von seiner Freundin ihm gespendete Beiwort hiermit gern bestätigen. „Freya" ist ein höchst liebliches lyrisch-episches Idyll, welches in zwölf Abtheilungen, nicht zusammenhängenden Gesängen, eine einfache, ansprechende Historie aus der Zeit der Befreiungskriege besingt. Nicht bedeutend oder packend ist das Ganze in seinen Einzelheiten mit Rückblick auf Königin Luise, Gadebusch und Theodor Körner's Heldentod, Kaiser Wilhelm den Siegreichen und Friedrich, den allzu früh Dahingeschiedenen; aber sehr befriedigend und recht harmonisch ist sein Gesammteindruck. Die zwölf Abtheilungen sind in verschiedenen Versmaßen: im Nibelungenvers, in gereimten Jamben verschiedener Länge, in sechszeiligen iambischen Fünffüßlern, in trochäischen Tetrametern u. s. w. abgefaßt und hie und da von lyrischen Ergüssen durchflochten, welche zart und lieblich angehaucht sind. Wir führen aus „Freya" an:

> Einst rauscht' der blaue Flieder,
> Von Duft und Blüten schwer,
> Ich seh' mein Lieb nicht wieder,
> Ach nimmer, nimmermehr.
>
> So schön im Lenzesprangen,
> Stand unsere Lieb' und Treu,
> Das alles ist vergangen
> Kein Frühling macht es neu.
>
> Die Blüten wehn im Traume
> Mir noch ins Haar hinein, —
> Mir welkt am Lebensbaume,
> Mein schönstes Blümelein.

Das Lied „Am Rhein, am grünen Strome" ist ebenfalls recht wohlgelungen. Schön und gedankenreich ferner sind aus dem Abschnitte „Heim", welcher beginnt:

> Den Vogel, der zum fernen Süd gezogen,
> Lockt's wieder in das liebe Heimatland —

die vier Strophen in trochäischen Vierzeilen:

> Ein Geheimniß ist das Leben, mag's in deinen Pulsen klopfen,
> Magst das Werden du belauschen in dem kleinsten Wassertropfen,
> Magst du deine Blicke heben in das ferne Weltenall,
> Wo du hinschaust tiefe Räthsel — Wunder, Wunder überall.

Die Dichterin besitzt eine bemerkenswerthe Form- und Reimgewandtheit und ist augenscheinlich beflissen gewesen, in sorglicher Sprachpflege und anmuthender Gedankenfülle ihr Bestes zu thun. Wenn ihr dies nicht überall gelungen ist, wenn hie und da kleine, mitunter leicht zu vermeiden gewesene Schwächen des Ausdrucks und sprachliche Härten vorhanden sind, z. B. gerade in dem Liede „Am Rhein":

> Da flammt in Gold und Purpur
> Der stolze Eichenwald,
> Und von den Rebenhügeln
> Der Winzer Sang erschallt —

wo der Reim und die Nachstellung des Zeitworts mangelhaft, so würden wir über solche Schwächen gern völlig hinweggesehen haben, wenn wir nicht die „gottbegnadete" Dichterin zum Versuche noch größerer Formvollendung anspornen zu sollen gedächten.

5. Thüringer Sagen. Von Hermann Tonndorf. Grünberg i. Schl., Weiß' Nachf. 1888. 12. 1 M.

Eine einfach ausgestattete Sammlung versificirter Sagen des thüringer Landes, die in den Gegenden in und um Oppurg, Ranis, Ziegenrück, Saalfeld, Schwarzburg, Gräfenthal, Pößneck u. s. w. spielen, bezw. im Volksmunde fortleben. Es sind im ganzen vierzehn Stück, nämlich: „Frau Perchtha's Pflug", „Frau Spule", „Berndietrich", „Hildebrand", „Holke", „Nixenleid", „Kunhedto", „Perchthen-Wein", „Teufelswehr", „Goldfluch", „Der hohe Schwarm", „Baalskuppe", „S'wardsienburg" (Swarzinburg) und das längere Märchenidyll „Ilse von Ranis". Der Dichter hat sich im allgemeinen einer ziemlich guten Form befleißigt, größtentheils in Jamben, doch auch in

unvollkommenen Anapästen, meist gereimt. Seine Fertigkeit in Reim und Sprache stehen der Julius Wolff'schen Formgewandtheit nur wenig nach, wie denn auch das 44 Seiten lange Märchen „Ilse von Ranis" als ein kleineres Tanhäuser-Idyll zu bezeichnen ist, als eine Variation dieses beliebten Themas, dessen Held durch die verschiedensten Dichter bereits ziemlich plastisch aus dem Dunkel des Mittelalters heraufbeschworen worden ist. Die kleine Sammlung bietet nichts Hervorragendes, nichts besonders Fesselndes dar, doch wird sie von niemand unbefriedigt aus der Hand gelegt werden.

6. Konrad. Epos aus der Reformationszeit von E. Rehburg. Hamburg, Kittler. 1888. 8. 6 M.

Aus noch ungedruckten, in archivarischen Mappen ruhenden Manuscripten, welche der bisher uns völlig unbekannte Dichter zu fleißigen Forschungen benutzt zu haben scheint, ist in Verbindung mit bereits genugsam bekannten geschichtlichen Vorgängen der Reformationszeit von ihm ein Phantasiegemälde geschaffen worden, dessen „feinverschlungene Fäden sich bestrickend um des Lesers Herz winden" und dieses gemeinschaftlich mit des Dichters Herz empfinden und schlagen machen. Die von ihm sich selbst gestellte Aufgabe hat der Dichter in recht befriedigender, theilweise sogar in bewundernswerther Weise und in herzerfreuenden Weisen gelöst.

Das Epos besteht aus 24 Gesängen mit etwa 12000 Verszeilen. Hie und da ist es ein wenig zu lang, zu reflectiv ausgesponnen. Auch ist nicht alles darin original; wenigstens erscheinen einzelne Gestalten und Vorgänge — wie der Tabulettkrämer Zachi, welcher in seinem Thun und Treiben lebhaft an Cooper's Spion (nicht jedoch an dessen großartig tragisch-schönes Ende) erinnert, ferner wie der Held der Dichtung „Konrad" selbst, welcher anfänglich an eine Klosternovelle der „Westermann'schen Monatshefte" gemahnt, endlich die Bischofsherberge zu Worms, die des vortrefflichen Spindler's vortrefflichem Roman „Der Jude" abgelauscht sein könnte — als bühnenartig von neuem verwandt. Die Gräfin ist zwar tadelsfrei dargestellt, doch kommt einem unwillkürlich dabei Goethe's Adelheid zu Sinne. Auch die Figur des Klausners ist uns nicht fremd. Und dergleichen mehr.

Höchst interessant und theilweise hochpoetischen Schwunges ist jedoch der Gesammtverlauf der Dichtung, überzeugend klar die Schilderung der Zeitverhältnisse, durchsichtig fast die Erscheinungen Hutten's, Luther's, Sickingen's, die durchaus richtig gezeichnet sind. Vielleicht sind die Verwickelungen jener großen und bewegten Zeit und die Charaktere der einschlägigen Hauptpersonen niemals sachgetreuer zergliedert, bezw. zusammengefaßt worden. Den Verlauf des Epos hier auszugsweise darzustellen, wie sonst in unserer Gewohnheit, liegt diesmal nicht in unserer Absicht. Mögen die Freunde gehaltvoller Ritterpoesie ihre Neugierde zügeln und das lesenswerthe Epos mit ebensolcher Aufmerksamkeit durchnehmen, wie wir selbst aus Gründen der Kritik. Nicht mit allem sind wir einverstanden: das Werk hat mancherlei Schwächen. Die Sprache ist stellenweise recht mangelhaft, zerhackt und zerbröckelt, obwol im allgemeinen schön und abgerundet, wie wir mit Genugthuung anerkennen. Wenige Stellen mögen genügen. Wir tadeln:

> Hier diesem theuren Land, das bald den Seufzer,
> Des müden Pilgers letzten, wird empfangen,
> Hat auch des Säuglings ersten Schrei gehört.

Was sich das theure Land aus des Säuglings erstem Schrei gemacht haben wird!

> Wer sich mir naht, den schlage ich u. s. w.

Der Hiatus, wie leider auch in unzähligen andern Verszeilen.

> Der er, Gott weiß es, jetzt schon seien sollte.

„Seien sollte", dies ist doch weder dichterischer noch prosaischer Ausdruck. Auch ein Vers von nur acht Sylben, ein Vierfüßler, ist vorhanden: wir sind keine Silbenstecher, aber solch ein Versehen sollte dem Dichter nicht unterlaufen. Ueberhaupt ist es bedauerlich, daß E. Rehburg nicht ein anderes Versmaß gewählt hat, sondern die Literatur um 12000 mittelmäßige Hinkiamben bereichert. Diese fünfundeinhalbfüßige Jambe mag in dramatischen Dichtungen allenfalls angehen, weil leicht zu handhaben; in der Epik aber ist dieses beklagenswerthe Versmaß thatsächlich nicht anwendbar. Warum nicht das Nibelungenversmaß in verbesserter Form, d. h. in einer der jetzigen Ausbildung unserer Sprache angemessenen Form? Folgende hübsche Stellen, freilich nicht recht original:

> Die Jungfrau nahm die Laute und entlockte
> Der Saiten Gold die zauberhaften Töne,
> Und ihre süße Stimme schmiegte sich
> Den Klängen an, daß sie in eins verschmolzen. —
> Und er?
> Stumm saß er da, im Anschaun ganz versunken,
> Und ließ um sich im trunknen Selbstvergessen
> Den holden Zauber seine Fäden weben u. s. w.

Sodann (Hutten und Konrad gehen im Walde zusammen spazieren):

> Mir fehlt das Wort,
> Den flüchtigen Gedankengang zu bannen.
> — — — — — — — — — —
> Und dennoch mußt du's lernen. Sieh, da liegt's:
> Wer auf des Volkes Wesen wirken will,
> Muß es verstehn, mit Volkes Mund zu reden,
> Muß sein ursprünglich Wort in eigner Brust
> Bedächtig lagern und es ihm alsdann
> Veredelt wieder in die Seele senken.

Dagegen:

> Tief im Herzen des Volks lag es als schimmernder Stein,
> Den der Poet ausgrub, ihn schliff im lebendigen Worte,
> Reichend der Welt ihn dar, funkelnd ein heller Brillant. —

Zwei Punkte erscheinen uns noch bedenklich: der ein so beklagenswerthes Ende von des ältern Herburg Hand nehmende Knappe Heinz, im allgemeinen recht nett ge-

schildert, wird von Gesang zu Gesang — jünger; anfänglich tritt er als schon ziemlich erfahren („Die Räuber") auf, landsknechtähnlich; dann („In Erfurt") als geistig gereift, keck und übermüthig, bis er in Worms u. s. w. sich mehr und mehr verjüngt und schließlich in mädchenhafter Zartheit endet. Ferner läßt Rehburg (Herburg) sich und sein Publikum im Unklaren darüber, ob Konrad seine Knappen- und Ritterpflichten erfüllt hat. Zum Ritter geschlagen ist er nicht worden, die Sporen hat er sich nicht verdient! Sein ganzer Lebenslauf liegt klar vor dem Leser, und — obwol ritterlichen Geblüts, auf einmal steht der zwar waffengeübte, unbärtige Knabe als fester Ritter vor einem. Wir geben zu, in der Reformationszeit ging vieles darunter und darüber; doch war dies vornehmlich in den Glaubensangelegenheiten der Fall, nicht in den Rittergebräuchen, die erst viel später in Verfall geriethen. Mithin ist das Auftreten Konrad's als vollberechtigter Ritter, sei es auch in Vertretung (ging solche Vertretung an?) des Hans von Gleichen, mindestens anfechtbar.

Hans Minckwitz.

Pädagogische Schriften.

1. Aus meinem Leben. Ein Beitrag zur Reform des deutschen Schulwesens. Von August Zapp. Zürich, Verlags-Magazin. 1888. Gr. 8. 2 M.

So dankenswerth einige Andeutungen über eine Bessergestaltung unsers Schulwesens in dem Büchlein sind, in welches Zapp einen Theil seiner Lebenserinnerungen niedergelegt hat, so wenig werden sie doch als ein wesentlicher „Beitrag zur Reform des deutschen Schulwesens" angesehen werden können. Theils sind es falsche Voraussetzungen, von denen der Verfasser ausgeht, theils umgehen sie den Kern der Frage und bieten Mittel gegen eine Krankheit, ohne die Beseitigung des Grundübels im Auge zu haben. Daß „unsere Schulen nicht so sind, wie sie sein sollten", oder besser gesagt: daß vieles in ihnen nicht so ist, wie es sein sollte, und „daß die in der heutigen Jugend sich kundgebenden Mängel, Gebrechen und Verirrungen im wesentlichen aus den Fehlern der heutigen Unterrichtsweise hervorgehen", kann ganz, bezw. mit einigen Einschränkungen zugegeben werden. Hierauf hätte der Verfasser weiter bauen und dem Grunde nachforschen sollen, warum in unsern Schulen nicht alles so ist, wie es sein sollte, und welche Factoren die fehlerhafte Unterrichtsweise, die vielfach zugestanden werden muß, begünstigen. Statt dessen fährt der Verfasser fort:

Was wirft man der heutigen Jugend vor? Ich bezeichne da an erster Stelle dasjenige Uebel, aus dem viele, ja fast alle Mängel, Fehler und Gebrechen fließen, an denen unsere Zeit krankt: die vorwiegend zur Herrschaft gelangte materielle Weltanschauung, den crassen Realismus, von dem die junge Welt zum großen Theil erfüllt ist. Man will so schnell und so mühelos wie möglich mit dem Lernen und dem Studiren fertig werden, um die Früchte der Saat, gleichgültig, ob diese reif sind oder erst angesetzt haben, zu ernten, um genießen zu können. Daher die Frühreife und aus ihr der Ueberdruß, die Abwehr von allem Weiterlernen, wie sie so häufig bei der Jugend unserer Tage in die Erscheinung tritt. Mit fünfundzwanzig Jahren, mit dem Ende der Universitätszeit und dem Staatsexamen hat man sich genug gethan, das weitere Lernen, Forschen und Studiren wird als lästiger Zwang abgethan; der junge Gelehrte, Staatsbürger, angehende Beamte ist fertig mit seiner Bildung, seinem Wissen und dem Interesse an demselben; als einziger Zweck seines Lebens erscheint ihm noch der, Carrière zu machen, in höhere Stellen und vor allem in höhere Gehälter aufzurücken, um das Leben möglichst genießen zu können. Allem Idealen abgewandt, erscheint ihm dasselbe als eitel Tunst und ohne jeglichen Werth, unpraktisch und ein überwundener Standpunkt.

Der Verfasser versetzt uns also mit einem male auf die Universität und führt die angeblichen Gebrechen der Jugend nun nicht etwa in erster Linie auf den Schulunterricht zurück, sondern auf die Schopenhauer'sche Philosophie, „die zum großen Theile schuld ist an der modernen materialistischen und realistischen Weltanschauung", die dann Ursache des frühen Widerwillens „am Forschen, Sichweiterbilden, am Wissen und Erkennen" ist. Daß aber diese Philosophie die studirende Jugend so in ihren Bann zu zwingen vermag, daran sei die Unterrichtsweise an unsern Schulen schuld, die den Jünglingen nicht mit genug Widerstandsfähigkeit gegen eine Philosophie rüste, die ihre Jünger in ihren letzten Folgerungen zur Ausbeutung der sinnlich-realen Seite des Lebens treibt. So sind wir auf diesem Umwege wieder an die Schule zurückgelangt. Doch dies wäre nebensächlich, wenn die Voraussetzungen, von denen hier ausgegangen wird, sich als richtig erwiesen. Daß es mit dem Mangel an Idealismus und dem Vorwiegen des Materialismus bei der studirenden Jugend und dann bei den Ausstudirten so schlimm aussehe im Vergleich zu der Jugendzeit des Verfassers darf wol nicht ohne weiteres als richtig angenommen werden. Ich gebe eine Verschiebung zum Schlimmern zu, möchte aber doch nicht das allgemeine Urtheil des Verfassers unterschreiben, das auf einer optischen Täuschung zu beruhen scheint, der wir ja alle in vorgerücktern Jahren, wenn wir auf unsere Jugendzeit zurückblicken und einen Vergleich mit der Gegenwart anstellen, ausgesetzt sind. Der Verfasser urtheilt von sich und seinem idealen Streben und dem engern Kreise der Commilitonen, die mit ihm gleiche Ziele verfolgten, und da findet er nun bei den Erscheinungen der Gegenwart, die ihm objectiv entgegentreten, eine so große Menge solcher, denen der Idealismus verloren gegangen ist. Und doch sind noch so viele, die mit der Erreichung der ersten Stufe ihrer Laufbahn oder mitten in derselben stehend, die Lust am Studiren, Forschen und sich Weiterbilden nicht ver-

loren haben. Und wenn in Wirklichkeit die Menge derjenigen, die in crassem Materialismus aufgehen, verhältnißmäßig größer zu sein scheint als früher, so müßte dies doch erst einmal bewiesen werden, daß uns die größere Menge der Gesammtstudirenden nicht hier gewaltig täuscht; denn die Jünglinge der alma mater vor funfzig Jahren werden gewiß auch einen sehr bedeutenden Bestandtheil zu jener Zahl geliefert haben, von denen schon Schiller klagt, daß die Wissenschaft ihnen die Kuh sei, die sie mit Butter versorgt. Aber, ich gebe ja zu, daß auch im Verhältniß eine Zunahme derer stattgefunden habe, die der Verfasser gezeichnet, allein ich möchte sehr bezweifeln, daß daran die Schopenhauer'sche Philosophie schuld sei. Ich bin kein Freund des Schopenhauer'schen Pessimismus und will für diese Philosophie keine Lanze einlegen, ich glaube aber deshalb nicht an die so üble Einwirkung auf unsere studirende Jugend, weil ich glaube, daß der größte Theil derselben diese Philosophie nur vom Hörensagen kennt. Sind schlimme Anzeichen da, so kommt es von dem übermäßigen Zudrange zur Universität, der derselben Elemente zuführt, die nach Anlagen und Charakter nicht hineingehören und auch Bessere im Hinblick auf die große Concurrenz zu einem Wettlaufe treiben nicht nach dem Ideale, sondern nach dem Brotkorb hin. Das liegt aber an unsern Schulverhältnissen und an der politischen Gestaltung unsers Vaterlandes, und diese Schulverhältnisse bedingen wieder einen Unterricht, der, was der Verfasser so sehr bedauert, die freie Thätigkeit des Lehrers hemmt und die individuelle Entwickelung des Schülers beeinträchtigt. Es ist nichts damit gethan, wenn man sagt: „Unterrichtet anders!" Ein anderer Unterricht ist erst dann möglich, wenn andere Bedingungen für den Unterricht geschaffen sind. Unsere höhern Schulen pflegen mehr das Fach- als das Klassenlehrersystem, die Lehrer sind zumeist Specialisten, und es ist daher gar nicht zu verwundern, daß an den Schüler weniger der Maßstab einer allgemeinen Bildung als der Fachbildung angelegt wird, denn jeder will und muß unter obwaltenden Umständen sein Fach zur Geltung kommen lassen, und die Conferenz ist nicht immer im Stande, den wohlthätigen Ausgleich zu bewerkstelligen. Bei dem Hinarbeiten aber auf die Erlangung des Einjährig-Freiwilligen-Militärzeugnisses herrscht das Streben, in all den Fächern, welche die höhere Schule vertritt, sowol seitens der Lehrer als auch der Schüler glänzende Ergebnisse zu erzielen; daß dies jedoch den Unterricht in verhängnißvoller Weise beeinflußt, da die Frage, ob das Pensum erreicht, nicht ob der Schüler geistig durchbildet sei, die nächste ist und der Entwickelung der Individualität des Schülers hemmend im Wege steht, ist klar. Was ferner die studirende Jugend betrifft, die der Mängel, von denen der Verfasser gesprochen, geziehen wird: so liegt hier der Grund in der Art der Berechtigungen, über welche das Gymnasium verfügt. Ich will hier nicht die Streitfrage zwischen Realgymnasium und Gymnasium berühren, nicht die Frage ob das Studium der alten Classiker nothwendige Voraussetzung für den Besuch der Universität sein müsse; aber das möchte ich hervorheben, daß die Gymnasien nur solche besuchen sollten, welche die Absicht zu studiren haben, wie es in den neupreußischen Ländern, in denen man das Einjährig-Freiwilligen-System nicht kannte, vor der Einverleibung gewesen. Ein großer Theil — darüber dürfen wir uns nicht täuschen — wird nicht von der Lust nach einer höchsten Bildung, wenn man sich so ausdrücken dürfte, ins Gymnasium getrieben, sondern von den mannichfachen Berechtigungen, die es an verschiedenen Stationen besitzt. Der Besuch des Gymnasiums wird als Prämie auf die Zukunft des Sohnes angesehen, bietet es ja alle Arten von Berechtigungen, und geht es schlimm — nun die Absolvirung der Secunda bringt ja den Freiwilligenschein. Manche arbeiten sich dann auch mit Ach und Krach weiter, und die Universitäten werden überfüllt und dabei mit einer Anzahl junger Leute ausgestattet, von denen ein großer Theil besser fortgeblieben wäre. Alle Berechtigungen des Gymnasiums, auch die des Freiwilligenscheins, sollten an das Abiturium geknüpft sein, dann würden sich zum besten ihrer Söhne, des Gymnasiums und der studirenden Jugend, viele Aeltern es lange überlegen, ob sie ihr Kind auf das Gymnasium schicken wollen; es gingen dann nur solche dorthin, die Lust und Befähigung zum Studium haben; das Gymnasium würde, was es nach seiner Einrichtung sein sollte, eine Vorschule für die Universität sein, und man brauchte sich alsdann nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, wie das Monstrum einer Einheitsschule zu schaffen sei. Natürlich wäre mit der Vorenthaltung irgendeiner Berechtigung bis zum Abiturium zu Gunsten derjenigen, die durch Krankheit oder Schwäche zur Unterbrechung des Cursus gezwungen werden, eine Ausnahme zu machen. Zur Lösung der Schulfrage trägt also die vorliegende Schrift wenig bei; hingegen bieten die Blätter, in denen der Verfasser seine Erfahrungen erzählt, von seinem Schul- und Universitätsleben berichtet, uns Berlin vor funfzig Jahren vorführt und uns mit den damaligen Größen der Hochschule bekannt macht, recht Herzerfrischendes, weshalb wir diese Schrift recht warm empfehlen.

2. Ueber Naturgemäßheit im fremdsprachlichen Unterricht von A. F. Louvier. Dritte erweiterte Auflage. Hamburg, Grüning. 1888. Gr. 8. 50 Pf.

Als einen gewichtigeren Beitrag zur Lösung der Schulfrage im allgemeinen und der des höhern Schulwesens im besondern ist ein solcher zu betrachten, der den Standpunkt der allgemeinen Gesichtspunkte aufgibt und mit greifbaren Vorschlägen für die Verbesserung der Methode, insbesondere der im Unterrichte der fremden Sprachen hervortritt. Sehen wir, ob die Vorschläge A. F. Louvier's derartige sind, die uns um ein gutes Stück vorwärts in der Lösung der genannten Frage führen. Der Verfasser bringt diese Vorschläge nicht zum ersten male vor das

Publikum; bereits vor dreißig Jahren begründete er mit denselben seinen neuen Weg, den er in seinen Lehrbüchern einschlägt, die bereits mehrere Auflagen, in denen bis heute „kein Buchstabe geändert worden ist", erlebt haben. Daß der Verfasser es nach dreißig Jahren wiederum für nothwendig findet, in einer besondern Schrift dasselbe wieder zu sagen, wozu die Neuheit seines Systems ihn vor dreißig Jahren naturgemäß auffordern mußte, das scheint doch anzudeuten, daß man sich im großen und ganzen von der Richtigkeit dieses Systems nicht hat überzeugen können, und man ist doch bei uns dem Neuen nicht so unzugänglich, wenn ihm irgendwie eine überzeugende Kraft seiner Bedeutung innewohnt, daß sich in dieser langen Zeit nicht für des Verfassers Theorie eine Gemeinde gebildet haben sollte, die ihn der Mühe überhöbe, nach so langer Zeit gleichsam mit einer Schutzschrift für sie eintreten zu müssen.

Und in der That, die Lektüre der Schrift erweckt nicht die Ueberzeugung von der Richtigkeit des Systems; ich behaupte dies nicht, weil ich in irgendeine Methode des Sprachunterrichts verrannt bin; ich bin weder Neuphilologe von Fach, noch unterrichte ich in den neuern Sprachen, stehe also sämmtlichen Methoden kalt gegenüber, nichts bedingt bei mir eine Parteilichkeit, ich glaube nur, das System deshalb als nicht richtig ansehen zu müssen, weil es auf einer Reihe von Fehlschlüssen aufgebaut ist.

Die fremde Sprache soll naturgemäß, nicht kunstgemäß gelernt werden. Wie das Kind unbewußt seine Muttersprache erlernt, so soll auch der Schüler zuerst unbewußt die fremde Sprache erlernen:

> Das bewußte Erlernen einer Sprache ist daher Dressur, weil Sprache eine Naturfunction ist, und die Begriffe kehren sich absolut um, sobald man das, was auf culturelle Lehrgegenstände paßt, auf natürliche Functionen überträgt.

Ist aber das Erlernen einer fremden Sprache nicht immer ein bewußtes, und liegt nicht darin schon der Unterschied zwischen der Muttersprache und einer fremden Zunge? Die Antwort, die der Verfasser sich selbst auf die Entgegnung des Unterschiedes zwischen Muttersprache und fremder Sprache gibt, daß es sich hier um die Methode des Erlernens handle, wird doch wohl nicht als zutreffend anzusehen sein, wenn wir bedenken, daß dieses ganze Erlernen nichts gemein hat mit dem der Muttersprache. Der Verfasser will nicht übersetzen lassen, die Anschauung soll das erste Lernen vermitteln, und zwar sollen die Gegenstände selbst, nicht Abbildungen, dem Schüler vorgeführt werden — für eine Schule wol auch ein Unternehmen, das, soll ein weites Sprachgebiet dem Kinde eröffnet werden, kaum durchzuführen sein möchte —, an dem Gegenstande werden nun auch verschiedene Veränderungen vorgenommen und so wird die Anwendung des Prädicats, der Conjugation u. s. w. geübt. Nehmen wir nun an, der Lehrer bringe Salz in die Klasse und zeigt dies mit den Worten: voilà du sel, welche Geistesthätigkeit geht nun in dem mit Begriffen und einer für dieselben hinreichenden Sprache ausgerüsteten Kinde vor? Es übersetzt sich das, was es sieht; was der Verfasser vermeiden will, geschieht. Läßt sich dies nun mit dem Erlernen der Muttersprache auch im entferntesten vergleichen, wo mit dem Sprechen zugleich die Begriffe sich heranbilden und vervollkommnen? Ich muß hier freilich bemerken, daß der Verfasser, der ausdrücklich sagt: „Der Sprachunterricht hat sich nicht auf das Wort zu richten, sondern den Begriff zu erzeugen, den das Wort bezeichnen soll. Das Wort erfolgt schon von selbst", und ferner: „Die zweite Sprache baut sich, ebenso wie die Muttersprache, direct aus den Begriffen auf", hier Bild mit Begriff verwechselt und darum zu falschen Schlüssen kommt. Nicht aber in dem Erlernen, auch in dem Lehren unterscheiden sich Muttersprache von fremder Sprache; die Muttersprache wird ebenso unbewußt dem Kinde zugeführt, wie es dieselbe aufnimmt, bei der fremden Sprache wird aber, wie der Verfasser selbst sagt, dem Lehrenden „eine ganz bewußte pädagogische Arbeit" zugemuthet, und daß das Kind das auch merkt, dafür sorgt schon der ganze Schulapparat, und dies ist doch auch ein wesentlicher Unterschied, der nicht außer Betracht zu lassen ist.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Ausführungen des Verfassers manches Bestechende an sich haben und Geist und tiefes Studium verrathen; ein geistvoller Lehrer wird auch auf diesem Wege schöne Ergebnisse erzielen können — in einer Privatstunde; in einer Schulklasse jedoch wird schwerlich etwas Gediegenes zu erreichen sein. Manche Fingerzeige würden sich auch bei dem üblichen Unterrichte verwerthen lassen, dem System aber so, wie es vor uns liegt, kann kein günstiges Prognostikon gestellt werden.

3. Der Aufenthalt der Neuphilologen und das Studium moderner Sprachen im Auslande. Von Schmeding. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Berlin, Oppenheim. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Daß der Aufenthalt in der Fremde für den Lehrer der fremden Sprache eine wesentliche Förderung für sein Studium und das Lehramt bedeutet, hat bisjetzt die preußische Regierung darin anerkannt, daß bei Stellenbesetzungen gewöhnlich solche Candidaten zunächst berücksichtigt wurden, welche ihre Kenntniß von der Sprache, die sie lehren sollten, durch einen Aufenthalt im Auslande bereichert hatten. Bei der Bedeutung, welche die Neuphilologie in den letzten Jahren immer mehr und mehr gewann, machte sich die Nothwendigkeit des Aufenthalts unserer angehenden Lehrer im Auslande stets dringlicher bemerkbar, und so war eins der auf dem letzten Neuphilologentage zu Frankfurt a. M. behandelten Hauptthemata das über „Reisestipendien fürs Ausland". Es darf wol erwartet werden, daß die deutschen Regierungen nicht werden einen frommen Wunsch bleiben lassen, was von den Vertretern der Lehrerschaft als eine dringende Nothwendigkeit erkannt und für jeden, der sehen will, er-

wiesen worden ist. Doch genügt es nicht allein, aufs gerathewohl ins Ausland zu reisen und hier und dort eine Bereicherung seines fremden Wortschatzes einzuheimsen, auch das Reisen muß verstanden sein, es muß verstanden sein die Gelegenheit, die das Ausland bietet, richtig auszunutzen. Einen solchen Wegweiser hat der um die Realschule so sehr verdiente Oberlehrer Professor Dr. Schmeding in seiner Schrift zu Nutz und Frommen unserer jungen Lehrer geschaffen. Es ist hier nicht graue Theorie, die dem Leser geboten wird, es ist lebendige Praxis, es sind eigene Erfahrungen, mit denen er an die Leser herantritt. Sein vielfacher Aufenthalt im Auslande, seine feine Beobachtungsgabe befähigen ihn ganz besonders zu einem guten Führer, dem man sich rückhaltlos anvertrauen darf. Es ist nicht gleichgültig, in welche Kreise der junge Mann eintritt; nicht die werden ihn bilden, in denen er nur Gelegenheit hat, seinen Wortschatz nach einer Seite hin zu bereichern, die Kreise müssen derartig sein, daß sein Wortschatz nach allen Seiten hin bereichert werde. Dazu können Empfehlungen wol beitragen, am meisten aber ist es der Mann selbst, der durch einen gesellschaftlichen Takt, der ebenso weit von Zudringlichkeit wie auch von Schüchternheit entfernt sein muß, den Eingang in gebildete Kreise zu suchen hat. Er möge darum wol auch auf sein Aeußeres halten und die Sorgfalt auf dasselbe nicht als etwas Kleinliches oder gar Unwürdiges ansehen. Bei allem entschiedenen Eintreten für seine Nationalität hüte er sich aber vor unberechtigtem Aburtheilen und geringschätzigen Aeußerungen selbst über Vorgänge, die ihm eigenthümlich erscheinen; ein reiferes Nachdenken, ein besseres Erkennen wird ihm manches als berechtigt und wohlbegründet erscheinen lassen, was er früher für lächerliche Sonderbarkeit hielt. Er versäume nichts von den Sehenswürdigkeiten der großen Stadt zu sehen, er beobachte das Straßenleben, er suche die Volksfeste kennen zu lernen, nichts erscheine ihm der Betrachtung und Beobachtung unwerth. Dazu ist es aber nöthig, daß die Kasse gut ausgerüstet sei und man schlage die Kosten nur nicht zu gering an; denn soll die Reise ins Ausland fruchtbringend sein, so darf der Kostenpunkt nicht gescheut werden; damit jedoch an diesem Punkte der so nothwendige Aufenthalt in der Fremde nicht scheitere, ist es erforderlich, daß der Staat für seine jungen Lehramtscandidaten Stipendien aussetze. Die Ausgabe, die dem Staate erwächst, wird reichlich aufgewogen durch einen tüchtigen Lehrerstand, den man derselben verdankt, und auch durch die Friedensarbeit, die hier geleistet wird. Wie diese Wanderungen unserer deutschen Lehrer ins Ausland, die auch alsdann solche ausländischer Lehrer zu uns veranlassen werden, dazu beizutragen geeignet sind, in absehbarer Zeit Vorurtheile zu zerstören, Misstimmungen zu beseitigen, Schroffheiten zu mildern und den Frieden, der allen so sehr erwünscht ist, zu fördern, das spricht der Verfasser in einem warmen Schlußworte aus, das uns so recht seinen edel menschlichen Standpunkt kennen lehrt und den Werth der Schrift nur noch mehr hebt.

4. Briefe an eine Mutter. Von Ewald Hause. Zweite, vielfach verbesserte Auflage. Leipzig, Moldenhauer. 1888. 8. 3 M. 50 Pf.

Die „Briefe an eine Mutter" von Hause haben sich bereits einen Leserkreis erworben — das beweist die zweite Auflage —, und sie sind auch jetzt noch nicht veraltet. Eine Mutter, die aus diesen Briefen ihre Belehrung schöpft und danach handelt, wird eine gute Mutter werden und das Glück haben, sich guter Kinder zu erfreuen. Allerdings ist es kein Buch für das sogenannte Volk, es setzt behaglichere und bessere Verhältnisse voraus; allein unsere Mütter aus den sogenannten guten Ständen bedürfen oftmals sehr der Belehrung, ja diese um so mehr, als sie oft glauben, durch Haltung eines großen Dienstpersonals, das sie ja gut bezahlen, weiterer Erzieherpflichten überhoben zu sein. Diese mögen dann dieses Buch lesen und daraus lernen, daß gerade ihre Erzieherpflichten mit der Vergrößerung des Dienstpersonals wachsen. Nur eins bedauern wir, daß der Verfasser dem französischen Bonnenwesen das Wort redet. Kommt es denn so sehr auf das „Parliren" an? Hört man unsern jungen Mädchen an, daß sie, wenn sie französisch reden oder lesen, keine Französinnen sind, was schadet's? Wenn sie das Gelesene nur verstehen, das genügt. Hoffentlich merzt eine neue Ausgabe dieses Buchs die französische Bonne aus.

5. Die Organisation des höhern Schulwesens in den Vereinigten Staaten Amerikas und in England und die Stellung des Staates zu demselben. Von C. A. Mc Murry. Jena, Fischer. 1888. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Schrift von Mc Murry bildet das dritte Heft des fünften Bandes der von Dr. J. Conrad herausgegebenen „Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. S." Eine ausführliche Besprechung dieser hochinteressanten Schrift, welche uns die Entwickelung des höhern Schulwesens jenseit des Oceans und des Mutterstaates der amerikanischen Colonien vorführt, die uns staunen läßt über die großartigen Geldmittel, die jenem Schulwesen zur Verfügung stehen und wiederum mit einem vergleichenden Ueberblicke über England und Amerika unser Urtheil über jene Verhältnisse klärt, muß einem Fachblatte überlassen bleiben. Hier genügt es, auf die Schrift hinzuweisen und sie einem großen Leserkreise zu empfehlen.

A. Sulzbach.

Zur Literargeschichte.

Geschichte der Universität Basel. 1532—1632. Von Rudolf Thommen. Basel, Detloff. 1889.

Der im Jahre 1860 zur Feier der Stiftung der Universität Basel erschienenen Geschichte derselben reiht sich das anzuzeigende Buch als natürliche Fortsetzung an, denn der Verfasser der erstgenannten, der Philologe W. Vischer, hat seinen Rahmen nicht über die Zeit der Reformation hinaus gespannt. Er hätte sich kaum einen bessern Fortsetzer wünschen können. Während sein fleißiges, hie und da breitspuriges Werk den weitschichtigen Gegenstand nach besten Kräften zu bewältigen sucht, ist sein Fortsetzer mit Erfolg bestrebt gewesen, den zeitweise spröden Stoff durch die Vorzüge der Darstellung zu schmeidigen und es ist ihm dies bei und trotz aller Gründlichkeit, die sich in An- und Ausführungen u. s. w. abgelagert hat, meist gelungen, sodaß die Lektüre kaum irgendwo das Gefühl unerquicklicher Trockenheit aufkommen läßt. Gleichwol ist ein großer Wunsch auch hier, wie bei seinem Vorgänger Vischer, wie überhaupt oft bei solchen Unternehmungen, welche nicht blos eine in die Tiefe, sondern auch in die Weite gehende Gelehrsamkeit verlangen, unerfüllt geblieben: es fehlt eben der weite Horizont, die erschöpfende Kenntniß der damaligen Literatur und des gesammten Gelehrtenwesens. Auf der andern Seite darf aber wieder gesagt werden, daß der jugendliche Verfasser auch hierin bis zu einem Punkte gekommen ist, den nicht jeder Sammler erreicht. Unserer Ansicht nach darf sich seine Geschichte neben ähnlichen von anerkannten Forschern verfaßten gar wohl sehen lassen. Es sind nicht immer die blühendsten Zeiten, die schönsten Jahre gewesen, die dem Verfasser zu schildern oblag: trostlose Zerfahrenheit, crasses Zopfthum, steifer Pedantismus haben auch in den gelehrten Köpfen Basels, nicht weniger übrigens in den regierenden, ihr unschönes Wesen getrieben; dann aber wieder gibt es Leben und Bewegung beinahe mehr als genug, unruhige Zeiten und unruhige Köpfe, Wanderlust und Wankelmuth, Sturm und Drang. Soll das Licht zur Geltung kommen, so muß es sich neben dem Schatten zeigen, nichts Unerquicklicheres als lauter Jubel und Herrlichkeit. Wir finden unter den Gelehrten und Docenten der Hochschule, welche je im Rahmen ihrer Facultät uns vorgeführt werden, eine Anzahl von Geistern und Größen allerersten Ranges und nicht weniger gehören der baseler Bürgerschaft an. Mit dem biographischen Verzeichnisse derjenigen an der Artistenfacultät beschäftigten Professoren, deren im Texte gar nicht oder nur beiläufig Erwähnung geschieht (wobei sich zahlreiche Berichtigungen des sonst brauchbaren Buchs „Athenae Rauricae“ ergeben), hat sich der Verfasser den Dank manches spätern Forschers gesichert. Ueberhaupt bilden die Beilagen gar nicht blos eine minderwerthige Zugabe zum Buche. Des Verfassers Werk bildet die Lösung einer Preisaufgabe, welche auch die Grenzen der Arbeit festsetzte. Mitten im Dreißigjährigen Kriege, der ja auch die deutsche Wissenschaft allerorten verödete, bricht sie ab, eine Fortsetzung würde kein erfreuliches Bild liefern. Regenerirt, wirklich und thatsächlich regenerirt, sodaß sie wieder Schritt hält mit den Schwesteranstalten deutscher Zunge, hat sich die baseler Hochschule, dank der Opferwilligkeit ihres kleinen Gemeinwesens, erst seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts und verdient wieder — und zwar hoffentlich nicht blos in Anbetracht ihrer rühmlichen Vergangenheit — den Namen Athenae Rauricae.

J. Mähly.

Feuilleton.

Das fünfte Heft der von Adolf Hinrichsen herausgegebenen Sammlung „Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen“ bringt von Dr. Ernst Melzer „Joh. Jos. Ign. von Döllinger“ (Danzig, Hinstorff). Zum neunzigsten Geburtstage des ausgezeichneten Kirchenhistorikers erschienen, ist das Schriftchen in zweiter durchgesehener und um die Schilderung der Feier vermehrter Auflage in den Handel gebracht. Außer den biographischen Angaben stellt es an der Hand der Schriften des geistesmächtigen Forschers sein Wirken und seine Entwickelung dar und berücksichtigt dabei fortlaufend die beiden bedeutendsten Studien über Döllinger, die von J. Friedrich in „Nord und Süd“ 1879 und von Otto Hartwig in „Unsere Zeit“, 1889, erstes Heft. Gegen letztere hebt der Verfasser neben vielfacher Zustimmung namentlich hervor, daß Döllinger sich mit der Philosophie, zumal mit ihrer Geschichte, wohl beschäftigt habe. Dagegen kann es auffallen, daß er an der tiefgreifenden Erklärung, welche Hartwig für die Stellungnahme Döllinger's zum Altkatholicismus zu geben versucht hat, vorübergeht.

— Sehr zeitgemäß erscheint soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig eine zweite durchgesehene Auflage der völlig vergriffenen deutschen Ausgabe von Thomas Carlyle's berühmten Werke: „Die Französische Revolution“. Wir selbst gestehen, das Buch nie in Händen gehabt zu haben und freuen uns auf die Beschäftigung mit ihm. Es wird in 12 Lieferungen zu 60 Pf. in rascher Folge ausgegeben werden, sodaß es am Gedenktage des Ausbruchs der Revolution, als welchen man die Erstürmung der Bastille anzunehmen hat, voraussichtlich vollendet sein wird.

Aus demselben Verlage geht auch in Lieferungen ein neues Reisewerk hervor: „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee. Von B. von Werner, Contreadmiral a. D. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.“ Der Verfasser hat als Commandant S. M. Schiff „Ariadne“ in den Jahren 1878 und 1879 den deutschen Interessen in der Südsee, besonders auf Samoa, kräftigen Schutz zutheil werden lassen. Fast zwei Jahre lang durchfurchte die „Ariadne“ in Erfüllung dieser Aufgabe den Stillen Ocean; kreuz und quer ging es von einer Inselgruppe zur andern. Aus dem vorliegenden ersten Hefte, deren Zahl auf 12 zu je 1 M. berechnet ist, lernen wir die lebhafte Schilderung des Verfassers kennen, der uns einstweilen Natur und Menschen der amerikanischen Küsten und Inseln von der Magelhaensstraße bis Panama anschaulichst zeichnet. Nach der Vollendung des reich mit Bildern geschmückten Werks kommen wir auf dasselbe zurück.

Das Gleiche gilt von der ebenfalls schön ausgestatteten

Lieferungsausgabe von „Dr. Wilhelm Junker's Reisen in Afrika 1875—1886“, die bei Eduard Hölzel in Wien erscheint und bereits mehrere Lieferungen aufweist. In 50 derselben zu 50 Pf. soll sie abgeschlossen sein.

— Friedrich Gerstäcker's Erzählermund ist bereits siebzehn Jahre verstummt. Wer erinnert sich nicht der Jugendstunden, in denen er den Schilderungen aus dem Wald- und Flußleben Amerikas, wie es „Die Regulatoren in Arkansas“, „Die Flußpiraten des Mississippi“, die „Mississippibilder“, die „Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten“ auf Grund der eigenen Erlebnisse des viel umhergeworfenen Verfassers malen, in entzückter Spannung folgte! Nach Gerstäcker's Tode erfolgte eine Gesammtausgabe seiner Schriften in 43 Bänden (1873—1878). Der Verlag von Hermann Costenoble in Jena läßt jetzt eine Auswahl der besten Werke in zwei gesonderten Abtheilungen zu je 12 Bänden erscheinen, die in etwa 70 Lieferungen zu 30 Pf. oder in 12 Bänden zu 1 M. 80 Pf., gebunden zu 2 M. 50 Pf. bezogen werden können. Mit den „Regulatoren“ ist der Anfang gemacht; es folgen in derselben Abtheilung „Die Flußpiraten“, „Gold“, „Unter dem Aequator“, „Nach Amerika“, „Tahiti“, „Die Colonie“, „Eine Mutter“, „Mississippibilder“, „Der Erbe“, „Im Busch“. Mit Recht ist nur der vorletzte Band einer Erzählung auf heimischem Boden gewidmet, da Gerstäcker's Stärke doch mehr in der Zeichnung fremder Zonen liegt.

— In seiner neuesten, anregenden Schrift: „Der Ursprung der Sittlichkeit“ (Freiburg i. Br., Mohr, 1889) versucht H. Münsterberg ein rein formales Kriterium der Sittlichkeit nachzuweisen. Er findet dasselbe in dem Gehorsam gegen Gebote beliebigen Inhalts, sodaß auch der Dieb nach ihm sittlich handelt, indem er trotz Kälte, Hunger und Entbehrung für seine Bande stehlen geht. Es wird also nicht einmal die Kant'sche Allgemeingültigkeit für diese Begriffsbestimmung der Sittlichkeit aufrecht erhalten. Dieselbe ist aus einer von allen geschichtlichen Sondererscheinungen befreiten Abstraction hervorgegangen und übersieht, daß zu allen Zeiten, wo sittliche Urtheile angewandt sind, nur Handlungen und Gebote bestimmten Inhalts diesen Namen verdient haben.

— Von dem „Repertorium für Kunstwissenschaft“, redigirt von Hubert Janitschek, liegt uns das erste und zweite Heft des zwölften Bandes vor (Stuttgart, Spemann; Wien, Gerold u. Comp., 1889). Beiden Heften gemeinsam sind die üblichen Literaturberichte (Theorie der Kunst, Kunstgeschichte, Archäologie, Architektur, Plastik, Malerei, Schrift, Druck, graphische Künste, Kataloge), Notizen, bibliographische Notizen u. s. w. Außer diesen enthält das erste Heft insbesondere folgende Abhandlungen: 1) „Die Malereien aus dem Renaissancezeitalter in der italienischen Schweiz“, von J. Rudolf Rahn; 2) „Der deutsche und niederländische Kupferstich des 15. Jahrhunderts in den kleinern Sammlungen“, von Max Lehrs; 3) „Varia“, von Wilhelm Schmidt; 4) „Ein paar Worte über Gelnhausen“, von von A. Das zweite Heft enthält: 1) Die Fortsetzung des Rahn'schen Aufsatzes aus dem ersten Hefte; 2) „Beiträge zu den Werken Michelangelo's“, von Friedrich Portheim; 3) „Der griechische Mythus in den Kunstwerken des Mittelalters“, von Karl Meyer; 4) „Bartholomäus Zeitblom und der kilchberger Altar“, von Max Bach. Endlich sind noch aus beiden Heften zu erwähnen die Berichte und Mittheilungen aus Sammlungen und Museen, über staatliche Kunstpflege und Restaurationen, neue Funde.

— Unter dem Titel „Paul Heyse und der Selbstmord“ hat P. Leo einen Protest gegen des genannten Dichters Trauerspiel „Die schwerste Pflicht“ veröffentlicht (Hannover, Weichelt, 1888). Der Verfasser geht davon aus, daß gewöhnlich das sich unerträglich geplagt fühlende Individuum sein persönliches Interesse über dasjenige der Gesammtheit setze. In der um sich greifenden Selbstmordsmanie der Neuzeit sieht er eine Allerweltserschlaffung; es scheine (!) aber doch eine Vorsehung zu walten, die alles übermenschliche Denken und Erwarten lenkt und dem Schwachen das ihm beschiedene Leid auch ertragen hilft. Recht schön. Nur ist das Wollen größer als das Können von P. Leo, sodaß er das schwierige Problem nicht nach allen Seiten hin befriedigend zu erörtern vermag.

— Eine sehr geistvolle und scharfsinnige Studie ist die von Karl Breitsprecher über „Johanna d'Arc und der schwarze Ritter“ (Breslau, Müller, 1888). Durch eingehende Untersuchung kommt der Verfasser zu dem Ergebniß, daß die betreffende Scene in Schiller's „Jungfrau von Orleans“ uns die Ueberraschung nehmen soll, welche die plötzliche Liebe Johanna's zu Lionel bereitet. Die Versuchung der Hölle zeigt, daß Johanna schuldig werden kann, weil sie bereits auf dem Wege zur Schuld ist. Der Geist des gefallenen Talbot, der zur Hölle gefahren ist, macht im Auftrage der Hölle nicht ohne Aussicht auf Erfolg den Versuch, Johanna zum Abfall von ihrer göttlichen Mission zu bestimmen. Eine weitere Bedeutung der Scene ist die, daß sie auf die wichtigsten Momente für das Verständniß der Handlung hinweist.

Bibliographie.

Bastian, A., Die Culturländer des alten America. 3ter Bd. Nachträge und Ergänzungen aus den Sammlungen des ethnologischen Museums. 2te Abth. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 M.

Brunner, S., Die Hofschranzen des Dichterfürsten. Der Goethecult und dessen Tempeldiener, zum ersten male aktenmäßig von der humoristischen Seite betrachtet. Würzburg, Woerl. 8. 3 M.

Buchner, F., Kreuz-Skizzen aus Columbien und Venezuela. München, L. Finsterlin. 1888. Gr. 8. 2 M.

Crety, Freiherr von, Der Meldehund. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Dies irae. Eine Vision. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Dürow, J. v., Juchhe und Owehl Zwei Geschichten aus dem Leben. Dresden, v. Grumbkow. 8. 2 M.

Eckstein's humoristische Bibliothek. Nr. 28: Wir von der Kavallerie! Heitere und ernste Bilder aus dem Ulanenleben. Von B. Lavrrenz. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M.

Feddersen, F. A., Mutterlieder. Danzig, Hinstorff. 16. 2 M.

Fels, E., Die Millionenbraut. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 12 M.

Garbe, G., Indische Reiseskizzen. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 6 M.

Gebeschus, Ida, Ueber Musik und Musiker. Citate von Dichtern, Schriftstellern und Musikern, gesammelt und allen Freunden der Tonkunst gewidmet. Stettin. 12. 1 M. 25 Pf.

Humboldt, A. v., Gesammelte Werke. 1ste Lfg. Stuttgart, Cotta. 8. 30 Pf.

Jókai, M., Krone und Liebe. Romantische Erzählung. Aus dem Ungarischen von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Lebedtsieger, Baron v., Der Schuß in Meyerling und das monarchistische Prinzip in Oesterreich-Ungarn. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 50 Pf.

Mounl, C., Die Occupation der königlichen Stadt Pilsen durch den Grafen Ernst von Mansfeld 1618—1621. Zumeist nach Paul Skála bearbeitet. Warnsdorf. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.

Meyer, G., Erdkunde, Geographie und Geologie, ihre Beziehungen zu einander und zu anderen Wissenschaften. Straßburg, Heitz. Gr. 8. 50 Pf.

Neumann, S., Herbstblätter. Gedichte. Wien, Rosner. 12. 2 M.

Oertel, G., Zum Licht. Erzählung aus unserer Zeit. Berlin, Buchhandlung der Deutschen Lehrer-Zeitung (Fr. Zillessen). Gr. 8. 1 M.

Parlow, H., Bilder und Träume aus Spanien. Reiseerinnerungen. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 6 M.

Rethwisch, E., Deutschlands Ideal. Festgruß zu Kaisers Geburtstag. Berlin, Schneider u. Comp. 4. 25 Pf.

Röhricht, R., Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Lande. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Kronprinz Rudolf-Lieder. Lieder von einem Wiener Kind. Wien, Szelinski. 8. 60 Pf.

Schaumberger, J., Theater-Novelletten. Ernste und heitere Skizzen aus dem Künstlerleben. München, Lindauer. 8. 50 Pf.

Schill, Pauline, Die deutschen Schriften des Mittelalters in aesthetisch-litterarischer Beziehung. Leipzig, G. Wolf. 8. 2 M.

Trescher, H., Flotterfahrten. Ein Berliner Skizzenbuch. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Cotta'sche Volksbibliothek. 1ster Bd.: Schiller's sämmtliche Werke in 12 Bdn. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. 12. 50 Pf.

Wachenhusen, H., Bauer und Kavalier. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Weber, H., Jeremia. Ein biblisches Drama. Basel, Detloff. 8. 1 M. 60 Pf.

Wehl, F., Die Reise nach Glück. Eine weltliche Komödie. Berlin, Georgi u. Fiedler. 12. 2 M. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Zur Bodenstedt-Feier.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch
von
Friedrich Bodenstedt.

Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 2 M.
Miniatur-Ausgabe. 14. Aufl. Geb. 4 M. 50 Pf.
Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche
von
Friedrich Bodenstedt.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Wie die „Lieder des Mirza Schaffy“, die bereits über hundert Auflagen erlebten, erfreuen sich auch diese beiden Gedicht- und Liederbücher Bodenstedt's mit Recht allgemeiner, dauernder Beliebtheit.

Der gefeierte Dichter beging am 22. April d. J. seinen siebzigsten Geburtstag, und seien bei dieser Gelegenheit die beiden poetischen Schöpfungen allen Freunden Bodenstedt's besonders empfohlen.

William Shakespeare's

Dramatische Werke.

Uebersetzt von
Friedrich Bodenstedt, Nikolaus Delius, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nikolaus Delius.
Mit Einleitungen und Anmerkungen.
Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

Ausgabe in 9 Bänden.
Vierte Auflage.
Geheftet 19 M. Elegant gebunden 27 M.
Ausgabe in 38 Bändchen.
Jedes Bändchen geheftet 50 Pf., cartonnirt 75 Pf.

Diese von Friedrich Bodenstedt herausgegebene Shakespeare-Uebersetzung, mit Einleitung und erläuternden Anmerkungen zu jedem Stück und einer Biographie Shakespeare's vom Herausgeber, ist in 9 Bänden, geheftet und gebunden, oder in 38 einzelnen Bändchen, geheftet und cartonnirt, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Verlag der Schulzeschen Hof-Buchhandlung (A. Schwartz) in Oldenburg.

Preise f. Expl. in f. Orig.-Einbänden:

Neu erschienen:

Allmers, H., Fromm und Frei. Eine Ostergabe in relig. Dichtungen. M. 2.
Die Versammlungen der Freien Vereinigung für Oldenb. Eisenb.-Verkehrsinteressen. Mit 13 graph. Fahrpl. und 1 Eisenb.-Karte. M. 4, f. Ausg. M. 6.

Ferner empfohlen:

Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. M. 4.
— Röm. Schlendertage. 6. Aufl. M. 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. M. 7,50.
— — **v. Dörnberg,** Bilder a. d. Nordsee-Marschen. Lichtdr.-Prachtw. M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Bulthaupt, Dramaturgie. 3. Aufl. *Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. M. 6. **Shakespeare. M. 6.
— Gerold Wendel. Trauerspiel. M. 3.
— Eine neue Welt. Drama. M. 3.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 3. Aufl. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 3. Aufl. M. 5.
— Adalbert von Bremen. Trauerspiel. 2. Aufl. M. 3.
— Die Hexe. Trauersp. 5. Aufl. M. 3.
— Von Gottes Gnaden. Trauerspiel. 2. Aufl. M. 3.
— Die Rosen v. Tyburn. Trauersp. M. 3.

Soeben erschien:

BROCKHAUS'
Kleines
Conversations-Lexikon.

4. Auflage.
Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln,
darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.



Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 2. Mai 1889.

Inhalt: Literarische Besonderheiten. Von Karl Spitteler. — Altes und Neues von Theodor Fontane. Von Ernst Ziel. — Neue Romane und Novellen. Von J. J. Honegger. — Spruchliteratur und Verschiedenes. Von Eduard Maria Schranka. — Zur Zeitgeschichte. Von Friedrich Bienemann. — Zur Shakespeare-Frage. Von Leon Wespy. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Besonderheiten.

1. Reichstreu — Denkfrei. Gedichte zu Schutz und Trutz aus der Schweiz. Von Ernst Ludwig Rochholz. Leipzig, Rauert u. Rocco. 1889. 8. 2 M.

Ernst Ludwig Rochholz hat es sich selbst zuzuschreiben, daß er noch keinen Namen in weitern Kreisen besitzt; warum lebt er so hartnäckig?

> Ich kam in jenem Jahr zum Lichte,
> Als corsisch war der deutsche Stil
> Und vor dem welschen Standgerichte
> Der Mann Andreas Hofer fiel.

Das macht, wenn anders Plötz Recht behält, volle achtzig Jahre. Und in seinem achtzigsten Jahre veröffentlicht der Herr seine Erstlingsgedichte, die nicht etwa, wie man vermuthen sollte, eine nachträgliche Sammlung früherer Erzeugnisse vorstellen, sondern aus jüngster Zeit, aus dem verflossenen Jahre stammen. Den Anlaß dazu sollen persönliche Angriffe eines aargauischen Winkelblattes gegeben haben; die vielen bissigen Bemerkungen gegen Journalisten und Redactionen, welche sich in der Sammlung finden, nebst dem Untertitel „zu Schutz und Trutz" bestätigen das Gerücht.

Selbst auf die Freunde und Verehrer des Verfassers, deren es in der Schweiz eine große Menge gibt, wirkte das Erscheinen einer Gedichtsammlung seiner Urheberschaft überraschend; denn abgesehen von einer Auslese aargauischer Volkssagen gründete sich bisher das hohe Ansehen des Mannes einzig auf seine Gelehrten- und Pädagogenthätigkeit. Seit Menschengedenken wirkte nämlich Rochholz, von Geburt ein Deutscher aus Franken, als Lehrer der deutschen Literatur in dem Städtchen Aarau mit solchem Erfolge, daß gar mancher Knabe aus andern Cantonen nach Aarau in die Schule geschickt wurde, um den berühmten Unterricht des Herrn Rochholz zu genießen. Das vorliegende Buch setzt nun auch diejenigen, welche den verdienten Mann blos dem Rufe nach kannten, in Stand, seine Eigenthümlichkeiten zu würdigen und zu beurtheilen. Da ergeben sich denn als Hauptmerkmale: Selbstbewußtsein, Kühnheit und Sicherheit, verbunden mit einer ansehnlichen Grobheit, die mit sich selber kokettirt. Also etwas wie Johannes Scherr, doch ohne die Redseligkeit des letztern. Auf Anmuth, Glätte und Geschmack erheben die in „Reichstreu" enthaltenen Gedichte schwerlich Anspruch; dafür besitzen sie jedoch ein höchst eigenthümliches Gepräge, sodaß da, wo der unmittelbare poetische Genuß zu kurz kommt, dem Leser immer noch das Vergnügen an der Kernhaftigkeit des Verfassers bleibt. Ob dem letztern seine großen literarhistorischen Kenntnisse für das eigene Schaffen eher nützten als schadeten, ließe sich fragen.

Denn wenn einerseits seine Sprache eine ungemeine Sicherheit, bis zum tollsten Wortübermuth, aufweist, so verleitet ihn andererseits seine Gelehrtheit zu manchen Spielereien der Erfindung, die nicht dem Gefühl oder der Anschauung, sondern der Belesenheit entsprangen. Unter dem bunten Gemisch, bei welchem namentlich Fabeln und Satiren reichlich vertreten sind, möchte ich folgende Gedichte hervorheben: „Der Prolog", welcher von der Jugendzeit des Verfassers erzählt; das „Bundeslied", im Stile des politischen Liberalismus gesungen; die „Bergeinsamkeit", auf ein ergreifendes persönliches Unglück anspielend; „Erstes Seelenerlebniß", eine treffliche Satire auf den Schulpedantismus, aus dem Munde eines Pädagogen doppelt erfreulich; das „Hildebrandslied", wegen einer zwar frostigen und unnützen, aber sehr schwierigen Formspielerei; den „Meermann", ausgezeichnet durch Tiefe des Gedankens und einfache Stärke des Verses; ferner als Probe des Schimpf- und Kraftstils „Der Culturkampf in Geschichtsvariationen", „Abschied vom Großvater", „Beim lieben Gott"; endlich werden die Erinnerungen an die

ansbacher Jugendzeit und die fränkischen Dichter auch den widerwilligen Leser ansprechen. Diese Jugenderinnerungen werden übrigens im Epilog zu einer scharfen und stolzen Satire verwendet:

Wer bei Rollwenzel mit Jean Paul gesessen,
Mit Rückert auf den Rathsberg war gerathen,
Und schlittschuhlaufend mit dem Grafen Platen
Den spiegelblanken Ammersee durchmessen;

Wer diese Männer dann verkannt, vergessen,
Ja selbst verhöhnt gesehn für ihre Thaten,
Und das Geschmeiß gedungner Literaten
Mit obenan auf Leipzigs Büchermessen;

Wer sah, wie drauf an diese Weltverflacher
Und Kopfabschneider auch nun kam die Reihe
Und sie zum Henker schob sammt ihrem Schacher;

Indeß das eh'rne Standbild jener Dreie
Nun Franken schmückt, — elender Ränkemacher,
Was kümmert den dein kritisches Geschreie!

2. Buch der Narrheit von Theodor Herzl. Zweite Auflage. Leipzig, Freund. 1888. 12. 3 M.

Ueber dieses Buch ließe sich eine große Abhandlung schreiben, denn es bedeutet eine wahre Fundgrube von Beispielen jeglicher Art des Humors, des Witzes und der Satire, von Beispielen für das Richtige, ja Ausgezeichnete, wie für das Gegentheil. Hätte der Verfasser die Absicht verfolgt, eine Chrestomathie zur Aesthetik des Lustigen zu liefern, damit jedermann lerne, wie man es machen und wie man es nicht machen solle, er konnte nicht zweckdienlicher verfahren. Einstweilen gestatte ich mir, von dem merkwürdigen Büchlein und seinem geistreichen Verfasser selber möglichst viel zu lernen. So seltsam sich ein solches Geständniß in dem Munde eines Kritikers ausnimmt, so wird man mich begreifen und mir verzeihen, wenn ich meine Ueberzeugung ausspreche, Theodor Herzl gehöre wegen mehrerer im „Buch der Narrheit" enthaltenen Kapitel zu den allerbesten Feuilletonisten der Gegenwart. Zu diesem gewagten Urtheil zwingen mich vor allem die vier Streifzüge in der Normandie und der Schweiz. Von der Behendigkeit und Unerschöpflichkeit des Witzes, von der fabelhaften Kühnheit und Leichtigkeit des Satzbaues und der Satzverbindung, wie sie sich hier finden, haben manche angesehene Feuilletonisten nicht einmal eine Ahnung. Wer mit dem Bleistifte die vorzüglichen Stellen bezeichnen will, darf ihn gar nicht mehr aus der Hand legen. Wohl möglich, daß „Figaro" und „Gil Blas" oder Guy de Maupassant dem Verfasser zum Vorbilde dienten; doch dies ist Nebensache. Hauptsache bleibt, daß an manchen Stellen Theodor Herzl den berühmtesten französischen Meistern des Feuilletons ebenbürtig erscheint. In der zweiten Abtheilung „Gott grüß' die Kunst" gibt uns Herzl nur so beiläufig einige hübsche Seitenstücke zu Mauthner's berühmten „Berühmten Mustern", obschon sich hinsichtlich der Parodie gegen den Stil Herzl's manche Ausstellungen im Einzelnen machen ließen. Hier wie auch anderswo fehlt das strenge Stilgefühl, die Wahl und die Zucht; da bleibt noch vieles zu säubern, auszugleichen und namentlich zu nivelliren, damit der Verfasser stets auf der Höhe seines Talentes weile; gegenwärtig verschmäht er sogar den fürchterlichsten Kalauer nicht. Theodor Herzl zeigt sich indessen nicht blos als einen vortrefflichen Plauderer und Spötter, sondern als einen Denker, und dies vor allem läßt mich an seine Zukunft glauben. Trotz seinem Narrenkleide nimmt Herzl noch vieles ernst und hie und da etwas heilig. „Cornelia" z. B. würde einem Philosophen Ehre bereiten, der „Vortrag über Schopenhauer" athmet Würde, „1901" und manches andere eine wohlthuende gesunde Empörung. Ganz besonders bewandert scheint unser Verfasser auf dem Gebiete des Theaters zu sein; wenigstens gelten der Bühne mehrere seiner besten Satiren. Wären Uebelstände überhaupt umzubringen, genössen sie nicht eine unbedingte Immunität gegenüber dem Geiste, die hier abgeschossenen Pfeile müßten unheilbar verwunden, denn sie treffen ins Herz:

„Wenn ein Theaterdirector etwas verspricht und es nachher dennoch hält, dann sinke man vor ihm aufs Knie und küsse mit dankbarer Inbrunst den Saum seines Gewandes. — Ein erfolgreicher Autor hat immer Bühnenkenntniß. — Es gibt unter den Bühnenschriftstellern auch geistreiche Leute. — Es sind auch schon schlechte Stücke ausgezischt worden. — Wenn ein Bühnenschriftsteller originell ist, so hat er sich das nur selber zuzuschreiben. Hingegen werden die geistreichen Männer, wenn sie nicht dumm sind, anders verfahren: sie werden lediglich solche Mätzchen machen, die schon dagewesen sind. Denn in diesen kennt sich der Director aus. Er wird die Nase rümpfen, sich über das abgedroschene Stück lustig machen und es augenblicklich aufführen. — Junger Mann! der Director ist von deinem Drama entzückt? Ich beklage dich. Er wird es niemals spielen. Begabte Poeten werden in der Regel alt und grau, bevor sie das Licht der Bühnenwelt erblicken. Mittlere Talente machen immer durch die Friseuse die Bekanntschaft jener gutmüthigen Schauspielerin, deren Freund mit einem Gläubiger des Directors auf vertrautem Fuße steht und sie kommen auf die Bühne. Für die gänzlich Unfähigen aber sorgt Gott."

Enthielte das „Buch der Narrheit" auch nur das einzige Kapitel „Bühnenkenntniß", so hätte es die zweite Auflage redlich verdient. Der Verleger jedoch hatte Unrecht, für das Schicksal der einzelnen Blätter „Gott sorgen" zu lassen, sondern er hätte das Buch gebührend heften sollen.

Karl Spitteler.

Altes und Neues von Theodor Fontane.

Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg. Von Theodor Fontane. Berlin, Hertz. 1889. Gr. 8. 7 M.

Der unermüdliche Wanderer durch die Mark, der uns in Versen und Prosa schon so manches vom Lande Brandenburg gesungen und gesagt hat — wieder tritt Theodor Fontane mit etwas Märkischem vors Publikum! Das Stückchen Land im deutschen Norden, auf dessen Sand die Hollenzollern, um das Sprichwort Lügen zu strafen, ihren Thron sehr auf Felsen gebauet, ist trotz seines Rufs — oder vielmehr Verrufs — als des Reiches „Streusandbüchse" ein überaus interessantes Revier; denn es ist ein hervorragend historisches Revier. Fontane weiß, wo die im Sande zu hebenden Schätze liegen. Das bekundet wiederum sein neues Buch, diese unlängst flügge gewordene Sammlung von geschichtlichen Studien und Skizzen. In der Vorrede zieht er streng sachlich die Grenzlinie zwischen seinen allbekannten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" und diesen „Fünf Schlössern", indem er sagt:

> Das Buch einfach als eine Fortsetzung meiner „Wanderungen" zu bezeichnen oder gar in diese direct einzureihen, ist mit allem Vorbedacht von mir vermieden worden, da, trotz leicht erkennbarer Verwandtschaft, doch auch erhebliche Verschiedenheiten zu Tage treten. In den „Wanderungen" wird wirklich gewandert, und wie häufig ich das Ränzel abthun und den Wanderstab aus der Hand legen mag, um die Geschichte von Ort oder Person erst zu hören und dann weiter zu erzählen, immer bin ich unterwegs, immer in Bewegung und am liebsten ohne vorgeschriebene Marschroute, ganz nach Lust und Laune. Das alles liegt hier anders, und wenn ich meine „Wanderungen" vielleicht als Plaudereien oder Feuilletons bezeichnen darf, so sind diese „Fünf Schlösser" ebenso viele historische Specialarbeiten, Essays, bei deren Niederschreibung ich um reicherer Stoffeinheimsung und noch häufiger um bessern Colorits willen eine bestimmte Fahrt oder Reise machte, nicht eine Wanderung.

Die fünf „Schlösser" — „Herrensitze" wäre wohl richtiger, wie Fontane selbst meint —, die uns vorgeführt werden, sind: „Quitzöwel", „Plaue a. H.", „Hoppenrade", „Liebenberg" und „Dreilinden". Alle fünf Essays bilden in der hier gewählten Reihenfolge eine Art Ganzes, insofern sie mit dem Tode Kaiser Karl's IV. beginnen und mit dem Ableben des Prinzen Friedrich Karl, des Helden von St.-Privat und Metz, schließen; sie stellen so eine durch fünf Jahrhunderte hinlaufende Kette brandenburgischer Historien dar, sodaß wir an ihrer Hand die Zeit der Joachime wie die der Friedriche und nicht am schlechtesten unsere eigene Zeit kennen lernen, wobei der Culturgeschichte eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Der erste Essay „Quitzöwel" hebt um die Zeit an, da Burggraf Friedrich von Nürnberg als der erste Zoller in die Mark kam. Der Herrensitz, auf den uns der Verfasser führt, ist die Wiege des alten vielgeschmähten Raubrittergeschlechts der Quitzows, jener Haudegen, die eine lange Fehde mit den Hohenzollern bestanden, da sie sich gleich dem Burggrafen bei seinem Eintritt ins Land feindlich entgegenwarfen, die Pommern zu Hülfe riefen und erst 1414 der wachsenden Macht ihrer Widersacher erlagen. Das Hauptverdienst dieser aus den Quellen geschöpften Studie ist, daß sie uns einen weiten Ausblick in die anarchischen Zustände jener Zeiten und einen tiefen Einblick zumal in die zerrütteten Verhältnisse der unter dem Drucke des Adels schmachtenden Mark Brandenburg eröffnet. Als besonders trefflich wegen seiner Objectivität in Ton und Urtheil muß das zwölfte Kapitel bezeichnet werden, in welchem der Verfasser mit der parteilosen Ruhe des echten Historikers Recht und Unrecht der Quitzows abwägt und zu dem Schlusse gelangt, daß ihre Zeit ein gut Theil ihrer Schuld erklärt und entschuldigt und daß es einzig der Kampf zweier weltgeschichtlicher feindlicher Principien ist, aus dem heraus wir sie beurtheilen dürfen: der Kampf der erstarkenden Fürstenmacht mit dem sinkenden Feudalismus, der neuen Zeit mit der alten.

Was den zweiten Essay „Plaue a. H." betrifft, so ist er in demselben Maße vorwiegend lokal-brandenburgisch gefärbt, wie der erste mehr allgemein zeitgeschichtlich gehalten ist; er wird daher weit weniger aufmerksame Leser finden als jener; denn die ursprünglich ebenfalls Quitzow'sche Feste Plaue, die nach ihrer Eroberung durch den Burggrafen Friedrich und den Erzbischof von Magdeburg von einer Besitzershand in die andere ging, bietet wenig allgemeines Interesse, wenngleich die pikante Art, wie Fontane seinen Gegenstand behandelt, für feinsinnigere Leser hier auch das Unschmackhafte schmackhaft, das Unbedeutende bedeutend macht. Wenig einverstanden mit uns wird der Verfasser vermuthlich sein, wenn wir dennoch das hier uns nebenbei Gegebene für ansprechender und beachtenswerther halten als den Hauptinhalt der Studien, und wenn uns die Episode fesselnder erscheint als die Sache selbst — die Episode von einem Originalmenschen, der uns vom Autor vorgestellt wird: gegen den Schluß des Essay hin wird nämlich mit ebenso viel Liebe wie Verständniß das Charakterbild eines gewissen Karl Ferdinand Wiesike, des Einsiedlers von Plaue, entworfen, der als Fünfundfünfzigjähriger, wie Fontane sich ausdrückt, sein eigentliches Leben erst begann, „ein Leben, das nur drei Dingen gewidmet war: der Schöpfung eines Parks, der Homöopathie Hahnemann's und der Philosophie Schopenhauer's". Wiesike war nach Fontane's Darlegung ein in jedem Sinne edles Original, das werth ist, weitern Kreisen zur Erquickung und Aufrichtung bekannt zu werden — zumal in unserer alles maschinenmäßig gleichmachenden und an Originalmenschen so jämmerlich armen Zeit:

> Karl Ferdinand Wiesike war eine specifisch märkische Figur, unter anderm auch darin, daß er mehr war, als er schien. Sah man ihn öfter, so wurde man freilich gewahr, eine wie kluge

Stirn und wie kluge Augen er hatte; wer dieses Vorzugs häufigerer Begegnungen aber entbehrte, der nahm ihn, mit seiner breiten Unterlippe, nothwendig für eine Alltagserscheinung. — Er hatte seinen Schopenhauer immer wieder und wieder gelesen und bot ein geradezu leuchtendes Beispiel dafür, daß der Pessimismus nicht blos ruinire, sondern unter Umständen auch eine fördernde humanitäre Seite habe. Wiesike hatte das Mitleid und half immer, wo Hülfe verdient war. Eine vielleicht zu weit gehende Vorstellung von der ungeheuern Bedeutung des Besitzes, ja mehr, ein Stück vom Bourgeois und altmodischen Kleinkaufmann war ihm freilich geblieben. Aber auch das trat sehr gemildert, um nicht zu sagen geläutert auf. Ich persönlich kann seiner nicht ohne Dank und Rührung gedenken und zähle die mit ihm verplauderten Stunden zu meinen glücklichsten und bestangelegten. Jedenfalls aber gehört er in seiner für märkische Verhältnisse merkwürdigen Vermischung von finanzieller und philosophischer Speculation, von Pfadfinder und Sokrates, von Diogenes und Lucull, zu den interessantesten Figuren, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind.

Mit Fontane muß man den Alten in seiner Seelenreinheit und Geistesklarheit lieben. Unwillkürlich wünscht man, der Verfasser hätte das Bild dieses seltenen Erdenbürgers uns weiter ausgeführt, aber der Stoff scheint bei genauerem Hinsehen in der That mit dem Gegebenen erschöpft zu sein, und so war auch wohl hier das Weniger ein Mehr. Dankbar muß man dem Verfasser namentlich dafür sein, daß er den Versuch gemacht hat — bewußt oder unbewußt, gleichviel —, in der Person Wiesike's gewissermaßen eine Ehrenrettung des heute mit Unrecht so viel gehetzten Pessimismus zu geben; denn daß der echte Pessimismus durch das Mittelglied des Mitleids zur Menschenliebe führen muß, kann heute nicht oft genug gesagt werden.

Aus der sonnigen Idylle der Episode Wiesike führt uns Fontane in die Legende von der „Krautertochter“ und damit nach Schloß „Hoppenrade“, mit welchem die dritte Studie sich beschäftigt. Wer ist die „Krautertochter“? Die Besitzerin von Hoppenrade, welche der Volksmund also getauft; sie war das einzige Kind des Obersten Baron von Kraut, Hofmarschalls des Prinzen Heinrich von Preußen, und somit eine Zeitgenossin Friedrich's des Großen; sie steht im Vordergrunde des Essay und tritt uns, fein und plastisch hingestellt, mit ihren Reizen wie ihren Schwächen, ihren Vorzügen wie ihren Fehlern als der echte und unverfälschte Typus einer vornehmen Dame des vorigen Jahrhunderts aus dem Rahmen der Schilderung eindrucksvoll entgegen: ihr ganzes vielbewegtes und mit ihrer großen Zeit eng verknüpftes Leben, ihre wechselnden Schicksale, so namentlich ihre unglückliche Ehe mit dem Engländer Elliot, ihre Liebe zum Baron Knyphausen, einem der Paladine König Friedrich's, ihre heimliche Vermählung mit demselben, ihr dritter Ehebund mit dem Rittmeister von Arnstedt, die glänzenden Beziehungen zum Hofe von Rheinsberg und endlich das bedauernswerthe Ende dieser abenteuerlichen Frau — all das schildert uns Fontane mit lebhaften Farben und großer Anschaulichkeit auf Grund authentischer und bisher wenig benutzter Quellen. Den Anhang zu „Hoppenrade“ bildet die Geschichte des Fähnrichs Emil von Arnstedt, eine tragische Episode aus den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, welche für jene Zeit ungemein bezeichnend ist. Der unglückliche, bildschöne, aber bodenlos frivole junge Mann wurde am 25. April 1837 zu Frankfurt a. O. wegen der Ermordung seines Vorgesetzten, des Lieutenants Wenzel, enthauptet. Der Verfasser schließt sein Zeitgemälde — denn als ein Mikrokosmos jener Tage darf die Geschichte dieses Fähnrichs betrachtet werden — mit der folgenden Betrachtung: „Das Ganze kann als ein merkwürdiger und beängstigender Beweis von der berückenden Macht einer dämonisch sinnlichen Persönlichkeit gelten. An dem siegreichen Einflusse dieser Persönlichkeit scheiterten alle moralischen Bedenken. Einem ungewöhnlich hübschen Menschen zu Liebe verwirrten sich die Begriffe von Recht und Unrecht und ein Verbrecher wurde ein Held. — Er hatte nur einen Mitschuldigen: die Halbheit, Zerrissenheit und Verwirrung der Zeit, in der er lebte. Nichts war innerlich in Ordnung, ein Bovist, alles hohl und faul, und ein bitteres Lächeln überkommt den, der jene Tage noch mit durchkostet hat, wenn er von ihnen wie von einer hingeschwundenen, «guten alten Zeit» oder gar wie von einem «verloren gegangenen Paradiese» berichten hört.“

Schloß „Liebenberg“ liefert dem Autor den Stoff zu seinem vierten historischen Gemälde. An der Grenze der Grafschaft Ruppin gelegen und eigentlich zur Ukermark gehörend, hat das Schloß, wie die Schilderung zeigt, von 1652 bis 1867 unter seinen Besitzern, den Hertefelds, die wechselvollsten Schicksale zu durchleben gehabt, bis es am Schlusse des bezeichneten Zeitraums Eigenthum des Grafen zu Eulenburg wurde. Die bemerkenswertheste Periode, die Liebenbergs Geschichte aufweist, dürfte die der Franzosenkriege sein, um welche Zeit (1806) es eine Plünderung zu erdulden hatte, die zur Beurtheilung der Napoleonischen Krieger manchen charakteristischen Beitrag lieferte. Im ganzen gehört der von Liebenberg handelnde Abschnitt des Fontane'schen Buchs indessen zu den weniger inhaltreichen, und gern wird der Leser sich von ihm weg und dem Schlußabschnitte des Buches zuwenden.

Dieser Schlußabschnitt führt uns vollständig in unsere Tage hinein; er hat „Dreilinden“, das Sommerasyl des viel zu früh verstorbenen, heldenhaften Prinzen Friedrich Karl zum Gegenstande und läßt uns nach einigen allgemeinen, zum Theil historisch-topographischen Kapiteln der Einleitung Blicke in das Leben des kriegsgewaltigen Hohenzollernsprossen thun. Der besonders frisch und liebenswürdig geschriebene, zehn Abschnitte umfassende Aufsatz wächst weit über den Rahmen einer bloßen Schloßschilderung hinaus; er weitet sich zu einer förmlichen Charakteristik des Schloßherrn aus und dürfte, weil er einen uns allen durch seine Theilnahme an dem großen nationalen Werke von 1870 und 1871 nahe vertrauten Kämpfer behandelt, mehr als die übrigen in dem Fontane'schen Buche zusammengefaßten Essays weite Kreise interessiren. Die Berichte über die Orientreise Friedrich Karl's im Winter

1882 auf 1883 machen einen besonders fesselnden Abschnitt dieser Studie aus; nach Kairo, dem ersten Nilkatarakt, dem Sinai, nach Palästina, Phönizien, Syrien, nach Damaskus, Palmyra, Beirut, dann über Livorno zurück bis nach Dreilinden begleiten wir an der Hand des stets aus ersten Quellen schöpfenden Verfassers den Prinzen, und der Orient mit seiner Farben- und Formenfülle steigt lebhaft vor unsern Augen auf. Aber fesselnder noch als diese Reiseschilderungen lesen sich im ganzen die Kapitel, in denen uns das Charakterbild Friedrich Karl's vorgeführt wird, eines Prinzen, der nach der Auffassung Fontane's nicht nur ein tapferer Führer in der Schlacht, sondern auch ein den Interessen des Friedens, der Kunst wie der Wissenschaft warmsinnig zugewandter Fürst gewesen ist. Viele Einzelheiten, so namentlich die Mittheilungen aus den letzten Jahren und Tagen des Prinzen, die Darlegungen über seine Stellung zu Kaiser Wilhelm I. und den Personen des berliner Hofes überhaupt, werden mit besonders dankbarem Interesse gelesen werden, und die genrebildartigen kleinen Episoden — eine starke Seite des Buches auch sonst —, welche überall eingeflochten werden, die Besuche an Heinrich von Kleist's einsam am Wannsee gelegenem Grabe, wie in der Kirche zu Stolpe, das Kapitel „Prinz Friedrich Karl im Schlosse zu Berlin", die verschiedenen stimmungsvollen Federzeichnungen über die märkische Landschaft, die der Verfasser mit leichter Hand hinwirft, endlich die einfache Skizze vom Begräbnisse des Prinzen — diese und andere Abschnitte des Aufsatzes „Dreilinden" sind ebenso viele Anlässe zu warmer Anerkennung des uns hier Gebotenen.

Theodor Fontane hat sich in seinen „Fünf Schlössern" aufs neue als berufener und gründlich unterrichteter Schilderer der Mark Brandenburg, ihrer Stätten wie ihrer Geschichte, ihrer Zustände wie ihrer Leute, bewährt, und dafür wird er den Dank aller derjenigen ernten, die einen Haupthebel zum Ausbau unserer Nationalgeschichte in dem Ausbau unserer Lokalgeschichte erblicken.

Ernst Ziel.

Neue Romane und Novellen.

1. Eine Lüge? Roman von Ida Boy-Ed. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Quisisana. Roman von Reinhold Ortmann. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 3 M.
3. Ueber alle Gewalten. Zwei Novellen von Anton von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 4 M.
4. Stahl und Stein. Erzählung von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 3 M.

Alles Stoffe aus dem neuzeitlichen Gesellschaftsleben der höhern und der niedern Stände. Der Roman von Ida Boy-Ed: „Eine Lüge" (Nr. 1), hat zunächst einen großen Vorzug: einen neuen und schwer ins Gewicht fallenden Conflict. Dafür sind die Kenner unserer Romanliteratur dankbar, denn das ist in unserer sündflutlichen Ueberproduction ein seltener Fund.

Die Sache ist diese: Das adelige Fräulein Ottilie wurde sehr jung mit einem Herrn Ottmar verheirathet, der unter die Anarchisten ging, ein Attentat auf den König machte und sich dann erhängte. Aus der unseligen Ehe hat sie ein Töchterchen Sabine. Ganz verarmt zurückgelassen, muß sie als Pflegerin oder Gouvernante in vornehmen Häusern ihren Unterhalt gewinnen und zugleich einer auch armen alten Tante, bei welcher Sabine erzogen wird, Geld senden. So lernt sie ein angehender Jurist Dietrich von Gemmingen, dem wir dann in unserer Geschichte als hochgeehrtem Regierungsrath begegnen, kennen und lieben; er heirathet sie unter ihrem Mädchennamen, da sie nicht den Muth hat, ihm das Furchtbare, was vorausgegangen, zu bekennen und nur allgemein auf einen dunkeln Fleck in ihrer Familie hinweist, dem der junge Mann nicht weiter nachforscht. Die beiden lieben sich über die maßen und die Ehe ist achtzehn Jahre hindurch sehr glücklich, nur daß Ottilie immer unter dem Drucke des schrecklichen Geheimnisses leidet und durch schwere geistige Nebenarbeit (Uebersetzen) die Kosten für Kind und Tante herausschlägt. Nun kommt auf einmal die Krisis, die Entdeckung. Erstlich ist nach langer Abwesenheit ein Bruder jenes Unglücklichen aus Amerika, wohin er ganz arm und verlassen zog, zurückgekommen mit großem Vermögen und dem etwas anglisirten Namen Othmer; er nähert sich dem Gemmingen'schen Hause, beräth mit Ottilien und nimmt ihre Tochter erster Ehe an Kindesstatt an. Aber noch mehr, und das führt zur Entscheidung: Dietrich's viel jüngerer Stiefbruder Francis hat Sabinen kennen und lieben gelernt und diese ihm die unglückliche Abstammung verrathen; danach bleibt auch im Hause Gemmingen's nichts mehr übrig als ein offenes Geständniß Ottiliens, und sie legt es ab, feierlich und gefaßt. Dietrich, einen Augenblick niedergeschmettert, wägt den unschätzbaren Werth der erprobten Gattin ab, vergißt alles und nun ist erst das Glück vollkommen. Wir schätzen es um so höher, als wir in Dietrich's Schwester Abigail, die mit einem reichen Bankier verheirathet ist und im höchsten Luxus lebt, das Elend einer erlogenen Ehe und verfehlten Existenz schaudernd vor uns haben.

Das ist eine schöne Arbeit. Wir geben gern zu, daß alle Hauptpersonen: Ottilie vor allen, Dietrich, Francis und Sabine etwas ins Schöne gemalt oder stark idealisirt sein mögen. Das schadet heute um so weniger, als die sich breit machenden materialistisch-naturalistischen Productionen unserer nicht besonders idealen Zeit mehr als genug von der nichts weniger als schönen Alltäglichkeit des sogenannten realen Lebens auftischen. In der einfach

gediegenen, streng und tüchtig abgeschlossenen Männlichkeit einer Natur, die vom harten Schicksal gezogen und durch den Kampf gehoben worden ist, stellt sich Othmer dar, ein Deutsch-Amerikaner echtesten Stils. Das Träumen hat er verlernt, nicht aber das Handeln. Ebenso einfach klar erscheint Abigail, trotzdem sie die seelisch vielseitigste, sphinxartige Natur im Buche ist: da haben wir vollständig die vornehme Dame, die in Gold und Seide, in maßlos luxuriösen Vergnügungen und leichtfertigen Verbindungen vergeudet und dabei, da sie doch von Hause besser angelegt war, ebenso maßlos unglücklich ist, weil sie um sich nichts als vornehm eingekleidete Gemeinheit, in sich nur unsäglich trostlose Leere und eine bittere Portion Selbstverachtung erfährt. Der stolz auftretenden geschminkten Damen dieses Stils gibt es genug und die von Abigail's Tone sind nicht die schlechtesten, mehr unglücklich und im ganzen zu beklagen, Bettlerinnen im Purpurmantel. Der Gegensatz zum gediegenen Glücke der Familie ihres so einfach natürlich und brav gebliebenen Bruders ist über alle maßen sprechend, geradezu bewältigend, das schwere Charakterbild der Dame eine treffendste psychische Zeichnung.

Die allgemeinen Betrachtungen über Menschenglück und Lebensschicksal, gerade richtig eingestreut und in keiner Weise die Handlung unterbrechend oder störend, haben entschieden Werth; Wahrheit und eine gewisse Tiefe, die immer beweglich zu uns spricht, läßt sich in ihnen durchaus nicht verkennen; es ist mehr als gewöhnliche Unterhaltungsweisheit darin.

Einzelne Auftritte sind erschütternd, ohne in schreiende Farben gekleidet zu sein. Das gilt nicht blos vom Schlusse des Buchs. Wir meinen hier wieder einzelne Scenen aus Abigail's verlorenem Leben, so z. B. die furchtbar sprechende, den Einblick in die innersten Tiefen einer zerrütteten Frauenseele eröffnende auf S. 55 und 56 oder die kleine Familienscene S. 90—94. Der Galan Bentheim, auch einer der beliebten Herren „von", welcher nach dem koketten Liebesspiele mit der Barbiersfrau Geld von ihr fordert, um sich so mit ihr abzufinden, ist das Nonplusultra eines Niederträchtigen.

Die Arbeit hat Tiefe. Den Charakteren ist Gehalt nicht abzusprechen; die Gestaltung der Handlung richtig, die Verwickelung geschickt und spannend, die Sprache maßvoll. Hauptsache bleibt aber immer jene oben schon berührte Selbständigkeit in Erfindung und Gestaltung.

Die Anfänge des Romans „Quisisana" von Reinhold Ortmann (Nr. 2) nehmen nicht für sich ein, weil er auf einem vollständig abgenutzten Motive ruht. Wir haben übergenug von jenen Darstellungen, die von folgendem Conflicte ausgehen: Zwangsheirath einer Tochter vornehmen, aber verarmten Hauses mit einem reichen Bewerber, in der Regel gerade wie hier dadurch verschärft, daß die Bedauernswerthe bereits eine unglückliche Jugendliebe im bedrängten Herzchen trägt. So steht es hier zwischen der feinen, stolzen und zartfühlenden Adeligen und dem reichen Bankierssohne; denn zwischen beide schiebt sich unheilvoll die bestechende Figur eines verwandten Jugendgespielen, der als strammer Offizier auftritt und das unbewachte Herz der schönen Cousine erobert hat. Aber die Lage ist dringend: Untergang des alten Vaters und der Ehre des Hauses oder Rettung durch den steinreichen Bankier, der dagegen für seinen über alles geliebten, als hochgeschätzten Gelehrten und Afrikareisenden berühmten Sohn die Hand der von diesem heißgeliebten Tochter begehrt. Der junge Herr weiß von dem schmählichen Geldhandel, der da mitspielt, kein Wort, muß aber darunter büßen. Josephine, die unter dem erdrückenden Herzenszwange bis zur Verzweiflung leidet und nahe daran ist, den in ihrer jetzigen Stimmung ersehnten Tod zu leiden, heirathet allerdings den ihr gründlich verhaßten Dr. Friedmann, der aber gar nichts von ihr hat als den Namen und verzweifelt wieder auf eine verwegene Forschungsreise geht, die jeden Augenblick sein Leben kosten kann, und knapp daran steht, diesen gewohnten Tribut der Helden auf jenem Felde zu fordern. Unterdeß weilt seine nominelle Frau lange in aller Stille an einem für Lungenkranke bestimmten Curorte und erlangt nach und nach wider alles Erwarten die vollständige Gesundheit wieder. Sie kommt aber auch, was ebenso viel sagen will, zur vollen geistigen Gesundung und Umkehr. Der Offizier, der das unerfahrene Herz der Jungfrau gefesselt hatte, macht heillose Schulden, die ihn zum Selbstmordversuche treiben, kommt dann aber am gleichen Curorte ebenfalls wieder zum Genesen und in Berührung mit der unglücklichen Frau, die er nun erst recht für sich erobern möchte. Diese macht ihm aber einen argen Strich durch die unlautere Rechnung. Als er eben vermeint, auf bestem Wege zu sein, weist sie ihn sehr entschieden in die Schranken. Alles, was sie vom Wirken und Wesen ihres aufgezwungenen Gemahls gehört und auch über die Motive, die in seiner Beziehung zu ihr gewaltet, erfahren hat, beweist unwiderleglich, daß sie mit einem ebenso edeln wie bedeutenden Manne verbunden ist, wogegen der neusilberne Schimmer der Offiziersepauletten gar arg verblaßt. Kurz, eines Tages verspürt sie recht deutlich, daß ihr Haß in Bewunderung und Liebe umgeschlagen, und danach handelt sie rasch und entschieden; das Ende ist ein glückliches Paar.

Dieser Ausgang, jedenfalls unerwartet und seltener Art, überrascht, er ist bei weitem eigenartiger als der ganz gewöhnliche Anfang. Die beiden Hauptpersonen stehen über dem gewöhnlichen Mittelmaße, denn auch Josephine erweist sich nach dem ganzen auffallenden Gange ihrer Geistesgestaltung als eine Frau von ungewöhnlicher Charakterstärke und hohem Adel der Anschauungen. Der Conflict aber in mehr als einer Phase seines Verlaufs ist fast bis zum Uebernatürlichen, jedenfalls ins höchst Peinvolle gespannt, die Sachlage kurzweg unerträglich. Natürlich überrascht um so mehr die fried- und freudereiche Lösung, die dem Leser durch gar nichts angedeutet worden, außer er habe sich einen Schluß aus dem italienischen Titel gemacht, welcher ja eben Gesundung anzeigt. Dieses

Schlusses halber mögen dem Buche die sonstigen Fehler und Ausschreitungen verziehen sein.

Anton von Perfall ist ein gediegener Erzähler und die beiden Novellen „Ueber alle Gewalten" (Nr. 3) haben Gehalt.

Die Physiognomie, die er uns da zuwendet, ist allerdings etwas düster; diese Lebensläufe spielen gern stark ins Tragische und die erste Geschichte läuft auch so aus, während der zweiten nach furchtbaren Stürmen, tiefem Elend, Reue und Strafe wenigstens noch ein milder Abendsonnenschein folgt. Wie aber auch die Färbungen seien, keine ist falsch. Wir mögen alle die gegebenen Einzelscenen prüfen, mögen diesen geistigen Umgestaltungen und Erschütterungen bis in die Tiefe nachgehen, nirgends eine Unwahrscheinlichkeit oder unbegründete Thatsache. Wir stehen vor den erschütternden Bildern schließlich einfach stille mit dem aufathmenden Rufe: Das ist das Leben!

Perfall greift nun einmal gegenüber der dummen Sucht, mit lauter Baronen und Baronessen zu spielen, so recht ins Volk hinein, und zwar ins niedere Volk. In der ersten Geschichte sind es ganz einfach arme Kohlenarbeiter und nicht blos auf europäischem Boden, sondern im fernen Westen Amerikas, wo der Kreis noch stark gemischt und gar sehr ins Trübe schillernd wird, da alle Sorten von Auswuchs sich drum und dran hängen, Abenteurer und Gauner aus allen Welttheilen sich hart mit dem ehrlichen Arbeiter stoßen. Das Treiben in der neben dem Kohlenwerke ligenden Kneipe Zur schwarzen Kugel und als hervorstechendste Figur in diesem Chaos der rifleman, in dem der tragische und komische Humor gleich stark mitspielen, das sind urecht amerikanische Bilder. In der zweiten Geschichte sind es ausschließlich arme Holzhauer, zugleich gern Wilderer, Bauern und Jäger, und die Scenerie tritt nicht aus einem weltfremden Bergdorfe heraus.

Erschütternde Lebensläufe, in denen alle wilden Leidenschaften aufgestöbert sind und der Kampf ums Dasein bis aufs Blut durchgefochten werden muß. Wir vergessen Figuren dieser Art nicht leicht. Nehmt den Friedel und die Therese: beide blutarm; er geht nach Amerika, vergißt da ob sinnlicher Aufregung die stille Geliebte daheim und heirathet; trifft drüben wieder mit ihr, die aus Noth auch heirathete und an einen Lump gerieth, welcher die Aermste todtquält, zusammen und die alte Liebe erwacht. Er erschießt den saubern Ehemann, wird flüchtig und erscheint nach langem noch einmal, um die ganz elend gewordene Lungenkranke anderswohin abzuholen. Es ist harter Winter; todtmüde legen sie sich auf dem Wege in den Schnee und schlafen für immer ein. Oder den Matthias, der seinen Nebenbuhler erschießt, dessen Braut heirathet, in steter Furcht vor Entdeckung zittert, da ein schlechtes Bürschchen um die blutige That weiß und sie ausnutzt, dann wirklich lange im Zuchthause abbüßt und als früh gealteter Mann wieder zu seiner treugebliebenen Frau zurückkehrt. Der schöne Schlußgedanke in beiden Erzählungen ist: über alle Gewalten geht die Liebe, sie geht in den Tod. Das sind die schwachen sündigen Menschen und das ist das Leben. Die Bilder bewegen uns tief, weil sie tief erschaut, wahr und stark gefaßt sind. Der Verfasser hat an und in sich eine Weise, welche auf ein mehr als mittelmäßiges Talent mit voller Sicherheit schließen läßt; wir hoffen ihm wieder zu begegnen.

Alle Achtung vor Gerhard von Amyntor, den wir als einen der gediegenen, ernst strebenden und gedankenreichen Schriftsteller schätzen gelernt. Aber seine vorliegende Erzählung „Stahl und Stein" (Nr. 4) gehört nicht eben zu den bedeutenden Arbeiten; der Haupteinwurf, den wir dagegen erheben, berührt sich mit dem oben bei Nr. 2 Gesagten.

Der seelische Conflict, den er zu Grunde legt, ist schon so oft bearbeitet worden, daß er uns nicht mehr anzieht und schwerlich neue Seiten mehr bietet; das Motiv ist ausgenutzt. Es handelt sich um die einen innern Umwandlungsproceß unmerklich vollziehende Annäherung von Mann und Weib in dem Sinne, daß wir zwei scharf geschlossene Naturen vor uns haben, die sich bei der ersten Berührung eher abstoßen, fast feindselig sich verhalten, bis die Launen des Schicksals oder des schelmischen Gottes Amor es fügen, daß sie den gegenseitigen Werth erkennen, sich näher und näher rücken, bis gleichwie im Zusammentreffen von Stahl und Stein der Funke der Liebe in beide Herzen fällt und sie zur glücklichen Vereinigung bringt. Die Wege des Kleinen mit dem gefährlichen Bogen sind bekanntlich unberechenbar und gern krumm. Es handelt sich diesmal um eine in ihrer frühen Jugend um ihre erste Liebe häßlich betrogene Deutsch-Russin höhern Standes, die von da an viele Jahre fast menschenfeindlich in der Zurückgezogenheit lebt und höchlich emancipirte, wo nicht nihilistische Anschauungen in sich groß gezogen hat. Da ist denn das einzige tiefer einnehmende Kapitel die völlig in sich umkehrende Entwickelung dieser nicht uninteressanten Natur, bis am Schlusse das vom Strahle neuer Liebe berührte schöne und ergebene Weib vor uns steht. Der Mann ist ein echter deutscher Denker und felsenfester Charakter, bis dahin auch eine stark in sich ruhende Natur, die immer nach Grundsätzen handelt und schließlich fast unbewußt von jenem Gefühle überrascht wird, dem wenige Sterbliche ihren Tribut wenigstens einmal zu zahlen unterlassen. Recht humoristisch ist zu verfolgen, wie die beiden, zwischen denen doch vom ersten Augenblicke ein magnetisches Band spielt, sich herausfordern und befehden, als wären sie sich herzlich feind; die Entwickelung ist ganz schön. Aber was uns an dieser Gestaltung zuerst ärgert, ist der Umstand, daß der Verfasser es dem Leser viel zu leicht gemacht hat, den ganzen Verlauf und Ausgang vorauszusehen; wir wissen zu früh, daß diese Wera und der Herr Wernhard ein Paar werden und das schwächt die Spannung. Das Mittelglied allerdings, nämlich das liebliche Kind Marfa, an dem sie beide in zwar höchst verschieden begründeter Theilnahme hängen, ist glücklich ge-

wählt. Aber kurz, wir brauchen ja nicht bis S. 122 zu gehen, wo die Betrachtungen über derartige menschliche Beziehungen und still sich vollziehende Seelenwandlungen gar zu durchsichtig sind, um noch den geringsten Zweifel an dem nothwendigen Ausgange zu lassen; schon lange vorher haben wir errathen, was vorgeht innen und außen, und machen uns fast ein bischen über die zwei thörichten Menschenkinder lustig, die nicht wissen oder wenigstens nicht wissen wollen, woran sie eigentlich mit ihren bereits verschenkten Herzen sind. Der urechte berliner Jargon, der sich am lieblichsten ausnimmt im geläufigen Munde des klatschseligen Portierweibes, ergötzt nicht übel; er ist jedenfalls unverfälschter Natur und zu charakteristisch. Der verzogene Hund Piff spielt denn doch eine zu große Rolle im Stücke.

Sorgsame Beobachtung in Entwickelung der kleinen Einzelzüge und Gestaltung der Handlung zeigt auch da, daß wir durchaus nicht einen Autor der Alltagssorte vor uns haben, aber imponiren kann uns diese Schöpfung nicht.

J. J. Honegger.

Spruchliteratur und Verschiedenes.

1. Sprichwörter und Sinnsprüche der Deutschen in neuer Auswahl von Oskar Wächter. Gütersloh, Bertelsmann. 1888. 8. 5 M.
2. Denker- und Dichterworte im deutschen Volksmunde. Vollständiger Citatenschatz von Th. Weyler. Zweite erweiterte Auflage. Leipzig, G. Engel. 1888. 12. 2 M. 40 Pf.
3. Taòtekking von Laòtsee. Aus dem Chinesischen von F. W. Noak. Berlin, C. Dunker. 1888. 8. 1 M.
4. Hitopadeça. Ein indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Aus dem Sanskrit neu übersetzt von Ludwig Fritze. Leipzig, O. Wigand. 1888. Gr. 8. 2 M.
5. Frauenspiegel. Aphorismen über Frauen, Frauennatur und Frauenleben, herausgegeben von Ferëus-Grison. Wien, Hartleben. 1888. 16. 4 M.
6. Randstriche und Nesselreime von *** Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 3 M.

Die deutsche Literatur besitzt in Wander's fünfbändigem Sprichwörterlexikon ein monumentales Werk dieser Gattung, sodaß eine Leistung wie Oskar Wächter's „Sprichwörter und Sinnsprüche" (Nr. 1) sozusagen überflüssig ist. Auch die kurzen Erklärungen sind gegenüber den Wander'schen verschwindend zu nennen. Gut ist dabei die alphabetische Reihenfolge und als Hand- und Nachschlagebuch wäre es daher etwa Mittelschülern zu empfehlen; der Forscher, Gelehrte und Schriftsteller muß Wander nachschlagen.

Trägt dieses Buch den entschuldigenden Beisatz „in neuer Auswahl", so ist die Bezeichnung „vollständiger Citatenschatz" auf dem Titelblatte von Th. Weyler's „Denker- und Dichterworte" (Nr. 2) mindestens unbescheiden, denn er ist und kann auch nichts weniger als vollständig sein. Uns liegt die zweite Auflage erweitert vor, aber schon die erste 1878 bei R. Eckstein erschienene nannte sich „vollständiger Citatenschatz".

Befaßt sich Nr. 1 mit dem Sprichworte, so widmet sich Nr. 2 dem Citat, aber ich möchte eine Proportion aufstellen, nach der sich der Werth x des Büchleins leicht berechnen läßt:

Nr. 2: Büchmann („Geflügelte Worte") = Nr. 1: Wander.

Nr. 3 und 4 sind ebenfalls spruchartig, da es der behandelte Gegenstand mit sich bringt. Beide sind Verdeutschungen, die eine führt uns den „Taòtekking" von Laòtsee, die andere den „Hitopadeça" aus dem Sanskrit vor. Beide Werke gehören der Weltliteratur an und daher sind auch neue Uebersetzungen immer willkommen, denn beide sind reiche Fundgruben der Lebensklugheit.

Ein sehr fein ausgestattetes Werkchen werthvollen Inhalts ist der „Frauenspiegel" von Ferëus-Grison (Nr. 5), eine originelle Sammlung von Aphorismen über die Frauen. Zwar hat auch dieses Werkchen seine und zwar trefflichen Vorläufer, ich erinnere z. B. an das „Frauenbrevier", bereits 1871 bei Grote in Berlin erschienen, oder an A. von der Linden's „Sturm auf Frauenherzen", welches Werkchen ich in d. Bl. f. 1887, S. 269 günstig zu besprechen Gelegenheit hatte. Nichtsdestoweniger aber ist die neue Erscheinung eine hochwillkommene und eigenartige Gabe, zumal sie viel neues Material bietet. Diese neueste Aphorismen-Anthologie benutzte aber auch nebst ältern zwei reichlich sprudelnde Quellen: die „Fliegenden Blätter" und besonders den — „Caviar". Letzterer, ein eigenartiges bei Grimm in Budapest verlegtes, viel geschmähtes und viel gesuchtes Organ ist die reichste Fundgrube, eine wahre Schatzkammer von trefflichen und tiefen Gedanken über das Weib. Bedeutende Aphoristiker sind Mitarbeiter und Ferëus hat recht daran gethan, den „Caviar" als eine der wichtigsten Quellen zu benutzen. Unter vielen Aphorismen finden wir „Caviar" angesetzt, da eine Anzahl von Schriftstellern, die für den „Caviar" arbeiten, sich, aber mit Unrecht, gewissermaßen scheuen, ihren Namen in jenem Blatte zu zeichnen, obwol dieses Organ keineswegs eine Ablagerungsstätte für lascive literarische Erzeugnisse, sondern im Gegentheil ein sozusagen moralisch wirkender Frauenspiegel ist, und gerade die bedeutendern Autoren nehmen nicht Anstand, als Mitarbeiter mit vollem Namen aufzutreten. Ein jüngerer geistreicher, auch in unserm vorliegenden „Frauenspiegel" häufig auftauchender Frauenpsychologe ist C. F. Kastner.

Auch „Randstriche und Nesselreime" eines Ungenannten (Nr. 6) reiht sich dem Spruchartigen und Spruchunartigen ein, weshalb wir es gemeinsam mit dem Vorhergehenden zu untersuchen für gut fanden.

Mit dieser Ausgabe hat der rührige Verlag W. Friedrich wieder einmal keinen besonders guten Griff gethan.

Die Berechtigung unserer Behauptung zu erhärten — ich kann leider nicht das ganze Buch citiren —, seien aber als Proben einige der bessern, kürzern, kräftigern Gedanken hier angeführt:

Gegengeschenk: Blitzableiter, damit der Funke des Dankes nicht einschlägt ins Herz.

Memoiren sind der Dame Historia Kochbücher,

und das Wortspiel:

Vor lauter Erlebnissen leben wir heute kaum.

Doch solcher besserer sind in dem 208 Seiten starken Bande eben nur rari nantes in gurgite vasto. Daß heute so viele Aphorismen-Autoren auftauchen! Aber gute Aphorismen zu schreiben ist fast das Schwerste. Kurz, treffend, originell im Gedanken und glänzend in der Form, ein kleiner à jour gefaßter Diamant, so muß ein guter Aphorismus sein!

7. Geschichte des Aberglaubens von S. Rubin, deutsch von J. Stern. Leipzig, Thiele. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Unglückschronik in Natur- und Culturleben aller Zeiten von J. Wenger. Bern, Jenni. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.
9. Der Studententeuffel, das ist: getrewliche Abkonterfeyung des allererschröcklichsten Teuffels, so jetzo die Erde besäwet. Nebst etzlichen anderen Teuffeln. Durch Richardum Jowirim, Privatdoctum. Leipzig, O. Wigand. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.
10. Im Gau der Narisker von Alois John. Selbstverlag. 1888.
11. Hypochondrische Plaudereien. Neue Folge von Gerhard von Amyntor. Dritte Auflage. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.

Welch ein reiches und interessantes Gebiet ist der Aberglauben! Es ist daher J. Stern als Verdienst anzurechnen, daß er die „Geschichte des Aberglaubens“ von S. Rubin (Nr. 7) aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzte. Muß man zwar mit Rücksicht auf das riesige Thema Rubin's Werk leider zu klein benennen, so ist doch in gedrängter Behandlung bei trefflicher Gliederung vom umsichtigen Verfasser fast nichts Wichtiges vergessen worden, was den Aberglauben berührt. Es war aber zu erwarten, daß der jüdische Aberglaube in diesem Werkchen nicht zu kurz komme.

Wie oft finden sich im Mosaik der Tagesblätter statistische Zusammenstellungen von Theaterbränden. Solche Statistiken sind nicht ohne Interesse. Es war daher keine üble Idee von J. Wenger, seine „Unglücks-Chronik“ (Nr. 8) zu verfassen. Hier finden sich die denkwürdigsten elementaren Verheerungen und Zerstörungen in Natur- und Culturleben aller Zeiten und Völker aus einer Reihe trefflicher culturhistorischer Quellen chronologisch verzeichnet: alle Erdbeben, Wasserverheerungen, Lawinenstürze, Theuerungen, Epidemien und Seewehen, Feuersbrünste, Massentödtungen. Mit aufgenommen aus den Schattenseiten des Culturlebens sind auch die religiösen Verfolgungen, Greuel der Despotie, das Räuberunwesen in seinen Variationen, die Opfer der Industrie, des Berufs und Verkehrs u. s. w. Eine recht interessante, aber traurige Statistik; die Lektüre dieser Unglückschronik vermag einen mit Gänsehaut zu überziehen und wehmüthig zu stimmen über so viel menschliches Elend. Als chronologisches Nachschlagebuch hat leider auch dieses Werk seine culturhistorische Berechtigung. Ueber den Grad der Genauigkeit der Zusammenstellung wollen wir uns übrigens unsers Urtheils enthalten.

Da ist doch „Der Studententeuffel“ (Nr. 9) von Rich. Jowirim ein lustiges Büchlein, mit welchem wir uns über alles Elend hinwegscherzen. In einzelnen Charakteristiken führt es uns die verschiedenen Laster und Leidenschaften des Menschen humorvoll vor Augen. Der Tropus z. B. Saufteufel für die Leidenschaft des Trinkens u. s. w. ist ein alter beliebter und wurde schon im Mittelalter mit Vorliebe gebraucht. Wie zog beispielsweise schon Abraham a Sancta Clara gegen die verschiedenen Teufel zu Felde!

Alois John hat mit seinen Schildereien aus dem Egerlande (Nr. 10) einen kleinen Beitrag zur Culturgeschichte des Egerlandes geboten. Einzelne Kapitel sind besonders anziehend, so z. B. ist Nr. VIII: „Goethe in Franzensbad“, von literarbiographischem, Nr. VI: „Das Volkslied im Egerland“, von literarhistorischem Interesse.

Gerhard von Amyntor ist ein bekannter Schriftstellername, auch der eines guten Feuilletonisten. Seine „Hypochondrischen Plaudereien“ (Nr. 11) sind eine neue Folge ähnlicher früher veröffentlichter Skizzen. Die vorliegenden sind vielfach politisch angehaucht. Recht zeitgemäß ist „Die jüdische Presse“, köstliche Satire spricht aus den „Dornen am Schriftstellerwege“, sie sind uns Autoren aus dem Herzen geschrieben und von literarhistorischem Werthe; hoch bemerkenswerth ist „Eine Audienz bei Carmen Sylva“.

Eduard Maria Schranka.

Zur Zeitgeschichte.

1. Aus dem Vermächtniß des Jahres 1888. Historisches und Politisches von Richard Rosenmund. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1889. 8. 2 M.

Eine ganz vortreffliche Schrift, die es bescheiden ablehnt, sich an Staatsmänner und Politiker in Parlament und Presse zu wenden: „denn die, welche an der Geschichte unserer Tage mit thätig sind“, meint der Verfasser, „wissen sicher, was sie zu thun und was sie zu urtheilen haben“. Wenn sie es nur alle wüßten! Dann wäre das vorliegende Büchlein nicht so dankenswerth, dann wären seine gesunden Darlegungen bereits Gemeingut, wogegen doch gerade auf der Tribüne und in der Presse die unsachlichen Anschauungen sich breit machen, die der Verfasser zu berichtigen und durch die Ergebnisse klarer und umsichtiger

Erörterung der Thatsachen zu ersetzen sich bemüht. Er redet zu den „politisch denkenden und thätigen Männern außerhalb der Ministerien, Parlamente und Redactionsstuben, welche der flüchtigen Erscheinung des politischen Tageslebens gegenüber gern einmal in ein ernsteres politisches Gespräch sich vertiefen und im Rückblick auf Früheres das Gegenwärtige zu verstehen sich ernstlich bemühen". Ihnen legt er dar, was aus Preußen und Deutschland unter dem Königthum Kaiser Wilhelm's I. geworden ist, welche Wirkung diese Entwickelung auf die europäischen Mächte üben mußte, denen sie einen Umsturz der ganzen politischen Ordnung der Dinge, an die sie gewöhnt gewesen, bedeutete, und wie die Wandlung ihrer Stimmung durch des Kaisers Wort auf seinem Sterbelager und auch durch ihre Haltung in der Folgezeit bezeugt worden. Den Gedanken nachgehend, die Kaiser Wilhelm bewegt haben mögen, als er zu seinem Kanzler die Worte sprach, welche dieser dem Reichstage als des großen Kaisers Vermächtniß überbrachte, gelangt der Verfasser in sehr lesenswerthen Ausführungen zu dem Ergebnisse, das wir in der Kürze mit folgenden seiner Worte wiedergeben wollen:

Das Königthum, in der Ausgestaltung, welche Kaiser Wilhelm ihm gegeben, die Armee in der Vollkommenheit, zu welcher er sie erhoben, und die Lösung der socialen Frage in der Art, wie er sie vorgezeichnet, diese drei kostbarsten Schätze in dem Erbe, das er uns hinterlassen, haben wir vor andern Völkern voraus. Diese Verschmelzung einer starken Königsgewalt mit einem wirklichen Verfassungsstaate, wie wir sie nun durch ihn besitzen, ist in der gegenwärtigen Welt eine singuläre Erscheinung. Dieses Zusammenfassen der gesammten kriegerischen Kraft einer ganzen, großen, gesitteten, in friedlicher Arbeit glücklichen Nation . . ., wie er es zur Thatsache gemacht, ist keinem der Herrscher der andern Völker noch gelungen. Und der ernste Versuch, das größte Problem des neuen politischen Lebens in der Welt, das sociale Problem, durch die politische Arbeit des ganzen Volkes unter des Königs Führung zu lösen, wie er ihn zur Wirklichkeit gemacht, — diesen Versuch kann gegenwärtig ebenfalls nur die deutsche Nation allein machen.

Die Begründung dieser Schlußsätze und namentlich des ersten über das neue Königthum Wilhelm's I., eines Gedankens, dem wir im Gedenkworte an unsern heimgegangenen Kaiser Ausdruck gegeben („Unsere Zeit", 1888, I), in der Schrift selbst nachzulesen, können wir nur aufs dringlichste empfehlen.

2. Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller. XXII. Das Jahr 1888. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1888 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. 1889. 8. 4 M.

Die überwältigenden Thatsachen des verflossenen Jahres sind in der mit gewohnter Pünktlichkeit erschienenen Ausgabe des jüngsten Jahrgangs der „Politischen Geschichte der Gegenwart" in der geschickten Anordnung, der frischen Darstellung und gesunden Beleuchtung aufgezeichnet, welche das Unternehmen im Augenblicke der Neugestaltung Deutschlands als ein sehr glückliches erscheinen ließen und seitdem ihm immer zur Seite gestanden haben. Die Ereignisse brachten es mit sich, daß dem Deutschen Reiche der weitaus größte Theil des Buchs (200 Seiten von 320) gewidmet werden mußte und daß ein wärmerer Ton, als der Verfasser sonst anzuschlagen pflegt, die Darstellung durchzieht. In dem Abschnitte über Rußland ist zu bedauern, daß der Name des neuen inzwischen auch schon gestorbenen Ministers der Verkehrsanstalten, Paucker, in der verdorbenen Form, welche ihm in den ersten Zeitungsnachrichten über seine Ernennung beigelegt wurde, Panker, aufgenommen ist, und der Bericht über die Gewaltthätigkeiten in den Ostseeprovinzen ist nicht frei von mancher irrthümlichen Darstellung. Wenn die evangelischen Geistlichen in der That den Rücktritt von der orthodoxen zur evangelischen Kirche zu fördern versucht hätten, so wären sie wenigstens formell vor dem Gesetze schuldig; sie haben das aber nicht gethan, sondern sind für die Erfüllung ihrer Pflicht, ihre Gemeindeglieder bei der evangelischen Kirche zu erhalten, abgesetzt worden. In dem Verbot, daß Gemeinden nicht mehr Beiträge für protestantische Kirchen leisten dürften, sind nicht etwa Kirchengemeinden, sondern städtische Communen zu verstehen, und es muß doch darauf hingewiesen werden, daß schon die russische Städteordnung die kirchliche Fürsorge von den Aufgaben der Stadtverwaltung unbedingt ausschließt, die baltischen Communalorgane jedoch in unbelehrbarer Vertrauensseligkeit von Anfang an diesen Punkt nicht in seiner ganzen Schwere auffaßten, vielmehr unter der Billigung der Regierung kirchliche Pflichten auf sich nahmen, deren Erfüllung ihnen jetzt, wo die kirchlichen Institute anderer Pflege entbehren, von derselben Regierung unmöglich gemacht wird.

3. Unser Fritz, Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild von Hermann Müller-Bohn. Mit zahlreichen Illustrationen von ersten deutschen Künstlern. Berlin, Kittel. 1889. Gr. Lex.-8. 6 M.

Dieses stattliche Werk, auf dessen erste Lieferung im vorigen Sommer hingewiesen wurde, ist inzwischen vollendet. Es nimmt unter den zahlreichen Schriften, die sich die Aufgabe gestellt, das Andenken des heißgeliebten volksthümlichen Fürsten in weiten Kreisen lebendig zu erhalten und seine lichte Gestalt immer klarer und anschaulicher in die Seele zu graben, einen hervorragenden Platz ein und wird ihn auch behaupten, bis einst eine wissenschaftliche Lebensgeschichte des zweiten Deutschen Kaisers vorliegen wird. Damit hat es noch gute Weile und keine Noth. Dem Bedürfnisse liebender Verehrung wird durch einfach erzählende Schriften vollkommen entsprochen, und wenn sie, wie die vorliegende, den warmen Herzenston treffen und umfangreich genug angelegt sind, eine Fülle fesselnder Mittheilungen und beweglicher Züge menschlich-schönen Empfindens des kaiserlichen Helden und seiner innigen Antheilnahme an allem Geistesleben zu bringen, wie das auch hier zutrifft, so ist ihr Werth einstweilen gesichert. Die Anordnung des Stoffs ist zweckmäßig getroffen: so ziemlich die eine Hälfte ist der geschichtlichen Erzählung, die andere der Schilderung des Wesens „unsers Fritz"

gewidmet, wie es in so erquickender Art in den mannichfaltigsten Beziehungen, mit welchen ihn seine hohe Stellung verknüpfte, hervorzutreten pflegte.' Unter den vielen Einzelauftritten aus dem Leben des Kaisers ist vielleicht die reizende Begegnung des königlichen Studenten mit Jenny Lind in Rolandseck am wenigsten bekannt gewesen. Für ihre Aufnahme verdient der Verfasser Dank. Unter dem reichen Bilderschmuck ragen die beiden Porträts des Kaisers, das Titelbild und die Phototypie nach S. 224 und das Familienbild aus dem Jahre 1862 nach Winterhalter hervor. Verschweigen läßt es sich aber auch nicht, daß manche Abbildungen unerlaubt mislungen sind; um nur eine dieser zu nennen, das wahrhaft entsetzliche Bild, auf dem unser Kaiser Wilhelm II. nach der Geburt vom Vater der Dienerschaft gezeigt wird. Diese und ähnliche Verzerrungen sollten aus solchem Werke ausgeschlossen sein.

4. Fürst Bismarck-Gedenkbuch. Zwei Theile in einem Band. Von Horst Kohl. Mit einem Bilde des Fürsten Bismarck in Holzschnitt. Chemnitz, Bülz. 1889. 8. 7 M. 50 Pf.

Zum 1. April ist dieses Buch dem Reichskanzler gewidmet. Unwillkürlich tritt dabei dem Leser das edle Wort Kaiser Wilhelm's in die Erinnerung, welches dem Fürsten Bismarck zum siebzigsten Geburtstage die hohe Freude des einzigen Monarchen aussprach, „daß solcher Zug des Dankes und der Verehrung für Sie durch die Nation geht". „Es erwärmt Mir das Herz" — heißt es in dem Handschreiben —, „daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kundthun; denn es ziert die Nation in der Gegenwart und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie Erkenntniß für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt." Ein Zeugniß der Fortdauer solcher Gesinnung ist das vorliegende Buch.

Im Sommer 1888 als Gedenktafel in zeitlicher Folge erschienen, bringt es jetzt als zweite Auflage dieser in Tabellenform Nachrichten über alle wichtigen Ereignisse aus dem privaten und politischen Leben unsers Kanzlers, seine Briefe, Reden und diplomatischen Actenstücke. Die Beilagen enthalten neun fürstliche Schreiben an den Reichskanzler und den Trinkspruch des Kronprinzen zur Geburtstagsfeier des vergangenen Jahres; ferner den L. Schneider's Werk „Aus dem Leben Kaiser Wilhelm's" entnommenen Brief von Bethmann-Hollweg's an König Wilhelm über Bismarck; ein Verzeichniß der Orden und Titel des Kanzlers, der erstern sind nicht weniger als 52; die fünf Ehrendoctordiplome der Universitäten Halle, Göttingen, Erlangen, Tübingen und Gießen in vollständigem Textabdruck; ebenso den Ehrenmeisterbrief der Schneiderinnung zu Berlin und die Ehrenbürgerbriefe der 30 Städte, die dem Fürsten das Ehrenbürgerrecht verliehen haben. Es ist sehr anziehend, die mannichfachen Gelegenheiten und die bei gleicher Gelegenheit verschiedene Begründung der bezüglichen Beschlüsse wahrzunehmen. Um vieles werthvoller freilich sind die beiden folgenden Verzeichnisse: Bismarck-Bilder und Bismarck-Literatur, eine wichtige Grundlage für spätere ikono- und bibliographische Forschungen. Die Zahl der Originalgemälde und Zeichnungen beträgt zur Zeit 28, deren Hälfte Franz von Lenbach zum Meister hat. Auch die Kupfer- und Stahlstiche, die Lithographien und Holzschnitte sind angegeben; es fehlt die Reihe der 21 photographischen Originalaufnahmen so wenig, wie die der Photographien nach Originalgemälden. Die hervorragenderen plastischen Darstellungen machen den Schluß dieser Uebersicht.

Von der Bismarck-Literatur können wir hier nur sagen, daß die nackten Titelangaben in kleinem Druck bereits 22 Seiten füllen und Vollständigkeit hinsichtlich der Erwähnung von Artikeln in Zeitschriften doch noch nicht geboten wird. Das soll kein Vorwurf sein, denn dieses Ziel ist nur allmählich und nur im Anschluß an einen vorhandenen Kern zu erreichen. Eher wäre das Einhalten einer klar erkennbaren Anordnung zu wünschen. Innerhalb der Abtheilungen „Briefe und Reden" und „Lebensbeschreibungen und Charakteristiken" scheint das Jahr der Ausgabe dem Buche seine Stelle angewiesen zu haben; es ist aber so oft davon abgesehen, daß die chronologische Folge doch ziemlich in der Luft schwebt. In der dritten Abtheilung: „Schriften für oder wider die Politik des Fürsten von Bismarck", hat entschieden das Sachliche als Haupteintheilungsgrund obgewaltet, in zweiter Linie die Zeitfolge des Erscheinens. Dann hätten aber die Materien der einzelnen Unterabschnitte bezeichnet werden müssen, da die Büchertitel keineswegs immer den Inhalt des Buchs andeuten. Bei einer neuen Auflage würde ein Wandel hierin gewiß dankbar aufgenommen werden.

Das Erwähnte macht den Inhalt des ersten Theils aus. Der zweite jetzt erst hinzugetretene Theil bringt „Denkwürdige Aeußerungen" Bismarck's, auf welche im Texte der Gedenktafeln durch in Einschluß gesetzte Nummern verwiesen ist. Sie sind treffend gewählt, Geist und Charakter des großen Mannes, die Kernpunkte seiner politischen und nationalen Anschauungen allen denen bekannt zu machen oder immer wieder ins Gedächtniß zu rufen, die nicht nach den Sammelwerken, zumal den parlamentarischen Reden greifen können. Das dem dankenswerthen Buche beigegebene Titelbild ist ein fein ausgeführter Holzschnitt nach einer wenige Tage vor dem siebzigsten Geburtsfeste des Reichskanzlers aufgenommenen Photographie von Loescher und Petsch in Berlin.

5. Graf Moltke als Redner. Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Moltke's. Chronologisch geordnet, mit Einleitung und Erläuterungen von Gustav Karpeles. Stuttgart, Spemann. 1889. 8. 1 M.

Der große Schweiger als Redner! In der That umfaßt diese vollständige Sammlung der 38 Reden, welche Graf Moltke während 20 Jahren im Reichstage und im preußischen Herrenhause gehalten, nur 141 Seiten des kleinen Formats der „Collection Spemann", deren zwei-

hundertzweiundachtzigsten Band sie bildet, ein kleines werthvolles Seitenstück zu den bisjetzt acht Bänden der parlamentarischen Reden des Fürsten Bismarck derselben Sammlung. Die Pflichttreue und Ausdauer, mit welcher unser großer Feldherr seinen parlamentarischen Obliegenheiten nachkommt, ist allbekannt; als Redner tritt er aber ausschließlich bei militärischen Fragen auf oder hebt bei andern den militärischen Gesichtspunkt hervor. Als einzige Ausnahme von dieser Regel läßt sich seine Befürwortung des ersten Gesetzentwurfs über die socialdemokratischen Bestrebungen im Mai 1878 bezeichnen. Sein Urtheil, wenn es auch nicht immer für die Mehrheit ausschlaggebend gewesen, ist wenigstens immer mit Achtung und regster Aufmerksamkeit vernommen und in wichtigen Angelegenheiten hat das ganze politische Europa seine Worte in Erwägung gezogen. Schon im Jahre 1879 ist die erste Sammlung der parlamentarischen Aeußerungen Moltke's erschienen; neun Reden haben inzwischen hinzugefügt werden können, unter ihnen die bedeutenden und verhältnißmäßig umfangreichen über das Reichsmilitärgesetz im März 1880 und über das Militärpensionsgesetz im März 1886. Der einleitende knappe biographische Abriß vom Herausgeber Gustav Karpeles bringt einen mislichen Druckfehler in der Angabe des Hochzeitsjahres von Graf Moltke's Aeltern: 1717 für 1797.

6. Kronprinz Rudolf. Sein Leben und Wirken. Herausgegeben von Eugen Baron d'Albon. Wien, Szelinski. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Eine kleine lesbar und warm geschriebene, mit einem guten lithographischen Bildnisse des Kronprinzen gezierte Zusammenstellung mannichfaltiger Züge aus dem Leben des unglücklichen Fürsten, die geeignet sind, sein Andenken „in der österreichischen Familie, für die österreichische Jugend" nach dem entsetzlichen 30. Januar in wohlthuender Erinnerung zu erhalten. Aber auch außerhalb der Grenzen der Doppelmonarchie wird das anspruchslose Büchlein mit Theilnahme gelesen werden. Aus den Werken des Kronprinzen: „Funfzehn Tage auf der Donau", aus „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild", sind umfangreiche Auszüge mitgetheilt, welche das Talent der Naturschilderung des hochbegabten Kaisersohnes erweisen.

7. Weißenburg, Wörth, Sedan, Paris. Heitere und ernste Erinnerungen eines preußischen Offiziers aus dem Feldzuge 1870/71. Von Walter Schultze-Klosterfelde. Leipzig, Grieben. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Nach Erzählungen aus dem großen Kriege greift man immer wieder gern, ob man an den Ereignissen der ewig denkwürdigen Zeit handelnd theilgenommen, ob man ihnen aus der Ferne gefolgt ist oder, wie das junge Geschlecht, erst später Kunde davon gewonnen hat. Der eine sieht im Jahre 1870/71 den eingreifendsten Abschnitt seines eigenen Lebens; der andere die Erfüllung seiner Jugendträume, seiner Manneshoffnung, ein dritter den schöpferischen Lebensodem des neuen nationalen Seins, in welchem er sich wie in einem Elemente bewegt, in das er schon hineingeboren ist; die große Mehrheit des Volkes, der Gebildete wie der einfache Mann, denkt an den Krieg zurück, bewußt oder unwillkürlich, als an eine Zeit idealen Aufschwungs, die da aufwies, welche Schätze der Empfindung, des Gemüths in der Volksseele schlummern und zeitweilig rege geworden waren. Wenn im täglichen Getriebe des Lebens der Blick für die guten Seiten des eigenen Volksthums sich trübt, immer erhellt er sich wieder, sobald die Betrachtung zurückgeht auf die Stimmung, wie sie plötzlich aufwogte seit dem 15. Juli 1870 und nun in tausend und aber tausend Einzelzügen und in welterschütternden Massenwirkungen die Summe der Tüchtigkeit und Bravheit zeigte, welche das große Volk im Herzen Europas aufzubieten vermochte. Und diese versöhnende, beruhigende, hoffnungstählende Wirkung wird erzielt durch die sorgsame Versenkung in das Gesammtbild des Krieges, wie durch den Anblick der vielen Einzelzeichnungen, wie sie so zahlreich in Erinnerungen Mitkämpfender hingeworfen sind. Zu den frischesten solcher gehört das oben genannte kleine Buch. Als etwas Besonderes bringt es die lebensvolle Schilderung der Mobilmachung, bei welcher der eben aus der Cadettenschule entlassene Fähnrich von 17 Jahren sein erstes Probestück ablegte. Man sieht förmlich das Reifen dieser Jünglingsseele unter dem gewaltigen Eindruck allgemeiner Pflichterfüllung und großartigster Ereignisse. Es ist ein prächtiges Buch und dabei vielleicht mehr als ein anderes geeignet, unsere Knaben in gemeinverständlichster Art in den Geist der Tage einzuführen, deren Kämpfe sie gern im Spiele darzustellen pflegen.

8. Aus meinem Kriegstagebuch. Erinnerungen an Schleswig-Holstein 1864 von C. Bunge. Rathenow, Babenzien. 1889. 8. 2 M.

Des Zaubers der vorhergehenden entbehren nun freilich die Schilderungen des ersten der Kriege, welche die neue Zeit herbeiführten; aber gerade jetzt in den fünfundzwanzigjährigen Gedächtnißtagen des Ruhmes und dauernden Erfolges, den nach langer Pause wieder die preußischen Waffen errangen, — war doch am 18. April 1864 der glorreiche Sturm auf die Düppeler Schanzen! — liest man gern die frische Erzählung eines Mitkämpfers in dem ernsten Waffengange, der unter der Führung des Heldenprinzen Friedrich Karl die Schuld von 1850 sühnte und dem vom unseligen Conflict erfüllten Volke stolze Empfindungen und Gedanken einflößte. Rückschauend auf die ereignißvolle Zeit des seitdem verflossenen Vierteljahrhunderts kann und muß es im Aufblicke zu Gott und im Hinblick auf die Männer, die Gott zu seinen Werkzeugen erwählt, bekennen: Er hat alles wohl gemacht! So sind denn auch die Sachsen und Hannoveraner, die am 13. April vor 40 Jahren auf dem Düppeler Felde scheinbar vergeblich ihr Blut vergossen, auch gefallen als Vorkämpfer für des gemeinsamen Vaterlandes Größe.

9. Jugend-Erinnerungen eines alten Sachsen. 1836—1856. Dresden, Hackerath. 1888. 8. 4 M.

Durchweg von persönlichem und örtlichem Interesse eingegeben — jenes gilt der Jugendzeit eines nur mäßig alten, 1831 geborenen Artillerieoffiziers, dieses der Stadt Dresden bis etwa zum Jahre 1850 — liest sich das Buch doch recht angenehm. Der Verfasser hat es verstanden, der Schilderung seines Aelternhauses und der Freuden und Ereignisse seiner Entwickelungsjahre den cultur- und zeitgeschichtlichen Hintergrund zu verleihen, der ein Sonderleben zum Ausschnitt eines allgemeinen Wesens erhebt und in diesem besondern Falle die Theilnahme gewinnt, da die Maitage des dresdener Straßenkampfes 1849 das Familienleben des Erzählers nahe berühren. Daß dem Dresdener die Zeichnung der Stadt vor 40 bis 50 Jahren und so mancher in ihren Gassen sich bewegenden Persönlichkeiten und Charaktergestalten nach besondere Theilnahme erregt, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Ein Bild der Elbbrücke mit dem Crucifix, dessen Pfeiler bei der Ueberschwemmung im Jahre 1845 einstürzte, und des alten Zeughauses, des heutigen Albertinum, schmücken den Umschlag.

Friedrich Bienemann.

Zur Shakespeare-Frage.

Shakespeare und Shakspere. Zur Genesis der Shakespeare-Dramen von K. F. Graf Vitzthum von Eckstädt. Stuttgart, Cotta. 1888. 8. 4 M.

Der Kern der Ansicht des Verfassers ist in der doppelten Namensüberschrift angedeutet. Er hält Shakespeare und Shakspere für zwei grundverschiedene Persönlichkeiten. Die letztere Form erscheint ihm als eine Zusammenziehung der zwei normannischen Taufnamen Pierre und Jaques, sodaß Shakspere, wie sich die Wörter im Munde der Warwickshire-Bauern gestalteten, soviel heißen würde wie Pierre, Sohn des Jaques. Dieser ist der Schauspieler und spätere Schauspieldirector, welcher sich selbst stets so schrieb. Shakespeare = Schüttelspeer dagegen war ein Schriftstellername für Francis Bacon, den Liebling der Königin Elisabeth, den großen Kenner der Natur und spätern Lord Verulam.

Die Behauptung, daß ein Schauspieler von der Bildung Shakespeare's (Shakspere's), wie uns dieselbe überliefert ist, nicht der Verfasser der großartigen Meisterwerke sein könne, welche das Entzücken von Jahrhunderten waren und noch sein werden, ist nicht neu. Schon im vorigen Jahrhundert wurde die Streitfrage über den Autor der Shakespeare-Dramen von A. und H. Walpole angeregt; seit etwa 30 Jahren aber ist man der Frage näher getreten. Im Jahre 1857 rief die Schrift der Amerikanerin Delia Bacon: „The Philosophy of the Plays of Shakspere unfolded", einen Sturm des Widerspruchs hervor und versank fast in einem Meer von Spott, ohne daß hierdurch die Frage aus der Welt geschafft worden wäre. Im Jahre 1867 befaßte sich damit auf's neue die Schrift von Nathaniel Holmes: „The Authorship of Shakespeare"; im Jahre 1881 erschien die später auch deutsch von Karl Müller-Mylius bearbeitete Schrift Appleton Morgan's: „The Shakespeare Myth. William Shakespeare and circumstantial evidence". Im Jahre 1883 schrieb Mrs. Pott: „The Promus of Formularies and Elegancies" (im folgenden Jahre erschien eine zweite Schrift derselben Verfasserin) und Richard Grand White: „The Bacon-Shakespeare Craze." Im Jahre 1884 erschien bereits eine den Bacon-Shakespeare-Streit betreffende Bibliographie, welche Auszüge und Anmerkungen enthielt (W. H. Wyman, Cincinnati). Endlich erwähnen wir noch von Schriften, welche diese Frage behandeln: Donnelly, „The Great Cryptogram", und eine von Theobald mit Anmerkungen versehene Schrift: „Dethroning Shakspere." Diese Auslese mag den Umfang andeuten, den die Frage bereits hatte, als das Werk des Grafen Vitzthum von Eckstädt sie neu und zusammenfassend behandelte.

Der Schwerpunkt der Zweifel, welche auch dem kommen mußten, welcher der von dem Verfasser behandelten Frage fern steht, wird von letzterm in folgendem Satze gekennzeichnet:

In einer Zeit, wo es keine Zeitungen, keine Revuen, keine öffentlichen oder Leihbibliotheken gab, soll nun William Shakspere, nachdem er zwei Jahre höchstens auf den Bänken einer Dorfschule gesessen (— und, seinen Unterschriften nach zu urtheilen, nur wenig mit der edeln Kunst des Schreibens vertraut war —), eine Fülle von positiven Kenntnissen, die alten und die neuern Sprachen, die Arcana der Rechtswissenschaft und der Pathologie, Gebräuche und Gewohnheiten der Höfe, den Ton der vornehmen Welt, Staatsgeheimnisse und eine hoch über seine Zeit ragende philosophische Weltanschauung des gesammten Wissens seiner Zeit erworben haben und überdies im Stande gewesen sein — er der bisher nur im Dorfdialekte seiner Heimat geredet hatte —, in hervorragender Weise die Sprache der Gebildetsten jener Zeit zu beherrschen.

In der That, wir stehen hier vor einem Räthsel, zumal wenn wir bedenken, daß Shakspere unbemittelt war und daß sein Stand ihn nach den Anschauungen seiner Zeit von dem Verkehre mit der vornehmen Gesellschaft, ja von jeder Beziehung zu derselben grundsätzlich ausschloß. Der Genius, soviel derselbe vermag — ein solches Wunder ist auch ihm unmöglich, denn auch er ist den Naturgesetzen unterworfen. Der größte Geist muß gebildet werden, ehe er wissen oder gar schaffen kann, wenigstens so schaffen kann, wie es der Verfasser der Shakespeare-Werke vermochte.

Daß wir in Bezug auf den Schöpfergenius der Shakespeare'schen Dramen einem Räthsel gegenüberstehen, müssen auch diejenigen zugeben, welche von der Bacon-Hypothese nichts wissen wollen. Graf Vitzthum von Eckstädt hat

alle Beweisgründe gewissenhaft zusammengestellt und kritisch gesichtet, welche für letztere sprechen, von deren Richtigkeit er felsenfest überzeugt ist. Wir können hier nicht auf die scharfsinnigen Untersuchungen eingehen, welche aus dem Testamente Shakspere's, aus den Unterschriften jenes Schauspielers, aus seinem ganzen Lebensgange, seiner Bildung, aus zeitgenössischen Anspielungen und geselligen Verhältnissen, sowie schließlich aus dem Leben, den Schriften und dem Stile Bacon's selbst begründet werden. Das alles ist sehr fesselnd geschrieben und gibt zu Abschweifungen Veranlassung, welche selbst denjenigen befriedigen müssen, welcher sich für die Hauptfrage nicht erwärmen kann. Der höchst interessante Abschnitt über die altenglische Bühne und das Lebensbild Bacon's sind eigentlich zwei Abhandlungen für sich, welche man von dem Zwecke, dem sie dienen, völlig loslösen könnte. — Was sollen wir nun von dem Ergebnisse sagen, zu dem Graf Vitzthum kommt? Auch uns sind oft — sehr oft Zweifel an der Autorschaft jenes biographisch festgelegten Shakespeare (Shakspere) gekommen, und wir leugnen nicht, daß die Ausführungen des Verfassers viel Bestechendes haben, zumal diejenigen, welche den Charakter und die gesellschaftlichen Verhältnisse Verulam's zu Gunsten seiner Urheberschaft ausnutzen. Ueberzeugt sind wir indessen doch nicht. Ueber den Einwand, daß ein Philosoph und Naturforscher seiner ganzen Geistesrichtung nach der Bühne doch etwas sehr fern steht, könnten wir uns noch hinweghelfen; auch daß Marlowe gleichfalls eine Maske Bacon's gewesen sein soll, läßt sich noch als glaublich hinnehmen, zumal ja die auf die Folioausgabe gegründeten Schlüsse viel für sich haben. Die Donnelly'sche Entdeckung aber, welche in den Werken ein chiffrirtes Tagebuch sieht und die der Verfasser für unzweifelhaft richtig hält, wenn er auch den Schlüssel noch nicht gefunden glaubt, haben wir beim besten Willen nur als geistreiche Hypothese betrachten können. Ein gewisser Einfluß auf die Shakespeare'schen Werke von seiten Bacon's erscheint uns trotz der gesellschaftlichen Kluft nicht ausgeschlossen, indeß selbst die geistreichen Ausführungen des alle Einzelfragen genau beherrschenden Verfassers haben uns nicht von der vollen Urheberschaft zu überzeugen vermögen. Ganz abgesehen davon aber können wir das Werk warm empfehlen, denn es wird denjenigen, welcher über die Frage sich eingehend unterrichten will, vollständig mit derselben vertraut machen und der für englische Literatur sich Interessirende wird auch sonst viel Anregung in den feinsinnigen Ausführungen finden.

Leon Wespy.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am Abend des 23. April hatten sich die leipziger Mitglieder des Deutschen Schriftstellerverbandes zu einer anspruchslosen herzlichen Feier des siebzigsten Geburtstages Friedrich Bodenstedt's und Klaus Groth's zusammengefunden. Dr. Julius Bruck hielt die eindrucksvolle formschöne Festrede zur Charakteristik der Gefeierten, welcher der Vortrag mehrerer Dichtungen Mirza Schaffy's folgte. Herr Edwin Bormann überraschte die Versammelten durch die Vertheilung eines gemüthvollen Gedichts, dessen Schlußstrophe, wie die übrigen im Chore gesungen, den Empfindungen der Festtheilnehmer Ausdruck lieh:

Von des Elbrus hechsten Gipfel
Bis zur San Franzisgo-Bai,
Bis zum letzden Festlandzipfel
Deene laut die Juwelei:
Unser Bodenstedt soll lewen
Fort un fort in Wort und Lied,
:|: Grad so lang' als wie nu ewen
Noch ä Herz fer's Scheene glieht! :|:

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Das „Athenaeum" vom 16. März 1889 bringt einen ausführlichen Aufsatz über Karl du Prel's 1884 erschienene „Philosophie der Mystik", die ins Englische übersetzt ist von C. C. Massey (2 Bde., London, Redway). Es heißt da: „Dieses merkwürdige Buch will eine vernunftgemäße Grundlage und einen philosophischen Ausdruck für eine Gruppe von theils sichern, theils zweifelhaften Erscheinungen schaffen, welche zauberhaft, mystisch, übersinnlich oder übernatürlich genannt worden sind. Wir finden in dem Werke eine Aufführung und, wie behauptet wird, eine Erklärung verschiedener alter und neuer Wunder.... Das Werk ist nicht leicht zu kennzeichnen. Daß der Verfasser wundergierig und überaus unkritisch ist, beweist die Erzählung der seltsamen Erscheinung »der berühmten Aspasia« mehr als genügend. Indessen stehen wir an, ihn des Wahnsinns zu beschuldigen, dessen — nach des Verfassers Vorwort — Zeitungsschreiber immer gern diejenigen Schriftsteller zeihen, welche ihnen misfallen. Zweifellos haben deutsche Beurtheiler mehr als nöthig diesen Vorwurf gegen den Baron du Prel geschleudert. Thatsächlich bringt das Buch einen sonderbaren Mischmasch von Seelenkräften und Entdeckungen. Neben schlecht bezeugten Wundern finden wir geistreiche und weitgehende, wenn auch ungesunde Betrachtungen; mystische Buddhisten und Philosophen »des Unbewußten« drängen sich Schulter an Schulter mit Kant und — unglaublich — sogar mit dem großen Verkündiger der Thatsachen und der Natur, Francis Bacon.... Der Baron ist thatsächlich ein Proteus, und wir wissen nicht, wo wir ihn packen sollen. Wir gestehen, daß wir ihm nicht sagen können, ob er Mystiker oder Materialist, Transscendentalist wie Kant oder Transscendentalist wie der Verfasser der »Unsichtbaren Welt«, ein Darwinianer, ein Hegelianer, ein Prophet des »Unbewußten« oder ein Zerstörer desselben ist. Sein Uebersetzer scheint unsere Rathlosigkeit zu theilen; denn indem wir Massey für die im allgemeinen anzuerkennende Genauigkeit seiner Wiedergabe und für seine durchsichtige und überzeugende Einleitung danken, müssen wir dies noch mehr thun für die klaren Bemerkungen, in welchen er von Zeit zu Zeit nachweist, daß du Prel von etwas spricht, was er nicht versteht, und daß er es versuchte, der Welt seine Meinung darzulegen, bevor er diese selbst kannte.... Hiernach könnte jemand fragen, was denn nun von dem Baron und seinem Werke zu sagen übrig bleibt? Sollte man es nicht auf den nächsten besten Kehrichtkasten werfen und dann vergessen?"

„Aus Zweckmäßigkeitsgründen wäre es vielleicht am besten so zu verfahren; und doch können wir nicht umhin, uns in etwas von dem geschwätzigen Freimuth und dem unschuldig prahlerischen Eklekticismus des Barons angezogen zu fühlen. Er ist ein so bitterer Angreifer der engherzigen »Aufklärung« des 18. Jahrhun-

derts und ein so reizvoller Vertreter der „Aufklärung des 19. Jahrhunderts". Er hat so viel gelesen und misverstanden und ist so arglos davon überzeugt, daß er die nie fehlende Wurfschaufel besitzt, welche das Wahre von dem Falschen des Glaubens aller Zeiten sondern kann! Zugleich ist er ein so überlegener, so klarer und unbefangener Geist, ein Schüler aller Schulen und zugleich ein Richter aller. Er sagt uns mit so großer Bewegung, deren nur ein so erhabener Geist fähig ist, daß es seine Pflicht sei, den rauhen Gegensatz zu beseitigen, der sich in der Entwickelung unsers Zeitgeistes findet.... Wer könnte dem Baron anderes als Gutes wünschen bei einem solchen Unternehmen. Man muß sich eigentlich schämen, eine so schöne Begeisterung lächerlich zu machen, und doch, wenn die angenommenen Hülfsmittel ein Trug sind und die behauptete Einsicht nur Unklarheit, kann man sich dann eines Lächelns enthalten, selbst wenn demselben ein Seufzer folgt?" Es wird nun auf die doppelte Persönlichkeit der Seele eingegangen, wie du Prel sie lehrt. Die Mannichfaltigkeit der Antworten, welche er auf die Frage nach dem Wesen dieser doppelten Persönlichkeit gibt, setzt den Berichterstatter in Verlegenheit, und er gibt zahlreiche Beispiele für das Widerspruchsvolle in du Prel's Erklärungen, welche zum Theil „grobe und lächerliche Misverständnisse der Gedanken von Männern sind, welche wenigstens Philosophen waren". Die Art und Weise du Prel's, seine Lehre zu verfechten, dient lediglich dazu, die an sich schon sehr unwahrscheinlichen Dinge ganz unglaublich zu machen. „Und doch hat vielleicht das Buch des Baron du Prel ein gewisses Interesse und sogar eine gewisse Eigenart, welche es nicht dem blinden Zutappen verdankt.... Eins muß dem Verfasser zugegeben werden: daß er in gewissem Maße mit wirklichen Thatsachen streitet, mit geistigen Erscheinungen, die sehr einfach durch die Annahme eines doppelten, wechselnden Bewußtseins angeordnet sind, Erscheinungen, welche auf das höchste Antheil erregen, was auch immer ihre praktische oder philosophische Bedeutung sein mag. Es muß fraglich bleiben, ob dieselben den Baron befähigen, eine zutreffendere Lehre menschlicher Persönlichkeit oder eine festere Ethik auf der Grundlage festzustellen, auf der er die Verantwortlichkeit gerechter vertheilt. Wenn die Wichtigkeit des doppelten Bewußtseins ... zweifelhaft ist, so ist der praktische Nutzen für die Heilkunde oder das Leben kaum weniger zweifelhaft. Indessen ist es in gewissem Sinne außerordentlich merkwürdig: deshalb kann man gegen das Studium desselben nichts einwenden, wenn die Studirenden darüber nicht den Kopf verlieren. Der Baron du Prel hat den seinen unzweifelhaft verloren."

Ebenda heißt es über Eduard von Hartmann's „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik": „Der Band ist voll von eindringlichen Warnungen für England mit Hinblick auf seine militärische Lage. Der Verfasser ist der wohlbekannte Philosoph, der indessen viel Zeit auf Studien solcher Tagesfragen verwandt hat, wie es die moderne Religion und die europäische Politik sind. Sein vorliegendes Buch ist eine Sammlung von Abhandlungen, welche in den letzten 19 Jahren in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind. Hierunter befindet sich eine sehr gründliche Untersuchung der Grundsätze, auf denen die deutschen Bündnisse beruhen. Herr von Hartmann hat eine feste Vereinigung der Mächte Mitteleuropas gegen die übrige Welt im Auge."

— Die „Revue internationale" vom 25. März 1889 spricht über Frau von Hohenhausen's „Aus Goethe's Herzensleben" (Leipzig, A. Bergmann, 1885): „Indem der Verfasser (!) das Verzeichniß der Frauen aufstellt, denen er die Ehre zuerkennt, eine Stelle im Herzen des großen Dichters eingenommen, einigen Einfluß auf sein Schaffen ausgeübt zu haben, sei derselbe nun ein mittelbarer oder ein unmittelbarer, bewahrt derselbe in einem Punkte sorgsames Stillschweigen. Er sagt uns nirgends, ob man die Aufzählung als vollständig oder auch nur einigermaßen vollständig ansehen soll. Wir haben Grund, daran zu zweifeln, da sich die Liste auf 14 Namen beschränkt, während doch die flüchtigen Neigungen Goethe's offenkundig und seine Macht zu gefallen unbegrenzt waren. Herr (!) von Hohenhausen bietet dem Publikum in seinem Buche die Sterne erster Größe dar, die Königinnen des Blumenbeetes, welches den glücklichen Günstling der Musen mit ihrem Glanz und mit ihrem Duft umgaben. Er läßt die Sterne zweiter Größe im Dunkeln."

— „The Athenaeum" vom 6. April 1889 erwähnt rühmend des artilleristischen Werks des Fürsten Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, welches vom Artilleriemajor N. L. Walford unter dem Titel „Letters on Artillery" übersetzt wurde (London, Stanford). Zunächst wird der Zweck des Werks klargelegt, welcher darin besteht, nachzuweisen, warum die preußische Artillerie, welche 1870—71 gegen die Franzosen und 1864 bei Düppel so vorzügliche Dienste that, 1866 die Erwartungen nicht erfüllte, welche man von ihr gehegt hatte. Im allgemeinen nimmt man an, daß der Grund darin zu suchen sei, daß die Oesterreicher durchweg gezogene Kanonen benutzten, während die Preußen auch ungezogene eingestellt gehabt hätten. Fürst Hohenlohe begnügt sich nun nicht mit dieser Annahme, sondern forscht weiter nach Gründen, indem er das Offiziercorps, die Mannschaften und die Entwickelung der Taktik einer eingehenden Prüfung unterzieht. Der Bericht gesteht dem Verfasser volle Autorität auf dem von ihm behandelten Gebiete zu: „Die persönlichen Erfahrungen des Fürsten werden mit liebenswürdigem Freimuth erzählt, und die Beispiele, mit denen er seine Beweise belegt, verdanken ihre Ueberzeugungskraft der Beschreibung der kriegerischen Unternehmungen, deren Zeuge er war und an denen er thätigen Antheil nahm. Er gibt seine eigenen Irrthümer und Enttäuschungen rückhaltlos zu." Der Darstellungsweise wird durch Wiedergabe umfangreicher Abschnitte Anerkennung gezollt. Die Uebersetzung wird gelobt. „Diese Briefe sollten studirt und häufig von jedem im Lager, in Garnisonen und Kasernen besprochen werden, welcher wünscht, sich soldatisch zu vervollkommnen, gleichviel zu welchem Dienstzweige er gehören mag. Wenn des Fürsten verheißene Briefe über die Reiterei halb so gut sind als diejenigen über die Artillerie, dann werden dieselben aufs neue einen unterhaltenden und hochinteressanten Band ausmachen."

Bibliographie.

Bunsen, E. von, Die Ueberlieferung. Ihre Entstehung und Entwickelung. 2ter Bd. Mit einer Tafel. Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M.

Delmar, E., Im Schnellzug. Danzig, Hinstorff. 16. 60 Pf.

Eichenberger, O., Wilde Rosen. Roses sauvages. Gedichte. Genf, Stapelmohr. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.

Einstein, L., Weltsprachliche Zeit- und Streitfragen, in Vorträgen erörtert. 1. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 50 Pf.

Elbe, A. von der, Ein Sohn. Roman. 2 Bde. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 8 M.

Das Fremdwort der Colonien, zur Sprachreinigung empfohlen. Eine Anfrage an Freunde derselben. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Freuler, B., Ein Gang durch dunkle Kammern. Correferat zum „Altglarnerischen Heldenthum" im Historischen Verein Glarus. Zürich, Höhr. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Freytag-Loringhoven, A., Am Strande. Baltische Local-Plauderei. Mitau, Behre. Gr. 16. 80 Pf.

Gerbert, C., Geschichte der Strassburger Sectenbewegung zur Zeit der Reformation 1524—1534. Strassburg, Heitz. Gr. 8. 3 M.

Hüffer, E. M., Bilder aus der französischen Revolution. Mit besonderer Berücksichtigung der Schicksale Ludwigs XVI. und seiner Familie. Nach gedruckten Quellen zusammengestellt. 2 Bde. Münster, Aschendorff. 8. 6 M.

Nachtigal, Dr. G., Sahărâ und Sûdân. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. 3ter Thl. Herausgegeben von E. Groddeck. Mit einem Porträt in Photogravure, einer Karte, zwei Schrift-Tafeln und Generalregister zum I.—III. Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Schmidt, A., Kritische Studie über das erste Buch von Spinozas Ethik. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Weck, E. (pseud. Ernst Ludwig), Strafe muß sein. Lustspiel. Reichenbach i. Schl., Hoefer. 8. 1 M. 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Sahărâ und Sûdân.

Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika.

Von

Dr. Gustav Nachtigal.

Dritter Theil (Schluss).

Herausgegeben von **E. Groddeck.**

Mit einem Porträt in Photogravure, einer Karte, zwei Schrifttafeln und Generalregister zum I.—III. Theil.

8. Geb. 15 M. Geb. 16 M. 50 Pf.

Der vorliegende lang erwartete Band bringt das classische Werk Gustav Nachtigal's: „Sahărâ und Sûdân“ zum Abschluss. Er umfasst die Heimreise von Kûka durch Wadâï und Dâr-Fôr. Gerade Wadâï und Dâr-Fôr sind durch die mahdistische Bewegung allen Europäern unzugänglich geworden, weshalb Nachtigal's eingehende Schilderungen um so werthvoller geworden sind. Ein ausführliches Register zu allen drei Bänden erhöht den Werth des Bandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Die Ueberlieferung.

Ihre Entstehung und Entwickelung.

Von

Ernst von Bunsen.

Zwei Bände.

8. Jeder Band geh. 7 M.

Der Verfasser, ein Sohn des Freiherrn Karl Josias von Bunsen, entwirft in diesem Werk eine Geschichte der Tradition der Kirche und verfolgt dabei, unter Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher Kritik, hauptsächlich den Zweck, systematisch Verborgenes ans Licht zu bringen und so der Bibel ihre Stelle in der Weltgeschichte anzuweisen. Mit dem soeben erschienenen zweiten Band ist dieses religionsgeschichtliche Werk zum Abschluß gekommen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Spielhagens

Ausgewählte Romane

in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

---

20 Pf. Jede Nr. Musikalische Universal-Bibliothek! 500 Nummern. Class. u. mod. Musik, 2- u. 4händig, Lieder, Arien etc. Vorzügl. Stich u. Druck, stark Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Grundriss der Botanik

für höhere Lehranstalten, insbesondere für Gymnasien

bearbeitet von

Dr. F. Traumüller und Dr. R. Krieger.

Mit 92 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geb. 1 M. 20 Pf. Cart. 1 M. 40 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 8. Aufl. Mit Illustrationen. 8. 1 M.







HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 9. Mai 1889.

Inhalt: Das Leben der Frau von Staël. Von Otto Speyer. — Romane und Biographisches. Von Albert Weigert. — Ein biblisches Epos. Von Karl Sallmann. — Allerlei Pädagogisches. Von A. Laudenberger. — Zur Literaturgeschichte. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das Leben der Frau von Staël.

Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Dritter Band. Mit Namenregister. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. Gr. 8. 9 M.

Wenn es der Verfasserin gelungen ist, was wir bei der Besprechung der beiden ersten Bände ihres Werkes (Nr. 42 d. Bl. f. 1888) bezweifelten, den reichen noch übrigen Stoff in einen, allerdings starken Schlußband zusammenzufassen, so ist es dies, weil sie hier weit entschiedener als in den vorhergehenden Theilen die Heldin selbst in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt und sich nicht so oft wie dort zu historischen, biographischen und literarischen Abschweifungen hat verlocken lassen. Die Frage aber, auf die damals noch keine endgültige Antwort möglich war, wenn wir gleich aus dem bereits Vorliegenden eine günstige Entscheidung als höchst wahrscheinlich bezeichnen konnten: tritt uns aus dem Buche ein klares, vollständiges und lebensvolles Bild der Frau von Staël im Rahmen ihrer Zeit entgegen? dürfen wir nun unbedenklich und vollinhaltlich bejahen. In immer schärferen Umrissen, in immer ausgebildeteren Zügen steigt ihre Gestalt vor dem geistigen Auge des Lesers empor; mit immer lebendigerer Theilnahme begleitet er sie auf ihrem Lebenswege, sodaß ihn endlich fast die Empfindung überkommt, als habe er ihr persönlich nahegestanden, mit ihr gelebt und gekämpft, mit ihr genossen und gelitten. Und doch tritt uns nirgends ein Bestreben der Verfasserin entgegen, ihre Heldin auf Kosten der objectiven Wahrheit zu idealisiren. Sie verschweigt und verhüllt ihre Fehler nirgends; sie erklärt dieselben nur aus ihrem Wesen, ihrer Umgebung, ihrer Zeit und ihren Schicksalen. Ja, wenn auch schon aus dem Umstande allein, daß sie ihr einen nicht geringen Theil ihrer Lebenskraft gewidmet hat, das tiefe Interesse an derselben genugsam hervorgeht, so fällt sie doch nie ein persönliches Urtheil über ihren Charakter und ihre Handlungsweise, sondern überläßt es ihren Lesern, sich selbst ein solches aus den Materialien zu bilden, die sie ihnen sowol in reichster Fülle wie in sorgfältigster Sichtung unterbreitet. Was wir schon früher hervorgehoben: die gründlichen Studien, die große Belesenheit, die gewissenhafte Verwerthung der Quellen auch in Bezug auf den historischen, den politischen sowol wie den socialen und literarischen Hintergrund des Gemäldes, findet seine volle Anwendung auch auf diesen dritten Band, während die übersichtliche und einheitliche Anordnung des Stoffes, die wir dort noch zuweilen vermißten, uns hier mit ganz geringfügigen Ausnahmen überall wohlthuend und befriedigend entgegentritt. Hier wie dort dieselbe einfache und klare Sprache, derselbe knappe und gedrängte Stil, die ungeschminkte, zuweilen fast an Trockenheit streifende Darstellungsweise, die, wäre das Buch anonym geschrieben, so wenig einen weiblichen Autor errathen lassen würde, wie der Umfang und die Gründlichkeit des demselben zu Grunde liegenden Wissens.

Wir haben im zweiten Bande Frau von Staël bis zum Antritt ihrer ersten Reise nach Deutschland begleitet. Im December 1803 langte sie in Weimar an. Es war ein unglücklich gewählter Zeitpunkt für ihre Zwecke. Zwei der größten Geisteshelden des damaligen Deutschland, Kant und Klopstock, hatten eben die Augen geschlossen; der dritte, Herder, starb wenige Tage nach ihrer Ankunft. Schiller war krank und konnte sie zunächst nicht sehen. Er und Goethe hatten sich bereits viel mit ihr, zumal mit ihrem Buche über den Einfluß der Leidenschaften beschäftigt, Goethe eine Uebersetzung ihres „Essai sur les fictions“ in den „Horen“ veröffentlicht. Von der persönlichen Bekanntschaft war Schiller anfangs wenig befriedigt. Er erklärte sie für eine durchaus unpoetische

Natur, der es an jeder schönen Weiblichkeit fehle. Dagegen erkannte er an, daß alles an ihr aus einem Stücke, kein falscher, fremder, pathologischer Zug an ihr sei. „Sie ist“, schreibt er später an Goethe, „das beweglichste, streitfertigste und redseligste Geschöpf, das mir je vorgekommen ist, aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, das ich kenne.“ Goethe ist sparsamer und zurückhaltender in seinen Aeußerungen über eine Frau, die doch einen mächtigen Eindruck auf ihn machte. Wieland schwärmte für sie, obwol sie ihn selbst nicht allzu hoch stellte, weil er zu sehr den Franzosen nacheifere, während ein Deutscher nicht deutsch genug sein könne. Karl August philosophirte oft mit ihr; ihr Umgang war ihm wohlthuend und erfrischend. Mit den beiden Herzoginnen verstand sie sich vortrefflich, und unterhielt später mit der jüngeren „la plus noble personne que j'aie jamais connue“, einen lebhaften Briefwechsel. Für Goethe war sie ganz Bewunderung und Enthusiasmus, obwol sein Aeußeres sie seltsamerweise zunächst sehr enttäuschte: „Il est inconcevable qu'un esprit aussi supérieur puisse être si mal logé.“ Daß Goethe ihr bei der Universalität seines Genius wie der ganzen Eigenart seines Wesens sympathischer sein mußte als Schiller, liegt auf der Hand. Wohl erkannte sie gern und freudig auch den erhabenen Genius des letzteren an und rief bei der Botschaft von seinem Tode aus: „Mit ihm ist eine gewaltige Triebkraft für alles Edle und Gute aus der Welt geschieden“. Persönlich aber blieb er ihr fern, während sie an Goethe schrieb: „Je vous aime de tout mon coeur, de tout mon caractère, de tout mon talent, si j'en ai . . .“, und später: „Vous êtes pour moi l'idéal des facultés intellectuelles“; ja, sie bezeichnet Goethe's Persönlichkeit geradezu als einen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. Daß sie trotzdem die „Natürliche Tochter“, die sie in Weimar aufführen sah, offen verwarf, wird selbst in Deutschland kaum Verwunderung erregen. Freilich, auch in ihren Analysen seiner dramatischen Meisterwerke wie seiner Romane kommt es oft genug zu Tage, daß sie nicht im Stande war, beim besten Willen der Idee des Verfassers und seiner Auffassung gerecht zu werden, und daß ihr die Eigenart des deutschen Geistes, so redlich sie dieselbe zu erkennen und zu würdigen bemüht war, doch immer etwas Fremdes, nur halb Verstandenes und halb Sympathisches blieb. Von dem heißen Drange beseelt, allen Dingen auf den Grund zu kommen, quälte sie Schiller und Goethe, sie sollten sich ihr ganz verständlich machen, ihre poetische Welt und ihren intellectuellen Zustand vor ihr ausbreiten wie eine Landkarte. Da war es denn nicht zu verwundern, wenn beide am Ende froh waren, als sie wieder abreiste. „Mir ist“, sagt Schiller, „als ob ich eine große Krankheit überstanden hätte“, und Goethe antwortet in ähnlichem Tone. Als aber das Buch „De l'Allemagne“, nicht zum kleinsten Theile ein Ergebniß des weimarer Aufenthaltes, erschien; als darin die mächtige Wirkung zu Tage trat, die der deutsche Idealismus und Individualismus auf seine Verfasserin ausgeübt hatte; als ihm klar wurde, welch hohen Werth das Buch für Deutschland wie für Frankreich habe, da schrieb Goethe in sein Tagebuch: „Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Conflict nationaler Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten.“

Im März 1804 traf Frau von Staël in Berlin ein. Die Gesellschaft der preußischen Hauptstadt enttäuschte sie im höchsten Grade. „Il n'y a pas l'ombre de comparaison entre ce que nous appelons société en France, et ceci“, schrieb sie an Goethe. Dagegen fand sie großen Geschmack an den geistreichen Frauen des damaligen Berlin, an Henriette Herz, Dorothea von Medem, — besonders an Rahel Levin. Betreffs der damals herrschenden Richtung der Literatur, welche die Verfasserin in scharfen Zügen geistvoll charakterisirt, erkannte sie an, daß die romantische Kunstform der classischen gleichberechtigt sei, verwarf aber aufs entschiedenste das mittelalterliche poetische wie politisch-kirchliche Ideal der Romantiker. Persönlich lernte sie zumal die beiden Schlegel, gegen die sie in Weimar eingenommen war, hier hochschätzen und gewann August Wilhelm als Erzieher ihres Sohnes und Reisebegleiter. Es ist kein geringes Zeugniß für ihre Beständigkeit und Treue, wie Lady Blennerhassett hervorhebt, daß sie den eiteln, launischen, anmaßenden und oft sehr unbequemen Mann mit einer kurzen Unterbrechung bis zu ihrem Tode als Freund und Berather an ihrer Seite behielt.

Der Tod ihres heißgeliebten Vaters (April 1804) schmetterte sie für den Augenblick völlig darnieder, und es schien eine Zeit lang, als ob sie mit ihm den Leitstern und die sichere Führung ihres Lebens verloren habe. Sie eilte sofort nach der Schweiz zurück und setzte hier in der literarisch zu ihren besten Leistungen gehörigen Schrift: „Du caractère et de la vie privée de M. Necker“ ihrem Vater das schönste Denkmal.

Von Coppet begab sich Frau von Staël zu Ende 1804 nach Italien. In Rom, wo sie auch mit Tieck und Alexander von Humboldt verkehrte, war doch des letztern Bruder, ihr seit lange befreundet, ihre liebste Gesellschaft. Der verhältnißmäßig geringe Eindruck, den die Werke der antiken Plastik, für die man damals mehr als je schwärmte, auf sie machte, enttäuschte ihre Freunde. „Ein Geheimniß der Seele, eine Form verringerter Schmerzfähigkeit oder gesteigerter Fähigkeit, anderen wohlzuthun: solche Probleme rühren mich unendlich mehr, als alle diese schönen Glieder, von denen hier den ganzen Tag hindurch gesprochen wird.“ (S. 117.) Dennoch bewies „Corinne“, die schöne Frucht der italienischen Reise, daß Goethe und Humboldt sehr im Irrthum waren, wenn sie meinten, die Staël habe kein Verständniß für die Meisterwerke der Kunst.

Die treffliche Zergliederung des berühmten Romans in unserm Buche hebt alle Hauptmomente in übersichtlicher

Entwickelung hervor. Sie zeigt uns, wie der Spaziergang durch die römische Antikenwelt, von Goethe'schem Geiste und der Atmosphäre des Humboldt'schen Hauses durchzogen und von Schlegel's Kunstanschauung beeinflußt, dennoch nichts Nachempfundenes bringt und sich oft, wie in der Schilderung des Colosseums und des Pantheons, zu hoher Originalität erhebt; wie ferner in dem Werke bei aller Mannichfaltigkeit des Inhalts die innere Einheit gewahrt ist; wie dasselbe als Culturstudie einen dauernden Werth behält, obwol es im innersten Kern eine Liebesgeschichte und zwar die Herzensgeschichte seiner Verfasserin selbst ist, gleichsam eine Illustration zu Corinne's Worten: „Indem ich nach Ruhm strebte, habe ich immer gehofft, Liebe zu erwerben."

Die Aufnahme des Buches war, wie Lady Blennerhassett nachweist, eine sehr gemischte, auch in Weimar, während dasselbe die Königin Luise von Preußen entzückte. Die scharfe Kritik der „Corinne" im „Moniteur" soll aus Napoleon's eigener Feder geflossen sein. Im ganzen aber wirkte das Buch in hohem Grade anregend, und zwar nicht nur auf die Literatur Frankreichs.

Als Frau von Staël, aus Italien zurückgekehrt, nach kurzem Aufenthalt in Coppet, den französischen Boden betrat, gerieth sie sofort wieder in peinliche Berührung mit der Napoleonischen Polizei. Nichts Kleinlicheres als die persönliche Feindschaft, mit welcher der französische Despot eine Frau verfolgte, nur weil sie auch ihm gegenüber ihr unabhängiges Urtheil über Menschen und Dinge bewahrte, den Götzendienst für seine Person nicht mitmachte und eine Berühmtheit neben ihm, nicht unter ihm und durch ihn war. Es ist ebenso ehrenvoll wie charakteristisch für Frau von Staël, daß sie, die Frankreich so leidenschaftlich liebte, der das Leben in der pariser Gesellschaft ein fast unabweisbares Bedürfniß war, sich nie, wie es ihr immer wieder nahe gelegt wurde, zu einem demüthigenden Schritte, zu einer Schmeichelei dem Kaiser gegenüber herabließ. Als man sie dringend aufforderte, das Wiegenfest des Königs von Rom dichterisch zu feiern, antwortete sie: „Ich habe dem Kinde nichts zu wünschen als eine gute Amme."

Gegen Ende 1807 finden wir (S. 187 fg.) Frau von Staël auf ihrer zweiten Reise nach Deutschland, die sie über München nach Wien führte. Gefiel ihr anfangs das leichtlebige Völkchen der Donaustadt, so fühlte sie sich doch sehr bald ebenso sehr von dem wiener Phäakenthum wie von dem kleinlichen Despotismus der österreichischen Regierung zurückgestoßen. In Weimar fand sie Schiller und die Herzogin Amalie nicht mehr unter den Lebenden; Goethe, damals in Karlsbad, lehnte in einem freundlichen Briefe eine Zusammenkunft mit ihr ab. Herzogin Luise und der alte Wieland, der ganz entzückt war über „den leichten Grazienschleier, mit dem sie das Feuer ihres Geistes so lieblich zu dämpfen wußte", konnten sie nicht halten; sie kehrte nach wenigen Tagen über Frankfurt nach Coppet zurück. Die Begegnung mit Goethe's Mutter in Frankfurt, die uns Bettina so reizend erzählt*), ist, wie die Verfasserin unwiderleglich nachweist, ein Erzeugniß der Phantasie des geistreichen „Kindes".

Nach einem mehrjährigen Aufenthalte auf ihrem Landsitze, wo unter andern Oehlenschläger und Zacharias Werner, dessen „24. Februar" hier auf ihrem Privattheater zuerst aufgeführt wurde, längere Zeit ihre Gäste waren, ging Frau von Staël 1810 nach Frankreich, wo sie auf Schloß Chaumont Adalbert von Chamisso kennen und schätzen lernte, der ihr Wesen als „Ernst der Deutschen, Glut des Südens, Form der Franzosen" bestimmt. Unter den lächerlichsten Vorwänden wurde ihr Buch „De l'Allemagne" vor der Veröffentlichung confiscirt, das Manuscript nur mit Mühe gerettet, sie selbst verurtheilt, Frankreich binnen 24 Stunden zu verlassen.

Wieder nach ihrem schönen Patmos am Genfersee verwiesen, finden wir Frau von Staël ganz in religiöse Ideen und Probleme versenkt. Früher zu einem philosophischen Deismus hinneigend, wandte sie sich mehr und mehr dem positiven Christenthume zu, nicht unberührt von dem mystisch-pietistischen Zuge der Zeit, ohne sich jedoch demselben ganz hinzugeben:

> Sie wurde Christin, weil sie nur im Christenthum die volle Entfaltung der menschlichen Natur, die volle Befriedigung des glühenden Verlangens nach Freiheit und Liebe fand, das ihre Seele zugleich peinigte und durchdrang. (S. 304.)

Ein junger genfer Offizier, Jean de Rocca, verliebte sich leidenschaftlich in die nun vierundvierzigjährige, nie schön gewesene Frau. Sie nahm seine Liebe an, obwol sie noch kurz vorher ausgesprochen hatte: „La porte de mon cœur est fermée", und ward heimlich mit ihm im April 1811 getraut.

Frau von Staël hat viel geliebt. Narbonne, Camille Jordan, vielleicht auch bis zu einem gewissen Grade Talleyrand und der italienische Dichter Monti, vor allen der ebenso geistvolle und liebenswürdige wie charakterlose Benjamin Constant haben längere oder kürzere Zeit ihr Herz und ihre Phantasie in Anspruch genommen. Es gehörte zu ihrem innersten Wesen, daß sie nicht leben konnte ohne Liebe.

Auch in Coppet ließ ihr die Napoleonische Polizei keine Ruhe. Der ewigen kleinlichen Verfolgung und Ueberwachung müde, floh sie im Mai 1812 heimlich durch die Schweiz und Oesterreich nach Rußland. In Moskau vom Gouverneur Rostopschin freundlich empfangen, verherrlichte sie denselben trotz seiner Ablengnung später als den Herostrat von Moskau. Ueber das russische Volk fällte sie ein im ganzen günstiges Urtheil; in der höhern Gesellschaft Petersburgs dagegen erkannte sie die unter dem glänzenden Firniß verborgene Roheit und moralische Fäulniß. Der Freiherr von Stein, mit dem sie hier zusammentraf, hatte bei ihr, die seinem Ideal einer Matrone so wenig entsprach, schwere Bedenken zu überwinden, wurde aber schließlich so von ihr gewonnen, daß er ihre Ab-

*) „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde", II, 54 (Berlin 1835).

reise lebhaft bedauerte und sie später in Coppet wieder aufsuchte.

Im Kriege von 1813, während dessen sie theils in Schweden, theils in England weilte, machte ihr die begeisterte Erhebung des deutschen Volkes einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck, während übrigens ihr Herz zwischen dem Hasse gegen Napoleon und der heißen Liebe zu Frankreich qualvoll hin- und hergezogen wurde.

In London, wo sie mit großen Ehren empfangen ward, fand sie in Murray einen Verleger, der ihr 1500 Pfd. St. für ihr Buch „De l'Allemagne" zahlte. Es hatte, wie sie selbst erzählt, einen „succès fou": in drei Tagen war die erste Auflage vergriffen.

Wir können hier nicht auf den Inhalt und die Bedeutung des bekannten Werkes eingehen, dessen Hauptgesichtspunkte Lady Blennerhassett in geistreicher Weise kennzeichnet (S. 364—393), indem sie zugleich über die Aufnahme berichtet, welche dasselbe bei den Zeitgenossen fand. Es ist leicht genug für jeden, der das Buch jetzt liest, seiner Verfasserin zahlreiche Irrthümer, Misverständnisse und schiefe Urtheile nachzuweisen, und deshalb bei dem jüngern Geschlechte Mode geworden, spöttisch die Achseln darüber zu zucken. Wenn man aber bedenkt, wie schwer eine solche Anerkennung des deutschen Wesens und der deutschen Literatur für eine Ausländerin, zumal eine Französin, damals war, welch ein redliches Streben uns auf jeder Seite des Buchs entgegentritt, dem eigenthümlichen Genius des deutschen Volkes und seines Schriftthums gerecht zu werden und denselben in seinem innersten Wesen zu erfassen, so wird man ihrer Leistung so wenig wie die Verfasserin unserer Schrift Achtung und Bewunderung versagen. Es will uns fast scheinen, als habe Frau von Staël durch die Darstellung des geistigen Lebens eines Volkes, von dessen Wissenschaft, Sittlichkeit und Religiosität sie eine so hohe Meinung hegte, ihren Landsleuten, wie Tacitus in der „Germania" seinen römischen Zeitgenossen, einen Spiegel vorhalten wollen, wenn auch die Worte, welche Lady Blennerhassett auf die deutschen Gelehrten speciell bezieht: „Ces hommes sont vraiment le peuple de Dieu"*), der Gemeinschaft aller wahren Denker überhaupt gelten.

Ihr Herz freilich blieb dennoch in Frankreich. „Vergebens", sagt sie selbst, „machen wir den Versuch, das Land unserer Geburt unparteiisch zu beurtheilen; das Herz reißt sich niemals los."

In der hohen Gesellschaft Englands wurde Frau von Staël mit großer Zuvorkommenheit empfangen. Voll enthusiastischer Bewunderung für die englische Verfassung und das öffentliche Leben des Landes, verkehrte sie, wie mit den literarischen, so mit allen politischen Größen und trat mit mehreren derselben in freundschaftliche Beziehungen. Lord Byron bewunderte, liebte und verspottete sie in einem Athem. Der dritte Band ihrer „Considérations sur la révolution française" ist großentheils mit Betrachtungen über die englischen politischen Zustände erfüllt; eine beabsichtigte Schrift über die literarischen und socialen Verhältnisse, ein Seitenstück zu „De l'Allemagne", ist dagegen nie erschienen.

*) „De l'Allemagne" (2. Auflage, Paris 1814), III, 260.

Frau von Staël's Hoffnung, die Franzosen selbst würden Napoleon verjagen, war nicht in Erfüllung gegangen. Mit dem tiefsten Schmerze sah sie ihr Land von den fremden Heerscharen überschwemmt und überwunden. Als man sie zum Ende ihrer langen Verbannung beglückwünschte, rief sie aus: „De quoi me faites-vous compliment? De ce que je suis au désespoir?" — In Paris empfing sie 1814 in ihrem Hause fast alle Berühmtheiten des Tages, unter andern Lafayette, Talleyrand, die Humboldts, Karl August von Weimar und Kaiser Alexander I., der ihr gegenüber mit seinem Liberalismus prunkte und den sie als den Vertreter des Constitutionalismus und der verinnerlichten Religion bewunderte. Zu Wellington, der sie öfters besuchte, aber politische Gespräche möglichst zu vermeiden strebte, sagte sie: „Pour moi, parler politique, c'est vivre!" Aber sie fühlte sich nicht wohl im damaligen Paris, obwol gerade damals ihre hochbegabte Tochter hier in der Ehe mit dem Herzog von Broglie ein schönes und dauerndes Glück fand. Dennoch hoffte sie auf eine große Zukunft für Frankreich und erwies sich als eine schlechte Prophetin, indem sie an die Herzogin Luise schrieb: „L'histoire d'Angleterre se recommence."

Als Napoleon 1815 in Südfrankreich landete, sah sie seinen Erfolg voraus. Sie verließ Paris vor seiner Ankunft und wies eine Einladung der Regierung der Hundert Tage zurück, obwol Thiers in seiner Geschichte des Kaiserreichs das Gegentheil behauptet, da sie auch jetzt, trotz des Acte additionnel, ein freies und glückliches Frankreich unter Napoleon für unmöglich hielt. Nach Waterloo schrieb sie an ihren Freund Meister: „A l'honneur près, nous avons tout sauvé." Lange Zeit konnte sie sich, trotz einer persönlichen Aufforderung Ludwig's XVIII., nicht entschließen, nach Paris zurückzukehren; ja bei der Herrschaft des „weißen Schreckens" erwog sie die Möglichkeit, von den Bourbons geächtet zu werden. Erst nach der Auflösung der „Chambre introuvable" durch Richelieu betrat sie die französische Hauptstadt wieder, um hier bis zu ihrem Tode noch eine bedeutende Rolle zu spielen. Sie stand den älteren Doctrinärs, den Royer-Collard, de Serre, Broglie am nächsten, ohne doch alle ihre politischen Ansichten zu theilen.

Im Februar 1817 traf sie ein Schlaganfall, der eine Lähmung veranlaßte, infolge deren sie die letzten Monate ihres Lebens in einem qualvollen Zustande verbrachte, während ihre geistige Regsamkeit unvermindert blieb, bis sie am 14. Juli ein sanfter Tod erlöste. Bei der Section fand sich ihr Gehirn auffallend stark entwickelt. Ihre Hülle wurde nach Coppet gebracht.

Einige Monate nach ihrem Tode erschienen die „Considérations sur la révolution française", deren letzter

Theil nach ihren Notizen von andern ausgearbeitet ist. Das Buch verfolgt den dreifachen Zweck: die Politik ihres Vaters zu rechtfertigen, die Geschichte Frankreichs seit 1789 zu commentiren und das Programm der Zukunft zu geben. Es ist ihr politisches Testament. Die Restauration mußte nach ihrer Ansicht zum Ausgangspunkte der Revolution, zur Doctrin Montesquieu's zurückkehren, d. h. die parlamentarische Regierung nach englischem Muster zur Grundlage nehmen. Aber sie sprach doch zugleich einen starken Zweifel aus, ob es in Frankreich überhaupt möglich sein werde, die Freiheit dauernd zu begründen. Italien hat sie die nationale Einheit vorausverkündet, für Deutschland die Form des Bundesstaates als die geeignetste erkannt und herbeigewünscht. In dem unvollendeten Werke tritt, wie in ihrem ganzen Leben, überall der starke Glaube an den endlichen Sieg des Guten hervor. Sie hielt daran fest, daß sie der Welt eine Botschaft der Freiheit zu bringen habe. In Bezug auf sich selbst sagte sie zu Chateaubriand wenige Tage vor ihrem Tode: „J'ai toujours été la même, vive et triste. J'ai aimé Dieu, mon père et la liberté." „Mit Unrecht", fügt unsere Verfasserin hinzu, „hat man dies Bekenntniß unvollständig genannt. Bei den Strahlen der untergehenden Sonne versinken die Niederungen im Schatten, die Höhen bleiben vergoldet." (S. 492.)

Wir scheiden von dem Buche, in unserm Herzen das unauslöschliche Bild einer großen und edlen Frau, die wir durch das Verdienst der Verfasserin gründlich kennen und damit zugleich lieben und verehren gelernt haben, als eine jener Erscheinungen in der Geschichte unseres Geschlechts, deren Anblick reinigend und erhebend auf uns wirkt und die wie kaum etwas anderes dazu dienen, den Glauben an die Zukunft der Menschheit und an die trotz aller vorübergehenden Irrungen und Verdunkelungen immer wachsende Herrschaft der beiden Ideale Germaine Staël's, der Freiheit und der Liebe, in uns zu befestigen.

Der Werth und die Brauchbarkeit des Buches ist dadurch erhöht worden, daß die Verfasserin außer einem genauen Inhaltsverzeichniß ein höchst sorgfältig gearbeitetes, 133 Spalten umfassendes Namenregister hinzugefügt hat.

Otto Spener.

Romane und Biographisches.

1. Die Schatten. Erzählung von Karl Emil Franzos. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 6 M.
2. Ein Gottesurtheil. Roman von Elisabeth Werner. Zweite Auflage. München, Richter u. Kappler. 1888. 8. 4 M.
3. Andere Uebergangszeiten. Roman von F. Peters. Leipzig, Reinboth. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Theodor Althaus. Ein Lebensbild von Friedrich Althaus. Bonn, Strauß. 1888. 8. 8 M.
5. Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Allen Freunden gewidmet von Julius Ernst von Günthert. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 2 M.
6. Ein Kind des Volks. Schweizerisches Lebensbild von Jakob Senn. Aus dem Nachlaß herausgegeben von O. Sutermeister. Bern, Jenni. 1888. 8. 3 M. 50 Pf.

Als Karl Emil Franzos mit dem großen Romane „Der Kampf ums Recht" in die Reihe der Romanschriftsteller trat, hat er auch unter diesen nicht nur seine Eigenart, sondern auch ein specielles Schaffen sich gewahrt. Er hat in einer Reihe von Büchern sich immer die Beleuchtung eines Problems zur Aufgabe gestellt. Einfach hebt die Handlung an; ohne daß der Wahrscheinlichkeit der Geschehnisse der geringste Zwang angethan wird, spinnt sich Schlinge an Schlinge und der Knoten entsteht. Mit vollendeter Seelenkunde beleuchtet der Dichter ihn von allen Seiten; fast mit athemloser Spannung sehen wir Phase aus Phase sich folgerichtig entwickeln. „Haltet ein!" — so möchten gern wir rufen; aber wer wehrt jener Macht, die wir das Schicksal nennen, die wir so oft empfinden und nimmer begreifen! Und schließlich erkennen wir, daß wir vor Unlösbarem uns befinden, wir erkennen es in tiefster Ergriffenheit, wärmster Theilnahme voll, denn es ist nicht nur die Kunst des Erzählers, die uns mit hinreißender Beredsamkeit in den Bann genommen, es ist die Gewalt des hochsittlichen Grundgedankens, und zugleich überkommt uns die Trauer, daß es keinen Freispruch und kein Entrinnen gibt vor jenen himmlischen Mächten, die uns ins Leben hineinführen! Dann aber empfinden wir des Dichters psychologische Schärfe und seine Erfindungskunst fast peinlich. Wie Franzos im „Präsidenten" die Ehre des Mannes der Liebe des Vaters gegenüberstellt, wie er in der „Reise nach dem Schicksal" das sittliche Recht einer leidenschaftlichen Liebe zwischen Geschwistern, die nicht ahnen, daß sie es sind, zur Frage werden läßt, ist dichterisch meisterlich ausgeführt; wir fühlen uns lebhaft mit all unserm Empfinden und Denken gefesselt, aber das Gefühl der Befriedigung bleibt uns fern, im Gegentheil, als wenn wir etwas Verstimmendes gehört, wird uns schließlich zu Muthe.

Auch seiner neuesten Erzählung „Die Schatten" (Nr. 1) Grundgedanke ist ein Problem: Wie entflieht man den Schatten aus unserer Vergangenheit? Wie ist es zu verhindern, daß die böse That „fortzeugend Böses muß gebären"? Umsonst jeder Versuch, das Geschehene ungeschehen zu machen; vergeblich alles Planen und Klügeln — jede Schuld rächt sich auf Erden!

Mit einer kurzen komischen Episode (Franzos besitzt, wie jeder echte Dichter, wirklichen Humor) hebt die Erzählung an. Eine Deputation des Bürgergrenadiercorps zu Villach zieht hinaus, den Grafen Dietrich von und zu Thernstein zum sechzigsten Geburtstage zu beglückwünschen

und ihm das Ehrendiplom des hochwohllöblichen Bürgergrenadiercorps zu überbringen. Diese hohe Ehre dem „Blutrich", wie Graf Thernstein in der ganzen Umgegend den Beinamen hat! Ja, so ein Glückwunsch sammt Ehrendiplom bringt Geld in die Corpskasse und die Kasse kann es brauchen. Warum der Graf Thernstein der „Blutrich" heißt? Aus österreichischen Diensten war er in spanische getreten und hatte dort gegen die Aufständischen unmenschlich gewüthet; seine schöne junge Frau hat er ihrem Vater um eine Million abgekauft und quält sie nun zum Erbarmen; seine Töchter schindet er, daß es zu Gott schreit — so erzählen die Leute. Und bald sehen wir den „Blutrich" selbst. Als ein Mann hünenhafter und doch leicht gegliederter Gestalt, mit schön geschnittenen Zügen, die lebhaft an den Adler gemahnten — so tritt er vor uns:

Weder die Last der Jahre, noch die schlimmere Wucht eines zuchtlosen Lebens hatten diesen Nacken zu beugen vermocht; der Schritt war fest, die Bewegung gewandt, das kaum eben gebleichte Haar legte sich um eine fast ungefurchte Stirn. Das war nicht jener fahrige, zitternde, polternde Greis, von dem die Leute fabelten; wer diesen Mann voll ruhiger Würde in Miene und Geberde zum ersten male sah, mochte sich erstaunt fragen, wo die Spuren eines so unerhört wüsten Wandels geblieben, mochte in dem ernsten, stolzen Antlitz vergeblich den Dämon zu erkunden suchen, welcher diesen Menschen für sich und andere zum Fluche gemacht. Man mußte ein guter Kenner jener Runen sein, welche die Leidenschaft in das Menschenantlitz zu graben pflegt, um sich gleichwol nicht täuschen zu lassen; um die Mundwinkel lag ein Zug lüsterner Erschlaffung, zwischen den Brauen stand eine tiefe, böse Furche. Aber am deutlichsten sprach jener verborgene Dämon aus dem Blicke der großen hellgrauen Augen. Diese Augen waren jedes Ausdrucks fähig; sie konnten siegreich strahlen; sie konnten melancholisch wie verschleiert schauen; sie konnten mit stechendem, metallischem Glanze blicken; sie konnten mit warmer, tiefer Glut leuchten, aber der Ausdruck ruhiger Sicherheit war ihnen verwehrt. In diesen Augen schimmerte etwas, was an das Raubthier der Wüste erinnerte; mit drohender Gewalt fielen sie jeden Begegnenden an, aber wer ihnen kaltblütig Stand hielt, dem wichen sie scheu aus. Wenn tollkühnes Spiel mit der Gefahr Tapferkeit genannt zu werden verdient, so war dieser Mann einer der Tapfersten, die je gelebt; dem Tode hatte er oft und immer wieder ins Auge geblickt; einen ruhigen, unbefangenen Blick vermochte er nicht zu ertragen. . . .

Man sieht, der Dichter läßt es sich sehr angelegen sein, das Gerede der Leute durch seine Schilderung von vornherein zu bestätigen; aber wir fragen: Was eigentlich soll dann unser menschliches Interesse für diesen entmenschten Menschen erregen? Wir sind gar nicht im Zweifel gelassen, daß er ein Unmensch ist; wir erfahren keine einzige uneigennützig-menschenfreundliche That, nicht einmal eine edelmüthige Anwandlung von ihm. Uns erinnert der Graf Thernstein zu viel an die Helden der Ritter- und Räuberromane, um ihn nicht schlechthin dem Dichter Karl Emil Franzos zum Vorwurfe zu machen. Solche Figuren sind nicht mehr zeitgemäß; sie gehören weder in den Rahmen unserer Civilisation, noch unserer Geschmacksrichtung, und wenn sie auch mit dem glänzendsten Aufwande beredtester psychologischer Einzelzeichnung geschildert werden, können sie doch nicht ästhetisch wirken. Und trotz allen Liebreizes, trotz jenes ergreifenden seelischen Zaubers, den unglückliche edle Frauen auf unser Gemüth ausüben; trotz ihres hohen Sinnes und ihrer großen Liebe — die Gemahlin des Grafen, Sophie, geborene Baronesse Lanzenberg, läßt uns auch nicht aufathmen von den Schrecken, die ihr Gatte verbreitet; wir bleiben unter deren Wucht. Sie ist eine Erscheinung, die selbst ein Dichter nur in seinen besten Stunden schafft. Wie sie ein Kind ist und wie sie zur Jungfrau wird; wie die Liebe in ihrem Herzen erwacht und wie sie die Liebe hegt; wie ihr ganzes Sein durchdrungen ist von der Sehnsucht nach dem Geliebten und doch nimmer ihr Fuß auch nur zuckt, den Pfad der Pflicht zu verlassen, das ist alles wundervoll dargestellt; wenn der Dichter uns von seiner Heldin berichtet, dann klingt es wie in lyrischem Schwunge! Aber als sie vor uns tritt, da ist sie ihm schon ein gebrochenes, unglückseliges Weib und die Schwere ihrer Heimsuchung steht in keinem Verhältnisse zu ihrer Schuld. Für unser Empfinden ist auch das ein Fehler. Dieses echte Weib, mit den allerhöchsten weiblichen Tugenden ausgestattet, mit der Liebe und dem Muthe, mußte unglücklich werden, weil ein Schurke sie belügt und betrügt und sie schlau in den Abgrund führt, bis in dessen Tiefe ihre Lebenssonne nicht mehr scheinen kann, und dieser Schurke ist ihr eigener Vater und seine Macht über sie kommt ihm aus ihrer übergroßen Kindesliebe, die auch ihr einziges Verschulden ist. Da erwacht das Gefühl unserer Ohnmacht jener obenerwähnten Macht gegenüber mit Bitterkeit — hat der Graf Thernstein mit seinem Wahlspruche: „Thue, was dir genehm ist, aber trage die Folgen!" nicht vielleicht gar recht? Wozu dann die Tugend, wozu die Reinheit, wozu die Sittlichkeit?

Das Buch endet, wie es enden muß. Der Graf Thernstein, der wirklich sich den Muth beimaß, die Schatten seiner Thaten zu ertragen und sie zu bekämpfen: Auge in Auge, Blut um Blut! verliert sein Leben hierbei. Sophie, die Dulderin, bewahrt nicht die Energie, der Vergangenheit zu trotzen; in die Gräber, die sie hat herrichten sehen, ward auch ihre Fähigkeit, glücklich zu sein, eingesargt. Und ihre Liebe? Vielleicht gehört auch zur Liebe die Kraft, lieben zu können! Sophie ist durch die Schrecken in ihrem Leben erschöpft, auch sie kann die Schatten nicht los werden; nur für andere vermag sie noch zu leben, sich selbst nicht mehr. Das alles ist logisch, ist ein harmonisches Ausklingen der Dissonanzen; aber der Dichter rettet hierdurch sein Werk nicht mehr. „Die Schatten" weisen dieselben reichen Vorzüge wie die andern Franzos'schen Dichtungen auf; sehr viel Schönes und Hervorragendes finden wir auch hier, und dennoch gehören sie, nach unserm Dafürhalten, zu den wenigst gelungenen Schöpfungen ihres hochbegabten Verfassers.

„Ein Gottesurtheil" (Nr. 2) liegt uns schon in zweiter Auflage vor. Elisabeth Werner gehört noch immer zu den beliebtesten Schriftstellerinnen, obgleich, seitdem sie in der „Gartenlaube" ihre ersten Lorbern pflückte, gerade

das Schriftstellerthum der Frauen sehr große Fortschritte gemacht. Sie besitzt eben heute noch, was sie von Anfang an auszeichnete: Tiefe der Empfindung und Lebendigkeit der Schilderung, und mehr noch als früher hält sie jetzt sich fern von den erheblichsten dichterischen Sünden ihrer literarischen Schwestern: dem Ueberschwenglichen und der Weitschweifigkeit. Sehr verwickelt sind Elisabeth Werner's Entwürfe nicht und recht eigentliche Herzensgeschichten sind sie alle; auch das „Gottesurtheil" ist es, obgleich hier der Schauplatz der Handlung genug Stoff zu mancherlei anziehenden Episoden bietet. In Cattaro, jener dalmatinischen Festung, die zur Zeit des Aufstandes der Bergvölker Dalmatiens den Vorort für die österreichischen Truppen bildete, beginnt die Erzählung, mitten in die Schluchten und die Dörfer jener Bergwelt führt sie uns hinein, dort finden sich auch ihre Höhepunkte, dort offenbart sich das Gottesurtheil!

Edith Arlow war von Gerald von Steinach's sterbendem Vater diesem als Gattin bestimmt worden und das liebreizende Kind hatte es dem Jüngling leicht gemacht, ein gehorsamer Sohn zu sein. Dann waren Jahre vergangen; Edith's Vater, der Oberst Arlow, war Commandant von Cattaro geworden, und Gerald, den jungen Offizier, hatte endlich seines Kaisers Befehl nach dem dortigen Kriegsschauplatze gesandt: so zog er hinaus, kriegerische Lorbern und die Braut gleichzeitig zu finden. Edith Arlow empfängt ihn, ein Bild holdester Jungfräulichkeit, licht und sonnig ist ihr ganzes Wesen; neben ihr steht Danira, deren düster-ernste Erscheinung die strahlende Heiterkeit Edith's nur noch deutlicher erkennen läßt. Danira ist die echte Tochter der dalmatinischen Berge, einer Fürstenfamilie jener Völker gehört sie an; der Vater war schwer verwundet als Kriegsgefangener in die Gewalt des Oberst Arlow gerathen, die Mutter eilte mit den Kindern herbei, den Gatten zu pflegen. Man hatte es ihr gestattet; bald aber war Stephan Hessovac seinen Wunden, die Mutter dem Lazarethfieber erlegen und die Kinder hatte Oberst Arlow in sein Haus und seine Familie genommen. Den Knaben hatten seine Stammesgenossen bald aus dem Hause des Obersten entführt; es wäre eine Schande gewesen, den Fürstensohn in der Gewalt der Feinde zu lassen. Danira — es gelten die Weiber wenig bei jenen Bergvölkern — blieb dem Oberst; sie war mit Edith zusammen erzogen worden und konnte doch nicht aufhören, das Kind ihres Volks zu sein, das den Deutschen todfeindlich gegenüberstand. Und es geschah, was so oft geschieht und wofür es niemals eine Erklärung gibt: das Herz Gerald's folgte nicht seinem Verstande, es lehnte sich auf gegen alle Absichten und Satzungen, es wandte sich nicht der vorher bestimmten Braut, nicht der blonden Edith, sondern der düstern Danira zu! Keinerlei Geständniß erfolgt zwischen den dreien; nicht einmal sich selbst wagen sie klar zu legen, wie die Würfel ihres Lebens gefallen sind; aber weil sie alle drei, trotz ihres verschiedenartigen Temperaments, gleichwerthige Charaktere sind, ist ihnen die Lüge unmöglich. Danira verläßt heimlich das Haus des Obersten und kehrt zu ihrem Volke zurück; Gerald folgt dem Befehle, der ihn in die Berge zum Kampfe gegen die Aufständischen ruft, und Edith verabschiedet sich von dem Bräutigam — nicht! Er soll in der Stille ernsthaft sich prüfen, ob er ihr schriftlich versichern kann: „Ich habe Danira nicht geliebt, mein Herz gehört dir allein!" dann will sie als sein eigen glückselig an die Brust ihm sinken! Gerald aber kann einen solchen Brief nicht schreiben und endlich in der Stunde, da höchste Lebensgefahr ihm droht, da steht er Danira gegenüber, da sieht er angstvolles Flehen in der Geliebten Augen, und mitten durch Feindseligkeit und Todesgefahr leuchtet es in heißem Glücksgefühl auf in der Seele des jungen Mannes; er wußte diese Angst sich wohl zu deuten. Danira hatte ihn gerettet; in den Friedbann des Wibaquells hatte sie ihn geleitet, von dem sie ihm berichtet:

> Ich weiß es nicht! Sage, Tradition, Aberglaube mögen vor undenklichen Zeiten den Bann gewoben haben — genug, er besteht heute noch in seiner alten Kraft. Ich kannte schon in meiner Kindheit den Wibaquell und seine Friedensmacht. Später, als ich in der Ferne war, tauchte mir die Erinnerung daran bisweilen auf wie eine halbvergessene Sage, die nur noch der Märchenwelt angehörte. Seit ich zurückgekehrt bin, weiß ich, daß dies Märchen eine rettende Wahrheit einschließt. Der Quell ist geheiligt, mehr als die Schwelle irgendeines Gotteshauses. Hier ist selbst der Mörder, der Verräther sicher, hier weicht selbst die Blutrache zurück, dies furchtbare Familiengesetz unsers Volks. Noch hat keiner es gewagt, diesen Bannkreis zu verletzen, und versuchte es einer — er wäre verfemt bei all seinen Stammesgenossen!

Sie mußte den Geliebten vor der sichern Todesnoth wahren, seine Freunde wird sie ihm zur Hülfe rufen, die ihn in Sicherheit bringen; aber dann muß sie sterben, denn ihren Stamm hat sie verrathen und der Verrätherin gebührt der Tod. Es gibt kein Schwanken, beides steht für sie so fest wie die Naturgesetze.

Wir haben hier nur kennzeichnen wollen, wie Elisabeth Werner Gestalten schafft, Conflicte entstehen läßt und des Herzens Recht zu deuten weiß — das „Gottesurtheil" entscheidet selbstverständlich für die Liebenden! Es werden die Freunde der Schriftstellerin durch dieses Buch noch zahlreicher werden.

„Andere Uebergangszeiten" (Nr. 3) kennzeichnet sich seiner eigentlichen Absicht nach als eine Tendenzdichtung. Gegen den Particularismus der einzelnen deutschen Stämme macht F. Peters Front und seine Erzählung findet ihr Schwergewicht in der Beleuchtung einzelner Verhältnisse in den deutschen Reichslanden. Viel Berechtigtes kommt hier in klarer überzeugender Darstellung zum Ausdrucke, freilich auf Kosten der Fabel des Romans, weil es den Fortgang der Handlung häufig aufhält. Diese selbst ist zwar ohne epischen Schwung, aber eine gewisse Wärme des Tons können wir dem Verfasser nachrühmen, die, besonders wenn es sich um Herzensvorgänge handelt, recht anmuthend wirkt.

Wir wenden uns nun zwei biographischen Werken zu,

die als selbständige Producte wol nicht eigentlich beurtheilt werden können, die sich aber beide durch eine überaus liebevolle Behandlung des Stoffs auszeichnen, und sowol das „Lebensbild“, das uns Friedrich Althaus von seinem Bruder Theodor Althaus entwirft, als das „Charakterbild“, das Julius Ernst von Günthert von Friedrich Theodor Vischer uns erkennen läßt, sind sehr dankenswerthe Arbeiten, die uns der Verfasser selbst mit vielfacher Anerkennung gedenken lassen.

„Theodor Althaus“ (Nr. 4) gehörte zu jenen deutschen Männern, die über ihre eigene Sturm- und Drangperiode kaum hinausgekommen sind. Denker und Dichter zugleich, pflegen solche Erscheinungen wol zu den edelsten Söhnen ihres Volks zu gehören, ohne aber in die Lage zu kommen, von einem bestimmten Platze aus für das Wohl des Volks, dem sie Lebensglück und Lebenskraft zu opfern willigst bereit sind, eingreifend handelnd wirken zu können.

Theodor Althaus kann zu den hervorragenderen Vertretern der Jahre von 1840 bis 1850, jenes widerspruchsvollen Jahrzehnts deutscher Geschichte, das in der uns vorliegenden Schrift mit vielem Recht die Epoche der Hoffnung, der Erfüllung, der Enttäuschung für das deutsche Volk genannt wird, gezählt werden. Seinem Berufe nach war Althaus Theolog, seiner Anlage nach Dichter, in seinem Wirken Politiker; vor allem aber war er ein Mensch edelster Gesinnung, lautern Charakters, hoher Gedankenkraft! Sein Bruder Friedrich Althaus hofft sehr gerechtfertigt, daß dieses Bild, das er uns von dem Geiste und dem Gange des Lebens Theodors entwirft, zu der Geschichte jener Zeit nicht unwichtige Beiträge liefern wird. Seine ebenso mühevolle als gründliche und wohlgelungene Arbeit ist aber zugleich auch ein immergrüner Kranz, den er für das Grab seines Bruders gestiftet.

Die Veröffentlichung des Charakterbildes von „Friedrich Theodor Vischer“ (Nr. 5) ist wol zunächst gleichfalls als ein Act der Pietät zu bezeichnen, aber auch hier finden wir des Hochinteressanten die Fülle. Julius Ernst von Günthert widmet seine Arbeit den „Freunden“ seines Freundes Theodor Vischer und wirklich handelt es sich hier mehr um dessen Würdigung als Mensch, wie als Gelehrter, obgleich auch dieser in besonderer Beleuchtung vor uns tritt. Das Buch besteht zumeist aus Briefen Theodor Vischer's, in denen viel Neues in Bezug auf ästhetische und politische Anschauungen nicht enthalten ist. Vischer's Hauptwerke, seine „Aesthetik“ und die „Kritischen Gänge“ sind für das meiste schon der Fundort gewesen. Aber wenn wir es so persönlich von Vischer dem Freunde gegenüber äußern hören, wirkt es wie unmittelbarer auf uns, und es ist ja auch sicher häufig die Quintessenz Vischer'scher ästhetischer und politischer Anschauungen. Dann aber gibt uns Günthert auch Berichte von seinen persönlichen Unterhaltungen mit Vischer, die uns nicht nur diesen, sondern auch den Berichterstatter selbst von seiner geistigen Seite vortheilhaft kennen lehren. Von einem der vielfachen Zusammentreffen in Ulm berichtet Günthert z. B.:

Am 21. März traf Vischer bei mir ein. Seine Anwesenheit gab der grauen winterlichen Oede wieder Licht und Fülle. Persönliche Erlebnisse und Verhältnisse lieferten den Stoff zum Gespräche: R. Zimmermann, Bodenstedt-Puschkin. Trostlos erschien ihm die politische Gegenwart; an der Wissenschaft richtete er sich wieder auf. — Eine Stelle der Gudrun erschöpft den Begriff der Naivetät; Gudrun wäscht im bloßen Hemde am Meere, da kommt der Geliebte und wirft ihr seinen Mantel zu, die Blöße zu bedecken. Sie aber weist erröthend den Mantel zurück. — Vom religiösen Formenkram, vom Magischen, von der Transsubstantiation. Die Mexicaner wußten um letztere. Bei ihnen gab es eine Gottheit aus Teig mit Kindesblut zusammengeleimt, die angebetet und nach der Anbetung „gefressen“ wurde. — Florian Geyer, ein dramatischer Held. Er bleibt rein im Unreinen und versöhnt die Greuel des Bauernkriegs durch seinen Opfertod. Goethe hätte ihn zum Vorbilde nehmen sollen für seinen „Faust“, um dessen Streben menschenwürdig zu gestalten. Faust hat sicher lebhaft geträumt; hätte er in unsern Tagen gelebt, so wären ihm die Moden wol als Basilisken erschienen. — Eine Freude secirt, ist hin. Die Illusion gehört zum Genusse, diese wollen die Pessimisten zerstören. — Der Fluch des Faust gibt zu denken, es ist eine schwierige Aufgabe. Vischer glaubt nach jahrelangem Studium der Sache von der Seite der Illusion beigekommen zu sein u. s. w.

Wie Ernst von Günthert, der selbst ein beachtenswerthes dichterisches Talent besitzt, den poetischen Inhalt der Vischer'schen Vorträge zu erkennen und zu empfinden weiß, das geht aus Folgendem klar hervor. Ueber „Wilhelm Meister“ spricht Vischer:

„Der Roman kann nicht vermeiden, viel Prosa mit sich zu schleppen. Goethe hat's gefühlt: durch dies Element hindurch muß ich Blitze höherer Poesie schießen lassen! Das ist einmal die Gruppe Mignon und der Harfner. Wilhelm Meister findet ein Mädchen bei einer Seiltänzergesellschaft; es wird von dieser mishandelt. Er kauft es los und wird sein Pflegevater.... Die Mignonlieder sind herrliche Lieder Goethe'scher Dichtung. Das eine Mignonlied ist das Italien- oder Gotthardslied.“...

Die Stimme Vischer's klang jetzt rein und weich, sie glitt sanft über den Wechsel der Vocale, erhob sich anschwellend in dem „und hoch der Lorber steht“ — athmete unwiderstehliche Sehnsucht im „dahin“.. Das war kein Professor mehr, der docirte, das war ein Priester, ein Priester Apollo's, und feierliche Andacht herrschte ringsum.... Das war Musik, rauschend, prächtig, übergehend in Wehmuth, in grenzenloses Mitleid, welches die Götter noch mit dem armen Kinde fühlen, wenn sie schon zu Marmor geworden sind. Nun aber erhebt sich die Stimme wieder mit Kraft, sie nennt den Weg, den schwindelnden, über den Gotthard, die Hindernisse, die Schauer, sie zeichnet ein unübertreffliches Bild von der Macht der Elemente....

Man sieht aus diesen kurzen Anführungen schon, wie verständnißtief Günthert zuzuhören wußte, und so gestaltet sich im ganzen seine Arbeit noch zu einem Werke, dem Verfasser selbst zu reicher Ehre.

Bei dem Buche „Ein Kind des Volks“ (Nr. 6) können wir beim besten Willen einzig die Pietät anerkennen, der es seine Entstehung verdankt. Ob das Buch wirklich der schweizerischen volksthümlichen Literatur einen Dienst leistet, „indem sie dadurch eine kostbare Bereicherung erfahre“, wie der Herausgeber Otto Sutermeister behauptet, wollen wir dahingestellt lassen. Uns hat diese Selbstbiographie Jakob Senn's in manchen Theilen den Eindruck einer

recht charakteristischen Vorgeschichte gemacht, in andern aber einen unbedingt öden und langweiligen. Aufrichtig gestanden, wäre uns die Erinnerung an Goethe's „Wahrheit und Dichtung", die der Herausgeber uns nahe legt, durch das Buch selbst sicher nicht gekommen.

Albert Weigert.

Ein biblisches Epos.

Moses. Ein biblisches Epos von Wilhelm Maier. Augsburg. Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 1889. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Gedanke, den Gesetzgeber und Reformator des alttestamentlichen Bundesvolkes zum Helden eines Epos zu machen, kann wol, wie oft er auch schon in Angriff genommen ist, zu einem neuen Versuche reizen, und nachdem in jüngster Zeit der neutestamentliche Stoff in glücklichster Weise durch Bickersteth („Gestern, heute und in Ewigkeit") und E. Rutenberg („Jesus von Nazareth") eine poetische Behandlung erfahren, durfte man begierig sein, wie Wilhelm Maier seine Aufgabe, ein biblisches Epos zu liefern, lösen würde. Nach unserm Dafürhalten ist ihm die Lösung mislungen, und der Grund für dies Verfehlen einer an sich löblichen Absicht dürfte in der Zwitterstellung zu suchen sein, welche der Dichter von vornherein seinem Werke anweist. Er wünscht dasselbe in doppeltem Sinne als eine Art Jubiläumsschrift aufgefaßt zu sehen: „als ein unlieb verspätetes Huldigungslibell für den heiligen Vater Leo im Jubeljahre 1888, aber auch als ein ernstes Jubiläumsmemento für das Jahr 1889, wo die Revolution ihr erstes Centenarium zu feiern sich anschickt". Eine ultramontane Tendenz also hat diese Dichtung wo nicht eingegeben, doch so wesentlich beeinflußt, daß die Anlegung eines rein poetischen Maßstabes sich überall gehindert und durchkreuzt sieht durch eine aufdringliche Geschichtsauffassung nach dem Recepte Janssen's, und „Moses" muß fort und fort dazu herhalten, für die bekannte Kaplansanschauung von der Reformation als einem zweiten Sündenfalle Propaganda zu machen, bei dem es nur auf Plünderung der Kirche und Schmälerung ihres Gnadenreichthums abgesehen war. Dieser Mangel aber der Dichtung, welcher jedem Unbefangenen, der jene beschränkte, durch die offenkundigen Thatsachen widerlegte Anschauung nicht zu theilen vermag, auch das wirklich Schöne, was die vorliegende Dichtung stellenweise bietet, verleiden muß, entspringt dem Grundfehler, daß der typischen Auffassung der alttestamentlichen Geschichte überhaupt ein viel zu weiter Spielraum vergönnt wird, auf dem sich die subjectivste Willkür schrankenlos tummelt und in der reichs- und weltgeschichtlichen Ausdeutung des biblischen Stoffs wahre Orgien feiert. Die ganze mosaische Geschichte zerfällt dem Verfasser in einen christologischen Theil, der bis zu der Gesetzgebung auf Sinai reicht, und einen ecclesiastischen, der vornehmlich die kirchliche Dogmengeschichte und die religiösen Kämpfe der christlichen Zeit bis zur Gegenwart vorbildet. Aaron ist Vorbild des Papstes mit seiner dreifachen Amtsgewalt, Mosis Diener Josua, welcher seinen Herrn vor das Lager hinausbegleitet, ein Urbild der Maria und Johannis, weil sie angeblich den Heiland auf seinem Leidensweg nach Gethsemane begleiten. Die Worte Mose 2 Mos. 33, 12 fg. sind ein Gegenbild der Worte Jesu vom Kreuze, das Wunder der Felsenöffnung durch Moses weist mit unverkennbarer Deutlichkeit auf den Kalvarienberg hin und auf den Fels der unfehlbaren Kirche, d. i. den römischen Papstbischof. Und es kommt noch besser: bei der Lagerordnung der Israeliten 4 Mos. 7, 48 fg. sollen die Söhne Joseph's Stellvertreter jenes Theils der Juden sein, die gleich in der Apostelzeit Jesus Heeresfolge leisteten; am Ende der Zeit, am neunten Tage, gleichsam zu Beginn einer neuen Völkerwoche, kommt auch Benjamin und zieht die noch übrige Masse der Heiden nach. Die Brandstätte nächst dem Sinai soll an das zerstörte Jerusalem erinnern, Moses, wie er nach dem siegreichen Kampfe gegen Amalak mit Jethro zusammentrifft, ein Bild des ewigen Vaters sein, der bei der Himmelfahrt zu seinem Sohne spricht: „Setze dich zu meiner Rechten!" Der Verfasser hat sogar herausgebracht, daß in dem Schicksale der in den Lustgräbern ihren Tod findenden Ungläubigen die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte bis zu dem Siege der germanischen Völker über die altrömische Weltherrschaft gezeichnet ist. Das Element der Fäulniß sind die heidnischen Wahnsysteme und Philosophenschulen, das Salz der Erde die christlichen Apologeten und Kirchenlehrer, besonders Eldad und Medad — auch das weiß der Verfasser — versinnbildlichen die große Erscheinung des Einsiedlerlebens und Mönchthums. Die Auflehnung der Kundschafter, die nach Kanaan geschickt werden, erinnert ihn an die Wirren der Reformation, die sich ein abgeschwächtes, mehr oder minder verweltlichtes (sic!) Christenthum als Theil erwählte; die Rotte Korah aber und der Aufruhr Dathan's und Abiram's weisen auf die Revolution hin, gegen deren Ansturm der Stellvertreter Christi, Papst Leo, zum Glück den grünen Aaronszweig schon in der Hand hält: die beiden Dogmen von der unbefleckten Empfängniß und der Unfehlbarkeit des Papstes (!).

Wir übertreiben nicht. So steht wörtlich in den erläuternden Nachträgen, die zu näherm Verständnisse der Dichtung dienen sollen, geschrieben. Da braucht man sich denn auch nicht weiter zu verwundern, wenn der gelehrte Theolog, der schon vor zwölf Jahren ein Schriftchen: „Moses und Christus", herausgegeben hat, die Bundeslade mit den zwei Tragstangen und den vier Ringen an den Ecken dem Crucifix vergleicht, das den vorzüglichsten Schmuck der katholischen Gotteshäuser und zwar des

allerheiligsten Ortes derselben, des Tabernakels, bildet; oder wenn er vor dem erblühten Aaronszweig einen Hymnus auf den Unfehlbaren und seine allerseligste Jungfrau anstimmt:

> Irrthumsfrei gibt es nur einen,
> Eine nur, die unbefleckt!
> Thoren, die noch anders meinen,
> Seht den Stab, den Gott erweckt!

An der geschichtlichen Treue versündigt sich der Verfasser auch noch anderwärts. Die Israeliten läßt er in Gosen beim Grubenwerk beschäftigt sein und redet von der Berge dunkelm Schacht, ja von Erzgebirgen, die Marmor führen. Mosis Wiege läßt er dort, wo die Pharaonentochter ihre heilige Waschung vorzunehmen pflegt, von Krokodilen und Schlangen umgeben sein. Aaron läßt er die Schlange, die als Satan Beute sucht, dem Untergang weihen, obwol sie ja doch der verwandelte Gottesstab ist, mit dem Moses auf seine segnenden Heilswunder wirkt. Der ägyptische Oberpriester Halfi soll den Abzug der israelitischen Frauen widerrathen, „weil die Juden stillverstohlen einem Wunderweib vertrauen". Der Mosesstab wird gelegentlich von dem Pharao eine Pandorabüchse genannt, und an anderer Stelle äußert Pharao gegen Moses und Aaron:

> Ihr seid fest mit dem im Bunde,
> Der im Hades Schwefel braut!

Darstellung und Sprache sind gefällig, nicht selten aber verleitet auch den Verfasser seine Gewandtheit in der Reim- und Versbildung zu Flickworten und Nothreimen, und es fehlt selbst nicht an sprachlichen und rhythmischen Unrichtigkeiten und Härten. „Wehe, wer ums heilige Sollen Gottes Diener falsch bestiehlt!" — was heißt das? Oder was ist dabei zu denken, wenn es von den Aegyptern unter der Plage der Finsterniß heißt: „Was die Edeln weit verfluchen, schlürfen dürstend sie hinein." Von einer israelitischen Witwe, die ihren einzigen Sohn als Leiche aus den Fluten zieht, wird gesagt: „Todt noch glaubte sie gefunden einen Schatz an ihrem Kind"; S. 43 begegnen wir dem Vers: „Gleich als wäre halbgeplündert ihrer Herrlichkeit der Welt"; S. 48: „Bis Gott seinen Zorn befreit", d. h. entfesselt. Die Wanderschuhe „sohlen", dabei wird auch ein jeder eher an die Arbeit des Schusters denken, als daran, daß das Anlegen an die Fußsohle gemeint ist. Ungebräuchlich ist S. 33 die Wendung: „die Begeistrung hält nicht nach", ungewöhnlich die Wendung „hier bald dort" statt bald hier, bald dort, unschön die Form „schnobbert" statt schnöbert, unrichtig sind die Formen „Bille", die auf „Stille" reimen soll, umrangen als Imperfectum zu „umringen", gen = gegen, außer in ganz wenigen Verbindungen, frägst und frug, als ob „fragen" der starken Conjugation folgte.

Ein bloßer Nothreim ist's, wenn es von Lucifer's Namen heißt: „Gestern so schön — heute obscön", denn obscön ist dieser Name durchaus nicht. Durch ihre Unreinheit stören Reime wie: Götter — Köter, gerettet — getödtet, getreten — retten, mit — sieht, Masse — Manasse, kömmt — hemmt. Wenn aber Mose die Worte in den Mund gelegt werden:

> Einst wird alle Welt erzählen
> Eures Glückes Sturz und Krach —

so zeigt dieser Börsenausdruck von wenig Geschmack, wenn es auch ein Jude ist, der ihn braucht. Und nicht viel geschmackvoller ist das S. 48 gebrauchte Bild, wo es von einem bösen Werke in der vierten Strophe lautet:

> Während er (Gott) drauf niedersieht,
> Darf es auf der Erde kriechen,
> Und wie er die Hand erhebt,
> Muß es allsogleich versiechen,
> Daß es todt zusammenbebt.

Man sieht, auch nach der formalen Seite erheben sich so viel Anstände, daß der Genuß der vorgelegten Verse ein recht zweifelhafter wird und Wilhelm Maier für uns aus der Reihe der deutschen Dichter, auch der römischen, ausscheidet.

Carl Sallmann.

Allerlei Pädagogisches.

1. Zur Duellfrage. Von A. von Oettingen. Dorpat, Karow. 1889. 8. 2 M.

Das Schriftchen des bekannten Socialethikers behandelt diese nicht blos in Dorpat „diesem Chimborasso der Pistolenduelle", sondern auch bei uns brennende Frage mit viel Geist und Ernst.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung den gegenwärtigen Stand der Frage besprochen und dabei besonders betont, daß es hierbei mit äußerlichen Zwangsmitteln nicht gethan sei, geht er im ersten Kapitel dazu über, eine geschichtliche Entwickelung des Duellwesens zu geben. Er bezeichnet das Duell als „eine auf Uebereinkunft beruhende Form des Zweikampfes, wo der einzelne für die wirklich oder vermeintlich angetastete persönliche Ehre sein Leben einsetzen zu müssen glaubt, um den Makel einer Beleidigung abzuwaschen oder seine gesellschaftliche Stellung zu wahren." Er zeigt, wie im Alterthum der vaterländische Sinn der Griechen und der praktische Rechtssinn der Römer es zur Entwickelung des Duells nicht haben kommen lassen. Denn ihre Zweikämpfe waren etwas anderes als unser Duell. Auf biblischem Boden versteht sich die Verurtheilung der Unsitte von selbst. Doch warnt der Verfasser in treffender Weise, gewisse christliche Vorschriften, so die Auslegung des fünften Gebotes in der Bergpredigt u. a. m. zur Behandlung dieser Frage herbeizuziehen, da dies nur verwirrend wirken könne, bez. den Vertheidigern des Duells Waffen in die Hände liefere. Die Entstehung des Duells erblickt Oettingen im Faustrechte, in der Blutrache, der

Familienfehde, im Gottesurtheil, in patriotisch-politischen Zweikämpfen und turnierartigen Kampfspielen. Nun verfolgt er die Entwickelung dieser Sitten, bez. Unsitten, bis zum Heranswachsen unseres Duells zugleich in den verschiedenen Ländern, wobei wir erfahren, wie nur Skandinavien und England diese Krankheit überwunden haben. Im zweiten Kapitel gelangen wir zur principiellen Erörterung. Gleich zu Anfang erklärt er als einzig sicheres Heilmittel: moralischer Muth der Ueberzeugung, charakterfeste Persönlichkeit, geläuterte öffentliche Meinung und vertiefte christliche Anschauung. Dabei läßt Oettingen dem Duellantenthum Gerechtigkeit widerfahren durch Hervorheben verschiedener Momente, die in dieser Erscheinung nicht ohne weiteres zu verdammen sind, so die persönliche Ehre, der ehrenfeste Muth, die Anschauung, für das Gut der Ehre selbst das Leben einzusetzen. Doch weist er die schließliche Unhaltbarkeit dieser Anschauung in einer Weise nach, der niemand seinen Beifall versagen kann. Besonders lesenswerth ist, wie er im dritten Kapitel die Schuld der verschiedenen Gesellschaftsklassen, insbesondere auch der Frauenwelt, an dem fortwuchernden Uebel aufdeckt, wie er nachdrücklich auf eine Reformation der gesammten Anschauung und Werthung des Duells dringt. Am ehesten könnte der Leser hinsichtlich der am Schlußkapitel enthaltenen Vorschläge zur Ueberwindung des Uebels anderer Ansicht sein als der Verfasser. Oettingen schlägt nämlich vor, das Duell „nicht unbedingt abzuschaffen“, sondern es namentlich in akademischen Kreisen nach dem erfolgten unbedingt verbindlichen Spruch eines Ehrengerichts, das nur auf Ehrenerklärung, bez. Abbitte, erkennen kann, als „Hieberzweikampf oder Ehrengefecht“ fortbestehen zu lassen. Es ist sehr zu fürchten, daß ein solcher Ehrenzweikampf vom gewöhnlichen Duell sich kaum unterscheiden würde. Doch legt der Verfasser den Hauptnachdruck auf die schon erwähnten Heilmittel: sittlich ernste Persönlichkeit und geläuterte christliche Anschauung. Jedenfalls bringt das Büchlein alle hierher gehörigen Gesichtspunkte zur Sprache und gibt Anlaß und Anleitung, sich über die Frage ein Urtheil zu bilden.

2. Erläuterungen ausgewählter Werke Goethe's. Für die obersten Klassen höherer Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht. Von Paul Klaucke. Drittes Heft. Berlin, W. Weber. 1888. 8. 2 M. 80 Pf.

Von diesen Erläuterungen liegt uns das dritte Heft vor, das die „Iphigenie auf Tauris“ behandelt. Es ist ein stattliches Buch, uns allzu stattlich. Denn wenn Werke dieser Art ohnehin mit einer in der Leserwelt weit verbreiteten Abneigung zu kämpfen haben, so trägt ein solcher Umfang nicht dazu bei, dem Buch Leser und Käufer zu gewinnen. Doch soll damit über seinen Inhalt nichts gesagt sein. Wer die nöthige Zeit zum Studium des Schriftchens findet, wird es nicht ohne Nutzen aus der Hand legen.

Die Anlage ist folgende. In der ersten Hälfte werden die einzelnen Acte und Scenen besprochen, und zwar in der Art, daß der Verfasser von jeder Inhalt und Gliederung mit einer kurzen Zusammenfassung des Grundgedankens gibt und eine oft außerordentlich ausführliche Abhandlung über die Bedeutung der Scene folgen läßt. Die einzelnen Acte werden noch als Ganzes beleuchtet. Der Verfasser bemüht sich, seinen Lesern das, was er sagt, klar und übersichtlich zu geben. Ob er darin nicht etwas zu viel gethan, bez. dem Leser zu wenig Dispositionsgabe zugetraut hat, sei dahingestellt. Zuletzt sucht er auch noch den Grundgedanken des ganzen Dramas anzugeben. Hier fühlt er selbst das Bedürfniß, seine außergewöhnliche Weitläufigkeit zu vertheidigen. Denn dieser Grundgedanke ist zu einer kleinen Abhandlung angeschwollen. Den Schülern dürfte mit ihr nicht sonderlich gedient sein.

Der zweite Theil: „Die Eigenthümlichkeiten der Form des Dramas“, sucht in wirklich belehrender Weise das Moderne des Dramas darzulegen, trotz dem alterthümlichen Inhalt und mancher damit gegebenen alterthümlichen Form. Trefflich ist die Ablehnung des Vorwurfs, daß auch in diesem modern geplanten Drama Goethe den französischen, bez. griechischen Dramatikern in der Einhaltung von Einheit des Orts, der Zeit und der Handlung gefolgt sei. Denn was manche seiner Zeitgenossen als tadelnswerthe Abhängigkeit von andern erklärten, ergibt sich, wie der Verfasser nachweist, als das einzig Natürliche und darum auch voll Berechtigte.

An eine kurze lebendige und anschauliche Auslassung über „Iphigenie im Kampf mit menschlichen Gebrechen“ reiht sich der längere Abschnitt, der zum Besten des Buchs gehört: „Alter und neuer Glaube in Goethe's Iphigenie“. Verfasser weist nach, daß Iphigenie eine durchaus geläuterte religiöse Vorstellung besitzt. Wenn sie auch von Göttern redet, so könnten manche ihrer Gebete und Worte von einem Christen unschwer gedacht und gesprochen sein, und er sucht den Weg zu zeigen, auf dem Iphigenie zu diesem geläuterten Glauben an die Gerechtigkeit und Liebe der Götter gelangt ist, und findet den Hauptfactor für die Reinheit ihrer religiösen Vorstellungen in der Persönlichkeit Iphigeniens.

In dem nicht für Schüler bestimmten Schlußabschnitte wird endlich die Frage erörtert, in welchem Zusammenhang das Drama mit dem Leben des Dichters stehe, da nach Goethe's eigenem Ausspruch in seinen Werken „kein Buchstabe ist, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre“.

3. Haus und Schule. Pädagogische Skizzen von Friedrich Czieschl. Allen Müttern gewidmet. Riga, Kymmel. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

In wirklich liebenswürdiger und sachgemäßer Weise behandelt das Schriftchen die freilich nicht neue, darum aber nicht weniger wichtige Frage, wie zwischen Haus und Schule die Beziehung zu erhalten sei, welche beiden Theilen zum Segen gereicht. Verfasser wendet sich vor

allem an die Mütter, weil bei ihrer hochwichtigen Stellung im Hause sie vor allem es sind, welche zu einer ersprießlichen Beziehung zwischen Haus und Schule mitwirken müssen. In neun Abschnitten werden die verschiedenen hierher gehörigen Fragen durchgesprochen, so im zweiten Abschnitt die Ueberbürdungsfrage. Wenn er hier auch einzelne Lehrer nicht frei spricht von Verfehlungen, so weist er doch von der Schule als ganzem jede Schuld ab, sucht dagegen im dritten Abschnitt in „Theilung der Arbeit" eine Lösung der Frage zu geben. Ein weiterer Abschnitt ist dem Umgange mit Kameraden gewidmet, wo der Verfasser ganz besonders ein Hand-in-Hand-Gehen von Haus und Schule für wünschenswerth hält, wie er an einigen Beispielen aus seiner Lehrererfahrung nachweist. „Beschäftigung während der freien Zeit" heißt der fünfte Abschnitt, dessen Wichtigkeit er durch das Dichterwort erhärtet: „In müßiger Weile schafft der böse Geist." Ein schweres Unrecht, das vom Hause der Schule gegenüber begangen, ein ebenso schwerer Schaden, der dem Schüler selbst zugefügt wird, wird vom Verfasser unter „Kritik über die Schule am Familientisch" besprochen, eine Unsitte, in welcher der Verfasser die Vernichtung allen Autoritäts- und Pietätsgefühls im Herzen des Schülers erblickt, und mit Recht. Ein weiteres wichtiges Kapitel handelt „von den Vergnügungen, die wir unsern Kindern gestatten möchten". Hier zieht der Verfasser mit berechtigter sittlicher Entrüstung gegen die jämmerlichen Kinderbälle zu Felde, die schuld seien an der unseligen Verschiebung der Lebensstufen und ihrer Anschauungen: „Der Knabe ist Jüngling, der Jüngling Mann, der Mann Greis, der Greis — ein komisches Nachspiel." So warnt er auch vor Concertbesuch, empfiehlt dagegen merkwürdigerweise den Besuch des Theaters, dessen Berechtigung auch für Kinder er damit begründet, daß die Seele in den Vergnügungen des Knaben das Wort, selbstverständlich das gute, bilden soll. In den zwei letzten Abschnitten handelt er vom Ausbleiben Krankheit und häuslicher Umstände halber und hält dem Hause die ernste Verantwortung vor die Seele, die es durch leichtsinniges und unnöthiges Zurückbehalten des Schülers von der Schule auf sich ladet. Des Verfassers Ueberzeugung ist, daß das Ausbleiben unter allen Umständen schade, oft unersetzlich schade und durch keine Privatarbeit wieder ganz eingebracht werden könne. Und jeder Unterrichtete ist hierin mit ihm gleicher Meinung.

Neu sind die Fragen nicht, welche der Verfasser behandelt, doch gelöst sind sie noch weniger. Auch an seinem Theile hat der Verfasser ein Stück zur Lösung beigetragen.

4. Mensa-Cultus. Pädagogische Ketzereien eines Unbefugten. Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei A.-G. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

So lautet der etwas seltsame Titel einer Broschüre, die gegen die Vorherrschaft des Lateinischen, überhaupt der sogenannten classischen Bildung in unsern Lehranstalten ankämpft und Besseres an ihre Stelle gesetzt zu sehen wünscht. Verfasser bespricht zuerst, was er unter Mensa-Cultus versteht, nämlich die sinnlose Vergötterung der lateinischen Sprache, die auch heute noch in der Regel, nicht wie es vernünftigerweise doch sein sollte, als Mittel zum Zweck, sondern als Selbstzweck angesehen und betrieben wird. An der Hand der Geschichte zeigt er, wie es gekommen, daß die lateinische Sprache diese Herrschaft ausüben konnte, wie es aber heute im Zeitalter der Naturwissenschaften, überhaupt der vielseitigsten Bildung an der Zeit sei, diesen Bann zu brechen. Daran schließt sich in möglichst dunkeln Farben die Ausmalung der Folgen des Mensa-Cultus. Da ist vor allem eine unnatürliche verderbliche Ueberbürdung. Denn wenn noch im Zeitalter des Humanismus es genügte, ein guter Lateiner zu sein, so kann sich die Schule heute den Anforderungen nicht mehr entziehen, die von andern Seiten an sie gestellt werden. Die nothwendige Folge davon ist aber Ueberladung mit einem erdrückenden Wuste von Kenntnissen, die der arme Schüler in sich aufnehmen muß, und eine weitere Folge zerrüttete Nerven, geschwächte Denkkraft, ein siecher Körper. Von welchem Hasse der Verfasser gegen die bisherige Art des Unterrichtsbetriebes erfüllt ist, geht aus dem Satze hervor: „Die Idealismussimpelei der alten Sprachen tödtet die Idealität der modernen Culturmenschen." Im letztern Abschnitte geht der Verfasser daran, an die Stelle des unbrauchbaren Alten ein besseres Neues zu setzen. Sein Plan ist eine Vorschule von zwei bis drei Jahren, beginnend mit dem fünften Lebensjahre; Ziel: Ausbildung des Körpers durch Spiel und Turnen, Aneignung der elementaren Kenntnisse, Lesen, Schreiben und Rechnen mit den vier Species, vor allem aber Bekanntschaft mit der germanischen Sagenwelt. Verfasser weissagt dieser Methode mit unbedingter Gewißheit wunderbare Erfolge. Dann folgt die Vollschule, sechs Klassen je zwei Jahrgänge umfassend. Hier werden fremde Sprachen getrieben, auch das verpönte Latein und Griechisch, aber alles etwa nach verbesserter Toussaint-Langenscheidt'scher Methode, durch die sich die Sprachen spielend erlernen lassen. Den Mittelpunkt muß auch in dieser Zeit das Deutsche, theils als Literaturgeschichte, theils als Aufsatz oder Rhetorik einnehmen. Geographie und Geschichte werden mit Weglassung alles unnöthigen Zahlen- und Datenmaterials gegeben, und wo letztere noch nöthig sind, mit Hülfe der Mnemotechnik. Zur Moral thut der Verfasser den bezeichnenden Ausspruch: „Dem Primaner muß schon derjenige als ein ganz erbärmlicher Wicht erscheinen, der nicht immer eingedenk ist, dem man nicht zutrauen kann, daß er es verstehen werde, seinen Enkeln einen gesunden und klugen Großvater zu erhalten." Geschlossen wird mit einem düstern Zukunftsbilde von Umwälzungen, gegen welche Reformation, Dreißigjähriger Krieg und Französische Revolution wahrer Kinderstubenstreit sein werden. Daß aber aus diesem Wettkampfe die Deutschen, wie sich auch zieme, als Sieger hervorgehen,

dafür haben wir auf dem vom Verfasser vorgezeichneten Wege zu sorgen.

5. Die Reform der Universitäten. Von Johannes Flach. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. 1888. 8. 80 Pf.

Nach einer sehr langen allgemein gehaltenen Einleitung über „schwarze Flecke und Verfinsterungen am Himmel unserer Universitäten" geht der Verfasser auf die einzelnen Misstände ein, in erster Linie den Niedergang des juristischen Studiums. Der Jurist hat nach ihm weder Berufswissen, noch allgemeine Bildung. Hierzu kommt die Sucht, sich mit öffentlichen Dingen zu befassen und politisch thätig zu sein, was der Vorbereitung für das eigentliche Amt nicht förderlich ist. Weiter wird das Streberthum der Professoren gegeißelt, das sich auf die Schüler vererbt und dann draußen in der Praxis in bekannter Weise zu Tage tritt. Der Verfasser weiß hier nicht schwarz genug zu malen. Nach der Juristerei kommt die Medicin an die Reihe. Zwar fährt sie besser, aber für die Zukunft wird auch ihr nichts Gutes geweissagt. Ganz schlimm geht es der Philologie, des Verfassers eigenstem Gebiete, wobei er es nicht unterlassen kann, an „den südlichen Gebirgen" in hämischer Weise seine üble Laune auszulassen. Kürzer werden die Heilmittel abgehandelt. Für die Juristen vierjähriges Studium, für die Mediciner Verlegung des naturwissenschaftlichen Stoffs schon in die Gymnasialzeit, in der Universitätszeit Einführung von allgemein bildenden Vorlesungen; in der Philologie anstatt kleinlicher Nörgeleien wirklicher wissenschaftlicher Geist, im Universitätsleben überhaupt mehr Fleiß und Eindämmung der Faulfreiheit, in die die Lernfreiheit sich verkehrt hat. Im zweiten Abschnitte unterzieht der Verfasser die Wahl der Lehrer einer scharfen Kritik, indem er vom Nepotismus redet, der gegenwärtig, wiederum besonders in Süddeutschland, im Schwange gehe. Sein Vorschlag ist, daß die Regierung die Sache allein in die Hand nehme. Außerdem wünscht der Verfasser eine Aenderung in der Vorbildung zum akademischen Berufe. Der dritte Abschnitt behandelt die Honorarverhältnisse. Verfasser macht auf die Ungleichheit der Einnahmen aufmerksam, sucht dieselbe durch Vorschläge, an deren Durchführbarkeit aber Zweifel gestattet sein muß, zu beseitigen, und, wie er zum Schlusse bemerkt, der materialistischen Richtung an unseren Hochschulen entgegenzuwirken, zu idealern Aufgaben und idealerm Streben zurückzuführen.

6. Die Herbart-Ziller'schen Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Religionsunterricht von H. Berger. Altenburg, Dietz. 1888. Gr. 8. 50 Pf.

Der Verfasser bespricht die Herbart-Ziller'schen Aufstellungen zunächst ganz kurz, soweit sie sich theils auf Erziehung und Unterricht überhaupt, theils auf den Religionsunterricht insbesondere beziehen. Während er Ziller mit seiner Bestimmung des Ziels aller Erziehung als der religiös-sittlichen Charakterbildung Herbart gegenüber recht gibt, für welchen dieses Ziel eben die absolute Tugend ist, stimmt er mit Herbart nicht zusammen über den Weg, welchen er einschlägt, dieses Ziel zu erreichen. Verfasser geht auf die psychologische Grundanschauung Herbart's von der leeren Seele zurück, die erst mit Vorstellungen erfüllt werden muß, während die übrige Entwickelung dann ganz von selbst nach rein mechanischen Gesetzen vor sich geht. Auch Ziller ist mit diesen Aufstellungen Herbart's nicht einverstanden. Doch ist beiden bei ihrer Erziehungskunst gemeinsam das Gewicht, welches sie auf das Erwecken von möglichst starkem und vielseitigem Interesse legen, ein Vorzug ihrer Methode, welchen Verfasser bereitwillig zugesteht. Ziller sucht sein Ziel zu erreichen durch Aufstellung eines concentrirenden Mittelpunktes, und zwar eines Gesinnungsstoffs; so kommt er entsprechend den acht Schuljahren zu acht sogenannten culturhistorischen Stufen, von welchen die beiden ersten sind Märchen und Robinson. Hiergegen wendet sich der Verfasser und weist nach, wie diese culturhistorischen Stufen theils verspätet, so das Märchen, theils verfrüht sind, so Robinson, theils sind sie ein Hinderniß, für die frühern Jahre religiöse Stoffe zu behandeln, die dem Kinde nicht entzogen werden dürfen. So das Leben Jesu, das nach des Verfassers Ansicht viel zu spät in den Unterricht eintritt. Kindergottesdienste und Sonntagsschulen nach amerikanischem und englischem Muster, welche nach Ziller diesem Mangel abhelfen sollen, verwirft der Verfasser als Ersatz. Den acht culturhistorischen Stufen setzt er als nach seiner Meinung auch heute noch am Platze seiend entgegen die Stoffauswahl nach concentrischen Kreisen. Schließlich gibt der Verfasser noch eine Beurtheilung der fünf formalen Stufen. Dieselben sind: 1) die Analyse oder Vorbereitung des Stoffs, 2) die Synthese oder Darbietung, 3) die Association oder die Verknüpfung, 4) das System oder die Zusammenfassung der allgemein gültigen begrifflichen Resultate, 5) die Methode oder Anwendung. Er erkennt das Gute an dieser Art voll an, bemerkt aber mit Recht, daß sie in der Regel beim tüchtigen Lehrer, wenn auch als Ausfluß bloßen Taktgefühls, sich von selbst ergeben werde. Denn „nicht die Methode macht den Lehrer, sondern der Lehrer macht die Methode".

7. Vierhundertdreißig deutsche Vornamen, als Mahnruf fürs deutsche Volk zusammengestellt von Hermann Voll. Leipzig, Fock. 1889. 8. 50 Pf.

Ein kleines, aber wirklich verdienstvolles Schriftchen. In einer kurzen Abhandlung geht der Verfasser unserm Hange zu fremdländischem Wesen auch in der Namengebung zu Leibe, thut das aber nicht blos verurtheilend, sondern sucht in der Sache Wandel zu schaffen durch Beigabe eines inhaltreichen Namensverzeichnisses, in welchem die schönsten unserer deutschen Vornamen, 430 an der Zahl, angegeben und kurz erläutert sind. Vielleicht fühlt mancher Vater und manche Mutter sich veranlaßt, diese wirklich schönen Namen wieder mehr zu Ehren zu bringen,

während der Besitzer eines solchen Namens dem Verfasser für seine Erklärung desselben gewiß dankbar ist.

8. Beim Lichtspan. Erzählungen von Emil Frommel. Barmen, Klein. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.

Auch diese Erzählungen des beliebten Jugendschriftstellers zeichnen sich durch ihre frische, echt volksthümliche Art und ihren guten Humor aus. Es sind fünf kürzere Geschichten, die hier aus dem Leben heraus erzählt werden, darunter auch allerhand Hochzeitsgeschichten, anmuthig und leicht zu lesen. Sie eignen sich besonders auch zur Anschaffung von Jugendbibliotheken. A. Landenberger.

Zur Literaturgeschichte.

Geschichte der ungarischen Literatur. Von Johann Heinrich Schwicker. — A. u. d. T.: Geschichte der Weltliteratur in Einzeldarstellungen. Zehnter Band. Leipzig, Friedrich. 1889. Gr. 8. 15 M.

Die Weltliteratur ist die Weltversöhnung! In dem erhabenen Zeichen der Weltversöhnung haben sich jene wackern Männer geeinigt, welche sich zur Herausgabe einer Geschichte der Weltliteratur zusammengethan haben. Das schöne Unternehmen ist jetzt bis zum zehnten Bande gediehen. Derselbe kommt einem ganz besonders dringenden Bedürfnisse entgegen, denn er enthält, was wir Deutsche bisher völlig entbehren mußten, eine Geschichte der ungarischen Literatur aus der Feder Johann Heinrich Schwicker's. Der Verfasser führt uns in geschmackvoller, anmuthender und anspruchsloser Darstellung ein auf gründlichen Quellenstudien beruhendes Bild der organischen Entwickelung der ungarischen Literatur unter besonderer Berücksichtigung der dichterischen Schöpfungen aus der neuern Zeit vor. Er zeigt uns, welche Ideen in jedem Zeitraume die führenden Geister der ungarischen Nation bewegt, mit welchen Stoffen sie sich beschäftigt, wie die jeweilig herrschenden europäischen Geistesströmungen auf sie eingewirkt, wie sie selber ihre Zeit, die Mit- und Nachwelt beeinflußt haben, und welcher ästhetische Werth ihren Werken innewohnt. Er zieht aber auch neben den jeweiligen literarischen Hervorbringungen die gleichzeitigen öffentlichen Culturzustände Ungarns in Betracht, um den innigen innern Zusammenhang jener mit diesen darzuthun, um den Beweis zu führen, daß die literarischen Erzeugnisse in Ungarn Kinder ihrer Zeit sind, den Stempel des Landes und der Leute tragen, in welchem und unter welchen sie das Licht der Welt erblickt haben. Also bewährt sich auch in der Geschichte der ungarischen Literatur die Anschauung Gustav Freytag's, wonach ein jedes Menschenleben, auch das kleine, einen Theil seines Inhalts an die Nation abgibt und in jedem Menschen ebenso hinwiederum ein Stück der schöpferischen Gesammtkraft der Nation zum Ausdruck und zur lebendigen Fortentwickelung gelangt. Der Mann und das Volk! In dem unaufhörlichen Einwirken des Einzelnen auf das Volk und des Volkes auf den Einzelnen verläuft das Leben der Nation. Je kräftiger, vielseitiger und ursprünglicher die Individuen ihre Menschenkraft entfalten, desto mehr vermögen sie zum Besten des Ganzen abzugeben, und je mächtiger der Einfluß ist, welchen das Leben des Volks auf die Individuen ausübt, desto sicherer wird die Grundlage für die freie Bildung des Mannes. Nach unendlich vielen Richtungen äußert sich die schaffende Kraft des Menschen, aber die letzte Bedingung aller andern Tüchtigkeit ist und bleibt die politische Bildung des Einzelnen und des Volks durch den Staat; denn Geist, Gemüth und Charakter werden durch das Staatsleben beeinflußt und gelenkt. Bernhard Münz.

Feuilleton.

Im Verlage von Paul Kittel in Berlin erscheint in der Ausstattung des jüngst besprochenen Werks „Unser Fritz" vom gleichen Verfasser Hermann Müller-Bohn „Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit", in 12 Lieferungen zu 50 Pf. Das vorliegende erste Heft weist die rühmlich bekannte Schreibart des Biographen auf und bringt unter anderm von den 16 verheißenen Porträts und 30 Vollbildern eine gute Photographie des Generalfeldmarschalls, die Capitulationsverhandlungen zu Donchery nach Anton von Werner und Moltke vor Paris nach Otto Fikentscher.

— In der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter) in Hamburg erscheint ein neues „Kritisches Jahrbuch", von Heinrich und Julius Hart herausgegeben, in zwanglosen Heften (8—10 Bogen) zu 2 Mark. Es will Beiträge zur Charakteristik der zeitgenössischen Literatur sowie zur Verständigung über den modernen Realismus bieten. Wir haben die Mühe nicht gescheut, die 98 Seiten mittlern und die 56 Seiten kleinen Drucks fast wörtlich durchzulesen. Obwol wir die Richtung der Brüder Hart nicht theilen, wollen wir ihnen doch gern großen Fleiß, Begabung und Bildung auf ihrem Gebiete zugestehen; als klare Denker und zugleich dichterisch begabte Männer sind sie geeignet, das wirklich Probehaltige des modernen Realismus zur Geltung zu bringen. Wir glauben nicht, daß eine sogenannte rein ästhetische Kritik als eine schlechthin voraussetzungslose möglich sei, billigen aber die Forderung, daß ein guter Kritiker Künstler und Denker zugleich sein müsse, so schwer es halten wird, im täglichen Leben der Forderung gemäß zu verfahren. Die Aufsätze der Brüder Hart: „Eine schein-empirische Poetik", „Die realistische Bewegung", „Das französische Sittendrama", „Phantasie und Wirklichkeit" enthalten vieles Gute; dagegen ist Wilhelm Bölsche nicht der Mann, um einen Philosophen wie Eduard von Hartmann

zu recensiren. Was Oskar Linke über Hamerling's „Homunculus“ bietet, ist eine Plauderei mit manchen sehr bedenklichen Sätzen; die kritische Rundschau hält sich sehr ausführlich, dringt zuweilen tief ein und — führt die literarische Schächtung nicht selten mit einer gewissen frivolen Eleganz aus.

— Einen im berliner Evangelischen Verein gehaltenen Vortrag über „Das Gewissen“ hat der Pfarrer Dr. Wilhelm Schmidt bei Wiegandt u. Grieben daselbst 1889 veröffentlicht. Nachdem der Redner zuerst in der ganzen Menschheit das Gewissen als historische Thatsache nachgewiesen, erklärt er es für das Menschlichste im Menschen, für die Voraussetzung von Religion überhaupt. Er führt weiter alle die Stellen der Bibel an, denen der Begriff des Gewissens zu Grunde liegt, nennt dieses die sittlich-religiöse Centralinstanz des Menschen, übersieht aber vollständig, daß das Gewissen in seinem Sinne das Correlat der menschlichen Freiheit ist. Er sucht endlich nachzuweisen, warum das Gewissen irren könne. Wir vermögen ihm nicht darin beizustimmen, daß das Gewissen „einen angeborenen Inhalt“ habe. Wenn ferner das Gewissen stets „Gefühl, Vorstellung und Wille zugleich ist“, wie kann es „sich von allen übrigen Geistesthätigkeiten bestimmt abheben“? Ein „krankhaftes Gewissen“ aus der „körperlichen Bedingtheit“ abzuleiten, ist bedenklich; überaus unklar aber ist die Wendung, daß „das letzte Ziel aller christlichen Entwickelung (Autonomie anstatt Theonomie) nur vermittels des Gewissens erreichbar“ sei.

— Unter dem bescheidenen Titel „Poesie und Prosa“ hat J. Methner ein Buch von 338 Seiten veröffentlicht (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1889), worin er deren Arten und Formen beschreibt. Das Ganze ist für populäre Zwecke berechnet und enthält den ungeheuern Stoff in gedrängter, doch stets verständlicher Form. Während nun derartige Arbeiten sich gewöhnlich dem Kenner als Fabrikwaare entpuppen, muß hier umgekehrt geurtheilt werden, daß der Verfasser seinen Gegenstand äußerlich und innerlich vollständig beherrscht und über ein ausgereiftes, treffendes, selbständiges Urtheil verfügt. Wir können uns eine bessere Einführung in eine Materie nicht denken, welche in unsern höhern Schulen einen so breiten Raum einnimmt; wir stimmen der Geistesrichtung wie den Einzelurtheilen des Verfassers vielfach zu, und stellen sein Werk weit über die Poetiken, welche in den letzten Jahren aus der Zunft der Akademiker hervorgegangen sind.

— Der königlich sächsische Schulrath Grüllich hat in seinem Bezirkslehrerverein Dresden-Land einen Vortrag gehalten über das Thema „Was können wir aus Freytag's «Ahnen» lernen?“ (Meißen, Schlimpert, 1888). Wir vermögen nicht abzusehen, warum in unserer druckseligen Zeit ein Schulrath nöthig ist, um so einfache Dinge zu schreiben. Ein tüchtiger Primaner hätte das ebenso gut besorgt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Wie wir erfahren, hat das Liceo von Granada den Gedanken angeregt, dem greisen spanischen Romantiker José Zorrilla auf der Alhambra eine Dichterkrone aus dem Golde des Darro zu bieten. Die Königin-Regentin hat versprochen, den Sänger zu krönen, wie Isabella es Quintana gethan. Ein glänzendes Fest soll in der Stadt des Boabdil an das andere sich reihen, die ersten Dichter Spaniens werden mit Zorrilla ihren Einzug in Granada halten. Auch Deutschland ist zur Feierlichkeit geladen: der deutsch-spanische Dichter Johannes Fastenrath ist zur Mitwirkung an dem Acte der Dichterkrönung von dem Liceo von Granada auserschen und ihm als Vertreter desselben die Ermächtigung geworden, noch andere deutsche Poeten hinzuzuziehen. Die granadinischen Feste finden vom 5. bis zum 20. Juni statt.

Bibliographie.

Beckers, H., Aphorismen über Tod und Unsterblichkeit. Zu Schelling's 114jährigem Geburtstag. München, J. A. Finsterlin. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Beeles, K., Das Leben und Treiben der Gauner. Nach dem Ungarischen deutsch bearbeitet von R. Erdélyi. Budapest, Kadicsek. 8. 2 M. 80 Pf.

Blasendorff, K., Der deutsch-dänische Krieg von 1864. Nach gedruckten Quellen und eigenen Erinnerungen erzählt. Mit 2 Karten. Berlin, Weidmann. 8. 3 M.

Blum, Ida, Goldmarie und Pechmarie. Dramatisirtes Märchen. Leipzig, Lorenz. 8. 1 M.

Barsad, A. Baron, Henriette. Nebelbilder aus der vornehmen Gesellschaft. Wien, Brockhausen u. Bräuer. 8. 4 M.

Brand, J., Thomas Münzer. Ein Drama. München, Ernst. 8. 60 Pf.

Charrière, E. Ward-de, Schuld und Sühne. Ein dunkles Blatt aus neuer Zeit. Autorisirte Uebertragung aus dem Französischen von J. Brüschweiler-Wilhelm. Bonn, Schergens. 8. 2 M. 40 Pf.

Christomanos, C. A., Abendländische Geschlechter im Orient im Anschlusse an Du Cange's „Familles d'Outre-Mer“. 1ste Lfg. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Czoernig, C. Freih. v., Die deutschen Sprachinseln im Süden des geschlossenen deutschen Sprachgebietes in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach einem im kärntnerischen Geschichtsvereine gehaltenen Vortrage. Klagenfurt, v. Kleinmayr. Gr. 8. 90 Pf.

Fell, W. A., Wem gehört die Schule? Ein Kapitel aus dem „Kampf um die Schule“. Nach einem Vortrage erweitert. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M.

Georgi, A. A., Die Rache ist mein. Schauspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 M. 50 Pf.

Geschichte der königlich preußischen Fahnen und Standarten seit dem Jahre 1807. Bearbeitet vom königlichen Kriegsministerium. 2 Bde. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 24 M.

Hasper, L., Goethe als Dramatiker. Leipzig, Fock. Gr. 8. 75 Pf.

Hersen, A., Grundlinien einer allgemeinen Psychophysiologie. (Darwinistische Schriften, 1ste Folge, 17ter Bd.) Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 2 M.

Hoffmann, R., Lessing, Kunstgesetz und die Odysseebilder Prellers. Leipzig, Fock. Gr. 4. 1 M.

Hupler, Sara, Im Bann der Liebe. Roman. Berlin, Scharrer. 8. 3 M. 60 Pf.

Koloniales Jahrbuch. Herausgegeben von G. Meinecke. 1ster Jahrgang. Das Jahr 1888. Mit einer Uebersichtskarte der deutschen Kolonien. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 6 M.

Jókai, M., Oceanien. Die Geschichte eines untergegangenen Welttheiles. Berlin, Janke. 8. 50 Pf.

Joerres, P., Sparren, Spähne und Splitter von Sprache, Sprüchen und Spielen, aufgelesen im Ahrthal. Ahrweiler. 1888. 8. 1 M.

Jüngst's Reisebibliothek. Nr. 1. Weimar, Jüngst u. Comp. 8. 50 Pf.

Klette, T., Beiträge zur Geschichte und Litteratur der italienischen Gelehrtenrenaissance. I. u. II. Greifswald, Abel. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Landsteiner, K., Ein fahrender Sänger. Wien, Hölder. 8. 2 M.

Loisaw, K. v., Geschichte des Grenadier-Regiments König Friedrich I. (4. Ostpreußisches) Nr. 5. 1ster Bd. Stammgeschichte und Zeitraum 1626 bis 1713. Im Auftrage des Regiments verfaßt. Mit Bildnissen, Uniform- und Fahnen-Abbildungen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Meletemata ecclesiastica, zwar nicht alamodische aber verhoffentlich nützliche Betrachtung, angestellt von Veracius Rusticus. Frankfurt a. M., Alt. 8. 2 M.

Metz, F., Beitrag zur Kriegsgeschichte von Lindau. Mit Beigaben von Reinwald. Lindau, Stettner. 1888. Lex.-8. 50 Pf.

Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel. Herausgegeben von der Neu-Guinea-Compagnie zu Berlin. 1889. 1stes Hft. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ragelein, A. a., Haus Oldenburg in Sage und Geschichte. Oldenburg, Hintzen. 8. 1 M. 80 Pf.

Otte, H., Wie ich ein Archäologe wurde. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 50 Pf.

Plahlburg, J. L. v., Wer ist Herr im Hause? oder Männer und Frauen, wie sie nicht sein sollen. Lustspiel. Paderborn, Esser. 8. 50 Pf.

Rosinski, A., Das Urtheil und die Lehre vom synthetischen Charakter desselben. Eine kritisch-logische Untersuchung. Leipzig, Fock. Gr. 8. 2 M.

Sadleder, A., Stoanröslt. Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Gmunden, Mänhardt. 8. 1 M.

Schneider, G., Zum 100jährigen Geburtstage des Fabeldichters Wilhelm Hey. Gotha, F. A. Perthes. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Schuppe, A., Waldmärchen. Patschkau, Buchau. 12. 80 Pf.

Seidel, H., Gesammelte Schriften. 6ter Bd.: Ein Skizzenbuch. Neue Geschichten. Leipzig, Liebeskind. 12. 3 M.

Stein, F., Lafontaines Einfluss auf die deutsche Fabeldichtung des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Fock. Gr. 4. 2 M.

Steinhausen, G., Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 1ster Tl. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Trümpelmann, A., Die an meinem Volksschauspiele „Luther und seine Zeit“ geübte Censur und ihre prinzipielle Bedeutung. Mit besonderer Berücksichtigung der Angriffe, die ich von Herrn von Puttkamer und der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ erfahren habe. Barmen, Klein. 12. 1 M.

Welche, F. Freih. v., Das Localbahnwesen, seine Organisation und Bedeutung für die Weltwirthschaft. Wien, Hartleben. 8. 1 M. 80 Pf.

Wild Queisner, R., Die Skatratte. Eine Humoreske. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 3 M.

Winkler, H., Weiteres zur Sprachgeschichte. Das grammatische Geschlecht. Formlose Sprachen. Entgegnung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

// Blätter

für

// literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 16. Mai 1889.

Inhalt: Friedrich Hebbel's Auferstehung. Von Fritz Lemmermayer. — Goethe's Gespräche. Von Wilhelm Buchner. — Erzählungen. Von Adalbert Schroeter. — Neue Dramen. Von Feodor Wehl. — Südslawisches. — Zur russischen Kriegsgeschichte. Von Friedrich Bienemann jun. — Aus der deutschen Sage. Von Otto Müller. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich Hebbel's Auferstehung.

Seit der Veröffentlichung der „Tagebücher" Friedrich Hebbel's, diesem goldenen Buche der Weisheit, des Tiefsinns und der Poesie, ist die Theilnahme und das Verständniß für den oft verkannten und verketzerten Dichter aufs neue erwacht. Die deutsche Bühne hat sich seiner gewaltigen Tragödien wieder erinnert, allen voran das Burgtheater in Wien, in welchem just zur Auferstehungszeit der Natur sowol als der christlichen Kirche, zu Ostern, „Gyges und sein Ring" zur Aufführung gebracht wurde. Es war die erste des Stücks.

Am 14. November 1854 schrieb Hebbel in sein Tage- und Schicksalsbuch: „Heute habe ich das Trauerspiel «Gyges und sein Ring» vollendet; ich fing es im Frühling an und brachte bis zur Abreise nach Marienbad $2\frac{1}{2}$ Acte fertig; die andern $2\frac{1}{2}$ Acte sind im Herbste entstanden." Mit stiller Ergebung legte er sein Stück ins Pult. Später erschien es im Druck, aber die Bühne kümmerte sich nicht darum, am wenigsten das Burgtheater, dessen Willkürherrscher damals Heinrich Laube war. In Wien lebend und schaffend, an der Hofbühne unter Laube's Vorgänger als Dramatiker beliebt und heimisch geworden, wurde Hebbel von diesem dennoch misachtet und verdrängt, sei es aus Mangel an Verständniß, sei es aus persönlicher Abneigung; genug, der geriebene jungdeutsche Praktikus mochte den nordischen Idealisten nicht. Ueber die Sünden, die Laube an Hebbel begangen hat, sind die Acten längst geschlossen und längst ist Laube gerichtet und verurtheilt. Obwol sich die Dramen unsers Dichters fast bei jeder guten Darstellung als erschütternd in der Wirkung bewährt hatten, sprengte sein Widersacher doch das gefährliche Schlagwort „nicht bühnengemäß" aus, das, gedankenlos nachgebetet, wie eine böse Krankheit sich forterbte und den Sänger der „Nibelungen" um den schönsten Lohn seines schweren, aber siegreichen Kämpfens und Ringens brachte. Fünfunddreißig Jahre ist „Gyges und sein Ring" unbeachtet gelegen. Erst jetzt wurde, nicht ohne das beharrliche Zusammenwirken mehrerer Freunde und Verehrer des Dichters, von Director Förster der kostbare Schatz gehoben und im Burgtheater dem Publikum dargeboten. Ein Stück wie dieses kann nicht durchfallen; durchfallen können bei der Aufführung nur die Zuschauer. Doch haben sie die Feuerprobe bestanden: ihr Antheil und Beifall war lebhaft und warm, das Drama ist für die Bühne gewonnen.

„Gyges und sein Ring" ist nicht das bedeutendste Werk Hebbel's, aber sein feinstes und reinstes. Herodot erzählt die Fabel mit einfachen Worten. Kandaules, König von Lydien, besitzt ein Weib von wundersamer Schönheit. Seine Liebe zu Rhodopen ist groß, noch größer aber seine Eitelkeit. Er will einen Zeugen seines Besitzes haben und führt seinen Freund Gyges bei nächtlicher Weile zu der entkleideten Königin. Diese bemerkt den Eindringling und beschließt, die ihr angethane Schmach zu rächen. Sie läßt Gyges die Wahl, Kandaules zu tödten und sie mit dem Königreiche zu erwerben oder selbst in den Tod zu gehen. Der junge Grieche wählt das erstere. Kandaules wird erschlagen und Gyges wird König von Lydien und der Gemahl der Rhodope. Um den fernliegenden spröden und heiklen Stoff zu einem poetischen und bühnenfähigen Drama umzugestalten, mußte Hebbel seine ganze Kraft und Kunst aufbieten, und thatsächlich gelang es ihm, an die Grundlinien der überlieferten Erzählung sich haltend, ihn durch die Herbeiziehung des Wunderbaren und Phantastischen zu mildern, durch eine in den zartesten Schönheitslinien sich bewegende Form zu veredeln, durch die psychologische Ausgestaltung des Menschlichen zu vertiefen. Nicht mehr, wie in jüngern Jahren, zu grassen und grellen Farben, zu genial barocken Ausschweifungen neigend, hat der Dichter

ein ebenso kunstvolles als lebendiges Seelengemälde geschaffen, das auf den feinsten, zartesten Gemüthsempfindungen und einer tiefsinnigen Menschenbeobachtung beruht und eine Tragik veranschaulicht, die uns um so mächtiger erschüttert, als sie nicht durch zufällige Umstände erzeugt wird, sondern furchtbar zerstörend aus den geheimnißvollen Abgründen der menschlichen Natur heraufsteigt. Zwischen drei edel veranlagten und dennoch durch eigene Schuld in die Irrwege des Lebens gerathenden Menschen spielt das Schicksal den streng sühnenden Richter. Plastisch und ohne falschen Strich stehen sie vor uns, psychologische Kunstgebilde. Rhodope ist ein indisches Königskind. Still und abgeschlossen im Innersten des Hauses lebend, scheu, empfindsam in ihren Gefühlen, ist die Keuschheit ihre vornehmste Tugend. Der Schleier ist nicht allein die unzerreißbare Hülle ihres Leibes, er liegt auch über ihre die Berührung mit der Außenwelt ängstlich fliehende Seele gebreitet: ein Symbol ihres innersten Wesens. Daneben ihr Gemahl Kandaules, ihr Widerspiel. Ein rauher Lydier, der letzte Nachkomme des Herakles, thatenlustig und kühn wie dieser, dem Genusse zugänglich, leichtsinnig, eitel, prahlend mit dem sanften Kleinod seines Ehebettes, vertrauend auf sein Glück, rasch und naiv irrend und bereuend, sorgenlos und gut, im Verzeihen großmüthig. Als dritter Gyges, der Grieche. Die volle Anmuth edelschöner Jugendlichkeit hat der Dichter über diese Gestalt gebreitet. Kunst- und waffenkundig lebt er, eine ursprüngliche und warme Natur, von dem Ernste des Lebens noch kaum berührt, beinahe noch Knabe dahin. Unschuldig ist seine aufblühende Männlichkeit; von den Weibern weiß er nichts. Er ist der Günstling, der Freund des Königs. Ihm gibt er das Köstlichste und doch wiederum Unheimlichste, was er besitzt: einen aus einem thessalischen Grabe geholten Ring, der die Gabe hat, seinen Träger unsichtbar zu machen. „Wie fürchterlich!" ruft Rhodope, als sie davon erfährt, in schicksalsvoller Ahnung. Kandaules und Gyges wohnen dem Heraklesfest, einem üppigen Bacchanal, bei. Gyges findet Gefallen an Lesbia, einer Sklavin der Königin. Kandaules, in trunkener Weinlaune, spottet sein; es gibt nur ein schönes Weib auf der Welt: Rhodope. Er will sich nicht schwatzend brüsten, er will einen Zeugen seines Glücks haben; Gyges soll sie sehen, er soll ins Schlafgemach und der Ring soll ihn unsichtbar machen. Widerstrebend willigt der Grieche ein in dunkelm Bewußtsein, einen Frevel zu begehen. Der zweite Act spielt am Morgen nach der That, die unheilvoll an allen dreien sich zu rächen beginnt. Gyges ist vernichtet. Nun kennt er das Heiligthum des Weibes und weiß, daß er eine Todsünde daran begangen. Sein Schuldbewußtsein wird nicht abgeschwächt durch das Gefühl der Lust, die seine erweckte Mannesnatur mehr durchschauert als beseligt. Er liebt Rhodope und fühlt, daß er sterben muß. Schon in der Nacht machte er sich dem Könige sichtbar, damit ihn dieser, als wär' er ein Räuber, niederschlage; und als jetzt Kandaules neugierig und siegesbewußt vor ihn hintritt, bietet er ihm sein junges Leben zum Opfer an: am Altare des Zeus mag, nach heiligem Brauche, sein Blut verfließen. Der leichtgesinnte König ahnt, was geschehen, und vollends als Gyges die ihm geschenkte Sklavin Lesbia zurückweist, wird es ihm Gewißheit: „Du liebst Rhodope!" Der Schauer packt nun auch den König: „Erinnyen, seid ihr's? O, es ist wahr, ihr habt den leicht'sten Schlaf!" so murmelt er. Der Jüngling gibt dem Könige den Ring zurück; die Freunde trennen sich in der Absicht, im Leben sich nicht wieder zu begegnen. Dräuend ballen sich die Wolken des tragischen Gewitters zusammen, am dunkelsten über dem Haupte Rhodope's. Der dritte Act führt uns in ihr Gemach. In Aufruhr ist ihr ganzes Wesen und dumpfe, ahnungsvolle Angst hat sich ihrer bemächtigt. Die Thüren läßt sie verschließen, die Spiegel umwenden, sie will nichts hören, nichts sehen. Räthselhafte Geräusche hat sie in der Nacht vernommen, ein Mann muß im Zimmer versteckt gewesen sein. „Ich bin befleckt, wie niemals noch ein Weib!" — das ist ihre Empfindung. Als der König kommt, meint sie, mit ihm kommt der Tod, denn er muß ihr Rächer sein. Daß er den Frevel verschuldet, vermuthet sie nicht. Er hat seine Fassung wieder gewonnen und redet mit ihr wie ein Bräutigam. Ihren Argwohn sucht er lächelnd zu zerstreuen. Den Diamanten, welchen ihr Gyges in rascher Aufwallung seines Blutes genommen, gibt ihr Kandaules zurück. Sie jubelt auf, vielleicht hat sie sich doch geirrt! Um sie noch weiter zu beruhigen und sein eigenes Gewissen zu beschwichtigen, theilt er ihr mit, daß Gyges, der ihr so häufig den Gatten geraubt, gehe, was sie freuen müsse. Dadurch aber beschwört er aufs neue das Verhängniß. Gyges und sein Ring — das ist's! „Der war's", sagt sie, „der stand auf einmal mir vor Augen, als wär' sein feur'ger Umriß in der Luft zurückgeblieben!" Zwar sieht sie den Ring am Finger des Gemahls, aber er kann ihn damals abgelegt, verloren haben. Der Geist zerstörenden Grübelns kommt über sie, die Furien des Zweifels quälen sie, in der Dialektik ihrer Leidenschaft stößt sie nach Art edler Naturen das Messer immer tiefer in die Wunde. Nun naht die von Gyges verschmähte Lesbia und erzählt der Herrin, daß er sie, die Königin, liebe. „Kann man das lieben, was man niemals sah?" ist der Schmerzensruf ihres geängstigten Herzens. Und am Schlusse die Frage, die wie ein eherner Schicksalsspruch lautet: „Nun sprich als Mädchen, ob er sterben muß!"

Das Drama hat seinen Höhepunkt erreicht. Wir athmen in bleischwerer, schwüler Luft. Alles geschieht mit innerer Nothwendigkeit und berührt um so furchtbarer, als das Verhängniß nicht laut und stürmisch, sondern wie mit unhörbarem Raubthierschritte heranschleicht. Mit der ihm eigenen dramatischen Willenskraft und mit den einfachsten Mitteln hat Hebbel die denkbarste Steigerung herbeigeführt und die unanfechtbare Aufgabe der Tragödie erfüllt, ein außerordentliches Schicksal in der höchsten Potenz zu veranschaulichen, das um so bedeutsamer ist,

wenn es an einem besondern Falle das allgemein und rein Menschliche symbolisch zeigt. Was nun geschieht, ergibt sich von selbst; es ist die zwingende Folge der gegebenen Voraussetzungen. Der vierte Act gehört ganz der Königin. Ihre Menschheit ist ihr Schamgefühl und in dieser ihrer Menschheit wurde sie verletzt. Sie bedarf nicht mehr ihres zweiten Ichs, des Schleiers, denn der Makel haftet ja schon an ihr. Wie von den Schmetterlingsflügeln, die eine rauhe Hand erfaßt, der zarte Farbenstaub, so wurde von ihrer Seele der Duft der Unschuld genommen. Sie ist nicht mehr das mimosenhafte, jungfräulich anmuthende Weib, sondern die starre, dämonische Rächerin ihrer geschändeten Ehre. Trotzig läßt Rhodope den Gyges zu sich bescheiden: er soll fallen durch seinen höchsten Richter, den König. Der Grieche nimmt edelmüthig alle Schuld auf sich, bis Kandaules kommt und, nicht minder edelmüthig, als Urheber des Frevels sich bekennt. Das Sühnegefühl überkommt die Stolze immer mächtiger, es erfaßt sie wie ein grausamer Dämon: sie verlangt von Gyges, daß er den König tödte, und als dieser, menschlicher fühlend als sie, sich weigert, willigt sie in einen Zweikampf zwischen den Männern — eine Härte in Rhodope's Charakter, an der wir allerdings kaum mehr einen menschlichen Antheil nehmen. Bleibt Gyges Sieger, verspricht ihm die Königin ihre Hand. Diesen Zweikampf führt uns der fünfte Act vor. Die Freunde, welche sich lieben, schlagen sich auf den Tod — darüber kommen wir kaum hinweg. Zum Glücke gehört die Scene zwischen den beiden vor dem Zweikampfe zu den erhebendsten des Stücks und versöhnt die Hebbel'sche Härte der Schluß: vor dem Bilde der Hestia traut sich Rhodope dem Gyges an, der zugleich vom Volke Lydiens Krone empfängt, und, gerächt und entsühnt, begräbt sie den breiten Stahl in ihrer Brust. Groß ist das tragische Schicksal erfüllt; mit unerbittlicher Folgerichtigkeit ist der dramatische Ring geschlossen, nichts geht mehr hinein und nichts kann daraus entfernt werden. Ein echter und rechter Hebbel.

An ihrem Charakter gehen sie alle zu Grunde und wie edel sie auch veranlagt, jedes hat seine Schuld. Kandaules vor allen, der mehr groß thut mit seinem Weibe und in seiner Prahlsucht zum Verbrecher wird. Rhodope, die, zu starr und zu stolz, in der Liebe zu wenig Weib, zu weit geht in dem sittlichen Bedürfnisse nach Sühne. Gyges, der Makelloseste von allen, der zu unbedacht dem Wunsche des Königs willfahrt. Der Sühne entspricht eine Schuld. Und ist die erste im Ueberschusse vorhanden, so ist dieser in das Buch des Schicksals zu schreiben, welches an jeder großen Tragödie den Hauptantheil hat.

Hebbel ging mit reiner Künstlerfreude an die Lösung der schwierigen Aufgabe und that das Bekenntniß, daß er sich sonst bei seinen Arbeiten immer eines gewissen Ideenhintergrundes bewußt gewesen, wegen dessen er zwar keineswegs producirte, der aber doch wie eine Gebirgskette zu betrachten war, welche die Landschaft abschloß; daran habe es diesmal ganz gemangelt; ihn habe nur die zur tragischen Form außerordentlich geeignete Anekdote gereizt; und nun das Stück fertig, steige plötzlich zu seiner eigenen Ueberraschung, wie eine Insel aus dem Ocean, die Idee der Sitte als die alles bedingende und bindende daraus hervor. In seinem reichen Briefwechsel, den zu lesen und gemeinsam mit Felix Bamberg zum Drucke vorzubereiten mir vergönnt war, ist wiederholt von „Gyges" die Rede. Das Treffendste darüber hat Uechtritz gesagt:

> Ein Sinn für den reinsten Zauber der Weiblichkeit macht sich hie und da an andern Stellen des Gedichts — wie in der Centralbedeutung desselben — in dem Dichter fühlbar, für den Sie verdienten, von den Frauen als der Frauenlob unserer Tage gekrönt zu werden.

Und weiter:

> In wie zarter, jungfräulicher Reinheit und zugleich mit wie furchtbarer Energie wird uns die Heiligkeit und gleichsam das Urrecht der Keuschheit des Weibes in der äußersten Spannung und doch mit überzeugender Macht in Ihrer Königin vorgeführt; sodaß es Ihnen gelungen ist, die an Rhodope begangene Unsitte — obwol für unsere Emancipirten kaum des Aufhebens werth — als einen frevelhaften Einbruch in ein unantastbares Heiligthum der Natur empfinden zu machen, ihr den Ernst und die Tiefe einer tragischen Schuld zu geben und dadurch für unser Gefühl die Strenge zu rechtfertigen, womit der Frevel geahndet und die verletzte Reinheit von der ihr angehauchten Trübung befreit wird.

Das ist's. Und das müssen auch die Zuschauer empfunden haben, welche dem Drama zum Siege verhalfen. Bei der Schönheit und Reinheit des Ganzen ist es unnöthig, auf die Perlen hinzuweisen, die der Dichter mit verschwenderischem Reichthum darüber gestreut hat. Erwähnt sei nur noch, daß die Schauspieler zwar nicht ganz ihren schweren Aufgaben gerecht wurden, aber doch mit Eifer und Fleiß an deren Erfüllung arbeiteten. Allen voran Herr Robert, dessen Gyges ein sicheres, einheitliches Bild jung-edler Männlichkeit war. Genug, das Eis ist gebrochen, Hebbel hat seine Frühlingsauferstehung gefeiert. Director Förster ist der Mann, dem es zuzutrauen ist, daß er auch weiter dem Dichter gegenüber seine Schuldigkeit thun und dessen Stücke nicht länger in dem Archive des Burgtheaters modern lassen wird. In der Inscenirung des Dramas „Herodes und Mariamne" und der „Genoveva" böten sich ihm neuerdings prachtvolle Aufgaben. Möchte er sie zum Heile der ersterbenden Kunst lösen und möchten ihm die Bühnen Deutschlands folgen, die endlich ja doch zur Erkenntniß gelangen müssen, daß ihr Endzweck ein höherer und idealerer ist, als französischen Modetand und seichte und leichte deutsche Theaterwaare zu fördern. Und möchte sich erfüllen, was Hebbel in einem seiner gedankenvollen Epigramme ausgesprochen hat:

> Perlen hast du gesä't, auf einmal beginnt es zu hageln,
> Und man erblickt sie nicht mehr; hoff' auf die Sonne, sie kommt!

Fritz Lemmermayer.

Goethe's Gespräche.

Goethe's Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Erster Band. (Erste bis vierte Lieferung.) Leipzig, von Biedermann. 1889. 8. Jede Lieferung 1 M.

Es war ein guter Gedanke, in derselben Weise, wie die gegenwärtig erscheinende weimarer Gesammtausgabe von Goethe's Schriften dessen Briefe und Tagebücher sammelt, auch die zahlreichen Mittheilungen über Goethe's mündliche Aeußerungen zusammenzustellen, diese Unzahl größerer und kürzerer Berichte über dasjenige, was Goethe bei dieser oder jener Gelegenheit gesprochen. Aber wenn die Aufgabe bisher nicht in Angriff genommen worden ist, so mag der Grund wol darin zu suchen sein, daß dieselbe äußerst schwierig war; es gehört dazu eine allumfassende, Goethe's Leben von der Studienzeit bis zum Tode verfolgende Gelehrsamkeit, um diese in zahllosen Büchern vereinzelt uns begegnenden Worte zusammenzufassen. Woldemar Freiherr von Biedermann war der rechte Mann, sich der schweren Aufgabe zu unterziehen, und der erste Band des Ganzen liegt uns in den bis jetzt erschienenen vier Lieferungen vor.

Das Vorblatt belehrt uns über den Plan des Ganzen. Es wird alle zwei bis drei Wochen eine Lieferung zu einer Mark erscheinen, deren vier bis fünf je einen Band bilden. Die Gespräche werden nach der Zeitfolge geordnet sein, ein übersichtliches Inhaltsverzeichniß, sowie Quellenangabe jedem Bande beigegeben werden; ein ausführliches Verzeichniß von Personen und Sachen wird das Ganze abschließen. Wegen der Unübersichtlichkeit des Materials läßt sich der Umfang des ganzen Werkes im voraus nicht bestimmen; derselbe ist auf ungefähr sieben Bände veranschlagt. Der erste Band führt uns von Leipzig bis Ausgang 1804, also durch einen Zeitraum von beinahe 40 Jahren, während für Goethe's fernere 28 Lebensjahre etwa sechs Bände vorgesehen sind. Es erhellt daraus, daß über lange Jahrzehnte von Goethe's Leben verhältnißmäßig dürftige Aufzeichnungen vorhanden sind; die wachsende Fülle der spätern Mittheilungen erklärt sich nicht blos daraus, daß wir aus dieser Zeit die umfassenden Aufzeichnungen von Eckermann, Kanzler von Müller u. a. besitzen, sondern auch daraus, daß sich an den auf der Höhe des Ruhmes stehenden Dichter in viel größerer Zahl als früher Berufene und Unberufene herandrängten und dann ihre Beobachtungen aufzeichneten. Diese verhältnißmäßige Dürftigkeit der Aufzeichnungen gerade über Goethe's Jugendzeit ist sehr zu bedauern.

Ueber die Grundsätze, welche ihn bei seiner Arbeit leiteten, spricht sich der Sammler in den Vorbemerkungen zur ersten Lieferung aus. Er weist darauf hin, daß möglichenfalls noch Beiträge zu dem Buche verborgen liegen, wie ohne Zweifel für Goethe's Briefe solches der Fall ist:

Sollte vollständige Bereitschaft des Stoffs abgewartet werden, so könnten derlei wichtige Sammlungen überhaupt niemals zu Stande kommen; denn die Sammlung gibt gerade erst Veranlassung, auf Verstecktes aufmerksam zu machen.

Ein Verzeichniß der Schriften, in denen Gespräche Goethe's zu finden sind, sei noch nicht vorhanden; so verhehlt sich der Verfasser nicht, daß bei aller Mühe, die er sich zur Herstellung einer vollständigen Sammlung gegeben, dennoch andere Goethekundige ihm Lücken würden nachweisen können, welche Nachträge nöthig machen würden. Eine Anzahl derartiger Mittheilungen in der „Gartenlaube" hat der Verfasser als unzuverlässig nicht berücksichtigt, ebenso einige andere Berichte von Falk, Bettina u. a. Im übrigen ist der Titel „Gespräche Goethe's" nur der Kürze halber gewählt, es sind nicht allein förmliche Gespräche, sondern auch die einzelnen, in Gesprächen oder außerdem von Goethe überlieferten Aeußerungen oder auch nur die Erwähnung von Gesprächsgegenständen zu verstehen, sofern die letzteren überhaupt oder doch in Bezug auf die mitsprechenden Personen bemerkenswerth sind. Alle in Goethe's Werken, Briefen oder Tagebüchern vorhandenen Mittheilungen über Gespräche und mündliche Aeußerungen hat der Verfasser mit bewußter Absicht ausgeschieden.

Lassen wir nun die vier Hefte des ersten Bandes an uns vorübergehen, so begrüßen wir mit Freuden so manchen lieben alten Bekannten und freuen uns, was wir im Laufe der Zeit in vielen Dutzenden der verschiedensten Bücher vereinzelt gelesen, so hübsch und übersichtlich hier zusammengestellt zu finden. So gleich anfangs die reizenden Berichte von Fr. Förster über Goethe's Verkehr im Stock'schen Hause, die köstlichen Züge, welche Jung-Stilling mittheilt, die Aufzeichnungen von Karoline Flachsland, Kestner, Joh. Fahlmer, Wieland, Fritz Stolberg, Trebra, das tolle erste Zusammentreffen mit Gleim: zum guten Theil wahre Cabinetstücke, die längst ihre Stelle in der Lebensgeschichte des Dichters gefunden haben, und doch ist es hoch willkommen, dieselben in ihrer ursprünglichen Fassung hier beisammen zu finden.

Die zweite Lieferung beginnt mit dem Jahre 1787, sodaß die fünf Druckbogen der ersten Lieferung die vorhandenen Mittheilungen aus über zwanzig Lebensjahren des jungen Goethe enthalten. Hier treten als besonders bedeutsam die Mittheilungen ein, welche Karoline Herder ihrem Manne während dessen Reise nach Italien macht. Hier ergriff ich die Gelegenheit, Biedermann's Arbeit sorgfältig mit dem von Düntzer und F. G. von Herder herausgegebenen Quellenwerke zu vergleichen, zumal da es mir erschien, als habe ich vor Zeiten in demselben dieses und jenes gelesen, was ich bei Biedermann nicht fand. Ich fand, wie es mir schien, hin und wider die Aeußerungen verschiedener Briefe zusammengezogen oder nicht unter dem richtigen Tage mitgetheilt; das war nicht schlimm, aber auch nicht nöthig; auffallender dagegen ist,

daß einige Stellen völlig übergangen waren, welche doch, zu urtheilen nach andern ähnlichen, gleich wichtigen oder unwichtigen Mittheilungen, Aufnahme verdient hätten. So ist z. B. S. 89 folgende Aeußerung Karolinens vom 8. August 1788 nicht aufgenommen:

Goethe grüßt dich tausend-tausendmal. Er empfindet deine Abwesenheit nach mir am meisten. Durch dein Gespräch, durch die Aufnahme seiner Gedanken und Mittheilung der deinigen, die ihm forthelfen, hattest du ihm viel gedient. Mit Knebel, sagt er, seie das nicht so. Auch im Politischen sieht er, daß nichts zu thun sei. Er hat sehr offen darüber gesprochen, das sich aber nicht schreiben läßt und du alles selbst schon weißt. Sobald der Herzog fort ist, will er an den ersten Band seiner Werke gehen. Will dies Jahr noch viel arbeiten. Sein Motto ist abermals: „Wenn du stille bist, wird dir geholfen."

Eine bedeutsame Aeußerung über „Tasso", welche sich mir vor dreißig Jahren ins Gedächtniß eingeprägt hatte, konnte ich trotz alles Suchens nicht finden, bis ich erkannte, daß Biedermann oder sein Mitarbeiter dieselbe übersehen; es ist die Aeußerung vom 20. März 1789, bei Düntzer S. 296, einzuschieben S. 117 der Sammlung, und lautet:

Ich habe die Fortsetzung von „Tasso" wieder abgeschrieben. Goethe kam dazu; er absolvirte mich hierüber, wie leicht zu denken, und grüßt dich. Von diesem Stück sagte er mir im Vertrauen den eigentlichen Sinn. Es ist die Disproportion des Talents mit dem Leben. Er freut sich recht über mich, daß ich es selbst so gut empfinde. — — Die gute Kalbin — nimmt Goethens „Tasso" gar zu speciell auf Goethe, die Herzogin, den Herzog und die Steinin; ich habe sie aber ein wenig darüber berichtigt. Das will ja auch Goethe durchaus nicht so gedeutet haben. Der Dichter schildert einen ganzen Charakter, wie er ihm in seiner Seele erschienen ist; einen solchen ganzen Charakter besitzt ja aber ein einzelner Mensch nicht allein. So ist es mit dem Dichtertalent selbst, so mit der Kunst zu leben, die er durch den Herzog oder Antonio darstellt. Daß er Züge von seinen Freunden, von den Lebenden um sich her nimmt, ist ja recht und nothwendig; dadurch werden seine Menschen wahr, ohne daß sie eben ein ganzer Charakter lebend sein können oder dürfen.

Die ganze Stelle ist meines Erachtens als Aeußerung Goethe's aufzufassen. Es ist erklärlich, daß die knapp zusammengedrängte Inhaltsangabe des „Tasso" sich mir einprägte, erklärlich, daß ich dieselbe vermißte, weniger erklärlich, daß ein so bezeichnendes Wort übersehen ward.

Mit dem Jahre 1788 treten Mittheilungen Schiller's ein, dann Riemer, Jean Paul, die Romantiker, Frau von Staël, Robinson, Heinrich Voß.

Damit schließt Ende 1804 die vierte Lieferung und mit ihr der erste Band der Gespräche Goethe's; er enthält 224 größere und kleinere Mittheilungen derart. Einige Druckfehler und Unrichtigkeiten wurden wol unterwegs bemerklich, aber sie sind, soweit ersichtlich, am Schlusse des Ganzen berichtigt. Als einen nicht berichtigten Druckfehler bemerke ich Seite 83, Zeile 5 v. u.: condamné für condamnés.

Der Herausgeber spricht selber in seinem Vorworte die Vermuthung aus, daß wol noch Nachträge erforderlich sein dürften; auch die umfassendste Kenntniß des einzelnen wird es nicht vermögen, die vielen Tausende derartiger Zeugnisse über persönliche Berührungen mit Goethe lückenlos zusammenzutragen. Die Ausstattung des Werkes entspricht genau derjenigen der neuen weimarischen Goethe-Ausgabe; am Schlusse des ersten Bandes findet sich ein sorgfältiger Nachweis, woher die sämmtlichen mitgetheilten Stellen entnommen sind; das Ganze macht den Eindruck großer Sorgsamkeit und Gewissenhaftigkeit. Nur um eins möchte ich schließlich bitten. Der Umschlag bringt einige Urtheile der Presse über desselben Verfassers „Goethe-Forschungen", darunter auch ein Urtheil der „Blätter für literarische Unterhaltung". Darin wird das Buch genannt „eine Gabe, welche nicht blos für den züchtigen Goethe-Gelehrten Bedeutung hat". Soweit mir erinnerlich, habe ich selbst jenes Urtheil geschrieben, mich aber wohl gehütet, die Goethe-Gelehrten in züchtige und nicht züchtige zu scheiden; ich möchte empfehlen, das seltsame Wort fortan in „zünftige" umzuwandeln.

Wilhelm Buchner.

Erzählungen.

1. Nero. Ein Roman von Ernst Eckstein. Dritte Auflage. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 12 M.

Die räthselvolle Gestalt Nero's fährt fort, auf unsere Dichter die gleiche Anziehungskraft zu üben, wie sie der Geschichtschreibung und Psychologie immer neue Probleme stellt. Hatte Martin Greiff den letzten Cäsaren aus dem Hause der Julier zum Helden eines nicht genug anerkannten Dramas gemacht, so stellt ihn Ernst Eckstein neuerdings in den Mittelpunkt eines dreibändigen Romans. Daß sich der künstlerische Aufbau des Werks aus dem festen Boden der Darstellungen der alten Historiker und der modernen Kritik ihrer Berichte erhebt, um in den Sphären bunter Poesie sich mit edler Freiheit zu entfalten und mit versöhnlichem Abschlusse sich zu krönen, wird man von dem Verfasser der „Claudier" nicht anders erwarten. Aber ich bedauere, daß das Gemälde zu eng umzirkt bleibt, ohne sich zu einem Weltbilde der Neronischen Zeit zu erweitern. Die Behandlung des Stoffs trägt zum Theil ein ausgesprochen novellistisches Gepräge. Von Bulwer's „Letzte Tage von Pompeji" könnte Eckstein gerade in dieser Beziehung vieles lernen. Es fehlt die satte Fülle der Schilderung, deren gerade Neronische Festlichkeiten nicht entrathen wollen, und es gebricht den Farben der Erzählung, die blühend genug sind, dennoch an Reichthum und Mannichfaltigkeit; die Vertheilung ihrer Lichter und Schatten ist nicht mit hinreichender Sorgfalt erwogen

worden, sodaß es dem sprachlichen Colorit an Charakter gebricht. Wie weit diese Schwächen mit der Begrenztheit des Eckstein'schen Talents, wie weit mit der leichten Art seiner Technik zusammenhängen, wäre unschwer festzustellen, und die Manier des Dichters läuft ersichtlich Gefahr einer Verflachung und Versandung, wenn er sich künftig nicht dazu versteht, seine Gestalten poetischer zu vertiefen und Gesammtanlage und Einzelmotivirung im Geiste der bezüglichen historischen Epoche ernster und vielseitiger zu durchdringen. Denn man wird nicht leugnen können, daß der Stempel des Römergeistes der Kaiserzeit den Figuren im ganzen und großen gebricht, und nur allzu sehr begründet sich die Klage, daß ihr Denken und Empfinden zu modern sei. Nicht selten wird von „Cavalieren" gesprochen und somit ein Begriff der neuen und neuesten Zeit in eine Epoche hinübergetragen, welcher er in jeder Form, zumal auch in der besondern komischen eines „zündenden Cavaliers", fern war; man vgl. I, 94: „Auf seinem prachtvollen kappadocischen Rapphengste ritt der zündende Cavalier." Bleibt der Anachronismus in diesen Fällen mehr auf der Oberfläche der Darstellung, so rückt er zu andern malen den innern Bau aus den Fugen und verleugnet eine der Hauptvoraussetzungen, an welche die Wirkungen des historischen Romans gebunden sind, wenn die Gedankenentwickelung der Figuren sich auf dem Boden der Antike zu einem Endergebnisse hinbewegt, welches das neueste physiologische Philosophiren des 19. Jahrhunderts als einen Haupt- und Kernpunkt seiner Weisheit preist. Denn es ist in dieser durchaus modernen Anschauung gedacht und geredet, wenn die Gemahlin Nero's in ihren einsamen Träumen zu der Erkenntniß gelangt (I, 242):

> Der Mann liebt in dem Weibe, das er vergöttert, schon das zukünftige Kind und deshalb — obschon er's nicht klar begreift, sondern nur leise im Innern fühlt — hängt seine Liebe auch mit so stürmischem Eigensinne jetzt an der einen, die ihm das schönste und vollendetste Kind verheißt. . . .

Wie in aller Welt verirrt sich das famose Princip der Zuchtwahl des Darwinismus in das Cubiculum einer römischen Kaiserin?! Daß das Element des Grauenvollen und Hündisch-Gemeinen, welches in breitern Vordergrund zu drängen ein künstlerisch minder reifer Darsteller der Neronischen Greuel der Versuchung leicht erlegen wäre, in dem Eckstein'schen Gemälde nur einen weise bemessenen und vorsichtig umgrenzten Raum einnimmt, sei besonders gepriesen. Die Kunst seiner Darstellung selbst erreicht innerhalb des Romans einige beachtenswerthe Höhepunkte, so in dem Kampfe Acte's mit den Meereswogen, eine Scene, welche sich in einzelnen Motiven in dem Ringen Agrippina's mit dem Wellentode nicht eben vortheilhaft wiederholt; so in der Schilderung des brennenden Rom und jenes furchtbaren Festes, dem die „Fackeln des Nero" leuchten.

2. Aus der Männerwelt. Von Arne Garborg. Aus der „Landsmaal", dem norwegischen Volksdialekte übertragen von Ernst Brausewetter. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Budapest, Grimm. 1888. 8. 2 M.

Auch dieser Roman schildert, wie es die seinerzeit hier angezeigten „Bauernstudenten" des gleichen Verfassers thaten, ein Stück Studentenlebens Christianias in jener nüchternen, nackten Manier, welche die Wirklichkeit schlechthin abschreibt, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie dem eigentlichen Künstler lediglich den Stoff bietet, den es zu formen und zu einer Sprache zu zwingen gilt, welche aus dem Banne der unmittelbaren Umgebung und der Atmosphäre des Alltags befreien und erheben soll. Garborg gelangt zu dem schnurstracks entgegengesetzten Ergebnisse: seine Schilderungen muthen an wie ein nebelgrauer Regentag, der ohne Sang und Klang, ohne Duft und Sonnenschein mit bleierner Trägheit dahinschleicht, ohne irgendeinen Hoffnungsschimmer, sich aufzuhellen. Denn diese verbummelten und verlodderten Studenten haben so wenig eine Zukunft wie ihre Dirnen und ermangeln nebenbei all jener mannichfaltigen, meinetwegen geringfügigen, aber immerhin schätzenswerthen menschlichen und poetischen Eigenschaften, welche dem französischen Dichter seine Modelle im Quartier latin so anziehend machen.

3. Lebensräthsel. Fünf Novellen von W. H. Riehl. Zweite Auflage. Stuttgart, Cotta. 1888. 8. 6 M.

Das Buch bildet den Abschluß eines zweiundvierzigjährigen novellistischen Schaffens und bezeichnet den Schlußstein eines ehrwürdigen poetischen Baues, welchem sein Schöpfer den klingenden Titel „Durch tausend Jahre" zu geben gedenkt. Riehl's Art ist ja weit und breit zu rühmlich bekannt, als daß man erwarten sollte, daß diese letzten fünf Novellen dem feinen Klange seines Namens Abbruch thun würden. Allerdings finde ich nicht, daß sie gerade ihn noch mehr erhöhen; genug, daß sie dazu beitragen werden, dem immer gediegenen und gehaltreichen Erzähler die alten Freunde aufs neue zu verpflichten.

Adalbert Schroeter.

Neue Dramen.

1. Arnold von Brescia. Trauerspiel in fünf Aufzügen von L. von Heemstede. Frankfurt a. M., Foesser Nachfolger. 1889. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Dieses Drama ist mit sichtlicher Hingabe und Liebe geschaffen worden, kann aber leider doch nicht als ein geglücktes und für die Darstellung auf der Bühne geeignetes Werk anerkannt werden, weil es dazu in Anlage, Entwickelung und Austrag nicht geschlossen, klar und wirksam genug erscheint. Man weiß aus der Geschichte, daß Arnold von Brescia, wie später Savonarola, gegen Papst

und Geistlichkeit auftrat, indem er von 1150—55 in Rom etwa predigte: Die Kirche Christi ist in Grund und Boden verderbt und einfach deswegen, weil sie sich mit wirklicher Macht und irdischen Schätzen befaßt, trotzdem ihr Stifter feierlich erklärt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Darum fort mit dieser weltlichen Macht und diesen irdischen Schätzen, auf daß die Kirche wieder rein und heilig werde, wie sie war und immer sein soll.

Für das Aussprechen dieser Ansicht ward Arnold von Brescia zuerst der Günstling des römischen Volks und von diesem auf Händen getragen, dann aber, als er vom Papste für seine „Irrlehren" verdammt und in Bann gethan ward und seine Reform der Kirche oder vielmehr des Klerus nicht werkthätig zum Durchbruche kam, von ihm verlassen, sodaß er fliehen und sich bei einem seiner Anhänger verbergen mußte. Durch Friedrich Barbarossa bei seinem ersten Römerzuge aus seinem Versteck aufgestöbert, ward er dem Papste Hadrian IV. überliefert, der ihn 1155 in Rom als Ketzer und Rebell verbrennen ließ.

Schon Bodmer und Niccolini haben diesen Märtyrer zum Helden von Trauerspielen gemacht und auch neuerdings ist er mehrere male dazu verwendet worden. Zur Geltung auf den weltbedeutenden Bretern ist indeß noch keine dramatische Bearbeitung dieses kirchenstürmenden Mannes gelangt und nicht blos, weil er an sich immer ein der Censur verfänglicher Gegenstand war, sondern vielmehr noch, weil keine scenische Ausgestaltung desselben sich als von wahrhaft dichterischer Bedeutung erkennen lassen wollte. Auch bei der hier in Rede stehenden ist das, wie bereits bekundet, nicht der Fall. Trotz mancher Vorzüge, die sich dem Stücke nicht absprechen lassen, erscheint es im Grunde doch vorwiegend nur als Declamationsdrama und in der Verwerthung seiner Handlung ebenso breit ausgesponnen, als zerfahren im technischen Aufbau. Im ersten Acte demüthigt sich Arnold vor Papst Eugen III. und thut reuig Buße, ist aber im zweiten Acte bereits wieder auf dem alten reformatorischen Standpunkte, ohne daß die Gründe und Ursachen klar gelegt werden, die ihn zur Wiedereinnahme desselben veranlaßt haben. Personen und Vorgänge wechseln bunt durcheinander, ohne daß für diesen Wechsel immer die nöthige Erklärung und Vermittelung gegeben werden. Auch die Auslieferung Arnold's durch den großen Hohenstaufenkaiser tritt nicht deutlich ins Licht, denn nicht blos, um sich den römischen Kaisertitel zu erwerben, vollzieht er dieselbe, sondern weil Arnold oder seine Anhänger republikanische Gesinnung ausstreuten und dadurch hauptsächlich den Widerstand der Lombardei gegen das Kaiserthum nährten. Unser Dichter läßt so etwas einigermaßen durchblicken, aber, nach unserer Meinung, nicht ausdrücklich genug, um der That des ersten Hohenstaufen-Friedrich nicht eine Misdeutung zuzuziehen. Uebrigens gewinnt, wie eingestanden werden muß, das Trauerspiel gerade mit dem Auftreten dieses Helden einen glücklichen Aufschwung und ein ansprechend frisches Leben, die indeß nicht vorhalten, weil Barbarossa selbst in das Stück nicht weiter hineinwächst, sondern nur noch einmal bei dem Verbrennen des Ketzers erscheint, um sich ziemlich kleinlich daran zu weiden und stolz zu erklären:

> Die neue Zeit
> Klopft nun an Romas Thor und hohes Ahnen
> Verkündet ihr die Herrschaft der Germanen —

gegen welche Herrschaft Cardinal Bandinelli, der spätere Papst Alexander III., feierlich Einspruch erhebt, indeß Arnold von Brescia selber die Fackel ergreift und den Holzstoß in Flammen setzt, auf dem er verbrennen muß.

Dieser überraschende, unsers Wissens von keinem Geschichtswerke gemeldete Zug könnte von großer Wirkung sein, wenn er mit mehr Nachdruck ausgestattet und mit voller dramatischer Mächtigkeit in den Streit zwischen Staat und Kirche, Kaiser und Papstthum eingewoben worden wäre. Wie er jetzt in dem Drama steht, erweist er sich nur ziemlich matt und unerheblich für den Abschluß der Tragödie, die dann überhaupt etwas schwach und nur mit rhetorischem Gepränge ausläuft. Es gebricht ihr in der Form des Ganzen an straffer Aufgipfelung und einer sorgfältig vorbereiteten, wuchtig ausgetragenen Katastrophe. Es sind unleugbar alle Grundbedingungen und Elemente dazu von dem Dichter beigebracht und aufgestellt worden, ohne daß er indeß sie selbst damit zu bewerkstelligen vermocht hat. Seine Sprache ist ungleich, oft schwungvoll und hinreißend, zuweilen hohl und bombastisch. Alles in allem genommen verdient die Arbeit jedenfalls Achtung.

2. Ein Sieg der Liebe. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Max Frick. Leipzig-Reudnitz, Hoffmann. 1889. 8. 1 M.

Wie Molière aus der griechischen Mythologie seine Komödie „Amphitryon" schrieb, die Heinrich von Kleist so vortrefflich ins Deutsche übertragen hat, so ist das vorliegende Schauspiel aus der nordischen Mythologie genommen und feiert, unter lauter Göttern handelnd, die hingebende opferfreudige Liebe des ehelichen Weibes. Loki, mit Sigyn vermählt, hat eine Menge kleiner und großer Frevel verübt und in Trotz und Uebermuth sich so weit vergessen, seiner Gattin ungetreu und in den Armen der Riesin Angurboda den wilden Fenriswolf und die grimme Midgardschlange zu erzeugen. Wodan, durch Frigga, Freia und Donar aufgereizt, verdammt am Ende des ersten Aufzugs den göttlichen Missethäter zu folgender Strafe:

> Auf spitzen Felsen sollst du angekettet
> Bis zu dem letzten Weltenkampfe liegen,
> Und dir zu Häupten soll ein gift'ger Drache
> Sein fressend Gift in deine Augen speien,
> Sodaß du stete Qualen dulden mußt.
> So sollst du dort durch alle Zeiten liegen;
> Ohn' Gnade, ohn' Erbarmen wachzurufen,
> Magst du den hellen Klagelaut erheben.
> Doch wenn das Wesen, welches du am meisten
> Gekränkt hast, sich erbietet, deine Qual
> Auf sich zu nehmen, sollst du frei sein, Loki.

Man sieht, daß man es hier mit einem andern Prometheus zu thun hat, der, wie dieser, ein Frondeur der

Götterwelt, ihrem Zorne erliegen muß. Nur ist es hier, echt germanisch, die Liebe der guten Ehefrau, die ihn erlöst und frei macht. Sigyn hat kaum vernommen, welches Los ihrem Gatten zutheil geworden, als sie auch sogleich vor Wodan eilt, um für Loki Gnade zu erwirken. Hier theilt man ihr alle Schandthaten des Verurtheilten mit und verschweigt ihr nur die eine, die er gegen sie selbst begangen und welche unbezweifelt die ärgste ist. Unerhört entlassen, eilt sie in der dritten Abtheilung zu Loki selbst und erbietet sich, bei ihm zu bleiben und, über ihn gebeugt, das Gift des Drachen in ihre eigenen Augen zu empfangen. Loki, davon gerührt, will sie aber nicht für sich leiden sehen und entdeckt ihr, um sie abzuschrecken und von sich zu scheuchen, seine Untreue und Frevelthat. Im Innersten davon gebrochen, schwankt Sigyn, ihn seinem Schicksale zu überlassen.

Allein im vierten Acte besinnt sie sich eines Bessern und allem Abrathen Donar's zum Trotze, von der Gewalt ihrer Liebe getrieben, entschließt sie sich, zu dem unseligen Gemahl zurückzukehren und sein Los zu theilen. Im fünften finden wir sie dann wieder an der Seite Loki's, indem sie, allen Einwendungen des Gequälten zum Trotze, in den Ruf ausbricht:

> Was kümmert mich der Fluch der ganzen Welt,
> Ich will ihn tragen, aber Loki retten,
> Ich will es, Loki, auch wenn du nicht willst.

Das besiegt Wodan, wie er verheißen, und er gibt Loki frei. „Denn reine Liebe sühnet jede Schuld." Diese Inhaltsangabe des Stücks belegt zur Genüge wol, daß es seine Aufgabe vollauf erfüllt und zwar in durchaus geschlossener Form und edler Sprache. Die Dichtung athmet allerdings nirgends weder großartige Züge in der Handlung, noch im Ausdrucke, aber doch überall eine schöne Sinnigkeit und gesunde und wohlthuende Harmonie. Sie läßt sich mit Antheil und Genugthuung jedenfalls lesen. Eine Aufführung freilich steht wol kaum zu erwarten, obschon unser Theater, durch Richard Wagner's Opern in diese Richtung eingelenkt, immerhin den Muth zu einer solchen Unternehmung schöpfen können sollte.

3. Der Erbe. Sociales Schauspiel in vier Acten von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1882. 8. 1 M.

Dieser Erbe ist ein Stück moderner Timon von Athen. Graf Fritz Eisenegg, Majoratsherr, besitzt ein ungeheueres Vermögen, große Besitzungen mit industriellen Unternehmungen, einen jüngern Bruder Botho, der Dragonerlieutenant ist, eine Braut, Gräfin Adelheid von Turnau, eine edle jüngere Jugendfreundin, Baronin Elisabeth Rankau, und ferner einen Busenfreund und Geschäftsführer, Assessor Eckart, dem er rückhaltlos vertraut, weil sein Vater auf dem Todtenbette ihm vertraute, daß er ein natürlicher Sohn von ihm und also sein Halbbruder sei.

Das Schauspiel eröffnet sich mit einer großen Gesellschaft im Hause der alten Gräfin Turnau, der Mutter Adelheid's, in der wir sogleich sämmtliche Personen der Handlung kennen lernen, die sich alle mehr oder minder noch um die Hauptfigur, Graf Fritz Eisenegg, gruppiren, welcher uns als wohlwollender, gutmüthiger, sorgloser Mann und zugleich als Träger moderner Humanitätsideen hingestellt wird. Er erscheint als entschiedener Gegner aller sogenannten noblen Passionen und falschen Ehrbegriffe. Nachdem er den Bruder Botho, der beim Wetten auf ein Pferd im Hoppegarten stark verloren hat, in freundlicher und liebenswürdiger Weise zwar getadelt, ihm aber die verlangte Anweisung auf seinen Bankier doch gegeben hat, erhält er Gelegenheit, sich gegen den Zweikampf auszusprechen und einen solchen gleich danach selbst von der Hand zu weisen. Im zweiten Acte wird er infolge dessen von seinem Bruder verlassen und aus dem Cavalierclub gestoßen. Im dritten erfährt er, daß sein Halbbruder Eckart, den er mit Vertrauen und Wohlthaten überschüttet, ihn heimlich von jeher gehaßt und mit teuflischer Schadenfreude zum Ruin gebracht hat. Im vierten endlich muß er erleben, daß seine Verlobte, erschreckt durch seinen Bankrott und befremdet durch sein ganzes Verhalten in der Gesellschaft, ihn aufgibt und verläßt. Nachdem er den ihm gebliebenen Rest seines Vermögens benutzt hat, seinen Bruder Botho vor der Schande der Wechselfälschung zu retten, faßt er, angeekelt und entsetzt von der Schlechtigkeit der Welt, den Entschluß, seinem Leben durch einen Revolverschuß ein Ende zu machen. Ehe er denselben jedoch ausführen kann, erscheint die edle Jugendfreundin Elisabeth von Rankau, entwindet ihm die Mordwaffe, bekennt ihm ihre jahrelange heimliche Liebe und fordert ihn auf, mit ihr nach Amerika auszuwandern und dort mit ihr ein neues Dasein zu beginnen.

Mit der Annahme dieser Aufforderung schließt das sociale Schauspiel, in dem das sociale Element indeß nur ziemlich schwach und ohne Folgerichtigkeit vertreten ist. Wie seltsam muß es einen nur einigermaßen nachdenkenden Leser berühren, den Mann, der hier als Held der modernen Gesellschaft, als Gegner aller socialen Vorurtheile hingestellt wird, der den Zweikampf als lächerliche Einrichtung verwirft, auf dem Punkte zu finden, durch Selbstmord zu enden, weil er um sein Vermögen gekommen und in seinem Glauben an die Menschen getäuscht ist.

Dieser Vorsatz ist im Widerspruche mit der ganzen Absicht der Arbeit und vernichtet dieselbe gleichsam im Kerne. Ein Mensch, der schließlich sich selber tödten will, hatte kein Recht, das Duell von der Hand zu weisen, nach unserer Meinung. Die ganze Aufstellung des Dramas ist dadurch in die Brüche gebracht und hinfällig, denn es mangelt demselben die strenge Durchführung seines innersten Grundgedankens gerade in der Katastrophe, in welcher es gilt, der Lösung der dramatischen Krisis den nothwendigen ideellen Abschluß und Austrag zu geben.

Wie aber der Verfasser im eigentlichen sittlichen Sinne seines Werks fehlgegangen, so ist die Sprache, die er seine Gestalten reden läßt, unserm Dafürhalten nach, ein nicht minderer Misgriff. Da Karl Bleibtreu ein Träger

der modernen realistischen Richtung in unserer Literatur ist, so bestrebt er sich natürlich, seine Personen so gewöhnlich wie möglich sprechen zu lassen. Es kommt dabei ein Deutsch ziemlich sonderbarer Art zu Tage. Wir lesen da Moser's Komödienphrase: „Sie haben ja so recht“, dann: „So 'ne Rarität“, „Ziemlich heftig“ (für ziemlich hohe Summe), „Sentimentaler Quatsch“, „Keine Bange“, „Na, nu war ja Fritz schöne 'raus“, „Hock' dich“ (setz' dich), „Hältst du mich für so dämlich“ u. s. w., und alle diese Alltagssätze in einer Handlung, welche sich bestrebt zeigt, Fragen der heutigen Gesellschaft in ernster und nachdrücklicher Weise zu lösen. Wir wissen wohl, daß die junge Richtung unserer Literatur in dieser platten Alltagsausdrucksweise etwas sucht, allein wir unsern Theils können nur den Kopf dazu schütteln und darin nicht einen Aufschwung, sondern blos einen Niedergang der Dichtung bekundet sehen, von dem wir wünschen, daß er nicht dauernd sein möge, wenigstens bei denen nicht, die wir, wie Karl Bleibtreu, für von Hause aus begabt erachten müssen.

Für uns wird Schiller ewig recht behalten, wenn er in seinen Versen „An Goethe“ sagt:

> Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
> Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Im höhern Schauspiele, das „Der Erbe“ doch sein soll, die Sprache der Posse und zwar aus dem Munde derjenigen Gestalten zu vernehmen, welche gleichsam das Pathos der Handlung in sich verkörpert zeigen, will uns eine Neuerung von sehr zu bestreitendem Werthe bedünken. Inhalt und Ausdruck sollen in einem Kunstwerke sich doch immerhin einigermaßen decken. Es mag in der Wirklichkeit vornehme Leute und selbst Helden und große Geister geben, die wie Laufburschen und Packträger reden, allein wenn das Drama sie zu Trägern von Interessen macht, die für die Gesellschaft oder die Menschheit von Bedeutung sind oder sein sollen, so müssen wir, nach unserm Standpunkte in der Kunst, es entschieden doch für Ungeschmack und einen Misbrauch erklären, sie in ihren Auslassungen einen Ton anstimmen zu hören, der als niedrig erachtet und schon äußerlich sich nur als Abstieg kennzeichnen kann.

Wie tief dieser Abstieg auch im Inhalte und ganzen geistigen Wesen des Dramas zu gelangen vermag, beweist unter anderm einigermaßen:

4. Der Vater. Trauerspiel in drei Aufzügen von A. Strindberg. Aus dem Schwedischen übertragen von E. Brausewetter. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1888. Gr. 16. 20 Pf.

Nach unserer Anschauung ist dieses Stück ein durchaus widerwärtiges und abscheuliches Stück, ein Stück, das den Preis der Geschmacklosigkeit und der Häßlichkeit verdient. Keine einzige Person darin macht einen sympathischen Eindruck, alle sind herzlos, kalt und roh; die Vorgänge entspinnen sich aus geradezu peinlichen Motiven und der Auslauf kann kaum anders als stumpf und brutal bezeichnet werden.

Man höre den Inhalt. Das Trauerspiel beginnt mit der breiten Erörterung darüber, ob der Diener des Rittmeisters, der ein Mädchen geschwängert hat, gezwungen werden kann, für das Kind zu sorgen, ohne Beweis zu haben, daß er der wirkliche Vater desselben sei. „Ja, sehen Sie“, meint Nöjd, eben jener Bursche des Rittmeisters, „das kann man niemals wissen.“ Und der Pastor, der Schwager des Rittmeisters, und der Rittmeister selbst sind ohnmächtig gegen diesen Ausspruch, aus dem das unselige Verhängniß des letztern sich sogleich zu entwickeln beginnt.

Der Rittmeister lebt nämlich in Unfrieden mit seiner Frau Laura, hauptsächlich wegen der Erziehung seiner Tochter Bertha. Er will diese in die Stadt geschickt und dort für alle Fälle, da er ohne Vermögen ist und sich und seine Familie durch wissenschaftliche Schriften neben seinem Militärgehalte nothdürftig durchhelfen muß, zur Lehrerin ausgebildet wissen. Seine Frau ist diesem Plane entgegen und behauptet ihr Recht auf ihr Kind. Ihr Kind, betont sie. Ist ihr Kind nicht sein Kind? Diese Frage macht ihn stutzig. „Das kann man niemals wissen“, hat der Bursche Nöjd gesagt. Sein Herr zieht sich das zu Gemüth, grübelt, forscht und untersucht. Die herzlose Frau sieht, wie er leidet, und bestärkt ihn durch frevelhaft hingeworfene Aeußerungen in seinen quälerischen Vermuthungen. Sie hetzt Bruder, Arzt, die alte Amme des Rittmeisters gegen den Gatten auf und entfremdet ihm selbst die Tochter, nur um ihren Willen durchzusetzen. Sie krönt ihr teuflisches Werk dadurch, daß sie den armen Vater auf der Bühne in die Zwangsjacke der Tollhäusler stecken und darin sterben läßt.

Dies das Stück, ein Stück Ibsen, doch ohne dessen Geist und Poesie, trocken, reizlos, quälerisch, eine Folter. Es ist ein Drama voll Stickluft und ohne Licht, ein Drama in engen, düstern, kahlen Mauern, in denen eine fixe Idee sich qualvoll und blödsinnig zu Tode martert. Und um was? Um ein Hirngespinst.

Es sind seltsame dramatische Blasen, welche der neue Strom der modernen Dichtkunst aufwirft. Sie platzen geräuschvoll und nicht ohne Entwickelung mephitischer Dünste, vor denen Aesthetik und Moral sich die Nase zuzuhalten oft genug genöthigt sind. Wir wollen gern einräumen, daß die Schriftsteller dieser Schule bestimmte, Achtung verdienende Bestrebungen im Schilde führen, aber daß sie damit befriedigende und schöne künstlerische Schöpfungen bieten, sind wir nicht im Stande zuzugeben; im Gegentheile, wir finden, daß sie mit Leistungen vor uns treten, die nur beunruhigen, verwirren und niemals einen weder erhebenden, noch läuternden Eindruck machen. Was Goethe schon im „Wilhelm Meister“ sagen läßt: „Deswegen bieten die Künstler unserer Zeit nur immer an, um niemals zu geben; sie wollen nur reizen, um niemals zu befriedigen; alles ist nur angedeutet und man findet nirgends Grund und Ausführung“, darf auch auf das in Rede stehende Stück als passend angewendet werden. Daß wir Werke

dieser Gattung aber aus fremden Literaturen herüberholen, um die unsere damit in Aufruhr und Trostlosigkeit zu versetzen, ist echt deutsch und bekundet nur allzu sehr, daß wir in nationaler Gesinnung noch immer nicht reif und bezüglich der Schaubühne noch keineswegs in der Verfassung sind, Lessing's Nationaltheater ins Leben zu rufen.

Der Besprechung der Dramen fügen wir hinzu:

5. Charles Lamb's Shakespeare-Erzählungen. Deutsch von Karl Heinrich Keck. Mit Titelbild. Leipzig, Teubner. 1888. 8. 3 M.

Charles Lamb, ein englischer Dichter, welcher 1795 geboren und 1835 gestorben ist, gehört zu der sogenannten „Lakeschool", das will besagen zu denjenigen Dichtern in England, die an den Landseen wohnten und in ihren Dichtungen vorwiegend einen beschaulichen, idyllischen und wehmüthigen Charakter zu Tage legten. Am berühmtesten ist Lamb's Gedicht: „Die alten bekannten Gesichter", das vielfach ins Deutsche übertragen worden ist; aber auch seine Sonette haben Anklang und Freunde gefunden, weil sie voll Sinnigkeit und tiefer Empfindung sind. Als Mensch liebenswürdig und voll Gemüth hat er, unverheirathet geblieben, sein häusliches Stillleben mit einer Schwester getheilt und mit dieser gemeinschaftlich die vorliegenden „Shakespeare-Erzählungen" verfaßt, welche den Inhalt und Stoff von des unsterblichen Dramatikers Stücken zu einfachen und schlicht ausgearbeiteten Novellen verwerthet zeigen. Die Frische und Unbefangenheit ihrer Vortragsart eignen sich besonders für die empfängliche Seele der Jugend, die dadurch aufs beste und glücklichste in die herrlichen Schöpfungen des britischen Dichters eingeführt wird. Schon Heinrich Künzel hat dieselben 1842 ins Deutsche übersetzt; aber da dessen Uebersetzung, so verdienstlich sie ist, doch manches zu wünschen läßt, so ist es immerhin dankenswerth, jetzt eine neue und überaus sorgfältige Uebertragung sich dargeboten zu sehen. Karl Heinrich Keck hat jedenfalls diese Shakespeare-Geschichten mit viel Verständniß und gutem Geschmacke verdeutscht. Das Kindliche und Naive darin wird recht glücklich zum Ausdrucke gebracht und sowol die Tragik wie die Komik in einer Weise ausgebeutet, wie sie dem Geiste der Jugend angemessen erscheinen mag. Man kann das Buch deswegen gern und mit allem Nachdrucke empfehlen. Zu bedauern dünkt uns, daß der Uebersetzer versäumt hat, durch eine Lebensschilderung Lamb's und Mittheilung von einigen von dessen Gedichten zu versuchen, eine erhöhte Theilnahme für seinen Dichter zu erregen. Die heutige deutsche Jugend wird nur wenig von Lamb wissen.

Feodor Wehl.

Südslawisches.

1. Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien von J. von Asbóth. Mit 35 ganzseitigen und 187 Textillustrationen, sowie einer historischen und drei statistischen Karten und Tabellen. Wien, Hölder. 1887—88. 4. 16 M.

Der Verfasser verdankt die unmittelbare Kenntniß der von ihm beschriebenen Länder den Reisen, die er vier Jahre hindurch in Begleitung des Ministers B. von Kállay gemacht hat; er hat viel gesehen und versteht es sehr gut, die gewonnenen Eindrücke darzustellen. Die Schilderungen der bosnischen Landschaften und Städte, des wilden Karstlandes der Herzegowina sind zum Theil vortrefflich; die Abschnitte des Buchs, die auf dem Titel als „Reisebilder" bezeichnet sind, erfüllen in der That den Zweck solcher Beschreibungen, auch den Leser, dem nicht die Erinnerung aus eigener Anschauung zu Hülfe kommt, in die Wirklichkeit der Landschaft und die mit ihm verbundene Stimmung zu versetzen. Gute Illustrationen erhöhen den Genuß. Noch eins ist dem Verfasser wohlgelungen: den Eindruck wiederzugeben, den auf jeden Besucher des Landes die eigenartigen Culturverhältnisse hervorbringen, stehengebliebenes Feudalwesen des europäischen Mittelalters, darüber gelagert und zum Theil innig damit verquickt mohammedanisch-türkisches Wesen und Leben, daneben zu beidem in schreiendem Gegensatze die seit der Occupation eingedrungene modern europäische Welt.

Weit weniger befriedigen die Abschnitte, die man nach den Worten des Titels als „Studien" zu betrachten hat. Recht dankenswerth ist davon nur das Kapitel „Besitzverhältnisse" (S. 149), das die ungemein verwickelten Besitztitel an Grund und Boden einfach und verständlich auseinandersetzt. Wo aber sonst historische Verhältnisse behandelt werden, treten allerlei Mängel und nicht ganz geringe hervor. In einem längern Abschnitte (S. 24—93) wird die Geschichte des Bogumilenthums behandelt, das dem bosnischen Mittelalter vor der türkischen Eroberung ein so eigenthümliches Gepräge gibt. Ein besonderes Studium findet sich darin nicht; wenn die Leser des Buchs, das doch nicht für Gelehrte bestimmt ist, eine Vorstellung von der Bedeutung dieser Sekte bekommen sollten, mußte ihnen der Zusammenhang der ganzen Bewegung von Bulgarien bis zu den Albigensern Südfrankreichs auseinandergesetzt werden, wenn auch kurz, und dann ein Studium darauf verwendet werden, warum die Sekte gerade in Bosnien es zu einer Art wirklicher bogumilischer Kirche brachte. Die paar Worte auf S. 29 genügen nicht, enthalten auch noch die ganze falsche Vorstellung, daß in die „Disposition zur Reformation" „aus dem Bogumilismus der befruchtende, den Werdeproceß anregende Same gefallen ist". Von einzelnen sonderbaren Irrthümern oder Flüchtigkeiten sei erwähnt, daß nach S. 24 die Schriftsprache der Slawenapostel Cyrill und Method „zur gemeinsamen Mutter der verschiedenen Literatursprachen

sämmtlicher Slawen" geworden sein soll. Es ist doch z. B. Czechen und Polen nicht eingefallen, kirchenslawisch zu schreiben. Was S. 296 über die glagolitische Schrift gesagt wird, ist ein ganz sonderbarer Wirrwarr; diese Schrift steht nicht, wie der Verfasser meint, zwischen der cyrillischen und lateinischen, die erstere ist nicht ein gräcisirtes Glagolitisch, und dieses wieder ist nicht im alten römischen Dalmatien entstanden. Mit dem Slawischen steht der Verfasser überhaupt nicht auf dem besten Fuße und hätte die Wiedergabe cyrillischer Inschriften in originaler Schrift unterlassen sollen, so ist z. B. die S. 440 abgedruckte ein sinnloser Buchstabenmischmasch. Ganz unbrauchbar ist der letzte Abschnitt des Buchs: „Literarische Bewegungen und Volksdichtung"; dem Verfasser fehlt offenbar jede nähere Kenntniß der ältern dalmatinisch-slawischen Literatur, die eigentlich mit Bosnien nichts zu thun hat, von ihm aber S. 466 mit berührt wird, sonst würde er, von andern Misverständnissen zu geschweigen, z. B. nicht behaupten, Vetranić hätte den Euripides aus dem Italienischen übersetzt; er hat überhaupt den Euripides nicht übersetzt, sondern die „Hekuba" des Lud. Dolci. Doch sehen wir von solchen Einzelheiten ab und betrachten noch den allgemeinen Standpunkt des Verfassers in Bezug auf Geschichte und Gegenwart des Landes. Er liebt, was man ihm als Ungar gern gönnen mag, die Bestrebungen der ungarischen Könige in und um Bosnien als Verdienste darzustellen, und ist wenig erbaut von kroatischen Historikern, denen diese Verdienste nicht einleuchten wollen; aber er mußte, um unparteiisch zu bleiben, doch ein wenig anders, als er zu thun pflegt, auf das Slawenthum des Landes eingehen. Es heißt S. 98:

> Der Orthodoxe rechnet Bosnien zu Serbien, den Bosniaken zu den Serben, während der Katholik das Land zu Kroatien, die Bevölkerung desselben zur kroatischen Nation rechnet. Beiden ist alles zuwider, was Zeugniß ablegt von dem Dasein eines selbständigen bosnischen Volks, eines besondern bosnischen Culturlebens.

Es gibt nicht übermäßig viele Leute, die mit den ethnographischen Verhältnissen des Slawenthums Bescheid wissen, und ich meine, mancher Leser wird sich aus dem Angeführten die Meinung bilden, es gebe außer Kroaten und Serben noch einen besondern slawischen Stamm der Bosniaken. Aus Geschichte und Sprachwissenschaft ist es aber ganz sicher, daß Bosnien zum Theil von Kroaten (im alten historischen Sinne des Wortes), zum Theil von Serben bewohnt war, nur die Grenze zwischen den so nahe verwandten Stämmen läßt sich nicht mit voller Sicherheit ziehen; ein Drittes gab es dort nicht. Man mag politische Gründe in Oesterreich und Ungarn dafür haben, Bosnien und Herzegowina möglichst von dem übrigen Südslawenthum zu scheiden, ein unbefangener Darsteller von Land und Volk dürfte es nicht so machen. Vielleicht würde er es auch von selbst anders gemacht haben, wenn er auf das eigentliche Volk des Landes etwas mehr eingegangen wäre. Nach den statistischen Tabellen am Ende des Werks gibt es in beiden Ländern 837000 Christen (Orthodoxe und Katholiken), gegen 493000 Mohammedaner; die Spitzen der letztern, die Begs mit ihrem Familienanhang, ihren Clans, erwähnt der Verfasser sehr oft, beschreibt mit sichtbarer Vorliebe ihre prächtigen Gestalten, ihren würdevollen Adel, ihre Tapferkeit und Ritterlichkeit. Wer die Leute je gesehen hat, wird das vollkommen begreifen, sich vielleicht aber etwas mehr als der Verfasser darauf besinnen, daß dieselben Herren oder deren Vorfahren ihre christlichen Volksgenossen — denn sie selber sind auch zum Islam übergetretene Serben — auf das ärgste gepeinigt haben. Von der christlichen Bevölkerung, auf der doch die Zukunft des Landes beruht, erfährt man aus dem Werke äußerst wenig, und doch möchte man gerade eingehend erfahren, wie diese sich bewegt und lebt, wie sie ihr Verhältniß zum Mohammedanerthum auffaßt, wie sie sich in die neuen Verhältnisse nach der Occupation gefunden hat, was sie für die Zukunft hofft, wie es ihr unter türkischer Herrschaft ergangen ist. Das wäre entschieden werthvoller gewesen als manche Einzelheiten der mittelalterlichen Geschichte und der ziemlich lange Abschnitt über die ganz gleichgültige bosnische Wappenfrage.

Am Ende des Werks steht unter der Bezeichnung „Literatur" eine ganz planlose Zusammenstellung von Büchertiteln, in der eine Menge veralteter und unbrauchbarer Sachen überflüssigerweise steht. Wichtiges fehlt, während anderes überhaupt nicht in die Literatur über Bosnien und Herzegowina gehört. Der Verfasser sollte den ganzen Abschnitt, der an mehr als einer Stelle verräth, daß er die angeführten Bücher nicht kennt, ganz weggelassen haben. Wenn er Jireček's „Geschichte der Bulgaren" erst in der czechischen Ausgabe anführt, die russische Uebersetzung als ein besonderes Werk citirt, die deutsche Ausgabe aber gar nicht nennt, oder Ranke's Buch über die serbische Revolution nach der Ausgabe 1844 anführt, dagegen desselben „Serbien und die Türkei" (1879) nicht erwähnt, so wirft das auf seine „Studien" ein etwas bedenkliches Licht.

2. Mara Cop Marlet. Südslawische Frauen. Auf Höhen und Tiefen der Balkanländer. Mit einer Einbegleitung von J. A. Freiherrn von Helfert. Mit 6 Illustrationen von G. Bastagh. Budapest, Grill. 4.

Dies Buch gehört zu den sogenannten Prachtwerken, der Text steht schön gedruckt innerhalb eines 6—8 Centimeter breiten Randes, eingelegt sind drei zur Sache gehörige hübsche Bilder südslawischer Frauen: einer Frau aus Montenegro, eines bosnischen Mädchens, eines serbischen Mädchens aus dem Banat, und zwei nicht zur Sache gehörige: das Phantasiebild einer mythischen Gestalt, der Vila, übrigens recht mislungen, und das einer Zigeunerin, die nur eine große ethnographische Verwegenheit zu den Südslawen rechnen kann. Dazu erhalten wir vor dem Titelblatte das Porträt der wirklich sehr hübschen Verfasserin. Ueber diese berichtet die Vorrede:

Die schöne Verfasserin ist Kroatin von Geburt, Belgierin durch ihre Heirath, Afrikanerin nach ihrem Wohnsitz, Deutsche mit der Feder. Auch hat sie diese Vierfaltigkeit früher in ihrer Adresse bekundet, wo „Mara" den Tauf-, „Fop" den Familien-, „Lenger" und „Marlet" die Gattennamen repräsentiren. Seither hat sie das „Lenger" abgeworfen und kutschirt jetzt durch die literarische Welt mit einem Dreigespann, was bekanntlich nur die Russen thun.

Die letzte Phrase diene zugleich als Probe des im Vorworte entwickelten Geschmacks. Was nun diese Dame über die südslawischen Frauen berichtet, über Verlieben, Verloben und Hochzeit, ist längst, auch in deutscher Sprache, ausführlicher und besser beschrieben, wenn auch nicht immer in dem hier, wie in andern Prachtwerken beliebten und doch so empfindlich trivialen Prunkstil. Interessant ist aber das einleitende Kapitel „Die alten Slawen". Es beginnt sehr tiefsinnig:

Aus der Sage wie aus einem noch unbewußten Traumleben erhebt sich die Geschichte der Völker, — die Leuchte der Wahrheit an der zum Denken erkalteten, einst mit bacchantischem Lotus umwundenen reinen Marmorstirne,

und es wird im Verlaufe ganz außerordentlich abweichend von aller sonstigen menschlichen Weisheit.

Heben wir nun mit Hülfe der Geschichte den Vorhang, der das Mittelalter von der Gegenwart trennt, so sehen wir auf der großen Weltbühne ein seltsames Trauerspiel seine erschütternden Scenen entfalten.

Nüchterne Ueberlegung sagt uns, daß diese Trennung von den Geschichtsverständigen ungefähr um 1500 gelegt wird. Das erschütternde Trauerspiel besteht darin:

Von den Höhen der Karpaten zieht ein großes Volk (gemeint sind die Slawen) aus gemeinsamer Urheimat in die Niederungen und ergießt sich allmählich vom Weißen bis zum Mittelländischen Meere.

Die Verfasserin hat sich um die Kleinigkeit von ungefähr tausend Jahren versehen, 500 wäre richtiger. Fügen wir noch eine Bemerkung über Kroatien hinzu:

Hier war es, wo sich die gewaltige Scheidung des orientalischen und occidentalischen Geistes vollzog, wo Rom den kühnen Arm des gewaltigen Zarenreichs zurückschlug, als er vom eisigen Nordpol bis hinab an die lachenden Ufer des Bosporus nach der goldenen Krone der Paläologen griff —

aber fragen wir lieber nicht, was die Verfasserin sich dabei gedacht hat, denn das Ganze ist nichts als thörichtes Geschwätz.

Zur russischen Kriegsgeschichte.

1. Masslowski. Die russische Armee im Siebenjährigen Kriege. Erster Theil: Der Feldzug Apraxin's nach Ostpreußen 1756—57. Moskau. 1886. (Russisch.)
2. Masslowski. Der Siebenjährige Krieg nach russischer Darstellung. Erster Theil: Der Feldzug Apraxin's in Ostpreußen. 1756—1757. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt und mit Anmerkungen versehen von A. von Drygalski. Berlin, Eisenschmidt. 1889. Gr. 8. 5 M.

Der Verfasser dieses Werkes ist Oberst im russischen Generalstabe, sein Buch eine für die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs beachtenswerthe Erscheinung, wie bereits mehrfach hervorgehoben worden. Es bringt uns viele neue, erwünschte Aufschlüsse über die militärischen Verhältnisse Rußlands zu jener Zeit, Verpflegung und Bestand der Truppen, den Operationsplan von 1757 u. s. w. Im dritten Kapitel findet man eine Uebersicht über die politischen Verhältnisse (vom Parteistandpunkte der unbedingten Gegner Friedrich's II. aus, vgl. S. 85 der Uebers.), die lediglich auf Ssolowjew's Geschichte Rußlands und besonders Feoktistow's Aufsatz im „Russischen Boten" 1882 beruht und daher nicht so umständlich als neue Ergebnisse Masslowski's in der „National-Zeitung" und darnach in der „Allgemeinen Militär-Zeitung", 1888, Nr. 8 u. 9, hätte wiedergegeben zu werden brauchen. Kapitel 5 bis 8 behandeln den Feldzug selbst bis zum Rückzuge über den Niemen.

Es ist dankenswerth, daß A. von Drygalski eine gute deutsche Uebersetzung geliefert, und richtig, daß er eine Reihe Tabellen, Reglements, Wiederholungen fortgelassen hat. Dagegen hätten Namen richtig verdeutscht, bezw. verbessert werden müssen: so statt Siwers — Sievers, statt Demiku — Demicourt, statt Demolin — Demoulin, statt Villeboy und Wilbua — Villebois, statt Zege-Manteuffel — Zoege M., statt Felkersamb — Fölkersahm, statt Gernsdorf — Gersdorff, statt Major Tappert — Jeanuert u. s. w. Durchaus nicht einverstanden bin ich jedoch mit dem Uebersetzer darin, daß er von der „Wiedergabe des Beglaubigungsmaterials abgesehen" (S. IX). In verkürzter Form hätten die erforderlichen Citate höchstens zehn Seiten eingenommen. Das hat doch nicht nur für das „russische Leserpublikum", sondern vor allem für die wissenschaftliche Benutzung Werth. Verblüffend geradezu wirkt aber der Ausspruch des Uebersetzers (S. IX), daß „wir uns der Hauptsache nach daran genügen lassen dürfen, daß die Zuverlässigkeit des Autors als Quellenforscher von seinen eigenen Landsleuten als zweifellos anerkannt ist und wir ihm in jeder Hinsicht vertrauen können". Das ist ja sehr liebenswürdig, aber wissenschaftlich doch wol nicht gut anwendbar. Zumal hier, wo in der That die kritische „Quellenforschung" nicht durchweg befriedigt. Masslowski's Meinung ist allerdings (S. XV), daß

die Feststellung der Thatsachen eine verstärkte Arbeit nach archivalischen Documenten und die äußerste Vorsicht sogar im Ausdruck erfordert, denn eine Ungenauigkeit in letzterm zieht dem Verfasser den Vorwurf zu, er beabsichtige die Sache zu beschönigen.

Von diesen übrigens nicht alten neuen Grundsätzen ist der eine Theil befolgt und darin hat Masslowski sich wirklich verdient gemacht. Eine Menge bisher unbenutzter Archivalien sind herangezogen. (Einiges, z. B. Fermor's Schlacht-

bericht 6. December 1857 und anderes, hätte man gern vollständig gehabt.) Was wir Neues erfahren über die Vorbereitungen 1756, die Gründe, die Apraxin abhielten, früher zu marschiren u. s. w., leuchtet vielfach ein und fördert unsere Kenntniß. Der zweite Theil, die vorsichtige Kritik, kann aber doch nicht immer Zustimmung finden. Des Raumes wegen kann ich leider nur kurz auf einiges hinweisen.

Von deutschen Werken benutzt Massłowski nur Hasenkamp (so! und nicht „Hasenkamps", wie der Verfasser, oder „Hasenkampf", wie der Uebersetzer ihn durchgehends nennt), doch ohne je seine entgegengesetzte Meinung zu begründen. Stehen preußische und russische Berichte im Widerspruche, bleibt diese Schwierigkeit einfach unberücksichtigt. So S. 187 beim Gefechte bei Kattenau; S. 192 bei den Gefechten bei Pötschzehmen und Pieragienen; S. 196 beim Gefechte bei Norkitten; S. 225 bei der Schlacht bei Groß-Jägersdorf. Ueberall wird ohne weiteres dem ungedruckten und sogar dem gedruckten russischen Journal gefolgt. Officielle Berichte ist Massłowski geneigt, mitunter zu überschätzen. Apraxin befand sich der Conferenz gegenüber in etwas schwieriger Lage (wie Massłowski selbst eifrig zeigt); seine Berichte werden sicher mit größerer Vorsicht behandelt werden müssen, zumal sie mit andern russischen Berichten nicht immer stimmen, so mit den Aussagen Weymarn's (auch deutsch in Hupel's „Neuen Nord. Misc.", VII, VIII). Freilich kehrt Massłowski sich wenig daran. Nur zweimal citirt er Weymarn, um ihn gegen den Massłowski so unangenehmen „Ausländer" Sibilski zu verwenden; sonst paßte er Massłowski, scheint es, nicht ganz (S. 237, 242, vgl. 303).

Eine Ausführung (S. 283 fg.) bringt eine Kritik der Memoiren Bolotow's. Massłowski hält sie für eine sehr unzuverlässige Quelle. Seine allgemeinen Gründe — Bolotow schreibt dreißig Jahre später u. s. w. — sind selbstverständlich. Die andern können nicht überzeugen: Bolotow habe sich dem Felddienste entzogen; wie könne man einem solchen Manne glauben (S. 291, vgl. die passende Bemerkung des Uebersetzers); und doch sagt Massłowski S. 245, trotzdem er dasselbe sonst betont, das moralische Element habe damals noch keine große Bedeutung gehabt. Am meisten scheint Massłowski zu ärgern, daß Bolotow „ein Freund der Deutschen sei". Seine Gründe: er citire preußische Relationen. Massłowski muß den Bolotow nicht sehr aufmerksam gelesen haben. Ihm entgeht, daß derselbe meist diese Relationen bezweifelt oder sie unverschämter Lüge bezichtigt. Daß er auch russische Berichte benutzt, weiß Massłowski gar nicht, ebenso wenig, daß er ein gleichzeitiges Tagebuch führte. Belustigend ist der zweite Grund: Bolotow habe sogar im Aeußern todter Preußen etwas Heroisches gefunden (S. XIV, 290). Kurz, er sei eine Art wenig wahrheitsliebender Kriegscorrespondenten. Und doch baut Massłowski nach Bolotow seinen wenig wahrscheinlichen Kosackenangriff auf (S. 229), ohne die aus den Memoiren selbst sich ergebenden chronologischen Schwierigkeiten zu berücksichtigen, und doch wird Bolotow S. 225 für den Kampf im russischen Centrum citirt; leider ist diese Stelle von Bolotow dem fürs Publikum bestimmten russischen Schlachtberichte und dem Weymarn's entnommen. Ich bin übrigens, doch aus andern Gründen, gleichfalls der Ansicht, daß Bolotow nur in gewisser Hinsicht benutzt werden darf; es muß auch hier eigenes von fremdem Gut geschieden werden. Sonst mislingt die Kritik solcher Memoirenwerke.

Im ganzen: das Buch ist in stark apologetischem Tone geschrieben. Die Brauchbarkeit der russischen Armee erscheint allerdings in etwas besserm Lichte. Von der großen Tüchtigkeit Apraxin's jedoch habe ich mich nicht überzeugen können. Für die Beurtheilung der Fähigkeit desselben ist es doch z. B. nicht gleichgültig und nicht blos Sache einer Geschichte des Generalstabes, ob er selbst der Reserve den Platz anweist oder ob das der Gedanke eines andern ist (S. 235); Weymarn (a. a. O. 207, 214) sagt übrigens, es seien gar keine Dispositionen getroffen. Die Conferenz mußte ja hemmend wirken, aber alles wird dadurch doch nicht erklärt. Ebenso ist doch wol die Einschränkung der „im Zeitgeiste liegenden" (sic! vgl. S. 255) Ausschreitungen und — es hilft nichts — Barbareien russischer Truppen nicht gelungen. Solche Dinge findet man eben nicht immer in „officiellen Documenten" verzeichnet. Doch das stimmt zur Tendenz. Massłowski meint S. 203 (vgl. S. 260 der russischen Ausgabe), der Grund für die vorsichtige Verwendung der Kosacken durch Apraxin sei die Furcht gewesen „vor der famosen Phrase, die uns auch später oft schadete: was sagt Europa über die angeblich von uns verübte Barbarei". Das ist der altrussische Standpunkt. Ein solches Hineintragen national-voreingenommener Anschauungen in wissenschaftliche Werke ist durch nichts zu rechtfertigen. Das führt zur Einseitigkeit und gestattet nur eine sehr mistrauische Benutzung des Buchs.

Friedrich Bienemann jun.

Aus der deutschen Sage.

Germanias Sagenborn. Mären und Sagen für das deutsche Haus. Bearbeitet von Emil Engelmann. Mit vielen Bildern nach Zeichnungen von Baur, Bendemann, Camphausen, Closs, Hübner, Häberlin, Hoffmann, Lauffer, Max, Makart, Richter, Schmidt, Schnorr von Carolsfeld u. a. Erste bis dritte Lieferung. Stuttgart, Neff. 1889. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Dieses neue Werk des metrischen Bearbeiters des Nibelungen- und Parcivalliedes, welche seinerzeit gleichfalls in d. Bl. besprochen wurden, wird gewiß in allen deutschen Leserkreisen willkommen geheißen werden, da es die gewaltige deutsche Sagenwelt ist, die uns in seinen Lieferungen vorgeführt werden soll. Denn es ist unbestritten eine Pflicht der Pietät und nationalen Gesinnung, daß

das deutsche Volk, welches jetzt einen so hervorragenden Platz unter den Nationen einnimmt, durch Wiederbelebung unserer herrlichen Heldensagen sich seiner Vorzeit erinnert und aus diesen Dichtungen und Phantasieschöpfungen die hohe poetische Weltanschauung seiner Vorfahren kennen lernt, die man sich nicht als eine Horde wilder Nomaden und Jäger vorstellen darf, sondern als ein Volk, das sich einer sinnvollen Religion und mancher bewährten Einrichtungen erfreute, als ein auch geistig hochbegabtes, tapferes Volk, von dem schon der feingebildete Römer Tacitus rühmte, daß er es um vieles beneiden müsse.

Daß aber durch wörtliche, oftmals recht ungeschickte pedantische Wiedergabe der zu Tage geförderten Ueberlieferungen das Interesse des heutigen Lesers wenig geweckt wird, ist nicht zu verwundern. Die gehobenen Sagenschätze der Vorzeit müssen vom Roste befreit und unsern modernen Anschauungen und Empfindungen näher gerückt werden in der gleichen musterhaften Weise, wie Esaias Tegnér die Frithjofssage für ewige Zeit der Vergessenheit entriß.

Auch der Verfasser hat dies unsers Dafürhaltens mit Glück und Geschick versucht und schmeichelt uns in einladender Weise in das geheimnißvolle Dunkel des germanischen Sagenwaldes hinein. Das vorliegende erste Heft beginnt mit der Märe von der „Walküre“ (Sigurd und Brunhild), jener uralten Heldensage, welche tief ins germanische Heidenthum zurückreicht und auf diese längst vergangene Zeit ein klärendes und verschönendes Licht wirft. Die Märe ist nach den Quellen der nordischen Wälsungensage und der niederdeutschen Thidrekssage wiedergegeben und es wurden nur einige wenige rauhe und wilde Züge gemildert. So wirkt sie vorzugsweise durch die ungesuchte Einfachheit und Naturfrische der Schilderungen auf das Gemüth des sinnigen Lesers ein, der sich, wie der geistvolle Otto Banck bei anderer Gelegenheit sagt, an dem frischen Waldesodem und dem vollen kräftigen Brusttone labt, ohne daß der Bearbeiter statt des männlichen Ahornbaumes eine blonde, weiche, weibliche Birke gepflanzt hätte. Eine Probe wird die Wahrheit des Gesagten am besten bestätigen, es ist die schöne Schilderung des Zusammentreffens von Sigurd und Brunhild, S. 25, wo es heißt:

Mit langem Zuge labte sich der Held aus dem Horn und fragte, nachdem er getrunken: „Sag an, wie nennst du dich und woher stammst du? Ich habe vernommen, daß du eine Königstochter und mächtig im Streite sei'st?“ — „Sigurdriefa nenne ich mich“, erwiderte sie lächelnd, „da Sigurd mich aus dem Schlummer rief, sonst aber hießen mich alle, die mich kannten, Hilde unterm Helm und Brünnhilde, denn wisse, ich war Walküre und verlieh Sieg im Kampfe. Einst schlugen sich zwei Könige, der eine war ein tapferer Heerführer, aber alt, der andere ein blühender Jüngling; da gab ich dem Jungen Sieg und fällte den Alten. Darob zürnte mir Odin, der dem Greisen Sieg verheißen hatte und stach mich zur Strafe mit dem Schlafdorn, daß ich fortan nicht mehr Sieg verleihen, sondern mich vermählen solle. Ich aber that ein Gelübde, mich keinem zu vermählen, der sich fürchten könne. Da umschloß mich Odin mit Schilden und ließ um meinen Saal die verheerende Flamme lodern. Nur der solle die Flamme durchreiten, gebot er, der keine Furcht kenne und der mir das Gold brächte, das unter Fafnir lag. Und so lag ich im Schlummer, bis du endlich zu mir kamst.“ — „Wunderbares kündest du“, erwiderte Sigurd, „da du mein Kommen vorauswußtest. Du besitzest Weisheit in hohen Dingen, darum bitte ich dich, daß du mich auch daran theilnehmen lässest und mich Runensprüche lehrst.“ — Die Jungfrau füllte nochmals das Horn und sprach, nachdem sie es ihm gereicht hatte: „So höre denn, was ich künde:

Meth bring' ich dir, Brecher der Brünne,
Mit Kraft gemischt und hohem Ruhm;
Voll ist das Horn von Segensworten,
Von Zaubersprüchen und Freuderunen.
Siegrunen ritze, willst Sieg du gewinnen,
Dem Schwertheft sie ritze, dem Rücken der Klinge,
Dem Wehrgehänge und rufe dem Thyr!
Sturmrunen ritze, willst sicher du schirmen
Die Schiffe des Meeres, die Segelrosse,
Am Steven sie ritze und Steuerruder.
Mit Bränden brenn' sie hinein in die Ruder!
Geht hoch auch die Brandung und blauschwarz die Woge:
Heil kommst du vom Meere, wenn also du thust!
Zweigrunen erkenne, willst Heilung der Wunden
Als Arzt du verstehen! In Rinde sie ritze,
In Laubwerk des Baumes, der ostwärts sich neigt.
Lern' Runen des Trinkhorns, wirf Lauch ins Getränke,
Das schützt vor Gefahr dich; dann weißt du, daß nimmer
Zum Schaden gemischt wird dir trugvoller Meth!
Sinnrunen erlerne, willst jeglichem Mann du
An Klugheit voranstehn! Nun wähle du selbst,
Da die Wahl dir geboten, du furchtloser Held!“

„Deinen klugen Sprüchen will ich vertrauen“, sprach Sigurd, „aber lehre mich noch mehr von solcher Weisheit.“ — Da erwiderte sie: „Gern thu' ich deinen Willen, da du wißbegierig und klug bist und kündete ihm weiter.“ ...

Da erwiderte Sigurd: „Nicht fliehen würde ich, wenn ich mich zum Tode geweiht wüßte, aber deinen Rath will ich immerdar befolgen, niemals findet man ein weiseres Weib als du bist, und das schwöre ich dir, daß ich dich zu meiner Gattin küren will, denn du bist nach meinem Sinn.“ — Sie antwortete: „Dich will ich und keinen sonst, hätt' ich auch zu wählen unter allen Männern in der Welt.“ Und dies bekräftigten sie unter sich mit Eiden u. s. w.

Wir werden so von dem Verfasser mitten hineingeführt in eine Zeit, aus welcher beglaubigte Zeugnisse nur spärlich vorhanden sind und in denen deshalb die Sage die mangelnde Ueberlieferung der Geschichte ersetzen muß. Dieses thut sie auch in Wahrheit, und am besten spricht für die unerschöpfliche Kraft dieser Sagen die Thatsache, daß sie heute noch nach Jahrtausenden unsere Dichter und Künstler zu immer neuen Werken begeistern.

Die beiden folgenden Hefte bringen die Sagen von Waltarius und Hildegund und vom Hörnen Siegfried; die weitern sollen die von Helias, dem Schwanenritter, Roland, Eginhard und Emma und andere enthalten. Wir sprechen nur noch den Wunsch aus, daß bei der Auswahl der Bilder recht sorglich verfahren werde.

Otto Müller.

Feuilleton.

Mit Nr. 10 der „Literarischen Volkshefte“, herausgegeben von Eugen Wolff und Leo Berg (Berlin, Eckstein Nachfolger), schließt das ganze Unternehmen. Georg Brandes sucht in demselben nachzuweisen, daß Emile Zola eine Vorliebe für die symbolische Behandlung kleiner wirklicher Züge habe, also thatsächlich der Poesie ein Zugeständniß mache, wenn er auch als Theoretiker einem crassen Naturalismus huldige.

Doch derselbe Verlag beginnt, „Neue Literarische Volkshefte“ herauszugeben, deren erste Nummer Literaturbriefe an einen deutschen Marineoffizier in Ostafrika unter dem Titel: „Der Offizier in der Dichtung“ bringt. Als folgende Themata werden angegeben: „Der preußische Adler in der deutschen Literatur“, „Die socialen Kämpfe im Spiegel der Poesie“, „Kritik der Kritik“, „Goethe und noch immer kein Ende“, „Geschichte des Naturalismus“, „Berliner Theaterreise“, „Die Herrschaft der Speculation in der Literatur“, „Roman und Epos“, „Eine literarische Reise durch Deutschland“. Der Preis ist wie früher 50 Pf. für das Heft.

— In der Psychologischen Gesellschaft zu München hat Ludwig Kuhlenbeck zwei Vorträge gehalten über „Giordano Bruno, sein Leben und seine Weltanschauung“, welche er bei Th. Ackermann daselbst 1888 herausgegeben hat. Das Heft ist geziert mit Bruno's Brustbild, einem Facsimile seiner Handschrift und der Abbildung seines Denkmals in Rom. Der Verfasser stützt sich auf die hier bahnbrechenden Werke von Carriere und Brunnhofer, hat aber auch die Schriften jenes großen Philosophen selbst eingehend durchforscht. Er läßt denselben von „intellectueller Liebe zur Wahrheit“ erfaßt sein und reiht deshalb seinen Helden dem Buddha, Sokrates und — Christus an! Nachdem er das unstete Wanderleben und tragische Geschick des edeln Dulders geschildert, entwickelt er die Grundzüge der Bruno'schen Philosophie. Wir möchten gern diesem Auszug aus Bruno's Schriften alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, bedauern aber, dem Verfasser starke Ungerechtigkeit gegen Leibniz vorwerfen zu müssen. Auch ist es denn doch bedenklich, Schopenhauer neben Goethe und Schiller zu den „edelsten Geistern unserer Nation“ zu zählen. Der Mangel an philosophischer Schulung macht Kuhlenbeck unfähig, eine Kritik der Theoreme Bruno's zu geben, obwol ihm eine solche förmlich aufgedrängt war bei der Lehre Bruno's von „dem vorzeitlichen Verdienst des einzelnen“, oder von „dem Wahrhaft-Schönen, das keine Schranke noch Grenze kennt“. Immerhin wollen wir das Schriftchen als Einführung in das populäre Verständniß des Philosophen Giordano Bruno gern empfehlen.

— Wilhelm Koopmann hat ein Büchlein von 27 Seiten in Octav erscheinen lassen, betitelt: „Die Kunst und das Schöne“ (Kassel, Freyschmidt). Mit dem kostbarsten Papier ist so verschwenderisch umgegangen, daß die kleine Stilübung sich bequem auf der Hälfte desselben Raums unterbringen ließe. Der mit roten Linien eingefaßte Satz in Schwabacher Lettern ist ein Text, welchen der Verfasser im Schweiße seines Angesichts aus den verschiedensten Quellen zusammengetragen hat. Doch wozu der Lärm? Die Weisheit des theuern, halb leer gebliebenen Papiers soll wol als Weisheit erscheinen einem Fräulein, dem dieser ästhetische kleine Stoßseufzer thatsächlich gewidmet ist; es dreht sich also dieses Libellum eines Libellums um einen Druckfehler, insofern der Titel heißen müßte: „Die Kunst und die Schöne!“

— In der „Collection Spemann“ ist von der vollständigen Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarck's seit dem Jahre 1847, die von Wilhelm Böhm unter dem Titel „Fürst Bismarck als Redner“ herausgegeben wird, der achte Band erschienen. Er umfaßt die Zeit vom Herbst 1875 bis ins Frühjahr 1877, und wie er uns den Kanzler vorwiegend in der innern Politik thätig zeigt, so ganz besonders auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik. Es sind hier die Reden, in welchen zuerst die Grundsätze Bismarck'scher Steuerreform zum Ausdrucke gelangten und die Nothwendigkeit, das Reich finanziell selbständig hinzustellen, betont wurde. Außerdem gebührt erneute Aufmerksamkeit den fast schon wieder in Vergessenheit gerathenen Verhandlungen über die Einverleibung Lauenburgs in Preußen, um des tiefen Verständnisses willen, das der Zusammenschweißer der deutschen Einheit für die geschichtliche Individualität des kleinen Ländchens bekundet, und wegen seines energischen Eintretens für dessen Recht gegenüber den großmächtlichen Nivellirungsgelüsten der Fortschrittspartei.

Bibliographie.

Auh, L., und H. Thom, Gnomen und Kobolde. Aphorismen und Epigramme. Leipzig, Bonman. 12. 60 Pf.

Balz, Johanna, Der Engel der Barmherzigkeit. Dichtung. Lebende Bilder mit verbindendem Text. Münster i. W., H. Schöningh. 8. 75 Pf.

Beaunis, H., Der künstlich hervorgerufene Somnambulismus. Physiologische und psychologische Studien. Autorisirte deutsche Ausgabe von L. Frey. Mit 4 Abbildungen. Wien, Deuticke. Gr. 8. 4 M.

Behrim-Schwarzbach, M., Die Mäusethurmsage von Popiel und Hatto. Kritisch beleuchtet. Posen, Jolowicz. 1888. Gr. 8. 1 M.

Blasendorff, K., Blücher als Gutsbesitzer. Pyritz, Backe. Gr. 4. 30 Pf.

Dregen, A. v., Stylvoll, schneidig, pyramidal! Augenblicksbilder aus dem Offiziersleben. Leipzig, Brehse. 8. 1 M.

Ehrenberg, R., Hamburg und Antwerpen seit 300 Jahren. Zwei Vorträge, gehalten im Vereine für hamburgische Geschichte. Mit einer graphischen Darstellung. Hamburg, Herold. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Fugger, K. Graf, Zwanglose Reiseskizzen. Nördlingen, Reischle. 8. 60 Pf.

Geißler, C., Geschichte des königlich bayerischen 16. Infanterie-Regiments vakat König Alfons von Spanien und seiner Stamm-Abtheilungen, des 2., 7. und 9. Jäger-Bataillons 1813—1888. Im Auftrage des Regiments bearbeitet. Mit 2 Porträts, 3 Figuren-Tafeln und 6 Plänen. Passau, Abt. Lex.-8. 24 M.

Goethe's Werke. Auswahl in 5 Bdn. Mit einer biographischen Einleitung. 1ster Bd. Halle, Hendel. 8. 2 M.

Harms, F., Ethik. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von H. Wiese. Leipzig, Th. Grieben. Gr. 8. 6 M.

Hecker, C., Blaue Husaren. Spiele nicht mit Schießgewehren. Illustrirt von H. Albrecht. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M.

Kitir, J., Ausgewählte Gedichte. Wien, Altmann. Gr. 8. 80 Pf.

Labarrière, P., Unschuldig verurtheilt. Roman. Autorisirte Uebersetzung von E. Neumann. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Lillie, F., Das Wesen der Religion. Zur Orientirung für angehende Theologen dargeboten. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 M.

Martens, W., Die falsche General-Konzession Konstantins des Grossen (sogenannte Konstantinische Schenkung). München, Stahl sen. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Baltische Novellen. (2te Sammlung.) Ein rechtschaffener Mann. Familienbild von Juliane Aldees. Tempi passati. Erzählung von O. Ohm. Riga, Kymmel. 1888. 8. 2 M.

Ofner, J., Der Grundgedanke des Weltrechtes. Wien, Hölder. 8. 80 Pf.

Philippson, L., Kescher ben Nathaniel. Die Entthronten. Trauerspiel, ins Hebräische übersetzt von H. L. Teller. Krakau. 1888. 8. 3 M.

Rangabé, A. R., Die beiden Schwestern und andere Novellen. Aus dem Neugriechischen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Reich, W., „Culturfragen“, vom biblisch-talmudischen, socialen und geschichtlichen Standpunkte aus beleuchtet. Baden. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Strindberg, A., Die Verheiratheten. Zwölf Ehegeschichten. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Ortenburg. Autorisirte deutsche Ausgabe. Budapest, Grimm. 8. 3 M.

— — Das rothe Zimmer. Schilderungen aus dem Künstler- und Schriftstellerleben. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von H. Ortenburg. Budapest, Grimm. 8. 4 M.

Tangermann, W., Neuer Frühling, neues Leben. Zeitbetrachtungen. Essen, Baedeker. 8. 3 M.

Vogel, A., Alt-klassischer Dichterhain. Eine Auswahl der bekanntesten Stellen aus griechischen und lateinischen Dichtern für realistisch gebildete Leser. Im Zusammenhange dargestellt und mit Einleitung sowie mit einem Verzeichnis der Eigennamen versehen. 1ster Bd. Griechische Dichter. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 4 M.

Wittgenstein, F. E., Reisebilder aus Süditalien. Von Capri nach Amalfi, Palermo, Agrigent, Syrakus bis nach Messina. Salzburg, Dieter. 8. 60 Pf.

Zeppelin, E. Graf, Kaiser Wilhelm I. am Bodensee. Ein Gedenkblatt, im Auftrage des Ausschusses des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung verfaßt. Lindau, Stettner. 1888. Lex.-8. 30 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 23. Mai 1889.

Inhalt: Neuere Unterhaltungsliteratur. Von M. Benfey. — Neue lyrische Gedichte. Von Ernst Ziel. — Geschichtliche und culturgeschichtliche Skizzen. Von Richard Weitbrecht. — Aesthetische Literatur. Von Gustav Portig. — Zur Staatswissenschaft. Von Ludwig Fuld. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere Unterhaltungsliteratur.

1. Ein Opfer der Liebe. Erzählung von Herbert Osten. Dresden, Pierson. 1889. 8. 2 M.
2. Gabriele Erdmann. Roman von Georg Hartwig. Berlin, Janke. 1889. 8. 2 M.
3. Irmengard, die Rose von Württemberg. Eine altdeutsche Erzählung von Hermann Jäger. Stuttgart, Kohlhammer. 1889. 8. 3 M.
4. Prieborn. Historische Erzählung aus Sachsens vergangenen Tagen von Franz Rzehak. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, F. Schneider. 1888. 8. 1 M.
5. Papa Hamlet. Von Bjarne P. Holmsen. Uebersetzt und mit einer Einleitung versehen von Bruno Franzius. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 3 M.
6. Furst Zilah. Roman von Jules Claretie. Autorisirte Uebersetzung von Arthur Roehl. Mannheim, Bensheimer. 1888. 8. 1 M.

Schade, daß Herbert Osten, der Phantasie besitzt, nicht versucht hat, die Gebilde dieser Phantasie auf den Boden der Wahrscheinlichkeit zu stellen und mit möglichen Verhältnissen zu rechnen. Sowie seine Erzählung „Ein Opfer der Liebe“ (Nr. 1) jetzt vorliegt, bietet sie ein tolles Gewirr sich überstürzender Geschehnisse, die von Personen ausgehen, welche weder physisch noch psychisch in solcher Weise charakterisirt sind, daß ihr Thun als berechtigter oder nothwendiger Ausfluß ihres Wesens erscheinen könnte. Trotz einer gewissen Herrschaft über das Wort laufen auch im sprachlichen Ausdruck Nachlässigkeiten mit unter, wie sie kein Buch zeigen sollte:

> Dies zarte Kind, das voll so inniger Liebe, so unerschütterlichem Vertrauen zu ihm aufblickte. (S. 24.) Ahnungslos der über ihnen schwebenden Gefahr sprachen Bronja und Wladimir weiter. (S. 82.)

Daß in einem Frauenkloster ein „Pförtner“ ist, scheint doch selbst in Polen kaum glaublich! Näher auf den wirren Inhalt eines Buchs einzugehen, das höchstens den Geschmack der Liebhaber von Colportagewaare befriedigen kann, ist hier, wo andere Ansprüche erhoben werden, entschieden überflüssig.

Anscheinend spielt die Handlung in Georg Hartwig's „Gabriele Erdmann“ (Nr. 2) in der Gegenwart, aber vergeblich fragt man sich, wo gibt es denn heutzutage Personen und Verhältnisse wie die, welche hier geschildert werden? Noch unabweisbarer aber als diese Frage drängt sich eine zweite auf: wo findet ein Machwerk wie dieses einen Leserkreis? und finden muß es ihn doch, denn sonst wär's schwerlich gedruckt worden. In dem Jahre, das die hundertjährige Erinnerungsfeier der französischen Revolution bringt, werden hier weit geöffnete Thüren mit Gewalt eingeschlagen: Aristokraten und aristokratische Verhältnisse als bestehend geschildert, die nicht allein längst abgethan, sondern in dieser Weise überhaupt niemals dagewesen sind; denn die Aristokraten, selbst die schlimmsten, waren doch immerhin Menschen, während diese Ausgeburten einer unreifen, unkünstlerischen Phantasie nichts als Zerrbilder sind, die Personen wie auch die Verhältnisse, in denen sie sich bewegen. Mit anerkennenswerther Unparteilichkeit verfährt der Verfasser aber trotz seines grimmigen Hasses gegen die durch hohe Geburt Bevorzugten, denn die Gestalten, die er ihnen und ihrem Hochmuth als die Vertreter des Edelsinns oder auch nur lebensberechtigten Strebens gegenüberstellt, sind ganz ebensolche Zerrbilder — dort die schwärzesten Teufel, hier die weißesten Engel, nirgends aber Menschen, jene interessante Mischung von gut und böse. Die gleiche Unparteilichkeit erfreut auch in der Redeweise: Graf und Gräfin, Bauer und Bäuerin sprechen alle dieselbe unnatürliche, geschraubte Sprache, die dem Verfasser wol besonders poetisch erscheint. Während die elegante Gräfin ab und zu „gellend schreit“, ja sogar „kreischt“, erwidert das einfache Bauermädel auf einen Vorwurf:

Sünderin! Doch wahrlich nicht vor Euch, dessen Frevel der Menschlichkeit Fesseln längst abgestreift haben. Meineid, Lüge und Verrath handhabt Ihr mit gleicher Sicherheit, daß es einem graut, wenn man Euch noch lächeln sieht bei aller Verworfenheit.

Ein Wappen wird als „Zeichen eines unnatürlichen Hochmuths“ gebrandmarkt. Eine kleine Auslese der hochpoetischen Sprache dürfte jede weitere Kritik überflüssig machen:

Wer spielt so reizend Flügel? — So oft Leonie lächelte oder sprach, entblätterten sich ihre Lippen wie der Kelch einer thaufrischen Rose, die zwei Perlenschnüre in ihrem Schooße birgt. — Wobei sie ihren Gegner nicht aus dem Focus ihrer Augensterne ließ.

Ein Kuß ist „Vermählung ihrer Lippen“ u. s. w., „schlummertrunken“ sind „Gräser“, „Gemächer“, „das Licht der Lampe“, sowie alles Mögliche und noch weit mehr Unmögliches. Eine kleine Begriffsverwirrung scheint in Bezug auf die Bezeichnung „Kosmopolit“ und „kosmopolitisch“ zu herrschen. S. 74 heißt es nämlich:

Der alte Schwätzer erzählte mir von dem wunderlichen Benehmen des Grafen, der ein Kosmopolit ersten Ranges sein soll.... Bis er an der Sonne der Majestät schmilzt, wir kennen das!... Wenn ich Sie recht verstanden habe — sagte der Prinz gelassen — so bekennen Sie sich zu jenen neuerdings immer kräftiger auftretenden Reformatoren, deren kosmopolitische Grundsätze mehr Schaden als Heil anrichten. Ich mag hier nicht erörtern, weshalb der Handwerker nicht zum großen Herrn paßt, und warum der Sohn eines Bauern gut thut, wenn er ebenfalls ackert und pflügt, statt auf der Universität eine wissenschaftliche Reise zu ertrotzen, zu der ihm die sociale Bildung gänzlich abgeht.

Das Buch an sich, das sich durch nichts auszeichnet als durch den völligen Mangel alles dessen, was man von einer dichterischen Schöpfung zu beanspruchen berechtigt ist, wäre wahrlich der vielen Worte nicht werth, die daran verschwendet werden, wäre es nicht ein Vertreter einer weit verbreiteten Gattung, die unberechenbaren Schaden stiftet. Jeder, der das geringste Urtheil besitzt und nicht aus besonderer Veranlassung zum Lesen gezwungen ist, wirft Derartiges nach einem einzigen Blicke sofort aus der Hand. Es ist also nur für den Kreis derer berechnet, die kein Urtheil haben, und das ist bekanntlich der bei weitem größere. Auf diesen wirkt nun all das Schiefe und Falsche: das Geschraubte scheint Schönheit, die Sentimentalität Gefühl, eine Moral wie die des Helden Hochsinn. Dieser Held entsagt wegen einer Neigungsheirath einer hervorragenden Stellung, die das Wohl und Wehe einer großen Anzahl Menschen in seine Hand legt, denen schon die kurzbemessene Frist seiner edelsinnigen Verwaltung bedeutende Erleichterung geschaffen, während sie in kürzester Zeit „unter der Herrschaft eines verschwenderischen Lehnsherrn die Vortheile längst eingebüßt hatten, die Alban's kurze Herrschaft ihnen gewährt“. Auch nicht die leiseste Andeutung weist darauf hin, daß er diesen Vielen gegenüber sich irgendeiner Verpflichtung bewußt ist. Ohne daß das Aufgeben seiner mit Pflichten verbundenen Rechte ihm auch nur einen einzigen Augenblick innern Kampfes verursacht, heirathet er die „engelschöne“ Namenlose, und wird ungetheilter Bewunderung dargestellt als der edelste Held, der veraltete Vorurtheile abgestreift hat. — Nicht allein, weil das Mittelmäßige, das Schlechte unter seiner überwuchernden Masse das Gute, das Treffliche erstickt, sondern weil es auch unmittelbar schädigend wirkt, ist ihm gegenüber der schärfste Tadel nicht nur gerechtfertigt, sondern geboten. Die Verwilderung, ja Verrohung des Geschmacks, die so allgemein, so drückend empfunden wird, muß mehr und mehr überhand nehmen, wenn nicht jeder, dem irgend Urtheil zusteht, jede Rücksicht fallen läßt und schonungslos verurtheilt, wo Schonung ein Unrecht wäre.

Das im ganzen hübsch und leicht geschriebene Buch „Irmengard“ von Hermann Jäger (Nr. 3) mag für die, deren Heimat es zum Schauplatz genommen, manch Belehrendes, vielleicht sogar Fesselndes bieten, und in solchem Nutzen eine gewisse Berechtigung beanspruchen dürfen. Es ist freilich ein wunderlich Gemisch von prosaischer Aufzählung mannichfacher Thatsachen, die ohne jede poetische Einheit am Faden der Jahreszahlen zu einer „altdeutschen Erzählung“ verbunden werden — mit dichterisch sein wollenden Zugaben. Aeußerlich, wie das Band, was sie zusammenhält, werden auch Menschen und Ereignisse aufgefaßt. Nirgends ein Versuch, Zeitfarbe und Localton in den Gestalten, ihrem Thun und Reden, ihrer Umgebung wiederzugeben. Die Erzählung spielt im 13. Jahrhundert, 1286—92, folglich nur um den unbedeutenden Zeitabschnitt eines halben Jahrtausends etwa von unserer Gegenwart entfernt, und diese kurze Spanne Zeit macht es wol natürlich, daß die Redeweise ganz die unsere, d. h. die eines beträchtlichen Theils unserer Leihbibliotheksliteratur ist. Gräfin Irma spricht von ihrem „Papa“, Graf Albrecht von Hohenberg, den seine Tochter Margarete gleichfalls „lieber Papa“ anredet, philosophirt im Jahre des Herrn 1290 folgendermaßen:

Ueber den Lauf der Zeiten und Geschicke hängt der Schleier ewigen Geheimnisses. Die buntgemischten Lose, ins wechselvolle Leben weise vertheilt, erscheinen uns als Folgen der Nothwendigkeit oder als launiges Spiel des Zufalls. Und doch können wir nicht umhin, anzuerkennen, daß die Wege, die sie wandeln, allen Menschen vorgezeichnet sind, und daß eine unsichtbare Macht als Ausfluß ihres höchsten Willens nicht blos die ganze Weltordnung in wohlberechneten Bahnen lenkt, sondern auch nach freiem Ermessen in den Lebensgang jedes einzelnen Menschen eingreift.

Eine Pächterin preist Milch und Brot als „unverfälschte Erzeugnisse unserer Landwirthschaft“. Fabelhaft gebildet sprechen wirklich die Menschen in dieser „altdeutschen Erzählung“, und nicht nur gebildet, sondern auch höchst gewählt, wie:

Mögen deine Erwartungen von wohlwollenden Genien zum Morgenroth des Lebens emporgetragen, in baldige frohe Erfüllung gehen!

Und ferner:

Unsicher, wie ich mich zu verhalten habe, befinde ich mich auf einer schwanken Leiter der Entschlüsse.

Es ist in der That eine anerkennenswerthe Bereicherung der geschichtlichen Kenntnisse, um auch zu wissen,

daß schon in jenen fernen Zeiten deutsche Jungfrauen sich so gewählt ausgedrückt haben! Der Verfasser bemüht sich übrigens redlich, an Gewähltheit der Rede nicht zurückzustehen hinter seinen Gestalten, und erfreut seine Leser mit Bildern, wie: „Die goldene Morgensonne küßte mit ihren Purpurlippen den wieder erwachenden Tag"; ja fühlt sogar wenige Zeilen weiter „den stummen Fischlein des bläulichen Sees auf den wunden Zahn"; doch genug solcher Citate, die mit größter Leichtigkeit seitenlang fortgesetzt werden könnten. — Berechtigt dürfte danach das Urtheil erscheinen, daß, wie es der Handlung an jeder künstlerischen Geschlossenheit, es auch den Gestalten an jeder lebendigen Charakteristik gebricht. Gleich den Schatten, welche eine Zauberlaterne im willkürlichen Spiele aufeinander folgen läßt, wesenlos und ohne innern Zusammenhang, gleiten Menschen und Dinge vorüber, und alle Genauigkeit kleiner geschichtlicher Notizen, die in reichem Maße vorhanden, ist nicht im Stande, den leisesten Antheil zu wecken an Schemen, in deren Adern kein warmes Blut kreist. Auch manche Gedichte sind dem Texte eingefügt, eine ganze Anzahl füllt sogar als „Lieder des Grafen Rudolf" — des Helden — etliche zwanzig Seiten nacheinander, aber diese gereimte Prosa unterscheidet sich nur durch die Reime von der übrigen ungereimten.

Weit tiefer noch als diese — es scheint unglaublich, nicht wahr? — steht die historische Erzählung aus Sachsens vergangenen Tagen, „Prieborn" von F. Rzehák (Nr. 4). Wie sehr auch die Ansprüche an literarische Leistungsfähigkeit herabgestimmt werden mögen, so bleibt doch das Mindeste, was gefordert werden muß, grammatische Richtigkeit der Sprache. In „Prieborn" aber wimmelt es von Satzbildungen, wie:

Ein wildes Getöse rief ihn auf die Straße zu den Seinen, die im todesmuthigen Kampfe mit der den Ausfall gewagten Besatzung lagen (S. 44). — Gottschalk's Sohn Heinrich überfiel eines Tages plötzlich mit einem starken Heere die Residenz Kruto's, steckte dieselbe in Brand, mordete und plünderte und vergalt so das seinen Vater betroffene Schicksal (S. 45). — Es war schon spät am Abend, als sich die letzten Menschengruppen, innerhalb deren die räthselhafte, einen allgemeinen Aufruhrssturm hervorgerufene Tagesbegebenheit besprochen wurde (S. 59).

Doch genug: es wäre weit leichter, die wenigen Seiten anzugeben, bei denen keine sprachliche Einwendung zu machen gewesen, als nur den hundertsten Theil des Angestrichenen hier anzuführen. Außer ähnlichen beständig wiederkehrenden Satzbildungen ist auch entschieden falsche Anwendung einzelner Ausdrücke zu rügen: „überraischt" statt überraschend (S. 57), „früher" statt zuvor (S. 73), „mehrsten" statt meisten (S. 75) u. s. w., der zahllosen Casusfehler nicht zu gedenken. Um so mehr fällt dann die gewählte Sprache der Handwerksgesellen auf, die sich im Jahre 1115 also ausdrücken:

Höre, Michel, nehmen wir lieber gänzlich Abstand von unserm Vorhaben, das einer bierseligen (!) Stimmung sein Entstehen verdankt und bei vernünftigem Denken ein wahnwitziges genannt werden muß! versetzte der andere Gesell (S. 90).

Vornehme Ritter reden dagegen den von ihnen gefangenen Kaiser Heinrich V., der „in dem hohen Schnee vor Wiprecht und Heinrich von Groitzsch auf die Knie sank", folgendermaßen an: „Wisset es, Ihr seid ein Feigling, der kein Erbarmen verdiente!" Der Form entspricht der Inhalt: roher, ungeordneter Stoff, dem jede künstlerische Gestaltung mangelt. Nirgends ein Mittelpunkt, um den sich Gestalten wie Ereignisse gruppiren, sondern ein wirres Durcheinander von Menschen und Dingen, die nicht die geringste Theilnahme erregen, da auch nicht eine der zahlreichen Figuren zu einem lebendigen Menschen individualisirt ist. Namen, nichts als Namen für Drahtpuppen, die hin- und hergeschoben werden.

Der Verfasser, dessen Name ebenso fremdartig klingt wie sein Deutsch, ist freilich, wie er im Vorworte mit anerkennenswerther Offenheit ausspricht, von der Trefflichkeit seiner Leistung überzeugt; er meint:

Daß es bei dem Mangel an vollständigem oder bereit liegendem Material eine mühselige Arbeit war, ein historisch-novellistisches Ganzes aus dem Leben von Personen zu formen, deren Vergangenheit sich im Nebel einer sagenhaften Zeit verliert. Nur den umfassendsten Studien und einer eisernen Geduld danke ich das Gelingen der von vornherein schwierig erschienenen Arbeit.

Sein Buch, das anscheinend im Selbstverlag erschienen ist, hat er wol mit seinem Bilde schmücken lassen, damit das Publikum sich eine Anschauung des Schriftstellers bilden könne, dem es eine derartige Leistung zu danken hat.

Ein Trost für das patriotische Gefühl — wenn auch nur ein sehr kleinlicher — ist es beinahe, daß nach diesen jämmerlichen deutschen „Werken" die vorliegenden Ausländer gleichfalls nichts Rühmliches bieten. Der Einband von „Papa Hamlet" von B. P. Holmsen (Nr. 5) zeigt in der äußersten Ecke das Bild des Verfassers. Nicht umsonst hat sich der hübsche, junge Mann mit solcher Bescheidenheit in den Winkel gestellt — er wird wol darin stehen bleiben. Sein Uebersetzer braucht in der Vorrede die großen Worte „Originalität" und „Humor", indem er von ihm spricht, aber hier verwechselt er sie mit Manier und Posse. Er nennt ihn auch einen „Anatomen" von der Art der großen modernen Schriftsteller; das ist er aber in keiner Weise, denn sein Secirmesser ist kein Instrument, welches bloßlegt, erklärt, verdeutlicht, wie es der Realismus zu thun pflegt, sondern es schabt nur allerhand Fleischfetzen und Knöchelchen auf einen Haufen zusammen, aus denen der arme Leser dann die Glieder heraussuchen mag. Gewiß kann man dem Realismus als Princip von allerhand Standpunkten aus Vorwürfe machen, aber der schwerste Vorwurf wäre derjenige der Verundeutlichung statt der Verdeutlichung — denn er will ja im Princip nichts als die Deutlichkeit der Dinge, sei es selbst die gemeine Deutlichkeit, auf Kosten aller Verklärung.

Das Buch zeigt in vielen seiner Fehler den Anfänger, und das könnte eine Hoffnung enthalten, wenn es nicht etwas im Tone hätte, das zugleich eine Anmaßung und

einen Abschluß der Entwickelung ausspricht. Schwer zu bestimmen solch ein Ton, aber es ist, als ob in ihm ein Achselzucken gegenüber allem noch Unerreichten und Unverstandenen steckte, gleich jenem „Lirum Larum!“ mit dem der Schluß von „Papa Hamlet“ über die unsterbliche Seele („Und seine Seele? Seine Seele, die ein unsterblich Ding war?“) hinweggleitet.

Doch der neue nordische Schriftsteller ist nicht allein an sich charakteristisch; er gehört einer allgemeinen Bewegung an, die, talentvoll oder talentlos oder auch mitunter genial, die mannichfachsten Zeichen und Strömungen der Zeit in sich widerspiegelt.

Das gilt nun gar nicht vom unglücklichen „Fürst Zilah“ von J. Claretie (Nr. 6); der steht von jeglicher Berührung mit irgendeiner Geistesbewegung, die durch alle geht, so abgesondert, als fürchte er sein aristokratisches farbloses „Air“ dadurch zu verlieren, daß er auch nur ein klein wenig geistige Vornehmheit oder Bedeutung gewinnt. Es läßt sich nicht so viel über ihn sagen wie über den Norweger; die Kritik verstummt einfach, und das schickt sich einem Fürsten gegenüber auch besser. Man könnte sich an der Uebersetzung schadlos halten und die Behauptung wagen, sie sei niederträchtig — aber eben weil sie das ist, harmonirt sie ganz gut mit dem Original. Freilich bietet sie auch Wundersames: wie etwa „schraubenförmige Augen“; Worte, die gleich „Bohrern“ in die Ohren dringen, vorzügliche Kochrecepte zu „Platten“; „Gemengel von höchstem Pariserthum und stolzer Wildheit“; „er hat es wollen“ und noch viel ähnliches; immer und immer wieder aber das reizende Wörtchen „schier“, sodaß man schier nervös davon wird, das Buch zuklappt und es sicher nie wieder aufschlägt.

M. Benfey.

Neue lyrische Gedichte.

1. Lyrische und epische Gedichte von Friedrich Roeber. Neue vermehrte Auflage. Leipzig, J. Bädeker. 1888. 8. 3 M.
2. Jungbrunnen. Gedichte von Otto Franz Gensichen. Berlin, Gebr. Paetel. 1889. 12. 2 M.
3. Gedichte von Otto Ernst. Norden, Fischer Nachfolger. 1889. 16. 3 M.
4. Gedichte von Adolf Bartels. Leipzig, Meißner. 1889. 8. 3 M.
5. Gedichte von J. Löwenberg. Norden, Fischer Nachfolger. 1889. 8. 2 M.
6. Aus bewegten Stunden. Gedichte von Ludwig Jacobowski. Dresden, Pierson. 1889. 12. 1 M. 50 Pf.
7. Gedichte von Ferdinande Freiin von Brackel. Dritte vermehrte Auflage. Köln, Bachem. 1889. 12. 3 M.
8. Letzte Jugendlieder von Ernst Rethwisch. Norden, Fischer Nachfolger. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.
9. Vergessene Lieder von Nahida Sturmhöfel. Leipzig, Fock. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.
10. Kornähren der Poesie von O. E. Ehlers. Dritte Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1888. 16. 3 M.
11. Dichtungen von Richard von Hartwig. Berlin, Thiel. 1888. 8. 2 M.

Emil Rittershaus singt:

> Vergoldet Kupfer macht als Gold sich breit;
> Vom blanken Zinn wird Silber nachgeäfft.

Der Wahrheit dieses Wortes wird so recht der kritische Bergmann inne, der in den Schachten des heutigen deutschen Parnasses das Metall der Lyrik bloßzulegen hat. Kupfer und Zinn, das glänzen und gleißen möchte, in Fülle, aber nur selten echte Gold- oder Silberadern! Um so erfreulicher der Tag, an dem der Hammer auf solche Adern edelsten Metalls stößt!

Der Dichter, mit dem wir heute den kritischen Reigen eröffnen, formt seine Gebilde aus dem unverfälschten Golde der Poesie: Friedrich Roeber. Seine in neuer vermehrter Auflage vorliegenden „Lyrischen und epischen Gedichte“ (Nr. 1) bewähren den großen Zug, den die Dichtungen dieses wupperthaler Poeten von jeher kundthaten: Gegenstände wie Formen tragen bei Roeber meist ein bedeutendes Gepräge und das künstlerisch Abgeklärte in Gehalt und Gestalt wird bei ihnen nirgends entbehrt. Naturgemäß tritt die Lyrik des Herzens in den Schöpfungen eines so gearteten, eines entschieden kosmisch gestimmten und philosophisch beanlagten Kopfes in ausgeprägter Weise gegen die des Geistes zurück, aber nirgends blickt in ihnen die blasse Abstraction ernüchternd durch; der Gedanke schafft sich hier immer seinen dichterischen Leib, und wie unser Dichter es versteht, einerseits den Gedanken in Gestalt und Stimmung umzusetzen, so weiß er andererseits auch die Leidenschaft des auf große menschheitliche Ziele gerichteten Gefühls künstlerisch zu bändigen. Wenn er singt

> Wer von Maß in Liebe spricht
> Und in Fesseln sie will legen,
> Der empfand die Liebe nicht!
> Ohne Maß und unaufhaltsam
> Stürmt sie mächtig auf dich an,
> Und mit ihrer Glut gewaltsam
> Reißt sie dich in ihre Bahn!
>
> Wie das Schicksal, unabwendlich,
> Kommt sie plötzlich über Nacht.
> Wie des Meeres Strom, unendlich,
> Flutet sie heran mit Macht.
> Gib ihr hin dein ganzes Leben!
> Wer da einen Theil nur gibt,
> Ach, der hat ihr nichts gegeben,
> Ach, und der hat nie geliebt! —

so mag das für seine irdische Liebe gelten, diejenige aber, welche ihn an die Muse bindet, ist anders geartet: hier ist im Gegentheil alle Glut des Gefühls durch den Gedanken gekühlt; hier ist nur schönes Maß und edle Abgeklärtheit der Instincte. Die ganze Sammlung bezeugt es. Es sind sechs Abtheilungen, welche sie uns bietet:

„Liebe und Lieder", „Vermischte Gedichte", „Natur", „Aus Venedig", „Epigramme", „Balladen und erzählende Dichtungen", und unter ihnen ist wol „Natur" die geistig bedeutendste. Allen hier zusammengefaßten Gedichten ist die Betrachtung der Dinge sub specie aeterni gemeinsam: ob Roeber seine Leier erotisch stimmt, ob er die Schöpfung mit der Leuchte der Geistes bestrahlt, ob er uns italienische Schönheit im Hohlspiegel der Dichtung vors Auge führt, ob er scharfe Epigramme oder stimmungsvolle Balladen prägt — stets ist es der große Stil dichterischen Schaffens, der aus seinen Gebilden spricht. Besonders gut zu Gesicht steht ihm die Form der freien Strophen; hier, in der elastischen und zugleich gewichtigen, zwischen Prosa und Poesie bedeutsam mitten inne schwebenden Hymnensprache findet seine gedankentiefe und wortgewaltige Muse ihre reinsten und schönsten Töne. Der einfachen Größe, wie sie beispielsweise in den nachstehenden Strophen zum Ausdrucke kommt, wird wol kaum ein denkender Leser sich zu entziehen vermögen:

Wofür?

Erforschen willst du
Der Menschheit göttlichen Plan? Laß ab!
Nur zum Vergehen sind wir geschaffen,
Und nur ein Gräberfeld
Ist diese Erde,
Die im Liebesrausche
Voll Wonne dir däucht.
In den Hügeln wühlt deine Schaufel
Nach den Spuren der Völker,
Die vor ungezählten Jahrtausenden
Kamen und gingen.
Du findest nichts
Als zertrümmerte Ziegel;
Und aus den zerstörten Inschriften
Liesest du nichts,
Als daß Menschen waren, wie wir,
Daß sie gelebt und geliebt, wie wir,
Und gehaßt und gestritten, wie wir.
Ueber das Unerforschliche grübelnd,
Saßen die Weisen
Hungernd an den gedeckten Tischen,
Und die Narren leerten ihnen die Becher,
Küßten ihre Töchter
Und bekränzten sich mit Rosen.
Vergessen sind alle!
Was waren sie uns?
Ob sie gewesen oder nicht gewesen,
Kein Band reicht zu uns herüber,
Und so wird auch unser Schicksal sein.
Wir werden geboren, wir sterben u. s. w.

Die Roeber'schen Gedichte sind Beurkundungen eines wahrhaft bedeutenden Talents, das einen Ehrenplatz in der Kampfbahn der heutigen lyrischen Dichtung deutscher Nation verdient hat. Es wird ihn nicht finden — wenn man unter Ehre die laute Anerkennung der sogenannten Gebildeten versteht. Ja, unsere „Gebildeten"! Fragt sie nach den Schriftstellern, die etwas gelten, nicht aber nach denen, die etwas sind!

Zu denen, die etwas sind, zählt auch Otto Franz Gensichen, wenngleich er sich, was Tiefe des Gedankens und Hochflug der Empfindung betrifft, mit Roeber nicht vergleichen darf. Gensichen tritt diesmal mit Gedichten unter dem Titel „Jungbrunnen" (Nr. 2) vors Publikum. Die überschäumende Muse des der neuesten realistischen Schule nahe verwandten Poeten hat sich hier ihres früher gewohnten wilden bacchantischen Wesens entkleidet; sie hat den Thyrsus mit der Myrte vertauscht und sich — gewiß zur Freude des Durchschnittslesers — zu einem ganz moralischen Frauenzimmer herausgebildet. Anziehender ist sie dadurch freilich nicht geworden. Memento vivere! Memento mori! lautet die Losung, welche der Dichter über seinen poetischen Jungbrunnen schreibt, und die Verse, in denen das erste Lied der Sammlung ausklingt:

Daß neu wir gewinnen
Belebende Glut,
Vier Bronnen uns rinnen
Mit jüngender Flut;
Sie werden zu Brechern
Der Sorge und Noth:
Die Liebe, das Bechern,
Das Wandern, der Tod —

diese Verse enthalten gewissermaßen das Programm der ganzen uns hier gebotenen Lyrik. In der ersten Abtheilung singt der Dichter „Der Einen!" seine meist im idyllischen Tone des ruhigen Beglücktseins gehaltenen Liebeslieder. Aber auch allgemeinere Themata werden hier behandelt. So bildet z. B. eine höchst geistvolle Allegorie, welche eine Parallele zwischen dem Oellichte, der Gaslaterne und dem elektrischen Lichte einerseits und der Religion, der Kunst und der Wissenschaft andererseits zieht, ein Hauptstück dieser Rubrik. „Vielen!" betitelt sich der zweite Abschnitt, der allerlei Liebes- und andere Lyrik, Gedichte von verschiedenem Werthe enthält und aus dem hier das nachstehende frische Lied als Probe einen Platz finden mag:

Wann morgendlich lächelt frühsonnige Glut,
Dann tauch' ich hinab in die wogende Flut
Und gleite dahin
Auf trotzigen Wellen mit jauchzendem Sinn.

Und mit kräftigen Schenkeln, mit nerviger Faust,
Die Locken von kühlendem Winde umbraust,
Nie rastenden Ruhns
Regier' ich die Wogen, die Rosse Neptun's.

Und bin ich vom Meere zum Strande gekehrt,
Dann erharrt mich gesattelt mein muthiges Pferd,
Und ich schwing' mich hinauf,
Und es trägt mich von dannen in rasendem Lauf

Fort, fort durch der Wälder grün dämmernde Nacht,
Durch üppiger Felder kornwogende Pracht,
Und es wird nicht geruht,
Eh' nicht senget der Sonne mittägige Glut.

Und daheim dann Erquickung nach jagender Hast!
Wann ich stählenden Schlummers süß labende Rast
Tief athmend genoß,
Besteig' ich das dritte, das herrlichste Roß.

Schwer ist es zu zügeln; hoch bäumt es im Lauf;
Es gleitet auf Flügeln durch Wolken hinauf

Und trägt mich empor
Im Jubelaccord zu der Seligen Chor.

In den „Trink- und Wanderliedern", welche die dritte Rubrik bilden, klingen uns selten originelle Töne durch, obgleich sich mancherlei gedanklich und formal Schönes darin findet, und aus der letzten Abtheilung „Todesmahnen" endlich — die beiden allerletzten Lieder sind nach Form und Inhalt vortrefflich — geht eine scharf ausgesprochene Lebensanschauung, die man hier doch niedergelegt erwartet, nicht hervor, es sei denn, daß der etwas blasse Optimismus, den sie athmen, als eine solche genommen werden will. Der durch das oben wiedergegebene Motto angedeutete Grundgedanke dieser neuesten Gensichen'schen Gedichte findet in der Sammlung eine vielfach schattirte Illustration: nicht nur das Leben mit seiner Lust und seiner Wonne, sondern auch der in dasselbe hineinragende Tod mit seinem Ernste und seiner Wehmuth — beide werden hier zu Gegenständen der lyrischen Kunst.

Achtungswerthes neben Roeber und Gensichen leistet als der dritte in der Reihe dieser mehr auf den Gedanken als auf das Gefühl gestellten Poeten Otto Ernst in seinen „Gedichten" (Nr. 3). Mehr auf den Gedanken gestellt! Und doch ist das Gefühl in diesem Sänger stark ausgebildet; er zeigt ein beweglicheres Herz als seine zwei zuvor betrachteten Sangesgenossen. Die beiden Elemente, welche als die Haupterfordernisse einer wahrhaft modernen Dichtererscheinung bezeichnet werden müssen, sind hier vorhanden: einestheils das über allen Zeiten Stehende und von allen Zeiten gemeinsam Geforderte, welches nichts anderes ist als das dichterisch gestimmte tiefe Gemüth, und anderntheils das in der besondern Zeit des Dichters Wurzelnde und speciell dieser Zeit Zugewandte, welches wir heute das moderne Bewußtsein nennen. Das innige und warme und doch aller Verzärtelung und Empfindsamkeit ferne Gemüthsleben Ernst's kommt besonders in seinen dem häuslichen und persönlichen Leben gewidmeten Gedichten zum Austrage, unter denen die an seine Gattin gerichteten die erste Stelle einnehmen. Poesien wie „Ferien", „Freundliche Nähe", „Leben und Tod", „Abendgebet", „Aus umnachteten Stunden" und andere bekunden ein ungewöhnlich starkes Pietätsgefühl, das dem Herzen des Dichters das beste Ehrenzeugniß ausstellt und ihn uns als berufenen Verherrlicher der Poesie des Hauses ausweist. Einen höhern Flug, einen Flug ins Allgemein-Menschliche, nimmt er aber in seinen politischen Gedichten. Hier erweist er sich als voll und ganz von den unsere Zeit bewegenden Ideen erfüllt. Bald wie in „Menschenlos", „Vor dem Zuchthause", „Den Männern der Opposition", von hochfliegendem Pathos getragen und dann nicht selten an die kühne Muse eines Herwegh gemahnend, bald wie in „Der Rädelsführer", „Mäcenas von Gottes Gnaden" und „Glorreicher Tod", mehr plastisch gestaltend als betrachtend und darin oft an den großartigen Wurf eines Freiligrath erinnernd, bekennt sich Ernst immer und in allem zu dem Gedanken des Fortschritts; klar und sicher entrollt er sein politisches, religiöses wie ethisches Programm und kennt in dem Freimuth der Sprache keine Menschenfurcht. Seine Gott- und Weltanschauung ist eine ausgesprochen theistische, aber völlig selbständige und voraussetzungslose. Ein Feind und Verächter jedes Dogmatismus und Conventionalismus in religiösen Dingen, fordert er mit Entschiedenheit Gewissensfreiheit im kirchlichen Bekenntnisse:

Wir ahnen ihn, doch keiner kennt ihn ganz,
Und alle sind wir theilhaft der Verblendung.
Ihr aber, die ihr euch verwegen anmaßt,
Die große Myriadenwelt der Geister
Zum glatten Einerlei zurechtzukneten,
Kennt ihr die Schranke zwischen Ich und Ich?
Kennt ihr die Schranke, die den Nachbar scheidet
Von Nachbarn, ob auch ihre Hütten traulich
Im gleichen Thal am gleichen Abhang lehnen?
Kennt ihr die Schranke zwischen Ich und Ich,
Die selbst nicht sinkt, wenn Mann und Weib ihr Lieben
In süß erschauernder Umarmung tauschen?
Beweist uns, daß vom Himmel jeder Tropfen,
Der segnend auf die Erde fällt, gleich sei
Dem andern bis ins kleinste der Atome,
Beweist, daß jeder Staub, den frohe Falter
Von einem Blumenschos zum andern tragen,
Gleich sei den andern, die der Wind verstreuet:
Wenn's euch gelingt, dann mögt ihr von uns fordern,
Daß eine Seele wie die andre glaube
Und wie die andre ihren Glauben — liebe!

Ein dicht umwachs'nes, eng ummauertes
Geheimniß ist die scheue Menschenseele.
Selbst nicht der Liebe Wort vermag die Fülle
Des Herzens bis zum Grunde auszuschöpfen,
Und nie vermählt ein Ich sich ganz dem andern.
Nein, es bewahrt in frommer Keuschheit sich
Für jene einz'ge Braut, die kommen wird,
Daß wir sie ganz besitzen, wie sie uns.
Einsam harrt jede Menschenbrust der Wahrheit.

Und wie auf dem religiösen, so fordert unser Dichter auch auf jedem andern Gebiete, auf dem politischen, dem socialen und im engern Sinne gesellschaftlichen, das Recht der Selbstbestimmung. Wo er aber mehr Poet des Herzens als Sprecher der Zeit ist, da ist seine Stimmung meist eine elegisch angehauchte; die ernst betrachtende Stimmung scheint die eigentliche Grundstimmung seiner Seele zu sein. Charakteristisch nach dieser Seite hin ist für ihn das Gedicht:

Die schlafenden Tage.

Kennst du die schlafenden Tage?
Da kommt die leuchtende Sonne nicht;
Verloren hat sie ihr Flammenlicht;
Ein träger Schimmer fließt herab;
Die Welt ist umschattet wie ein Grab.
Ueber die Dächer, der Thürme Bau
Schleicht ein ewiges Wolkengrau.
Du bist allein — und die Welt des Lichts
Ist versunken ins schweigende Nichts.

Wohl kenn' ich die schlafenden Tage!
Da ruht das Herz, und mit leisem Schlag
Folgt es dem still verrinnenden Tag;

Nur in den Adern rollt das Blut;
Verborgen rinnt die Lebensflut.
Die Stille, die das All durchfließt,
Allmächtig sich dir ins Herz ergießt —
Kein Glück, kein Schmerz durchglüht die Brust;
Vergessen ist alles: Leid und Lust.

Ich liebe die schlafenden Tage.
Die schlummerathmende Seele schafft
Für den kommenden Kampf die siegende Kraft,
Die Kraft, die das blühende Glück erträgt
Und die kein Unglück zu Boden schlägt.
Hoch von den ziehenden Wolken auch
Strömt es hernieder wie ein Hauch:
„Zu hoch nicht schätze das Glück und die Noth!
Denn einst nach beiden kommt der Tod."
Kennst du die schlafenden Tage?

Eine gemäßigte Temperatur überwiegt in Ernst's Gedichten, welche sich in „Lyrisches und Episches" und „Epigramme" gliedern, und auch da, wo er oppositionell und polemisch wird, hat sein Wesen etwas Gedämpftes und Gemäßigtes. Das eben ist das Eigenartige an diesen Liedern und Strophen.

Ein hübsches Talent, vor allem aber ein höchst tüchtiger Charakter spricht aus den „Gedichten" von Adolf Bartels (Nr. 4). Die lyrischen Dichtungen, welche unter dem Titel „Auch ein Frühling" die erste Abtheilung der Sammlung bilden, stehen, was die daraus sprechende dichterische Begabung betrifft, freilich nicht auf derselben Höhe wie die in der zweiten Rubrik zusammengefaßten historischen. Selten wol weist eine Sammlung von Gedichten, was den Werth des Dargebotenen betrifft, einen so großen Abstand der einzelnen Abschnitte untereinander auf wie die vorliegende. Das werden wir sogleich wahrnehmen. Zunächst ist zu betonen, daß, abgesehen von den trefflichen Sonetten, welche den Schluß der ersten Abtheilung markiren, die rein lyrischen Hervorbringungen unsers Dichters kaum irgendwo das Mittelmaß der Begabung überragen und daß auch bezüglich der Form sich nur einige wenige derselben durch eigenartigen Wurf auszeichnen, wie „Ein Compromiß" und „Triumph". Der Grundton der Bartels'schen Gedichte ist ein pessimistischer. Jede Weltanschauung ist berechtigt, wenn sie im Gemüthe und Geiste dessen, der sich zu ihr bekennt, ihre Wurzeln hat. Alle tiefern Geister sind mit einem Tropfen pessimistischen Oels gesalbt. Aber der Dichter — das eben macht ihn — muß über das Pathos der Ueberzeugung verfügen: er muß uns an seine Weltanschauung glauben machen. Nicht immer jedoch gelingt es Bartels, uns von der Wahrheit dessen, was er singt, ja nicht einmal immer von der Wahrheit seines subjectiven Gefühls zu überzeugen. Nur allzu oft fehlt ihm der hinreißende Geistes- oder Naturlaut. Erst gegen den Schluß der ersten Rubrik hin tritt eine Wendung ein, die alles ändert: mit dem vorzüglichen Gedichte „Den Manen Friedrich Hebbel's" betritt Bartels in das seiner Muse angemessene Gebiet, das der psychologischen Dichtung, der Nachdichtung objectiv gegebener Gestalten, d. h. historischer Charaktere. Von hier ab schlägt er in seiner Sammlung einen Ton versöhnlicher Lebensstimmung an. Der Pessimismus schwindet und so legt er seinem Helden, dem genialen Dichter der „Nibelungen", folgende von Prosaismen allerdings nicht freie Betrachtung in den Mund, die für Bartels' Anschauung sehr bezeichnend ist:

„Verlange nichts vom Leben, nur zu leben!
Das Leben ist so lang' uns gar nichts schuldig,
So lange wir's nicht neu erkämpft; geduldig
Gilt es nach Licht und Luft emporzustreben.
Nur Einer konnte zwar die Welt erlösen,
Doch jeder löst sich selbst aus aller Noth,
Kämpft kühn er gegen eignen Geistestod;
Dem gilt der Kampf zunächst, dann erst dem Bösen.

„Drum ringe weiter! Ist es dir gelungen,
Selbst frei zu werden erst in deiner Stille,
Dann, glaube nur, erwuchs dir auch der Wille,
Der siegreich allzeit Welt und Tod bezwungen. —
Du hast entsagt; du willst nur leben, schaffen —
Da tritt das Glück dir plötzlich in das Haus
Und schüttet seine Blumen vor dir aus;
Nichts hast du mehr zu thun als aufzuraffen.

„Es kommt gewiß, und Menschenzüge trägt es;
's ist keine Göttin von des Himmels Höhen,
Ein armes Menschenkind, das dich verstehen
Und lieben kann — o, reiche Schätze hegt es.
Stimm an! 's ist leicht die Menschen zu verachten.
Du denke stets, ob du auch elend bist:
Nur der verachtet, der verächtlich ist!
Das Höchste bleibt: nach Menschenseelen trachten.

„Die Ideale lasse dich nicht kümmern,
Knüpf' nicht dein Herz an flüchtige Gebilde!
Sei Mensch! Sei wahr und treu, sei gut und milde!
Ein frisches Leben blüht dann selbst aus Trümmern.
Sei Mann und kämpfe stets mit ganzem Herzen,
Doch glaube, daß dein Feind ein Theil der Kraft,
Die Böses will und doch das Gute schafft!
Da läßt sich selbst ein schwerer Fall verschmerzen."

So sprach er (Hebbel) mir und blickte ruhig heiter.
Doch meine Trauer wollte nicht verfliegen:
Ja, hätt' ich deine Kraft, ich würde siegen.
Da lächelt' er und sprach zu mir noch weiter:
„Die Kraft ist's nicht — das Höchste ist das Streben." —
Und froh hab' ich zu ihm emporgeschaut:
Die Nacht verging; der junge Morgen graut —
Hab' Dank, mein Herr und Meister! Ich will leben.'

Das Gedicht, dem diese Strophen entnommen sind, leitet zu den schon erwähnten historischen Dichtungen, zu der Rubrik „Aus allen Zeiten" hinüber. Die hier gezeichneten Gestalten — hervorgehoben werden mögen nur „Themistokles", „Caligula", „Luther", „Shakespeare", „Voltaire", „Schiller", „Goethe", „Kaiser Friedrich" — werden im Rahmen eines meist mit Geschick gewählten bestimmten historischen Moments vom Dichter mit ebenso viel plastischer Gestaltungskraft wie liebender Vertiefung in die Charaktere hingestellt und zeigen uns das Bartels'sche Talent von seiner günstigsten Seite. Hier liegt entschieden das Feld, auf das der Dichter durch seine Begabung hingewiesen wird. Eins aber — um dies schließlich noch zu erwähnen — fällt enttäuschend an den Bartels'-

schen Dichtungen auf: der humoristische Ton, welcher in den beiden Einleitungspoesien: „Epistel an die Herren Kritiker als Prolog" und „Verse, am silbernen Hochzeitstage meiner Aeltern gedichtet" mit so entschiedenem Glück angeschlagen wird, klingt in der Sammlung selbst nur ganz vereinzelt durch, und das ist zu bedauern; denn auch auf dem Felde des Humors würde sich das Bartels'sche Talent, wie die eben erwähnten beiden Gedichte hoffen lassen, voraussichtlich bestens bewähren.

Geistig eine Linie tiefer stehend als Bartels, aber ihm an Talent ziemlich ebenbürtig, nimmt J. Löwenberg den Leser in seinen „Gedichten" (Nr. 5) besonders durch die warme lyrische Empfindung und die wenn auch einfache, so doch stets melodische Form für sich ein. Mit großer Innigkeit feiert der Dichter alles Schöne und Hohe, was die Welt des Herzens und des Hauses bewegt, Kindesliebe und Mutterglück, Brudersinn und Schwestertreue, Freundschaft und Heimatsgefühl, und in einem längern Cyklus erotischer Lieder verherrlicht er in ergreifenden Tönen eine Liebe, die wie eine Idylle begann, um wie eine Tragödie zu enden. In allen diesen Kundgebungen eines warmblütigen und phantasievollen Talents weht ein echt lyrischer Hauch. Man höre nur ein Beispiel:

O, nur nicht in der Fremde sterben!

Nicht müh' ich mich um irdisch Gut;
Nicht fleh' ich um ein sorglos Leben,
Wünsch' nicht, daß mir in lichter Glut
Die Tage wolkenlos entschweben.
Ich fürchte nicht des Schicksals Macht,
Ertrage still den Schmerz, den herben;
Um eins nur bang' ich Tag und Nacht:
O, nur nicht in der Fremde sterben!

Und wenn mein Leiden noch so schwer,
Daß ich es kaum zu tragen wähnte,
Und dräuten Sorg' und Noth umher,
Daß selbst den Tod herbei ich sehnte;
Könnt' auch der letzte Augenblick
Mit Ruhmesglanz mein Leben färben,
Ich klagte doch um mein Geschick:
O, nur nicht in der Fremde sterben!

Wohl tönen Treu' und Freundschaft auch
In fremder Sprache mir entgegen,
Doch fehlt der warme Liebeshauch,
Der Seele Glut mir zu erregen.
Ich darbe bei dem reichen Hort,
Ihr Gold ist mir viel eitel Scherben,
Ein Segensgruß, ein Willkommwort —
O, nur nicht in der Fremde sterben!

Wo ruht im stillen Thal die Gruft,
Die ich noch einmal möchte grüßen?
Wo blüht die Blume, deren Duft
Die letzte Stunde könnt' versüßen?
Um einen Strahl vom Heimatlicht
Muß einst mein brechend Auge werben,
Muß sehn ein deutsches Angesicht —
O, nur nicht in der Fremde sterben!

Aehnlich warm und schlicht kommt Löwenberg's Innerlichkeit in Gedichten, wie „Des Vaters Gebetbuch", „Wie du" und andere zum Austrag. Aber über diese ausschließlich private Lyrik hinaus, die in den „Burschenliedern" sich von ihrer heitern Seite zeigt — „Ich war in Heidelberg Student" ist unter anderm ein prächtiges Lied —, über die Lyrik des Gefühls hinaus erhebt sich die Muse Löwenberg's nur selten; zur Höhe menschheitlicher Ideale sich aufzuschwingen und die großen Fragen der Geschichte und der Zeit in ihren Kreis zu ziehen, dazu reicht die poetische Energie des Dichters nicht aus. Auch die Gabe plastischer Gestaltung im Sinne der episch-lyrischen Dichtung steht bei Löwenberg erst an zweiter Stelle, wie die Rubrik „Erzählende Gedichte" beweist. Aber plastische Großthaten und Wolkenflüge des Gedankens gehören ja nicht zu den unerläßlichen Aufgaben der Lyrik; nicht jeder Vogel kann ein Adler sein. Das aber, was die eigentliche Lyrik, die Lyrik im engern Sinne des Wortes, ihren Kern und ihr Herz ausmacht, das ist dem Verfasser dieser Gedichte gegeben: tiefe Empfindung und die Musik des dichterischen Ausdrucks. Vielleicht am schönsten in der ganzen Sammlung klingt dieser echt lyrische Ton in dem Abschnitte „Dem Andenken meiner Schwester" durch. Mögen dem Dichter in Zukunft solcher Töne noch recht viele gelingen!

Einen schroffen Gegensatz zu der Lyrik Löwenberg's bildet diejenige Ludwig Jacobowski's. „Aus bewegten Stunden" (Nr. 6) betiteln sich seine Gedichte, und sein Schaffen, wie es sich hier offenbart, ist, um in des Dichters eigener Sprache zu reden, lauter „Sturmesathem der Poesie". Der Gedanke überwiegt in diesen Gedichten das Gefühl; der Trieb, die Welt zu begreifen, ist in Jacobowski mächtiger als sie zu genießen: er hat mehr vom Faust als vom Don Juan — er ist ein gärender Poet, und er ist einer aus der Schule des „jüngsten Deutschland", wie er denn dem Stimmführer des Stürmer- und Drängerthums von den Ufern der Spree, dem talentvollen Karl Bleibtreu, eine schwungvolle Apostrophe widmet. Wenn der Most seiner Dichtung ausgegoren, wird Jacobowski gewiß Erfreuliches und Schönes schaffen. Schon die vorliegende Sammlung ist an Beurkundungen eines wahren und eigenartigen Talents nicht arm. Dies tritt namentlich in den freien Rhythmen erfreulich hervor. Möchte der Dichter neben der gedanklichen Seite seines Talents auch sein plastisches Bildnervermögen, das in diesen „Bewegten Stunden", namentlich in den „Augenblicksbildern" sich bekundet, gleichmäßig mit jener ausbilden! Seine Lyrik wird dann eine reiche Mannichfaltigkeit der Tonarten aufweisen, und daß es ihr an Tiefe des Gehalts niemals fehlen wird, das gewährleistet schon diese Jugendsammlung, als deren Perle das gedankenvolle Gedicht „Der letzte Mensch" bezeichnet werden muß, das seines großen Umfangs wegen hier leider nicht wiedergegeben werden kann.

Strebt Jacobowski als ein Herold der Zukunft in heißem Drange über die hemmenden Schranken der Gegenwart hinaus, freiern Zeiten entgegen, so treten die Ge-

dichte, zu denen ich mich jetzt wende, für den conservativen Gedanken ein; sie predigen die katholische Weltanschauung, ja die ultramontane Propaganda und stellen sich damit auf einen schroffen confessionellen Standpunkt — ich spreche von den „Gedichten" von Ferdinande Freiin von Brackel (Nr. 7), welche in dritter vermehrter Auflage vorliegen. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, über die Berechtigung oder Nichtberechtigung der angedeuteten Richtung eines großen Theils der hier vereinigten Dichtungen zu urtheilen, Dichtungen, welche, wie die an Pius IX. gerichteten, die einseitige Verherrlichung des Papstthums zum Gegenstande haben. Jedem deutschen Patrioten wird es dagegen erfreulich sein, wie kräftig und zum Theil schwungvoll die Dichterin das Lob der kriegerischen und culturellen Großthaten unsers Volks singt; dies versöhnt mit mancher überlieferten Befangenheit, in der die Gedichte stecken, und wird ihnen manchen Freund erwerben. Mit Recht! Aesthetisch betrachtet, bekunden sie ein ganz wackeres Talent, das sich im allgemeinen im Episch-Lyrischen stärker erweist als in der eigentlichen Lyrik, und das, wenn es diese letztere pflegt, einen gewissen volksthümlichen Ton anzuschlagen liebt.

Mit dem Reste der heute hier zu würdigenden lyrischen Neuheiten, bestehend aus vier völlig physiognomielosen Sammlungen, kann getrost summarisch verfahren werden. Da ist zunächst Ernst Rethwisch mit einem kleinen Hefte „Letzter Jugendlieder" (Nr. 8), die, alltäglich dem Inhalte nach, dilettantisch in der Form, sich den von mir bereits in Nr. 1 d. Bl. f. 1887 besprochenen „Jugendliedern" desselben Verfassers ebenbürtig an die Seite stellen — eine Sammlung von lyrischen Nieten und Nichtsen.

Da sind ferner „Vergessene Lieder" von Nahida Sturmhöfel (Nr. 9). Abgesehen von einigen Anläufen zu Besserm, namentlich auf dem Gebiete der Reflexionslyrik, ist es nicht viel mehr als unklares Zeug, das uns hier geboten wird. Von künstlerischer Gestaltung, wirkungsvoller Zuspitzung des Gedankens, Rundung in der Anordnung und Entwickelung des Inhalts hat die „Dichterin" gar keine Vorstellung. Auch in der Form hapert es sehr: Anapäste und Daktylen, Jamben und Trochäen werden willkürlich durcheinandergeworfen, und oft sind die Verse infolge dieses anarchischen Verfahrens ganz unscandirbar. Verhältnißmäßig eins der besten dieser „Vergessenen Lieder" ist das „Wer ist frei?" überschriebene, und ihm mag daher zur Kennzeichnung des Sturmhöfel'schen Stils die Wiedergabe hier nicht vorenthalten werden. Es lautet:

Ist frei die Luft? Die Stürme jagen
Entfesselt über Land und Meer!
Doch müssen sie ja Wolken tragen
Und Staub und Stoffe erdenschwer.

Ist frei das Licht? Die Strahlen dringen
Erhellend in die Erdenwelt,
Doch — kommt die Nacht mit schweren Schwingen
Und herrscht allein am Himmelszelt.

Ist frei die Flut? Durch Felsenmassen
Bricht unaufhaltsam sie sich Bahn!
Muß sie nicht endlich doch gelassen
Verlieren sich im Ocean?

Ob schrankenlos sich je gefunden
Ein Wesen in der Weltenflur?
Ach, jede Freiheit ist gebunden
An ew'ge Satzung der Natur.

Die Sonne muß herniederstrahlen,
Die Erde muß umkreisen sie.
Hoch über Erdenlust und Qualen
Herrscht der Gesetze Harmonie.

Nur der allein ist frei im Ringen,
Der, prüfend seine volle Kraft,
Ihr Maß erkennt und im Vollbringen
Werkthätig ihr die Geltung schafft.

Nicht höher und nicht niedriger als Ernst Rethwisch und Nahida Sturmhöfel sind in der künstlerischen Rangordnung zu stellen Otto E. Ehlers mit seinen Friedrich Bodenstedt gewidmeten „Kornähren der Poesie" (Nr. 10) — obwol in dritter Auflage erschienen — und Richard von Hartwig mit seinen „Dichtungen" (Nr. 11). Nun ist wol hie und da ein schüchtern blinkendes Goldkörnchen in diesen Sammlungen schmächtiger Halbtalente wahrnehmbar; allein in dem Wuste völlig werthloser Ballastgedichte geht es, wenn der Zufall nicht einen besonders guten Tag hat, jedem ungeübten Beschauer spurlos verloren, und nur das zugleich scharf und wohlwollend hinblickende Auge des spurkräftigen Kritikers wird es entdecken. Ohne alle Eigenart des Gedankens, ohne den rechten Aufschwung der Empfindung, ohne jede charakteristische Energie des sprachlichen Ausdrucks, ohne eine bestimmte Geschmacksrichtung in der Ausprägung der poetischen Form — kurz blaß und schablonenhaft in jeder Beziehung und völlig conventionell und physiognomielos, werden diese Gedichte ihrem wohlverdienten Schicksale nicht entgehen: klanglos werden sie in den großen Orkus der Vergessenheit hinabsteigen. „Ja", wird man vielleicht einwenden, „aber eine dieser Sammlungen, die Ehlers'schen «Kornähren», liegt doch sogar in dritter Auflage vor? Das klingt doch nicht wie eine Anweisung auf die — Vergessenheit!" Warum nicht? Habent sua fata libelli. Und diese fata, soweit es sich um Auflagen handelt, werden durchaus nicht immer — wenigstens nicht bei uns in Deutschland — durch den innern Werth eines Buchs oder durch den Areopag der öffentlichen Meinung entschieden, sondern oft genug durch reine Zufälligkeiten, unter denen die Laune des betreffenden Verlegers, sein Geschick oder Ungeschick, die Hauptrolle zu spielen pflegt.

Ernst Ziel.

Geschichtliche und culturgeschichtliche Skizzen.

1. Aus den Tagen Karl's des Fünften. Skizzen in Vers und Prosa von Günther Walling (Karl Ulrici). Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 2 M.
2. Mosaik. Geschichtliche Skizzen von R. Wille. Hanau, Alberti. 1889. 8. 3 M.

Geschichtliche oder culturgeschichtliche Skizzen finden heutzutage bei dem regen Sinne für Geschichte stets ein dankbares Publikum, denn sie beleben das vorhandene Gerippe — mehr ist es bei den meisten nicht — und statten es mit Fleisch und Blut aus. Derartige Skizzen geben entweder in populärer Form eine Zusammenfassung dessen, was man sich sonst aus den größern Geschichtswerken oder den Einzelforschungen zusammensuchen muß, oder aber sie bringen aus eigener Specialforschung Neues bei, das dann vielleicht, wenn es bedeutend genug ist, den Geschichtswerken einverleibt wird. Mehr der erstern Gattung gehören die Skizzen Walling's an, mehr der letztern die Wille's.

Günther Walling's Skizzen (Nr. 1) behandeln alle die Zeit Karl's V. Etwas trocken historisch ist die erste, Johanna, die Wahnsinnige, farbenreicher die über Juan de Padilla, am interessantesten wol die über den Einsiedler von San-Juste, welche die landläufige Vorstellung von der mönchischen Zurückgezogenheit Karl's V. berichtigt und uns den Herrscher in ganz anderer als mönchischer Thätigkeit zeigt, es wäre denn, daß man gut Essen und viel und gut Trinken mönchisch leben hieße. Die etwas magere Schilderung der Alhambra hätte leicht entbehrt werden können; sie fügt sich ohnedies nur gezwungen in die Zeit Karl's V. ein; dagegen sei die warme Vertheidigung von Las Casas besonders erwähnt. Die poetischen Beiträge, namentlich der Cyklus „Aus dem Reich der Sonne", zeigen Walling's schöne dichterische Begabung. Doch ist manches in der Form unvollkommen (Verse wie: „Einer Weissagung gedenkt er" oder „Wie die Kundschafter berichten") und nicht genug ins Poetische umgesetzt, wovon Verse zeugen wie die folgenden:

> Aus der Nacht der Barbarei
> Rang es sich empor zur Bildung,
> Menschlichkeit und milden Sitten.
> Sagenhaft ist seine Vorzeit,
> Seine Abkunft unerklärt.

Das ist doch nur in Verse gebrachte Prosa.

Einen weitern geschichtlichen Kreis ziehen die Skizzen von R. Wille (Nr. 2). Sie behandeln überwiegend Militärisches, namentlich aus dem 17. Jahrhundert. Eine gediegene Skizze orientirt eingehend über den aus dem Simplicissimus bekannten Vertheidiger Hanaus, Jakob von Ramsay, von dem wir ein tapferes und schneidig ironisches Wort anführen. Als ihm der belagernde General zwei fette Schweine zum Geschenk machte — ein Hohn auf den Hunger, der in der Festung herrschte —, ließ Ramsay 200 Pfund Karpfen zusammenfischen und als Gegengeschenk hinaussenden mit der Bitte, ihm einige neue Zeitungen zu communiciren, insonderheit, ob es wahr, daß Hanau belagert werde; denn man wolle bei ihm etwas davon sagen. Auch ein Bild des Schwedenkönigs, Gustav Adolf, zeichnet Wille und sucht ihm, entgegen protestantischer Verherrlichung und katholischer Schmähung, gerecht zu werden. In „Magdeburgs Fall" wird ebensowol Gustav Adolf, der den Fall nicht verhindern konnte, ohne möglicherweise seinen ganzen Feldzugsplan aufs Spiel zu setzen, wie Tilly gerechtfertigt, dem es als einem gewiegten Soldaten nicht einfallen konnte, sich selbst Magdeburgs als eines festen Stützpunktes durch den Befehl der Zerstörung und Verbrennung zu berauben. Das alles ist wie auch die übrigen Skizzen in gewandter, überzeugender Darstellung gegeben; ab und zu fehlt es auch am Humor nicht. Weltgeschichtlichen Humor zeigt die Skizze: „Ein geographisch-politisches Chamäleon", nämlich die Stadt La-Roche-sur-Yonne, die zur Zeit Napoleon's I. in Napoléonville umgetauft wurde, dann Bourbon-Vendée hieß, hierauf unter Napoleon III. Napoléon-Vendée und seit 1870 wieder La-Roche-sur-Yonne. Der Verfasser meint, es könnte bald wieder anders heißen, etwa Orléans-Vendée oder, fügen wir bei, Boulanger-Ville.

Interessant ist die am Schlusse beigegebene Zusammenstellung verschiedener in den letzten 18 Jahren erschienener „Phantasiekriege und Kriegsphantasien": die Schlacht bei Dorking, die Belagerung Antwerpens, die Schlacht bei Berlin u. s. w.

3. Gastmähler und Trinkgelage bei den Deutschen von den ältesten Zeiten bis ins 9. Jahrhundert. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte von Franz Anton Specht. Stuttgart, Cotta. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Das Leben im Tank. Eine Sammlung einiger Dankessitten von Albert Freybe. Gütersloh, Bertelsmann. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Hessische Volkssitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit. Von Wilhelm Kolbe. Zweite sehr vermehrte Auflage. Marburg, Elwert. 1888. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
6. Ueber deutsche besonders neuwieder Familiennamen. Von Vogt. Neuwied, Heuser. 1888. 8. 60 Pf.

„Die alten Deutschen tranken immer noch eins" — dieses vielgebrauchte Wort liegt F. A. Specht's ebenso kurzem als inhaltsreichem Büchlein „Gastmähler und Trinkgelage" (Nr. 3) zu Grunde, welches diesen Gegenstand mit Citaten aus vielen hierhergehörigen Schriftstellern behandelt.

„Am wenigsten konnten sie Durst ertragen", berichtet die früheste Nachricht, die wir über uns in dieser Beziehung besitzen (Tac. Germ., cap. 4). Was hier so allgemein von den Deutschen gesagt ist, das zeigen allerlei Sonderbeispiele, wie die deutschen Söldner im Heere des Cäsar, die sich vor der Schlacht bei Pharsalus unmäßig betranken. Die ärgsten Trunkenbolde waren die Alamannen und Heruler, und heute noch klebt dem alamannischen Stamme

etwas davon an. Das Getränk war Meth, bald aber lernten die Deutschen Bier brauen; den Hopfen dazu brachte übrigens erst die Völkerwanderung. Später als der Wein und das Christenthum Eingang gefunden hatten, galt das Bier als das Getränk der Heiden, die civilisirten Christen tranken mit Vorliebe Wein, und die heilige Salaberga (gest. 665) braute erst dann Bier, als kein Wein mehr im Keller war. Der Wein wurde gern nach Art der Franken mit Wermut und Honig gemischt; uns aber mischt sich Wehmuth und Galle in unsern gepanschten Wein, wenn wir den Satz S. 45 lesen, welcher von überaus culturhistorischer Bedeutung ist: „Niemals ahmten die Deutschen die Römer darin nach, daß sie den Wein mit Wasser verdünnten.“ Die Trinkgefäße waren in der Urzeit Hörner, und obwol diese bis zu 6 Liter hielten, leerten es gute Zecher auf einen Zug, „keiner aber ist ein so schlechter Trinker, daß er es nicht in drei Zügen leer brächte“. Maßhalten im Trunke fiel den Deutschen allzeit schwer, und so gehörte es zu den Aufgaben der Christianisirung, die Sauflust zu zügeln. Es wollte aber nicht recht gelingen: man trank zwar nicht mehr zu Ehren der Götter, aber um so selbstbewußter unter dem Schutze der Heiligen. Auch die Priester thaten mit, wie die häufigen Verbote und Ermahnungen erkennen lassen; Karl der Große ist gegen Priester und Laien in dieser Hinsicht streng eingeschritten.

Wir haben einiges aus dem reichhaltigen Büchlein hervorgehoben und zwar nur aus dem zweiten Theile. Der erste Theil, welcher vom Essen handelt, ist mindestens ebenso interessant. Schade, daß der Verfasser seine Forschungen nicht auch auf spätere Zeiträume erstreckt hat. Gibt's auch über diese schon Zusammenstellungen (z. B. in A. Schultz, „Höfisches Leben“, in F. Weber's „Gastronomischen Sitten“), so fehlt doch ein Handbüchlein von solcher Kürze, wie das Specht's für die ersten acht Jahrhunderte deutschen Trinkens ist.

Albert Freybe's „Das Leben im Dank“ (Nr. 4) ist das dritte Heft einer Sammlung „Züge deutscher Sitte und Gesinnung“. Vielleicht wäre es verständlicher gewesen, wenn der Verfasser den Titel umgedreht hätte und gesagt: „Der Dank im Leben“ (der Deutschen). Den Verfasser leitet augenscheinlich eine christliche Absicht bei seinem Büchlein, wie er denn gleich am Anfang sagt:

> Unter allen heidnischen Völkern hat keins gleich dem deutschen Volke einen so tiefen Dankbarkeitssinn erhalten.... Dieser Dankbarkeitssinn ist unsers Volkes Gnadengabe (Naturgabe) aus der Urzeit her, als ein Mittel, das Heil in Christo sich anzueignen.

Unter dem Dankbarkeitssinne bringt der Verfasser nun allerlei unter, was in näherer oder fernerer Beziehung zu demselben steht. Die Freigebigkeit der Fürsten, die Treue der Mannen, die Opfer (als Dankopfer), die Hochhaltung des Brots in Sage und Brauch (ein Hauptheil des Buchs), Mahlzeiten, Segnung derselben, Gelübde der Dankbarkeit, Genügsamkeit, Tischgebet, Leberreime, Allerseelenfest u. s. w.; alles aufs reichste erläutert durch alte und neuere Sagen und Volkssitten, unter welchen sich eine Anzahl weniger bekannter, aber sehr bezeichnender befindet. Ob sich gerade das alles unter dem Begriffe „Dank“ befassen läßt, möchte zweifelhaft sein; auch wird sich wol einzelnes anders auffassen und erklären, anders ergänzen lassen, und die Schlüsse, welche Freybe zieht, könnten oft auch anders ausfallen. Wenn z. B. Wotan und an dessen Stelle später der heilige Martin die Macht haben, Wasser in Wein zu verwandeln, so legt das ganz andere religionsgeschichtliche Parallelen nahe als die Bemerkung, daß infolge dieses Glaubens die Deutschen von Christo mit Freuden geglaubt haben, daß er auf der Hochzeit zu Cana Wasser in Wein verwandelte.

Auch mit der religionsgeschichtlichen Grundanschauung des Verfassers können wir uns nicht einverstanden erklären, daß nämlich das Gute im germanischen und überhaupt im Heidenthum, daß die auffallenden Parallelen zum Christenthum Reste eines ursprünglichen Monotheismus seien.

Sätze wie: „Greift der Gedanke platz, daß die Nahrung etwas Selbsterworbenes sei, so ist der Abfall nicht weit“, oder „Wo ein Volk eine neue Stufe des Nationalbewußtseins erlangt, da tritt allemal die Gefahr eines neuen Abfalls auf“, oder „Heutzutage, wo man die Eheleute zusammengibt nicht mehr in Gottes Namen, sondern «in des Gesetzes Namen», würde auch wol der heilige Martin, der um Gotteswillen seinen Mantel mit dem Armen theilte, ihn «in des Gesetzes Namen» entzwei schneiden müssen“ — solche Sätze geben der Darstellung eine Färbung, welche nicht mehr objectiv ist. Wenn man ganze Zeiten von dem gleich zu erwähnenden Kolbe wörtlich abschreibt, sollte nicht blos die Seitenzahl bei Kolbe angegeben sein, die überdies noch durch eine offenbar aus Kolbe entlehnte, vor der Kolbe'schen Seitenzahl stehende aus Mannhardt unklar gemacht wird, sondern es sollten auch Anführungszeichen das Entlehnte bezeichnen.

Eine umfassendere, selbständigere und objectiver gehaltene Arbeit ist die Wilhelm Kolbe's, „Hessische Volkssitten und Gebräuche“ (Nr. 5). Stellt Freybe alles Heidnische ins Licht christlicher Vorstellungen und Auffassungen, so schlägt Kolbe, wie schon der Titel zeigt, den entgegengesetzten Weg ein, und sucht über christlich Umgewandeltes oder ganz unverständlich Gewordenes das Licht der heidnischen Vorzeit auszugießen. In der von uns nicht getheilten Grundanschauung stimmt er mit Freybe überein, ja er stellt die Entwickelung des Heidenthums geradezu mit der Kant-Laplace'schen Sonnensystem-Hypothese in Parallele:

> Infolge des Auftretens des Heidenthums, dieser stetig zunehmenden Erkaltung der ersten Gottesliebe, gerieth der ursprünglich noch festgehaltene Monotheismus in einen immer mehr fortschreitenden Zersetzungsproceß. Es entstand der Polytheismus. Von den alten Gottheiten lösten sich im Laufe der Zeit beständig neue ab, sodaß die Zahl derselben bei den Indern in die Tausende geht.

Wir halten diese Parallele für schief und die Annahme eines ursprünglichen Monotheismus gerade bei den Germanen für religionsgeschichtlich nicht belegbar. Viel mehr scheint uns F. Dahn das Richtige zu treffen, wenn er die Annahme eines Allvaters einen monotheistischen Versuch zur Correctur einer schon bedenklichen Stufe germanischer (überhaupt arischer) Mythologie nennt.

Kolbe's Buch ist nicht gerade übersichtlich angelegt; es ist ohne jede Eintheilung in Kapitel oder Abschnitte. Nur in einem Inhaltsverzeichnisse werden acht Kapitel angegeben, aber mit einem so wunderlichen Untereinander der Seitenzahlen, daß man wol sieht, wie die Eintheilung nur nachträglich künstlich zurechtgemacht worden ist. Ein genaues Register erleichtert allerdings die Brauchbarkeit, aber doch ist zu wünschen, daß der Verfasser eine dritte Auflage, die dem Buche wol nicht fehlen wird, übersichtlicher einrichte. Der Verfasser handelt zuerst den christlichen Festcyklus ab: Weihnachtsgebräuche, Jahreswechsel, Fastnacht (hat nichts mit Fasten zu thun, sondern Fasenacht = Schwarmnacht), Ostern, Pfingsten, Sommersonnenwende, Wintersonnenwende, an welche er etliche Leichengebräuche, Todtencult, Feuerbeschwörung, Sympathie, Baumcult anknüpft. Hierauf bringt er den übrigen Stoff unter drei Wochentagen unter: Dienstag (Gerichtsversammlungen und Gerichtsbräuche, Begnadigungsrecht, Trinkgelage, Gerichtssteine); Donnerstag (Donnererinnerungen verschiedenster Art); Freitag (Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche, das Neugeborene, Taufe, Licht, Trauung, Tänze und Spiele).

Man sieht aus dieser Inhaltsangabe die eigenthümliche Anlage des Buchs. Der Verfasser hat aber außer den genannten Dingen noch eine Masse anderer Sitten und Gebräuche herbeigezogen, die man an dem betreffenden Orte schwerlich suchen würde. Das hindert, trotz des Registers, die Brauchbarkeit des Buchs; und wir meinen, ein solches Buch sollte nicht blos Liebhaber außerhalb Hessens finden, sondern sollte vor allem von allen Geistlichen und Lehrern des hessischen Landes gründlich studirt werden. Denn mit vollem Rechte sagt der Verfasser, Generalsuperintendent der lutherischen Kirche in Hessen-Kassel, in seinem beherzigenswerthen Vorworte:

> Alle, welche zu Führern oder Pflegern unsers Volks in Staat und Kirche berufen sind, können ebenso wenig eine genaue Kenntniß ihres Arbeitsfeldes, der eigenthümlichen Lebens- und Naturanschauungen, der Sitten und Gebräuche des Volks entbehren, wenn sie überhaupt Boden für eine gedeihliche Wirksamkeit finden wollen. Denn nur da, wo unser Volk merkt, daß man ein sympathisches Verständniß für sein Fühlen und Denken, sein Freude und sein Leid, sowie für seine Trauer und Hoffen hat, wird die weite Kluft, welche heute große Volkskreise, Stadt- und Landbewohner, Gebildete und Ungebildete von einander trennt, überbrückt. Unsere Volkssitten und Gebräuche bilden gleichsam den geistigen Niederschlag des in unsern heidnischen Vorfahren einst pulsirenden Lebens. Und so offenbart sich in vielen, ganz unscheinbaren Volksgebräuchen und Anschauungen oft eine viel größere Tiefe der Weisheit und gemüthvollere Lebensanschauung, als im manchen hochgepriesenen Systemen moderner Weisheit.

Wir wünschen dem umfassenden und inhaltsreichen Buche viele Nachfolger in andern deutschen Landestheilen, soweit diese nicht ihm schon vorausgegangen sind. Erst aus einer Reihe solcher Bücher wird sich dann ein gründliches Buch über deutsche Volkssitten und Gebräuche zusammenstellen lassen; erst dann wird, was da und dort noch dunkel ist, in ein helles Licht treten, und auch der Gewinn für die Erkenntniß unserer heidnischen Vorzeit wird nicht ausbleiben.

Ein noch engeres culturgeschichtliches und geographisches Gebiet hat sich Vogt in seinem Vortrage über „Neuwieder Familiennamen" (Nr. 6) erwählt. Die deutschen Familiennamen sind seit Vilmar's Veröffentlichung 1852 ein gern gepflegtes Gebiet; neuerdings hat sich namentlich Andresen um dieselben Verdienste erworben, dessen Buch „Concurrenzen in der Erklärung deutscher Geschlechtsnamen" auch für die hier behandelten Namen Winke geben kann und vielleicht auf die Spur mancher unerklärt gebliebenen führt. Der Beitrag Vogt's darf über Neuwied hinaus alles Interesse deutscher Leser in Anspruch nehmen.

Richard Weitbrecht.

Aesthetische Literatur.

1. Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Discursen der Maler bis auf Lessing. Von Friedrich Braitmaier. Zwei Theile. Frauenfeld, Huber. 1888 und 1889. Gr. 8. 10 M.

Dieses umfängliche und überaus gründliche Werk füllt eine Lücke in der Geschichtschreibung der deutschen Literatur mit hohen Ehren aus. Ich stehe nicht an, die Selbstlosigkeit geradezu zu bewundern, mit welcher der Verfasser zehn Jahre seines Lebens an eine Arbeit gesetzt, welche allerdings in ihrer Vollendung das Gepräge der Meisterschaft trägt, heutzutage aber denn doch nur einem kleinen Kreise von Gelehrten noch dankbares Interesse abzugewinnen vermag. Möge ein abstractes, kühl vornehmes und weltfernes Gelehrtenthum immer mehr schwinden, aber stets der deutschen Gelehrtenschaft der im Dienste der wissenschaftlichen Wahrheit sich verzehrende Idealismus, wie derjenige Braitmaier's, erhalten bleiben.

Der Verfasser hat einen überaus trockenen Stoff in einem weitschichtigen verstaubten Quellenmaterial studirt; er hat aber das dort Geschöpfte so formvollendet in einen höhern geistigen Zusammenhang eingereiht, daß die Lektüre seines Buchs wirklichen Genuß zu gewähren vermag. F. Braitmaier ist von Haus aus Literarhistoriker, dabei aber ästhetisch so sehr geschult, so scharf und feinsinnig, daß er eine Durchdringung von Literargeschichte und

Aesthetik gibt, welche mir als mustergültig vorschwebt. Ich bin überzeugt, daß sein Werk hinfort als zuverlässigste Darstellung jener Epoche des Erwachens gelten wird.

Obwol ich nun die meisten Abschnitte dieses Buchs (der erste Theil umfaßt 312 Seiten, der zweite 279) gelesen habe, komme ich doch geradezu in Verlegenheit, wenn ich einzelne Stellen für den Leser herausgreifen soll. Das Ganze beweist sich ebenso sehr selbst auf jeder Seite, daß alle Belegstellen mir nur als vereinzelte Schnitzel erscheinen wollen. Dieses mein Urtheil dürfte vielleicht um so schwerer wiegen, als gerade ich meiner ganzen Natur nach jenem Erwachen unserer Literatur aus Todesschlaf nur wenig sympathisch gegenüber zu stehen vermag. Braitmaier bringt auf Grund seiner ausgezeichneten Quellen- und Literaturkenntniß eine Anzahl von Richtigstellungen, für welche man ihm nur dankbar sein kann; z. B. verändert sich unter seinen Händen das herkömmliche Bild von Gottsched und M. Mendelssohn ganz wesentlich, die Aesthetiker A. G. Baumgarten und J. G. Sulzer haben bisher noch nie eine so gelungene Würdigung erfahren. Braitmaier gibt nicht etwa die Geschichte der von jenen Männern aufgestellten Einzelbegriffe und Lehren, sondern eine zusammenhängende Darstellung des Systems der bedeutendern Schriftsteller jener Zeit. Seine Ausführungen über M. Mendelssohn könnten geradezu als ein besonderes Buch herausgegeben werden.

Unter dem angegebenen Vorbehalte nunmehr einige kleine Proben. Braitmaier hat den 22 Foliobände umfassenden Briefwechsel Gottsched's (auf der leipziger Universitätsbibliothek) eingesehen und bemerkt dazu:

> Jeder, der die zahlreichen Briefwechsel des vorigen Jahrhunderts kennt, weiß, daß keiner außer dem Goethe-Schiller'schen eine wirkliche Ergänzung der literarischen Thätigkeit des Schriftstellers bietet.

Gottsched's Bedeutung wird also gekennzeichnet:

> Der ganze sprachliche Standpunkt Gottsched's ist höchst einseitig, ja bornirt. So zeigt er sich in Betreff des Wortbestandes jeder neuen Schöpfung eines genialen Dichters wie der Entlehnung aus der ältern Sprache und den Dialekten feindselig. Dagegen liegt ein wirkliches Verdienst Gottsched's in seiner Bemühung um eine „deutsche Schaubühne".

In J. E. Schlegel weist Braitmaier den ersten Deutschen nach, welcher ein merkwürdiges Verständniß für Shakespeare gehabt hat. Schlegel gibt den Franzosen den Vorzug hinsichtlich des kunstvollen Baues ihrer Stücke, den Engländern aber in der treffenden Zeichnung der Charaktere und der ergreifenden Darstellung der Leidenschaften. Derselbe J. E. Schlegel rühmt freilich an dem großen Briten, daß dieser schöne Austritte verfertigen könne, ohne von Liebe zu reden!

Aus der großen Abhandlung über M. Mendelssohn sei folgende Stelle entnommen:

> Man darf sich auf dem Gebiete der Kunsttheorie Lessing nicht etwa nur als den gebenden, Mendelssohn aber nur als den empfangenden vorstellen. Letzterer hat viele Ideen zuerst ausgesprochen, welche Lessing adoptirt hat, um ihnen im „Laokoon" den Stempel der Vollendung aufzudrücken. Noch auf Schiller wirkte Mendelssohn ein. Als Vorläufer von Kant erscheint Mendelssohn, sofern er zuerst die Dreitheilung der Seelenkräfte annimmt und das Wesen der ästhetischen Empfindung in das uninteressirte Wohlgefallen setzt.

2. Zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffs seit Kant. Von Arthur Seidl. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 3 M.

Der Verfasser hat es für angezeigt erachtet, seine Doctordissertation vom Jahre 1887 der literarischen Welt zugänglich zu machen unter dem Titel „Vom Musikalisch-Erhabenen". Obwol dieses „Vom" in einer Einzeluntersuchung die Dienste eines Feigenblatts thun soll, bezeichnete doch der Schriftsteller im Flügelkleide sein Opusculum als „Prolegomena zur Aesthetik der Tonkunst". Dasselbe Verfahren wiederholt er jetzt, indem er den Abfall seiner damaligen Studien veröffentlicht unter dem Titel „Zur Geschichte u. s. w." Wenn jemand einen überaus umfänglichen historischen Stoff auf das Nothwendige einschränken will, dann ist allerdings die Aufschrift „Zur Geschichte u. s. w." erlaubt; wenn er aber einen Einzelbegriff einer Sonderwissenschaft behandelt und obendrein nur einen Ausschnitt aus der Entwickelungsgeschichte dieses Begriffs gibt, dann darf man doch wol eine leidlich erschöpfende Abhandlung von ihm erwarten.

Wenn nun ein Anfänger sich an einen der schwierigsten Begriffe einer viel umstrittenen Wissenschaft wagt, so muß er entweder ein erwachendes Genie wirklich sein oder sich für ein solches halten. Wie irgendeiner wäre ich geneigt, bei einem wirklich berufenen jungen Manne überschäumenden, unausgegorenen Most in den Kauf zu nehmen. Wenn aber jemand die Dämpfe von Kartoffelspiritus zu einem Weihrauchopfer und vor seinem lieben Ich fortwährend pagodenhafte Bücklinge macht; wenn dieser Herr unklare Gedanken in einem schwülstigen Stile vorträgt, sich mit hundert Citaten wie mit Cotillonorden behängt und dabei Größen, denen er nicht werth ist, die Schuhriemen aufzulösen, wie Schulbuben herunterschnitzt, so bleibt mir nichts anderes übrig, als einen derartigen Schwätzer in seine Schranken zurückzuweisen.

Der Raum dieser Zeitschrift ist zu kostbar, als daß er mit ellenlangen Belegen für solch ein Urtheil erfüllt werden dürfte; aber wenigstens einige Züge aus dem Selbstporträt des Verfassers kann ich dem Leser nicht ersparen:

> Der Jean Paul'sche Begriff der Unendlichkeit hat bei demjenigen Seidl's Gevatter gestanden. — Die Unendlichkeit kann bekanntlich nie vollständig (also doch theilweise?!!) in einem sinnlichen Objecte vorhanden sein.

Durch Goethe läßt sich Seidl „nicht im geringsten irre machen"; vielmehr ist Seidl fähig, als „Spielerei" und doch als „Ahnung höherer Wahrheit" ein geradezu monströses Schema einer Gliederung von Natur und Kunst zu entwickeln und „dergleichen Schemata ins Unendliche fortzuspinnen". Seidl getraut sich, „das Erhabene der Natur in Kunst umzusetzen". „Wie mir soeben einfällt, wäre damit wol auch wieder der Vischer'schen Theorie

vom Erhabenen Genüge gethan." S. 159—160 braucht Seidl zu einem seiner zahlreichen Orakel 15 Zeilen! S. 150 nennt er das „Form", was „Kant mit dem Ausdrucke Formlosigkeit bezeichnet hat". S. 153 sieht er sich gezwungen, „ganz nur unsere eigenen Wege zu wandeln", „und doch entbehren wir nicht vollständig des Mentors auf diesen unsern Wanderungen".

Doch sehen wir zu, welch einen epochemachenden Beitrag zur Geschichte des Erhabenheitsbegriffs der junge Herr Doctor uns bietet. Er verheißt uns ja, „das Richtige geradezu aus **jeder** der vielen Theorien des Erhabenen zu retten". Zunächst einige „Prolegomena":

> Im Schönen ruhen Idee und Bild, Geist und Materie anscheinend (sic!) friedlich versöhnt und harmonisch in Eins gebildet beieinander. — Das Häßliche ist ein noch nicht, das Erhabene hingegen ein nicht mehr Schönes.

Mit derartigen schülerhaften Erklärungen kann Seidl nur dem Haufen der Ungebildeten Sand in die Augen streuen; aber dieser Sand wird denn doch gar zu grob, wenn Seidl sagt:

> Wir nennen einen Menschen vorzugsweise dann häßlich, wenn er irgendeinen Zug an sich hat, der — und wäre es auch nur in einer einzigen Linie (!) — an Thierisches erinnert.

Wenn Herr Dr. Seidl solch eine „einzige Linie" nicht an sich hat, dann ist der Apoll von Belvedere ein wahrer Lump gegen ihn!

Im Schweiße seines Angesichts hat nun Seidl folgende Begriffsbestimmung des Erhabenen erarbeitet:

> Erhabenheit ist die durch eine objectiv-überwältigende, d. h. eine über jede menschliche Analogie hoch hinausgehobene und das Gemüth über jeden Maßstab der Sinne weit hinaushebende Größe oder Kraft angeregte Unendlichkeit. (Wörtlich!)

Ich überlasse es dem Leser, diesen gordischen Knoten zu zerhauen.

Gustav Portig.

Zur Staatswissenschaft.

Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts. In Verbindung mit vielen Gelehrten und höhern Beamten herausgegeben von Karl Freiherrn von Stengel. In zwei Bänden. Erste Lieferung. Freiburg i. Br., Mohr. 1889. Gr. 8. 2 M.

Die mit jedem Tage zunehmende Wichtigkeit des deutschen Verwaltungsrechts hat es schon längst als einen empfindlichen Mangel erscheinen lassen, daß die deutsche Literatur nicht in dem Besitze eines lexikalischen Werks ist, welches den gesammten Stoff des positiven Verwaltungsrechts in wissenschaftlicher Bearbeitung enthält. Der praktische Jurist bedarf eines solchen Hülfsmittels, das ihn des zeitraubenden Studiums der umfassenden Hand- und Lehrbücher enthebt, aber auch der Politiker und Parlamentarier, der Geschäftsmann und Journalist kann desselben nur schwer entbehren. Daß die lexikalische Bearbeitung des Verwaltungsrechts mit dem Charakter strengster Wissenschaftlichkeit verträglich ist, zeigt das Beispiel der trefflichen französischen Block'schen Werke. Die auf dem Gebiete der Staatswissenschaften eine so lebhafte Energie entfaltende Mohr'sche Verlagshandlung in Freiburg i. Br. hat sich nun zu der Schaffung eines solchen Werks entschlossen und als Herausgeber den Professor Stengel gewonnen, der sich einen Stab von Mitarbeitern zu verschaffen verstand, deren Namen allein für das Gelingen des Unternehmens und die Güte des Werks bürgt. Vor uns liegt das erste Heft desselben, in welchem folgende Aufsätze enthalten sind: Abdecker, Abgaben, Ablösung der Reallasten, Akademien der Wissenschaften und Künste, Amortisationsgesetze, Amt, Amtsanwaltschaft, Amtsbezirke, Amtsverbrechen, Ansiedelungssachen, Ansiedelungen in Posen und Westpreußen, Apotheken, Arbeiter, Archiv, Archivrecht, Armeebefehl, Armenrecht, Armenverwaltung, Auseinandersetzungsverfahren. Bei allen ist der Rechtszustand in allen deutschen Staaten nach Maßgabe der neuesten Gesetzgebung berücksichtigt und die einschlägige Literatur angegeben. Die Bearbeitung ist durchweg eine sehr gute, einzelne Artikel, wie z. B. Gneist's Darstellung der Ansiedelungen in Posen, sind ein Muster für die Zusammenfassung eines großen Materials in kleinem Raume. Als eine sehr tüchtige Leistung muß auch die Darstellung des Armenrechts und der Armenverwaltung durch Münsterberg bezeichnet werden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Wörterbuch sich in Bälde einbürgern und einen großen Freundeskreis verschaffen wird; der schöne Druck und die geschmackvolle Ausstattung, welche man ihm gegeben hat, werden nicht verfehlen, seinen innern Werth zu unterstützen. Wir behalten uns vor, nach der binnen Jahresfrist zu erwartenden Vollendung des Werks nochmals auf dasselbe zurückzukommen, sind aber überzeugt, daß die folgenden Lieferungen hinter der ersten nicht zurückstehen werden.

Ludwig Fulda.

Feuilleton.

Dr. Adolf Kohut hat seinen vielen kleinern Schriften aus jüngster Zeit soeben eine werthvollere hinzugefügt: „Fürst von Bismarck und die Literatur. Eine politisch literarische Studie" (Leipzig, Reißner). Kommt die Bezeichnung „Studie" dem Buche auch nicht im strengen Wortsinne zu und scheint uns der Verfasser übersehen zu haben, daß sowol die geistige Eigenart unsers großen Staatsmannes wie sie aus seinen Briefen und Reden sich ergibt, als auch die Spiegelung, welche die Bildung der Gegenwart in seiner Seele gewinnt, doch schon manchesmal der Betrachtung unterzogen worden, so ist der vorliegende Versuch, die Einwirkungen der Literatur auf den Fürsten Bismarck und, ergänzen wir, seine Einwirkung auf die Literatur darzulegen, doch willkommen zu

heißen und wird seine wohlthuende Wirkung nicht verfehlen. Das Buch bringt vielen Lesern, welche die Ausgaben der Briefe und Reden des Kanzlers nicht besitzen und der Anleitung zur Würdigung der Gedanken in ihrer Ursprünglichkeit und markigen Gedrungenheit der Form bisher entbehrten, eine Reihe bezeichnendster Aeußerungen ihres genialen Urhebers in zweckmäßiger Gliederung, und lehrt von neuem auf den Reichthum achten, der dem deutschen Volke in diesem einzigen Manne verliehen ist.

— „Der Werth der berliner politischen Presse" wird in einer bei Brachvogel u. Ranft in Berlin erschienenen Broschüre von Achajus beleuchtet. Der Verfasser erkennt solchen nur der „Vossischen Zeitung" und der „Nation" zu. Damit ist sein Standpunkt und seine Geschmacksrichtung gegeben. Die lange Reihe der auf dem Tadelstuhle Sitzenden wird übrigens in recht lesbarer Weise vorgeführt und bei den mannichfachen zwanglosen Plaudereien, zu welchen das eine oder andere Blatt dem Verfasser Anlaß bietet, ist der Ermüdung vorgebeugt. Neben manchem Thatsächlichen und manchem richtigen Urtheil erfährt der Leser wenigstens, wie die Preßzustände der Reichshauptstadt von einem Vertreter der Partei angesehen werden, die an ihr doch noch immer den hauptsächlichsten Rückhalt hat. Wer sich wirklich unterrichten will, wird beachten müssen, daß Achäer und Danaer dasselbe sind, und des Verses gedenken: „Timeo Danaos et dona ferentes!"

— Eine neue Zeitschrift liegt uns vor: „Neuer Kosmos. Familienblatt für die schönwissenschaftliche Literatur aller Völker. Herausgegeben von Friedrich von Khaynach und Ludwig Stein" (Münster 1889). Das erste Heft in Lex.-8 zu 1 M. 50 Pf. (3 M. für das Vierteljahr) kennzeichnet sich als Norwegisches Heft, das zweite ist als Russisches angekündigt. Die Absicht des Unternehmens ist demnach völlig klar. Im Vorliegenden wird sie zweckmäßig durchgeführt. Je eine gut gewählte Erzählung von Björnson und Lie mit den Bildnissen der beiden Schriftsteller und kurzer Charakteristik derselben durch Ludwig Stein, Gedichte von Ibsen und Björnson in der Abtheilung „Neue Stimmen der Völker", zu denen noch Uebersetzungen russischer und catalanischer Lyrik treten, mehrfache Besprechungen von Ibsen's „Frau vom Meere", die, wie zu erwarten, der Anerkennung voll sind — das ist der Hauptinhalt des Hefts. Dazu treten längere Bruchstücke der in Stanzen verfaßten Satire eines ungenannten Freiherrn: „Zum bevorstehenden Kriege", die an Byron's „Don Juan", an Puschkin's „Eugen Onjegin" erinnernd, unleugbare Begabung verräth und schöne Strophen aufweist, aber auch durch Frivolität und Gotteslästerung anwidert und jeweilige Liederlichkeit im Versbau in den Kauf gibt. Bühnenberichte und Bücherkritik machen den Schluß.

— Die Hefte 65—74 der Neuen Folge der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.), enthalten die Bearbeitung folgender Themen: „Die Fortschritte der Keilschriftforschung in neuester Zeit", von Karl Bezold; „Johann Jakob Tillenius", von A. J. Schilling; „Die Quadratur des Cirkels", von H. Schubert; „Richard Wagner und die deutsche Sage", von J. Nover; „Der Sinn für Naturschönheiten in alter und neuer Zeit", von Ferdinand Hoffmann; „Die Auflösung des Karolingischen Reiches und die Gründung dreier selbständiger Staaten", von W. Richter. Mit dem 71. Hefte zeichnet R. Virchow allein als Herausgeber. Es ist dem verstorbenen Genossen gewidmet: „Franz von Holtzendorff. Ein Nachruf", von Prof. Stoerk; es folgen: „Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte", von Tondorff; „Unser Kalender", von Rudolf Thommen; „Erdbeben", von Rudolf Röttger. — Aus den in demselben Verlag erscheinenden „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Franz von Holtzendorff, haben wir namhaft zu machen Heft 46—49 der Neuen Folge, in denen uns folgende Abhandlungen dargeboten werden: „Das Unterrichtswesen und die Erziehungsideale des spanischen Amerika", von Bertha von der Lage; „Die Wohnungsnoth der ärmern Klassen", von Ludwig Fuld; „Das römische Recht als Theil des Rechtsunterrichts an den englischen Universitäten", von Erwin Grueber; endlich das 49. Heft, welches den veränderten Titelbeisatz führt: „Begründet von Franz von Holtzendorff, herausgegeben von Prof. von Kluckhohn, Red. A. Lammers, Prof. J. B. Meyer und Prof. Paul Schmidt." Es bringt eine Skizze des F. von Martens'schen Werks: „Recueil des traités et conventions conclus par la Russie avec les Puissances étrangères, T. VIII: Traités avec l'Allemagne 1825—1828" (Petersburg 1888) unter dem Titel: „Russisch-preußische Beziehungen in russischer Beleuchtung", von Heinrich Rettich.

Bibliographie.

Aus meiner Welt. Gedichten für Große und Kleine von B—C—R. Dresden, Tittmann. 12. 1 M. 25 Pf.

Baumgärtel, F. H., Die kirchlichen Zustände Bautzens im 16. und 17. Jahrhundert. Nach urkundlichen Quellen dargestellt. Bautzen, Weller. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bern, M., Himmelan! Eine Blütenlese christlicher Lyrik. Mit einem Briefe als Vorwort von J. Sturm. Mit Porträt J. Sturms in Lichtdruck und 8 Vollbildern. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 6 M.

Beyersdorff, R., Giordano Bruno und Shakespeare. Oldenburg. 4. 1 M. 50 Pf.

Braun, J. W., In Fesseln. Ein Seelengemälde. Berlin, Fontane. 8. 4 M. 50 Pf.

Brütt, M., Der Positivismus, nach seiner ursprünglichen Fassung dargestellt und beurteilt. Hamburg, Herold. Gr. 4. 2 M. 50 Pf.

Diebolder, J., Darwin's Grundprinzip der Abstammungslehre, an Hand zahlreicher Autoritäten kritisch beleuchtet. St. Gallen, Köppel. 8. 80 Pf.

Duncker, D., Morsch im Kern. Roman. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Elcho, R., Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Friedrich, G., Kurfürstliche Schlösser in der Mark Brandenburg. 1ster Thl. Grunewald. — Oranienburg. — Schönhausen. Berlin, C. Heymann. Lex.-8. 20 M.

Herzla, C., Die Sonne des Lebens. Novellen. Wien, Perles. 8. 3 M. 60 Pf.

König, E. A., Die rothe Laterne. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 9 M.

Kohut, A., Ruhmesblätter des Hauses Wettin. Ein geschichtlicher Rückblick auf die 800jährige Vergangenheit aller Lande der Rautenkrone und ihrer Fürstengeschlechter. (1089—1889.) Jubiläumsschrift. Dresden-Striesen, Heinze. 8. 60 Pf.

Krause, K. C. F., Philosophische Abhandlungen. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 9 M.

Krebs, A., Beiträge zur Kenntniss und Erklärung der Gewitter-Erscheinungen auf Grund der Aufzeichnungen über die Gewitter Hamburgs in den Jahren 1878—1887. Stuttgart, Maier. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mahrenholtz, R., Jean-Jacques Rousseau. Leben, Geistesentwickelung und Hauptwerke. Leipzig, Renger. Gr. 8. 4 M.

Mautner-Markhof, C., Alfred. Dramatisches Gedicht. Wien, Konegen. 8. 1 M. 50 Pf.

Oelow, J., Indiskretionen über König Milan und seinen Hof. Leipzig, Minde. Gr. 8. 1 M.

Petry, E. F. T., Auf welche Weise kann die Volksschule zur Hebung der Landwirthschaft beitragen? Gekrönte Preisarbeit der königlichen Regierung zu Wiesbaden. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M.

Ruhe, A., Schillers Einfluss auf die Entwickelung des deutschen Nationalgefühls. 1stes u. 2tes Hft. Meppen. 1887 u. 1889. Gr. 4. à 1 M. 50 Pf.

Schweitzer, P., Geschichte der skandinavischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 3ter Thl. Das 19. Jahrhundert. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Savić, M., Dositheus Obradović, ein serbischer Aufklärer des XVIII. Jahrhunderts. Neusatz. Gr. 8. 1 M.

Tegnér, E., Kleinere epische Gedichte. Deutsch von W. F. Willatzen. Halle, Gesenius. 8. 2 M. 50 Pf.

Wachenhusen, H., Das Geheimniß der Frau. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Wander, J., Erinnerungsblatt an die 800jährige Jubelfeier des Hauses Wettin. Dresden, H. Jaenicke u. Comp. Fol. 25 Pf.

Wedekind, Franklin, der Schnellmaler oder Kunst und Mammon. Große tragikomische Original-Charakterposse. Zürich, Verlags-Magazin. 12. 1 M. 20 Pf.

Werner, J., Deutsch-National. Halle, Strien. 8. 2 M. 40 Pf.

Wustmann, G., Quellen zur Geschichte Leipzigs. Veröffentlichungen aus dem Archiv und der Bibliothek der Stadt Leipzig. 1ster Bd. Mit 6 Abbildungen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Lex.-8. 10 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Sechste Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Sechste Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre" enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände zeigt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Neu! Musik! Neu!

Patent in allen Staaten.

Keine Schweizer Spieldosen mehr,

sondern das mit großem Erfolg aufgenommene

Symphonion.



Das Symphonion ist eine verbesserte Spieldose (Leipziger Erfindung). Man kann durch Auflegen runder Stahlscheiben ein jedes Musikstück abspielen. Der Ton gleicht den Schweizer Spieldosen. Das Symphonion ist höchst elegant und ist ein schöner Zimmerschmuck. Der Preis ist wie folgt ohne Noten incl. Kiste

Nr. 28 und 28a	zum Drehen		9 und 10 M.
„ 2	selbstspielend	60 Töne	45 M.
„ 4	„	72 „	54 M.
„ 6	„	84 „	60 M.
„ 25 Subl. Harmonie		84 „	125 M.

hochfeine Ausstattung, prachtvollen Ton. Preis der Noten zu Nr. 28, 28a, 29 à 50 Pf., zu Nr. 2: 80 Pf., zu Nr. 4: 1 M., zu Nr. 6: 1 M. 20 Pf. und zu Nr. 25: 1 M. 70 Pf.

A. Zuleger, Leipzig, Königsplatz 4, gegründet 1870.

Illustrirte Preisliste nebst Notenverzeichnisse sende bei Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken franco zu. Versandt nur per Kasse oder Nachnahme.

---

20 Pf. Jede Nr. Musikalische Universal-Bibliothek! 500 Nummern. Class. u. mod. Musik, 2- u. 4händig, Lieder, Arien etc. Vorzügl. Stich u. Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben der mit Spannung erwartete neueste Roman von

Friedrich Spielhagen:

Ein neuer Pharao.

1 Band. Brosch. M. 6. —, eleg. geb. M. 7. —

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von P. Feddersen.

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile
in 12 Lieferungen zu 60 Pf.

Erste bis fünfte Lieferung.

Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses classischen Werks.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhaber's Reiseabenteuer. 8. Aufl. Mit Illustrationen. 8. 1 M.



Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 30. Mai 1889.

Inhalt: Erzählungsliteratur. Von **Robert Waldmüller**. — Coloniales und Geographisches. Von **Alfred Kirchhoff**. — Novellen und Romane. Von **Fritz Lemmermayer**. — Neuere philosophische Literatur. Von **Konrad Hermann**. — Zur Geschichte Oesterreichs. Von **Anton Schlossar**. — Neue Ibsen-Schriften und Frauenbücher. Von **Leopold Katscher**. — **Feuilleton**. — **Bibliographie**. — **Anzeigen**.

Erzählungsliteratur.

1. Der Klatsch. Ein Roman aus der Gesellschaft. Von Theophil Zolling. Zweite Auflage. Leipzig, Häſſel. 1888. 8. 6 M.

In dem Maße, wie Berlin aus bescheidenen Anfängen zu einer Weltstadt von gebieterischer Bedeutung geworden ist, haben sich auch die Ansprüche an den geistigen Werth ihrer gesellschaftlichen Kreise gesteigert. Mit Recht wünscht die deutsche Nation auf ihre Hauptstadt in jedem Sinne mit der Verehrung blicken zu dürfen, welche sie für das Kaiserhaus und für die großen, um die Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs verdienten Männer empfindet; mit Freuden begrüßt sie jeden Aufschwung, geschehe er in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe oder in Maßnahmen zur Steigerung des Volkswohls, der gesundheitlichen Verhältnisse, der allgemeinen Sittlichkeit. Mehr oder weniger sind die Hauptstädte aller im Emporringen begriffenen Staaten in ihren verdienstlichsten Entwickelungsperioden bemüht gewesen, jenen Ansprüchen gerecht zu werden, und wo sie sich in irgendeiner Richtung säumig zeigten, hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche sie an ihre Pflicht erinnerten.

Der Titel des obigen Romans wird als eine solche Stimme zu verstehen sein. Einem der ehrenwerthesten Charaktere, welche der Verfasser schildert, legt er gegen den Schluß des umfangreichen Werks folgende Worte in den Mund:

O der Klatsch! der Klatsch! Verderblichste Blüte der Kleinstädterei, wie kommst du in die Weltstadt? Bist du noch eine Tradition von der Gänseweide des wendischen Fischerdorfs oder ein Ueberbleibsel der bescheidenen königlichen Residenz und ihrer Langeweile, oder haben dich die Zugezogenen aus der Provinz mitgebracht mit ihrem Hausrath, ihren kleinlichen Gesichtspunkten, ihrem Dialekt, ihren Vetterschaften und Fraubasereien? Bist du ein Erbtheil des Philisters, der dem Deutschen im Blute steckt, oder ein Sport des nüchternen berliner Geistes, der seinen Witz an nichts Besserm zu üben weiß? Rings um uns her sehen und hören wir das machtvolle Treiben der Millionenstadt; hier wird der Friede der Welt vermittelt, wird Politik gemacht und Geschichte; vom Tritte unsers Volksheers zittert die Erde, die Paläste wachsen aus dem unfruchtbaren märkischen Sande; es bildet sich ein Mittelpunkt für das geistige und künstlerische Blühen der Nation, die den Gipfel des geschichtlichen Lebens erklomm; alles strebt ins Große und zum Licht; aber unsere Civilisation ist noch nicht Cultur geworden und die Gesellschaft bleibt klein, niedrig und gemein. Als wäre das moderne Dasein nicht Kampf genug, als stritten wir nicht besser brüderlich in Reih und Glied, befehden wir uns tückisch mit giftigen Waffen und schwächen und lähmen uns durch heimliche Gegnerschaften; statt neidlos alles Schöne und Gute anzuerkennen und gemeinsam an dem großen Problem des Glücks zu arbeiten, freuen wir uns am müßigen Geschwätz und boshaften Gerede der Lästerschule und leuchten mit der Diebslaterne in den Alkoven des Nachbars. Mag auch in einer unvergleichlichen Reihenfolge von glücklichen Kriegen unsere nationale Kraft sich herrlicher bewährt haben als je zuvor in tausendjähriger Geschichte, wir bleiben trotz all unserer großen Männer Barbaren, solange in unserer Mitte das Streberthum, die Kriecherei und die Schmähsucht regieren.

Um über diese scharfe Anklage ein Urtheil abgeben zu können, muß man dem heiklen Gegenstande an Ort und Stelle eine langjährige Beobachtung gewidmet haben, wie sich dem Verfasser des Romans „Klatsch“ ja in seiner Stellung als Redacteur der „Gegenwart“ jedenfalls ergiebige Gelegenheit dazu geboten haben wird. Aus dem obigen Citat erhellt, was den Titel betrifft, daß nicht, wie in dem bekannten Stücke des Spaniers Echegaray, einzig die üble, grundlos üble Nachrede den Gegenstand des Romans bildet, sondern neben dieser auch noch der Mangel an freudigem Anerkennen unbestreitbar großer Verdienste, was in dem Bedauern Ausdruck findet, daß nicht besser

brüderlich in Reih und Glied gestritten wird, und zwar für das große Problem des Glücks, einschließlich des Schönen und Guten.

Ueber den Inhalt eines Romans soll man nicht allzuviel ausplaudern; genüge es daher zu sagen, daß der vorliegende mit einer Reichstagsrede des eisernen Kanzlers zur Colonialpolitik anhebt und mit einer Audienz des Helden bei Kaiser Wilhelm I. und dem Gruße des Volks am historischen Fenster würdig endet. Die immer tiefer durch die Nation gehende colonialpolitische Bewegung zum Untergrunde seiner Dichtung genommen, den durch den überseeischen Ausblick erweiterten Gesichtskreis in das Leben und Treiben seiner Gestalten eingeführt zu haben, ist ein durchaus glücklicher und reifer Gedanke des Verfassers, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß derselbe beträchtlicher Vertiefung fähig wäre. Dazwischen kann der Roman, abgesehen von der Entwickelung zweier Liebesgeschichten, deren eine eine glücklich verlaufende Entführung zum Ausgangspunkte hat, als ein Muster von Anschaulichkeit gelten, sowol was den Luxus des heutigen Berlin betrifft, wie auch in Rücksicht auf das blos Locale, in welchem sich die Vorgänge abspielen. Es versteht sich, daß die Hauptpersonen auch über die abfällig geschilderte Durchschnittssphäre der berliner „Gesellschaft" hinausragen, zu der sich übrigens ja nur diejenigen Leserinnen und Leser zählen werden, die sich getroffen fühlen.

2. Aus Halbasien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Von K. E. Franzos. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. Gr. 8. 10 M.

Soweit es der Raum gestattet, sei ausnahmsweise hierdurch auf das Erscheinen des obigen, bereits bei Gelegenheit der ersten Auflage eingehend besprochenen Werks aufmerksam gemacht. Die erste Auflage stammt aus dem Jahre 1876, die zweite aus dem Jahre 1878 und augenscheinlich behauptet es sich in dem Interesse großer Leserkreise. Ueber gewisse Eigenarten dieser Culturbilder wurden erst unlängst in d. Bl. ausführlichere Betrachtungen angestellt. Für diejenigen Leser, welche von Alexander Wagner's, H. A. Stoehr's und Friedrich von Hellwald's Angriffen gegen den Verfasser der Culturbilder aus Halbasien Kenntniß genommen haben, enthält die Einleitung des ersten Bandes eine erschöpfende Entgegnung. Von allgemeinerm Interesse ist der Schluß der Einleitung. Er beleuchtet die Folgen der Polonisirung auch jener Bewohner Galiziens, welche sich bisher gegen dieselbe gewehrt hatten, allen voran die Ruthenen. Es heißt dort:

> Ob von den galizischen Deutschen noch viele für ihr Volk und für Oesterreich zu retten waren, mag dahingestellt bleiben, die Ruthenen aber wären noch insgesammt für Oesterreich zu retten, und es bedürfte wahrlich keiner großen Zugeständnisse, um sie wieder zu jenem Stamme zu machen, der im Osten am treuesten zur Fahne Oesterreichs steht.

Robert Waldmüller.

Coloniales und Geographisches.

1. Coloniales. Eine umfassende Darstellung der Colonialverhältnisse des Deutschen Reichs und der übrigen europäischen Staaten. Von Gustav Engler. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1889. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Nach einer nicht gerade „umfassenden", aber um so übersichtlicheren Betrachtung der Colonialerfolge von Portugal, Spanien, Frankreich, England, den nordgermanischen Staaten, den Niederlanden und Belgien (bei welchem natürlich nur der Congostaat in Betracht kommt) wendet sich der Verfasser insbesondere der deutschen Colonialfrage zu, welche seit 1884 bei uns eine so vielbesprochene geworden ist.

„Kühl bis ans Herz hinan" wird das Thema behandelt, was gegenüber gewissen phrasenhaften Schönredereien über unsere Schutzgebiete nur wohlthuend berühren kann. Daß wir die schöne Zeit der verflossenen drei bis vier Jahrhunderte, wo die außereuropäische Welt unter Europas Culturnationen vertheilt ward, unglücklich versäumt haben, somit jetzt zu spät kamen, um noch Colonialräume zum Unterbringen unserer Hunderttausende von Auswanderern zu erwerben, wird freimüthig anerkannt, ebenso daß die Rentabilität unserer tropischen Colonien erst von deren Urbarmachen abhängt und dieses wieder zumeist von der schwierigen Lösung der Arbeiterfrage. Indessen wirft der Verfasser mit der unter uns üblich gewordenen Schelte der „Colonialschwärmerei" doch etwas freigebig um sich und dringt weder tief noch „umfassend" ins Wesen der deutschen Reichsschutzlande ein. Auch auf die Deutsche Colonialgesellschaft ist er etwas schwarzgallig zu sprechen; er sagt von ihr:

> So lange sie es nicht dazu gebracht hat, auch nur einen einzigen Bauer mit seiner Familie in unsern Colonien unterzubringen, so lange halten wir mit einer Dankbezeigung für sie zurück.

Aber wo soll denn der deutsche Bauer dort siedeln? Etwa in Kamerun oder in Deutsch-Ostafrika oder auf der großen Insel Neuguinea? Das wäre wahrlich kein Segen, unsere Landleute dorthin als Colonisten zu schicken! Im Gegentheil gilt es ernsthaft von dergleichen abenteuerlichen Ideen, die sich gleich im Anbeginn unserer Colonialära regten, Bauer und Handwerker zu bekehren. Nur unsern geistigen Generalstab wollen wir in unsern tropischen, d. h. in unsern Plantagen- und Handelscolonien halten; der Kaufmann, der Beamte, der Missionar mag von dort bald wieder heimkehren, wenn er es fühlt, daß ihm physisch nicht gegeben ist, „ungestraft unter Palmen zu wandeln"; er mag jedenfalls nach einigen Jahren Tropenaufenthalts durch zeitweisen Rückzug unter kühlern Himmelsstrich sein Blut wieder auffrischen. Aber wer zahlt dem armen Land-

mann die Heimreise, wenn er in Fieberschauern spürt, etwa am Gehänge des herrlichen Kamerungebirges, daß selbst beträchtliche Seehöhe des Wohnsitzes nicht vor dem Tropenfieber schirmt?

Daß mit der Begeisterungslosigkeit auf dem Felde colonialer Begutachtung nicht sachkundiges Urtheil in nothwendiger Verknüpfung steht, beweist der Verfasser auch sonst mehrfach. Wo muß er nur die seltsame Bemerkung her haben, es gäbe in Kamerun wol Affen und Elefanten, sie kämen aber „nicht zu Gesicht“? Weit ins Innere des Landes kann da sein Gewährsmann wahrlich nicht gekommen sein!

Nach S. 150 soll man ins Innere von Kaiser Wilhelms-Land noch nicht tiefer als 6 Kilometer vorgedrungen sein; gleich auf der nächsten Seite wird aber eingeräumt, daß der Kaiserin Augusta-Fluß daselbst bis an die Binnengrenze des deutschen Besitzthums auf Neuguinea (260 Seemeilen weit!) erforscht worden. Offenbar kennt der Verfasser gar nicht die höchst schätzbare officielle Quelle der „Nachrichten der Neuguinea-Compagnie“, welche uns fort und fort über Erschließung und beginnende Bewirthschaftung von Deutsch-Neuguinea sowie seinen Inseltrabanten unterrichten, sonst könnte er von unsern Schutzgebieten in der Südsee nicht klagen, es sei „geradezu erstaunlich, wie dürftig die sogenannten officiellen Nachrichten über jene fernen Schutzgebiete zu uns gelangen“.

2. Deutschlands Colonien. Kurze Beschreibung von Land und Leuten unserer außereuropäischen Besitzungen. Nach den besten Quellen bearbeitet von Karl Frenzel. Mit vielen Abbildungen und einer Uebersichtskarte der deutschen Colonien. Hannover, C. Meyer. 1889. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Dieses Büchlein hält, was es im Titel verspricht. Auf 100 Seiten bekommen wir ein in flüchtigen Skizzenstrichen entworfenes Bild von der Landesnatur jedes deutschen Schutzgebiets, dann eine Beschreibung von Aussehen, Sitten und Bräuchen der Bewohner. Zur Veranschaulichung dienen gut ausgeführte Holzschnitte, welche (mit Ausnahme der etwas apokryph erscheinenden Abbildung des „Fetischhauses“ auf S. 33) durchweg guten Quellen entlehnt sind. Auch die Karte ist ganz brauchbar.

3. Die deutschen Colonien. Beschreibung von Land und Leuten unserer auswärtigen Besitzungen. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet von Karl Heßler. Mit vier Karten und zahlreichen Abbildungen. Metz, Lang. 1889. Gr. 8. 2 M.

Eine ähnlich hübsche Compilation wie die soeben besprochene, ihr auch gleich in Illustration und Kartenbeigabe. Gleichfalls überwiegt hier die Schilderung der Bewohner nach Aussehen, Sitten und Bräuchen, Charakter und Religion, während die Landesnatur kürzer und oberflächlicher behandelt erscheint.

In letzterer Beziehung fehlen denn auch Irrthümlichkeiten nicht ganz. So werden noch (wie im „kleinen Daniel“) die Inselgruppen der Südsee, Polynesien nebst Mikronesien, kurzweg zu den „australischen Inseln“ gerechnet, als wenn sie gleich Neuguinea und seinen Trabanten irgendwie mit Australien wenigstens entwickelungsgeschichtlich näher verbunden wären. Und wunderbar genug stößt auch hier wieder der echt compilatorische Widerspruch auf, das Innere des Kaiser Wilhelms-Landes sei „noch vollständig unerforscht, nur der Küstensaum einigermaßen bekannt“, worauf dann wenige Seiten später der Wahrheit gemäß verkündet wird, ebendort habe man den Kaiserin Augusta-Fluß Hunderte von Seemeilen weit ins Innere hinein befahren.

4. Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika. Von Frieda Freiin von Bülow. Berlin, Walther u. Apolant. 1889. 12. 2 M.

Die Verfasserin, welche, von aufrichtiger Begeisterung für unser junges Colonialleben erfüllt, zur Einrichtung weiblicher Krankenpflege nach Sansibar und dem deutschen Ostafrika zog und dort die zweite Hälfte des Jahres 1887 verlebte, plaudert in diesen Erinnerungsblättern von ihrer Reise über Venedig, Alexandrien, Suez, Aden nach ihrem Bestimmungsort, vornehmlich aber von ihren persönlichen Eindrücken und kleinen Erlebnissen dortselbst.

Es sind freilich keine welterschütternden Dinge, um die es sich da handelt, indessen wird es doch manchen anziehen, aus diesem Geplauder unentstellte bunte Bilder zu empfangen vom eben am ostafrikanischen Gestade sich entfaltenden Deutschthum, sowie von dessen Berührung mit eingeborenen Suaheli-Negern, ansässig gewordenen Arabern und sich im Handeln bereichernden indischen Rothschilden der Banjanenklasse.

Ab und zu begegnet auch eine hübsch anschauliche Skizze wie die folgende von einem Punkte der Sansibar gegenüber liegenden Festlandküste:

Wir gelangten in den vielgepriesenen Hafen von Lindi. Die Formen der Küste und der waldigen Berge rings um die tief einschneidende Bucht bieten allerdings ein schönes Landschaftsbild. Es ist nur todt, denn „das Gebild von Menschenhand“ fehlt. Dem Menschen hat es Gott verliehen, der schönen Natur den Stempel seines bewußt strebenden Geistes aufzudrücken; das drängt sich dem Beschauer dieser ostafrikanischen Landschaften immer wieder auf. Sie tragen Reichthum und blühendes Leben in sich verschlossen und scheinen erwartungsvoll dem Herrn der Erde entgegenzusehen, daß er die edeln Keime aus dem langen Schlafe erwecke und ans Licht ziehe. In die Bucht mündet ein breiter Fluß, der Lindi oder Mtale, der zahlreiche Arme in die Wildniß an seinen Ufern entsendet und in schön gewundener Linie eine Reihe waldiger Bergkuppen durchbricht. Man erinnert sich an den Rhein zwischen Bonn und Koblenz, an das Siebengebirge. Aber es fehlen eben die Städte und Burgen, die Kirchlein und freundlichen Villen. Hier herrscht noch die Einsamkeit. Weißköpfige Flußadler sitzen auf den knorrigen Strünken am Ufer und der gellende Schrei eines wilden Affen tönt von Zeit zu Zeit durch die Wildniß. — Der Wali von Lindi, ein Greis mit blöden Augen und einem Spitzbubengesicht, bewohnt die Ruine eines (ehedem) portugiesischen Forts. Ein Kanonenrohr aus alter Zeit steht dräuend vor dem Portale aufgepflanzt. Der Salon des Alten in den halbverfallenen Bogenhallen schien mir direct in einen der mittelalterlichen Romane Walter Scott's zu gehören. Kostbare Waffen schmücken die Wände. Auf den Gesimsen der Wandpfeiler

lag der Koran und der sonstige Bücherschatz des Hausherrn. Auf der Erde hockten junge Askari (Soldaten des Sultans), malerisch gekleidet, reich bewaffnet und von meist edelm Gesichtsschnitt. In der dunkeln Halle, die durch Säulen und Bogen von dem luftigern Hauptraume getrennt war, brannte ein Holzfeuerchen, um welches einige Schwarze beschäftigt waren.

5. Die deutsch-ostafrikanische Colonie in ihrer Entstehungsgeschichte und wirthschaftlichen Eigenart. Von **Karl Peters**. Zweite Auflage. Berlin, Walther u. Apolant. 1889. Gr. 8. 50 Pf.

Diese Schrift wird ihre Bedeutung dauernd bewahren, weil der in ihrem Titel genannte Gegenstand hier von dem Manne klar und wahr erörtert wird, welchem wir den Besitz dieses unsers größten tropischen Schutzgebietes verdanken.

Da hören wir, mit wie erstaunlich geringen Mitteln (mit 19000 M.!) im Herbst 1884 Dr. Peters und ein paar andere beherzte Männer von Sansibar aus frohgemuth ins ostafrikanische Land hineinzogen und binnen sechs Wochen mit zehn Häuptlingen zwölf Verträge abschlossen, in welchen dieselben die Oberhoheit des Deutschen Reichs und die Zulässigkeit wirthschaftlicher Vornahmen seitens der von Dr. Peters vertretenen deutschen Gesellschaft anerkannten. Wie hat man über diesen „Abenteurerzug", über diesen Hokuspokus, mit Schwarzen, die des Lesens und Schreibens unkundig, Verträge abzuschließen, in unsern Zeitungen damals gewitzelt! Jetzt aber wissen wir, daß die allerdings kühne That ihre reichen Früchte getragen hat. Durch den kaiserlichen Schutzbrief wurden die ostafrikanischen Gebietserwerbungen gegen jeden Widersacher gewährleistet. England sowie der nach ostafrikanischen Annexionen lüsterne belgische Congostaat hatten nun das Nachsehen! Der Sultan Said Bargasch von Sansibar, dessen (vom englischen Generalconsul genährte) Ansprüche auf Souveränetät bis zum Tanganjikasee übermüthig hinausgriffen, ward, da er Einspruch somit erhob gegen die deutsche Besitzergreifung, durch das bloße Erscheinen des deutschen Geschwaders zur Ruhe gebracht (man engte nachher seine Hoheitsrechte ein auf den festländischen Küstensaum von nur zehn Seemeilen Breite), und mit England, das so lange schon und so sehnsüchtig nach der ostafrikanischen Handelshauptstadt Sansibar und den Landen ausgeschaut hatte, durch welche die Handelsstraßen nach dem ostafrikanischen Seengebiet führen, — England setzte mit Deutschland die Grenzlinie der beiderseitigen „ostafrikanischen Interessensphären" fest, uns endgültig die gemachten sowie künftige Besitzergreifungen zugestehend von einer den Kilima-Ndscharo mit der Wangamündung verbindenden Linie bis an den Rovuma!

In durchaus nicht renommistischer, sondern ruhig sachlicher Weise berichtet Dr. Peters von der Begründung der Pflanzungsstationen, welche unmittelbar der Erwerbung des deutschen Ostafrika und der finanziellen Fundirung desselben (Kaiser Wilhelm I. zeichnete dafür Ausgang 1886 aus seiner Chatoulle 1/2 Millionen Mark) nachfolgte. Wir ersehen aus diesem Bericht, daß natürlich auch dort Afrika nicht eitel paradiesische Herrlichkeit und Fruchtbarkeit ist, daß jedoch in schwemmland- und humusreichen Flußthälern wie an regenreichern Gebirgshängen unter tropischer Sonnenglut vieles von dem bestens gedeiht, was wir bisher den Engländern, Nordamerikanern, Niederländern u. s. w. abkauften, um 50 Procent Reingewinn an diesem Geschäft in die Taschen der fremden Pflanzer, Händler, Rheder abfließen zu lassen. Ganz besonders für Baumwolle (die in Ostafrika sogar wild wächst) scheint die Anbauaussicht weit und breit daselbst vorzüglich, ähnlich für Tabacк, also gerade für solche Colonialwaaren, die wir bisher fremden Nationen alljährlich um 175, bezüglich 65 Millionen Mark abzukaufen genöthigt waren.

Auch über Viehzuchtversuche, namentlich solche mit Lastochsen, und über Lohnverhältnisse der Eingeborenen erhalten wir erwünschte Belehrung. Es bestätigt sich einstweiten reichlich, daß bei zweckmäßiger Behandlung der Afrikaner recht wohl als Plantagenarbeiter zu gebrauchen ist, und zwar auf den Stationen in Deutsch-Ostafrika für einen Tageslohn von 50—75 Pfennig!

Hoffen wir, daß unter unsers Wißmann zielbewußter Führung dieser so Großes verheißende ostafrikanische Besitz unserer Nation den arabischen Usurpatoren bald wieder entrissen wird!

6. Transvaal, das Land, seine Bewohner und seine wirthschaftlichen Verhältnisse. Nach mehrjähriger eigener Anschauung geschildert von **G. Heitmann**. Leipzig, G. Weigel. 1888. 12. 1 M.

Ein kleines, etwas gar zu dürftig in Druck und Papier ausgestattetes Büchlein, welches über jenes große, durch seine Goldschätze jüngst so mächtig anziehende Burenland zwar in geographischer Beziehung nichts Neues bietet, indessen über die derzeitige Wirthschaftslage seiner Ansiedler gemächlich und treuherzig unterweist. Besonders eingehend sind die landwirthschaftlichen Verhältnisse beschrieben. Unzutreffend ist nur die Angabe auf S. 33, daß ein Deutscher (gemeint ist Fabrikant Götze aus Lützen) sein auf ein halbes Jahrhundert von der Transvaalregierung empfangenes Monopol für Bereitung ätherischer Oele auszunutzen im Begriffe stehe, die Rosenpflanzen für diesen Zweck schon „auf dem Wege" seien. Allerdings war ursprünglich umfangreiche Rosenzucht beabsichtigt, später suchte Götze sein Privileg durch Destilliren von Orangenblütenöl zu verwerthen; aber die Buren, welche um ihre Farmen trefflich gedeihende Orangenhaine pflegen, verkauften ihm keine Blüten. So hat sich denn zur Zeit der lützener Fabrikant darauf verlegt, Maschinen für das Herausfördern der Goldeinschlüsse aus dem Transvaalboden einzuführen und den Goldsuchern zu vermiethen. Doch wären die Naturverhältnisse in dem heißtrockenen Hochlande zum Gewinnen aromatischer Blütenöle unzweifelhaft recht geeignet; bei genügendem Kapital ließe sich aus jenem Privileg wol Reichthum ernten.

7. Durch Südspanien nach Marokko. Tagebuchblätter von **Heinz Hoffmeister**. Berlin, Wilhelmi. 1889. 8. 3 M.

Ein berliner Künstler erzählt auf diesen Blättern von

seiner Reise nach den ost- und südspanischen Küstenländern und nach Tanger. Abgesehen von Andalusien, wo er Granada und Sevilla besuchte, ist er nicht viel über die Küstenstädte hinausgekommen, ins Innere Marokkos gar nicht. Das Vorwort läßt nach Stil und Auffassung Schlimmes ahnen; denn der Verfasser sagt da von seinem Sehnsuchtslande:

Ich war fest davon überzeugt, daß die Leute zum größten Theil noch in Costümen einhergängen (so!) und daß jedes Fleckchen Erde von bezaubernder Schönheit sei, kurz, daß sich im „Lande der Kastanien — Fern im Süd dem schönen Spanien" eine Wunderwelt erschließe, die voll und ganz den Vorstellungen entspräche, die ich mir auf Grund der Schilderungen unserer besten Dichter gemacht. Und so wie ich denken fast die meisten Menschen über Spanien.

Jedoch die Schildereien selbst sind nicht so schlimm, als diese wundersame Eröffnung fürchten macht. Wer sich zu „fast den meisten" bisher zählte, welche über Spanien nur aus den „besten Dichtern" überspannte Meinungen schöpften, mag sich unter anderm auch durch diese ungeschminkten Erzählungen von Land und Leuten eines Bessern belehren. Nur wird ihm oft das redselige Geplauder des Verfassers über herzlich gleichgültige Reiseerlebnisse auf so vielbefahrenen Strecken zur Last fallen.

8. Reise S. M. Schiffes „Albatros" unter Commando des k. k. Fregattenkapitäns Arthur Müldner nach Südamerika, dem Caplande und Westafrika 1885—1886. Auf Befehl des k. k. Reichskriegsministeriums, Marinestation, unter Zugrundelegung der Berichte des k. k. Schiffscommandos verfaßt von Jerolim Freiherrn von Benko. Herausgegeben von der Redaction der „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens". Mit einer orientirenden Reiseskizze. Pola. 1889. Gr. 8. 7 M.

Das österreichisch-ungarische Kanonenboot „Albatros" hat vom 31. August 1885 bis zum 19. December 1886 eine Uebungsfahrt ausgeführt von dem istrischen Hafen Pola über Teneriffa und Madeira nach Brasilien, dem La-Plata, dem Capland und den westafrikanischen Küstenländern. In der schon mehrfach von der Marinesection des k. k. Kriegsministeriums mit gutem Erfolge neuerdings erprobten Weise wurde auch über diese Ausfahrt eine ausführliche Darstellung von einem Seeoffizier verfaßt unter Zugrundelegung der amtlichen Berichte des betreffenden Schiffscommandos.

So entstand das vorliegende stattliche Werk, dem der Geograph wie der Statistiker, der Kaufmann wie der Fabrikant mannichfache Belehrung über die erwähnten Inseln, Küsten und Küstenplätze entnehmen mag. Denn mit vorzugsweiser Berücksichtigung des überseeischen Handelsverkehrs der österreichisch-ungarischen Monarchie werden der Reihe nach alle die besuchten Länder und Hafenstädte ganz besonders auf ihre wirthschaftlichen Verhältnisse nach eigener Erfahrung an Ort und Stelle wie nach verläßlichen anderweitig eingezogenen Nachrichten eingehend gekennzeichnet.

Die Reise selbst bildet also nur den Rahmen für den Entwurf von Einzelbildern, die stets inhaltreich ausgeführt sind. Auf einem Hintergrunde, welcher kurz die Landesnatur, genauer die Bevölkerung veranschaulicht, erblicken wir das frisch pulsirende Leben der Gegenwart im Hafen und auf dem Markte, in den städtischen Straßen und in der Stadtumgebung. Besonders reichhaltig sind die Darlegungen über die in Brasilien vom „Albatros" angefahrenen Küstenorte: Pernambuco, Bahia, Rio, Paranagua und Antonina nebst der Inselstadt Desterro. Der Besuch in Montevideo und in Buenos-Ayres gibt Anlaß zu weiter ausgeführten Culturskizzen über Uruguay und Argentinien im ganzen, ebenso der von Capstadt zu einer solchen über die Capcolonie, der von Mossamedes und Loanda zu einer solchen über das portugiesische Niederguinea. Den Schluß bildet eine (nichts weniger als optimistische) Erörterung über die jetzige Lage des Congostaats und über Sierra-Leone.

9. Die Wahrheit über das Mormonenthum. Blätter aus Utah. Von D. T. Fernhagel. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Das vorliegende Werkchen soll in erster Linie bezwecken, meine deutschen Landsleute, welche die Absicht haben, nach Amerika auszuwandern, davor zu warnen, sich jenen Auswanderungstransporten anzuschließen, welche von Mormonensendlingen geleitet werden, weil sie dann Gefahr laufen, durch hochtönende Phrasen, schönklingende Predigten und Versprechungen jeglicher Art überredet zu werden, der Religionsgemeinschaft der Mormonen beizutreten.

In dieser sehr zu billigenden Absicht entrollt uns der Verfasser, welcher bei mehrjährigem Aufenthalte im Utahterritorium die wundersame Sekte der „Heiligen des jüngsten Tags" aus nächster Nähe kennen gelernt hat, ein Bild von der Entstehungsgeschichte dieser Sekte und von ihrem gegenwärtigen Treiben.

Er ist keineswegs erbaut von den Gewaltmitteln, welche in neuester Zeit die Centralregierung der Vereinigten Staaten gegen die Mormonen verhängt hat; er gesteht vielmehr offen zu, daß der Beschluß, jeder, der innerhalb der Union auch nur an Polygamie (auf gut deutsch Vielehe) als göttliche Einsetzung glaube, gleich einem ehrlosen Verbrecher vom allgemeinen staatlichen Wahlrechte ausgeschlossen sein solle, unzweifelhaft dem goldenen Grundgesetze uneingeschränkter Glaubensfreiheit zuwiderlaufe. Indessen er gewährt uns gleichzeitig Einblicke in die ganz bedenklichen socialen Schattenseiten der mormonischen Wahnlehre. Noch heute, erfahren wir, sind weitaus die meisten Ansiedler Utahs letzterer anhängig, freilich nur die je sechste Ehe ist eine polygame, jedoch die Abhängigkeit der in ihrer rüstigen Arbeitsleistung (vor allem in der Bestellung des nur bei künstlicher Bewässerung fruchtspendenden Bodens) achtungswerthen Sektirer von ihrem Sektenoberhaupte zufolge der Zehntenpflicht eine recht knechtische. Um so weitere Verbreitung muß man der ehrlich gemeinten Schrift des wohlunterrichteten Verfassers zumal in Gegenden wünschen, aus denen der uns überhaupt bedauerlich schwächende Strom der Auswanderung nach Nordamerika seine Hauptnahrung zieht.

Alfred Kirchhoff.

Novellen und Romane.

1. Buch der Laune. Neue Geschichten von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 4 M.

Ludwig Hevesi gehört zu den wenigen Journalisten Wiens, welche literarisch ernst zu nehmen sind. Das beweist auch das vorliegende „Buch der Laune". Der Verfasser besitzt von manchem etwas: ein bischen Poesie, ein bischen Humor, ein bischen Anmuth und eine angenehme, bewegliche Art zu erzählen; er weiß gut zu erfinden und unerwartete Wendungen herbeizuführen. Alle diese Eigenschaften vereinigen sich zu einem erfreulichen Ganzen. Sind seine aus dem Leben geholten Geschichten auch nicht tief, so sind sie noch weniger breit. Leicht geschürzt und launig erfüllen sie ihre Aufgabe zu unterhalten.

2. Bachem's Novellensammlung. Band 37: Eine fremde Blume von Elise Polko. Gefehlt von Maria Lenzen di Sebregondi. Auf Ehre von Herman Grabert. Köln, Bachem. 1889. 8. 1 M.

„Eine fremde Blume" von Elise Polko ist eine niedliche Filigranarbeit, von einer Frau für Frauen verfertigt. Die Fabel ist mit wenigen Worten mitgetheilt. Ein deutscher Gelehrter erkrankt in Mexico und findet gastliche Aufnahme in dem Hause eines reichen Handelsherrn. Dessen Tochter Dolores, ein schönes, krankes Mädchen, die „fremde Blume", liebt den Deutschen leidenschaftlich und würde sterben, wenn er sie verließe. Im Begriffe in die Heimat abzureisen, läßt sich Rudolf, mehr aus Erbarmen als aus Liebe, noch schnell mit Dolores trauen. Seine Rückkehr versprechend, segelt er in seine Vaterstadt. Hier tritt ihm ein Mädchen, das er als Kind verlassen, zu holder Jungfräulichkeit erblüht, entgegen. Beide lieben sich deutsch und tief. Aber er ist Ehemann. Das Mädchen erfährt's, glaubt entsagen zu können, stirbt aber eines frühen Todes. Rudolf siedelt sich mit seinem Weibe Dolores an der schönen Riviera an und beide leben in glücklicher Ehe, der selbst der Kindersegen nicht fehlt. Weder ist die Erfindung neuartig, noch sind es die Gestalten. Wir sind ihm in der erzählenden Literatur Alldeutschlands oft begegnet, dem Gelehrten, der schön ist, männlich, gerade, ernst, fleißig, sein Blick ist tief, seine Stimme seelenvoll; er ist ein Ausbund an Talent und Tugend; und oft auch begegnen wir der deutschen Jungfrau, die ein wahres Wunder von einem guten Hausmütterchen ist, sittig und sinnig, in der Lyrik ebenso wie im Kochbuch zu Hause und ein hinreißend schönes Singen hat. Das Angebot solcher Gestalten ist ungeheuer, vermuthlich auch die Nachfrage. Sei es! Zumal wenn alles mit so feiner Hand gezeichnet ist, wie in Elise Polko's Novelle, die sich noch überdies durch wohlthuende Herzenswärme auszeichnet.

In der Novelle „Gefehlt" von Maria Lenzen di Sebregondi wird ein anziehendes psychologisches Problem behandelt. Zwei Menschen lieben und heirathen. In einer schicksalsvollen Stunde versteht die Frau den Mann nicht und behandelt ihn schlecht. Ein Fehler ihres Charakters, ungerechtes Mistrauen, bricht stolz und übermüthig hervor und trennt die Gatten. Nach reuevoller Zeit finden sie sich wieder. Auch die Ausführung verräth Talent.

In der kleinen Novellette „Auf Ehre" wird eine Episode aus der großen Französischen Revolution hübsch behandelt. Der Verfasser heißt Herman Grabert.

3. Geschichten aus Stadt und Dorf. Novellen und Skizzen von C. Karlweis. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 3 M. 50 Pf.

Diese Geschichten fallen durch ihre Gesichtslosigkeit auf. Es fehlt der Pulsschlag einer starken Persönlichkeit. Weder besondere Vorzüge, noch besondere Fehler sind ihnen eigen, und so verdienen sie weder Lob noch Tadel. Es fehlt nicht an guten Einfällen und Wendungen, nicht an gelungenen Schilderungen. Leicht wie die Erfindung ist auch die Form. Zumeist die Mundart der Wiener oder der österreichischen Landbevölkerung gebrauchend, schlendert der Verfasser hemdärmelig gemüthlich einher. Das Wienerthum, seit undenklichen Zeiten ein Gegenstand eifriger Betrachtung, scheint jetzt in literarischer Mode zu stehen. Man vergesse jedoch nicht, daß es, um das Wienerthum in seiner Wesenheit darzustellen, in erster Linie nicht auf den Dialekt ankommt, sondern, wie überall in der Dichtung, auf psychologische Wahrheit und Tiefe.

4. Farbenspiele des Lebens. Roman von Georg Hartwig. Berlin, Janke. (1889?) 8. 2 M.

Zuvor die Bemerkung, daß dieser Roman ohne Jahreszahl erschienen ist. Diese einreißende Unsitte ist sehr zu brandmarken; ein Werk kann nicht ewig Neuigkeit bleiben. Auch möchten Verfasser und Verleger bedenken, wie ärgerlich es ist, zumal für den Literarhistoriker, wenn er ein Buch viele Jahre nach seinem Erscheinen zur Hand nimmt und er vermag nirgend ein Druckjahr zu entdecken. Es sei darum an alle Büchermacher die recht schöne Bitte gerichtet*), diesen unwürdigen Gebrauch einzustellen. Ueber den Roman „Farbenspiele" selbst ist zu sagen, daß der Aufbau locker und lose, die Charakteristik schwach und schwankend ist. Eine tiefere Theilnahme für seine Menschen einzuflößen, vermag der Verfasser nicht. Gleichgültig stehen wir ihnen und ihren Schicksalen gegenüber; denn was sie thun und was der Verfasser ihnen anthut, ist romanhaft, abenteuerlich, im Kerne unwahr, und das Ganze ist Futter für die Krippe der Leihbibliothek.

*) Die wir aufs eindringlichste unterstützen. D. Red.

5. Circe. Roman von Hans Werder. Berlin, Janke. 1889. 8. 5 M.

Aus diesem Romane spricht ein gebildeter Geist, in dessen Gesellschaft man sich gern bewegt. Die Sprache ist von kernhafter Kürze und Gedrungenheit; unnütze Phrasen, schauspielerische Mätzchen und Männchen sind vermieden, die Anlage ist ebenso fest und sicher wie die Entwickelung der Handlung. Man könnte von Vornehmheit sprechen, hätte diese Bezeichnung in der gegenwärtigen Literatur nicht einen üblen Beigeschmack, indem die sogenannt vornehmen Werke in der Regel die Hauptsache: die Ursprünglichkeit, vermissen lassen. Starke Ursprünglichkeit besitzt allerdings auch Hans Werder nicht und von einer kühlen Gemessenheit und Erwägung ist seine Darstellung nicht frei. Die Geschichte ist die alte, ewig neue, traurig-schöne. Ein Weib, jung und schön, geschaffen um zu lieben und geliebt zu werden, die Circe, lebt ein ödes Leben an der Seite eines greisenhaften Gatten. Ein junger Vetter liebt sie, Circe aber bringt ihm nur freundschaftliche Zuneigung entgegen. Anders geschieht es ihr einem Bildhauer gegenüber. Zwei volle, stark und tief empfindende Naturen schienen sich in den beiden zu finden. Er bestürmt die Schöne, sie droht zu erliegen; aber im entscheidenden Augenblick tritt das Pflichtbewußtsein warnend und siegend an sie heran, das noch stärker ist als der Schlag ihres Herzens. Sie trennen sich fürs Leben. Der alte Gatte stirbt. Circe fühlt sich vereinsamt, langweilt sich wol auch und vermählt sich jenem Vetter. La donna è mobile. Die Geschichte ist wahr wie die Charaktere; liebenswerth erscheint Circe nicht, doch kann man sie auch nicht verurtheilen. Sie hat unser Mitleid und unser Interesse.

6. Revanche! Roman von A. Baron von Roberts. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 6 M.

Die ersten Kapitel ausgenommen, spielt dieser Roman in Paris bald nach dem letzten deutsch-französischen Kriege und behandelt die fanatischen Rachegelüste der Franzosen gegen die Deutschen. Ein deutsches und ein französisches Handlungshaus stehen seit einem Menschenalter in geschäftlicher Verbindung. Enger noch wird diese durch eine Heirath verknüpft. Die schöne, bezaubernde Gertrude Wahl zieht nach Paris, um sich mit Victor Jaminet, dem ältesten Sohne des pariser Hauses, zu vermählen. Die junge Frau gewinnt durch ihre Liebenswürdigkeit und Güte alle Herzen. Das eheliche Glück ist voll und reich. Aber der Preußenhaß, die furchtbare „Revanche" — das ist der Dämon, der mit allen Waffen der Verwüstung auf Gertrud einstürmt. Das Haus Jaminet wird als preußenfreundlich verrufen; die Boulevard-Blätter bringen Hetz- und Schmähartikel; dem Geschäfte droht der Untergang. Selbst Victor wird von dem Preußenhasse beherrscht; als dräuendes Gespenst stellt er sich zwischen die glücklichen Gatten. Zuerst muß eine harmlose westerwälder Amme aus dem Haus; die pariser Gassenbuben wollen es. Der kleine Säugling stirbt darüber. Zwischen den Eheleuten kommt es zum innerlichen Bruch. Die Herren Jaminet sind zu schwach und zu feig, um dem Revanchegebrüll der Straße sich männlich zu widersetzen. Die alte Verbindung zwischen Wahl und Jaminet, die sichere Grundlage des Geschäfts, wird gelöst; Unglück auf Unglück bricht herein. Gertrud geht zu ihren Aeltern nach Deutschland; Victor tödtet einen Deutschen, den er für den Liebhaber seiner Frau hält, und endet als Selbstmörder. Alle diese Unglaubwürdigkeiten, die mitten im Frieden sich zutragen, werden von dem Verfasser mit solcher psychologischer Kraft und feiner Begründung geschildert, daß jeder Zweifel zum Schweigen gebracht wird und der Leser vor den Ereignissen steht, wie vor einer Naturnothwendigkeit. Die Darstellung, mitunter nur etwas schleppend, ist flott, gewandt und knapp. Ein paar prachtvolle Menschen hat Baron Roberts gezeichnet, prachtvoll wegen der Zeichnung selbst und wegen der Eigenschaften ihres Charakters: Gertrud und die westerwälder Amme möchte man lieben.

Fritz Lemmermayer.

Neuere philosophische Literatur.

1. Philosophie des menschlichen Lebens von Gustav Biedermann. Des Systems der Philosophie dritter Theil. Prag, Tempsky. 1889. Gr. 8. 8 M.

Es ist eine Eigenthümlichkeit Hegel's und seiner Schule, die ganze Fülle des Wirklichen oder die dasselbe vertretenden Begriffe in einer einzigen zusammenhängenden Folge aus einem ersten Anfange heraus entwickeln zu wollen. Dieser unglücklichen und gegenwärtig allgemein in ihrer Einseitigkeit erkannten Eigenthümlichkeit müssen wir auch im dritten Theile des ganzen Aufbaues des wissenschaftlichen Systems des Verfassers begegnen. Hat denn die Methodologie des philosophischen Denkens seit Hegel überall gar keinen Fortschritt über diese vollkommen abstracte und in der Luft schwebende Voreingenommenheit hinaus gemacht? Zwar ist hier alles nicht so ganz rein dialektisch und im pedantischen Kothurnschritte des sich aus sich selbst weiter bewegenden Begriffs gehalten, als es zur Zeit Hegel's war, aber im ganzen ist doch das Werk des Verfassers nur eine weitere mattere und abgeblaßte Umschreibung oder Nachdichtung des ursprünglichen Systems Hegel's selbst zu nennen. Bei diesem konnte man wenigstens die stoische und gewaltige Energie des rücksichtslosen Fortschreitens auf der von ihm neu entdeckten geistigen Kometenbahn anerkennen und bewundern. Es war dieses zu seiner Zeit jedenfalls etwas ganz Neues und eine entscheidende, originale und epoche-

machende Erscheinung in der Philosophie. Das Werk des Verfassers aber ist einfach nichts als eine Ilias post Homerum, die durchaus der genialen Kühnheit und des pathetisch erhabenen Schwunges ihres Urbildes entbehrt. Es ist hier alles anscheinend nüchterner, besonnener und verständiger, aber auch markloser und nicht so von einem eigenen schöpferischen Hauche getragen, als bei Hegel selbst. Der entsetzlich ermüdende und pedantische Stechschritt der Triadologie geht auch hier ohne Abschwächung durch das ganze Buch hindurch. Der dritte Theil des Systems ist auch hier wie bei Hegel die Philosophie des Geistes oder des menschlichen Lebens nächst den beiden frühern der reinen Begriffswissenschaft und der Naturphilosophie.

Dieser zerfällt in die drei Abtheilungen: Wissenschaft, Kunst und praktisches Leben. In dieser Weise geht die ganze Gliederung weiter fort. Das dialektische Denken selbst hat hierin seit Hegel nicht blos keine Fortschritte, sondern sogar Rückschritte gemacht. Es waren in der ganzen Dialektik Hegel's doch immerhin gewisse Momente enthalten, welche nicht aller Berechtigung und innern Wahrheit entbehren. Das ganze Verdienst Hegel's bestand nicht sowohl in dem materiellen Gehalt seiner Lehre, als vielmehr nur in der von ihm aufgestellten und gehandhabten neuen und eigenthümlichen Art der Dialektik oder der wissenschaftlichen Denkform überhaupt. Gerade auf ihn und seine Lehre leidet vorzugsweise dasjenige, was man Begriffsdichtung nennt, Anwendung. Diese Begriffsdichtung oder dieses Denken in reinen Begriffen bei Hegel hatte aber doch überall einen gewissen, fest in sich geschlossenen Rhythmus oder eine Art von besonderer Logik für sich, die gegenüber der engherzigen Beschränktheit der gewöhnlichen formalen Logik doch immer einer bestimmten Erweiterung und Vervollkommnung des allgemeinen wissenschaftlichen Denkprincips zustrebte. Hierin allein lag der wahrhaft entscheidende Punkt oder die eigenartige Bedeutung der ganzen Stellung Hegel's in der Geschichte der neuern Philosophie. Will man jetzt wieder an Hegel anknüpfen und seinen Standpunkt weiter fortbilden, so wird dieses nur unter Anschluß an die ganze formal-dialektische Seite desselben geschehen können. Hiervon aber ist bei dem Verfasser überall keine Rede, da es sich in seinem Werke nur um eine halb popularisirende Abschwächung und Reproduction der genialen Gedankenconstruction Hegel's handelt.

2. Lose Blätter aus Kant's Nachlaß. Mitgetheilt von Rudolf Reicke. Erstes Heft. Königsberg, Beyer. 1889. Gr. 8. 6 M.

Ueber die Geschichte dieser Sammlung wird in der Vorrede ausführliche Rechenschaft abgelegt. Dieselbe stammt der Hauptsache nach aus dem auf der königsberger Universitätsbibliothek aufbewahrten Nachlasse Kant's, welcher schon vor etwa funfzig Jahren in besondere Convolute geschieden und geordnet worden war. Die Veröffentlichung ist vollständig und wortgetreu nach dem Original. Ueber die frühere Vorgeschichte scheint nur einzelnes mit Sicherheit festgestellt werden zu können. Jedenfalls ist diese Veröffentlichung wol von einem größern Werthe und Interesse, als die vor einiger Zeit durch Krause erfolgte eines spätern nachgelassenen Werkes Kant's, über die sich damals der bekannte Streit mit Kuno Fischer erhob. Das Gegenwärtige gehört mehr der frühern, noch frischern Thätigkeit Kant's an und scheint wol dazu geeignet, gewisse Aufschlüsse über die ganze Art seines Arbeitens und zum Theil auch über die Entstehung seiner Ansichten zu geben. Außer jenem erwähnten Nachlaß ist dann noch ein weiterer Zufluß aus der sogenannten Duisburg'schen Sammlung hinzugetreten. Auch über die Geschichte dieser wird im Eingange berichtet. Hierzu gehören namentlich vier größere Schriftstücke von Kant's Hand, von denen das erste wol das älteste sein dürfte. Die übrigen möchten zum Theil als Vorarbeiten zur „Kritik der reinen Vernunft" anzusehen sein und insofern ein besonderes Interesse beanspruchen können. Duisburg selbst war Arzt und ein eifriger Zuhörer und Verehrer Kant's; die Vermittelung dieser Beiträge aber ist durch den verstorbenen Germanisten Mannhardt erfolgt. Der Herausgeber hat gewiß mit Recht auch die ganze ursprüngliche Orthographie beibehalten. Es sind alles eben nur Reste oder gleichsam zu Boden gefallene Späne aus der ursprünglichen wissenschaftlichen Werkstätte Kant's. Unendlich vieles von gleicher Art ist jedenfalls schon weit früher abhanden gekommen. Die 13 Bündel, aus denen die königsberger Sammlung besteht, sind von Schubert, als er mit Rosenberg die Gesammtausgabe von Kant's Werken besorgte, geordnet worden. Bündel A trägt die Ueberschrift: zur Physik, zur Mathematik; Bündel B: zur Critik der reinen Vernunft; Bündel C: zur Logik; Bündel D: zur Metaphysik. Diese bilden den Inhalt des vorliegenden ersten Hefts.

Eine nähere Inhaltsangabe ist selbstverständlich bei der durchaus fragmentarischen Natur des Ganzen ausgeschlossen. Nur der specielle Kant-Forscher mag versuchen, was sich hieraus vielleicht noch für Andeutungen und Fingerzeige über das Fortschreiten der innern Geistesarbeit Kant's herausfinden lassen. So bemerkens- und dankenswerth die ganze Veröffentlichung ist, so wenig wird man sich doch wol irgendwelchen Täuschungen über eine mögliche Tragweite derselben in Bezug auf eine Abänderung unserer Gesammtansicht über Kant und seine Lehre hingeben dürfen. Dieses ganze Geistes- und Lebensbild Kant's steht jetzt einmal fest in der Geschichte. Wie das ganze Denken Kant's sich losgerissen hat von den dasselbe einschließenden und bestimmenden Vorstellungen seiner Zeit, auf diese ganze, zum Theil immer noch der Aufhellung würdige persönliche Entstehungsgeschichte seines Systems, mag hieraus wol hin und wieder ein gewisses Streiflicht abgeleitet werden. Manches Schriftliche macht ganz den Eindruck eines eigenen Selbstgesprächs Kant's mit sich zur Klarstellung seiner eigenen Begriffe. Eine Leistung oder eine That wie das System

Kant's ist überall so wie das Werk eines Dichters nur das letzte Product einer langen, schweren und tiefen innerlichen Geistesarbeit gewesen. Man kann sich diese ganze Arbeit, ähnlich wie bei Goethe, auch nur aus gewissen Andeutungen mit ahnender Phantasie zu reconstruiren versuchen. Diese ganze Veröffentlichung aber, möge ihr endlicher Werth sein welcher er wolle, war jedenfalls durch das Interesse und das Andenken an Kant geboten, und es darf daher der Fortsetzung derselben wol immer mit einiger Spannung entgegengesehen werden. Unsere Zeit geht allerdings leicht zu weit in der Aufräumung und Durchsichtung des bloßen umgebenden Schuttes in den großen Begebenheiten und Erscheinungen der Geschichte; andererseits ist aber doch auch dem echten Historiker nichts zu unbedeutend und klein, um nicht möglicherweise aus ihm einen gewissen Gewinn zur Ergänzung eines großen Bildes in der Geschichte zu ziehen, und bei allem, was in neuerer Zeit oft in ganz willkürlicher und unberechtigter Weise in Kant hineingetragen worden ist, dürfen diese unverfälschten und authentischen Beiträge doch immer willkommen geheißen und mit Anerkennung begrüßt werden.

3. Herder's Philosophie nach ihrem Entwickelungsgange und ihrer historischen Stellung. Von Moritz Kronenberg. Heidelberg, C. Winter. 1889. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser dieser Schrift hat unter Anschluß an die Methode Kuno Fischer's sich seiner immerhin verwickelten Aufgabe mit allseitig offenem Blicke und im ganzen wol auch mit glücklichem Erfolge unterzogen. Die Stellung Herder's wurde durch gewisse, ganz verschiedenartige Strömungen seines eigenen Geistes und desjenigen seiner Zeit bestimmt. Die Schrift zerfällt hauptsächlich in vier Abtheilungen: 1) „Elementarperiode", 2) „Herder als Leibnizianer", 3) „Herder unter dem Einflusse von Leibniz und Spinoza", 4) „Der Kampf mit der Kantischen Philosophie". Leibniz und Kant sind im allgemeinen die beiden philosophischen Hauptgrößen, in deren Mitte das ganze geistige Ringen und Streben Herder's fällt. Die Verdienste Herder's aber um den Fortgang der neuern Philosophie dürften vom Verfasser doch vielleicht noch nicht mit voller Entschiedenheit erfaßt und in ihrer ganzen Bedeutung hervorgehoben worden sein. Man wird Herder nicht als einen eigentlichen oder systematischen Philosophen ansehen können; er ist aber doch immerhin so etwas wie ein vorahnender Prophet in der Geschichte der neuern Philosophie gewesen. Das Entscheidende bei ihm war hauptsächlich seine Philosophie der Geschichte und seine Philosophie der Sprache. Es waren dieses beides Gebiete, die damals eigentlich noch gar nicht vorhanden waren, und die erst in der jüngern darauf folgenden Zeit eine weitere Zukunft und wichtige Bedeutung gewinnen sollten. Herder brach nach beiden Richtungen hin zuerst die Bahn zu einem tiefern, richtigern und naturgemäß wahrhaftern Verständnisse dieser doppelten Sphäre von Erscheinungen des menschlichen Lebens und Geistes. Alles was hierüber vor Herder Geltung hatte, war unbehülflich, roh, abstract und von keinem Hauche der lebensvollen Anschauung erfüllt. Durch Kant hatte aber das Lebendige und Wirkliche in Geschichte und Sprache sich noch zu keinem rechten Verständniß erhoben. Der ganze Rationalismus der Zeit sah alles dieses noch viel zu nüchtern und mit einer steifen, hölzernen Voreingenommenheit an. Mit Recht weist der Verfasser hin auf die Verwandtschaft Herder's mit Schelling, da ja auch jener bereits ein wesentlich romantisch angelegter und gestimmter Geist war. Herder war begabt mit einem tiefen und mächtigen Ahnungsvermögen, und es war dieses wol die wichtigste und bezeichnendste Ader seines Geistes. Er ahnte das eigenthümliche, aller sonstigen Regeln und Vorurtheile spottende Leben in den Erscheinungen der Geschichte und der Sprache. Was uns jetzt durch die neuere Sprachforschung in sicherer und ausführlicher Weise dargelegt worden ist, daß die Sprache nicht aus dem Verstande, sondern nur aus den ursprünglichen, natürlich sinnlichen Anschauungen der Seele entspringt, dieses hat noch ohne alles nähere Wissen hiervon der geniale Scharfblick Herder's im Gegensatze zu der frühern Sprachphilosophie, die in ihr entweder eine einfache Gabe Gottes und der Natur oder ein kunstmäßig erfundenes Werk verständiger Reflexion, etwa wie ein Webstuhl oder wie nach Adelung ein Kriegsschiff von hundert Kanonen erblickte, zuerst erkannt. Ebenso schließt sich auch alle neuere Philosophie der Geschichte an die vorbereitenden Streiflichter seiner geistvollen Ideen hierüber an. Alles dieses war und ist den Philosophen seiner und auch der unserigen Zeit in der Regel noch viel zu lebenswarm, wirklich oder concret, weil es mit ihren allgemeinen und vorgefaßten Begriffen nicht ohne weiteres erfaßt und aufgelöst werden kann. Man muß oder sollte sich aber doch zuletzt sagen, daß alle eigentliche Wirklichkeit des menschlichen Handelns und Denkens zuletzt nur in den Erscheinungen der Geschichte und in denen der Sprache enthalten ist. Nur aus diesen Fundamenten heraus kann das Leben des menschlichen Geistes, so wie es der Wirklichkeit nach ist, in wahrhafter, erster und unverfälschter Weise begriffen werden. Der bloße Begriffsnebel der Philosophie allein hat sich über allen diesem Wirklichen immer nur wie ein trüber und undurchdringlicher Schleier gelagert. Herder hat in seiner Zeit schon darauf hingedeutet, worin eigentlich der springende Punkt oder die wahre und höchste Aufgabe alles denkenden Begreifens des Menschen und seines Lebens liegt. Im ganzen war Herder überall mehr Dichter als Philosoph, aber auch das dichterische Element ist für den wahren Fortgang der Philosophie immer von günstigem und entscheidendem Werthe. An das Werk Haym's aber schließt sich die vorliegende Leistung jedenfalls als eine sehr beachtenswerthe und in manchen Punkten abweichende Ergänzung an. Mit Kant und mit Hamann war Herder durch seine gemeinschaftliche Abkunft aus Ostpreußen ver-

bunden, während er dann in den weitern Strudel der ganzen übrigen damaligen Geistesbewegung Deutschlands hineingezogen wurde. Seine ganze Stellung in derselben ist überhaupt schwer in einer einfachen Weise zu kennzeichnen, aber es tritt uns doch hier wenigstens, was sein Verhältniß zu den Strömungen der Philosophie betrifft, ein reichhaltig ausgeführtes und vielleicht nur etwas zu abstract begrifflich gehaltenes Charakterbild seines Geistes entgegen.

4. Das Problem der Cultur. Von Robert von Nostitz-Rieneck, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1888. Gr. 4. 2 M.

Dem Verfasser dieser Schrift scheint das bloße Wort der Cultur ebenso, wie wol auch manchen andern seiner Gesinnungsgenossen, gewisse, nicht gerade in der Sache liegende Schwierigkeiten und Seelenschmerzen bereitet zu haben. Der Standpunkt S. J. (Societatis Jesu) steht ja an sich schon allem eigentlich modernen Leben, insbesondere dem Protestantismus mit seinen Folgerungen oder allem, was auf Thomas von Aquino und das Mittelalter gefolgt ist, abweisend und feindlich gegenüber. Nichtsdestoweniger ist doch diesem Standpunkte eine gewisse Weltklugheit und ein Rechnen mit den einmal gegebenen Factoren des Wirklichen eigen, wie es bei andern, insbesondere protestantischen Eiferern nicht selten vermißt wird. Der Verfasser will einmal die ganze Cultur in ihrem Entstehen und ihren Bedingungen begreifen, und versucht andererseits doch dem gegenüber die Forderung der religiösen und kirchlich katholischen Autorität im Sinne jener frühern Zeit festzuhalten. Man kann nicht leugnen, daß er nach jener Seite hin, soweit es bei seinen Voraussetzungen überhaupt möglich war, der Anerkennung des Wirklichen eingehend und nicht ohne einen gewissen unbefangenen und objectiv nüchternen Scharfsinn entgegengekommen ist. Der ganze Widerspruch zwischen seinen eigenen im Mittelalter wurzelnden Idealen und Geistesanschauungen und dem von der modernen Cultur erfüllten Leben der Gegenwart wird darum doch nicht gelöst, sondern nur durch Wiederholung einer allgemeinen und jetzt nicht mehr wirkungsfähigen Phraseologie verdeckt. Es ist nicht zu leugnen, daß durch die neuere Cultur das religiöse Element in einer entschiedenen Weise zurückgedrängt worden ist, und daß hierin ein tiefer und vielleicht verhängnißvoller Mangel oder Schaden derselben besteht. Aber mit bloßem blinden Ankämpfen hiergegen wird der religiöse Sinn der Gegenwart auch nicht neu belebt und gestärkt werden können. Die Kirche und die Theologie muß auch Fortschritte machen, um das religiöse Element in seinen veränderten Verhältnissen und Lebensbedingungen am wirklich entscheidenden Nerv zu erfassen, und es gehören hierzu auch noch gewisse weitere umfassendere Einrichtungen und Veranstaltungen im Staate und in der Gesellschaft überhaupt. Das ganze menschliche Culturleben nach allen seinen Seiten und Aufgaben hin umfassend zu verstehen, ist ein Ziel, welches durch die sich doch nur auf das Allgemeine hiervon beschränkenden Untersuchungen und Bestimmungen des Verfassers nicht wahrhaft erreicht werden kann. Der Begriff der Cultur muß namentlich gegliedert werden in seine einzelnen mannichfaltigen, sich ergänzenden Seitenrichtungen und Zweige, was bei dem Verfasser nur in einer sehr äußerlichen und oberflächlich schematischen Weise geschieht. Daß neben der Religion auch die Wissenschaft, die Kunst und endlich auch der in der neuern Zeit so hoch entwickelte technische Industrialismus mit zu der allgemeinen Wahrheit und Vollkommenheit der menschlichen Cultur gehören, sind Umstände und Verhältnisse, die jetzt von keinem Unbefangenen mehr übersehen und verkannt werden können. Einseitiges Festhalten an Idealen und Anschauungen einer frühern Vergangenheit aber macht es unmöglich, den wahren Forderungen und Lebensbedingungen der Gegenwart unbefangen in das Auge zu schauen, und es ist dieses eine Schranke, die sich auch die ganze, sonst fleißige und ernsthafte Arbeit des Verfassers nur vergebens zu überschreiten bestrebt hat.

5. Selbstsein. Die ideelle Begründung sittlicher Weltanschauung von J. N. Scherrejew. Berlin, C. Duncker. 1889. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wer durch bloßen künstlich ersonnenen Begriffsschematismus den Weg zur Seligkeit und höhern Sittlichkeit finden zu können vermeint, der mag vielleicht an dieser Schrift eine Art von Genüge finden. Das Denken des Verfassers folgt dabei nicht den Wegen irgendeines gegebenen Systems oder einer andern ausgetretenen Lehrmeinung der Zeit; es ist particulär und entbehrt nicht einer gewissen Originalität, die aber für die sonstige Unklarheit und Verwirrung seiner Auffassungen nicht zu entschädigen vermag. Unsere Zeit ringt ganz offenbar nach einer neuen Fassung oder Formel des allgemeinen Princips der Sittlichkeit oder der persönlich praktischen Lebensvollkommenheit des Menschen. Durch den Begriffsschematismus des Verfassers zieht sich ein gewisses Pathos hindurch, dessen Berechtigung nicht verkannt werden kann, welches aber durchaus eines bestimmten und klar erfaßten Ziels entbehrt. Man wird wol mancherlei Anregungen von ihm aufnehmen, aber es ist doch immer die objective und systematische Beherrschung des Stoffs im ganzen zu vermissen. Die Schrift zerfällt in drei Abschnitte: 1) „Die ideelle Begründung sittlicher Weltanschauung"; 2) „Das veranlagte Menschthum"; 3) „Das erworbene Menschthum". Das menschliche Leben ist ein fortwährender Kampf zwischen gegebener Anlage und erworbenem oder überkommenem Besitze. Die volle Entwickelung des innern Selbst in seiner gegebenen natürlichen Anlage durch die objectiv vorhandenen Mittel der Cultur muß an sich wol als höchstes menschliches Ideal angesehen werden. Es sind aber doch immer nur sehr verschlungene und mühsame Irrwege, auf denen uns der Verfasser zu diesem Ideale emporzuführen versucht. Der Verfasser schließt mit dem Worte: Gedankenfreiheit. Diese ist ja jetzt da, und der Verfasser

selbst macht von derselben einen sehr ausgiebigen Gebrauch. Woran es uns etwa jetzt fehlt, ist nicht sowol die Freiheit, als vielmehr die strenge Ordnung und Selbstbeherrschung unsers Denkens über uns und die Welt.

6. **Monismus.** Die Naturwunder in ihrer Einheit mit dem Leben des Geistes nach den großen Entdeckungen der Neuzeit. Von A. N. **Böhner**. Gütersloh, Bertelsmann. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Monismus heißt dem Verfasser nicht das, was gewöhnlich so genannt wird, die bloße blinde und nothwendige Verkettung aller einzelnen Erscheinungen der Natur, sondern vielmehr diejenige Weltansicht, die in der Einheit alles Wirklichen die deutlichen Spuren und Hinweisungen auf das Walten einer höhern geistigen und göttlichen Intelligenz aufzusuchen sich bestrebt. Dieses geschieht hier mit Geschick, sinnvollem Verständniß und begeisterter Wärme, zugleich unter Anschluß an die ganzen Entdeckungen und Ergebnisse der neuern Naturwissenschaft. Daß mit jener gewöhnlichen Ursächlichkeit das Wirkliche nicht vollkommen und wahrhaft erklärt werden kann, ist für jeden gewiß, dessen Denken nicht allein in der nächsten und unmittelbaren erfahrungsmäßigen Außenseite der Dinge befangen bleibt. Es ist zu billigen, daß sich der Verfasser jeder nähern dogmatischen Ausführung über das Geistige in der Welt enthält. Seine Schrift ist nicht sowol streng wissenschaftlich, als vielmehr erbaulich, indem sie uns noch etwas Anderes und Höheres ahnen läßt, was hinter den Lücken unserer wissenschaftlichen oder verstandesmäßigen Erkenntniß der Welt steht.

7. Die rationelle Erkenntniß Spinoza's. Versuch einer Erläuterung derselben von **M. Berendt**. Berlin, R. Heinrich. 1889. 8. 1 M.

Dieser kleine Beitrag zur Erkenntnißlehre Spinoza's gelangt unter Anschluß an Löwenhardt zu dem Ergebnisse, daß hier ratio bedeute: eine auf mathematischer Grundlage beruhende, auf exacter Forschung und eingehender Untersuchung gestützte wissenschaftliche Erkenntniß der natürlichen Dinge, die auf uns einwirken, auf die objectiv vorhandenen Bewegungsvorgänge der Materie zurückgeführt. Der Verfasser sucht diese Formulirung unter Abweisung verschiedener anderer Ansichten aus dem eigenen Gedankengange Spinoza's heraus zu begründen. **Konrad Hermann.**

Zur Geschichte Oesterreichs.

1. Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskriegs 1667—68 von **Franz Scheichl**. Leipzig, O. Wigand. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser der vorliegenden historischen Studie ist schon mit einigen culturgeschichtlichen Arbeiten, welche das Gebiet Oesterreichs betreffen und von aufmerksamer Kenntnißnahme der Quellen und fleißigen Behandlung des Stoffs Zeugniß ablegen, hervorgetreten. Auch diese Arbeit zeigt den gewissenhaften Historiker. Zu dem gedruckten Material, welches benutzt wurde, kommen noch die bemerkenswerthen Acten aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, insbesondere die wichtigen Gesandtschaftsberichte aus Paris und Berlin. Scheichl war hierdurch in der Lage, das Verhältniß der österreichischen zur französischen Politik bis zum Frieden von Aachen in helles Licht zu setzen und auf die wankelmüthige, für die Zukunft des Reichs schädliche Politik Leopold's I. hinzuweisen. Von Werth und Interesse sind schon zu Anfang dieser Darstellung die Charakterbilder, welche vom Kaiser selbst, sowie von dessen Gemahlin, von den einzelnen Mitgliedern des geheimen Raths (Auersperg, Lobkowitz, Schwarzenberg, Sinzendorf u. s. w.), der eigentlich die Regierungsthätigkeit in seiner Hand hatte, von dem Jesuitenpater Müller, von dem französischen Gesandten Grémonville, von dem französischen Minister Lionne, sowie von dem kaiserlichen Gesandten entworfen werden. Nachdem der Verfasser die Finanzlage des Reichs besprochen, geht er auf die Pläne Ludwig's gegen die spanischen Niederlande über, bespricht die ersten ergebnißlosen Verhandlungen über den Theilungsvertrag und zwischen Frankreich und Oesterreich, den Einmarsch Ludwig's in Belgien, sowie den Eindruck desselben in Wien und die Stellungnahme der Fürsten im Reiche, er weist die nachtheilige Unschlüssigkeit am wiener Hofe nach und die Thätigkeit Lisola's, sowie die vergeblichen Versuche Spaniens, den Kaiser zu einem energischen Auftreten zu veranlassen. Zum Schlusse geht er auf die Tripleallianz Hollands, Englands und Schwedens über, welche sich gegen die Pläne Ludwig's richtete, bis der Aachener Friede den sogenannten Devolutionskrieg abschloß, welchen Ludwig „so gut vorbereitet hatte, daß er keinen Feind im Felde traf, obwol er den Weltfrieden brach". So viel sei über den Inhalt des Werkchens angedeutet, welches, als ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs und seiner Politik zu jener Zeit betrachtet, werthvolle neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Verhältnisse auf diesem Gebiete liefert und dem Geschichtsfreunde empfohlen werden kann.

2. Steiermark im Franzosenzeitalter. Nach neuen Quellen von **Franz Mart. Mayer**. Graz, Leykam. 1888. 8. 2 M.

Diese Arbeit eines langjährigen Forschers auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte, welcher sich auf demselben schon einen beachtenswerthen Namen erworben und der insbesondere auch den österreichischen Alpenländern in einer Reihe von historischen Darstellungen seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, ist ein werthvoller Beitrag zur neuern Geschichte der Steiermark, welche, wie so manche österreichische Provinz, von den Franzoseneinfällen zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts

zu leiden hatte. Obwol einzelne Arbeiten vorhanden, welche sich mit dem einen oder dem andern dieser Einfälle beschäftigen, so fehlt doch eine Gesammtdarstellung der viermaligen Besetzung des Landes durch die ungebetenen Gäste, und auf Grundlage des verstreuten, bisher bekannt gewordenen Materials in Verbindung mit neuen Quellen, die sich in den Archiven des Stifts Admont, des Landes- und des Statthaltereiarchivs in Graz fanden, hat der Verfasser eine anregend geschriebene Uebersicht jener für Steiermark so denkwürdigen Vorgänge verfaßt, welche ebenso den Leser der engern Heimat interessiren, als sie weitern historischen Kreisen von Wichtigkeit erscheinen dürfte, zumal ja ganz Deutschland damals diese Vorgänge mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte.

F. M. Mayer gibt mit gewohnter Genauigkeit zunächst ein allgemeines Bild über den „Geist der Zeit" und bespricht die Verfassungsfragen überhaupt sowie die socialen Verhältnisse in der Steiermark zu Ende des 18. Jahrhunderts. Die folgenden Abschnitte sind den eigentlichen Besetzungen des Landes gewidmet. Zuerst brachen die Franzosen im Jahre 1797 über Bruck a. d. Mur unter der Führung Bonaparte's selbst ins Land, welcher in Graz sein Hauptquartier aufschlug. Der Verfasser weiß die Besetzung genau zu schildern, bespricht die Zustände in der Landeshauptstadt und in Obersteiermark, die Verhandlungen in Leoben, woselbst die Friedenspräliminarien zwischen Bonaparte und dem österreichischen General Grafen Meerveld abgeschlossen wurden, und den ersten Abzug der Franzosen nach demselben. Die weitere Darstellung behandelt die Jahre 1800 und 1805, welches letztere für die Steiermark durch die Erpressungen des Feindes besonders drückend und nachtheilig wurde. Zuletzt sahen die Thäler und Städte dieses Alpenlandes die französischen Truppen im Jahre 1809; es ist dieses Jahr besonders durch die Belagerung des grazer Schloßberges für die Stadt denkwürdig, wobei sich die Besatzung der Festung, die damals noch den Schloßberg krönte, durch ihren Heldenmuth auszeichnete. Auch die Haltung der steirischen Landwehr in jener Zeit der größten Noth bildet ein Ruhmesblatt in der Geschichte des Landes. Das Schicksal der Festungswerke in Graz war deren Sprengung, und nur mit Mühe konnte die Bürgerschaft einige Bautheile, welche für sie von Werth waren, ohne eine militärische Bedeutung zu besitzen (wie z. B. den Uhrthurm, den Glockenthurm), vor dem Untergange gegen hohe Ablösungssummen retten. Erst im Juni des Jahres 1810 war das Land gänzlich von den Fremdlingen befreit, welche demselben für Jahrzehnte hinaus ungeheuern Schaden zugefügt hatten.

Anton Schlossar.

Neue Ibsen-Schriften und Frauenbücher.

1. Henrik Ibsen als psychologischer Sophist. Ein Zeitbild von Eugen Heinrich Schmitt. Berlin, Haase u. Mues. 1889. 8. 80 Pf.

Es ist erstaunlich, wie sehr sich Bühne und Kritik in Berlin seit Jahr und Tag mit den Werken des großen norwegischen Dramatikers beschäftigen. Fast alle größern Theater der Reichshauptstadt führen einzelne seiner Stücke auf, manche mit dem lebhaftesten Erfolge. Es gibt eine eigene „Ibsen-Gemeinde", und dieselbe hat es bereits so weit gebracht, daß sie an die Gründung einer „Freien Bühne" mit realistischer, namentlich norwegischer Tendenz geschritten ist. Es regnet Zeitungsartikel und Broschüren für und wider Ibsen. Auch an maßvoll abwägenden, Licht und Schatten richtig vertheilenden kritischen Stimmen fehlt es nicht. Zu den letztern gehört diejenige Schmitt's, des bekannten preisgekrönten Hegel-Dialektikers.

Unsers Erachtens ist die vorliegende Broschüre an Scharfsinn und Gedankenreichthum das Beste, was über Ibsen erschienen ist. Die Schreibweise kann durchaus nicht leichtfaßlich genannt werden; stellenweise ist sie sogar geradezu schwerfällig. Allein den ästhetischen und philosophischen Gehalt müssen wir einen tiefen nennen. Der Stoff wird erschöpfend behandelt, und dabei findet der Verfasser Raum zu Abstechern ins Gebiet der Antike, zu Vergleichungen der griechischen Bühne mit der spanischen, der elisabethinischen und der französischen und zur Besprechung anderer Dinge von literar-ästhetischem Interesse. Nirgends verfehlt er, den Zusammenhang der scheinbaren Abschweifungen mit der Ibsen-Frage herzustellen.

Die Hauptrichtung der Schrift geht aus dem Titel hervor. Schmitt läßt des Dichters Vorzügen auch bei den getadelten Werken Gerechtigkeit widerfahren. Die ältern Stücke, in denen Ibsen eben noch kein „psychologischer Sophist" war — wie „Die Stützen der Gesellschaft", „Der Bund der Jugend" und andere — schließt er von seinem Tadel gänzlich aus. Das Endergebniß seiner Beweisführung ist, daß Ibsen in neuerer Zeit nicht mehr ein Künstler, sondern ein allzu ausgeprägter Tendenzmacher sei, und daß er als solcher nicht klar sehe, sondern zum „psychologischen Sophisten" werde, — eine Bezeichnung, die wir vollkommen zutreffend finden. Und geht Schmitt in manchen Punkten mit seinem Helden auch strenger zu Gericht, als sich mit unsern persönlichen Meinungen verträgt, so müssen wir ihm im großen Ganzen dennoch recht geben, wenngleich wir seine oft allzu kräftigen Ausdrücke gegen Ibsen nicht durchweg unterschreiben können.

Am ärgerlichsten ist der Verfasser über das dramatische Gedicht „Brand", dessen Held nach seiner Ansicht „die eigenthümliche Ideenrichtung, den Wahrheitsdrang, den

Radicalismus, die die Werke Ibsen's überhaupt charakterisiren, zum subjectiv ganz breit entfalteten Ausdruck bringt". Brand, ein Pfarrer, will die von ihm mit Recht für „faul, willenlos, gemein, leichtsinnig, stumpfsinnig" bezeichnete Welt umgestalten, bleibt aber zu diesem Zwecke in einem entlegenen Dorfe festsitzen, und zwar weil er den Wahlspruch hat: „alles oder nichts". Er würde also glauben, seiner Gemeinde nichts gegeben zu haben, wenn er ihnen nicht sein ganzes Thun und Leben ohne den geringsten Abzug opferte. Aus Principienreiterei begeht er die schlimmsten Roheiten gegen Mutter, Weib und Kind. Er ist nur vermeintlich ein „Wahrheits-, Mark- und Kraftmensch", in Wirklichkeit ein „mit großen Phrasen herumwerfender, urtheilsloser Splitterrichter, der den Balken im eigenen Auge nicht sieht, ... das Bild einer in sich gebrochenen, haltlosen Starrheit, der jedes Unterscheidungsvermögen zur Trennung des Wesentlichen vom Wesentlichen fehlt". Auch dem Aufrechthalter der „idealen Forderung" Ibsen's in der „Wildente", Gregers Werle, fehlt es an jeglichem Unterscheidungsvermögen. Bei ihm sehen wir die — natürlich überaus berechtigte und wünschenswerthe — Wahrheitsliebe, der ja Ibsen dienen will (seine in allen seinen Stücken aufgestellte „ideale Forderung" ist ja eben „die Wahrheit"), in eine Wahrheitssucht carikirt, wie bei Brand die an sich sehr erstrebenswerthe Folgerichtigkeit zur plan- und sinnlosen Steckenpferdreiterei wird. Mit Gregers' sittlichem Drange ist eine ans Unsittliche grenzende Urtheilslosigkeit verbunden, und das sind zwei unvereinbare Dinge. „Dieser Charakter ist, näher besehen, ein ungeheuerliches, psychologisches Sophisma, eine innere Unmöglichkeit.... Im sittlichen Urtheil so verblödet, so tief unter dem Niveau alltäglicher Urtheilsfähigkeit kann unmöglich ein Mensch stehen, der andererseits ideale Grundsätze und sittliches Feingefühl zur Schau trägt.... Dem wirklichen Idealismus kann unmöglich die Uebersicht über ganz wesentliche sittliche Triebfedern fehlen, die Gregers in stumpfer Weise einfach ignorirt."

Schmitt zergliedert auch „Nora", „Peer Gynt", „Rosmersholm", „Die Gespenster", „Kaiser und Galiläer", „Die Frau vom Meere" und gelangt — trotz Hervorhebung mancher Schönheiten und sonstigen Vorzüge, namentlich an der „Frau vom Meere" — überall zu dem gleichen Ergebnisse, daß Ibsen, wo er „das Gebiet des gesunden Bewußtseins" verläßt und „das der Psychiatrie zu betreten scheint, seelische Unvereinbarkeiten, innere Unmöglichkeiten bietet, während er lebenswahre Charaktere darzustellen vorgibt". Der Kritiker wirft seinem Dichter zwei Aussprüche vor, die dieser zweien seiner Gestalten in den Mund legt und die jener seiner Schrift als Motti voranstellt: „Ist es der Mühe werth, das Mögliche zu wollen?" Und: „Wer bürgt dafür, daß auf dem Jupiter nicht 2 mal 2 gleich 5 ist?" Er behauptet, daß „nicht das Wahre, Große, Einfache, nicht das in sich Harmonische und daher allein Schöne" Ibsen's Programm sei, sondern — wie es in „Nora" heißt — „das Wunderbarste". Was aber „ist wunderbarer als die Vorstellung einer Verwirklichung des Unmöglichen?" So sympathisch die edle Richtung und Absicht Ibsen's uns auch ist, vom Standpunkte der Kunst und der literar-ästhetischen Kritik müssen wir die Ansicht theilen, daß der nordische Dichter seine Ziele oft einerseits zu aufdringlich hervorkehrt, andererseits zu falsch durchführt.

Auf Seite 14 wendet der Verfasser sich heftig gegen die „Barbarei", die es „so weit gebracht, dieses Bild vollendeter willenloser Schwäche, sittlicher Haltlosigkeit und pathologischer Jämmerlichkeit, die ihren Grund in grobphysischen Anlagen findet" — er spielt damit auf die „Gespenster" an —, „mit der im furchtbarsten Sturme des Schicksals noch übermenschlich gewaltigen und erhabenen Gestalt des sophokleischen Oedipus zu vergleichen". Im Anschluß hieran sei der letzte Absatz des Buchs, als für den Standpunkt Schmitt's besonders bezeichnend, wenngleich etwas übertrieben, hierhergesetzt:

> Das große Ziel, dem das Zeitalter zusteuert, ist allerdings keine weichlich gezierte, lendenlahme, gräcisirende Epigonenclassicität; aber auch kein bornirtes, des Sinnes für unsern Zusammenhang mit der großen Culturbewegung der Menschheit beraubtes, barbarisches, im Innersten unorganisches und wüstes, in Wahrheitsorgien schwelgendes Kraft-Germanenthum, das in seiner blinden nordischen Berserkerwuth nur deswegen so aufdringlich mit der Wahrheit und mit der Kraft renommirt, weil ihm die innere Wahrheit und die in sich gereifte harmonische Kraft fehlt. In seinem Ringen gegen diese Verweichlichung und im Streben nach concentrischer Vertiefung der Individualität hat jedoch Ibsen seine tiefe Berechtigung. Wenn wir aber zum Kampfe für Ideale der Menschheit, der Gesellschaft erwachen, zu Ideen, die unvergleichlich erhabener und moderner sind als dieses „modernste" Sichisoliren, so müssen wir uns sagen, daß es ein großer Zug der Geistesheroen des deutschen Volks war, als in gereifterer Anschauung schließlich ihre Seele mit Sehnsucht das Land der Griechen suchte.

2. Die Frau von Mehreren. Psychiatrisch-atavistisch-bigamisch-metaphysisch-maritimes Ur-Schauspiel in fünf Abtheilungen für Unheilbare, nach Henrik Ibsen's „Frau vom Meere" für das Neutiezegehrsdorfer Burgtheater frei bearbeitet von A. Niesemeischel, bisher Director der Bühnen zu Kötzschenbroda, Klein-Lungwitz u. s. w. Aus dem Niedersächsischen ins Hochdeutsche übertragen von Richard Schmidt-Cabanis. Berlin, Lazarus. 1889. 8. 60 Pf.

Der Titel zeigt nicht nur klar, daß es sich um eine Parodie handelt, sondern enthält auch das bündige Urtheil des Verfassers über das von ihm travestirte Stück. Der berühmte berliner Humorist erweist sich als ein überaus entschiedener Gegner der neuern Richtung Ibsen's, der er in der vorliegenden Satire sehr scharf zu Leibe geht. Sind wir auch nicht mit allem einverstanden, so müssen wir doch betonen, daß Schmidt-Cabanis an vielen Stellen den Nagel auf den Kopf trifft. Der ernst-heitere Fünfacter ist recht gelungen und unterhaltend, und dürfte selbst bei manchem Ibsenverehrer Beachtung finden. Wie sehr der Autor sich in mancher Beziehung mit dem Verfasser von Nr. 1 deckt, zeigen die Zeilen, die er als „Nachspiel" an den Schluß seiner Broschüre stellt:

Sonst ward es jedem klar sofort
Durch allbekanntes Meisterwort:
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.
Jetzt ist die Frage trüb umdünstelt,
Daß niemand richtige Lösung spürt:
Ob die Natur hier mehr gekünstelt,
Ob mehr die Kunst — denaturirt.

3. Wieland der Schmied und andere Gedichte. Von Martha Hellmuth. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1889. 8. 3 M.

Unter dem Titel „Eine neue Dichterin" besprach Erwin Mansbach in d. Bl. f. 1882, S. 340 den damals erschienenen Band „Gedichte" von Martha Hellmuth sehr ausführlich. Eine Stelle des langen Artikels lautete: „Wir glauben, nicht zu viel zu behaupten, wenn wir sie für das bedeutendste weibliche Talent in der Lyrik erklären, welches seit der Droste-Hülshoff und Betty Paoli aufgetreten ist." Ich kenne diese ersten Gedichte der Verfasserin nicht, allein nach der Lektüre der vorliegenden neuesten bin ich sehr geneigt, mich jenem Urtheil anzuschließen, vorausgesetzt, daß dasselbe sich — unter Ausschluß fremder Literaturen, namentlich der englischen — lediglich auf die weibliche Lyrik deutscher Zunge bezieht; ja, ich gehe so weit, Martha Hellmuth auch in epischer Hinsicht sehr hoch zu stellen. Allerdings fehlt es bei ihr nicht an einzelnen Formschwächen, aber dieselben beeinträchtigen weder die edle Sprache, noch den edeln Gehalt. Ihre lyrischen Gedichte sind tiefempfundene, überaus ernste Ausdrücke echter Dichtergefühle. Von Lenz und Liebe spricht sie; aber weit entfernt, Tändeleien und Spielereien zu bieten, ist sie hier natürlich, dort leidenschaftlich. Ihre epischen Schöpfungen hinwiederum — sie nehmen etwa die Hälfte des vorliegenden Bandes in Anspruch — sind prächtige, schwungvolle Gestaltungen von Mark und Kraft. Besonders reich an großen Schönheiten ist das größere Epos „Wieland der Schmied" und der epische Cyklus „Gevatter Tod", letzteres überdies sehr gedankenschwer.

Weß Geistes Kind die Verfasserin ist, erhellt aus ihrem Einleitungsgedichte, dem wir einige Zeilen entnehmen:

Mein Lied gleicht nicht der sanften Taube,
Die mir des Friedens Oelblatt bringt;
Der Zweifel schuf es, nicht der Glaube.
— — — — — — — — —
Die Sehnsucht einer gottentspross'nen Seele,
Daß sie dem Ew'gen wieder sich vermähle,
Der Schmerz, daß sie verstoßen und allein
Einsam muß leben, muß unsterblich sein
Und tragen so den Fluch der Ewigkeit,
Durchtönt der Möve Ruf mit tiefem Leid.
Wehvolle Klage, die nichts schläfert ein, —
Solch eine Mövenseele nenn' ich mein!

Aus dem Bande hätten wir gar vieles, das uns besonders gefiel, anzuführen, aber wir ziehen es vor, unsere Leser auf das Buch selbst zu verweisen; mögen recht viele sich an demselben erfreuen!

4. Von aner eigenen Raff'. Wiener Bilder von Jenny Neumann. Mit einem Vorworte von V. Chiavacci. Wien, Hartleben. 1889. 8. 2 M.

Eine harmlos-liebenswürdige Leistung gesunden, echten wiener Humors; eine herzlich erquickende Darbietung des heitersten Frohsinns. Die Verfasserin ist eine Großnichte des großen Humoristen Saphir — es scheint, daß etwas von seiner Begabung auf sie übergegangen ist. Das hübsche Bändchen enthält drei Dutzend angenehm unterhaltender, zum Theil köstlicher Skizzen aus dem Leben der schönen Donaustadt, durchweg naturwahr, häufig zwerchfellerschütternd, stellenweise aber auch ergreifend. Ja, die Gestalten, die Jenny Neumann uns im bunten Wechsel vorführt, sind wirklich von „aner eigenen Raff'", urwüchsig, derb und humorvoll. Die nicht sehr zahlreiche Schule guter wiener Localdichter in Prosa — Friedrich Schlögl, Eduard Pötzl, Vincenz Chiavacci u. s. w. — hat in der Verfasserin einen ebenso vortrefflichen wie willkommenen Nachwuchs erhalten, und da sie noch sehr jung zu sein scheint, darf man erwarten, sie werde ihrerseits noch oft dafür sorgen, daß die so liebenswerthe Erzählungsart der „Wiener Skizzen" nicht aussterbe.

Nicht alle „Bilder" dieses Buchs sind in wiener Mundart geschrieben; es gibt auch „rein hochdeutsche" darunter, und in den übrigen ist — wahrscheinlich im Hinblick auf das norddeutsche Lesepublikum — der Dialekt erheblich gemildert, was uns für unsere Person freilich leid thut, im allgemeinen aber wol gebilligt werden dürfte, da die Ursprünglichkeit darunter nicht leidet. Die Schreibweise der Verfasserin ist ungemein frisch. Einzelne Skizzen sind wahre Cabinetsstücke; fast alle sind reizend und anziehend. Humor ist sonst nicht gerade die starke Seite der weiblichen Schriftsteller; Jenny Neumann jedoch erfreut sich eines sehr ausgeprägten humoristischen Talents, auch eines tiefen Gemüths.

Der ausgezeichnete Schöpfer der Prachtfigur „D'Soferl vom Naschmarkt", Vincenz Chiavacci — trotz des italienischen Namens ein echter Urwiener — sendet dem Buche als Einleitung „Ein Wort von der Mundart" voraus. In dieser sehr lesenswerthen, städtepsychologisch anziehenden Abhandlung spricht er sich auch des Nähern über das Wesen des wiener Volksthums aus, und am Schlusse erfüllt er nur eine Pflicht der Gerechtigkeit, wenn er dieses erste Buch Jenny Neumann's „trefflich beobachtete und warm empfundene Genrebilder aus dem wiener Leben" nennt.

Auch bei diesem Bande entschlagen wir uns jeder Anführung — man lese alles selbst, und man wird uns für diesen Rath Dank wissen. Leopold Katscher.

Feuilleton.

Von Alexander Graf Hübner's illustrirtem Prachtwerk „Ein Spaziergang um die Welt" (Leipzig, Schmidt u. Günther) liegen uns die Lieferungen 19—32 vor, also ist die Ausgabe bereits zu vier Fünfteln des Ganzen gediehen. Die beiden ersten der drei Theile, in welche das Werk sich gliedert, Amerika und Japan, sind abgeschlossen. Drei großartige Gipfelansichten aus den Cordilleren, zwei aus dem Peakgebirge, eine aus der Sierra Nevada, werden in den erwähnten Heften eingangs noch nachgeliefert, dann setzt sich die Schilderung des japanischen Inselreichs durch Wort und Bild fort, so anziehend und farbenreich, wie sie begonnen. Der Verfasser erzählt ja bekanntlich vortrefflich in der Form der Wiedergabe seines durchgesehenen Tagebuchs; die ganze Unmittelbarkeit und Frische der ersten Eindrücke wird dadurch dem Leser zutheil, während die Ueberfeilung der Aufzeichnungen ihn vor etwa mituntergelaufenen Irrthümern sichert. Die bevorzugte Stellung des Reisenden hat, wie schon früher hervorgehoben worden, ihn manches ganz Besondere schauen und erleben lassen, so eine Audienz beim Mikado, einen Besuch des verödeten Kaiserpalastes zu Kioto; aber auch hiervon abgesehen, sind die Mittheilungen außerordentlich reizvoll; denn sein Auge ist scharf und allem offen, seine Bildung umfassend und seine Darstellung anmuthig. Der Aufenthalt in Osaka, der Ausflug nach Kioto (Miako) veranlaßt ihn zu bemerkenswerthen Aussprüchen über die japanische Kunst, und wie auf der Fahrt über den Großen Ocean der Staatsmann seine Wahrnehmungen über die Zustände der Vereinigten Staaten zusammengefaßt hatte, so endet die Reise durch Japan mit einem Rückblick auf die Geschichte der großen Umwälzung, die das Reich im Jahre 1868 und seitdem bis zur Bearbeitung des Tagebuchs im Jahre 1873 erfahren. Bei der Beleuchtung der politischen Zustände ist nur immer zu berücksichtigen, daß Graf Hübner 1871—72 in Japan war und der Verlauf der Entwickelung in den inzwischen verflossenen 18 Jahren seinen Befürchtungen nicht recht gegeben zu haben scheint.

In überraschendem Gegensatze zu den schönen Landschaftsbildern aus der Umgebung Nagasakis macht der nüchterne, völlig europäische Eindruck Shangais, den man zunächst im Fremdenviertel gewinnt, geradezu betroffen. Nur nach und nach gewinnt das eigenthümlich Chinesische in der Stadtphysiognomie, der menschlichen Hantirung, der Landschaft die Alleinherrschaft. So handelt auch die Darstellung im Eingange von dem großen Wirken der europäischen Colonie, die an der Mündung des Blauen Stroms ihren Mittelpunkt hat, um dann im Abschnitt Peking dem Schwergewichte Chinas vollkommen Rechnung zu tragen. Um so mehr fällt unter den charakteristischen Ansichten, die von der Kaiserstadt geboten werden, die Barockfaçade der katholischen Kathedrale und das reingothische Schiff der ganz neuen Nordkirche Pekings ins Auge. Beiläufig zählt der Sprengel Peking 27000 Christen. Es ist das eins der anziehendsten Kapitel des werthvollen Werks, das am Schlusse der vorliegenden Lieferungen den berühmten Sommerpalast schildert und die nicht weniger genannte Große Mauer nach einer Skizze des Verfassers in einer Abbildung vorführt.

— „Aesthetische Streifereien" hat Joseph Kohler bei J. Bensheimer in Mannheim veröffentlicht (1889). Da der Verfasser Rechtslehrer an der berliner Universität ist, so müssen wir diese ungemein kurzen Plaudereien denn doch mit einem höhern Maßstabe messen, als das Salongeschwätz der Feuilletonisten vom Handwerk. Da zeigt sich denn in jeder Zeile der geistreiche Dilettant; aber nur schade! nichts Probehaltiges. Hätte J. Kohler diese Sächelchen in einem großen Roman verarbeitet, so würden sie als Subjectivismen ganz am Platze sein; beansprucht er aber eine selbständige Veröffentlichung für sie, dann wiegen sie denn doch zu leicht. Aesthetische Essays sollen nicht Empfindungsschnitzel irgendeines gebildeten Professors sein, sondern erfordern bei aller Eleganz der Form eine tiefe Geistesarbeit. Auf 70 Seiten spricht Kohler über folgende Themata: 1) „Auf dem Campo Santo zu Pisa"; 2) „Ueber Donatello und Ghiberti"; 3) „Ueber Rafael und Michelangelo"; 4) „Ueber Laokoon"; 5) „Ueber Richard Wagner"; 6) „Ueber Chopin's B-moll-Scherzo"; 7) „Ueber Romeo und Julie"; 8) „Ueber Adam Asnyk"; 9) „Ueber Ibsen's Peer Gynt". Wir glauben, daß das achtmalige „Ueber" die ganze ästhetische — Naivetät des Verfassers wider dessen Willen hinreichend kennzeichnet.

Bibliographie.

Bastian, Einiges aus Samoa und andern Inseln der Südsee. Mit ethnographischen Anmerkungen zur Colonialgeschichte. Berlin, Dümmler. 8. 1 M. 80 Pf.

Bleibtreu, K., Schlachtenbilder. Mit 4 Karten. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Blencke, F., Die Trennung des Schönen vom Angenehmen in Kants Kritik der ästhetischen Urteilskraft. Zugleich eine Verteidigung Kants gegen den Vorwurf, dass er lediglich Form-Aesthetiker im heutigen Sinne sei. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 20 M.

Born, T., Ueber die Negation und eine notwendige Einschränkung des Satzes vom Widerspruche. Ein Beitrag zur Kritik des menschlichen Erkenntnisvermögens. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Condivi, A., Leben des Michelangelo Buonarroti. Aus dem Italienischen. Stuttgart, Kohlhammer. 12. 1 M. 50 Pf.

Eckermeier, R., 100 Meilen per Segelboot. Eine Ferienreise. Braunschweig, Lohmann. 8. 1 M.

Frahm, L., Norddeutsche Sagen. 1ste Lfg. Altona, Reher. Gr. 8. 40 Pf.

Furrer, K., Darwinismus und Sozialismus im Lichte der christlichen Weltanschauung. Zürich, R. Müller. 8. 60 Pf.

Gaedechens, C. F., Das hamburgische Militär bis zum Jahre 1811 und die hanseatische Legion. Herausgegeben vom Verein für hamburgische Geschichte. Mit 8 Tafeln in Farbendruck. Hamburg, Gräfe. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Girndt, O., Erich Brahe. Geschichtliches Trauerspiel. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 M.

Grimelund, A., Die Geschichte des Sonntags. Ein Beitrag zur Lösung der Sabbathsfrage. Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Hansen. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 1 M.

Haun, F. J., Das Recht auf Arbeit. Ein Beitrag zur Geschichte, Theorie und praktischen Lösung. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Heiner, W., Ziele und Berechtigungen der höheren Schulen. Ein Wort an die Eltern zum Beginn des neuen Schuljahrs. Berlin, Wiegandt u. Schotte. Gr. 8. 50 Pf.

Ihering, R. v., Der Besitzwille. Zugleich eine Kritik der herrschenden juristischen Methode. Jena, Fischer. Gr. 8. 12 M.

Kuhlenbeck, L., Das Problem einer internationalen Gelehrtensprache und der Hellenismus der Zukunft. Ein Sendschreiben an den geistigen Adel deutscher Nation. Leipzig, Friedrich. 8. 60 Pf.

Lersch, B. M., Einleitung in die Chronologie oder Zeitrechnung verschiedener Völker und Zeiten, nebst christlichem und jüdischem Festkalender. Aachen, Barth. Gr. 8. 4 M.

Moses, R., Die Religionsverhandlungen zu Hagenau und Worms 1540 und 1541. Historische Abhandlung. Jena, Pohle. Gr. 8. 3 M.

Noeck, T., Der vierjährige Bürgerkrieg in Nordamerika von 1861—1865. Eine Skizze. Leipzig, Fock. Gr. 4. 1 M.

Ohly, F., Königtum und Fürsten zur Zeit Heinrichs IV. nach der Darstellung gleichzeitiger Geschichtsschreiber. I. Lemgo. Gr. 8. 1 M.

Penck, A., Ziele der Erdkunde in Oesterreich. Vortrag. Wien, Hölzel. Gr. 8. 50 Pf.

Reichenbach, R., Martin Behaim. Ein deutscher Seefahrer aus dem 15. Jahrhundert. Mit einem Porträt Martin Behaims und 1 Karte: Die beiden Hemisphären nach Behaims Erdapfel. Wurzen, Kiesler. 8. 1 M. 50 Pf.

Riese, A., Forschungen zur Geschichte der Rheinlande in der Römerzeit. Leipzig, Teubner. Gr. 4. 80 Pf.

Rüdiger, O., Barbarossa's Freibrief für Hamburg vom 7. Mai 1189. Festschrift zum 700jährigen Gedenktage. Mit einer Abbildung der Urkunde in Lichtdruck. Hamburg, Gräfe. Gr. 4. 1 M.

Schmid, L., Die Heimat der Hohenzollern. Land und Leute derselben in den ältesten Zeiten. Ein Beitrag zur Geschichte von Schwabens Urzeit. Sigmaringen, Liehner. Gr. 8. 2 M.

Schulz, E., Ueber verschönernde Gesichtsbildung. Physiognomische Plaudereien und Rathschläge. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 4 M.

Süßmilch gen. Hörnig, M. v., Das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart. 1stes Hft. Annaberg, Graser. Gr. 8. 60 Pf.

Vetter, P., Die Religionsverhandlungen auf dem Reichstage zu Regensburg 1541. Historische Abhandlung. Jena, Pohle. Gr. 8. 4 M.

Wertheimer, E., Zur Geschichte Wiens im Jahre 1809. Nach ungedruckten Quellen. Wien, Tempsky. Lex.-8. 70 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

Neuhebräisches und Chaldäisches Wörterbuch

über die Talmudim und Midraschim.

Von

Rabbiner Prof. Dr. **J. Levy.**

Nebst Beiträgen von Prof. Dr. H. L. Fleischer.

4 Bände (in 22 Lieferungen), 326 Quartbogen umfassend. 140 M.
Ausgabe auf Schreibpapier mit breitem Rande 180 M.

Dieses für die orientalische Wissenschaft überhaupt und für die jüdische Theologie insbesondere sehr wichtige lexikographische Werk hat schon während seiner Veröffentlichung in Lieferungen die allseitigste Anerkennung gefunden und wird sich dieselbe nach seinem jetzigen Abschluss in noch höherm Maasse erwerben. Ueber die hohe Bedeutung und den Werth des Wörterbuchs haben sich zwei Autoritäten auf den betreffenden Wissensgebieten, Herr Geh. Kirchenrath Prof. Dr. Franz Delitzsch in Leipzig und Herr Kirchenrath Prof. Dr. Siegfried in Jena, eingehend ausgesprochen, deren Urtheile in einem Prospect abgedruckt sind, welcher durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten ist. Das Werk kann fortwährend auch in 22 Lieferungen nach und nach in beliebigen Terminen bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vor kurzem erschien:

Die Sinne und das geistige Leben der Thiere

insbesondere der Insekten.

Von

Sir John Lubbock, Bart.

Uebersetzt von

William Marshall,

Professor an der Universität zu Leipzig.

Autorisirte Ausgabe. Mit 118 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 67. Band.)

Der bekannte englische Naturforscher und Staatsmann veröffentlicht hier seine auf umfassenden eigenen Studien beruhenden Beobachtungen über das geistige Leben der Thiere. Die zugleich unter Berücksichtigung der neuesten Fachliteratur gewonnenen Einblicke in die Sinnesthätigkeit namentlich innerhalb der kleinsten Thierwelt werden das Interesse der Gelehrten wie aller Gebildeten erregen.

Früher erschien von dem Verfasser als 57. Band desselben Sammelwerks:

Lubbock, Sir John. Ameisen, Bienen und Wespen. Beobachtungen über die Lebensweise der geselligen Hymenopteren. Mit 31 Abbildungen in Holzschnitt und 5 lithographirten Tafeln. Autorisirte Ausgabe. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur.

Von David Cassel.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Soeben erschien:

BROCKHAUS' Kleines Conversations-Lexikon.

4. Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln,

darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 6. Juni 1889.

Inhalt: Erzählungen. Von Theodor von Sosnosky. — Dramatisches. Von Karl Siegen. — Dilettantisches über das Alterthum. Von J. Mähly. — Historische Werke. Von Walther Schultze. — Zur Geschichte der Ethik. Von Oswald Külpe. — Feuilleton. (Aus der Schriftstellerwelt; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Erzählungen.

1. Aeußerst angenehm! Humoresken von E. von Wald-Zedtwitz. Mit 23 Illustrationen von C. Schmidt. Berlin, Janke. 1888. 8. 2 M.
2. Hurrah! Kriegsnovellen von E. von Wald-Zedtwitz. Berlin, Janke. 1888. 8. 2 M.
3. Im Drange der Welt. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888. 8. 12 M.
4. Aus dem Leben eines Clarinettenspielers. Erzählung von Erckmann-Chatrian. Leipzig, Reinboth. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Vergeblich gerungen. Eine Erzählung von Johannes Flach. Wurzen, Kiesler. 1888. 8. 3 M.
6. Lebensweisheit für die Jugend. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen. Einzig autorisirte deutsche Bearbeitung. Jena, Costenoble. 1888. 8. 3 M.

Es ist Mode geworden, ein Buch, das mehrere Erzählungen enthält, nach der ersten zu betiteln, ohne daß diese den Ton für die übrigen angibt.

Dieser Mode huldigt auch E. von Wald-Zedtwitz (Ewald von Zedtwitz) in seinem Buche „Aeußerst angenehm!" (Nr. 1). Doch zeigen die darin enthaltenen kleinen Geschichten eine gewisse geistige Gemeinsamkeit: es sind heitere Ereignisse aus dem Soldatenleben im Frieden; nur in einer fehlt der bunte Rock.

Das kleine Buch hat wol keine höhere Aufgabe, als eine leichte Unterhaltung zu bieten, und die erfüllt es auch leidlich. Der Humor ist zwar manchmal gesucht und geschwätzig wie in der Erzählung „Der civilisch-militärische saure Mops", was der Titel schon andeutet; sonst aber ist der Ton dieser Novelletten soldatisch flott und lebendig; der Stil sollte es auch sein, ist's aber nicht, was folgendes Satzungethüm beweisen mag:

Die junge, bestimmt wunderschöne, nach dem heutigen Geschmacke aber etwas zu leicht bekleidete Groß- oder Urgroßmutter, deren allzu aufdringliche Büste verschämt durch den silbernen Pokal unter der gekitteten Glasglocke, einem Ehrengeschenke des seligen Urahnen, dem Schrecken aller dienenden Geister, die verdammt sind, alle vier Wochen einmal dieses zerbrechliche Heiligthum der Familie, an welches die Hausfrau nicht miszuverstehende Anspielungen auf Lohnabzüge im Falle unvorsichtiger Zertrümmerung knüpft, abzuwischen, nur nothdürftig cachirt, blickt mild aus prunkvollem Rahmen auf die sich mehrende Ewigkeit nieder.

An Länge läßt dieses Wortgefüge wol nichts zu wünschen übrig, an Klarheit und grammatischer Richtigkeit alles.

Im großen Ganzen kennzeichnet man dieses Buch am besten mit dem Worte Eisenbahnlektüre.

Einen ernstern Ton schlägt E. von Wald-Zedtwitz in seinem Buche „Hurrah!" (Nr. 2) an. Hier erzählt er Geschichten aus dem Soldatenleben im Kriege. Denselben liegen zum Theil wirkliche Ereignisse zu Grunde, darunter das bekannte Reiterstückchen des Grafen Zeppelin und die rührende Begrüßung König Wilhelm's am Tage von Gravelotte durch „Die Rose von Gorze".

Da der Verfasser Selbsterlebtes berichtet, ist seinen Novellen eine gewisse Lebendigkeit nicht abzusprechen. Aber in dem Bestreben, einen ganz besondern Grad derselben zu erlangen, den Leser gleichsam mitten in die geschilderten Kämpfe zu versetzen, verfällt er auf die unglückliche Idee, die Laute der Schlacht nachzuahmen. Zu diesem Zwecke läßt er ganze Reihen gleicher Buchstaben aufmarschiren (er bringt es auf zehn „S" hintereinander!) und mit andern die seltsamsten Verbindungen eingehen, was sich lächerlich ausnimmt und das Vorlesen solcher Stellen geradezu unmöglich macht. So heißt's z. B. beim Vorrücken der Artillerie: „Und nun — knack—kerrrrrr—kerrrrrr—zsch—zsch—bum—bum—buuuummmmm —"; ein anderesmal: „Horch da—da—taatiiiiitaaaata—taatiiiitaaaataaaa—aa—aa—ta—ti—taaa—taata—". Und so geht's mit Unterbrechungen Seiten hindurch! Man denke sich das laut gelesen! Dadurch wird der Mangel an wahrer Anschaulichkeit und Gestaltungskraft nur um so fühlbarer!

Der Verfasser hat somit gerade das Gegentheil von dem erreicht, was er bezweckt hat. Wie ganz anders nimmt sich dagegen bei aller Einfachheit Zola's ergreifendes Kampfbild aus: „Der Sturm auf die Mühle!"

Alles in allem erheben sich diese Novellen mit ihren zwar rührenden, aber verbrauchten Motiven von früh zerstörtem Liebesglücke, Todesahnungen und tollem Kampfesmuthe nicht über den Durchschnitt der gewöhnlichen Kriegsgeschichten.

E. von Wald-Zedtwitz hat sich in seinem Romane „Im Drange der Welt" (Nr. 3) eine große Aufgabe gestellt, nicht etwa die Lösung einer schwierigen seelischen oder gesellschaftlichen Frage, nicht eine Aufgabe, groß ihrem Inhalte, sondern ihrem Umfange nach.

Er ist diesmal mit einem stattlichen Heere in die Schlacht gezogen. Jedes Buch bedeutet ja eine Schlacht, sogar eine doppelte: eine gegen die Kritik, eine gegen das Publikum; der Verfasser ist der Feldherr, die Personen seine Truppen; je größer aber deren Anzahl, desto schwerer sie zu übersehen und zu leiten. Und Zedtwitz hat sich's dadurch wahrlich nicht leichter gemacht, daß er die seinigen nach allen Richtungen vertheilt hat: sie sind in Berlin und Paris, in Rußland und am Harz, hier gar in drei oder vier Orten. Das Ziel aber, das sich ihr Führer gesteckt, müssen sie vereint erreichen und sie erreichen es! Es heißt: Belohnung der „Guten" und Bestrafung der „Bösen". Drei Paare: der Major und Fiekchen, Bärbchen und Rosine, Hilmar und Luise, kommen in den Himmel, den in diesem Falle die Ehe bedeutet. Zwei Paare werden in die Hölle befördert, d. h. die Männer, Werikoff und Prnisowsky, nach Sibirien, die Frauen ins Irrenhaus (Alice) und ins Café chantant (Sascha); auch diese Paare waren übrigens im Ehehimmel, aber das eine hat dahin eine ungebüßte Schuld mitgenommen, das andere sich daselbst ungebührlich betragen.

Das alles ist freilich nicht so glatt abgegangen! Der Zufall, dieser treue Freund aller Belletristen, hat so manchesmal helfend eingreifen müssen. Um zwischen den Werikoffs und den übrigen die nöthige Fühlung herzustellen, hat er jene auf die Idee gebracht, das stille Harzstädtchen, in dem sich diese aufhalten, als Sommerfrische zu wählen, eine Idee, auf die Werikoff sonst sicher nicht gekommen wäre; auch zur Besserung dieses anfangs unsympathisch geschilderten Mannes hat er nicht wenig beigetragen, sonst wäre es damit nicht so rasch vorwärts gegangen; er hat ferner die kranke Marie zur rechten Zeit ins Jenseits geschafft; auch Alicen zu entfernen, erspart ihm die sogenannte poetische Gerechtigkeit, die mit ihr übrigens ziemlich hart verfährt; der Verfasser hätte sich aber an diese wol kaum so streng gehalten, wenn sie ihm nicht so gelegen gekommen wäre!

Auch an die Besserung Hilmar's kann man nicht recht glauben; man ist keineswegs sicher, daß er gegebenenfalls nicht wieder der Versuchung erliegen würde. Sonst ist dieser haltlose Mensch ganz gut gezeichnet. Die Frauen, zwischen denen er so lange hin- und herschwankt, sind die einfache züchtige Luise, die deutsche Hausfrau, und die glänzende, verführerische Sascha, die fremdländische Weltdame. Bei Luisens etwas langweiliger Hausbackenheit, die mit ihrem frühern Theaterberufe nur schwer in Einklang zu bringen ist, kann man es Hilmar nicht ganz verdenken, daß er sich von den sirenenhaften Reizen Sascha's mächtig angezogen fühlt. Diese erinnert lebhaft an die Frauengestalten der Romane Dewall's, der für derlei zweideutige fremdländische, namentlich russische Schönheiten eine große Vorliebe gehabt zu haben scheint. Ueberhaupt hat Zedtwitz, ohne so interessant zu sein wie jener, manches mit ihm gemeinsam, so auch die Nachlässigkeit der Sprache, die hier durch Druckfehler noch unterstützt wird.

Immerhin wird mit diesem Buche jeder zufrieden sein, der an einen Roman keine hohen Anforderungen stellt und von ihm keine aufregende Spannung erwartet, sondern nur angenehmen behaglichen Zeitvertreib. Demnach dürfte es den Kampf gegen das Publikum glücklich bestehen, wie es den gegen die Kritik mit einem Achtungserfolge bestanden.

Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit Erckmann-Chatrian's Erzählung „Aus dem Leben eines Clarinettenspielers" (Nr. 4) erschienen ist. Aber diese lange Zeit hat die Frische und Wirksamkeit derselben nicht im geringsten zu beeinträchtigen vermocht! Da ist keine Spur jenes Moderduftes, den man beim Lesen älterer Bücher so oft und so widerwillig wahrnimmt! Der einzige Fehler dieses Buchs ist dessen unnatürliche Einkleidung, die darin besteht, daß die Verfasser die ganze Erzählung einem Dorfmusikanten in den Mund oder eigentlich in die Feder legen; Dorfmusikanten pflegen aber in der Regel keine Schriftsteller zu sein! Doch abgesehen von diesem Fehler, der übrigens leicht zu vermeiden gewesen wäre, verdient die Erzählung ein Cabinetstück der Novellistik genannt zu werden; der Novellistik im allgemeinen und der humoristischen im besondern. Denn hier ist echter Humor, der sich auf dem festen Grunde des wirklichen Lebens bewegt; diesen zu verlassen hindert ihn die maßvolle Art der Verfasser.

Daß deren zwei ein so einheitliches Buch wie dieses zu schaffen im Stande waren und vor allem eine so einheitliche Gestalt, wie die des Onkel Stavolo, ist wahrhaft staunenswerth. Wie dieser köstliche Kauz eifersüchtig über seinen Ruhm wacht, der stärkste Mann im Lande zu sein; wie er ihn einbüßt und dafür den Zufall verantwortlich macht; wie er stets darauf sinnt, ihn wieder zurückzugewinnen und es auch endlich erreicht — allerdings nur zum Scheine —, das ist so drollig und doch so natürlich geschildert, daß es sich nicht besser denken läßt. Das ist eine Leistung, die dem Humor und der Seelenkenntniß der Verfasser ein glänzendes Zeugniß ausstellt. Mit diesem Humor verträgt sich's recht wohl, daß dem lichtvollen Bilde auch etwas Schatten aufgesetzt ist: das Liebesleid des Clarinettenspielers; wie ein Wölkchen zieht es flüchtig über den Sonnenschein und dämpft ihn nur, ohne ihn zu trüben.

Dieses alte Buch ist ein neuer Beweis dafür, daß Humor und Realismus sich sehr wohl verbinden lassen, ist eine glänzende Widerlegung des weit verbreiteten Vorurtheils, Realismus sei gleichbedeutend mit Pessimismus.

Die Erzählung „Vergeblich gerungen" von Johannes Flach (Nr. 5) macht den Eindruck, als habe sich der Verfasser mit ihr etwas von der Seele schreiben wollen, das er nicht mehr verschweigen konnte: entweder Empörung über ein Unrecht, das er hat mit ansehen müssen, oder über eins, das er selbst erlitten. Und letztere Auffassung hat mehr für sich! Der Verfasser läßt nämlich den Helden der Geschichte, einen Universitätsprofessor, der unter den Ränken und der Niedertracht seiner Collegen schwer zu leiden hat, eine Brandschrift aufsetzen, in der er schonungslos den ganzen Pfuhl der Verderbtheit aufdeckt, den jene Universität in sich birgt. Sollte da zwischen dem Verfasser und seinem Geschöpfe nicht eine innige Wechselbeziehung bestehen? Doch sei dem wie immer! So viel ist sicher: auch dieses Buch ist eine Brandschrift, das bezeugt sein entrüsteter Ton, das die umständliche Schilderung eines ganz bestimmten Ortes, einer ganz bestimmten Gesellschaft.

Die Professoren einer kleinen Universität und ihre Frauen sind es, die fast ausschließlich das Personal des Buchs bilden. Man wird mit ihnen allen auf das genaueste bekannt gemacht und glaubt daher, jede von ihnen habe eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Aber weit gefehlt, nur den wenigsten ist eine solche zugetheilt; die große Mehrzahl steht mit dem Helden der Erzählung nur in ganz äußerlicher Beziehung, mit deren Handlung in gar keiner, und wird vom Verfasser, nachdem er sie vorgestellt, wieder fallen gelassen. Von diesem Gebaren empfängt der Leser einen Eindruck, als werde er von jemand genöthigt, die Photographien aller ihm fremden Bekannten desselben anzusehen. Der Verfasser ist offenbar nicht im Stande, mit den Gestalten, die er aufs Papier gebracht, etwas anzufangen, er muß sie todt darauf liegen lassen. Die Wirklichkeit, die ihm dieselben gegeben, gibt ihm eben nicht zugleich auch einen Wink — wenigstens keinen für ihn verständlichen —, wie er sie gebrauchen soll. So läßt er die von ihnen ausgehenden Fäden nebeneinander fortlaufen, ohne sie miteinander zu verbinden und einem gemeinsamen Ziele zuzuführen. Da sie sich als Parallele nie treffen, die Erzählung aber doch ein Ende haben muß, so werden sie, ausgenommen diejenigen, deren Fortsetzung ihm unbedingt nöthig erscheint, einfach fallen gelassen. Nur bei diesen ruft er die Phantasie zu Hülfe. Wo ihn aber die Wirklichkeit im Stiche läßt, wo er auf sich selbst angewiesen ist, da zeigt sich sein Unvermögen, literarisch zu schaffen, aufs deutlichste. So z. B. beim Selbstmorde Helenens. Und der ist doch wol eine Erfindung; denn wäre diese Frau so gewesen, wie er sie geschildert, so hätte sie sich gewiß nicht umgebracht; sollte sie aber wirklich gelebt und sich umgebracht haben, dann entsprach sie gewiß nicht der Schilderung.

Recht verunglückt sind auch die langathmigen Beschreibungen aus den Alpen und dem Schwarzwalde, dessen Vorzüge der Held ununterbrochen zwei Seiten hindurch im Tone eines Reisehandbuchs anpreist. Und nun gar der Schluß! Man sollte doch meinen, der Held werde als Opfer seiner Feinde fallen, gegen die er „vergeblich gerungen", er werde sich entweder kampfmüde zurückziehen, um ein gebrochenes Dasein zu führen, oder sich das Leben nehmen. Aber nichts von alledem! Er wird ermordet! Von wem, darüber eine Aufklärung zu geben, hält der Verfasser nicht für erforderlich, denn er macht nur geheimnißvolle Andeutungen, die sich auf die Gattin jenes Mannes beziehen; diese bestimmt des Mordes zu zeihen, hütet er sich wohlweislich; das hätte eine Menge Fragen zur Folge, deren Beantwortung ihm arge Verlegenheiten bereiten könnte. Der Verfasser wollte ein Buch schreiben, das die Verderbtheit gewisser Kreise an den Pranger stellt, und hat sich dabei selbst das Urtheil geschrieben; denn dieses bedruckte Papier ist ein sprechender Beweis gänzlicher literarischer Unfähigkeit. Ein geistvoller Kopf, ein scharfes Auge und eine gewandte Feder hätten aus diesem Stoffe ein bedeutendes Werk machen können. Bei einem Daudet, Schwarzkopf, Kielland wäre daraus eine furchtbare, ergreifende Satire geworden. Ein Flach aber hätte sich bescheiden müssen, nur die nackten Thatsachen zu berichten, zu ihrer Wirksamkeit hätten sie des epischen Gewandes nicht bedurft.

Es ist immer eine heikle Sache, einem lehrhaften Inhalte eine ansprechende Form zu geben. Das zeigt sich wieder recht deutlich in Paul Mantegazza's neuem Buche „Lebensweisheit für die Jugend" (Nr. 6). Schon dieser Titel gibt den Zweck desselben an. Der Verfasser legt seine Lehren einem alten Schiffskapitän in den Mund; einem Seemanne wol darum, weil gerade dieser Stand eine größere Welt- und Menschenkenntniß voraussetzen läßt als jeder andere. Der alte Mann theilt seine Erfahrungen einem vierzehnjährigen Neffen mit, der sich bei ihm am Meeresstrande von einer längern Krankheit erholen soll.

Mit dieser Einkleidung will der Verfasser vermuthlich der Gefahr entgehen, trocken und langweilig zu werden, die der Behandlung lehrhaften Stoffes nahe liegt. Aber „Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin!" Wird ein alter Seemann, der als Schiffsjunge begonnen, also keine höhere Schule durchgemacht hat, eine so große rednerische Begabung entfalten, um ununterbrochen viele Seiten lange wohlgesetzte Vorträge über die praktische Philosophie des Lebens halten zu können?! Kaum, und mag er nachträglich noch so viele literarische und historische Werke gelesen haben! Gewiß aber nicht in einer so bilderreichen Sprache, wie Mantegazza sie führt. Die Vorliebe desselben für Tropen und Vergleiche artet nicht selten in phrasenhafte Ueberschwenglichkeit aus; um ihr fröhnen zu können, zwängt er die Phantasie manchmal in ein wahres Prokrustesbett. So schreibt er:

Gleicht etwa nicht die Cichorie mit ihren bittern, aber gesunden Blättern dem rauhen, aufrichtigen Ehrenmanne, der jeder-

mann die Wahrheit sagt, und auch, wenn man ihm widerspricht, nur um so gesünder und grüner wieder erscheint?

Wenn er das Alpenveilchen (Cyclamen) so zierlich findet, „daß man es einen geflügelten Kuß genannt hat", so bewahrt ihn dieses „man" zwar vor dem Vorwurfe, der Urheber dieses blühenden Blödsinns zu sein, nicht aber vor dem, ihn nachgesprochen zu haben. Derlei könnte man einem überspannten Poeten noch eher nachsehen; einem Manne der Wissenschaft aber steht es übel an. Das erinnert ja fast an Vacano, der von einem Mädchen die verblüffend anschauliche Beschreibung gibt: „Sie sah aus wie ein Kuß." Wie ein Kuß wol aussehen mag, und nun gar ein geflügelter!

Neben solchen Uebertreibungen findet sich aber auch mancher treffende Vergleich: so nennt er z. B. den Blumengärtner einen Maler, „welcher von der Palette der Natur die Farben nimmt, mit denen er neue Blumen und Blätter zeichnet". Diese Matapher rührt übrigens aus den Aufzeichnungen des alten Kapitäns her, in denen er die Licht- und Schattenseiten der verschiedenen Berufsarten erwägt und die er für seinen Sohn bestimmt hatte; da er aber einen solchen nicht bekommen, gibt er sie seinem Neffen. In diesen somit vor vielen Jahren geschriebenen Papieren geschieht der berliner Congoconferenz von 1885 als einer vergangenen Sache Erwähnung. Der Kapitän kennt also die Zukunft nicht blos, er betrachtet sie sogar als Vergangenheit. Er entfaltet diese wunderbare Gabe, als er von einer Anekdote berichtet, die ihm jemand erzählt hat, und zwar niemand anderer als Professor Mantegazza. Daß derselbe seine Person plötzlich mitten in das objectiv gehaltene Buch drängt, ist störend und läßt auf seine Bescheidenheit keinen allzu günstigen Schluß ziehen.

Der Kapitän wünscht, daß sein Neffe täglich drei gute Handlungen vollführe. Damit dieser wisse, wie er dabei zu Werke gehen solle, schreibt er ihm die drei täglichen Vorsätze für einen ganzen Monat auf. Der Knabe braucht dann nur hinzuzusetzen, ob er sie wirklich ausgeführt oder nicht. Später soll er sich die Aufgaben selbst stellen. Dem Leser bleibt es nicht erspart, mit den Vorsätzen für alle einunddreißig Tage des Monats bekannt gemacht zu werden, also mit nicht weniger als dreiundneunzig. Ihr Werth ist eben kein großer, da die darin gestellten Aufgaben durchaus nicht immer der Jugend dessen entsprechen, der sie lösen soll. Wenn von dem Knaben gefordert wird, darüber nachzudenken, „worin der größte Fehler seines Körpers bestehe", „worin sein Verstand am schwächsten sei und worin sein Charakter"; wenn er ferner angeben soll, „welche die beste Eigenschaft seines Körpers" und „welche die edelste Tugend seines Herzens", so sind das Fragen, die sich zwar ganz leicht stellen, aber nur schwer beantworten lassen, von einem Kinde schon gar nicht. Mit vierzehn Jahren hat man nicht den Ernst, sich das „Erkenne dich selbst" vor Augen zu halten und methodisch über das eigene „Ich" nachzugrübeln.

In Mantegazza's Buch ist aber auch das nicht zu loben, was nicht geradezu tadelnswerth ist. Die Ansichten des alten Kapitäns sind zwar größtentheils ganz richtig, aber seine greisenhafte Geschwätzigkeit, die vom hundertsten ins tausendste geräth, wirkt ermüdend. Seine Aphorismen über den Beruf sagen die gewöhnlichste Wahrheit in der gewöhnlichsten Form und sinken so nicht selten zu Gemeinplätzen herab: „Es gibt keinen Beruf ohne Unannehmlichkeiten, keinen ohne Vortheile", oder „Viel Vergnügen, viel Ehre und viel Gewinn, das ist das Ideal eines Berufs." Aus alledem geht wol deutlich hervor, daß Mantegazza auch in die Charybdis der Langeweile gerathen, wiewol er gerade diese zu vermeiden so sehr bemüht war.

Man wird es demnach der Jugend nicht verübeln können, wenn sie dieses eigens für sie bestimmte Buch sehr bald und sehr gelangweilt weglegt. Und das wird sie! Ja, sie wird es auch enttäuscht thun, wenn sie darin ähnliche interessante Abhandlungen erotischer Natur zu finden gehofft hat, wie in den andern Büchern Mantegazza's: in der „Physiologie der Liebe", in der „Hygiene der Liebe" und in seinem Werke über „Die Geschlechtsverhältnisse der Menschen". Die Wahl gerade solcher Stoffe ist's wol vor allem, die den Namen des Verfassers so bekannt gemacht hat; denn in ihnen findet ein Gefühl Befriedigung, das der ganzen Menschheit, nicht nur der Jugend, gemeinsam ist: die erotische Neugierde!

Uebrigens mag Professor Mantegazza ein großer Gelehrter sein; ein Pädagog aber ist er gewiß nicht!

Theodor von Sosnosky.

Dramatisches.

1\. Hermann und Thusnelda. Deutsch-nationales Drama in vier Acten von Adolf Rautener. Dresden, Pierson. 1889. 8. 2 M.

Wie Hermann's Zeitgenossen den edeln Cheruskerfürsten selbstisch ums Leben gebracht, so möchten — bei aller Anerkennung ihrer Gesinnung für Armin muß dies gesagt sein — die Dichter, welche seit über hundert Jahren sich der Arminiussage bemächtigt, mehr oder weniger doch nur sich selber dienen und mit dem ihres Erachtens so dankbaren Stoffe einer den andern ausstechen, wenn ich auch Ausnahmen gelten lasse. Eine solche Ausnahme ist Heinrich von Kleist, dem allerdings der Arminius auch nur Mittel zum Zwecke war, aber doch zu einem Zwecke, welcher alle Anerkennung verdiente; Kleist wollte unter der Maske der Römer im Grunde die Franzosen bekämpfen, eine großartig, eines echten Dichters würdige und mit eiserner Ausdauer durchgeführte Idee. Nichtsdestoweniger aber ist

Kleist's Werk doch auch dann noch für uns von so hohem dramatischen Werthe, wenn wir uns unter seinen Römern wirkliche Römer und nicht Franzosen denken, daß diese Verkörperung des Armin auf der Bühne, mag gerade der Titelheld der „Hermannsschlacht" Kleist's auch nicht in der Wahl seiner Mittel zur Bekämpfung der Römer rückhaltlos zu loben sein, für uns noch bis auf weiteres vollständig ausreicht. Ja es dürfte fraglich sein, ob es überhaupt wünschenswerth ist, daß das so überaus nationale Kleist'sche Drama von der Bühne, die es sich langsam, aber sicher erobert hat, durch das Werk eines neuern Dichters wieder verdrängt werde. Aus dem Vorstehenden mag der Leser schon ersehen, daß Adolf Rautener die Aufgabe, die er sich gestellt hat, durch sein Werk das Kleist'sche von der Bühne wieder zu verdrängen, meines Erachtens ebenso wenig zu lösen verstanden hat, als schon so mancher vor ihm. Rautener hat sich im wesentlichen an die geschichtliche Ueberlieferung gehalten. Er beginnt kurz vor der Hermannsschlacht, indem Hermann seine Cherusker zum Freiheitskampf aufruft, und dieser erste Act ist ganz wirksam angelegt, schade nur, daß er uns zum Theil etwas stark an den ersten Act des Kleist'schen Dramas und die Erzählung von der Entehrung Thoruska's und die Benutzung der blutenden Leiche als Mittel, die Wuth der Cherusker zu reizen, doch zu sehr an die entsprechende und an ihrer Stelle noch weit wirksamere Scene im dritten Acte der „Hermannsschlacht" erinnert. Doch gleichviel, im ersten Acte hat Rautener's Drama wirklich dramatisches Leben und wir können uns die Anlage schon gefallen lassen, wenn nur das Folgende der Erwartung entspräche. Aber wenn auch des Weitern noch viel vom Vaterlande geredet wird, so wird die Handlung im zweiten Acte doch nur wenig fortbewegt, um dann von der ursprünglichen Höhe ganz herabzusinken. Im dritten Acte reißen sich Hermann und Segest förmlich um Thusnelden und der letzte Act bildet eigentlich nichts weiter als einen einzigen Monolog, den Segest lediglich deshalb hält, weil der Dichter, nachdem er seinen Hermann schlecht und recht in der Pause zwischen dem dritten und vierten Acte hat verschwinden lassen, nicht weiß, was nun noch mit Thusnelden anfangen. Nach langem Besinnen läßt er Segest seine Tochter, damit sie nicht den Römern in die Hände falle, erstechen, beiläufig die erste Gutthat, die Rautener seinen Segest während des Stücks begehen läßt. Woher aber Leser und Zuschauer die Theilnahme für einen plötzlich ganz unvermerkt vom Schauplatze abtretenden Haupthelden und eine gleichfalls vom Dichter so stiefväterlich behandelte Hauptheldin des Dramas noch bis zuletzt hernehmen soll, das wissen die Götter. Ueberhaupt wird in diesem Drama viel zu viel gesprochen und zu wenig gehandelt, der vierte Theil nahezu des ganzen Stücks besteht aus Monologen oder ebenso endlosen Ansprachen. Der Charakter des Segest, der einzige, der im Drama eine Wandlung durchmacht, ist gut durchgeführt, die Sprache des Ganzen die eines durchaus gebildeten Mannes und auch nicht selten voll dramatischen Schwunges. Das alles aber vermag uns nicht über das Planlose und Undramatische der Handlung hinwegzutäuschen, geschweige denn unsere Theilnahme für dieselbe von Act zu Act zu steigern.

2. Iphigenie in Delphi. Ein Schauspiel in vier Acten von Karl Wilhelm Geißler. Leipzig, Dr. R. Carl. 1888. 8. 1 M. 60 Pf.

Was von Rautener's „Hermann und Thusnelda", das gilt bis zu einem gewissen Grade auch von Geißler's „Iphigenie in Delphi", nur daß dieses Werk denn doch als Dichtung an sich wie als Drama im besondern weit höher steht. Geißler hat sich die Aufgabe gestellt, Goethe's „Iphigenie in Tauris" fortzusetzen, und es ist gewiß kein geringes Lob, das ich dem Fortsetzer spende, wenn ich zugebe, daß Geißler's „Iphigenie" sich zur Noth neben oder nach der Goethe'schen sehen lassen kann. Daß Geißler sich ebenbürtig neben Goethe zu stellen vermöge, das wird er ja selber nicht sich eingeredet haben; genug, daß neben dem Drama Goethe's das seine immerhin Beachtung verdient und eine Aufführung auch einen gewissen Erfolg verspricht. Geißler versetzt uns in den Tempel von Delphi. Iphigeniens Schwester Elektra, die ihren Bruder Orest angestachelt hat, des Vaters Tod an der eigenen Mutter zu rächen, fühlt sich endlich entsühnt, da ihr Apoll im Traume verkündet hat, daß Orest und Pylades mit der gefundenen Schwester (sie meint unter Misverstehung des Orakels die Schwester Apoll's, nicht die todtgeglaubte Iphigenie) heute von Tauris im delphischen Tempel eintreffen werde, der Gott also die Ermordung Klytämnestra's endlich verziehen habe. Da meldet ihr ein Grieche aus Orest's Gefolge, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie Orest und Pylades eben der Priesterin der Diana auf Tauris zur Abschlachtung zugeführt werden. Elektra glaubt den Bruder und ihren Verlobten Pylades todt, und will nach Tauris reisen, beider Tod an der Priesterin zu rächen. Im zweiten Acte nun treffen Iphigenie, Orest und Pylades im delphischen Tempel ein; Iphigenie ist, nachdem die Männer sich entfernt, hocherfreut, wieder in Griechenland zu sein. Da erscheint Elektra und fordert Iphigenien auf, sie auf der Rachefahrt nach Tauris zu begleiten. Iphigenie erkennt die Schwester, diese jedoch jene nicht. Iphigenie aber will sich nicht eher ihr zu erkennen geben, als bis Orest und Pylades wieder da sind. Da kommt der Gefährte der beiden zurück, erkennt Iphigenien und meldet nun im dritten Acte der Elektra die verhaßte unbekannte Priesterin, die eben in Delphi eingetroffen, und Elektra ist am Schlusse des Actes gerade dabei, die Schwester zu erdolchen, als der Oberpriester erscheint, Iphigenien rettet und die nach seiner Ansicht sinnverwirrte Elektra fesseln läßt. Der Schlußact bringt nun die erwünschte Lösung. Elektra sieht erst den Pylades, dann auch Orest mit Iphigenien wieder, bereut ihren übereilten Schritt und die drei Geschwister brechen mit Pylades nach dem väterlichen Mykenä auf, nachdem Iphigenie die schönen Schlußworte gesprochen:

Nach langer Pein nun Freude,
Nach Thränen, Seufzern — Fröhlichkeit und Lust!
Das Schicksal ist versöhnt. —
Nun öffne deine Thore, herrliches Mycen,
Mit Frühlingsblüten kränze deine Zinnen,
Musik und Jubelruf und Jauchzen schalle!
Die Kinder Agamemnon's, deines hehrsten Herrn,
Siehst heim du kehren, traute Väterburg,
Und die verwaisten öden Hallen füllen
Mit Daseinslust und frommer Liebe Thaten.

Die Sprache des Dramas ist mit ein paar verschwindenden Ausnahmen des Gegenstandes würdig, voll dramatischen Feuers und größtentheils hochpoetisch, die Handlung ist geschickt und mit voller Rücksicht auf die Bühnenwirkung aufgebaut, die Charakteristik der beiden Hauptpersonen, der sanften, milddenkenden Iphigenie und der leidenschaftlichen Elektra, vortrefflich gelungen und die Gegensätze dieser beiden Charaktere heben sich in glücklichster Weise voneinander ab. Die Motivirung aber läßt bei alledem doch zu wünschen übrig; denn es ist eigentlich unbegreiflich, wie überhaupt die beiden Schwestern so aneinander gerathen können; es kostete Iphigenien nur ein Wort, und Elektra hätte sich gleich im zweiten Acte überselig der wiedergefundenen Schwester an die Brust gestürzt, statt im dritten Acte gegen sie den Dolch zu zücken. Friedrich Halm, dessen gleichnamiges Drama so ziemlich dieselben Fehler und Vorzüge wie das von Geißler hat, kann sich also vorderhand noch damit trösten, daß auch er gleich Kleist bisher noch nicht seinen Meister bei Behandlung des fraglichen Stoffs gefunden hat. Trotzdem aber verdient Geißler die Anerkennung, daß er selbstschaffend ganz Tüchtiges geleistet hat.

3. Graf Arco. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Max Real. München, Fritsch. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Stück versetzt uns in das Jahr 1703, in die Zeit des Kriegs zwischen Max Emanuel II. von Baiern mit den Oesterreichern und Tirolern; die ganze Handlung geht in Tirol vor sich. Daß sie sehr spannend und hochdramatisch wäre, kann man nicht sagen; es wird auch hier — wie bei Rantener — viel zu viel gesprochen und zu wenig planmäßig gehandelt. Der von Edelmuth förmlich triefende Held, Graf Arco, der Generalissimus des Kurfürsten von Baiern, weiß im Grunde nicht recht, was er will. Er liebt die Tochter eines österreichischen Generals, Klara von Gschwind, die der Kurfürst gerade als Pfand des Friedens wegfangen lassen will. Arco erhält den Befehl zur Verhaftung, läßt aber Klara nach einer langen Erkennungsscene wieder frei, wird dafür beim Kurfürsten angeschwärzt und fällt, da er in Gegenwart eines Dritten sich nicht vertheidigen will, in Ungnade. Da weder sein Fürst noch seine Geliebte mehr etwas von ihm wissen wollen, opfert er sich, als er des Kurfürsten Leben bedroht sieht, für seinen Herrn auf; Klara aber nimmt, als sie die Leiche des von ihr nicht eben sehr liebenswürdig behandelten Arco erblickt, Gift. Warum das aber alles so hat kommen müssen, dies uns in seiner Tragödie darzuthun hat der Dichter vergessen. Die Motivirung ist etwas zu fadenscheinig ausgefallen. Der Dichter hat offenbar ein patriotisches Stück schreiben wollen, und nach dieser Seite hin mag sein „Graf Arco" immerhin seinen Zweck erfüllen und auch da und dort auf einer bairischen Bühne zur Aufführung gelangen, ohne indeß eine tiefere Wirkung zu erzielen. Um letzteres zu erreichen, müßte der Titelheld ganz anders angelegt sein und eins sich nothwendig aus dem andern in der Handlung ergeben. Auch sonst heben die Charaktere sich zu wenig voneinander ab, oder muthen uns, selbst wenn einer einmal anfangs etwas Besonderes zu sein scheint, wie alte Bekannte aus ältern Dramen an. Denn der ehrenfeste Tiroler Martin z. B. mit seinem Monologe im Hohlwege an der reißenden Wand gemahnt uns doch stark an Wilhelm Tell. Die Sprache erhebt sich im ganzen nicht über das Gewöhnliche, ohne indeß ins Niedrige zu verfallen. Alles in allem, außerhalb Baierns wird das Stück wenig Beachtung finden und noch weniger eine große Wirkung erzielen; die stellenweise schönen, oft aber auch recht gespreizten Reden thun es eben allein nicht.

4. La Bussiere. Schauspiel in vier Acten von Richard Warmer. Stolberg a. Rh., Willmars. 1888. 8.

Warmer's Stück spielt in Paris am 8. und 9. Thermidor des Jahres II der französischen Republik (26. und 27. Juli 1794) vom Abend des einen bis Mittag des andern Tags, also in den letzten Tagen der Schreckensherrschaft Robespierre's. Der Titelheld, ein junger Edelmann aus der Bretagne, lebt als Schauspieler, Dichter, Schriftsteller und Philosoph in Paris, nimmt, um sich vor dem Verdacht des Royalismus zu schützen, eine Stelle als Beamter im Geheimen Tribunal an und benutzt seine Stellung dazu, die durch seine Hand gehenden Todesurtheile zu beseitigen und dadurch bis auf weiteres zu Schanden zu machen, wird aber durch den tückischen Philippe de Franguez, dem er selber die Rettung aus dem Kerker angeboten, verrathen, gefesselt und nur infolge des bald darauf erfolgenden Sturzes von Robespierre befreit und mit der Hand seiner geliebten Marguerite d'Elbé, die er vor Beginn des Stücks verloren und erst im Verlaufe desselben zufällig wiedergefunden, belohnt. Trotz seines guten Herzens kann dieser Titelheld indeß nicht auf unsere Theilnahme rechnen; denn die Mittel, deren sich La Bussière zur Verwirklichung seines Rettungsplans bedient, sind immerhin verwerfliche, kleinliche, eines Helden unwürdige: Diebstahl und Vertrauensmisbrauch. Auch im übrigen ist er ein etwas verwirrter Kopf, für den wir kein echtes Mitgefühl haben können; wenn er z. B. gleich am Schlusse des ersten Actes ohne rechte Nöthigung und ganz nutzlos die Büste Marat's zertrümmert und dann dem herzueilenden Volke vorlügt, die That habe ein anderer, der große Unbekannte, verübt, so ist er, nach meinem Gefühl wenigstens, von diesem Moment ab der Sympathie der

Zuschauer verlustig gegangen und seine menschenfreundlichsten Reden und Thaten vermögen ihm dieselbe nicht zurückzubringen. Und mit dem Helden und seinem gerade in wichtigen Momenten kleinlichen oder kopflosen Handeln steht und fällt zugleich das ganze Stück, das trotz einzelner theatralisch geschickt aufgebauter Scenen im Grunde mislungen ist.

5. Krone und Leier. Drama in fünf Acten von Philipp Holitscher. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 2 M.

Der Held des Holitscher'schen Dramas, wenn wir einen solchen gelten lassen wollen, ist der berühmte epische Dichter Mansur, bekannter unter dem Namen Firdusi, d. i. „der Paradiesische", der Anfang des 11. Jahrhunderts n. Chr. am Hofe des Sultans Mahmud von Ghasna gelebt hat, anfangs vom Sultan sehr freigebig, später aber kärglich für seine dichterische Thätigkeit belohnt ward und nach Abfassung einer gleichermaßen durch ihre Heftigkeit wie durch das Selbstbewußtsein des Dichters bemerkenswerthen Satire auf seinen Herrscher aus Ghasna flüchten mußte und zu spät Verzeihung und ein reiches Geschenk von Mahmud erhielt; denn als die betreffenden Abgesandten anlangten, war Firdusi bereits eine Leiche. Holitscher hat nun versucht, diesen ihm von der Sage überlieferten Stoff dramatisch zu vertiefen, was ihm aber doch nicht vollständig gelungen ist. Nach Holitscher hat Mahmud, Mansur um seinen Dichterruhm beneidend, sich mit fremden Federn geschmückt, indem er ein ihm von Mansur anvertrautes Gedicht, das preisgekrönt wird, als eigenes ausgibt; ja noch mehr, er sucht Mansur, freilich vergeblich, zu bereden, ihm gegen reiche Belohnung die Vaterschaft eines ganzen Heftes von Gedichten abzutreten. Das erregt den Zorn des Herrschers, und Mansur wird dem Großvezier Raiko, einem Schurken schlimmster Art, zur Bestrafung übergeben. Raiko will den Mansur gleich köpfen lassen, denn er haßt ihn, zumal wider seinen Willen sein eigener Sohn Jussuf sich in Mansur's Tochter Nella verliebte. Inzwischen aber bereut der Sultan seinen Entschluß und schickt seinen Geheimschreiber Sello dem Raiko nach, um die Strafe in Verbannung umzuwandeln. Sello jedoch verbirgt den Mansur mit seiner Tochter bei einem treuen Sklaven in der Umgegend von Ghasna und weiß den Sultan auf einer Jagd nach dem Landhause zu locken, wo Mansur wohnt. Der Sultan ist in versöhnlichster Stimmung, Mansur aber weist starrköpfig mit übertriebenem Mannestrotze die dargebotene Hand zurück und wird nun zum zweiten male zur Verbannung verurtheilt, welche Wiederholung schon etwas ermüdend wirkt. Nun siecht er zwei ganze lange Acte dahin, bis er endlich kurz vor Schluß des fünften Actes stirbt, als eben der reuevolle Sultan ihn abermals an seinen Hof ziehen will. Das einzig Tröstliche bei der ganzen Geschichte ist noch, daß Jussuf und Nella ein Paar werden. Sonst endete die ganze Geschichte gar zu traurig und wäre in der zweiten Hälfte des Dramas auch offen gestanden gar zu langweilig. Was aber hat das junge Liebespaar mit dem Grundgedanken „Krone und Leier", mit der von Anfang an beabsichtigten und im ersten Acte auch sehr glücklich durchgeführten Gegenüberstellung des selbstbewußten Dichters und des mächtigen, nach Dichterlorber geizenden Herrschers zu thun? Am besten ist dem Dichter der straffe Aufbau des ersten Actes gelungen: auch der zweite Act hält sich noch auf der Höhe, dann geht aber alles in die Breite und das Episodengeranke überwuchert den eigentlichen dramatischen Stamm in einer Weise, daß es diesem selber verderblich wird und wir an der schönen Grundidee des Dramas, wie sie sich in dessen Titel ausspricht, keine rechte Freude mehr haben können. Und das ist beklagenswerth, denn so wenig Dichter sich im ganzen als Helden von Dramen eignen, der erste Act von Holitscher's Werk verspricht wirklich etwas. Dazu sind die einzelnen Personen größtentheils frisch und treffend gezeichnet, die Verse meist formvollendet, die Sprache bilderreich und vielfach von zündender Wirkung.

6. Johann Christian Günther. Trauerspiel in fünf Acten von Adolf Bartels. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 2 M.

Der schlesische Dichter Günther, dessen zerrissenes Leben schon einmal ein junger Dramatiker, Max Grube, auf die Bühne gebracht *), hat nun abermals einen jungen begabten dramatischen Neuling, einen Landsmann von Friedrich Hebbel, zu einer Tragödie begeistert, an deren Bühnenfähigkeit ich aber trotz mancher unverkennbarer Vorzüge, die dieses Trauerspiel hat, nicht recht zu glauben vermag. Die Sprache ist kernig und packend, aber auch an manchen Stellen etwas zu realistisch gehalten; so gehören Ausdrücke wie Schafskopf, Lump, Saufaus, Suff, einem eins um die Ohren hauen u. dgl. m. denn doch nicht in eine Tragödie höhern Stils, noch dazu in eine, welche in Jamben geschrieben ist. So nehmen sich Verse wie die der adeligen Zofe Julie:

> Ich hass' Euch wie den Floh, der unser Blut saugt,
> Ich lieb' Euch wie im Mist den goldnen Käfer;
> Gleichgültig seid ihr mir wie eine Fliege u. s. w. —

auch nicht eben sehr appetitlich aus. Die Handlung baut sich bühnengerecht vor unserm Auge auf und ist spannend und belebt von Anfang bis zum Ende. Die Charaktere sind gleichfalls fast durchweg mit großem Geschicke gezeichnet, aber sie stoßen uns bei und gerade wegen der Folgerichtigkeit, mit der sie ausgeführt sind, zum Theile derart ab, daß wir sie auf der Bühne uns nicht zu denken vermögen. Am schlimmsten ist dabei der Titelheld des Dramas weggekommen. Ein verbuhlter Trunkenbold wie dieser Bartels'sche Günther, der jedes sittlichen Haltes entbehrt, der durchaus unmännlich jede Minute sich vom Rausche und von der Sinnenlust überraschen läßt, der Treueid auf

*) Ein zweiter Versuch ist der von Leonhard Marholm im vieractigen Drama „Frau Marianne" (Riga 1882) gemachte. D. Red.

Treueid schwört, um sie in der nächsten Minute willenlos zu brechen, und in der zweitnächsten Minute wieder vom moralischen Katzenjammer erfaßt wird, das ist ein Wesen, bei dessen Anblick uns einfach der Ekel erfaßt und das schlechterdings nicht auf die Bühne gehört, am allerwenigsten aber den Helden einer Tragödie abgeben kann. Alles in allem: ein schönes, bei mehr Selbstzucht vielversprechendes Talent, das aber diesmal sich wo nicht im Stoffe, so doch in den Mitteln, mit denen der Stoff zu bewältigen war, vergriffen hat, spricht so unleugbar aus diesem als verfehlt zu bezeichnenden Drama, daß wir dem jungen Dramatiker noch öfter zu begegnen und reifere und auch ästhetisch durchweg mehr befriedigende Schöpfungen, als es sein „Günther“ ist, von ihm noch zu Gesicht zu bekommen hoffen dürfen.

7. Consilium facultatis. — Das Licht ist ausgelöscht. Zwei Lustspiele des Grafen Alexander Fredro, Vater. Autorisirte Uebersetzung von Hermann Loewenthal. Norden, Fischer Nachfolger. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Zu der Figur des Haupthelden des erstern Lustspiels, das wir aber besser als Posse bezeichnen können, der Figur des Landedelmannes Christoph Bolbecki, hat Molière's „eingebildeter Kranker“ Argan Modell gestanden, wenn auch Fredro in der Zeichnung dieses Charakters Molière nicht sklavisch nachgeahmt hat. Fredro's Bolbecki ist ein Schlemmer ersten Grades; kein Wunder daher, daß er jedesmal, wenn er sich übernommen, sich unwohl fühlt und sich von allen möglichen Leiden gequält wähnt. Die Charakterzeichnung dieses eingebildeten Kranken ist dem Leben entnommen, scharf, fast ein wenig zu grell und carikirt, nicht minder die von Bolbecki's Diener Valentin, der das getreue Abbild seines Herrn ist. Bolbecki hat sich einen neuen Arzt verschrieben, den Dr. Rzezko; statt dessen treffen aber zunächst zwei Pseudo-Rzezkos ein, der Ingenieur Morzycki, der Bolbecki's Tochter liebt, und der Agronom Szocki, der seinem Oheim persönlich noch nicht bekannte Neffe Bolbecki's, welcher den Oheim behufs Ausgleichung eines Familienzwistes besucht. Nachdem die beiden falschen Rzezkos eine Weile unschädlich an dem vermeintlichen Kranken herumgedoctort, trifft zu aller Erstaunen der den beiden falschen Rzezkos befreundete echte Rzezko ein. Als der Wirrwarr gelöst ist, wird alles ins rechte Gleis und das Liebespaar zusammengebracht. Es geht in der Posse, bei der, wie wir gesehen, Verwechselungen die Hauptrolle spielen, ziemlich bunt und toll her, und die Berathung der selber rathlosen beiden falschen Aerzte (eben das „Consilium facultatis“) ist wirklich ein Cabinetsstückchen der niedern Komik, und rasch und flott gespielt kann die harmlose Posse auch einem deutschen Theaterpublikum eine ganz vergnügte Stunde bereiten, sofern es nicht mehr verlangt, als einmal herzlich lachen zu können. — Das zweite Stückchen: „Das Licht ist ausgelöscht“, ist auch kein Lustspiel, sondern vielmehr eine Plauderei, die indeß gegen das erste Stück ziemlich abfällt. Ein Herr und eine Dame sind, da die Post, auf der sie fuhren, verunglückt ist, in der Nacht in eine einsame Waldhütte verschlagen worden, wo bei der matten Beleuchtung beide irrthümlich einander für alt halten und aus diesem Grunde der Herr in recht unritterlicher Weise die Dame mit Grobheiten überschüttet, bis er endlich seinen Irrthum gewahr wird und bei dem Erlöschen des Lichts und der Ankunft des Ersatzpostwagens die Verlobung stattfindet. Die Plauderei macht einen etwas unerquicklichen Eindruck; auch ist die ganze Fabel doch zu gekünstelt, um selbst einem naiven Publikum glaubhaft zu erscheinen. Die Uebersetzung ist bei beiden Stücken fließend, nur stellenweise gegen den guten Geschmack verstoßend; Ausdrücke wie das wiederholt wiederkehrende „das ist mir ganz schnuppe“ verletzen zweifellos das Ohr jedes Gebildeten.

8. Die Wege der Liebe. Lustspiel in fünf Acten von Georg Irrgang. Leipzig, Mutze. 1889. 8. 1 M.

Georg Irrgang trat 1886 zum ersten male mit einer Tragödie „Pelopidas“ vor das deutsche Lesepublikum, seitdem hat er trotz seiner Jugend (er ist erst ein hoher Zwanziger) schon eine Reihe weiterer dramatischer Werke, zum Theil auch heiterer Art geschaffen. Sein neuestes Lustspiel hat einen politischen Hintergrund, denn es spielt sich in der ersten Hälfte des Juli 1870 ab und endet mit dem Ausbruche des Deutsch-Französischen Kriegs. Irrgang schildert, wie der preußische Bevollmächtigte Oberstlieutenant Graf Walter von Ravensberg in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Lieutenant Kurt von Norden, den Herrscher eines süddeutschen Landes zum Anschluß an Preußen bewegt, obwol die Gegenspieler, der allerdings recht alberne und in seiner Albernheit eigentlich auf der Bühne unmögliche Staatssecretär Arthur von Haugkwitz und dessen Freund de la Rochelle, der Bevollmächtigte des französischen Cabinets, alle Minen springen lassen, um den Herrscher auf Frankreichs Seite zu bringen. Verdientermaßen werden von Ravensberg und von Norden am Schlusse des Lustspiels durch die Hand der beiden Töchter des herzoglichen Ministers belohnt, welche sich beide in den politischen Wirren und im steten Kampfe mit ihren politischen Gegnern erstritten haben, siegreich die Wege der Liebe wandelnd. Das ist alles ganz hübsch und belustigend, hie und da etwas weitschweifig ausgeführt, doch geht ein frischer Zug durch das Stück. Nur läßt die Motivirung, besonders im vierten Acte, zu wünschen übrig; denn daß in dem Ballsaale zwei Damen eine nach der andern in den abgeworfenen goldenen Domino einer dritten Dame sich werfen im Beisein der Herren, die nachher durch diese Verkleidung getäuscht werden sollen, das glaube, wer es vermag, ein deutsches Theaterpublikum schwerlich. Dagegen sind die einzelnen Personen mit Ausnahme des carikirten Staatssecretärs aus dem Leben gegriffen und durchaus glaubhaft. Der Dialog ist — leider durch Druckfehler vielfach entstellt — gewählt und gleich der Handlung komisch, könnte aber manchmal noch um ein Erheb-

liches lustiger gehalten sein. Im ganzen möchte sich bei einiger Kürzung der Reden, obwol, wie gesagt, auch die Motivirung der Handlung nicht durchweg tadelfrei ist, eine Aufführung dieses immerhin beachtenswerthen Lustspiels auf der Bühne schon der Mühe lohnen.

Carl Siegen.

Dilettantisches über das Alterthum.

1. Octavia. Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero von Wilhelm Walloth. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 3 M.

Das Historische dieses Romans ist ziemlich mager ausgefallen, so mager, daß sich vor allem die Frage aufdrängt: Darf ein schriftstellerisches Werk dieses Inhalts sich für historisch ausgeben? Wir wollen hier keine ästhetische Untersuchung anstellen über Werth und Berechtigung der sogenannten historischen Romane — wozu auch? Ueber diese Frage, und sollte ihre Beantwortung auch verneinend ausfallen, ist die Praxis bereits siegreich weggeschritten und die Schriftsteller haben gesprochen und das Publikum hat ihnen geglaubt, es liest sie, kauft sie sogar, und wenn die Schriftsteller bei einer von ihnen selbst eingeführten „Mode“ ihre „Rechnung“ finden, so kümmern sie sich nicht um die Paragraphen der Aesthetik. Also: der historische Roman hat sich nach „berühmten Mustern“ eingebürgert. Immerhin muß gesagt werden: ein historischer Roman ist der vorliegende nicht, die schlichte Bezeichnung „Roman“ wäre passender und richtiger gewesen. Denn wenn geschichtliche Persönlichkeiten, wie Seneca und Burrus, hie und da und dazu erst noch in fraglicher historischer Haltung über die Scene huschen, wenn die Hauptperson ein reines Phantasiebild ist, die handelnden Personen der Geschichte aber theils nur in Umrissen gezeichnet, theils verzeichnet sind, so hat die „Historie“ eigentlich ein Ende.

In der That, niemand wird in der Physiognomie Nero's, wie sie hier erscheint, einen Versuch erblicken, diese Schreckensgestalt psychologisch zu begreifen und zu zergliedern; von einer Vertiefung in das Labyrinth dieses Ungeheuern keine Spur, auch nicht der bescheidenste Anlauf dazu! Schwer mag es freilich sein, und auch unsere gewiegtesten Historiker tappen noch im Dunkeln — aber gerade der Dichter sollte, wenn er sich an diese Zeit wagt, die Lücken der Geschichte und der Psychologie auszufüllen und das Gemälde, das uns theilweise blaß und verwischt überliefert ist, durch Farbenauftrag zu vollenden suchen. Eckstein in seinem Romane hat es wenigstens versucht, und obschon dieser, als Kunstwerk, die erste Linie nicht erreicht und gegen Hamerling's Leistung ziemlich zurücksteht, so überragt er doch, was Charakteristik betrifft (allerdings auch in andern Hauptpunkten), hoch Walloth's Schöpfung. Geradezu verzeichnet ist nun aber das Bild der Gemahlin Nero's, der Octavia. Sie erscheint hier, bei Walloth, als psychologisches Räthsel, was sie nach der Schilderung der Alten durchaus nicht war; zudem interessirt sie uns kaum, wenigstens nicht entfernt in dem Grade, wie sie es kraft ihrer Stellung im Romane sollte. Eckstein hat mit andern und wirksamern Mitteln viel mehr erreicht, seine Octavia steht im Mittelpunkte, wenn auch nicht der Handlung (dafür sorgt Nero und seine Mutter), so doch des Interesses, und zugleich stimmt Eckstein's Auffassung mit der geschichtlichen Ueberlieferung. Noch weniger Theilnahme freilich weiß uns Walloth's Phantasiegebilde, der arme Metellus, einzuflößen, der weder Held noch Märtyrer, weder Bürger noch Soldat, weder verschmähter noch begünstigter Liebhaber, kurz weder Fisch noch Vogel ist und als farb- und thatenlose Zwitternatur höchstens durch seinen Untergang eine leise Regung des Mitleids (nicht einmal der Sympathie) zu erwecken vermag. Bei andern Figuren, wie der des jüdischen Soldaten Rufus (Name sowol als Beruf muthen nicht gerade jüdisch an), hat der Verfasser auch nicht einmal den Versuch zu den dürftigsten Umrissen gemacht, geschweige denn zu einem farbengesättigten Vollbilde.

Wenn das „nach dem Leben malen“ heißt, so loben wir uns unsere vielverschrienen Idealisten. Mit diesen lachen und weinen wir wenigstens, spüren wir Schauer und Herzklopfen — aber dort? Wir glaubten mit dem Buche von Walloth wenigstens etwas Originelles, Packendes, Hochinteressantes in die Hand zu bekommen — enttäuscht haben wir das Buch aus der Hand gelegt. Wir lasen auf dem Umschlage desselben von Walloth als einem „vollwichtigen Dichter, dessen Werke unvergänglich sind, weil sie uns mit wunderbarer, oft fast beängstigender und doch entzückender Deutlichkeit wirkliche Bilder vor die Phantasie zaubern“ u. s. w. und machten uns mit dem besten Willen von der Welt und einer guten Portion Zutrauen auf den Weg durch das vorgespiegelte Paradies — und siehe da, wir fanden wol einzelne anmuthige Stellen, aber kein reizvolles, zauberhaftes Ganze, wenig Glanz, noch weniger Duft, allerdings diesmal auch viel weniger ungesundes, Miasmen aushauchendes Sumpfland, als sich wol hätte erwarten lassen.

Aber nun die Handlung des eigentlichen Romans? Die Alten haben viel darauf gegeben, mehr als auf die Charakterzeichnung — im Epos wie im Drama — und vollends im (nachclassischen) Romane, da strotzt und wimmelt es von Geschehenem und Geschehendem, daß man kaum zu Athem kommt. Walloth glaubte sich mit dem Gegentheile begnügen zu sollen. Einförmig und beinahe einfädig spielt sich eine im Grunde wenig anziehende Geschichte ab, durchkreuzt freilich von einer Menge von Zufälligkeiten, Episoden und Episödchen, die auf der Oberfläche verlaufen, statt den Untergrund zu vertiefen. Die ganze

„Fabel" wäre mit ein paar Zeilen abzumachen. Das ist unbestreitbar ein Mangel, und er wird nicht etwa ersetzt oder künstlerisch verdeckt durch schimmernden Farbenauftrag, glänzende Schilderungen, durch Wucht oder Schwung der Rede. Wir dürfen eher sagen: im Gegentheil! Alles hält sich im bequemen Mittelmaß — ob mit Bewußtsein? Jedenfalls nicht zum Vortheile des Ganzen. Auch hier steht Eckstein viel höher; er hat sich's nicht so bequem gemacht. Inwieweit bei Walloth ein Quellenstudium angenommen werden dürfe, ist schwer zu sagen. Formen wie „Thrassylus" und „Popaea" sprechen nicht dafür und leider sträubt sich auch unser deutsches Professorengewissen (das bei vielen Literaten so übel angeschriebene) gegen „einen Denaren", wie gegen einen „käseweißen Ganymed", gegen „scharf ausgeprägte ausgenutzte Muskelsormen" (entweder das eine oder das andere), wie gegen eine „bombastische Handbewegung", die „männlich gedrungene Schlankheit" eines Körpers, ein „elend blasses Gesicht" und eine „verblasene Charakteristik". Der Spruch wird also wol lauten müssen: Das „Schatzkästlein" der deutschen Romanliteratur sei durch vorliegendes Product **nicht** um eine Nummer vermehrt worden.

2. Die Mythen- und Sagenkreise im homerischen Schifferepos, genannt Odyssee, desgleichen der Ilias wie auch der Argonautensage, zeitgeschichtlich, naturwissenschaftlich und sprachlich beurtheilt und erläutert von Friedrich Soltau. Berlin, Stargardt. 1887. Gr. 8. 4 M.

Man athmet ein wenig auf, wenn man über den langen Titel hinaus ist, aber der Inhalt nimmt uns dann den Athem gründlich wieder. In der That, unsere Nerven werden nicht geschont, und wenn der Verfasser sein Buch „insbesondere der den Genuß an den homerischen Dichtungen aus den griechischen Originalien schöpfenden studirenden Jugend" widmet, so können wir dieser wenigstens das versprechen, daß, wenn Genuß gleichbedeutend ist mit herzklopfendem Staunen, dieser Genuß wenigstens ihr aus dem vorliegenden Buche in erwünschtestem Maße erblühen wird. Um dies gleich im Anfange zu bewirken, wollen wir den Leser in medias res versetzen und ihm eine Anzahl der staunenswerthesten Neuigkeiten (die der Verfasser theils selber gefunden, theils dem „weiland" Herrn so und so abgelernt hat) zu kosten geben:

1) Die Sprache, welche „dem ältesten Traditionsbereiche, der in dem jetzt griechischen Sprachtexte enthalten ist, zu Grunde liegt, ist das altscythische Sprachidiom".

2) „Die Odyssee bildet Anfang und Ende der Schiffergeschichte der Phönizier durch immense Zeiträume des Alterthums."

3) Der Cyklop (Polyphem) und Kalypso gehören nach den Canarischen Inseln. Ogygia ist die Insel Gomera u. s. w.; auch die Nymphengrotte auf der sogenannten Insel Ithaka ist keine andere als die Stalaktitenhöhle bei Ikos, und der „Oelbaum" bei jener Grotte kein anderer als der von den Phöniziern auf Teneriffa gefundene berühmte Drachenbaum, vor welchem Alexander von Humboldt in sprachloses Staunen versank. Auch die Phäaken-Insel ist Teneriffa.

4) Die Götter sitzen auf ihren Thronen im Zodiakus um Zeus herum, und die Götterversammlung im ersten Buche der „Odyssee" fand am 21. Januar 1175 v. Chr. statt, sintemal Poseidon (dessen Sternbild der Wassermann) bei den Aethiopen weilt; es muß Winter sein, die Sonne (Zeus) weilt gerade in diesem Zeichen und deckt dasselbe.

5) Der Odysseus in der Odyssee ist ein anderer als der vor Troja.

6) Proteus (in der Erzählung des Menelaus) ist kein anderer als der 1325 in Theben regierende Ramses III. von Aegypten.

7) Odysseus kann nicht Afrika umsegelt haben — ganz unsere Meinung! — denn er hätte während der zwanzig Jahre seiner Abwesenheit, bei seinen vielen andern Geschäften und Verhinderungen keine Zeit dazu gehabt! Und dennoch „kennzeichnet sich

8) die Fahrt der Flotte des Odysseus im Epos als eine Küstenfahrt, beginnend von den Inselbuchten südwärts von den Indusmündungen am asiatischen Festlande herum bis zum Ausgang des arabischen Meerbusens, dann an der Ostküste Afrikas herum bis zu den Inseln in der Nähe Madagaskars, schließlich bis zu dem damals noch bewohnten Südpolarlande und zurück"! Auf dieses Land deuten die Robben und der Robbenschlag, von welchen Menelaus erzählt!

9) Circe ist die Vertreterin des südlichen Wendekreises und

10) Elpenor (der irgendwo in der Odyssee vom Dache herunterfällt und das Genick bricht) ist nichts anderes als eine Säule mit ihrem Unterbau, d. h. der zur Bemessung des Sonnenstandes nothwendige Sonnenzeiger.

11) Die Phönizier (also auch die Karthager) haben scythisch, d. h. keltisch gesprochen (hienach ist das Phönizische eine arische, keine semitische Sprache), und aus diesem Scythisch-Keltischen hat sich, wie auch Dr. Sparschuh annimmt, das Griechische wie eine Mundart entwickelt. Letztere Aufstellung wird durch die Etymologie in wirklich wunderbarer Weise bekräftigt. Heißt z. B. Kealgach im „Scythischen" nicht „verschmitzt, klug"? Wer kann noch zweifeln, daß der bekannte Seher Kalchas nichts anderes ist als eben dieses scythische Wort? Heißt ferner nicht „germrhe" bei den Scythen „der Winter"? Da haben wir ja die „Winterlichen", die „Kimmerier" im Südpolarland. Zum Ueberflusse erhält der gläubige oder auch der vielleicht bisher noch ungläubige Leser ein stattliches Verzeichniß sämmtlicher in der „Odyssee" vorkommenden Wörter auf S. 132 fg. Die Hydra des Unglaubens wird durch diesen niederschmetternden Beweis völlig abgethan! Um aber das Dutzend voll zu machen, müssen wir unsern Lesern noch

12) zu einem kleinen Gang in die Gefilde der Allegorie (Deutung der Mythen) einladen und von vornherein bemerken, daß der Verfasser hierin den Alten, welche sonst

auf diesem Gebiete nicht gerade schüchtern waren, weil, weit „über" ist. Beispiel: Amphion und Zethos, jene bekannten thebanischen Sänger, bedeuten jener den „Consonanten", dieser den „Vocal". Diomedes ferner ist (und heißt nämlich auch auf „scythisch") der Störenfried. Ganz der Charakter dieses Helden!

„Vieles Gewaltige lebt", sagt Sophokles, „und nichts ist gewaltiger als der Mensch." Wir möchten unter den Menschen in erster Linie den forschenden Menschen verstehen, der keinen Horizont kennt und sich ins unermeßliche Reich der — Phantasien und Phantastereien verliert, wie der Verfasser des vorliegenden Buchs, das nie, am allerwenigsten im 19. Jahrhundert, hätte gedruckt werden sollen.

I. Mähly.

Historische Werke.

1. Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XII. Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 1889. 8. 4 M.

Zwölf Bände bereits zur Geschichte des deutschen Buchhandels! Schon die Thatsache spricht für sich selbst, zeigt, wie der Buchhandel sich durch eine inhaltlich reiche Vergangenheit auszeichnet. Aber selbst, wenn er hierin Rivalen fände, wenn auch andere Handels- und Gewerbszweige eine so bedeutsame Geschichte hätten, um mit ihr eine so stattliche Bändereihe füllen zu können, so würde doch diese Geschichte noch immer kein weitergehendes Interesse haben, noch nicht geeignet sein, auch andere anzuziehen als solche, die sich berufsmäßig mit ihr zu beschäftigen haben. In letzterer Beziehung steht der Buchhandel einzig da, denn stets sind die Geschicke des Buchhandels ein treues Spiegelbild der allgemeinen Schicksale der geistigen und besonders der literarischen Cultur. Dies zeigt sich auch in dem vorliegenden Bande.

Als im Anfange des 16. Jahrhunderts auf allen Gebieten des geistigen Lebens eine aufwärtssteigende Richtung wahrzunehmen ist, deren Höhepunkt der Beginn der Reformation — aber auch nur dieser — bezeichnet, da finden sich auch im Buchhandel die Anfänge eines Großbetriebs, der sich rasch weiter entwickelt Hand in Hand mit der zunehmenden Bedeutung der großen Meßplätze Frankfurt a. M. und Leipzig; es bilden sich förmlich Gesellschaften, die mit einem für jene Zeit beträchtlichen Kapital arbeiten. Die Geschichte einer derartigen Firma, Pantzschmann's Buchhandel, schildert eingehend Albrecht Kirchhoff. Eben demselben verdanken wir einen zweiten interessanten Aufsatz, der sich mit dem Bücherabsatze um die Wende zum 17. Jahrhundert beschäftigt und werthvolle Belege dafür gibt, was von der damaligen literarischen Production in das Volk wirklich Eingang fand. Es zeigt sich neben der belletristischen Literatur noch immer ein ziemlich starkes Vorherrschen des theologischen Elements. Die materielle Lage des Buchhandels kann in jener Zeit trotz der stark steigenden Büchererzeugung keine glänzende gewesen sein; selbst bedeutende Bücherlager warfen nur wenig ab; ein ziemlich reichhaltiges Lager hatte in der Neujahrsmesse 1601 einen Gesammterlös von 174 Gulden. Die meisten Betriebe waren von nur geringem Umfange; so beträgt der Werth des Waarenlagers eines Bücherkrämers nicht mehr als 15 Thaler.

In eine zwei Jahrhunderte spätere Zeit führt uns F. H. Meyer. Es ist die Periode des Polizeistaats; alle Verhältnisse des wirthschaftlichen und socialen Lebens sucht man zum ersten male durch staatliche Fürsorge zu regeln. Auch der Buchhandel ruft unablässig nach staatlicher Hülfe; vor allem um den Nachdruck zu bekämpfen. Doch fehlt es daneben nicht ganz an Versuchen, aus eigener Initiative, durch corporative Association dem Unwesen zu wehren. Hauptsächlich in dieser Absicht, wenn auch nebenbei noch andere Reformen im Buchhandel planend, bildet sich 1765 die Buchhandlungsgesellschaft in Deutschland, vornehmlich auf den Anstoß von Reich hin, die aber ohne große praktische Ergebnisse erzielt zu haben bald wieder einschläft.

Außer den drei bezeichneten Aufsätzen enthält der Jahrgang noch den ersten Bericht von Prof. Ad. Koch an die Historische Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler über seine Thätigkeit für die Fortsetzung der „Geschichte des Deutschen Buchhandels", welche Friedrich Kapp erst begonnen hatte, und zwei Notizen von Kirchhoff und Koch zur Geschichte der Buchbinderei, aus denen nur hervorgehoben werden mag, daß feine kostbare Einbände in Deutschland im 16. Jahrhundert verhältnißmäßig selten vorkommen, daß die deutschen Buchliebhaber damals wie noch jetzt in dieser Beziehung hinter ihren Genossen in Italien, Frankreich und England weit zurückstanden. Sehr werthvollen Stoff liefern dem Fachmanne die Regesten zur Geschichte des Buchdrucks, zunächst in Basel, bis zum Jahre 1500, von Karl Stehlin.

2. Eiflia Sacra oder Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen u. s. w. der Eifel, zugleich Fortsetzung, resp. Schluß der Eiflia illustrata von Schannat-Baersch. Bearbeitet von Karl Schorn. Abtheilung VI oder Lieferung 21—23. Bonn, Hanstein. 1888. 8. 4 M.

Die vorliegende Abtheilung bildet den Schluß des von uns bereits mehrfach in d. Bl. angezeigten Werks und behandelt die Klöster Schleiden bis Zülpich. Ein besonders wichtiges Stift befindet sich unter den diesmal besprochenen nicht, höchstens wäre Steinfeld zu nennen. Die Behandlung zeichnet sich wie früher durch Fleiß und

möglichste Vollständigkeit des Materials aus, während es an eingehender Kritik und vollkommener Durcharbeitung vielleicht manchmal fehlen dürfte. Doch hat der Verfasser, wie er selbst erklärt, nicht beabsichtigt, eine abschließende Darstellung zu geben, sondern wollte in erster Linie ein Sammelwerk und Nachschlagebuch bieten. Als solches aber verdient seine Arbeit trotz der kleinen Mängel, die ihr anhaften, das vollste Lob, und wir wären ganz zufrieden, wenn alle nicht fachlich gebildeten Provinzial- und Localhistoriker mit demselben Fleiße und derselben Gründlichkeit arbeiteten wie Schorn.

3. Der Proceß gegen Eberhard Danckelmann. Ein Beitrag zur brandenburgischen Verwaltungsgeschichte von Kurt Breysig. (Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen herausgegeben von Gustav Schmoller. Achter Band. Viertes Heft.) Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. 8. 2 M. 60 Pf.

Wiederholt begegnet es uns in der Geschichte, daß ein Minister, der unter einem Herrscher eine allmächtige Stellung besessen hat, bei einem Regierungswechsel von dem Nachfolger sofort seines Amts entsetzt, ja sogar strafrechtlich verfolgt wird. Sehr viel seltener ist der Fall, daß der Herrscher selbst dem Minister, welchem er persönlich zur Allmacht verholfen, plötzlich, ohne daß der Erfolg die Unfähigkeit jenes bewiesen, gewissermaßen rein aus Laune sein Vertrauen entzieht, ja ihn noch weiter straft; namentlich in der neuern Geschichte dürfte es hierfür nicht viele Belege geben. Neben dem Sturze Struensee's ist der Proceß Danckelmann's einer der interessantesten Fälle dieser Art, für uns noch besonders von Bedeutung, da er der Geschichte unsers Staats angehört. Eberhard Danckelmann war kein großer Mann: obgleich acht Jahre mit der eigentlichen Leitung des Staatswesens betraut, hat er nicht verstanden, demselben unauslöschliche Merkmale seines Geistes einzuprägen; sein größtes Verdienst besteht vielmehr darin, daß er im wesentlichen die Richtung, welche der Große Kurfürst dem öffentlichen Organismus gegeben hatte, innehielt. Selbst Breysig, der entschieden für ihn eingenommen ist, weiß uns doch nichts von bedeutsamen Neuerungen und Schöpfungen Danckelmann's zu berichten; am meisten dürfte er noch das Postwesen gefördert haben. Dafür war er ein ungemein strebsamer und eifriger Mann, der sich im ganzen dem großen Wirkungskreise, der ihm nach und nach zugewiesen war, vollkommen gewachsen zeigte. Was ihn in den Augen der Mitwelt und Nachwelt bedeutender erscheinen läßt, als er eigentlich war, das ist eben das ganz unverdiente tragische Schicksal, welches ihn traf. Nicht nur, daß er seine vollständige Entlassung ohne Verschulden bekam, es wurde auch gegen ihn ein Proceß mit allen Mitteln der Arglist und Ränke geführt, trotzdem er nichts Strafbares oder Belastendes an den Tag zu bringen vermochte. Die eingehende Untersuchung Breysig's zeigt aufs klarste, wie frivol alle die Beschuldigungen sind, mit denen man den Gestürzten überhäufte, wie man ihn auf jede Weise chicanirte, wie der König selbst durchaus eine ungerechte und gegen Danckelmann parteiische Haltung einnahm. Trotz aller Bemühungen wagte man es doch nicht, eine förmliche Verurtheilung des Angeklagten auszusprechen, sondern dieser mußte durch einen Act der administrativen Cabinetsjustiz beseitigt werden, der ohne jede Motivirung Danckelmann's Strafe als nicht zu hart erklärt. In dem ganzen Processe rettet nur ein Mann die Ehre des damaligen brandenburgischen Beamtenthums, der Hoffiscal Duhram, der offen die vollkommene Unzulänglichkeit des Anklagematerials nachweist.

Trotzdem Breysig bei der Behandlung der Anklagepunkte sehr ins einzelne geht, ist es doch nicht immer möglich, aus seiner Erzählung den Sachverhalt klar zu erkennen. Die Anordnung ist nicht sehr übersichtlich; auch hält er sich von Ueberschätzung seines Helden keineswegs frei. Im übrigen ist seine Erzählung schmucklos, aber klar und verständlich. Das Interesse aber, das seine Schrift jedem einflößen muß, der sich überhaupt um brandenburgische Geschichte kümmert, liegt freilich in erster Linie in dem Gegenstande, den er gewählt hat.

4. Bilder aus der Französischen Revolution. Mit besonderer Berücksichtigung der Schicksale Ludwig's XVI. und seiner Familie. Nach gedruckten Quellen zusammengestellt von E. M. Höfler. Zwei Bände. Münster, Aschendorff. 1889. 8. 6 M.

Es war zu erwarten, daß die Säcularfeier der großen französischen Revolution eine Menge guter und schlechter Schriften hervorrufen würde: unser Werk gehört entschieden zu der zweiten Gattung. Offenbar kann man von einem populären Buche nicht verlangen, daß es Neues bietet; aber was man fordern kann, ist, daß der Verfasser wenigstens die wichtigere neuere Literatur kennt. Was soll man da zu einem Werke sagen, dessen Verfasser weder von Sybel und Tocqueville, noch von Taine und Sorel etwas zu wissen scheint. Wie es aber mit der Vertrautheit betreffs der ältern Literatur steht, darauf weist der Umstand hin, daß in der Einleitung der bekannte englische Historiker Carlyle als „Carlisle" angeführt wird. Der Titel gibt nur sehr ungenau den Inhalt des Buchs an: von der Französischen Revolution erfahren wir eigentlich gar nichts; von wenigen Seiten über Robespierre abgesehen, die noch dazu in die sonstige Erzählung nicht recht hineinpassen, erhalten wir nur eine Geschichte der persönlichen Schicksale Ludwig's XVI. und seiner Familie, diese freilich in ziemlich ermüdender Weitläufigkeit. Sie beruht in erster Linie auf dem bereits 1853 erschienenen Buche von Beauchesne, doch wollen wir, um dem Verfasser nicht etwa Unrecht zu thun, annehmen, daß er wenigstens die ältern Memoirenwerke im Original gelesen hat; wie sehr freilich durch neuere Forschung die Erzählungen der Memoiren zurechtgestellt worden sind, ist ihm unbekannt geblieben. Wir erblicken doch jetzt in der Revolution etwas mehr als blos die Leidensgeschichte der königlichen Familie, und natürlich sieht auch letztere ganz anders aus, wenn sie durch das Licht erhellt wird, das von den großen öffentlichen Begebenheiten zurückstrahlt, d. h. wenn man sie eben nicht

als Familiengeschichte auffaßt, sondern als Bestandtheil der großen Staatsumwälzung selbst. Davon ist hier keine Rede. Das Buch Höfler's, das vor dreißig Jahren vielleicht einigermaßen am Platze gewesen wäre, ist heute schon bei seinem Erscheinen veraltet. Gerade weil ich nicht umhin kann, diese volle scharfe Ablehnung auszusprechen, fühle ich mich verpflichtet, eine Art Vorurtheil, mit der ich an die Lektüre ging, als unrichtig zurückzunehmen: nach der Einleitung muß man vermuthen, daß das Buch in extrem ultramontaner Tendenz geschrieben sei: dies ist nicht der Fall; wenn auch vielleicht der Verfasser diesen Standpunkt einnimmt, macht er ihn doch nirgends in unpassender Weise geltend: seine ultra-royalistische Gesinnung freilich verleugnet sich nirgends.*)

Walther Schultze.

*) Leider unterliegt auch dieses Buch der im deutschen Verlage immer mehr platzgreifenden Unsitte, die Bücher ungeheftet auszugeben. Beim Aufschneiden fällt es sofort ganz auseinander. Die Herren Verleger sollten doch bedenken, daß es in vielen Fällen nicht möglich ist, die Lektüre zu verschieben, bis der Buchbinder das Buch gebunden zurückgibt, und daß namentlich je werthvoller ein Werk ist, es für den Gelehrten um so mehr Bedürfniß wird, von seinem Inhalte sofort Kunde zu nehmen.

Zur Geschichte der Ethik.

Geschichte der Ethik in der neuern Philosophie. Von Friedrich Jodl. Zweiter Band: Kant und die Ethik im 19. Jahrhundert. Stuttgart, Cotta. 1889. Gr. 8. 10 M.

Nach dem vielen Trefflichen, das uns der erste Band dieser „Geschichte der Ethik" gebracht hatte, durften wir auf den abschließenden Theil gespannt sein. Und wahrlich, wir haben es auch in diesem mit einer guten und großen Leistung zu thun. In vornehm gewählter Sprache, mit feinsinnigem und liebevollem Verständnisse und in einer die Mühe der Arbeit nirgends aufdringlich preisgebenden Abrundung und Klarheit der Darstellung wird die philosophisch-ethische Literatur des 19. Jahrhunderts in Deutschland, Frankreich und England geschildert. Daß hierbei Kant den Reigen der großen deutschen Ethiker eröffnet und Feuerbach, Comte und John Stuart Mill am Ende der national gegliederten Entwickelung stehen, wird man vom Gesichtspunkte historischen Zusammenhangs einerseits und aus dem Bedürfnisse einer geschichtlichen Ueberschau der fernwirkenden geistigen Kräfte andererseits begreiflich und gerechtfertigt finden. Es sind dem Berichterstatter nicht viele Bücher begegnet, deren Gediegenheit und Feinheit einen so wohlthuenden, aus Sicherheit und Genuß gemischten Eindruck hervorgerufen haben, wie das vorliegende.

In eine dürftige Inhaltsangabe den Reichthum desselben zusammenzuschlagen verzichte ich aus mehrfachen Gründen. Dagegen möchte ich einiges hervorheben, wovon ich theils billigend, theils abweichend Kenntniß genommen habe. Ich erwähne zunächst die wiederholt auftretende Versicherung, daß trotz aller Mannichfaltigkeit der Systeme und Begründungen der Inhalt der sittlichen Erfahrung überall als ein im wesentlichen gleichartiger erkennbar sei. In dieser Behauptung liegt etwas Selbstverständliches, sofern wir berücksichtigen, daß jede Ethik den sittlichen Thatbestand, wie er vornehmlich in den allgemeinen Urtheilen über Gesinnung und Handlung gegeben ist, nur zu ordnen und zu erklären sucht, ihre Eigenthümlichkeit also allein in dieser wissenschaftlichen Arbeit, nicht aber in dem derselben unterworfenen Gegenstande gefunden werden kann. Mit Recht hat Jodl den Tiefsinn und Ideenreichthum der nachkantischen deutschen Speculation in das gebührende Licht gesetzt. So schwindet allmählich die spöttische Geringschätzung, welche der principielle Gegensatz unserer Zeit namentlich Hegel glaubt widmen zu dürfen, vor der gerechten Anerkennung und Bewunderung der geschichtlichen Betrachtung. Ein besonderes Verdienst hat sich Jodl ferner um die wenig bekannte Ethik Feuerbach's und der französischen Philosophen im 19. Jahrhundert erworben. Einige Schilderungen in diesem zweiten Abschnitte gehören zu den besten Partien des Buchs. Aber auch in dem letzten finden wir vom Besten: so namentlich die allgemeine Charakteristik der englischen Philosophie dieser Zeit.

Wie die gelehrten Nachweise und Ergänzungen in einen stattlichen Anhang verwiesen sind, so macht sich die Kritik nirgends in bevormundender Haltung dem Berichte gegenüber geltend. Eudämonistische und positivistische Ansichten lassen sich trotzdem unschwer als das Eigenthum des Verfassers erkennen und haben wol einige nicht ganz gerechte oder wenigstens zu scharfe Urtheile verschuldet. So konnte die Auffassung der Religion in Schleiermacher's „Reden" als eine psychologische neben den auf die äußere Erscheinung gerichteten historischen Untersuchungen gerechtfertigt werden. An andern Orten scheint mir die Darstellung etwas verstärkt mehr den Gesammteindruck einer schriftstellerischen Persönlichkeit als die einzelnen Lehren derselben wiederzugeben, wie bei der in wirkungsvollen Gegensätzen einherschreitenden Schilderung Carlyle's. Im übrigen finden sich viele beredte Proben jener historischen Kunst, auch das Verschwiegene nachzudenken und so, was der Ausdruck an persönlichem Interesse, an individueller Färbung in dem Berichte verliert, ihm an logischer Geschlossenheit und unmittelbarer Klarheit wiederzugewinnen.

Nicht zufällig ist der Abschluß jeder nationalen Denkerreihe mit dem positivistischen Bekenntnisse. In der Uebereinstimmung mit demselben redet der Verfasser seine schönste und wärmste Sprache. Wir vermögen die Stellung, welche er hier vor allem der Religion gegenüber einnimmt, nicht zu theilen und begrüßen die Humanitätsreligion eines Comte nicht als die Sonne, welche dereinst die Menschheit bis in ihre untersten Tiefen durchleuchten werde. Gleichwol

verlangt uns nach größerer Klarheit über den Standpunkt des Verfassers; neben solch froher Zustimmung zu einer Beseitigung jedweder übernatürlichen Form der Religion zeigt sich zuweilen (vgl. S. 102 fg.) eine Anerkennung des nothwendigen und dauernden Bestandes derselben. Allerdings sagt Jodl: „Es heißt zu viel von Menschenwerk verlangen, wenn man einem Manne oder einer Schule zugleich Niederreißen und Aufbauen, zugleich liebevolle Vertiefung in den Geist vergangener Zeiten und die Kraft kühner Neuerung zumuthet" (S. 295). Nicht eine Zumuthung stellen, sondern nur einen Wunsch äußern wir, indem wir ihn dennoch auffordern, die systematische Frucht seiner historischen Arbeit uns bald zu gewähren.

Oswald Külpe.

Feuilleton.

Im Maihefte des „Istoritschesli Westnil" (Historischen Boten) hat sich auch in diesem Jahre L. Pawlenkow der Mühe unterzogen, nach den officiellen Mittheilungen der Oberpreßverwaltung statistische Berechnungen über die Anzahl der 1888 im russischen Reiche (mit Ausnahme Finlands) erschienenen Bücher und Schriften, über ihren Inhalt, ihre Sprache, über die Presse u. s. w. zusammenzustellen. Seiner recht eingehenden Darlegung entnimmt die deutsche „St. Petersburger Zeitung" die wesentlichsten Momente:

Es sind im ganzen 7427 Schriften erschienen in einer Gesammtauflage von 20,103272 Exemplaren und zwar 5318 mit 17,395050 Exemplaren in russischer Sprache und 2109 mit 5,708222 Exemplaren in nicht-russischen Sprachen. Unter den letztern stehen in erster Reihe 716 polnische Schriften mit 1,888631 Exemplaren, 343 hebräische Schriften mit 1,004692 Exemplaren, 311 deutsche Schriften mit 514149 Exemplaren, 217 lettische Schriften mit 707,050 Exemplaren und 178 estnische Schriften mit 794850 Exemplaren. Alle übrigen, in nicht-russischer Sprache erschienenen Schriften kommen weder in ihrer Zahl noch in der Höhe der Auflagen den genannten Sprachen nahe.

Unter den in russischer Sprache erschienenen Schriften stehen in erster Reihe der Höhe der Auflage nach (3,877092 Exemplare) die Nachschlagebücher (629 Schriften); dann folgen: Lehrbücher — 3,691838 Exemplare mit 521 Schriften; religiös-theologischen Inhalts — 720 Schriften in 3,334182 Exemplaren und 838 Schriften belletristischen Inhalts in 1,953818 Exemplaren. Für die andern Schriften ergibt sich, der Zahl derselben nach, folgende Reihe (in Klammern setzen wir die Zahl der Exemplare): Medicin — 445 (446985); Geschichte — 256 (288023); Rechtswissenschaften — 176 (218206); Landwirthschaft — 173 (214819); Kriegswesen — 159 (211944); Literaturgeschichte — 155 (178623); Kinderschriften — 150 (545662); Geographie und Reisen — 144 (141062); Volksschriften — 142 (821800); Politische Oekonomie — 115 (65341); Technologie — 101 (84088); Naturgeschichte — 93 (109240); Erziehungswesen — 60 (64818); Kunstgeschichte — 52 (43417); Philosophie — 46 (62960); Mathematik — 45 (32150); Rechnungswesen — 43 (37417); Politik und sociale Fragen — 33 (31070); verschiedene Broschüren — 142 (144035). Erwähnenswerth ist, daß unter den Nachschlagebüchern sich 155 russische Kalender in 1,537649 Exemplaren befanden (wozu noch 205 Kalender mit 1,323640 Exemplaren in nicht-russischer Sprache kommen).

Was die Städte betrifft, in welcher die Bücher erschienen sind, so nehmen natürlich Petersburg und Moskau die erste Stelle ein, ersteres mit 2481, letzteres mit 1547 Schriften. Hieran schließen sich in der Provinz: Warschau (912 Schriften), Odessa (274), Riga (264), Kasan (228), Kiew (216), Tiflis (207), Wilna (174), Dorpat (173), Charkow (104), Reval (97), Mitau (90) u. s. w.

Die Gesammtzahl der periodischen Schriften belief sich auf 667, darunter 493 in russischer, 76 in polnischer, 49 in deutscher, 13 in estnischer, 8 in lettischer, 7 in französischer Sprache u. s. w. Die meisten derselben erscheinen in Petersburg — 193 Zeitungen und Zeitschriften; dann folgen Warschau mit 75, Moskau mit 70, Riga mit 23, Kiew mit 20 Zeitungen und Zeitschriften. Nicht uninteressant sind des Verfassers Berechnungen über das Verhältniß der Tagesblätter zu der Einwohnerzahl. Demnach kommt im europäischen und asiatischen Rußland zusammengenommen 1 Tagesblatt auf 484590 Einwohner, und speciell in den Städten: in Reval 1 Tagesblatt auf 8550 Einwohner, in Riga auf 13490 Einwohner, in Tiflis auf 14860 Einwohner, in Petersburg auf 28970 Einwohner und in Moskau, der zweiten Reichsresidenz, 1 Tagesblatt auf 75350 Einwohner. Einen gewissen Maßstab für die Ausbreitung der Volksbildung gibt dies immerhin ab.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 24. Mai starb in Friedenau bei Berlin nach fünf Monate langen Leiden der in weiten Kreisen bekannte und hochgeschätzte Militär- und Sportschriftsteller Oberstlieutenant a. D. Hermann Vogt. Auch unser Blatt verliert an dem Geschiedenen einen bewährten hochgeachteten Mitarbeiter, der noch in seinem letzten Schreiben an uns vom 9. April in Tagen scheinbarer Genesung die Hoffnung aussprach, bald wieder mit voller Kraft seinem Berufe nachgehen zu können.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Revue des Deux Mondes" vom 15. April bespricht T. de Wyzewa in einem Aufsatze: „Les Peintres primitifs de l'Allemagne" Prof. H. Janitschek's Werk: „Die deutsche Malerei" in der „Geschichte der deutschen Kunst" (Berlin, Grote). Aus der Einleitung heben wir das Urtheil des Verfassers über die deutsche Malerei heraus, welches den Erweis bringt, daß die Redaction in der Wahl dieses Mitarbeiters eben nicht sehr vorsichtig gewesen ist. „Es ist allgemein bekannt, daß jener Schmied von Antwerpen ... nur (?) durch die Kraft seiner Liebe Maler wurde.... Deutschland wurde gleichfalls durch ein Wunder der Liebe zur Malerin und blieb es 300 Jahre. Niemals besaß ein Volk in einem so geringen Grade diejenigen Eigenschaften, welche zur Malerei gehören. Im 14. Jahrhundert verstanden es die Deutschen ebenso wenig wie heutzutage, die Dinge in einer mannichfaltig gefärbten oder auch nur genauen Weise zu sehen.... Bis zum 16. Jahrhundert scheinen die deutschen Maler nicht einmal die sinnliche Wirklichkeit bemerkt zu haben. Sie vernachlässigen hartnäckig das Studium der Natur; ihre Zeichnung bleibt von wunderbarem Ungeschick; ihre Farbengebung ist völlig willkürlich und durch das Herkommen bestimmt. Wir finden keinerlei Malertugenden bei ihnen.... Die Deutschen begnügen sich dauernd mit den einfachsten und urwüchsigsten Kunstmitteln. Sie behalten den Goldgrund, statt sich des reichen Luftgrundes zu bedienen; sie nehmen die Verwendung des Oels an, ohne es sich angelegen sein zu lassen, sich desselben gut zu bedienen.... Das deutsche Volk versteht es nicht nur nicht zu sehen: es sieht nicht einmal gern, und die Werke seiner Maler machen ihm ebenso wenig Freude wie der Anblick der Natur. Vom 14. bis 16. Jahrhundert, während welcher die altdeutsche Kunst geblüht hat, fand sich kein Fürst, kein Vornehmer,

der sie gefördert hätte, indem er Arbeiten bestellte. Die deutschen Häuser zeigten keine Bilder. Alle Malerwerke waren für die Kirchen bestimmt. . . . Aber jenes blinde Volk (die Deutschen) wurde damals von einem starken und tiefen Gefühl beseelt, welches dasselbe in seiner Malerei zum Ausdruck zu bringen suchte. . . . Die alten deutschen Maler begeisterten sich an den Leiden Christi, der mütterlichen Güte der Maria, den Leiden und Freuden des Jüngsten Gerichts. Später wurde die Religion durch die Metaphysik und die Liebe verdrängt, aber das Gefühl, «le Gemüth» (der Franzose hat für solche deutsche Begriffe wie Gemüth, Gemüthlichkeit, Sehnsucht, Herzlichkeit, Wohnstube u. s. w. keine völlig deckenden Worte), blieb dasselbe, wenn auch der Gegenstand wechselte. Bemerkenswerth ist, daß dieses «Gemüth» niemals wieder so rein und vollkommen gewesen ist wie bei den ersten deutschen Malern. Dasselbe hat ihnen die Kraft gegeben, 300 Jahre lang Malereien zu schaffen, denen alle malerischen Vorzüge fehlen und die uns doch durch ein absonderliches Gemisch von Leidenschaft und Kindlichkeit anziehen. Zweien oder dreien von ihnen hat es sogar eine noch höhere Macht gegeben, indem es ihnen erlaubte, völlig ideale Erscheinungen, Träume von Blinden zu verwirklichen und denselben das geheimnißvolle Siegel der plastischen Schönheit aufzuprägen. Seit Wilhelm von Köln bis zu Dürer und Cranach hat das Gefühl allein die deutsche Malerei lebensfähig erhalten. . . .

„Heutzutage neigt man (in Frankreich) sehr zum Gefühl. . . . Wie erklärt sich nun . . . die Nichtachtung der deutschen Malerei (daselbst, da doch die altdeutsche Malerei ganz in Gefühlen und von Gefühlen lebt)? Der Grund für diese Nichtachtung liegt darin, daß die Deutschen selbst die Anfänge ihrer Kunst geringschätzten. Die Deutschen sind seit dem 16. Jahrhundert nicht von ihrer angeborenen Blindheit geheilt worden, aber gerade weil sie mit diesem Gebrechen behaftet sind, haben sie um so eifriger ästhetische Grundsätze angenommen, deren Richtigkeit sie niemals durch die That beweisen konnten. Man hat ihnen gesagt, und sie haben es geglaubt, daß die Malerei nur ein Ziel haben könne, nämlich die Schönheit der Form; sie haben überdies noch geglaubt, daß diese Form eine unveränderliche, allgemeine sei. Somit ist es verständlich, daß sie ihre alte vaterländische Malerei zu verachten anfingen, welche voll war von unvergleichlicher Schönheit des Gefühls, aber die selbstverständlich nichts mit der classischen Auffassung von Formschönheit zu thun hatte. Wie kann man verlangen, daß Fremde sich für eine Kunst erwärmten, welche von den eigenen Landeskindern so verachtet wurde?“ Man sieht, daß der Verfasser von dem ganzen kunstgeschichtlichen Studium seit den Gebrüdern Boisserée keine Ahnung hat. Er fährt fort: „Wir haben allen Grund zu hoffen, daß eine gerechte Würdigung der deutschen Malerei uns künftig leichter werden wird, und das kommt daher, daß die Deutschen eitel auf und unglaublich besorgt für den Ruhm ihres Landes sind. (!) Sie fangen an sich darüber klar zu werden, daß jene so misachteten alten Maler Deutsche waren, und daß es wichtig für die Ehre des Vaterlandes ist, dieselben wenigstens anscheinend zu achten. Daher ist seit einigen Jahren in den Museen den Werken derselben ein bedeutender Platz eingeräumt worden. . . . Die Deutschen verachten die Alten nach wie vor im Grunde ihres Herzens, und ziehen denselben die mittelmäßigsten Werke Carlo Dolce's und Ferdinand Bol's vor, aber sie verehren diese Werke, welche sie nicht als Kunstwerke achten können, in deren Eigenschaft als Denkmäler ihrer vaterländischen Vergangenheit.“

Nachdem die deutsche Gelehrsamkeit die Geschichte der Malerei aller Länder seit 60 Jahren erschöpft hat, „hat die deutsche Kritik sich endlich einem unerforschten Gebiete zugewandt, der Geschichte der — altdeutschen Malerei“, welche noch sehr im argen lag. Wyzewa nennt die Werke von Hotho, Scheibler, Heinrich Thode. „Dank diesen vorbereitenden Werken ward die Geschichte der deutschen Malerei reif genug, um ein Werk wie das des gelehrten straßburger Professors Janitschek zu ermöglichen, das ein ausgezeichnetes Handbuch darstellt und ein Gesammtbild der altdeutschen Malerei zu liefern versucht.“ Im übrigen lehnt sich die Arbeit inhaltlich streng an das Werk Janitschek's an; nur werden überall die Stellen mit besonderm Nachdruck hervorgehoben, welche in irgendwelcher Beziehung zu Frankreich stehen.

— „The Athenaeum“ vom 20. April erwähnt der neulich von uns angezeigten Schrift Dr. Adolf Kohut's, „Fürst Bismarck und die Literatur“.

— Von Prof. J. J. Rein's Werk „Japan nach Reisen und Studien“ (2 Bde., Leipzig 1880 u. 1886) ist die englische Ausgabe des ersten Bandes bereits in zweiter Auflage erschienen (London, Hodder u. Stoughton, 1889). Jetzt liegt auch der zweite Band in englischer Uebersetzung vor unter dem Titel: „The Industries of Japan. Together with an Account of its Agriculture, Forestry, Arts and Commerce.“ „The Athenaeum“ vom 6. April schreibt darüber: „Rein's Werk ist nicht in allen Punkten denen von Siebold und Kaempfer gleichwerthig, es besitzt indessen eigenartige Verdienste. In erster Linie ist es klar und anspruchslos verfaßt, in einer frischen Schreibweise, welche fern bleibt von jenen Uebertreibungen, in welche so viele Schriftsteller verfallen, welche sich Japan zum Gegenstande nehmen. Dr. Rein hält Nipon einen Spiegel entgegen, welcher ein ziemlich geschmeicheltes, aber nicht verzerrtes Bild zurückwirft. Die verschiedenen Abtheilungen des Buchs sind mit einer Fülle von Wissen behandelt, welche der Kritik nur wenig Raum läßt. Die Sprache ist durchaus diejenige eines Mannes der Wissenschaft, welcher daran gewöhnt ist, Schein und Wesen eines Dinges zu erkennen und abzuwägen. Die preußische Regierung kann man dazu beglückwünschen, daß durch ihre Aufwendungen (dieselbe trug die Kosten für die Forschungsreise) bei weitem das beste Buch entstanden ist, welches über das jetzige Japan geschrieben worden ist. Insbesondere ist eine Flut von Licht auf die landwirthschaftlichen Berufszweige Japans geworfen, denen Dr. Rein mit Recht die Hälfte seines Raumes widmet. Seiner Statistik und seiner Geschichte ist nicht völlig zu trauen. Seine Auskunftsquellen sind nicht genügend angegeben — weil in der That völlig vertrauenswürdige Quellen nicht vorhanden sind. Der Waffenindustrie erwähnt er merkwürdigerweise nur flüchtig.“

Bibliographie.

Dietrich, C., Eberhard. Drama. München, L. Finsterlin. 12. 1 M.

Eynatten, Carola Freiin v., Schwarzwaldsagen. Emmendingen, Dölter. 8. 2 M. 80 Pf.

Freimut, E., Fruchtkeime. Pädagogische Aphorismen in poetischer Form. Stuttgart, Lutz. 12. 1 M. 25 Pf.

Günther, S., Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der wirthschaftlichen Geographie. Wien, Hartleben. Gr. 8. 60 Pf.

Henzen, W., Konrad von Wettin. Historisches Drama. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Kahle, C., Die fahrenden Leute der Gegenwart und ihre Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte des Vagabundentums und des Gaunerwesens. Gera, Bauch. 8. 1 M. 25 Pf.

Maška, K. J., Lössfunde bei Brünn und der diluviale Mensch. Eine kritische Studie. Wien. Gr. 4. 1 M.

Paarmann, A., Die Schöpfung und das Geistige in derselben. Eine naturwissenschaftliche Studie. Königsberg, Hartung. Gr. 8. 3 M.

Quincke, W., Katechismus der Kostümkunde. Mit 453 Kostümfiguren in 150 Abbildungen. Leipzig, Weber. 8. 4 M.

Reck, O., Baron Peters Brautfahrt. Eine ungarische Novelle. Berlin, Jacobsthal. 8. 2 M.

Schubin, O., Unheimliche Geschichten. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Schwieber, Emmy, Heimliche Blüten. Gedichte. Mit einem Vorworte. B. Leipa, Künstner. 8. 1 M.

Voß, R., Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Wachenhusen, H., Die Geschichte einer Schönheit. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Winterfeld, A. v., Neue humoristische Soldatengeschichten. 15ter u. 16ter Bd. Jena, Costenoble. 8. à 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

... bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, ... Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

[illegible]

... Samuel Taylor Coleridge. ... Studie von Richard ... Von Alexander ... in Finland und Japan. Von Heinrich ... Von Friedrich ... in Innsbruck. — ... in Heidelberg. — ... Register ...

[illegible]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

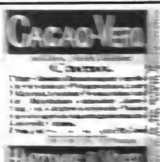
Gespräche mit Goethe

[illegible]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. ... 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. ... Pf.









Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 13. Juni 1889.

Inhalt: Neue Erzählungen. Von Adolf Fleischmann. — Zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte. Von Robert Borberger. — Poetisches und Wissenschaftliches. Von Karl Spitteler. — Kunstgeschichtliche Literatur. Von Gustav Portig. — Roepell-Caro's polnische Geschichte. Von Hubert Ermisch. — Biographisches. Von Robert Waldmüller und Heinrich Löbner. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Erzählungen.

1. Kreuz und Quer. Erzählungen aus meinem Wanderleben von Wilhelm Lanser. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 2 M.
2. Kismet. Novellen von Jesko von Puttkammer. Leipzig, Brehse. 1889. 8. 4 M.
3. Geschichte und Dichtung. Von P. C. von Planta. Bern, Wyß. 1889. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Alarich. Roman aus der Völkerwanderung von W. Urban. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 6 M.

„Kreuz und quer" durch Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien und Rußland führt uns Wilhelm Lanser (Nr. 1) an kleinen Bildern des Menschenlebens in Volk und Gesellschaft vorüber, die er uns in scharfer Beleuchtung und frischer, wahrer Gestaltung erkennen läßt. Ernst und Humor wechseln dabei ab. Bald ist's Familien- und Geschäftsleben in der kleinen Stadt; bald toller Studententrubel, bald der ruhigere, aber immer eigenartige Zug aus der Burschenzeit von Tübingen und Heidelberg mit gut erfundenen, jedenfalls aber gut erzählten Abenteuern im Verkehre mit dem schönen Geschlecht; bald die beginnende Laufbahn des jungen Predigers, noch frei von jeglichem Ernste theologischer Begeisterung, nur mit komischen Widerwärtigkeiten, Hindernissen und Verwechselungen kämpfend; dort die Qualen eines mit seinem drückenden Geheimniß einer verhängnißvollen That von Land zu Land reisenden Liebhabers; hier ein Blick auf die blutige Communardenwache in Paris vom Mai 1871 und auf den Schauplatz spanischer Stierkämpfer. So sind es zehn kurze Erzählungen geworden, deren jede den Leser nicht nur anmuthet, wenn er dem Erzähler aufs heidelberger Schloß, sondern auch fesselt und spannt, wenn er ihm auf den Weg über die Alpen bis Rom und Neapel folgt. In der Sprache nirgends Härte und Rauheit; immer der Stil der guten Gesellschaft und der einfachen Natürlichkeit.

Was ist aber „Kismet"? Ich weiß es nicht; sollte es jene arabische Bezeichnung des Schicksals sein? Der Verfasser, Jesko von Puttkammer (Nr. 2), sagt nur im vorgedruckten Motto: „Kismet der Liebe! So wunderbar beseligend und doch unheilvoll! Du ergreifst Mann und Weib. Der schwache Charakter wird dir erliegen und nur ein starker Wille vermag sich deiner Gewalt durch edle Thatkraft zu entziehen." Das ist allerdings die Signatur der sieben kleinen Novellen, die auf 199 Seiten zusammengedrängt sind. Die bestrickend schöne andalusische Tänzerin Maritana schleudert vom Schauplatz ihrer Triumphe herab dem armen Baron von Wennern den Liebespfeil ins Herz, verschwindet dann, wird von ihm in glühender Hast verfolgt, wiedergefunden und vor der Wuth des verabschenten eifersüchtigen Don Romanos beschützt. Aber dieser stößt ihr den Dolch in das Herz, welches warm und treu für Wennern schlug. — Ein anderer begegnet auf dem Fasching in Nizza dem „Veilchen". Ein Blick — und er liebt. Er findet sie am Spieltische von Monte Carlo in Begleitung eines hagern glattrasirten Herrn, der die Goldernte in ihr Täschchen füllt. Nach dem Theater, wo sie ihre Zauber im „L'Archiduc" über die Zuschauer verbreitet, begegnet er ihr wieder. „Veilchen" ruft er sie an. Sie schüttelt heiter den Kopf und ruft „au revoir". Aber er hat sie nie wieder gesehen. — Der Maler Bennot trifft auf der Reise das Urbild seiner Madonna della Turbia. Seine Liebe entsteht zwar nicht erst, aber sie wächst mit dem Gemälde. Als er sie in Florenz wiederfindet — sie war damals schon Witwe —, erfährt er ihr Schicksal, erklärt sich ihr — aber sie weist ihn ab. „Gehen Sie! verlassen Sie Florenz, wenn Sie meinen Schmerz achten, damit Ihre Gestalt mich nicht immer von neuem an mein unheilvolles Schicksal erinnert." Er geht. Die schöne Lucia aber, die ihn liebt, will den

Verzweifelnden gewinnen und wirft sich an sein Herz. Er verschmäht sie und flieht, und es ward nichts mehr von ihm gehört. — Die schöne Magnatin Frau Gräfin Ilka Sedvös hat ihren Gatten nie geliebt, jetzt verachtet sie ihn, da er ihr untreu ist, aber sie schweigt und kämpft mit der Liebe zu dem deutschen Baron Wolf von Reydt. Auch er liebt die Gräfin leidenschaftlich. Aber er scheidet trotz ihres Ausrufes: „Muß es denn mein Schicksal sein, den Mann meiner Liebe zu finden, um ihn in demselben Augenblick auf ewig zu verlieren!" — So geht durch alle Erzählungen der Zug der Leidenschaft glühendster, nie befriedigter Liebe. Sie sind aufregend und doch oft wohlthuend und die zuletzt erwähnte entrollt in der ungarischen Magnatin eine herrliche Frauengestalt, die im Siege über ihr Herz einem schweren Schicksal erliegt, während die Mehrzahl der andern Damen den Hauch der Halbwelt an sich tragen, und gerade dieser ist's, der die Männer verwirrt.

Die beiden andern obengenannten Werke tragen geschichtlichen Charakter. P. C. von Planta behandelt in „Geschichte und Dichtung" (Nr. 3) eine Begebenheit aus dem 18. Jahrhundert. Es ist eine Familiengeschichte: „Der rhätische Aristokrat." Ein reicher schweizer Grundherr, verknöchert im Standesvorurtheile seiner Zeit, der nur seinen Willen kennt und keinen Widerspruch verträgt, fest verschlossen gegen die Strömungen der neuen Gedanken, die sich bereits um ihn herum regen und denen sein Freund, der Oberst, huldigt und im Herzen des andern Eingang zu verschaffen sucht. Er ist „Landeshauptmann", und ohne irgendwelcher gesetzlicher Bevorrechtung zu genießen, ist er theils durch Geschäftskenntniß und Entschiedenheit des Charakters, aber weit mehr noch durch seinen Reichthum und das hergebrachte Ansehen seiner Familie in der Gegend allmächtig; seine Gemeinde ist ihm fast knechtisch ergeben. Sein Freund, der Oberst, der ihn besucht, liebt seine erblühende Tochter Marie und findet Gegenliebe. Aber der Vater hat ihr einen andern Mann zum Gatten bestimmt, den sie gar nicht kennt. Die Liebe wird also geheim gehalten und deshalb entfalten sich ihre Schwingen um so mächtiger. Marie ist zwanzig Jahre alt, eine heitere Unschuld, voll innigster Liebe zu ihrem verwitweten Vater. Desto schwerer wird ihr der Kampf, der sich zwischen dieser und zwischen der Liebe zum Oberst entspinnt. Ihre einzige Herzensvertraute ist ein Bauernmädchen aus dem Dorfe. Der Oberst ist ein Mann von über vierzig Jahren, ein gebildeter Militär, der aus einer unbemittelten Familie stammt, aber die Umgangsformen der höhern Gesellschaft vollkommen beherrscht. Den politischen und socialen Anschauungen des Landeshauptmanns steht er fern. Das sind die Hauptfiguren der Geschichte und aus ihren Charakteren ergibt sich, daß der Vater dem Obersten die Hand Mariens versagt und diese zu einem ihr verhaßten Ehebunde zwingen will; daß die Liebenden eine heimliche Ehe schließen und entfliehen. Der Vater verfolgt sie, setzt die Tochter gefangen, ruft die Gerichte zu Hülfe, unterliegt aber ihrem Spruche, welche der Tochter das Recht einräumen, den Gatten sich selbst zu wählen. Der Grausame gibt ihr seinen Fluch mit auf den Weg. Erst als Witwe findet sie wieder Zutritt in sein Schloß, wo sie ihn kurze Zeit bis zu seinem Tode pflegt. Ob eine Versöhnung mit dem Kinde stattfand, weiß die Geschichte nicht zu erzählen. Dem Obersten blieb er feind.

Die Darstellung ist einfach und anziehend; wo die Geschichte aufhört und die Dichtung beginnt, läßt sie nicht erkennen. Von besonderm Interesse sind die wahrscheinlich echten Briefe, die Marie aus ihrer Haft an den Obersten schreibt, und der letzte, den sie, Versöhnung erflehend, vergebens an den Vater richtet.

Derselbe Band enthält ein historisches kleines Volksschauspiel: „Graf Rudolf von Werdenberg" aus dem Jahre 1405, welches in Chur von einem dramatischen Vereine mit großem wohlverdienten Beifall aufgeführt worden ist — und einige lyrische Gedichte ernsten, tief gefühlten Inhalts, entsprungen aus einem warmen Gemüthsleben, dem sie in tadelloser, mehrfach vollendeter Form Ausdruck geben. Hier einige Proben:

Die Schwermuth.

Auf dunkler Wolke steigt die Schwermuth nieder;
Doch trägt sie eine Fackel in der Hand
Und lüftet uns die müden Augenlider,
Um uns zu leuchten in das bessre Land.
Und während sie die Fackel vor uns hält,
Vermischt sie mit den unsern ihre Zähren,
Bis süße Wehmuth unsern Gram erhellt
Und selbst die Thränen sachte sich verklären.

Die Gedichte, „Meditationen" genannt, entstanden in den für den Dichter durch die Krankheit und den Tod seiner Frau kummervollen Jahren 1886 und 1887. Daher folgendes Gedicht:

Beim Lesen ihrer Briefe.

Es tauchen neu die alten Bilder
Aus der Vergangenheit empor,
Doch deckt verklärend sie ein milder,
Aus Dämmerlicht gewobner Flor.

Wie hast du, Arme, dich gequält
In Mutterliebe, Muttersorgen!
Die liegen alle ungezählt,
Nun in dem stillen Grab verborgen.

Doch unbegraben ist geblieben
Das Wort, das aus den Briefen spricht,
Das süße Wort, mich stets zu lieben,
Bis dir das Herz im Tode bricht.

So nehmt, bevor ich von euch scheide,
Ihr theuern Briefe, diesen Kuß,
Und bringt ihn ihr aus meinem Leide
Als letzten, heißen Abschiedsgruß.

Der Roman „Alarich" (Nr. 4) hat gewissermaßen einen Vorgänger in Felix Dahn's „Ein Kampf um Rom"; hier und dort die Macht der Gothen in Italien, der Fall und die Plünderung Roms und die verkommenen poli-

tischen und gesellschaftlichen Zustände der ewigen Stadt. Vergleichen können wir beide Werke schon deshalb nicht, weil sie in vielen Zügen des eigentlichen Romans, nicht der Geschichte, verschieden angelegt sind. Immerhin halten wir es für ein Wagniß, daß W. Urban sich noch einmal auf dieses Feld begeben hat. In der Form und namentlich in der Sprache ist er weit hinter Dahn's Werk zurückgeblieben, ebenso in der Charakteristik der liederlichen Damen jener Zeit am Hofe und im Hause des Kaisers. Alarich ist nach verschiedenen mit Rom gepflogenen diplomatischen Verhandlungen, die namentlich die Herausgabe seines dort als Geisel festgehaltenen Sohnes betreffen, aber keinen Erfolg haben, aus Illyrien hervor- und gegen Rom aufgebrochen, nachdem er erfahren, daß dort Stilicho ermordet worden ist. Bei diesen Verhandlungen hat Gauchos, der nachmalige gothische König Athaulf, Nachfolger Alarich's, die Schwester des Kaisers Honorius, die üppige und in den Schmuz jener Zeit bis an den Hals versunkene Placidia kennen gelernt. Er entzieht sich erst ihren Lockungen. Als er als Feind an der Spitze des Heeres nach Rom kommt, geräth er abermals in ihre Netze. Sie liebt ihn bis zur Raserei und ist an dieser Liebe moralisch genesen und ein braves Weib geworden. Dies nur ein Zug des Romans. Sie werden Mann und Frau in bester Form und das Volk umjauchzt sie als ein Symbol der Eintracht und des Friedens, den Rom, oder vielmehr des Kaisers „fetter Oberennuch Olympius“ mit den Barbaren geschlossen hat. Der Papst Innocenz hat sie getraut! „Eine Frucht der Liebe — — — kniet Ihr vor mir“ u. s. w. hat er gesagt. „Placidia lenkte den Blick ihres Gatten zum Himmel.“ Ob sie, die Buhlerin noch vor kurzer Zeit, „die flitterhafte, verführerische, unmoralische Placidia“, den ihrigen auch schon zum Himmel gelenkt hatte? Der Dichter sagt wörtlich S. 130:

Zwei Extreme, zwei Naturen, Gauchos und Placidia, von denen es durchaus zweifelhaft war, welche von beiden stark genug sein würde, die andere zu besiegen, denn auf Tugenden, ebenso wie auf Lastern, reiten sich die Menschen fest.

Noch zwei Sprachproben:

Das Volk kam und ging, ließ sich nicht durch leeren Brimborium von der Person seines Königs trennen.

Ferner:

Hastelf (des Königs Leibarzt) kam und sah sofort genauer a s Gauchos, was passirt war.

Solcher Stellen habe ich noch viele angestrichen.

Adolf Fleischmann.

Zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte.

1. Züge deutscher Sitte und Gesinnung. Von Albert Freybe. Erstes Heft: Das Leben in der Treue. Zweite Auflage. Zweites Heft: Das Leben im Recht. Zweite erweiterte Auflage. Gütersloh, Bertelsmann. 1889. 8. 5 M. 20 Pf.

Besonders wegen des Inhalts des zweiten Hefts habe ich diese „Züge deutscher Sitte und Gesinnung“ lieber der Cultur- als der Literaturgeschichte zuweisen wollen. Denn er ist zum Theil aus Quellen geschöpft, für die der Literaturforscher nur ein sprachliches Interesse hat, die aber ihrem Inhalte nach der Rechtswissenschaft angehören. Wie das auf dem Umschlage vorgedruckte Verzeichniß der übrigen Schriften des Verfassers nachweist, liebt derselbe besonders unsere volksthümliche Literatur und darunter wieder vorzugsweise die dramatische; aber er liebt es auch, culturgeschichtliche Ergebnisse aus ihr herauszuziehen, und daß er zu dieser Geistesthätigkeit sehr wohl befugt ist, beweisen die mit warmer Theilnahme für das Geistes- und Gemüthsleben unsers Volks verfaßten vorliegenden Hefte. Ich empfehle sie jedem Freunde unsers Volks, besonders denjenigen unter den Gebildeten, die, ohne die Quellen selbst zu Rathe ziehen zu können, sich gleichwol von den bloßen Inhaltsangaben in den Literaturgeschichten ermüdet fühlen. Der Inhalt des ersten Hefts bewährt treffend das Wort Klaiber's, welches der Verfasser (S. 61) anführt:

Die germanische Welt ist nicht die Welt der Schönheit und des Maßes, wie die hellenische, aber sie ist tiefer als diese von den sittlichen Mächten bewegt und auch im Sturme der Leidenschaft vernimmt sie noch die Stimme des Gewissens.

Daß aber gerade die Treue eine echt deutsche Tugend ist, darüber sind hoffentlich alle guten Deutschen einig, und wer dies noch nicht wissen sollte, kann es aus unserer herrlichen deutschen Literatur lernen: das Nibelungenlied ist das Epos, der „Wallenstein“ die Tragödie der Treue.

Der Inhalt des zweiten nunmehr erweiterten Heftes ist ein so mannichfaltiger, daß ich mich auf einige Hauptzüge aus demselben beschränken muß. Besonders haben mich als Literaturforscher angesprochen Kapitel XXIX: „Deutsche Rechtsgedanken, Rechtsnormen und Rechtssprichwörter“, und XXXVI: „Das «fröhliche Ungefähr» des Maßes in der Rechtssitte.“ Was darunter zu verstehen, möge folgende Auseinandersetzung (S. 276) darthun:

Steinwurf, Hammerwurf und Pfeilschußweite sind natürliche epische Bezeichnungen, wie es noch jetzt sprichwörtlich heißt: sich nicht über den Steinwurf hinaustrauen. Messen nach Stangen, Schritten hätte man zu aller Zeit gekonnt, aber das widerstrebte unserm alten Rechte, das sich statt dieses Ausmessens mit einem fröhlichen Ungefähr begnügte. Statt z. B. dem Bauer genau die Grenze zu bezeichnen, bis zu der seine Hühner ausfliegen dürfen, soll er sie sich selbst durch den Steinwurf bestimmen. Wenn dabei durch Stellung und Geberde der Füße und Hände des Werfenden das Geschäft erschwert wird, so soll der Erfolg nicht ganz von seinem Willen abhängig gemacht und dem Misbrauche gewehrt werden.

Das Buch beginnt mit einer Auseinandersetzung des Verhältnisses von Recht und Sitte. Hier wird dann auch

das berühmte Wort aus dem „Faust“ erörtert, mit dem Leist in Jena immer seine Vorlesungen über Rechtswissenschaft begann:

> Es erben sich Gesetz und Rechte
> Wie eine ew'ge Krankheit fort.

Was der Verfasser darüber sagt, ist ja ganz richtig; aber wenn er S. 11 es tadelt, daß „manche Leser des »Faust« seltsamerweise von der Idee ausgehen, ein Dichter müsse selbst den »Lügner von Anfang« stets die Wahrheit sagen lassen“, so bekenne ich mich auch zu dieser Klasse von Lesern des „Faust“. Der Teufel sagt die Wahrheit, aber auf teuflische Weise. Das geschriebene Recht hinkt allerdings dem Rechtsbewußtsein um Jahrhunderte lang nach, ungefähr wie die Schrift der Sprache oder die Theologie der Religion. Und mancher ist schon, wie Michael Kohlhas, an diesem übertriebenen Trotze auf das „Recht, das mit uns geboren ist“, gegenüber dem geschriebenen Rechte, nach dem gerichtet wird, zu Grunde gegangen. Einen ähnlichen Unterschied zwischen Recht und Satzungen stellt ja der Verfasser selbst fest. Ihm freilich ist das Recht ein ewiges, weil auf der göttlichen Weltordnung beruhendes. Aber ich würde dann statt Recht lieber sagen: die Idee des Rechts. Doch ich muß wider Willen von dem anziehenden Buche scheiden, um mich einem andern zuzuwenden, das einen weniger erfreulichen Eindruck auf mich gemacht hat.

2. Wilhelm Lindemann's Geschichte der deutschen Literatur. Sechste Auflage. Zweite Abtheilung. Vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis zum Auftreten der Romantiker. Bearbeitet von Joseph Seeber. Freiburg i. Br., Herder. 1889. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Die erste Abtheilung ist von mir in d. Bl. schon angezeigt worden und, wenn ich nicht irre, äußerte ich schon damals, das Buch würde seinen unparteiischen Standpunkt zu bewähren haben, wenn es gälte, die zweite Blüteperiode unserer deutschen Literatur zu schildern, wo die geistige Führerschaft von der mönchischen Scholastik auf die Kant'sche Philosophie, aus Ritterburgen und Klöstern in die Hörsäle der protestantischen Universitäten, von der lateinischen Gelehrtensprache auf die deutsche Muttersprache, von Wolfram und Gottfried auf Schiller und Goethe, von Rittern und Mönchen auf den freien Bürgerstand übergeht. Bis dahin liest sich denn auch das Buch noch recht leidlich; es ist nicht ohne Talent geschrieben und manche literarische Charakterschilderungen sind sogar vortrefflich. Aber wo es gilt, das wahrhaft Große und Ewige zu würdigen, was die Heroen unserer Literatur geschaffen haben, da versagen dem ultramontan geschulten Verfasser Kraft und guter Wille zugleich. Ich will mit dem minder Wichtigen, mit der Arbeit des Herausgebers Seeber beginnen. Die von ihm nachgetragene Literatur ist reichhaltig, aber bei weitem nicht erschöpfend; gerade bei unsern Classikern fehlen einige der wichtigsten Werke, auch das von Haym über Herder und von Weinhold über Lenz. Daß für Schiller noch Tomaschek als Autorität angeführt wird, mag hingehen; Tomaschek's Buch war für seine Zeit gut. Daß aber Janssen in seiner Schrift „Schiller als Historiker“ auch für eine Autorität gelten soll, dessen zweite Auflage womöglich noch fehlerhafter ist als die erste, geht über meinen Horizont. Gleichwol wird er (S. 688) ein „competenter Historiker“ genannt. Für Lessing und Goethe beruft sich der Herausgeber (oder der Verfasser?) besonders auf die ultramontanen Schmähschriften von Baumgartner. Bei solchen Autoritäten kann es natürlich auch an sachlichen Irrthümern nicht fehlen. So wird S. 686 die „Geschichte Württembergs“ Schiller zugeschrieben, desgleichen S. 687 die „Verschwörung des Bedemar“. Nicht die „Kindesmörderin“, sondern die „Elegie auf den Tod eines Jünglings“ machte den Dichter Schiller berüchtigt (S. 681). Die Schrift von Gäfertz, „Goethe's Minchen“, bezieht sich auf Minna Herzlieb und nicht auf Wilhelmine Probst (S. 636). Wie ein solches Pröbchen eines ultramontanen (nicht katholischen; gegen eine solche Gleichstellung ganz verschiedener Begriffe in der Anmerkung zu S. 536 muß ich entschieden Verwahrung einlegen; also eines ultramontanen, denn allerdings ist jeder Ultramontan Katholik, aber bei weitem nicht alle Katholiken, Gott sei Dank, sind Ultramontane) Urtheils über einen unserer Geistesheroen aussieht, möge folgendes Urtheil über Lessing zeigen (S. 536):

> Er war der Pfadfinder der modernen Aufklärung, der mit den christlichen Idealen wie mit der nationalen Vergangenheit gleichmäßig brach; ein Mann, groß durch seine Geistesarbeit, durch seinen unermüdlichen Fleiß, durch sein feines ästhetisches Urtheil, das er sich an den classischen Mustern der Antike bildete, aber klein in der Verkennung der christlichen Wahrheit, unaufrichtig im Forschen nach derselben.

Lessing unaufrichtig im Forschen nach irgendeiner Wahrheit!

3. Deutsche Nationallitteratur. Historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 462—491. Stuttgart, Spemann. 1889. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Das große gemeinsame Unternehmen von Spemann und Kürschner, von dem wieder 30 Lieferungen vorliegen, schreitet jetzt so rasch vor, daß in nicht allzu langer Zeit das Ende desselben abzusehen ist. Die vorliegenden Lieferungen umfassen wieder den Zeitraum der beiden classischen Perioden vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. Auch über sie läßt sich nur Gutes sagen, wenn ich nicht etwa mich selbst ausnehmen will oder muß, da ich auf einen schlimmen Fehler in meiner Lessing-Ausgabe X, S. VII der „Dramaturgie“, also gerade eines der gelehrtesten Werke, in dankenswerther Weise aufmerksam gemacht worden bin. Er ist nach S. 471, Nr. 94, zu verbessern. Der letzte Band wird überhaupt noch mehrere Nachträge und Berichtigungen bringen. In den vorliegenden Lieferungen wird der achte Band beendigt, der zehnte ganz gegeben. Von Piper's trefflicher Arbeit „Geistliche Dichtung des Mittelalters“ wird der erste Band beendigt. Golther's

„Gottfried von Straßburg“ kann ich nicht abschätzen, da ich nur die Einleitung gelesen habe. In dieser fiel mir auf, daß auch das wenige, was wir bisher von Gottfried zu wissen glaubten, neuerdings in Frage gestellt wird. Eine vorzügliche Leistung und jedenfalls das Beste und Vollständigste, was wir bisjetzt über diese interessante Erscheinung in unserer dramatischen Literatur wissen, ist der von W. Creizenach herausgegebene Band: „Schauspiele der englischen Komödianten.“ Dieser leitet uns der Zeit nach hinüber in die Blüteperiode unsers Dramas, die durch Lessing („Dramaturgie“) und Goethe (Bd. 10: „Dramen“; Bd. 5: „Fragmente antiken Charakters“, „Spiegelungen der Revolutionszeit“, besorgt von Schröer, und Bd. 23: „Aus einer Reise in die Schweiz“, besorgt von Düntzer, beide Bände in der gewohnten sorgfältigen Weise) vertreten sind. Daran reiht sich endlich das 19. Jahrhundert, vertreten durch Immermann und Lenau, deren beider Werke hier (durch Max Koch) in würdiger Weise zum Abschlusse gelangen.

4. Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Herausgegeben von Jakob Bächtold und F. Vetter. Ergänzungsband. Erste Lieferung: Das Schachzabelbuch Kunrat's von Ammenhausen, Mönchs und Leutpriesters zu Stein am Rhein. Nebst den Schachbüchern des Jakob von Cessole und des Jakob Mennel herausgegeben von F. Vetter. Frauenfeld, Huber. 1887. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Umstand, daß das vorliegende Heft mir erst nachträglich zugegangen, gibt mir willkommene Veranlassung, noch einmal auf die treffliche Ausgabe zurückzukommen, deren zweite Lieferung ich schon in d. Bl. f. 1888, S. 825 mit dem verdienten Lobe angezeigt habe. Dieses Lob kann ich auch hier nur wiederholen und meine vaterländische Freude darüber aussprechen, daß, wie es scheint, durch die Neugestaltung des Deutschen Reichs auch in der deutschen Schweiz der nationale Sinn neu und kräftig seine Schwingen regt, sodaß wir nicht im staatlichen, sondern in einem höhern Sinne „ein einzig Volk von Brüdern“ ausmachen und auch in diesem Sinne das Wort unsers großen Dichters sich erfüllt:

> Wisset, Eidgenossen!
> Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
> Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
> So sind wir Eines Stammes doch und Bluts,
> Und Eine Heimat ist's, aus der wir zogen.

5. Johann Elias Schlegel. Von Eugen Wolff. Berlin, Oppenheim. 1889. Gr. 8. 4 M.

Einzelarbeiten über deutsche Dichter untergeordneten Ranges, besonders aus dem vorigen Jahrhundert, entstehen gewöhnlich noch auf den Universitäten und werden von den Lehrern als Seminar-, als Doctor- oder Preisarbeiten aufgegeben. Die vorliegende sorgfältige und angenehm lesbare Arbeit ist eine Habilitationsschrift, der eine ausführliche Arbeit über Gottsched und seine Zeit folgen soll. Der Verfasser hat alles erreichbare Material zu seiner Verfügung gehabt und es mit Geschick verwerthet. Ich gestehe, daß ich dergleichen Arbeiten immer mit einem gewissen Mistrauen in die Hand nehme, ob der Verfasser seinen Helden nicht überschätzt, was ja ein sehr verzeihlicher Fehler ist, jedenfalls viel verzeihlicher als der entgegengesetzte. Aber auch hiervon habe ich keine Spur gefunden; den Charakter der Langweiligkeit, der allen Geisteserzeugnissen der Gottsched'schen Zeit mit ihren ewigen Pappelalleen von Alexandrinern aufgeprägt ist, hat auch er seinem Helden nicht benommen, auch nicht benehmen wollen. Nur eine Stelle läßt dergleichen ahnen (S. 12), wo ihn die Parallele mit der Goethe'schen „Iphigenie“ verführt:

> Wie weit deutet Elias Schlegel damit über seine Zeit hinaus! Ist dies nicht der Weg, auf welchem ein halbes Jahrhundert später Goethe mit seiner „Iphigenie“ antike Größe durch das Ideal moderner Humanität verklärt? Auch Goethe läßt, wie Schlegel, nicht ohne Absicht Orest auf offener Scene in seine Raserei verfallen, während sich der antike Dichter an dem epischen Berichte genügen läßt u. s. w.

Aber wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe!

6. Herder's Briefe an Johann Georg Hamann. Im Originaltexte herausgegeben von Otto Hoffmann. Berlin, Gärtner. 1889. Gr. 8. 6 M.

Der vorliegende Briefwechsel ist in mehrfacher Beziehung gehaltreich genug, um der Ehre der Herausgabe werth zu sein. Die Originale wurden bisher von einem leipziger Autographensammler so sorgsam gehütet, daß niemand von ihrem Vorhandensein eine Ahnung hatte. Erst der bekannte Herder-Forscher, Bernhard Suphan, bekam diesen Schatz zu Gesicht, mußte aber, anderer dringenderer Geschäfte wegen, mit schwerem Herzen auf die eigene Herausgabe desselben verzichten. Der nunmehrige Herausgeber hat der klar von ihm erkannten doppelten Aufgabe volle Genüge geleistet und ein höchst lesenswerthes Buch geliefert. Auch daß er den schon von Roth durchgesiebten Hamann'schen Antheil an diesem Briefwechsel nur insofern noch einmal durchsiebte, als er nur diejenigen von Roth ausgelassenen Stellen daraus mittheilte, die an sich oder für die Erläuterung der Herder'schen Briefe Interessantes boten, wird man nur billigen können; so wichtig ist Hamann denn doch nicht, daß jede von ihm geschriebene Zeile mitgetheilt zu werden verdiente.

> Wer Herder's Herz kennen lernen will, das in des Jünglings Brust vom höchsten Sehnen überfließt, das in des Mannes Busen sich bisweilen verschließt, schnell aber die Kraft wiederfindet, den guten Kampf des Lebens unter einer erdrückenden Last von Arbeiten immer von neuem aufzunehmen, das in der Mitarbeit der treuesten Lebensgefährtin, im Gedeihen einer zahlreich heranwachsenden Kinderschar Trost und Befriedigung findet, der trete ein; die Thüren des Pfarrhauses stehen weit geöffnet, bis zur Wochenstube dürfen wir vordringen.

Mit diesen den Briefwechsel durchaus richtig bezeichnenden Worten führt uns der Herausgeber in denselben ein. Es thut mir nur leid, keine größere Blütenlese von angestrichenen Stellen daraus geben zu können. Eine

Selbstkritik Herder's kann ich mir jedoch nicht versagen, hierher zu setzen, die er dem treuen Freunde von Nantes aus über die von ihm in Riga eingenommene Stellung gibt (S. 62):

Nichts ist in der Welt peinlicher, als zu groß für seine Sphäre zu scheinen und zu klein für dieselbe zu sein, und das war der Fall mit mir; das gab Contrarietäten zwischen mir und meinen Aemtern, zwischen den Aemtern an sich selbst und mit andern Sachen. Ich fühlte den Anfang einer Falte meines Geistes, die ich zerstören wollte. Ich fing mich an wie eine verstümmelte Büste zu fühlen, wenn ich in den ewigen Kreis meiner Beziehung hätte eingeschlossen bleiben sollen. Ich sahe, daß gewisse Jahre zu nutzen wären, die nicht wiederkommen. Ich sahe, daß ich überraschen müßte, oder ich bliebe sitzen. Ich that's. Ich überraschte — Stadt, Kirche, Magistrat, nahm Abschied und traf den Punkt, da mich die Thränen und Wünsche aller begleiteten und man, aus einer Sympathie für die Jugend, in die ich mich stellte und in der man mich selbst bisher nicht gesehen hatte, mich mit Regungen beschenkte, die wenigstens uneigennütziger sind als Geschenke.

Inwiefern der Briefwechsel auch von literarischer Bedeutung ist, besonders für die Entstehungsgeschichte Herder'scher und anderer Werke, kann hier nur angedeutet werden. Für die „Volkslieder" habe ich eine ganze Reihe von Stellen angezeichnet, für den Lessing'schen Briefwechsel und seine „Freimaurergespräche" ist S. 143 von Wichtigkeit.

7. Goethe's Lyrik, ausgewählt und erklärt für die obern Klassen höherer Schulen von Franz Kern. Berlin, Nicolai. 1889. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ich begreife wohl, daß trotz der vielen neuerdings erschienenen Goethe-Ausgaben, deren jede ihre eigenthümlichen Vorzüge hat, auch trotz der mehrfachen Auswahlen und Ausgaben für Schulen, es für einen gewissen Kreis von Schulen immerhin noch ein Bedürfniß ist, eine Art Kanon der zu erklärenden Goethe'schen Gedichte zusammenzustellen und diesem Bedürfnisse mag das vorliegende Buch entsprechen. Der Herausgeber hat es verschmäht, dem Buche ein Vorwort vorauszuschicken; schon das deutet darauf hin, daß er auf einen sichern Kreis von Abnehmern zählt. Im übrigen verläßt er sich auf die Geltung seines Namens, der allerdings in pädagogischen Kreisen einen guten Klang hat. Die Anordnung ist chronologisch und es ist sehr nach meinem Geschmacke, daß den Goethe'schen Jugendgedichten, da diese gerade für die Jugend den meisten Reiz haben, besonders den nach Goethe's Bekanntwerdung mit Pindar in freien Rhythmen gedichteten, die den fehlenden Reim und die Strophenform durch den Schwung und die Musik der Sprache ersetzen, ein bedeutender Raum gestattet ist. Weniger kann ich es billigen, daß die Balladen gänzlich fehlen, doch auch dafür wird wol der Herausgeber seine guten Gründe gehabt haben. In der Erklärung weiche ich nur in Kleinigkeiten von ihm ab, deren wichtigste die Zutheilung der Rede in „Alexis und Dora" ist: Kern gibt Vers 1—8 dem Alexis, ich gebe sie dem Dichter.

8. Wilhelm Hey. Ein Bild seines Lebens und Dichtens zum Andenken an den hundertjährigen Geburtstag des Kinderfreundes. Herausgegeben von A. Bülow. Leipzig, Rust. 1889. 8. 1 M.

Es ließ sich erwarten, daß der hundertjährige Geburtstag des bekannten und beliebten Kinderfabeldichters, dessen berühmtestes Buch auch vielfach pädagogisch, besonders durch die Kahr'sche Schule, durchgearbeitet worden ist, der 26. März, in Lehrerkreisen nicht ohne Sang und Klang und ohne die unvermeidlichen Festschriften vorübergehen würde. Eine Festschrift braucht nicht gerade Neues zu bieten; wenn sie aus einem warmen Herzen kommt und Eindruck auf die Kreise macht, für die sie zunächst bestimmt ist, so hat sie ihren Zweck erfüllt. Und das läßt sich ja wol von der vorliegenden Schrift behaupten, deren Verfasser ein rühriger pädagogischer Schriftsteller zu sein scheint. Denn sonst könnte man wol über eine gewisse Dürftigkeit des Urtheils, wie das über Lachmann (S. 12), Klage führen.

Robert Borberger.

Poetisches und Wissenschaftliches.

1. Das Lied vom Tannhäuser. Ein romantisches Gedicht von Max Eugen Burckhard. Leipzig, Klinkhardt. 1889. 8. 2 M. 40 Pf.
2. In eigenen Banden. Eine Erzählung aus dem modernen Leben. In Versen von Albert Schnitter. Dresden, Pierson. 1889. 12. 1 M. 50 Pf.
3. Harfe und Harnisch. Ein Romanzero aus dem Mittelalter von Georg von Schulpe. Dresden, Pierson. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.
4. Zurück ins Leben. Novelle in Versen und andere Dichtungen von B. Noelting (E. Heldt). Riga, Kymmel. 1889. 16. 1 M. 50 Pf.

„Das Lied vom Tannhäuser" von Max Eugen Burckhard (Nr. 1) entbehrt nicht allen Reizes; ja anfänglich wird die Hoffnung erweckt, ein echtes Phantasiebilderbuch zu erhalten. Denn die Einführung der Frau Venus mit ihrer leichten Nymphencavalerie ist lieblich gerathen, die Scenerien des Hörselberges mit seinen märchenhaften Flußlandschaften, seinem zauberischen Halbdunkel, seinen plötzlich in den Buchten aufleuchtenden Nymphen wirken bestrickend; überhaupt läßt sich den Traumvisionen im Tannenhause optische Schönheit nicht absprechen. Leider sind das taube Knospen, die sich nirgends voll entfalten, während andererseits die Dichtung im allgemeinen je länger desto mehr in die Blätter schießt, ich meine ins Opernhafte und Schwatzhafte. Es fehlt dem Verfasser durchaus die wünschbare Kühnheit und meist auch die unentbehrliche Kraft; Zimperlichkeit thut nirgends gut, am wenigsten jedoch bei gewagten Stoffen. Unheilvoll wirkte vor allem der Einfall, den zweiten Theil der Tannhäusersage ausführlich und pathetisch abzuhandeln. Diese entsetzlichen Weherufe und

lebenslänglichen Zerknirschungen wegen eines einzigen, nichts weniger als himmelschreienden Fehlers, diese Kompilgereien und Klausnereien, dieses Altweibergekreisch vor dem bloßen Namen „Venus" oder „Tannhäuser", mit allem was darum- und daranhängt, das ist denn doch zu einfältig, als daß man es einem modernen Leser mit tragischer Betonung bieten dürfte. Wieland hat im „Oberon" gezeigt, in welchem Stile solche romantische Sündenfälle und Bußen heutzutage zu erzählen sind; allein wie alle lebenden Epiker verschmäht unser Verfasser überhaupt das Lernen von Vorbildern. Mit Unrecht, denn ein einziger Blick auf Ariost und Tasso würde seinem Venusgarten eine ganz andere Leuchtkraft und Formfülle verschafft haben. Im zweiten, irdischen Theile der Dichtung möchte ich einzig die Erzählung des Sündenfalls hervorheben, welche mit folgenden Versen eingeleitet wird:

> Durch die lichte Aue schritten sie,
> Tannenhäuser und an seiner Seite
> Hertha, mild vom Mondenlicht umwoben.
> Glitzernd spielte es um die Gewänder,
> Aber ruhig lag es auf dem Antlitz,
> Und dem Blütenschnee der Zweige gleich
> Schimmerten die Stirne und die Wangen.
>
> Unverwandt, wie zauberfest gebannt,
> Hafteten auf ihr Tannhäuser's Blicke
> Und sein Auge sog ihr Bildniß ein.
> Aber leise rauscht' es in den Zweigen,
> Zog wie sanfter Hauch durch Blatt und Blüten,
> Löste dorten wollustschwere Düfte,
> Daß sie durch die laue Mainacht wogten.
> Und im Walde rings hob sich's zu regen,
> Leise wiegten sich die Blütendolden
> Und an ihnen glitt dahin das Mondlicht.
> Rings im Moose glitzt' es gleich Smaragden,
> Heller wuchs der Schein, jetzt hier jetzt dort
> Blitzt es schimmernd auf in lichtem Weben.
> Leise schwirrt es durch die Gräser, Zweige,
> Und zu einem Klang der Harmonien
> Einen sich der Liebe zarte Töne.
>
> Immer lauter ward das Schwirren, Weben,
> Immer stärker ward der Blütenduft,
> Immer weiter zog das helle Gleißen
> Rings im Walde von dem Weg die Wandrer.
> Stets vor ihnen lag's in lichtem Scheine,
> Gleich als wäre hier des Waldes Ende,
> Doch von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch
> Glitt es flüchtig stets vor ihren Schritten,
> Immer tiefer in den Wald sie lockend.

Wie der Leser sieht, hat Burckhard zur Grundlage seiner Dichtung ein selten angewandtes Versmaß gewählt, den sogenannten serbischen Trochäus. Ueber dieses Versmaß und seine Verwendbarkeit sollte einmal ein Wort im Zusammenhange geredet werden; hier ist natürlich nicht der Platz dazu. Zu der Vermeidung des spanischen Trochäus können wir jedenfalls dem Verfasser nur Glück wünschen.

„In eigenen Banden" von Albert Schnitter (Nr. 2), obschon in fünffüßigen (reimlosen) Jamben geschrieben, bedeutet nichts mehr als eine ganz gewöhnliche harmlose Feuilletonnovelle der tugendhaften und edelmüthigen Art. Daß eine so vollkommene Mittelmäßigkeit der Erfindung und Darstellung sich unter dem Mantel der Dichtung an die Oeffentlichkeit wagt, bekundet überdies eine glückliche Naivetät, wie sie nur Dilettanten beschieden zu sein pflegt. Blos der tragische Schluß, so unerwartet und unbegründet er auch kommt und so peinlich und unvernünftig er an sich ist, versöhnt den Leser einigermaßen mit dem Verfasser; denn hier waltet entweder persönlich Geschautes oder Erlebtes, dessen schmerzlicher Inhalt ergreift. Der Gesprächsstil und mancher einzelne Ausdruck, wie z. B. das „unendlich milde" Lächeln des „Adonis-schönen" Cavalier Othmar, mit dem „blonden, kleinen Schnurrbart", dem „dunkeln Auge" und den „braunen Locken", lassen auf einen weiblichen Verfasser schließen; wenigstens vermag man blos unter dieser Voraussetzung einen solchen adonisirenden Tanzmeisteridealismus zu entschuldigen. Die Verse der Erzählung laufen glatt und matt und platt. Hiervon eine Durchschnittsprobe:

> Schon rüsteten die Schwalben sich zur Reise
> Nach fernen Landen, über weite Meere,
> Die Blätter fielen herbstgelb von den Zweigen,
> Und in den Scheunen lag das goldne Korn.
> Der Sperling schaute, ob der Wein gerathen,
> Und, wer bis nun die reine Landluft lobte,
> Der freute sich nunmehr der frohen Heimkehr
> Nach seinem trauten, winterlichen Herd.
>
> So war denn auch das Haus am Stephanshügel
> Und bald nachher das schmucke Schloß im Parke
> Mit seinen Erkerfenstern und Portalen
> Vereinsamt und verödet gleich dem Nestlein
> Des Wandervogels, der nach Süden zog.
> Im kleinen Städtchen aber, wo des Schlosses
> Bewohner stets die rauhen Wintermonde
> Am wärmenden Kamine froh verbrachten,
> Begann um selbe Zeit ein lebhaft Treiben:
> Der Stutzer stand auf dem gewohnten Platze,
> Um nach der Sonntagsandacht einen Blick
> Aus schönem Aug', vielleicht sogar ein Lächeln
> Vielsüßer Mädchenlippen zu erhaschen.
> Man reichte auf der Straße sich die Hände,
> Fragt' dann, wo man den Sommer zugebracht,
> Und lobte seiner Freunde gutes Aussehn
> Und lud sich gar zu Tanz, Picknick und Thee.
> Sogar der kleine Musentempel that
> Nun wieder seine Pforten gastlich auf,
> Und allerwegen herrschte frohes Leben.
>
> Nur Othmar's Auge blickte trübe. Ruhlos
> Durchmaß mit langen Schritten er die Stube u. s. w.

„Der Romanzero aus dem Mittelalter" (Nr. 3) von Georg von Schulpe ist nicht eine bloße Huldigung gegenüber einer alterthümelnden Mode, sondern offenbar beherrscht den Verfasser eine echte, eigene Sehnsucht nach dem mittelalterlichen Schloßleben mit seinen Jagden, Kriegszügen, Gesängen und Liebesabenteuern. Dieser Umstand kann denn nicht verfehlen, dem Büchlein ein eigenes Gepräge zu verleihen; es ist etwas für sich; ob auch etwas für andere, ist eine besondere Frage, deren Beantwortung

ich nicht für mich allein übernehmen möchte. Gedankenreichthum läßt sich der Sammlung unmöglich nachrühmen, namentlich die Abtheilung „Der Minnesänger" bescheidet sich denn doch mit einem gar zu kleinen Gedankenvorrath; was sollen uns stumpfe „Pointen", wie sie z. B. S. 34 die folgenden Schluß- und Zielstrophen bringen?

> Doch siehe! es ziehen nun Wolken vorbei!
> Verhüllen der strahlendsten Sterne zwei.
> Was liegt mir daran! — Ich finde sie gleich
> In deinen Augen sternfunkelndem Reich.

Oder gar (S. 44):

> Ich bin ein fahrender Sänger
> Und alles erkennt mich gleich.
> Ich bin der reichste König,
> Die Welt ist ja mein Reich.

Und auf folgender Seite (45):

> Und doch bin ich glücklich und doch bin ich reich,
> Und doch sind an Glück mir nur wenige gleich,
> Es macht mich selig, was mir verblieb:
> Ich kann ja noch singen von meinem Lieb.

Wie man sieht, der Minnesänger ist genügsam. Mögen es seine Leser auch sein.

B. Noelting's „Zurück ins Leben" (Nr. 4) entmuthigt nicht blos den Leser, sondern stimmt ihn tieftraurig: so viel Leid, Wohlgesinntheit und Frömmigkeit, gepaart mit so wenig Fähigkeit! Der Verfasser verzweifelt und der Kritiker ist hoffnungslos. „Zurück in den Schreibtisch!" hätte man diesem Büchlein zurufen sollen. Immerhin nehme ich ein Dutzend Seiten von meinem harten Urtheil aus; denn das letzte Gedicht: „Versprich mir", ist rührend, das literarhistorische Idyll „Goethe's Friederike" anziehend und die Märtyrerlegende „Arnold von Köln" hat einen schönen, kräftigen Versschwung:

> Der Kerkermeister öffnet das schwere Eisenthor,
> Es treten die Gefangnen ans Licht des Tags hervor,
> Sie sehn hinauf zum Himmel gefaßten Angesichts.
> Im Hof verliest der Schreiber das Urtheil des Gerichts.

Aber das Uebrige! Den größten Lichtstrahl erblicke ich in dem Sinne des Verfassers für den Rhythmus; er hängt vollständig von seinem Verse ab; wo er glücklicherweise einen geräumigen und vollklingenden Vers wählt, da gelingt ihm das Gedicht, wie „Arnold von Köln" und „Goethe's Friederike" beweisen; umgekehrt läßt er sich von den rasch einherlaufenden vierfüßigen gereimten Jamben seines Ritterepos „Zurück ins Leben" geradezu schleifen; er jagt hinter den Versen und Reimen her, statt sie zu beherrschen.

> Der Tanne selbst verlieh mit Scherzen
> Der junge Frühling neue Kerzen.

> Doch plötzlich traf sein Blick zwei Bauern
> Aus dunkelm Dickicht feindlich lauern.

> Er wachte auf, von Ingrimm heiß.
> Auf seiner Stirne stand der Schweiß.

> Die Fürstlichen von Mainz und Trier
> Sie wüthen gleich dem wilden Stier.

Sollte man denken, daß das derselbe Dichter ist, welcher folgende Verse zu finden weiß:

> Im wohlgehegten Gärtchen, umglänzt von Morgenschein,
> Wo um die Gitterlaube sich Geisblatt schmiegt und Wein,
> Dort sitzt im weißen Kleide, das Silberhaupt gesenkt,
> Die Greisin traumverloren! Ob sie der Jugend denkt?
> Die Sonntagsglocken klingen traut durch die stille Luft,
> Und aus den Fliederbüschen der Fink sein Liebchen ruft.
> Vor zweiundvierzig Jahren! Ein Morgen so wie heut!
> Zur Sonntagsfeier rief uns der Glocken sanft Geläut.

Und danach behaupte einer, die Wahl des Verses wäre von untergeordneter Bedeutung für den Dichter!

5. Zwei politische Satiren des alten Rom. Ein Beitrag zur Geschichte der Satire von Theodor Birt. Marburg, Elwert. 1888. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.
6. Weltlicher Humor in Geschichte, Recht und Gesetzgebung von W. de Porta. Münster, F. Schöningh. 1887. 8. 3 M.

Theodor Birt ist durch seine Studien zu der Ueberzeugung gelangt, daß den Schriften Claudian's gegen den Consul Eutropius eine freie, aber unmittelbare Benutzung des Lucilius zu Grunde liege. Diese Ueberzeugung auch andern zu vermitteln, darf als der eigentliche ernste und verdienstliche Zweck des Buchs „Zwei politische Satiren des alten Rom" (Nr. 5) betrachtet werden. Unter der Arbeit erweiterte sich jedoch das Stoffgebiet, sodaß uns jetzt der Verfasser erstens eine Uebersicht über die geschichtliche Entwickelung der Satire zugibt, wofür wir ihm dankbar sind, und uns zweitens sein ästhetisches Urtheil über den Werth jedes Satirikers gönnt, worauf wir mit Vergnügen verzichtet hätten. Ich habe keine Gelehrtenspieße auf Lager, um mich in den rein philologischen Krieg um Claudian und Lucilius einzumischen; dagegen reizen mich die ästhetischen Kunststücke des Verfassers, mitzuspielen.

Theodor Birt geht von dem Grundsatze aus, jede Satire müsse, um Werth zu besitzen, durchaus politischer Natur sein; andernfalls erscheint sie ihm als „spießbürgerlich", als „das Gezeter eines Mannes kleinen Gesichtskreises aus dem untern Volke". Ist Herr Theodor Birt Großherzog? Ich erlaube mir einfach jenen Grundsatz in einen Fragesatz umzuwandeln. Ob wirklich Claudian ein „Classiker" u. s. w. war, darüber mögen die Fachgelehrten mit dem Verfasser rechten. Was mir einzig misfällt, das ist die gnädige Art, mit welcher ein zünftiger, textkritisirender Philolog zwei große Schriftsteller des Alterthums, Horaz und Juvenal, abfertigt. Ob es z. B. wohlanständig sei, dem von tausend Dichtern wegen seiner Verskunst bewunderten Horaz „saloppe Verstechnik" vorzuwerfen, das hätte sich unser Verfasser bei Gelegenheit der Correcturbogen doch noch einmal überlegen sollen. Wie urtheilt übrigens, um das beiläufig zu bemerken, der Verfasser über seine eigene Prosatechnik?

„Weltlicher Humor in Geschichte, Recht und Gesetzgebung" (Nr. 6) gibt sich als eine Fortsetzung zu dem Buche „Geistlicher Humor in Wort, Drama und Bild". W. de Porta schenkt uns diesmal eine recht gut unter allgemeine Gesichtspunkte vertheilte Anekdotensammlung aus allen Zeiten und Ländern, vornehmlich jedoch aus der deutschen Vergangenheit. Der Stoff ist mithin groß, der Inhalt reich und die Sammlung ausgiebig; der nahezu 400 Seiten starke Band läßt sich nicht blos zur Erheiterung, sondern auch zum Studium empfehlen. Die einzelnen Abschnitte sind freilich von verschiedenem Werthe und etwas mehr Geschmack hätte nicht geschadet, denn die Sammlung sinkt in gewissen Kapiteln zum Sammelsurium hinab. Der unglaublich oberflächliche Abschnitt über das Alterthum mit seinen wahllos und kritiklos aufgegriffenen Citaten, die von jeder Gymnasialchrestomathie überflügelt werden, mit seinen unüberlegt hingeworfenen Flicksätzen, mit seiner Abwesenheit jedes Verständnisses für antikes Wesen (S. 21 und 22) hätte zum Vortheile des Buchs gänzlich wegbleiben sollen. Da naturgemäß gerade dieser Abschnitt am Anfange des Buchs steht, so halte ich es nicht für überflüssig, dem Leser zu empfehlen, er möge sich von den ersten zwei Dutzend Seiten nicht abschrecken lassen, sondern den Kapiteln aus der deutschen Vergangenheit, welche sehr viel Merkwürdiges enthalten, seine Aufmerksamkeit leihen.

Karl Spitteler.

Kunstgeschichtliche Literatur.

1. Aus dem weiten Reiche der Kunst. Auserwählte Aufsätze von Jakob von Falke. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1889. 8. 6 M.

J. von Falke, der Director des österreichischen Museums für Kunst und Gewerbe in Wien, gehört nebst seinem Vorgänger und Lehrer von Eitelberger zu den Bahnbrechern des neuzeitigen Kunstgewerbes in Deutschland und Oesterreich. Seine schriftstellerischen Leistungen sind weithin bekannt, wenn auch noch mehr seine populär gehaltenen als seine streng wissenschaftlichen. Irre ich nicht ganz, so haben die hier vereinigten Aufsätze früher in Monatsschriften gestanden; wenigstens läßt ihr Gepräge die Vorzüge wie die Mängel derartiger Essays gleichmäßig erkennen. In unserer übersättigten und überhastenden Zeit, in unsern Tagen des maßlos gesteigerten Wettbewerbs auf dem Zeitungs- und Büchermarkte soll ja ein Schriftsteller trotz thunlichster Kürze doch immer gediegen, geistreich und pikant sein. J. von Falke erweist sich nun als Beherrscher der geistvollen Plauderei; nur leidet denn doch unter dieser fast spielenden Behandlung der wissenschaftliche Vollgehalt unwillkürlich, denn niemand kann zweien Herren ganz und zugleich dienen.

J. von Falke bietet uns in diesem Sammelwerke eine sehr unterrichtende Abhandlung über die arabische Kunst (deren Entstehung und Ausbildung im Orient und in Spanien), er charakterisirt die indische Kunst, sowol die altindische wie die spätere mohammedanische; er schildert höchst anziehend Wohnung und Palast, Metall- und Schmuckarbeiten, endlich die Gewebe des Orients. Als ein Kenner schreibt er sodann die Geschichte des Porzellans, sowol des chinesischen und japanischen, als auch des europäischen, enthüllt uns das Geheimniß des französischen Geschmacks und verbreitet sich zuletzt ausführlich über Wanddecoration und Wandmalerei in der Kirche. Es sei erlaubt, aus diesem reichen Strauße einige Blumen herauszugreifen.

J. von Falke weist nach, daß das eigentliche Porzellan auch in China erst gegen das Jahr 900 n. Chr. erfunden wurde; alles, was früher unter diesem Namen vorkam, war nur rohes Geschirr. Die Blüte der chinesischen und japanischen Porzellanfabrikation fällt mit der Epoche unserer Renaissance zusammen. J. von Falke rühmt an den besten Arbeiten der Chinesen ein harmonisches Farbengefühl und eine reizvolle Gesammtwirkung. Die meißener Fabrik hat nach Falke den Porzellanstil des 18. Jahrhunderts erfunden. Für heutige Verhältnisse empfiehlt Falke das harte Porzellan wegen seiner soliden Eigenschaften für den Tagesgebrauch, hingegen die Fayence mehr für künstlerische Zwecke.

Was den französischen Geschmack anlangt, so wird dieser im Zeitalter Ludwig's XIV. bestimmt durch die Herrschaft der Allongeperrüke: „Sie ist das Zeichen hohler Aufgeblasenheit." In der großen Galerie zu Versailles erkennt man sofort, daß eine Wirkung auf das „Pomphafte" beabsichtigt war, denn alle Künste wirkten zusammen wie zu einer Jubelfanfare. Das Zeitalter Ludwig's XV. geht über „von der hohlen Phrase zum geistreichen Witz, vom Zwange der steifen Ceremonie zu launenhafter Willkür, von absichtsvoll bedeutender Posirung zu sinnlich reizender Koketterie". Das Wesen des französischen Geschmacks im allgemeinen führt J. von Falke auf folgende Formel zurück:

> Wohl wird der französische Geist erfinderisch; aber nur in dem Sinne, daß er aus allem, was sich ihm darbietet, sofort etwas Neues und Besonderes zu machen weiß; und so ist er im Stande, der Welt fort und fort etwas zu bringen, was überraschend erscheint. In den meisten Fällen aber ist es nur die glückliche Gabe der Assimilirung; sie ist das Geheimniß, durch welches Frankreich an der Spitze des Geschmacks schreitet.

Aus der gehaltreichen Abhandlung über die Wandmalerei in der Kirche führe ich nur das Schlußergebniß an. J. von Falke verlangt, daß der Schmuck sich dem Stil der Kirche anschließe, doch möge man nicht allzu kräftig in die Farbe gehen. Auch solle man nicht den ganzen symbolischen Bilderkreis der Typologie auf die

Wände unserer heutigen Kirchen malen, noch weniger aber jenen direct wiederholen mit allen Mängeln seiner Zeit. Der malerische Schmuck unserer heutigen Kirchen soll so edel und rein wie möglich sein.

2. Aegyptische Kunstgeschichte von A. Maspero. Deutsche Ausgabe von Georg Steindorff. Mit 316 Abbildungen im Text. Leipzig, Engelmann. 1889. Gr. 8. 9 M.

Ich habe schon früher in d. Bl. die „Geschichte der Kunst im Alterthum" von Perrot und Chipiez angezeigt, deren erster überaus umfänglicher Band Aegypten behandelt. Damals mußte ich übrigens in Uebereinstimmung mit der gesammten deutschen Kunstkritik feststellen, daß der Herausgeber R. Pietschmann größere Verdienste als Sachkenner und Beurtheiler sich erworben wie die französischen Autoren. Heute bin ich in der angenehmen Lage, erklären zu dürfen, daß diese Maspero'sche ägyptische Kunstgeschichte trotz ihrer Knappheit doch an Vollständigkeit, Reichthum des Inhalts und Schärfe der Kritik das Beste ist, was wir in dieser Art über Aegypten besitzen. Maspero war als langjähriger Director des Museums von Bulak und Leiter der ägyptischen Ausgrabungen in der Lage, eine so große Summe von eigenen Erfahrungen zusammenzustellen, wie sie zur Zeit kein anderer Aegyptologe besitzen kann. Trotzdem muß ich auch hier erwähnen, daß der deutsche Bearbeiter in seinen Anmerkungen sich dem französischen Verfasser überlegen erweist. Das Buch behandelt im ersten Kapitel den Privat- und Festungsbau, im zweiten die religiöse Baukunst, im dritten die Gräber, im vierten Malerei und Sculptur, im fünften das Kunstgewerbe. Das letzte ist so gut wie neu und verleiht darum dieser Maspero'schen Kunstgeschichte einen ganz besondern Werth; auch ist es reich mit Abbildungen ausgestattet, welche den Sammlungen von Bulak, Paris und Berlin entnommen sind. So darf denn mit vollem Rechte das Maspero'sche Buch in der vorliegenden deutschen Ausgabe zur Zeit als das beste Handbuch der ägyptischen Kunstgeschichte angesehen werden.

3. Geschichte des Barockstils und des Rococo in Deutschland von Cornelius Gurlitt. Mit 164 Illustrationen und zahlreichen Zierleisten, Vignetten und Initiaten. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1889. Gr. 8. 15 M. 40 Pf.

Dieses stattliche Buch, dessen erste Lieferung in d. Bl. f. 1888, S. 768 besprochen wurde, bildet den Abschluß des groß angelegten echt wissenschaftlichen Werks: „Geschichte der neuern Baukunst", von Jakob Burckhardt, Wilhelm Lübke und Cornelius Gurlitt. Letzterm ist die Abfassung des fünften Bandes zugefallen, der die Geschichte des Barockstils, des Rococo und des Classicismus gebracht hat und in drei Bücher sich theilt, welche die Sondertitel führen: 1) „Geschichte des Barockstils in Italien"; 2) „Geschichte des Barockstils, des Rococo und des Classicismus in Belgien, Holland, Frankreich, England"; 3) „Geschichte des Barockstils und des Rococo in Deutschland". Mit diesem letzten Bande habe ich es hier zu thun. Ich habe wiederholt seit Jahren die außerordentlich fleißige Arbeit von Gurlitt als ein hochverdienstliches Quellenwerk bezeichnet, dessen Verfasser aus dem eigenartigen Geiste der Architektur heraus alles ebenso meisterhaft erschaut als beurtheilt. Hinsichtlich der persönlichen künstlerischen Durchbildung und Erfahrung ist er seinen beiden Mitarbeitern überlegen, wenn auch J. Burckhardt an ästhetischem Feinsinn alle neuern Kunsthistoriker überragt; C. Gurlitt hat alle drei Bände mit gleichmäßigem Fleiße bis zu Ende durchgearbeitet. Nirgends gibt er bloße Materialiensammlung, überall drängt er viele Gesichtspunkte zusammen, ohne an Klarheit der Darstellung einzubüßen, stets wahrt er sich ein maßvolles selbständiges Urtheil. So erfülle ich denn nur eine angenehme Pflicht, wenn ich dem Verfasser wie der deutschen Kunstwissenschaft zur Vollendung dieses außerordentlich reichen Quellenwerks freudigen Glückwunsch abstatte.

Es dürfte genügen, wenn ich C. Gurlitt in seiner Charakteristik von allgemein bekannten Gebäuden das Wort gebe. Ueber das königliche Schloß in Berlin sagt er unter anderm:

Selbst die riesigen Säulen und das schwerfällige Hauptgesims des Schloßplatzportals erscheinen, obgleich dem Louvre Bernini's nachgebildet, in der Detaillirung als befangen und unsicher. Die Architektur des als Sockel gebildeten Erdgeschosses hat nicht die nöthige Kraft. Man sieht den deutschen, in seinen bildhauerischen Werken zu höchster Meisterschaft aufsteigenden Künstler auf einem seinem eigentlichen Schaffenskreise fremden Gebiete, man sieht einen ins Große gehenden Willen, eine mächtig erregte Einbildungskraft, aber auch zugleich die Grenzen des architektonischen Könnens. Aber trotzdem ist das Gesammtbild des Schlosses von gewaltiger Wirkung. Gerade die Mischung der malerischen Motive mit dem ernsten Grundzuge seiner Palazzo-Architektur gibt ihm seine Bedeutung. Kein deutscher Schloßbau hat gleiche Wucht, keiner gleiche Monumentalität. Schlüter's Verdienst ist, den herben Ernst des italienischen Entwurfs gemildert und in den Bau jenen Geist des preußischen Königthums hineingetragen zu haben, welches nicht in der Abschließung vom Volke, sondern in der innigen Verbindung mit demselben seine Größe sieht. Aus dem trotzigen Palazzo machte er ein preußisches Königsschloß.

Aus der Geschichte und Beschreibung des bekannten Zwingers zu Dresden hebe ich nur die Stelle hervor:

Pöppelmann hat sich von dem italienischen Grundzuge des berliner Schlosses befreit und geht seine eigenen Bahnen. Sein Schloßplan würde an Pracht alles überboten haben, was jene prachtliebende Zeit schuf. Er wäre eine Uebersetzung des Zwingers ins Riesige gewesen. Der Zwinger (Vorhof) diente den damals so beliebten Ringelstechen, Carrousels u. s. w. Klar liegt der Grundriß dieses prächtigsten aller Ehrenhöfe vor. Die ernstere massive Form, die großartige Geschlossenheit der alten Barockfaçade ist im Zwinger aufgegeben; an ihre Stelle tritt die leichte Anmuth und Zierlichkeit, kecke Laune, welche gebändigt wird durch ein hohes Schönheitsgefühl und eine geradezu erstaunliche Gewandtheit in der Massenvertheilung.

4. Die Gemäldegalerie der königlichen Museen zu Berlin. Mit erläuterndem Text von Julius Meyer und Wilhelm Bode. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Berlin, Grote. 1888—89. Folio. In Lieferungen zu 30 M.

Nachdem ich im vorigen Jahre an anderer Stelle die beiden ersten Lieferungen dieses wahrhaft monumentalen

Werks angezeigt, bringe ich es mit der dritten Lieferung auch an diesem Orte zur Kenntniß der Leser. Ich kann nur wiederholen, daß wir es hier in Format und Ausstattung in künstlerischen Nachbildungen wie im wissenschaftlichen Texte mit einer wahrhaft vornehmen Meisterleistung zu thun haben. Es berührt wahrhaft wohlthuend, hier einmal auf eine Darbietung zu stoßen, bei welcher „das Geschäft" nicht maßgebend ist, sondern nur die idealsten Rücksichten. Man kann nur bedauern, daß eine derartige auserlesene Sammlung immer nur wenigen öffentlichen Instituten und einigen reichen Leuten zugänglich sein wird, denn der Preis muß selbst vielen Gelehrten und Künstlern die Anschaffung erschweren. Gleichwol ist es dringend wünschenswerth, daß alle Betheiligten ihr Unternehmen bis zum Schlusse auf der bisherigen Höhe erhalten.

Die diesmal allein herrschende Radirung beweist, wie auch sie unter der Hand von Meistern ihre Eigenart den verschiedensten Gegenständen anpassen, bald dem malerischen, bald dem plastischen Stile sich nähern kann. Zu nennen sind folgende Hauptgemälde: 1) Bewegte See, gemalt von Jakob van Ruisdael, radirt von W. Hecht; 2) Der Marktplatz zu Pirna, gemalt von B. Belotto, genannt Canaletto, radirt von L. Schulz; 3) Französische Komödie, gemalt von Watteau, radirt von L. Kuhn; 4) Verkündigung, gemalt von Piero Pollajuolo, radirt von A. Krüger; 5) Tyman Oosdorp, gemalt von Frans Hals, radirt von W. Hecht; 6) Rembrandt's Gattin Saskia, gemalt von Rembrandt, radirt von W. Unger.

Im Texte sind folgende, natürlich kleinere und minder werthvolle Abbildungen eingefügt: 1) Sandro Botticelli, Thronende Maria im Kreise der Engel; derselbe, Heiliger Sebastian; Denkmünze auf die Verschwörung der Pazzi und die Ermordung des Giuliano de' Medici; Botticelli, Die schöne Simonetta; derselbe, Bildniß eines jungen Mannes; derselbe, Geburt der Venus.

Was nun den Text anlangt, so würde es geradezu unbescheiden sein, wollte ich irgendetwas zur Empfehlung desselben sagen. Die Verfasser stehen mit vollstem Rechte auf der Höhe ihrer Staatsstellung und gewähren in jedem Satze, den sie schreiben, geradezu einen Genuß. Die florentinische Schule des 15. Jahrhunderts kann gar keinen bessern Interpreten finden als den Director u. s. w. Julius Meyer; er steht unvergleichlich höher als alle seine italienischen und französischen Collegen. Daß er sich gegen deren Manie wendet, alle Züge selbst des Genius aus „Einflüssen" haarklein nachzuweisen, ist mir ganz besonders sympathisch. Möge das groß angelegte Werk rüstig weiter schreiten!

Gustav Portig.

Roepell-Caro's polnische Geschichte.

Geschichte Polens. Von Jakob Caro. Fünfter Theil. Erste Hälfte: 1455—1480. Zweite Hälfte: 1481—1506. Gotha, F. A. Perthes. 1886—88. Gr. 8. 20 M.

Seit der erste, von R. Roepell bearbeitete Band der Geschichte Polens in der jetzt von W. von Giesebrecht herausgegebenen Heeren-Ukert'schen Sammlung europäischer Staatengeschichten erschienen, ist fast ein halbes Jahrhundert vergangen. Man wird daraus jedoch dem Fortsetzer des Werks, dem als gründlichen Kenner der polnischen Geschichte bekannten Professor Caro in Breslau, keinen Vorwurf machen dürfen; die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, waren bei dem Mangel an brauchbaren Vorarbeiten sehr bedeutend und steigerten sich trotz mancher neuern Quellenveröffentlichung von Band zu Band. Namentlich der vorliegende Theil, der auf mehr als 1000 Seiten die Geschichte nur eines halben Jahrhunderts behandelt, stellte an die Arbeitskraft des Verfassers die größten Anforderungen, und es begreift sich leicht, daß er dreizehn Jahre zu seiner Vollendung gebraucht hat; denn gerade dieser Zeitabschnitt verlangte eine ins einzelne gehende Neubearbeitung, da die bisher gangbaren spärlichen Quellen in hohem Grade der Kritik bedürftig sind. Letzteres gilt namentlich von dem vielbenutzten „Staatsroman" des Dlugosz, dessen Einseitigkeit und klerikaler Standpunkt dem Verfasser mit Recht überall Mistrauen einflößt. Ebenso verlangt die namentlich für die letzten Jahre in Betracht kommende Chronik des Miechowita (Matthias von Miechów), die kurz nach ihrem Erscheinen verboten wurde und dann in tendenziös umgearbeiteter Form erschien, eine sorgsame kritische Behandlung. In der Hauptsache war der Verfasser also auf archivalisches Material angewiesen; aber auch dieses ist lückenhaft. Ob sich nicht manche der Lücken aus dem warschauer Archive und andern polnischen Sammlungen hätte ausfüllen lassen, müssen wir, da uns diese Sammlungen nicht bekannt sind, dahingestellt sein lassen; soweit sich aus den Anmerkungen entnehmen läßt, hat Caro hauptsächlich das königsberger Archiv benutzt und aus demselben, obwol es durch J. Voigt u. a. schon vielfach ausgebeutet worden ist, doch noch manches Neue zu Tage gefördert.

Die Geschichte der slawischen Reiche im 15. Jahrhundert ist bekanntlich schon deswegen, auch für die deutsche Geschichte, von hoher Bedeutung, weil diese Reiche eben in jener Zeit sich ihrer Eigenschaft als nationale Gemeinwesen bewußt werden und dann auch sofort als solche in Gegensatz zu den deutschen Nachbarn treten. Wie in so vieler Hinsicht, so erscheint auch in dieser der lange von der Geschichtsforschung so stiefmütterlich behandelte Zeitraum als das Saatfeld der neuern Zeit, zeigt er doch schon alle die Keime, deren Weiterentwickelung wir bis

auf den heutigen Tag verfolgen können. Am unmittelbarsten tritt die Verkettung mit den Geschicken Deutschlands in der Geschichte Böhmens zu Tage, die bekanntlich in Palacky einen meisterhaften, wenn auch nicht überall objectiven Bearbeiter gefunden hat. Ohne Zweifel viel unbefangener hat Caro dieselbe Aufgabe für Polen gelöst. Handelt es sich dabei auch um ein von Deutschland weit schärfer geschiedenes Gemeinwesen, so fehlt es doch nicht an Beziehungen, die dem deutschen Leser unmittelbares Interesse erwecken. Wir rechnen dazu vor allem den mit dem Frieden von Thorn endigenden dreizehnjährigen Todeskampf des Deutschen Ordens, dessen Darstellung den Band eröffnet, und seine weitern Schicksale, welche allmählich die — erst im nächsten Bande darzustellende — Umwandlung Preußens in ein weltliches Herzogthum vorbereiten. Wie wir hier bei Caro viel Neues finden, so weiß er auch über die allgemeingeschichtlich so wichtigen Beziehungen Polens zu den beiden interessantesten Männern der Zeit, Georg Podiebrad und Matthias Corvinus, und die schließlich von Erfolg gekrönten polnischen Bemühungen um die böhmische und die ungarische Krone manches die bisherige Auffassung Berichtigende mitzutheilen. Daneben finden die Verhältnisse des Ostens, die, etwa mit Ausnahme der damaligen Geißel der Christenheit, der Türken, dem deutschen Historiker ferner liegen, eingehende Berücksichtigung: die Beziehungen zwischen Polen und Litauen, zu Stephan von der Moldau, vor allem zu Iwan Wassiljewitsch, dem moskowitischen Großfürsten, der eben damals die Grundlage des russischen Reichs schuf. Auch die innern Verhältnisse des polnischen Reichs, das Aufkommen des niedern Adels, der Landbotenkammern, neben dem Senat und dem Klerus, das der spätern polnischen Geschichte in so verhängnißvoller Weise ihr charakteristisches Gepräge verliehen hat, weiß Caro in höchst anziehender Weise zur Darstellung zu bringen, wenn uns auch gerade in dieser Beziehung hie und da seine Combinationen etwas kühn erscheinen. Der Jagiellone Kasimir, dessen lange Regierungszeit sich über den größten Theil des dargestellten Zeitraums erstreckt, findet bei Caro in entschiedenem Gegensatze gegen die bisherigen (polnischen und deutschen) Darsteller eine durchaus günstige Beurtheilung; er erscheint als ein zielbewußter, vorsichtiger, aber keineswegs zaghafter und schwächlicher Politiker. Umgekehrt verlieren seine beiden Nachfolger, denen eine nur sehr kurze Regierungszeit beschieden war, Johann Albrecht und namentlich Alexander, den Nimbus, welchen Lobredner um sie verbreitet haben, so gut wie vollständig.

Daß den Verfasser auch bei diesem spröden Stoffe die ihm eigene Kunst der geschichtlichen Darstellung, die sich hie und da zu fast dramatischer Lebhaftigkeit steigert, nicht im Stiche gelassen hat, wird der Leser besonders dankbar anerkennen.

Hubert Ermisch.

Biographisches.

1. Zeit und Menschen. Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren von 1863 bis 1884 von Feodor Wehl. Erster Band. Altona, Reher. 1889. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Titel sagt bei weitem weniger, als er sagen dürfte, er erwähnt nichts von dem vornehmlichen Theile des reichen Inhalts, von den Briefen. Unter diesen sind sehr viele geeignet, in weiten Kreisen Interesse zu erwecken und neue Einblicke in das Wesen derjenigen zu bieten, welche sie schrieben. Selbst die Annahme, daß die kritische Thätigkeit des Empfängers starken Einfluß auf den Inhalt dieser von Dichtern und Bühnenkünstlern beiderlei Geschlechts an ihn gerichteten Briefe geäußert hat, wird das Interesse für die Mehrzahl derselben nicht abzuschwächen vermögen. Es bleiben immer ausgiebige Beiträge zur Menschenkenntniß, und Wehl's Erläuterungen vervollständigen in wünschenswerthester Weise die Züge der vor den Augen der Leser lebendig werdenden Bilder. Eine beträchtliche Anzahl der mitgetheilten Briefe entstammt dem langjährigen Verkehre Wehl's mit der Frau Birch-Pfeiffer. Die viel bewunderte und auch viel angefeindete Frau lernt man als eine sehr temperamentsvolle, jedem leeren Redeschmucke abholde, nie um das richtige Wort verlegene Briefschreiberin kennen, als eine Frau von Herz und Verstand, die trotz ihrer Erfolge nicht auf Rosen gebettet war. Weniger erquicklich berührt die blumenreiche Schreibweise der Frau Luise Mühlbach; dagegen bestätigen die sachlich gehaltenen Briefe des alten Mimen und Regisseurs Heinrich Marr die längst feststehende Meinung über die Gediegenheit seines Charakters. Von den übrigen Briefen seien noch diejenigen Moritz Hartmann's, Brachvogel's, Dawison's, Glaßbrenner's, Uhde's und Gutzkow's erwähnt. Die Beziehungen des letztern zu Frau Therese von Bacheracht werden darin von Gutzkow selbst klar gestellt. Nach ihrem auf der Heimreise von Batavia erfolgten Tode (1852) schrieb Gutzkow an Wehl:

> Für mich lebte sie seit drei Jahren nicht mehr. Sie war excentrisch in Liebe und Haß. Ich glaube, daß sie mich seit diesen drei Jahren gehaßt hat.... Man schreibe auf ihr Grab: Denen, die sie liebte, war sie die Liebe!

Und drei Jahre zuvor hieß es in einem seiner Briefe:

> Schrieb ich Ihnen nicht schon früher, daß das (Verhältniß zu Theresen) das Ende eines großen vielbändigen Romans ist? Ich fühlte eine Art sittlicher Nothwendigkeit, Theresen nach dem Tode meiner Frau nicht mehr zu gehören, als schon seit drei Jahren früher. Sie hatte zu viel, zu viel gethan, mir das schmerzliche Gefühl, zwischen zwei mich liebenden Wesen zu stehen, zur Hölle zu machen. Mir lag das Glück der Verbindung mit Theresen nur in der Verschwiegenheit, sie wollte sie öffentlich.

Den Schluß des inhaltreichen Bandes bilden Briefe

Holtei's. Sie sind ein treuer Spiegel seiner eigenartigen Persönlichkeit. Da sie bis in seine letzte Lebenszeit reichen und Holtei's Kräfte im steten Abnehmen begriffen waren, ist in den spätern Briefen viel vom Tode die Rede. So schreibt er 1871:

Mit mir geht's schwach. Schwach an Leib, Seele, Geist. Die 74 macht sich geltend. Wahrscheinlich lesen Sie bald einmal: da ist endlich auch der alte Holtei draufgegangen. Wär's nur schon überstanden. Aber der Teufel traue, wie man sich noch wird abquälen müssen! Na, wie Gott will!

Und der letzte von Wehl mitgetheilte Brief (vom 29. April 1875) schließt, mit Bezugnahme auf eine Todesnachricht aus Freundeskreise, mit den Worten:

Ich bin jetzt schon völlig abgehärtet gegen solche Nachrichten, vergeht doch fast keine Woche ohne schwarzgeränderte Blätter. Ich sage dann nur: Wohl ihnen, sie haben's überstanden!

Der Raum verbietet ein weiteres Eingehen auf den reichen Inhalt dieses als ersten bezeichneten Bandes; bei der Vielseitigkeit des Bekannten- und Freundeskreises Wehl's besitzt er in seinen Tagebüchern und Briefmappen ohne Zweifel noch Stoff zu einer ganzen Reihe weiterer Bände. Wohlthuend wirkt die Stetigkeit, mit welcher die ihm einmal nahegetretenen Persönlichkeiten sich dieses Zusammenhangs gern bewußt bleiben, ein Zeichen, daß auch sein Interesse für sie über das blos kritische weit hinausreichte. Wie sehr daneben noch seine Theilnahme für die politische Entwickelung der deutschen Zustände eine rege und lebendige war, bekunden zahlreiche Auszüge aus seinem Tagebuche wie aus den von ihm in den Zeiten seiner politisch-redactionellen Thätigkeit verfaßten Aufsätzen.

Robert Waldmüller.

2. Ikarosflüge. Ein humoristisches Culturbild der letzten funfzig Jahre. Von Hermann Wilhelm Hoffmeister. Berlin, George u. Fiedler. 1888. Gr. 8. 5 M.

Ein selfmade man erzählt in diesem Buche von seinen wechselvollen Schicksalen. Es ist ihm nicht leicht geworden, sich emporzuringen; aber es gelang ihm schließlich, und da er sein Bestes sich selbst verdankt, so kann er das Gefühl innerer Befriedigung nicht unterdrücken. Es ist zwar kein weiter Weg zwischen Tischlersohn und Gemeindeschullehrer; aber wenn es dieser Gemeindeschullehrer aus eigener Kraft, ohne Gymnasialbildung zum rechtmäßig promovirten Doctor bringt und ein Buch verfaßt, wie das vorliegende, so ist das doch wol ein weiter Weg. Diesen Weg durchschreiten wir nun an der Hand des Verfassers. Wir lernen erst Heimat und Aeltern kennen und erhalten ein Culturbild aus einer Zeit, die weit hinter uns zurückliegt. Es sind idyllische Zustände in dem kleinen Osterwieck am Harz, ein kleinstädtisches Stillleben, in das einige Bewegung kommt durch eine Reihe von (köstlich geschilderten) Originalen. Tauf- und Schlachtfest wurden zusammen gefeiert, als der junge Weltbürger seines vorläufigen Heidenthums entledigt wurde, und bei Tafel hat man ergötzlich gekannegießert. Aber die Trinksprüche sind doch wahr geworden. Das große Jahr 1848 erlebte der Erzähler noch in Pumphosen. Wie tiefes Verständniß die osterwiecker Revolutionäre den Forderungen der Zeit entgegenbrachten, kam bei einem Straßenauflaufe zu Tage, als die tobende Menge in den Schrei ausbrach: „Preßheit! Preßheit!" denn was Preßfreiheit sei, wußten wol nicht mehr als zwei oder drei. Der junge Meister — wie der Verfasser sich in romanhafter Einkleidung nennt — mußte schließlich, sehr gegen seinen Willen, an die Hobelbank, der Vater wollte es so; aber der Oberpfarrer wußte es nach langen Kämpfen durchzusetzen, daß man ihn Lehrer werden ließ, natürlich Volksschullehrer. Im halberstädter Seminar machte er die schwerste Zeit seines Lebens durch; eine Anstalt, auf der Schiller und Goethe zu den verbotenen Schriftstellern gehörten, wo Gesangbuchlieder und Bibelstellen das tägliche Brot waren und studiren so viel war als memoriren: welches Martyrium für einen jungen Menschen, in dessen Seele sich bereits ungeduldig der Dichter regt!

Doch auch diese Zeit ging endlich vorüber und von nun an wird Meister's Weg lichter, wenn auch die eigentlichen Kämpfe erst anhoben. Dem äußern Lebensgange wollen wir hier nicht folgen, es kommt uns mehr auf die innere Entwickelung an und auf einiges Grundsätzliche. Eiserner Fleiß und Willenskraft gehörten dazu, um den halberstädter Seminaristen auf den Standpunkt geistiger Freiheit und allgemeiner Bildung zu erheben, der die „Ikarosflüge" kennzeichnet. Aber wie das bei Leuten, die alles sich selbst verdanken, oft so geht: auf diesem Wege verliert sich zuweilen auch die Fähigkeit, andern vorurtheilslos gerecht zu werden. Hoffmeister kennt diese Autodidaktenschwäche sehr wohl, aber daß er sie als selbstverständlich hinnimmt, das ist sein Unrecht. Es gibt kaum etwas Peinlicheres für unsereinen zu lesen als das Kapitel „Magister und Doctor". Als ob wir Akademischen es uns nicht ebenso gut müßten sauer werden lassen! Als ob die innern Kämpfe uns erspart blieben, die wir durch unsere ganze Erziehung unablässig darauf geführt werden, unsere Leistungen an unserm Ziele zu messen! Als ob es nicht gerade uns unsagbar schwer gemacht würde, uns aus der Menge derer bemerkenswerth zu erheben, die mit uns gleiche Bildung genossen! Von jenem Kapitel in Hoffmeister's Buche an spricht im Grunde nicht mehr die stolze Bescheidenheit, die jedem, der etwas geleistet hat, wohl ansteht, sondern ein gewisses Trotzen aus dem Gefühle heraus: „Wie herrlich weit habe ich es doch gebracht", was zum mindesten den künstlerischen Charakter des Buchs beeinträchtigt. Ich mußte immer an den vortrefflichen Spruch des alten Erasmus denken: „Proprium stercus bene olet." Abgesehen davon hinterläßt das Buch einen wohlthuenden Eindruck, nicht nur, weil es erfreut und erhebt, diesem innern Ringen zuzusehen, an dem man seine eigenen Kräfte wachsen zu fühlen meint, sondern weil das Buch mit vortrefflicher Laune erzählt und stilistisch, einige Längen abgerechnet, vortrefflich gerathen ist. Ob der Verfasser mit Bewußtsein jeanpaulisirt, weiß ich nicht; aber

das ganze Buch kam mir oft, nicht nur stilistisch, wie ein verjüngter Jean Paul vor. Freilich ist zuweilen das Citiren bis zur Geschmacklosigkeit weit getrieben, und wenn auch der Verfasser diese Manier als Stilgesetz für die humoristische Darstellung in Anspruch nimmt, so bleibt doch immer der Geschmack oberstes Stilgesetz.

3. Adalbert von Chamisso als Naturforscher. Rede zur Feier des Leibniz'schen Jahrestags in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. Juli gehalten von Emil Du Bois-Reymond. Leipzig, Veit u. Comp. 1889. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Chamisso ist das zweite Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse der berliner Akademie, dem ein öffentliches Denkmal gesetzt wurde. Aber dies galt nicht dem Akademiker, es galt dem Dichter. Als Dichter lebt Chamisso im Andenken der Nation, den Naturforscher kennt nur der engere Kreis der Fachgenossen. Und diese Kenntniß sucht Dubois durch seine schöne inhaltreiche Rede allgemeiner zu machen. Aus seinem persönlichen Geschicke, das ihn in einer politisch erregten Zeit zur Thatlosigkeit verurtheilte, erwuchs Chamisso die Veranlassung zum Studium der Natur. Die Botanik zog ihn hauptsächlich an, aber er strebte nach allgemeiner naturwissenschaftlicher Bildung, und in den drei Jahren verspäteten akademischen Studiums zu Berlin bildete er sich in allen Disciplinen aus, sodaß er an Bord des „Rurik" eine wenigstens achtungswerthe Vorbildung als Naturforscher mitbringen konnte. Auf der Reise gelangen ihm einige Entdeckungen von weittragender Bedeutung: er zuerst beobachtete den Generationswechsel und suchte ihn wissenschaftlich zu begründen. Die ihm lange Zeit zugeschriebene Entdeckung der für die Bildung von Korallenriffen wesentlichsten Bedingung rührt freilich nicht von ihm her. Er hatte für alle Naturerscheinungen den gleichen scharfen Blick und die Fülle seiner Einzelbeobachtungen auf dem Gebiete der Botanik, Zoologie, Geologie, Anthropologie u. s. w. ist unübersehbar. Daneben beschäftigten ihn die Sprachen der fremden Naturvölker, ihre Sitten und Bräuche. Aber auf allen Gebieten vorwiegend Systematiker konnte er zu großen allgemeinen naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten nicht durchdringen. Er war einer der letzten Gelehrten, denen die Vielseitigkeit des Interesses mit zur innern Anlage gehörte. Sehr schön sagt Dubois am Schlusse:

> Am tiefsten innerlich grüßend werden die wenigen seinem Marmorbilde sich neigen, die gleich ihm in einer eisernen Zeit und inmitten ernster Erforschung des Wirklichen sich doch noch in Gemüth, Phantasie und Geist eine Stätte für das Allgemeinmenschliche, das Schöne und das Ideale bewahrt haben.

4. Adolf Friedrich Graf von Schack. Ein poetisches Charakterbild. Von W. J. Manssen. Aus dem Holländischen übersetzt. (Aus der Zeitschrift „De Gids", Februar 1888, Amsterdam.) Stuttgart, J. B. Metzler. 1888. 16. 1 M. 50 Pf.

Mit Recht betont der Verfasser, daß die Zeit der Verkennung für Schack nunmehr vorüber ist. So erfreulich dies auch ist, so sehr es dem Dichter den Lebensabend verschönen mag: man wird beim Lesen der kleinen, keineswegs panegyrisch gehaltenen Schrift den Gedanken nicht los: was hätte eine andere Nation aus Schack gemacht, wie anders stünde er seit langem da, wenn er nicht das Geschick hätte, ein Deutscher zu sein! Und das ist für einen Dichter nicht immer ein Segen, ja manchem schlug es geradezu zum Unsegen aus. Manssen zergliedert eine Reihe der bedeutendsten Schöpfungen Schack's, er umschreibt den Kreis von Vorstellungen und Bildern, in dem der Dichter vorzugsweise lebt, untersucht seine Weltanschauung, seine geschichtliche, wie seine philosophische und religiöse, welche drei bei Schack eigentlich dasselbe sind, und er sucht die Grenze seines dichterischen Vermögens zu bestimmen. Die reichlich mitgetheilten Proben führen gut in den Dichter ein, sodaß in dem poetischen Charakterbilde kein wesentlicher Zug fehlt. Nach geistvollen Bemerkungen hascht der Verfasser nicht, und es bewährt sich hier wieder die alte Erfahrung: je tiefer man mit einer Sache vertraut ist, desto mehr kann man der „Divination" und des „Esprit" entrathen.

Heinrich Löbner.

Feuilleton.

„Die Bismarck-Dynastie. Ein Seitenstück zu dem Artikel in der Contemporary Review" (Berlin, Eckstein Nachfolger) lautet eine treffliche Broschüre, die jenem gleichnamigen Schandproduct, das in der englischen Zeitschrift Aufnahme gefunden, auf Grund allbekannter Thatsachen die sozusagen dienstliche, ministerielle Persönlichkeit des Reichskanzlers gegenüberstellt. Die Ergebenheit des Fürsten gegen seinen Monarchen, sein Pflichtgefühl, sein einzig auf das Staatswohl gerichteter Sinn, sein von aller Voreingenommenheit freies Denken und Handeln werden ebenso gezeichnet, wie die kläglichen Wahngebilde, welche seine Gegner sich von ihm geformt haben. Bei der Vergeßlichkeit und Leichtgläubigkeit der Menschen ist es immer gut, solche Anhaltspunkte für die Besinnung wieder hervorzuheben. Gegen den Schluß wird in einem von dem englischen Pamphletisten herausgeforderten Vergleich mit den Pitts mit Recht darauf erinnert, daß Graf Herbert Bismarck in auserlesener Schule seine bedeutenden Fähigkeiten und seine hervorragende Arbeitskraft früh zur Reife gebracht und in der von ihm eingenommenen Stellung sich völlig als der Mann auf seinem Platze bewährt habe, und wenn man von einer „Bismarck-Dynastie" einmal reden wolle, diese es sehr wohl mit der „Pitt-Dynastie" würde aufnehmen können.

— Die im Verlage von L. Staackmann in Leipzig erscheinende Ausgabe ausgewählter Romane Friedrich Spielhagen's hat in acht Heften (zu 30 Pf.) „Problematische Naturen" abgeschlossen; die folgenden Hefte bringen „Die von Hohenstein". Wir sehen nicht recht ein, warum eins der gehaltvollsten und wahrsten Zeitgemälde Spielhagen's: „Allzeit voran", aus dem Programm ausgeschlossen ist. Dem Ruhme des Dichters würde dessen Verbreitung sicherlich förderndee sein als sein jüngstes Erzeugniß „Ein neuer Pharao", über das wir demnächst eingehender berichten.

— „Die Nordseebäder auf Sylt, Westerland und Wenningstedt", herausgegeben von der Seebadedirection (Ham-

burg, Meißner, 1889), erbieten sich in sechster Auflage als kundiger und praktischer Führer für die nahende Badesaison.

— Einen werthvollen Beitrag „Zur Aesthetik des modernen Ehebruchdramas“ hat **Karl Goldmann** geliefert (Berlin, Eckstein Nachfolger). Zwar stellt er als Theoretiker der Aesthetik einige bedenkliche Sätze auf, aber in der Praxis der Kritik vertritt er einen hohen sittlichen Ernst. Zu erstern rechnen wir folgende: „Das Schöne ist jederzeit das sittlich Gute.“ — „In der Verbindung von schlecht und gut, von schön und häßlich liegt die eigentliche Macht der Poesie.“ Auch sollte Goldmann lieber von der naturalistischen Poesie unserer Tage sagen, daß sie nach „Wirklichkeiten“ verlangt, anstatt nach „Wahrheiten“. Aber recht gut weist er nach, wie der sinnliche Ehebruch für das ernste Drama untauglich ist; er bekämpft den neufranzösischen Grundsatz, daß der Ehebruch des Mannes der Frau das gleiche Recht gebe, und daß die Ehe die Vereinigung zweier Egoismen sei. In der modernen Literatur vernichten einige Franzosen und deren Affen systematisch die Grundlage der Ehe. Goldmann aber zeigt an einer Reihe von Beispielen, unter welchen sittlichen Voraussetzungen der Ehebruch allein dramatisch verwendet werden kann. Ganz besonders aber unterschreiben wir das, was Goldmann gegen die heutige Theater- und Kunstkritik vieler politischen Zeitungen sagt. Das übrigens sehr billige Buch (60 Pf.) sei dringend der Lektüre empfohlen.

— **L. Keßler** hat über „Das Wesen der Poesie“ eine Abhandlung bei Julius Baedeker in Leipzig erscheinen lassen (1889). Das 98 Seiten umfassende Schriftchen ist offenbar eine gediegene Arbeit, eine Frucht tief eindringenden Nachdenkens; aber es würde unvergleichlich gewonnen haben, wenn es nicht in der Weise von Moritz Carriere allzu häufig mit Citaten durchsetzt wäre. Es fällt oft schwer, die eigene Meinung des belesenen Verfassers herauszuschälen aus den Auseinandersetzungen mit vielen Autoren; auch streift der Stil zuweilen an Verworrenheit. Keßler weist in einem grundlegenden Theile nach, daß die Poesie unreflectirter Gefühlsausdruck im Anschaulichen durch Worte sei; sodann unterscheidet er das poetisch Bildliche von der Allegorie, das Bildliche der Lyrik, Epik und Dramatik. Wie es möglich sein soll, „viel Poetisches ohne Sprache zu sagen“, ist uns unerfindlich; denn wenn auch „die poetischen Vorstellungen nicht eigentlich durch Worte übertragbar, sondern nur anregbar sind“, so wird doch selbst diese Anregung eben durch Worte bewirkt. Auch die Erklärung des Begriffes „Gefühl“ ist nicht genügend („Gefühl ist ein dem Aeußern entgegengesetztes Innerliches, was weder sinnliche Anschauung noch Begriff ist“). „Mittels des Gefühls wird — nach Keßler — ein großer Procentsatz des Bildlich-Anschaulichen als unpoetisch ausgeschieden.“ Ebenso ungeschickt gebildet ist der Satz: „Falls das Drama seinem Wesen nach Dichtung ist, kann in der Charakterschilderung allein sein Wesen nicht beruhen, denn es kann Dichtung werden nur durch etwas, was es mit der Lyrik gemein hat. Die Charakterschilderung ist die psychische Causalität, welche wie die physische Causalität der Lyrik, die ideale Verbindung begleitet und für die Erkenntniß verdunkelt.“ Auf Grund dieser und vieler anderer Stellen glauben wir dem Verfasser den Rath geben zu sollen, daß er seine Gedanken erst dann drucken läßt, wenn er sie mit einem der Sache wie der Sprache völlig kundigen Manne durchgesprochen hat; jetzt grenzen noch Geahntes in unklarer Form und Oberflächliches in anscheinend tiefsinniger Form zu nahe aneinander, als daß wir eine Frucht von bleibendem Werth aus der Keßler'schen Schrift zu gewinnen vermöchten.

— Von der „Kinder-Gartenlaube“ liegt uns der sechste Band, sowie die Hälfte des siebenten Bandes vor. Diese farbig illustrirte Zeitschrift dient zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von sieben bis funfzehn Jahren; in Nürnberg erscheinend hat sie sich die ganze deutsche Kinderwelt erobert, da die pädagogisch geschulte Redaction und eine nur das Beste bietende Verlagshandlung sich zum Gelingen des Werks vereinigt haben. Derartige Zeitschriften bürgern sich in unserm Zeitalter der Zeitungsspitze auch ohne unsere Empfehlung ein. Mögen nur die Herausgeber stets dessen eingedenk sein, daß unsere Kinderwelt nie ein Gegenstand des „Geschäfts“ werden darf.

Bibliographie.

Baranzewitsch, K. S., Die Sklavin. Roman. Deutsch von A. Berger. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Baudissin, W. W. Graf, Die Geschichte des alttestamentlichen Priesterthums, untersucht. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 7 M.

Bleibtreu, K., Dramatische Werke. 3 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 7 M.

Brom, L., Dämon des Herzens. Criminal-Roman aus dem Waldviertel. Mit 3 Original-Illustrationen. Wien, Dirnböck. 8. 1 M.

— — Jadwiga, die Rebellenbraut, oder die Geheimnisse des Schlosses Wernihora. Ein Liebes- und Abenteuer-Roman aus der Zeit der letzten polnischen Erhebung. Mit 6 Original-Illustrationen. Wien, Dirnböck. 8. 1 M.

Burgerstein, L., Die Weltletter. Vortrag. Mit Abbildungen. Wien, Konegen. 8. 50 Pf.

Buschan, G., Ueber prähistorische Gewebe und Gespinnste, Untersuchungen über ihr Rohmaterial, ihre Verbreitung in der prähistorischen Zeit im Bereiche des heutigen Deutschlands, ihre Technik, sowie über ihre Veränderung durch Lagerung in der Erde. Braunschweig. Gr. 4. 2 M. 50 Pf.

Deter, C. G. J., Katechismus der Geschichte der Philosophie. Berlin, W. Weber. 8. 1 M. 20 Pf.

Diederich, F., Du mein Jena, dein gedenk ich! Ein Sang aus dem Saalthal. Leipzig, Bauman. 12. 1 M. 20 Pf.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von **L. Geiger**. 10ter Bd. Mit dem vierten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. Gr. 8. 10 M.

Günther, F., Friedrich der Gebissene. Romanzencyclus. Zur Feier des 800jährigen Regierungsjubiläums des erlauchten Hauses Wettin neu herausgegeben von **G. Günther**. Altenburg, Bonde. 8. 60 Pf.

Harder, W., Das Karlsruher Hoftheater. Mit einem Anhang: Die Karlsruher Oper von **J. Siebenrock**. Karlsruhe, Braun. 8. 1 M. 20 Pf.

Hartmann, L. M., Untersuchungen zur Geschichte der byzantinischen Verwaltung in Italien (540—750). Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Krmajmüller, H., Historischer Vergleich zwischen Attila und Napoleon I. Vortrag. Temesvár. 1888. 8. 1 M.

Közle, J. F. G., Die pädagogische Schule Herbarts und ihre Lehre, faßlich dargestellt und beurtheilt. Gekrönte Preisschrift. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 3 M. 20 Pf.

Kultur und Industrie südamerikanischer Völker, nach den im Besitze des Museums für Völkerkunde zu Leipzig befindlichen Sammlungen von **A. Stübel, W. Reiss** und **B. Koppel**. Text und Beschreibung der Tafeln von **M. Uhle**. 1ster Bd. Alte Zeit. Berlin, Asher u. Comp. Fol. 80 M.

Kaenen, E., Die Charakterbildung durch die deutsche Lektüre. Leipzig, H. Bredt. Gr. 4. 60 Pf.

Löwy, J., Geschichten aus der Wienerstadt. Illustrirt von R. Palmforst. Wien, A. Bauer. 8. 2 M.

Mendheim, M., Das reichsstädtische, besonders Nürnberger, Söldnerwesen im 14. und 16. Jahrhundert. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Poeschel, J., Ueber Magister Christian Lehmanns Kriegschronik (Handschrift der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden) und einige wiederaufgefundene andere Lehmannsche Manuskripte. Grimma. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Rück, A., Die Schrauben des Archimedes. Sophokleisch-aristophanisches Bier-, Nähe-, Schauer- und Trauerspiel von [illegible]. Ansbach, Eichinger. 8. 60 Pf.

Sammlung von Kompendien für das Studium und die Praxis. I. Serie. 2ter Bd. Grundriss der Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von **H. P. Junker**. Münster i. W., H. Schöningh. Gr. 8. 4 M.

Schultheß' europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 4. Jahrg. 1888. Herausgegeben von **H. Delbrück**. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 9 M.

Sheridan, P. H., Von Gravelotte nach Paris. Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege. Deutsch von **U. Brachvogel**. Leipzig, Reissner. 8. 1 M. 50 Pf.

Stephan, C., Kritische Untersuchungen zur Geschichte der Westgothen von 372—400. I. Tl. Der Gothenkrieg unter Theodosius. Siegburg. Gr. 4. 1 M.

Tectander's von Gabel, G., Reise nach Persien. Neudruck der Ausgabe vom Jahre 1610, besorgt durch **K. Wollan**. Reichenberg, Fritsche. 12. 1 M. 40 Pf.

Uhlirz, K., Zur Biographie des Wiener Bürgermeisters Johann Andreas von Liebenberg. Entgegnung und Abwehr. Wien, Schworella u. Heick. 8. 80 Pf.

Varić, S., Milan. Leben und Wirken des ersten Serbenkönigs. Enthüllungen aus dem Belgrader Konak. Budapest, Robicsek. 8. 1 M.

Whitman, S., Das kaiserliche Deutschland. Eine kritische Studie von Thatsachen und Charakteren. Autorisirte Uebersetzung von **O. T. Alexander**. Berlin, Ulrich u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Zöggeler, A., Ueber Lourdes nach Spanien. Eine Pilgerfahrt im Herbste 1887. Bozen, Wohlgemuth. Gr. 8. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Sahără und Sûdân.

Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika.

Von

Dr. Gustav Nachtigal.

Dritter Theil (Schluss).

Herausgegeben von **E. Groddeck.**

Mit einem Porträt in Photogravure, einer Karte, zwei Schrifttafeln und Generalregister zum I.—III. Theil.

8. Geh. 15 M. Geb. 16 M. 50 Pf.

Der vorliegende lang erwartete Band bringt das classische Werk Gustav Nachtigal's: „Saharâ und Sûdân“ zum Abschluss. Er umfasst die Heimreise von Kûka durch Wadâï und Dâr-Fôr. Gerade Wadâï und Dâr-Fôr sind durch die mahdistische Bewegung allen Europäern unzugänglich geworden, weshalb Nachtigal's eingehende Schilderungen um so werthvoller geworden sind. Ein ausführliches Register zu allen drei Bänden erhöht den Werth des Bandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Deutschen Generalconsul in Genua, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen Bildern aus Natur, Geschichte und Leben ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, die gegenwärtig ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst
im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Fünf Bände. 8. Geh. 56 M. Geb. 63 M. 50 Pf.

Dieses als eine der werthvollsten Bereicherungen unserer Literatur anerkannte und bereits in weiten Kreisen verbreitete Werk, eine Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit, umfaßt fünf Bände, welche in dritter vermehrter und neu durchgearbeiteter Auflage vorliegen. Dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher wie jedem Gebildeten bietet es eine Fülle anregender Gedanken und umfassender Gesichtspunkte: denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gestalt gewinnen, und betrachtet die Kunstschöpfungen als Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von **F. von Raumer.**

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Achter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Die Ergebnisse der neuern Wallenstein-Forschung. Von Arnold Gaedeke. — Arnold von Brescia. Von Robert Breyer. — Florenz, Neapel und das päpstliche Schisma. Von Georg Erler. — Der Aberglaube Philipp Melanchthon's. Von Karl Hartfelder. — Der Ursprung der Ehescheidung König Heinrich's VIII. von England. Von Wilhelm Busch.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Herausgabe übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem neuen Jahrgange sind interessante geschichtliche und culturgeschichtliche Arbeiten vereinigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Siebente Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvasi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.





Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus in Leipzig,** 1889, Nr. 2.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 20. Juni 1889.

Inhalt: Neue Erzählungen. Von Adalbert Schroeter. — Zur Religions- und Kirchengeschichte. Von Karl Sallmann. — Lyrik und Epik. Von Marius Stein. — Zur neuesten philosophischen Literatur. Von Moritz Brasch. — Zwei plattdeutsche Dichtungen. — Zur Ethnologie. Von Th. Achelis. — Neuere Räthselliteratur. Von Eduard Maria Schranka. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Erzählungen.

1. Rubia. Erzählung von Richard Voß. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 3 M.

Hätte Richard Voß auf dem Gebiete der Novellistik nichts anderes als die vorliegende Dichtung geleistet, so würde dieses Werk genügen, ihm in der Reihe unserer Erzähler einen hervorragenden Rang einzuräumen, denn es erfüllt alle Anforderungen, welche die Theorie der Dichtkunst an Technik und poetischen Gehalt einer Prosadichtung zu stellen vermag. Vor allem ist ihr das Lob jener schönen Einfachheit und Natürlichkeit zu spenden, welches unserm gefeiertsten Novellisten Paul Heyse leider nicht immer ohne Einschränkung gezollt werden darf, nicht selten vielmehr mit Nachdruck versagt werden muß. Neu freilich ist weder die besondere Gattung, noch das Hauptmotiv der vorliegenden Novelle. Ein junger in Rom weilender deutscher Maler verliebt sich gelegentlich einer Studienreise in ein italienisches Landmädchen. Sie wird ihm zum Modell einer Madonna und Magdalena und der Künstler das blutige Opfer der Eifersucht ihres Verlobten. Das sind die Grundzüge der Erzählung. Aber diese schlichten Umrisse sind auf das sauberste gezeichnet und mit weiser Enthaltsamkeit colorirt. Besonders zu rühmen ist der lebendige, ohne Aufenthalt, wenn auch mit epischer Gelassenheit weiterdrängende Stil und die knappe Sachlichkeit der Ausdrucksweise. Dagegen sind die Gespräche hie und da zu abgerissen (S. 147) und streift die kurze Art des Frage- und Antwortspiels bedenklich an Manier. Aber die sonstige klare Gestaltlichkeit der Dichtung und die sonstige Reinheit ihres Vortrags wird den Leser freundlich versöhnen, wenn auch der deutsche Maler nicht überall grammatisch reines Deutsch spricht.

2. Das Baumwollengenie. Un capriccio critico-simbolico. Von Victor Valentin. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Vorliegendes „kritisch-symbolisches Capriccio" ist eine Satire auf eine gewisse Gattung nicht ohne Erfolg schriftstellernder Halbtalente, welche allerdings das Kreuz der Kritik und des gebildetern literarischen Geschmacks werden. Das Buch enthält einige wirksame Spitzen, ist aber im übrigen zu wenig ausgegoren und zu leichtfertig componirt. Manche Abschnitte sind völlig gehaltleer und verirren sich in den Abgrund niedriger Burleske. Indessen fallen manche kritische Streiflichter, ob auch ohne sonderliche Vermittelung, auf thatsächliche Blößen der zeitgenössischen Literatur, wenn wir auch für einen Dichter von der unanfechtbaren Bedeutung Konrad Ferdinand Meyer's trotz seiner leidigen zahllosen Gallicismen einen höhern Grad von Pietät und Rücksicht fordern, als sie der Verfasser übt, und für einen Gelehrten, wie es Wilhelm Scherer war, trotz mancher auch uns unsympathischen Seiten seines Wesens immerhin eine derartige Hochschätzung bewahren, welche es kränkt, wenn wir den Namen des hochverdienten Germanisten in den barocken Rahmen einer novellistischen Hanswurstiade gezogen sehen. Der Verfasser selbst scheint dazu um so weniger berufen, als seine Kenntnisse unserer mittelalterlichen Literatur so dürftige sind, daß er in einem dreizeiligen Citat aus Walther von der Vogelweide nicht weniger als acht, sage acht Fehler macht. Ja, seine Unwissenheit ist auf diesem Gebiete so greulich, daß er nicht einmal des Dichters Namen richtig zu schreiben vermag. Auch in unsern Augen hat Scherer in manchen seiner Fausthypothesen und in mehr als einem Abschnitte seiner Poetik einen so bedauerlichen Mißerfolg gehabt, wie seine Literaturgeschichte je länger je mehr Widerspruch wecken wird, aber wir erwarten allerdings, daß diejenigen, welche über ihn zu Gericht niedersitzen, in höherm Grade ihre Berechtigung nachweisen, als sie der Verfasser der vorliegenden Schnurrpfeiferei besitzt. Immerhin ist seine Geschichte nicht ohne Humor erfunden. Ein Fabrikbesitzer

(Baumwollweber) fühlt sich zu gut für lediglisches Erzeugen der mehr nützlichen als nobeln Handelsartikel seines Industriezweigs und verzehrt sich in großmannsüchtiger Sehnsucht nach dem Lorber des Schriftstellers. So verkauft er — sein Modell ist übrigens mit Händen zu greifen — das gesammte Unternehmen mit seinen kreischenden Dampfpfeifen und ausgehungerten Arbeitermassen an den nächsten Juden, um die Feder des Comptoiristen mit dem allerdings erheblich vornehmern Griffel der poetischen Muse zu vertauschen. Der Mann hat trotz seiner Halbbildung Glück, und wie er früher Baumwolle spann, fabricirt er jetzt Romane, vermuthlich von der Sorte des folgenden:

3. Ledige Frauen. Roman von Felix Balden. Fortsetzung von Paul Lindau's „Arme Mädchen". Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1889. 8. 6 M. 50 Pf.

Das Buch ist augenscheinlich für die Halbwelt oder doch für ein Publikum berechnet, das ästhetisch zu empfinden und zu urtheilen keine Schulung besitzt. In Wachtstuben wird es sich vielleicht einbürgern und in Zwischendecken wahrscheinlich sogar überseeische Reisen machen. Trotzdem ist es mit bei weitem höherm Fleiße und ungleich gründlicher gearbeitet worden als das folgende, welches leider aus der Feder eines unserer beliebtesten Dichter stammt:

4. Thamar und ihr Kind. Die geheimnißvolle Sängerin. Oheim und Neffe. Drei Erzählungen von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Janke. 1889. 8. 1 M.

Tief zu beklagen ist es, daß Friedrich Bodenstedt drei so inhaltlose novellistische Nichtigkeiten dem Publikum vorzuführen nicht für Raub an seinem ehrwürdigen Dichternamen hält. Vertraut er so sehr dem Zauber des Pinsels Ming's? Er dürfte doch seine Grenzen haben. Die drei hier mitgetheilten Erzählungen sind in der Armuth ihrer Ideen und der Dürftigkeit ihrer Motive so wenig geeignet, selbst ein flüchtiges Interesse zu wecken, daß der Leser vielmehr mit unwilliger Enttäuschung ein Buch aus der Hand legt, welches seinem Vertrauen zu des Verfassers Erfindungs- und Gestaltungskraft einen so bösen Streich spielt. Der ersten größern und verhältnißmäßig besten der drei Novellen sind auch einige Reimsprüche beigegeben. Hier ist eine Probe ihres Tiefsinns:

> Der Staub, wie hoch der Wind ihn auch erhebt,
> Bleibt doch gemein;
> Der Edelstein, den man in Staub begräbt,
> Bleibt Edelstein.

Welche Weisheit!

5. Nettchen Neswanow. Roman von F. W. Dostojewsky. Aus dem Russischen von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 1889. 8. 2 M.

Die Darstellung ist zu breit, bewegt sich aber in lebensvoller Anschaulichkeit, sodaß die Bedächtigkeit der Stilart minder ins Gewicht fällt. Mit psychologischer Meisterschaft ist der Charakter des verkommenen Geigers geschildert, dessen Größenwahn beim Spiele eines wahren Künstlers so grausam geheilt wird, daß er wahnsinnig wird (S. 118):

Die Wirklichkeit blendete ihn mit ihrem unerträglichen Glanze, und was Lüge war, wurde auch ihm selbst endlich als Lüge offenbar. In seinen letzten Stunden hatte er den wunderbaren Genius gehört, welcher ihn vor sich selbst auf immer verurtheilt hatte. Mit dem letzten Tone, welcher der Geige des genialen [illegible] entfloh, eröffnete sich ihm das Geheimniß der Kunst, und der ewig junge, mächtige und wahre Genius hatte ihn durch seine Wahrheit vernichtet. Der Schlag, der ihm seit zehn Jahren drohte, hatte ihn tödlich getroffen, die letzte Hoffnung war erloschen, die letzte Ausrede verloren. Dieselbe, deren Leben so viele Jahre auf ihr gelastet hatte, dieselbe, durch deren Tod er in seinem blinden Wahne plötzlich zu Ruhm und Ehren aufzuleben hoffte, war gestorben. Endlich war er allein, nichts hielt ihn mehr, endlich war er frei. Zum letzten mal sollte er in diesem krampfhaften Entsetzen über sich selbst urtheilen als strenger und gerechter Richter. Aber sein machtloser Bogen konnte nur schwach die letzte musikalische Phrase des Genius wiederholen. In diesem Augenblicke war er dem Wahnsinn, der schon seit zehn Jahren auf ihn gelauert hatte, rettungslos verfallen.

Es ist seine ihm innig zugethane Stieftochter, welche uns in vorliegendem Buche den Roman ihres Lebens erzählt. So stammen auch die mitgetheilten Betrachtungen über ihres Vaters Leben und Sterben aus ihrer Feder; augenscheinlich aber wird hier mehr ein Richterspruch laut, welchen der menschenkundige Autor fällt, als sich in deren nüchternen Kritik über ein verlorenes Leben die Erinnerungen eines zärtlich liebenden Kindes verdichten. Nur einmal wird das Gedächtniß an jene Nacht, in welcher ihr Vater aus dem Concerte des großen Künstlers gebrochen heimkehrte, furchtbar in ihr wachgerufen, als sie im Concertsaale des Fürsten, welcher sich väterlich der Waise angenommen hat, das Spiel desselben Mannes überwältigt, in dem sie an dieser Stelle des Romans um so viel natürlicher den Mörder ihres Vaters erblickt, während er ihr dort als sein Richter erschien. Diese Scene ist wiederum tief ergreifend, leider wird ein gleicher Höhepunkt von dem Erzähler nicht wieder erreicht und die fernern Geschicke der Heldin verlaufen in Nebel, nachdem sich in ihnen eine Wandlung vollzogen hat, welche uns die Hauptgestalten des am sorgfältigsten behandelten Theils des Romans aus den Augen rückt.*) So fehlt der Anlage die künstlerische Abgeschlossenheit, was um so mehr zu bedauern ist, als die sämmtlichen Figuren sich als Geschöpfe eines Dichters erweisen, dessen Kenntnisse des menschlichen Herzens so reiche sind, als seine Kunst gestaltungskräftig ist. Was den Titel angeht, so wäre seitens des Uebersetzers die Verdeutschung des russischen Kosenamens Netotschka besser unterblieben; bedient er sich doch durchgängig des letztern im Buche selbst. Sonst ist die Sprache glatt; nur Wortbildungen wie „eigenliebig" erscheinen gewagt und auf S. 85 hat der Corrector ein „doch" zu viel stehen lassen: „so verkommen er auch ist, so ist doch meine Sympathie für ihn doch nicht erloschen."

---

*) So hat auch Konstantin Jürgens in seinem „Russischen Novellenbuch" (Mitau, 1886) unter dem Titel „Jefimow" feinfühlig nur den ersten Theil des Romans gegeben. J. Rel.

6. Der Tod. Fünf Erzählungen von Graf Leo Tolstoi. Frei nach dem Russischen. Berlin, Janke. 1889. 8. 1 M.

Es ist eine Reihe von Sterbescenen, welche uns der Dichter vorführt, die unter sich so unvermittelt nebeneinanderstehen, als sie in sich zum Theil barock sind. Die Titel der novellistischen Skizzen lauten: „Der Tod des Iwan Iliitsch“, „Drei Sterbende“ (es sterben eine Baronin, ein Bauer und — ein Baum), „Der Tod eines Pferdes“, „Der Tod auf dem Schlachtfelde“, „Der Tod des Prinzen Andreas“. Zu einer besondern Höhe und packendern poetischen Wirkung gelangt kaum eines der Stücke. Wie weit dies etwa auf Kosten der „freien Bearbeitung“ zu schreiben ist, kann ich nicht beurtheilen. Vermuthlich aber beruht die Unzulänglichkeit in der Vorlage selbst. Daß dieselbe auch einige trefflichere Einzelheiten und mehrere feinere Züge aufweist, werden Kenner der dichterischen Eigenthümlichkeit des Grafen Tolstoi nicht anders erwarten. Das Ganze muthet mich an wie ein paar lose Blätter aus seiner Studienmappe. Möglich, daß der ausländische Typus, den sie sämmtlich tragen, sie diesem oder jenem anziehender erscheinen läßt.

Adalbert Schroeter.

Zur Religions- und Kirchengeschichte.

1. Martin Luther. Eine Biographie von Theodor Kolde. Zweiter Band. Erste Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. 1889. Gr. 8. 4 M.

Nachdem seit dem Erscheinen des ersten Bandes von Kolde's „Martin Luther“ fünf Jahre verflossen, muß es den Freunden dieses gründlichen selbständigen Forschers ein doppelter Genuß sein, an die Fortsetzung seines Werks heranzutreten, die, wie vorauszusehen, keinen der Vorzüge verleugnet, durch welche sich die frühere Arbeit auszeichnete. Kolde faßt, mit den übrigen Luther-Biographen der Neuzeit, namentlich J. Köstlin, verglichen, seine Aufgabe zugleich weiter und enger: weiter, insofern er neben den kirchlichen und religiösen Strömungen, welche die Entwickelung des Reformators bedingen, überall auch die zeitgeschichtlichen staatlichen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kräfte ausgiebig zu berücksichtigen bedacht ist, welche fördernd und hemmend auf ihn einwirkten; enger, insofern er darauf verzichtet, alle möglichen Einzelheiten über Leben und Schriften Luther's zusammenzutragen und sich daran genügen läßt, nur das zur Darstellung zu bringen, was für das Verständniß von Sein und Werden des gewaltigen Mannes, den er zu schildern unternimmt, bedeutsam und bezeichnend ist. Was der Verfasser bietet, ist die Frucht sorgfältiger gewissenhafter Forschung. Doch schreibt er hier nicht für Gelehrte, sondern wendet sich an einen weitern Leserkreis, während die jedem Bande beigefügten Nachweise dem Bedürfnisse der Fachgenossen zu dienen bestimmt sind. Die Darstellung ist frisch und anziehend, die Anordnung des Stoffs klar und übersichtlich. Um Luther's Größe gerecht zu werden, braucht es nicht dessen, seine Schwächen und Einseitigkeiten zu verdecken; denn er ist, Gott sei Dank, mehr als ein bloßer Heiliger der alleinseligmachenden Kirche. Die vorliegende erste Hälfte des Schlußbandes, welche die Geschichte vom wormser Edikt bis zum ersten Reichstage zu Speier fortführt, gab wieder reichlich Gelegenheit, unter lichtvoller Wiedergabe des Inhalts zahlreicher Hauptschriften auch allerhand Flugschriften für und wider den Reformator zu berücksichtigen, in denen sich die Zeitstimmung oft treuer als in jenen spiegelt. Trefflich ausgeführt ist die Zeichnung Karlstadt's, dieser hochbegabten, aber wunderlichen und unharmonischen Natur, die an der Neigung zu Grunde geht, in überstürzender Hast immer den zweiten Schritt vor dem ersten zu thun. Ihm steht in der Reihe der Gegner der Erzbischof Albrecht von Mainz aus dem Hause der Hohenzollern gegenüber, der in seiner Geldbedrängniß auch nach dem ersten bedenklichen Zusammenstoße mit Luther noch den Muth findet, den hallischen Reliquienschatz mit seinen Ablässen für 39,540120 Jahre und 220 Tage anzupreisen, indeß der Wittenberger in großartiger Selbstlosigkeit es über sich gewinnt, noch zur Zeit des Bauernaufstandes an den unsaubern, geldgierigen Gesellen ein gütiges Schreiben zu richten, das demselben ans Herz legt, gleich seinem Verwandten, dem Hochmeister in Preußen, sein ausgedehntes geistliches Gebiet zum weltlichen Fürstenthume zu erheben. Dieselbe Hoheit der Gesinnung beweist Luther zur selben Zeit in seinem „Sendbriefe vom harten Büchlein wider die Bauern“, in welchem er denen, welche aus falscher Theilnahme für die aufrührerischen Bauern jetzt Barmherzigkeit fordern, auseinandersetzt, wie das weltliche Schwert gerade aus großer Barmherzigkeit unbarmherzig sei und aus eitel Güte Zorn und Ernst üben müsse gegen die Mordbrenner, um die Frommen zu schützen, Frieden und Sicherheit zu erhalten; oder in den Briefen vom 15. Mai 1525 an Heinrich VIII., vom 22. December des gleichen Jahres an Herzog Georg von Sachsen, die ihm freilich nur den Spott der Empfänger eintrugen. Zu den gelungensten Abschnitten rechnen wir noch die, welche Luther's Zusammentreffen mit Karlstadt in Jena, seinen Besuch in Orlamünde, Thomas Münzer's Treiben als Pfarrer in Allstedt, Luther's Verhalten während des Bauernkriegs behandeln. Aber auch sonst begegnet uns Anregendes in Hülle und Fülle. So in dem Abschnitte, welcher von der Neuordnung des Gottesdienstes und von der Neugestaltung des kirchlichen Gemeindewesens handelt, dem in der Frage von der Aufhebung der kirchlichen Stiftungen und dem Eigenthumsrechte an Hab und Gut der Klöster sich Schwierigkeiten ohne Ende entgegenstellten.

Bekanntlich war es die kleine sächsische Stadt Leisnig a. d. Mulde, welche den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, den ersten Versuch einer durchgreifenden Umformung des ganzen Gemeindewesens unternommen zu haben, einschließlich der Versorgung der Geistlichen, der Armenpflege, der öffentlichen Zucht und des Unterrichts. Der Grundgedanke war der, alle Güter der Kirche und der geistlichen Brüderschaften, der Stiftungsgelder und was sonst etwa an Geld und Gaben die christliche Liebe zu spenden bereit war, in eine allgemeine Kasse, den gemeinen Kasten oder Gotteskasten, fließen zu lassen. Vertrauensmänner, die nach ständischen Rücksichten zu wählen wären, sollten die Verwaltung übernehmen und davon nicht nur die Kirchen- und Schuldiener auf eine bestimmte Besoldung setzen, sondern auch die öffentliche Armen- und Waisenpflege u. a. m. bestreiten. Diese Ordnung, ohne Zweifel unter Luther's persönlichem Beirath zu Stande gekommen, gab dieser im Frühjahr 1523 heraus mit einer Vorrede, in welcher er die Sache im großen auffaßt und, weil ihn schon die Erfahrung gelehrt, „daß etliche geizige Wänste solche geistliche Güter an sich rissen", Vorschläge macht wegen Verwendung der Güter, „ohne daß sie in die Rapuse kommen". Und nirgends wol zeigt sich des Reformators Urtheil so maßvoll und weitblickend, nirgends seine Weitherzigkeit und sein durch keine noch so lockenden Vortheile zu beirrender Gerechtigkeits- und Billigkeitssinn so großartig wie in seiner Stellungnahme zu dieser Frage. Die austretenden Mönche und Nonnen will er aus dem Klostergute unterstützt haben, damit sie etwas Neues anfangen können. Wichtiger aber erscheint ihm, daß aus den Mitteln des gemeinen Kastens allen Dürftigen im Lande durch Darlehen aufgeholfen werde; denn wo gäbe es einen würdigern Gottesdienst als die christliche Liebe. Wo noch Nachkommen der Stifter vorhanden, da sollen diese berechtigt sein, die Stiftung der Ahnen ganz oder theilweise zurückzuziehen. Daß dann wol nicht viel übrig bleiben werde, kümmert ihn nicht. Die Bettelklöster sollen in Knaben- und Mädchenschulen umgewandelt, die übrigen Klöster von den Städten nach Bedarf eingezogen werden; alle Bisthumsinhaber aber, die über Land und Leute gebieten und die im Grunde doch nur weltliche Herren sind, räth er auch wirklich zu solchen zu machen.

Zum Schlusse sei auf die wohlerwogenen Bemerkungen aufmerksam gemacht, mit welchen Kolde die zum Theil befremdlichen Aufstellungen der Luther-Schrift „De servo arbitrio" begleitet. Er sieht mit Recht in denselben bloße Hülfslinien, die dem Zeichner Gewißheit bringen sollen von seiner nun einmal durch nichts zu erschütternden Ueberzeugung eines gänzlichen Unvermögens in geistlichen Dingen und einer Erlösung rein aus Gnaden.

Wir schulden dem Geschichtschreiber wie dem Theologen für die gebotene Gabe warmen Dank und wünschen, daß es dem Verfasser vergönnt sein möge, den noch ausstehenden und von seinem Leserkreise sicherlich dringend erwarteten Schlußband des Werks recht bald folgen zu lassen.

2. Martin Luther. Sein Leben und sein Wirken. Von J. von Dorneth. Drei Theile. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. 1886—88. 8. 6 M.

Eine gute Lebensbeschreibung unsers deutschen Reformators ist allezeit willkommen zu heißen. Denn hat auch gerade die jüngste Zeit in Veranlassung des vierhundertsten Geburtstags Luther's ihrer eine Menge gebracht, so darf man noch lange nicht sagen, daß damit nun auch dem Bedürfnisse der verschiedenen Kreise vollständig und für immer entsprochen wäre. Vielmehr wird, so groß und gewaltig ragt Luther's Persönlichkeit auf, je nach dem von dem Darsteller eingehaltenen Gesichtspunkte und den bei seinen Lesern vorauszusetzenden Bedürfnissen sich bald hier, bald dort eine neue Aussicht öffnen, eine neue Seite Beachtung finden, ein neuer Zug die Aufmerksamkeit fesseln, vorausgesetzt, daß für die Arbeit geschichtlicher Sinn und die Hingebung mitgebracht wird, die dem zu zeichnenden Bilde Leben und Wärme verleiht. Beides trifft bei unserm „Martin Luther" zu. Die Verfasserin hat die vorhandenen Hauptwerke über Luther aufmerksam benutzt, ohne die ursprünglichen Quellen, aus denen ein Leben Luther's zu schöpfen hat, beiseite zu lassen. Dieselbe schreibt für gebildete Leser, schlicht, gediegen und fesselnd. Auch der theologischen Arbeit des Reformators sowie dem Gange der politischen Ereignisse ist die gebührende Berücksichtigung geschenkt. Für die Beurtheilung von Luther's religiösen Anschauungen bringt der eigene Standpunkt der Verfasserin eine unbefangene Würdigung entgegen. Die Auswahl aus Luther's eigenen Schriften und Briefen ist geschickt getroffen, die Kapiteleintheilung erleichtert Uebersicht und Nachschlagen. Auch macht sich die Biographie bei aller begeisterten Verehrung für ihren Helden nicht des Fehlers schuldig, für alle und jede Worte und Handlungen desselben unbedingte Bewunderung zu äußern. Aber die Ausstellungen sind zurückhaltend und die Kritik ermangelt nicht der schuldigen Ehrfurcht. Da, wo die Verfasserin eingehend über Luther's Stellung zu der Doppelehe Philipp's des Großmüthigen spricht, wäre es, um den Unfehlbarkeitsrömlingen von heute den Mund zu stopfen, die darin eine haarsträubende Verleugnung aller göttlichen und menschlichen Ordnung sehen möchten, vielleicht ganz am Platze gewesen, daran zu erinnern, daß wenige Jahre vorher in der ganz gleichen Frage bei Heinrich VIII. von England kein Geringerer als Seine Heiligkeit Papst Clemens VII. gegenüber dem englischen Gesandten G. Casalis die Meinung abgab, daß es bei weitem weniger anstößig gewesen wäre, dem König wegen zwei Frauen Dispens zu ertheilen, als in die unkanonische Scheidung zu willigen (vgl. Herbert, „Life of Henry VIII.", S. 302), und dieses, nachdem zwei Jahre früher der päpstliche Legat Campeggio, freilich vergebens, zur Sicherung der Erbfolge eine Verheirathung zwischen dem Herzog von Richmond, einem natürlichen Sohne Heinrich's, und dessen Tochter Maria, also eine Ehe zwischen Halbgeschwistern, befürwortet hatte, den päpstlichen Dispens durch Clemens VII. für diesen Fall aus-

drücklich in Aussicht stellend: alles das zur größern Ehre Gottes und seiner heiligen römischen Kirche (vgl. Campeggio's Depesche vom 10. October 1528). Besondere Aufmerksamkeit hat J. von Dorneth Luther's Häuslichkeit geschenkt. Die Abschnitte, welche von ihr handeln (der elfte und zwölfte des zweiten, der vierundzwanzigste des dritten Theils), gehören zu den gelungensten und reichhaltigsten. Aber die Abendmahlslehre Luther's, die ja allerdings manche Wandlungen erfahren, ist misverstanden. „Brot und Wein", heißt es, „erfahren eine Veränderung, welche, obwol unsern Sinnen unfaßbar, die Substanz also wandelt, daß ihr Genuß ... als Leib Christi auch unsere Muskeln und Adern durchdringt." Das wäre also das kapernaitische Essen, wäre die Transsubstantiation, die Luther entschieden abgelehnt hat, wie nahe auch seine Ausdrücke zuweilen daran streifen. I, 89 wird das Kloster Nimptsch als kurhessisch bezeichnet, wol nur ein Druckfehler für kursächsisch; II, 91 begegnen einige Strophen des Lutherliedes, die in ihrer ursprünglichen Form hätten belassen werden sollen. Auch ist „zwar" nicht = „gar", sondern = „wahrlich, fürwahr", der zahlreichen Setzerkobolde (Lehne statt Lene, Ehrich statt Erich, derer statt deren und andere) nicht zu gedenken.

3. Die Ueberlieferung. Ihre Entstehung und Entwickelung. Von Ernst von Bunsen. Zweiter Band. Mit einer Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 7 M.

Dem in Nr. 13 d. Bl. f. 1889 angezeigten ersten Bande dieses in mehr als einer Beziehung merkwürdigen und vielfach ganz neue Bahnen einschlagenden Buchs ist der vorliegende zweite und letzte schnell gefolgt. Wie jener die vorchristliche, so behandelt dieser nach einer einleitenden Abhandlung über die messianischen Erwartungen die nachchristliche Zeit, und wieder sind es Fragen von weittragender Bedeutung, die zur Besprechung kommen, Fragen, die zum Theile, weil sie das Leben der Gegenwart unmittelbar berühren, der allgemeinsten Beachtung noch sicherer sein dürften als die im ersten Bande behandelten. „Jesus der Säemann des Wortes Gottes", „Stephanus und Paulus", „Der Engel-Messias im Hebräerbrief", „Der Doppelmessias in der Johannes-Offenbarung", „Die Tradition der römischen Kirche", „Mohammed's Stelle in der Kirche", „Die Reformation", „Die katholische Kirche" — diese Ueberschriften der einzelnen Kapitel lassen erkennen, welcher Stoff dem Leser hier geboten wird. In einem Anhange wird dann noch kurz „Das Sternbild der Schlange" und „Das Zeichen der Jungfrau", „Die Mithrasfeier zur Passahzeit", „Die Zukunft Israels" besprochen. Daran schließt sich ein Register für beide Bände und eine Tafel, darstellend das Sternbild der Schlange und das Zeichen der Jungfrau.

Die Bedeutung der Sternsymbolik und der Geheimüberlieferung für die Gestaltung der religiösen Vorstellungen und Schriften ist der leitende Grundgedanke, der Bunsen's Untersuchungen beherrscht, so vollständig beherrscht, daß der Verfasser die Lösung aller Schwierigkeiten nur in ihm sieht, auf Schritt und Tritt seine Wirkung wahrzunehmen glaubt. Die Sternsymbolik ist ihm die Grundlage der christlichen Symbolik, die Ueberlieferung vom Messias als dem Jungfrausohne aus der Sternsymbolik entstanden. Die sechs Monate zwischen den Verkündigungen der Geburt des Täufers und Jesu entsprechen den sechs Monaten zwischen dem Tage der Herbstnachtgleiche und dem der Frühlingsnachtgleiche. Das Wort des Täufers: „Er muß zunehmen, ich muß abnehmen", ist auf die Zeit der Winter- und Sommersonnenwende zu beziehen. Für das neutestamentliche Schriftthum war entscheidend das Bestehen einer baktrischen, in Israel anerkannten Geheimlehre, der Massora, von einem geistgesalbten Menschen — dieser folgten die zwölf Apostel — und einer buddhistisch-alexandrinischen Geheimüberlieferung, der Merkaba, von einem Engel-Messias — dieser folgten der essenische Stephanus und Paulus. Für die Trübung der ursprünglichen Lehre Jesu und seiner Zwölfe ist vor allem Paulus verantwortlich zu machen, gegen den die schwersten Vorwürfe erhoben werden. Seine Auffassung von Jesu als dem Passahlamm und dem Erstling der Entschlafenen nennt Bunsen ein erdichtetes Evangelium, das seit 1800 Jahren von Millionen fälschlich als das Christenthum Jesu angenommen worden sei. Paulus, meint der Verfasser, war im Grunde der Lehre Johannes des Täufers zugethan in bewußtem Gegensatze zu den Hauptlehren Jesu. Ihm fällt zur Last, willkürlich erdacht zu haben eine vorweltliche persönliche Existenz von Christus, dessen Weltschöpfung, dessen versöhnenden Opfertod durch das Blut seines Kreuzes, dessen Auferstehung am dritten Tage als Erfüllung einer mosaischen Weissagung, die erst nach dem Kreuzesopfer stattgehabte Herabkunft des verheißenen Geistes allein für die an die Erlösung durch das Blut des Lammes Gottes Glaubenden, während das Urchristenthum wesentlich die Enthüllung einer verborgenen Weisheit war, nämlich der von der geistlichen Hierarchie verschwiegenen Lehre von der allgemeinen Gegenwart des heiligen Geistes in der Menschheit. Daher auch die berechtigte Furcht der Apostel vor Paulus und ihre nur zu wohl begründete Anzweiflung seines Apostelamts. Auch der Bericht vom Pfingstwunder, dessen Substanz der eigenen Lehre Jesu von der thatsächlichen Gegenwart des Gottesgeistes in jeder Menschenseele widerspreche, ist dem Verfasser nur ein Erzeugniß berechnender Erfindung aus den Kreisen allegorisirender Juden paulinischer Richtung um die Mitte des 2. Jahrhunderts, und nur um die vorhandenen Spaltungen zu verdecken, wurden selbst in die ersten drei Evangelien später Einschaltungen gemacht, wie die Legende von den Emmausjüngern und andere. Für den Verfasser der Apokalypse hält Bunsen den Gnostiker Kerinth, denselben, den der Apostel Johannes in seinem ersten Briefe einen Lügner und Widerchristen nenne, während Kerinth in scharfem Gegensatze zu Paulus aller Wahrscheinlichkeit nach diesen als den falschen Apostel bezeichne. Die Dreieinigkeitslehre, an sich unbiblisch, beruht nach Bunsen lediglich auf alttestamentlicher Symbolik und

diese wieder auf vorabrahamitischer Sonnensymbolik bei Aegyptern und Chaldäern. In die Fußstapfen des Stephanus tretend, des Verbreiters und Entwickelers essenischer Lehren, hat Paulus den Stifter des Christenthums mit buddhistischen Ueberlieferungen in Verbindung gebracht. Das im Neuen Testament aufgezeichnete Lehrsystem ist nicht dasjenige, welches Jesus Christus durch Wort und That feierlich verkündigt hat. Nicht in Jesus, sondern in Paulus, dem jüdischen und christlichen Dissidenten, liegt der Hauptgrund für die zwischen Christen einerseits und Juden und Mohammedanern andererseits vorhandene Trennung. Paulus hat den Grund gelegt zu jener Verschmelzung entgegengesetzter Ueberlieferungen, welche sich in den neutestamentlichen Schriften verfolgen läßt und welche uns ein im wesentlichen nichtgeschichtliches Bild von Christus verschafft hat. Bunsen geht in seiner Verurtheilung der paulinischen Auffassung so weit, daß er Mohammed's Lehre dem wahren Christenthume näher stehen läßt als jene. Und nicht günstiger urtheilt er über Luther und dessen Reformation. Auch von dem Lutherthum erklärt er, dasselbe stehe dem Urchristenthume weit ferner als die Lehre des Islam. Ueber den Reformator selbst eignet er sich Lange's Urtheil an, wonach es Luther an dem Geiste unbefangener Prüfung, der Ruhe uninteressirter Untersuchung fehlte:

> Zum Fortschreiten in der Wahrheit fehlte ihm die Hauptsache, der Zweifel. Ohne den Zweifel fehlt der Trieb zur Wissenschaft ... so blieb er nicht blos selber stehen, sondern wurde auch der Tyrann seiner Zeitgenossen und der Begründer einer stagnirenden Kirche auf Jahrhunderte hinaus.

Viel besser kommt das Papstthum weg. Das Wort Jesu: „Du bist Petrus", hat diesem Apostel thatsächlich eine Herrscherstellung zugewiesen, an der seine Nachfolger auf dem römischen Stuhle ihren Antheil haben. Nur von einer Petruskirche, die der Paulskirche ein Ende bereitet, ist das Heil der Zukunft zu erwarten, ist eine wirkliche Reformation zu erhoffen, die sich Bunsen so vorstellt, daß ein Nachfolger auf dem Stuhle Petri, durch die Noth der Zeit gedrängt, die Geheimnisse der Tradition, welche dem Petrus und seinen Nachfolgern anvertraut sind und die durch 18 Jahrhunderte geheimgehalten worden, der Welt enthüllen und damit den Anstoß geben werde, durch die Rückkehr zu den vorpaulinischen, den urchristlichen Lehren auch allen Juden und Mohammedanern das Christenthum zu öffnen.

Dies die Grundgedanken des Buchs, nicht durchaus neu, in ihren biblisch-kritischen Voraussetzungen bedingt durch die Anschauungen Chr. F. Baur's und seiner Schule, der Volkmar, Hilgenfeld, Scholten, Zeller u. a., nur eigenthümlich gefärbt durch die weitgreifende Heranziehung der Sternsymbolik und Geheimüberlieferung, wie sie in diesem Umfange doch wol anfechtbar ist. Daß viele Aufstellungen gewagt und zweifelhaft und nicht frei von Phantastik, wird dem Verfasser selbst wohlbewußt sein. Ja, wir halten die philosophische und religiöse Stellung, die Bunsen einnimmt, für wissenschaftlich unhaltbar. Aber auch die Kühnheit, mit welcher er seinen Standpunkt einnimmt und vertheidigt, auf die Gefahr hin, sich Blößen zu geben, wirkt befruchtend und anregend, sodaß sich von seinem Werke eine Klärung der Fragen, um die es sich handelt, mit Recht erwarten läßt.

4. Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs. Von L. Nottrott. Zweiter Band: Die Arbeit in den Jahren 1874—1887. Mit einer Karte. Halle, Mühlmann. 1888. 8. 3 M.

Eine gründliche, aus zuverlässigen Quellen schöpfende lichtvolle und anregende Arbeit, eine Fortsetzung des im Jahre 1874 von demselben Verfasser im gleichen Verlage erschienenen Buchs: „Die Goßner'sche Mission unter den Kolhs, Bilder aus dem Missionsleben." Wir gewinnen aus dem vorliegenden Werke einen klaren Ueberblick über die gesammte Thätigkeit, welche in den letztvergangenen vierzehn Jahren auf dem bisher gesegnetsten Missionswerke der deutschen evangelischen Kirche geübt worden ist. Abgesehen von den ethnographischen Verhältnissen, betreffs welcher auf die Darstellung der frühern Veröffentlichung zu verweisen, ist keine Frage von Belang unbesprochen geblieben. Im ganzen wird ein erfreulicher Fortschritt bezeugt, wie aus folgender Gegenüberstellung erhellt: Im Jahre 1873 bestanden 6 Diöcesen mit 4 Kirchen, 76 Kapellen und 16742 Gemeindegliedern, an denen 13 europäische Missionare, 2 eingeborene Geistliche, 50 Katechisten, 24 Lehrer und 105 Gemeindeälteste thätig waren. Schulen gab es damals 16 mit 439 Schülern und 151 Schülerinnen. In die Gemeindekassen liefen jährlich 741 Rupien Beiträge. Gegenwärtig finden wir nach dem Census vom 28. Februar 1886: in 8 Diöcesen (+ 2) mit 13 Kirchen (+ 9) und 141 Kapellen (+ 65) 32659 Gemeindeglieder (+ 15719), an welchen 15 europäische Missionare (+ 2), 16 eingeborene ordinirte Geistliche (+ 14), 28 Candidaten (+ 28), 133 Katechisten (+ 83), 74 Lehrer (+ 50), 129 Aelteste (+ 24), 6 Colporteure (+ 6) und 29 Bibelfrauen (+ 29) arbeiten. Die Gemeindesteuer ergab 4148 Rupien (+ 3407). Also überall ein Fortschritt, in keinem Punkte ein Rückgang zu verzeichnen, wenigstens was die äußern Verhältnisse angeht. Aber auch in den innern geht es vorwärts und natürlich wächst mit der Ausdehnung des Arbeitfeldes auch Mühe und Kostenaufwand. Immerhin ist der durchschnittliche Jahreshaushalt der Goßner'schen Mission, die ja außerdem noch am Ganges Stationen unterhält und an die evangelischen Deutschen Nordamerikas Prediger abgibt, ein verhältnißmäßig nur geringer. Derselbe erfordert 150000 Mark, die von den Freunden noch immer aufgebracht sind. Leider sieht die Mission unter den Kolhs sich neuerdings einer anglikanischen und einer jesuitischen Gegenmission ausgesetzt, von welchen es jene an britischer Anmaßlichkeit, diese an den bekannten römischen Pfiffen und Kniffen nicht fehlen läßt. Beide haben denn auch schon Schaden genug angerichtet. Doch ist, wenn jeder, dem es angeht, seine Pflicht thut, zum Schwarzsehen vorläufig kein Grund vorhanden.

Karl Sallmann.

Lyrik und Epik.

1. Meisterwerke unserer Dichter. Band 51—53: Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Herausgegeben mit Einleitung und Erläuterungen von O. Hellinghaus. Münster, Aschendorff. 1888. 16. 60 Pf.
2. Lyrische Dichtungen von Fritz Hoelder. Heidelberg, Burow. 1889. 8. 1 M.
3. Stimmungen und Gestalten. Gedichte von Franz Happe. Paderborn, F. Schöningh. 1889. 12. 1 M. 50 Pf.
4. Gedichte von Siegfried Trebitsch. Wien, Gerold's Sohn. 1889. Gr. 16. 4 M.
5. Unsere Todten. Deutsche Lieder und Romanzen. Nebst einem Anhang: Gesänge für vaterländische Gedenktage. Von Gustav Weck. Paderborn, F. Schöningh. 1889. 8. 2 M.
6. Blondel. Eine Aventiure von Ferdinand Heitmüller. Hamburg, O. Meißner. 1889. 8. 2 M.
7. Dervorgil. Ein episches Gedicht von Ernst Guntram. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 2 M. 40 Pf.
8. I trau mi nit recht! Ollahond Givaßln vom otten Loisl. München, Th. Ackermann. 1889. 12. 1 M. 20 Pf.
9. Nix für unguat! Von Karl und Lotte Lang. München, Th. Ackermann. 1889. 12. 1 M. 60 Pf.

Der Cyklus „Meisterwerke unserer Dichter", den die Aschendorff'sche Buchhandlung herausgibt, bringt in Band 51—53 die Gedichte von Joseph Freiherrn von Eichendorff (Nr. 1). O. Hellinghaus begleitet dieselben mit einem sehr gründlichen Commentar. Er erklärt Ausdrücke, deren Bedeutung niemand dunkel sein dürfte. So verständigt er uns, daß Poet Dichter heißt, daß unter „Ring" ein „Kreis" begriffen werden kann, daß „Buhle" ein Liebhaber ist, „nächtens" zur „Nachtzeit" bedeute, „Spieluhr" eine Uhr genannt wird, welche Musikstücke spielt u. s. w. Ob diese Analysirungsmanie und Zergliederungssucht, die selbst die einfachsten Begriffe anatomisch zerlegt, nicht endlich gleich andern Modekrankheiten verschwinden wird? Bedarf ein Lyriker eines Commentators? Gerade durch die Unmittelbarkeit, durch die Selbstverständlichkeit seines Gesanges wirkt er ja. Wird nicht bald hinter jedem Busch, in dem ein fröhlicher Vogel singt, ein bebrillter Commentator Posten fassen und uns erklären, was der Herr Großvater gedacht hat, als er dem gefiederten Enkel das erste Tirili beibrachte? Es geht nichts über den „geschichtlichen Sinn".

Unter den eingelaufenen lyrischen Werken nehmen, was künstlerischen Werth betrifft, ohne Zweifel Fritz Hoelder's Gedichte (Nr. 2) den ersten Platz ein. Es ist ein ganz dünnes Bändchen sorgfältig ausgewählter Poesien. Fast auf jeder Seite finden wir schöne Bilder, gute Gedanken. Fritz Hoelder darf sich freuen, viel vom echten Poeten in sich zu haben. Und weil seine Gedichte so brav sind, muß um so schärfer getadelt werden, daß er hie und da seine Verse durch abscheuliche Reime verunstaltet, so z. B.: „schmieget" — „umkriechet", „Weite" — „Heide".

Ueber Franz Happe's „Stimmungen und Gestalten" (Nr. 3) läßt sich wenig berichten; die Gedichte sind glatt und formschön geschrieben; ihr Inhalt ist gut. Wenn der Vergleich des Dichters mit dem Maler statthaft ist, möchten wir Happe einen „Nazarener" nennen. Er malt sauber und sorgfältig, liebt helle freundliche Farben, und seine Gestalten tragen den Ausdruck jener freudigen Zuversicht, die gläubig emporsieht, harrend der Erfüllung des Wortes der göttlichen Verheißungen.

Siegfried Trebitsch's „Gedichte" (Nr. 4) lassen die Jugend ihres Verfassers ahnen. Seine Form ist unruhig; er wechselt ohne Grund in einem Gedichte fortwährend das Versmaß und gebraucht ganz unzutreffende Bilder. Er nickt „nein", während bei andern Menschen, wenigstens in den meisten europäischen Ländern, nicken eine Bejahung bedeutet. Aus dem Auge der Geliebten läßt er der „Thräne Gold" in ihren „schönen Schos" rollen. Warum so unreife Gedankenfrüchte auf den Büchermarkt bringen?

„Unsere Todten" nennt Gustav Weck (Nr. 5) seine Sammlung Lieder und Romanzen. Es sind durchweg Lieder patriotischen Inhalts. Patriotische Lieder, in denen man meistens weinerliche Rührseligkeit und trommelnde Begeisterung antrifft, wirken ermüdend. Gustav Weck gehört mit seinen Gedichten zu den Ausnahmen. Ihr Inhalt bewegt sich in breiten herrlichen Rhythmen dahin und birgt schöne mächtige Gedanken. Wir haben keinen Mangel an patriotischen Gesängen, aber nicht im entferntesten können alle mit Gustav Weck's Liedercyklus verglichen werden. Die eben erschienene dritte Auflage desselben spricht für ihren Werth.

Ferdinand Heitmüller zeigt in seiner Aventiure „Blondel" (Nr. 6) künstlerischen Geschmack in der Ausführung seines Poems. Die verschiedenen Abschnitte wechseln die Form ihres Versmaßes, gewiß eine Wohlthat bei 162 Seiten Verse. Originell ist ja die Handlung nicht, wie selten bei dieser Gattung von Dichtungen. Die Minne und der Frühling spielen da immer die Hauptrollen. Auch hier. Die „Fiedel" läßt ihre berühmten Locktöne erklingen und wir erblicken die wettertrotzige Burg, die natürlich an den Ufern des Rheins steht. Ein bischen Tod gehört immer zum Minneleben; auch hier finden wir ein poetisches Sterben, das seine Wirksamkeit nicht verfehlt. Heitmüller verfügt über eine reiche Skala von Tönen auf seiner Dichterharfe. Er wird in jungen Gemüthern Sehnsucht nach der Zeit erwecken, von der er so Anziehendes zu sagen weiß.

Ernst Guntram's „Dervorgil" (Nr. 7) zeichnet sich vor allem durch dramatische Lebendigkeit aus. Die Personen, die in dem Gedichte auftreten, sind aus Fleisch und Bein, die landschaftlichen Schilderungen oft von großer Schönheit. So gleich der Anfang:

> Des Abends Schatten wallen lang herab,
> In prächt'gem Glühroth sinkt die Sonne nieder
> Berührend schon den weiten Horizont.
> Umflammt von Licht, getaucht in alle Farben

Des Regenbogens, scheinen die Gebilde
Von Luft und Wolken ferner Zauberschimmer
Aus Helios' Palast. Ein Märchenland
Erschließt der Strahl des siegenden Gestirns
In seinem Scheidegruß der Welt. Es liegt
Die Erde stumm, versunken wie in Andacht,
Und lichte Träume spielen wol hinüber
Bis in die dunkle Nacht, die mütterlich
Einhüllet bald das All zu sanfter Ruh.

Man sieht hier eine ungewöhnliche Schilderungsgabe, einen Wohlklang des Verses, der sich weich in die Seele schmeichelt. Dabei ist Guntram frei von jeder Phrasenhaftigkeit. Knappheit und Kernigkeit in der Charakterisirung seiner Menschen erhöht das Interesse, das wir für diese empfinden. Eine schöne Arbeit, deren der Verfasser sich freuen darf.

„I trau mi nit recht" (Nr. 8) und „Nix für unguat" (Nr. 9) sind zwei Büchlein, die allen Freunden volksthümlicher Poesie willkommen sein werden. Das erstere nennt als Verfasser den „alten Loisl", das letztere Karl und Lotte Lang. Die beiden Bücher besitzen viel Aehnlichkeit. Beide enthalten harmlose versificirte Späße in gut sangbarer Form, Lieder, in denen eine ungekünstelte Lebensfreude in gut klingenden Weisen sich aussingt.

Marius Stein.

Zur neuesten philosophischen Literatur.

1. Philosophische Güterlehre. Untersuchungen über die Möglichkeit der Glückseligkeit und die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns. Von A. Döring. Berlin, Gaertner. 1888. Gr. 8. 8 M.

Der durch seine auf die Kunstlehre des Aristoteles sich beziehenden Untersuchungen bekannte Verfasser tritt hier mit einem Werke über Ethik hervor, welches wohl geeignet erscheint, die allgemeinste Aufmerksamkeit auch über diejenigen Kreise hinaus zu wecken, denen derartige philosophische Probleme, wie die hier behandelten, gänzlich fern liegen. Im großen Publikum stehen seit langer Zeit moralphilosophische Fragen — im Geruche der Langweiligkeit. Man läßt sich allenfalls eine kühne metaphysische Hypothese, einen interessanten psychologischen Essay, eine des pikanten Beigeschmacks nicht entbehrende ästhetische Studie gefallen — aber ein moralphilosophisches Thema: nein, das ist gar zu trocken und gibt der Phantasie so gar nichts.... Hier liegt nun freilich eine arge Begriffsverwechselung vor: „moralphilosophisch" ist heutzutage den meisten Menschen gleichbedeutend mit „moralisirend", und wer ein derartiges Buch angezeigt findet, sieht in seiner geängstigten Phantasie schon das leibhaftige Bild des Sonntagsnachmittagspredigers vor sich. Andere wieder — und das sind leider der größte Theil der Gebildeten — bekennen ganz offen, daß ihnen der Muth fehlt, sich in so tiefe Probleme hineinzuwagen. Gern möchten sie sich über mancherlei sittliche Fragen und Zweifel, die ihnen im Leben aufstoßen, klar werden — z. B. was Recht und Pflicht sei, worin Willensfreiheit besteht, was Gut und Böse, Schuld und Gewissen sei —, aber sie fürchten sich vor der Verworrenheit und Unverständlichkeit der Sprache der Philosophen und Ethiker. Und in dieser Angst nehmen sie lieber gar kein philosophisches Buch zur Hand.

In dieser Hinsicht können wir nun mit gutem Gewissen diese ängstlichen Gemüther beruhigen: das Werk des Professor Döring ist weder verworren noch langweilig. Es läßt sich im Gegentheile behaupten: so weit überhaupt abstract ethische Begriffe und Gedankenverbindungen in einer dem allgemeinen Verständnisse der Gebildeten zugänglichen Sprache behandelt werden können, ist es hier geschehen. Die Bestimmtheit des Ausdrucks, die wir z. B. in den naturwissenschaftlichen Vorträgen und Abhandlungen des Physiologen Du Bois-Reymond so bewundern, wird ja in philosophischen Büchern der Natur der Sache nach niemals ganz zu erreichen sein; aber man muß es doch einigen neuern deutschen Denkern — ich ziehe hier wesentlich einen Mann wie den unvergeßlichen Hermann Lotze in Betracht — Dank wissen, daß sie das große und nachahmungswerthe Beispiel einer auch in der Philosophie sehr wohl möglichen Schärfe und Klarheit der Sprache gegeben haben. Das Buch Döring's bewegt sich innerhalb dieser Grenzen einer wohlthuenden Gemeinverständlichkeit — trotz seines streng wissenschaftlichen Charakters. Und hier kommen wir nun zu einem zweiten Punkte, den wir betonen möchten.

Was man in der Philosophie wissenschaftlich nennt, ist bekanntlich eine sehr streitige Frage, seitdem die positiven Wissenschaften diese Bezeichnung für sich ausschließlich in Anspruch nehmen und die Philosophie sich dadurch gegen jene rächt, daß sie jenen Principienlosigkeit und Mangel an Tiefe und einheitlicher Begründung vorwirft. Aber ich gehe auf diesen endlosen Streit nicht ein und stelle den Satz auf: auch ein philosophisches Buch, welches auf dem Grunde von Thatsachen, sei es der Natur, der Geschichte oder des innern Seelenlebens, sich stützt und in der Art, wie es aus diesen Thatsachen allgemeine Ideen und Gesetze herleitet, logische Folgerichtigkeit, Strenge der Beweisführung und überhaupt methodisches Verfahren offenbart, endlich die gebührende Rücksicht auf die bisherigen Forschungsergebnisse nimmt, kann mit vollem Recht ein wissenschaftliches genannt werden, wobei ich ganz davon absehe, ob das Buch eine metaphysische oder eine ethische, eine psychologische oder eine ästhetische Frage behandelt. In diesem Sinne trage ich kein Bedenken, das Döring'sche Werk ein streng wissenschaftliches zu nennen.

Ich möchte aber auch noch einen dritten und letzten

Punkt hervorheben. Daß moralphilosophische Fragen, außer ihrem allgemeinen wissenschaftlichen Werthe auch noch für den Einzelnen von hohem Interesse sind, ist ganz selbstverständlich. Aber trotz Schiller's Satire:

> Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre Bestimmung zu kennen:
> Um zwölf Groschen Courant wird sie bei mir jetzt verkauft —

bleibt es doch leider eine für unsere Zeit besonders beklagenswerthe Wahrheit, daß man überhaupt den Fragen der Ethik sich abgewandt hat, und wo sie noch erörtert werden, dieses höchstens im Sinne eines höchst unerfreulichen Stimmungspessimismus geschieht. Und damit komme ich auf den eigentlichen Inhalt und die Richtung des bedeutsamen Werks, dem diese kurze Anzeige gewidmet ist.

Seit fast vierzig Jahren steht in Deutschland da, wo man überhaupt über ethische Fragen nachdenkt, der Pessimismus im Vordergrunde des Interesses. Hier hat die düstere Weltansicht des frankfurter Einsiedlers eine unübersehbare Literatur hervorgerufen. Ein Theil dieser letztern jedoch ist der Bekämpfung dieses Pessimismus gewidmet, dessen metaphysische Unhaltbarkeit, psychologische Irrthümer und sittliche Schädlichkeit vielfach ebenso gründlich als beredt dargelegt wurden. In die Reihe der letztern Schriftsteller gehört neuerdings vor allem A. Döring in Berlin, dessen tiefere Beweisgründe wesentlich psychologischer Natur sind. In der That ist die vorliegende „Güterlehre" sowol ihrem negativ-polemischen als positiv-grundlegenden Theile nach wesentlich auf psychologischer Grundlage aufgebaut. Es ist dieses meines Erachtens auch der einzig richtige überzeugende und wirksame Weg zur Bekämpfung der Annahme Schopenhauer's von der Unmöglichkeit eines in jedem Einzelfalle vorhandenen Lustüberschusses. Denn indem dieser den Satz aufstellte, daß jede entstehende Lust durch eine bereits vorher wirksame Unlustursache aufgesogen werde, war er in der Lage, überhaupt das Vorhandensein von positiven und erstrebenswerthen Gütern für den Menschen zu leugnen.

Eduard von Hartmann hat bekanntlich diesen äußersten Pessimismus einigermaßen abgemildert, indem er für manche Fälle die Möglichkeit eines Ueberschusses von Lust über Unlust zugibt. Aber dieses Zugeständniß des berliner Philosophen des Unbewußten ist doch nur ein scheinbares, da er wiederholt und unter allen möglichen Modificationen die Behauptung aufstellt, daß die Lustsumme des Gesammtlebens eines Menschen durchaus nicht hinreicht, um die gegenüberstehende Unlustsumme desselben Gesammtlebens zu decken. Freilich ist dieser Süßwasserpessimist, der an Paradoxie, aber auch an Genialität seinem Vorgänger weit nachsteht, bisher den Beweis der Richtigkeit seiner Rechnung schuldig geblieben. Indeß hier wie dort ist das traurige Ergebniß dasselbe: die Unseligkeit alles Daseins.

Indem nun der Verfasser vorliegenden Werks daran geht, das Vorhandensein von Gütern, also die positive Existenz menschlicher Glückseligkeit gegen den Pessimismus Schopenhauer's und Hartmann's zu erweisen, erweitert sich diese Kritik zu einem positiven Aufbau, und die „Güterlehre", welche sonst nur ein Theil der allgemeinen Ethik ist, wächst heran zu einem ganzen System einer eudämonistischen Weltanschauung. Döring ist sich der weittragenden Wichtigkeit seines Unternehmens wohl bewußt. Er verkennt die Schäden keineswegs, die der Pessimismus bisher für Sittlichkeit, Staat und Gesellschaft uns gebracht hat und den er unserer heutigen Cultur noch bringen wird. In diesem letztern Punkte jedoch, glauben wir, täuscht sich der geehrte Verfasser. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist die Herrschaft des Pessimismus, der auch in der Literatur und Kunst — diese bleiben nie unberührt von einem die Zeit beherrschenden philosophischen Princip — sonderbare und nichts weniger als erfreuliche Blüten emporgetrieben hat, so gut wie vorüber. Ein untrügliches Symptom für diese Wendung scheint mir die Wandlung zu sein, die E. von Hartmann jetzt vollzieht. Fast in jeder seiner letzten Schriften — neuerdings erst in einem Aufsatze „Mein Verhältniß zu Hegel" in der „Zeitschrift für Philosophie" — betont er aufs nachdrücklichste seine größere Verwandtschaft mit Hegel als mit Schopenhauer. Döring sieht also mit Bezug auf diese künftigen innern Zerrüttungen, die der Pessimismus anrichten soll, doch etwas zu schwarz. Dieser Umstand nimmt aber seinem bedeutsamen Versuche, einen von wissenschaftlich-kritischer und psychologischer Grundlage aus unternommenen Neubau einer optimistischen Weltansicht zu begründen, keineswegs seinen hohen Werth. Von diesem Gesichtspunkte aus wünschen wir dem vorliegenden, nach seinem philosophischen Inhalte wie nach seiner anziehenden Form höchst beachtenswerthen Werke, das wir hier durchaus nicht kritisch beurtheilen, sondern nur nach seiner allgemeinen Richtung kurz kennzeichnen wollten, die weiteste Verbreitung.

Doch zuletzt noch zwei Worte: Das kühne Wagniß Döring's (am Schlusse seines Buchs, S. 420—438), die Güterlehre mit der Philosophie überhaupt zu identificiren und so der letztern ihren altehrwürdigen und gerade in neuester Zeit bewährten Charakter als Universalwissenschaft zu rauben, scheint mir doch sehr anfechtbar. Weder die Nothwendigkeit mit der geschichtlichen Entwickelung der Philosophie im Zusammenhange zu bleiben, noch das Erforderniß eines bedeutenden und eigenartigen Inhalts für die Philosophie, noch endlich die Frage der Durchführbarkeit dieser Forderung, wenn wir sie als Universalwissenschaft fassen, rechtfertigt den Versuch des Verfassers, das Gebiet der Philosophie zu beschränken.

2. Die menschlichen und thierischen Gemüthsbewegungen als Gegenstand der Wissenschaft. Ein Beitrag zur Geschichte des neuern Geisteslebens. Von Max Steinitzer. München, Literarisch-Artistische Anstalt. 1889. Gr. 8. 5 M.

Offenbar das Erstlingswerk eines jüngern Gelehrten, der bei allem anzuerkennenden Fleiße, den er auf seinen Gegenstand verwandt hat, in der Handhabung der wissen-

schaftlichen Methode bei Abfassung seines Buchs noch etwas unsicher war.

Zunächst muß ich auf die Incongruenz des Inhalts und des Titels der Schrift hinweisen, der darin etwas Irreführendes hat, daß er etwas verspricht, was der Inhalt nicht erfüllt. Hätte der Verfasser sein Buch etwa so genannt: „Die Lehre von der Gemüthsbewegung im Zeitalter der Renaissance. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie", so würde jedermann wissen, was der Verfasser will. Denn thatsächlich ist das, was hier vorliegt, nichts anderes als eine sehr fleißige und dankenswerthe Zusammenstellung der psychologischen Theorien des 16. und 17. Jahrhunderts. Warum also Steinitzer nicht einen diesem Inhalt entsprechenden Namen für sein Buch gewählt hat, bleibt mir unerklärlich.

Stellen wir uns also der Schrift gegenüber auf den historischen Standpunkt, so können wir dieselbe als einen recht schätzbaren historischen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der neuern Psychologie bezeichnen. Aber diesem Lobe müssen wir doch zu unserm Bedauern zugleich eine Einschränkung hinzufügen, insofern es der Verfasser nicht vermocht hat, seine historische Darstellung rein zu erhalten von allerlei kritischen Nebenbemerkungen, wodurch das Ganze in ein falsches Licht gerückt wird. Würden wir heute eine fertige und allgemein anerkannte Wissenschaft der Seelenlehre besitzen, so hätte derjenige, welcher es unternimmt, irgendeine Periode ihrer Entwickelungsgeschichte darzustellen, ihre Leistungen nach dem heutigen wissenschaftlichen Maßstabe zu beurtheilen. Nach Lage der Dinge jedoch müssen wir heute noch gegenüber einer wesentlich philosophischen Disciplin auf einen solchen absoluten Maßstab verzichten, und es erübrigt dem Historiker der Psychologie nichts weiter, als zu untersuchen, inwieweit die betreffenden psychologischen Lehren etwa mit den allgemeinen wissenschaftlichen Richtungen jener Zeit oder etwa mit den Principien des Systems des betreffenden Philosophen übereinstimmt oder nicht.

In letzterer Beziehung denken wir z. B. an Spinoza, dessen Affectenlehre in dem Werke Steinitzer's gebührenderweise einen ziemlich großen Raum (S. 173—200) einnimmt. In der That ist „die Mechanik der psychischen Vorgänge", wie sie Spinoza im dritten Theile seiner „Ethica" durchgeführt, ein glänzendes Zeugniß seiner philosophischen Genialität, was ja jetzt allgemein anerkannt ist. Aber bei der aufrichtigen Bewunderung, die Steinitzer vor diesem großen Denker hegt, hätte er doch vermeiden sollen, Ausdrücke zu gebrauchen, wie „aus jeder Kinderstube bekannte Thatsachen" (S. 196), oder „daß Spinoza durch die äußere Form des mathematischen Beweises seinen Sätzen jenen Nachdruck geben zu müssen glaubte, welchen die Erfahrung damals nicht gewähren konnte; eine seltsame Verirrung, welche selbst mit dem Rückfall in die Scholastik verwandt ist". Dem gegenüber verweise ich Steinitzer auf die Worte Spinoza's selbst, daß die Beweise ihm „die Augen der Seele" sind („Mentis enim oculi, quibus res videt observatque sunt ipsae demonstrationes." Eth., V, prop. 23). Wie wenig Spinoza in seiner mathematischen Methode ein Zugeständniß an seine Zeit sah, folgt auch aus einer Stelle eines seiner Briefe (Epist. 42), wo er in der Methode einen Ausdruck der Natur und Gesetze des reinen Intellects sah. Richtig ist nur so viel, daß die mathematische Methode gewissermaßen in dem wissenschaftlichen Charakter jener Zeit begründet war, und daß Spinoza, wie sehr er auch durch seine Ideen über seine Zeit hinausragte, doch in Bezug auf die schriftstellerische Form von den Bedingungen seines Jahrhunderts abhängig war.

Das vorliegende Werk zerfällt in acht Abschnitte, die so ziemlich das ganze Material enthalten, was aus dem 16. und 17. Jahrhundert an biologischem und psychologischem Material vorhanden ist. Wir finden außer den eigentlichen Renaissancepsychologen Vives und Talasius auch noch Cartesius und die ganze Cartesianische Schule (incl. Spinoza), ferner Lord Bacon und Thomas Hobbes und manchen weniger bekannten Forscher des 17. Jahrhunderts vertreten. Wie weit die französischen Moralisten und Skeptiker des 17. Jahrhunderts wie Pascal, Rochefoucauld u. s. w. in eine Geschichte der Lehre von den Seelenbewegungen gehört, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Zuletzt wollen wir jedoch noch dem Verfasser gegenüber, dessen tüchtige Arbeit wir gern anerkennen, eine Bitte aussprechen: über den Werth von Stellenangaben und Belegcitaten für ein Werk, das mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung auftritt, nicht so gering zu denken. Die erklärliche Furcht des Verfassers, sein Buch durch Citate langweilig zu machen, darf doch nicht so weit gehen, der Kritik die Möglichkeit zu entziehen, dasselbe auf die Richtigkeit seiner Quellen hin zu prüfen.

3. Allerlei neue und alte Gedanken über die Weltordnung. Von Ulrich Windeker. Berlin, Bohne. 1887. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser, welcher — nach dem schüchtern-bescheidenen Tone der Vorrede zu schließen — mit dieser Schrift zum ersten male auf den literarischen Kampfplatz zu treten scheint, beabsichtigt nichts Geringeres als eine von Grund aus neue Kosmologie aufzustellen. Als Grundlage für diese seine astrophysikalische Reform dient ihm eine hier zum ersten male neu entwickelte Elektricitätshypothese. Wir müssen jedoch unser Urtheil über die Richtigkeit der hier in großer Fülle vorhandenen physikalischen Thatsachen und astronomischen Berechnungen zurückhalten und dasselbe Fachmännern überlassen. So viel ist jedoch ersichtlich, daß Windeker nicht ohne Geschick seine neue Weltentstehungs- und Weltordnungstheorie zu vertheidigen bemüht ist. Der vierte und letzte Abschnitt der Schrift (91—112) knüpft an das Vorangehende allerlei religionsphilosophische und ethische Erörterungen an, die jedoch zu aphoristisch und

zusammenhangslos gehalten sind, um aus ihnen die Absicht des Verfassers zu errathen. So viel scheint jedoch aus halb polemischen, halb satirischen Betrachtungen hervorzugehen, daß bei der kosmischen Stellung unserer Erde innerhalb der unermeßlichen Zahl von Welten Windeler's Annahme der gerade unserm Planeten zugedachten Entwickelungsaufgabe und einer hierauf sich gründenden Ethik von einer mindestens — kindlichen Naivetät zeugt. Die Zeit der geocentrischen Weltanschauung ist allerdings seit 400 Jahren vorüber. Aber die Auffassung der auf der Erde sich abspiegelnden geschichtlichen Ereignisse steht mit jener grundlegenden Thatsache nicht immer in vollem Einklang.

4. Zur Begründung einer überreligiösen Weltanschauung. Von H. Truskowitz. Neue Ausgabe von „Zur neuen Lehre". Heidelberg, Weiß. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wenn die vorige Arbeit das religionsphilosophische Gebiet nur streift, so ist diese dem ernsten Gegenstande ganz und gar gewidmet. Wir haben den Standpunkt der Verfasserin in Fragen der Religion und Ethik schon früher an dieser Stelle eingehend charakterisirt und können uns heute auf unser früheres Urtheil um so mehr beschränken, als diese Abhandlung wol nur eine neue, sachlich wenig veränderte Ausgabe der Schrift „Zur neuen Lehre" ist.

Moritz Brasch.

Zwei plattdeutsche Dichtungen.

1. Das Strafgericht. Poetische Erzählung in niederdeutscher Mundart. Von J. Segebarth. Rostock, Werner. 1889. 8. 2 M.

Der Verfasser von „Snaken und Snurren", die wir in d. Bl. f. 1888, Nr. 19 besprachen, legt uns hier eine ausführlichere Erzählung vor, deren handelnde Personen vorwiegend dem niederdeutschen Schifferstande entnommen sind. Dieselbe erinnert unwillkürlich an Reuter's „Hanne Nüte". Hier wie dort neben echten, treuen Menschen durch und durch verdorbene gewissenlose Bösewichter, hier wie dort eine grausige Criminalgeschichte, und hier wie dort ein scheußlicher Mord, der durch die Mithülfe der Vogelwelt, und zwar diesmal eines Zaunkönigs, ans Licht gezogen wird. Aber so gewiß Reuter's „Vagel- und Minschengeschicht" durch die Hereinziehung des Criminalfalls an poetischem Werthe eingebüßt hat, gereicht der gewählte Vorwurf auch der vorliegenden Erzählung nicht zum Vortheile. Die geschilderten Menschen und Thaten sind zum Theil so kraß, ihre Schlechtigkeit ist so verworfen, daß sie in einer poetischen Darstellung keinen Raum finden. Dazu treten in die Charakterentwickelung und Handlung einzelner Personen Unwahrscheinlichkeiten, die schlechterdings nicht zu überwinden sind. Der Förster Werner bringt es fertig, sein einziges Kind, sein Anna Mriken, an dem er mit der vollen Inbrunst eines zärtlichen Vaterherzens hängt, zu einer Verbindung zu zwingen, die moralischen Tod bedeutet, und gestattet der Tochter doch auch wieder, Hans Jörgen, den sie liebt, in schwerer Krankheit wochenlang zu pflegen, obwol dieser der erbittertste Todfeind des ihr aufgezwungenen Gatten ist. Und was soll man gar zu so einer Sorte von Edelmuth sagen, der es demselben Hans Jörgen, als dieser in Amerika Polizeioffizier geworden, eingibt, den in seine Hände gefallenen Mörder seines Glücks, einen Gauner ersten Ranges, Dieb, Mörder, Riffpirat, einen wahren Ausbund von Nichtsnutzigkeit, geflissentlich entschlüpfen zu lassen, obwol ihm das saubere Pflänzchen ins Gesicht hinein sagt, daß er auch in Zukunft sein Handwerk weiter betreiben werde! Am besten sind Segebarth die Naturschilderungen gelungen. Ist das Bild, welches er von der Sturmflut am 13. November 1872 entwirft, in seiner Großartigkeit ergreifend, so gewinnt uns das, welches uns einen Frühlingstag im Stranddorfe vor Augen führt, durch seine Innigkeit und Lieblichkeit:

> De Frühjohr wir as junge Brut
> Anlangt un hadd den Sommer raupen,
> Backt 'swind em irst voor Regenlaufen,
> Un taum Kompott gawwt Sünnenschien ...

Verse und Reime sind übrigens nicht immer richtig:

> Und dorin is hei kaum tau kenn'n,
> Hei kümmt von Kalifornien —

Das erinnert doch schon an die bekannten Klapphornverse. Immerhin zeigt sich auch hierin, in der Behandlung des Rhythmus wie des Reims, mit den „Snaken un Snurren" verglichen, ein Fortschritt, den wir gern bezeugen.

2. De Wilhelmshäger Kösterlüd'. Von Felix Stillfried. Zweiter Theil. Rostock, Koch. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Der anmuthige Erzähler, dessen „Wilhelmshäger Kösterlüd'" wir gleichfalls an der erwähnten Stelle anzeigten, macht uns in einem zweiten Theile mit den fernern Schicksalen der Personen bekannt, für die er uns in dem vorausgegangenen Theile so lebhafte Theilnahme abzugewinnen verstand. „Eine kernhafte, gesunde, innige und sinnige, mit frischem Humor gewürzte Erzählung, welche über Leben und Schicksale zweier Küsterfamilien in einem mecklenburger Dorfe berichtet" — dies Urtheil über den ersten Theil dürfen wir auch über seinen Nachfolger ausdehnen. Ohne falsche Schminke, urwüchsig und dabei liebenswürdig und gemüthlich, weiß auch die Fortsetzung der begonnenen Geschichte in schlichter und doch spannender Erzählung zu fesseln. Zwischen den früher dargestellten Verhältnissen und den jetzt uns vorgeführten liegen viele Jahre. Bei Badder Gothmann im konower Schulhause ist der Assistent Drauszel eingetreten, Mutter Gothmann hat sich, gichtkrank, zu Krücken bequemen müssen, alt Schachtischen ist Großmutter geworden. An Stelle des

alten Daniel, der nach seiner Pensionirung unter die „Fetthämmel“ gegangen und da weiter krakeelt, waltet unter dem Pantoffelregimente der „gebildeten“ Frau Pfarrerin Pastor Gottschick seines Amts. Die beiden Jungen der Wilhelmshäger Kösterlüd' sind herangewachsen und sehen schon über den Zaun des nahenden Examens hinüber, der eine in die Freuden des akademischen Studiums, Bruder Karl in die grünen Hallen der Waldherrlichkeit, die er demnächst als Forstgehülfe zu durchstreifen gedenkt. Darüber bricht der Sommer 1870 an, um auch die kriegstüchtige Jugend des mecklenburger Hinterlandes zur Fahne zu rufen. Aus dem uns bekannten Kreise sind es Johann Kallies, Krischan Dreier und des alten Kutschers Lüblow Korlsohn, welche marschiren müssen, wie ihre Väter das Herz getheilt zwischen Haß gegen den Klausnacker von Franzosen und kühler Zuneigung zu dem Preußen, dem das Aewersluken von 1866 noch nicht ganz verziehen ist. Auch der Thunichtgut aus dem konower Pächterhause, Ludwig Hasselbrink, zieht als Freiwilliger mit, und ach, wie gern wäre auch Mriken Wewer's Heinrich, die Flinte auf der Schulter, mitgegangen, wäre er nur zu der beschleunigten Abiturientenprüfung zugelassen worden.

Unsere braven mecklenburger Landeskinder machen des Königs Rock keine Schande. Die Schilderung der sorglichen thatkräftigen Theilnahme, mit der die Daheimgebliebenen ihrem Siegeszuge in Feindesland folgen, insbesondere des Eindrucks, den die Nachricht von Sedan in der Luisenstädter Prima hervorruft, und des Festes, mit der die gesammte Bürgerschaft das große Ereigniß feiert, ist köstlich ausgefallen. Andere Lichtpunkte sind das Weihnachtsfest im Wilhelmshäger Schulzenhause und das fast noch schönere im konowschen Schulhause, das durch die Verlobung des Assistenten Meyer mit der Enkelin des Hauses noch eine ganz besondere Freude bringt. Mit hohem, echt poetischem Reiz ist auch das funfzigjährige Lehrerjubiläum des wackern alten Gothmann ausgestattet. Aber auch die Tragik des Lebens fehlt nicht. Der Tod hält seine Ernte in Wilhelmshagen und Konow. Für oll Bräker hat Discher Schauhmaker den Sarg gezimmert, „oll Schultenmudder hadd sick dat entseggt un leg nu up'n Kirchhof bi ehren Mann“, und Mutter Gothmann und alt Schachtschen sind gefolgt. Lina Schachten ist glücklich „Frau Ritzenmeisterin“ geworden, ohne daß mit der Verheirathung auch das Glück im Hause eingekehrt wäre. Zwischen Heinrich Wewer, der ein Studioser geworden, und Anna Hasselbrink hat sich etwas angesponnen. Ludwig Hasselbrink setzt als Offizier seine Tribbelfitzstreiche munter fort, wird aber schließlich in Amerika noch ein tüchtiger Landwirth und erwirbt, nachdem er etwas vor sich gebracht, mit seinem Ersparten ein Gut in der alten Heimat. Endlich hat auch Vater Strömer in Lexow, der getreue Eckart für alt und jung, das Zeitliche gesegnet, vor und nach ihm so mancher andere, nur der alte Gothmann lebt noch und die Kösterlüd' und Hasselbrink und Jörg Schulze; Karl Wewer aber hat sich, sobald er Förster geworden, seine alte Freundin Emma Schacht zur Frau geholt, und Heinrich Wewer, nun, der ist, nachdem er noch ein Jahr mit Hermann Vollhahn in Leipzig fleißig Orientalia studirt und eine glänzende gelehrte Abhandlung in Semiticis geliefert, auf einer süddeutschen Universität Professor geworden und hat sich mit seiner Anna Hasselbrink ein glückliches Heim gegründet. „Ja, fühst du woll, Mama?“

Zur Ethnologie.

1. Die Culturländer des alten Amerika. Von A. Bastian. Dritter Band: Nachträge und Ergänzungen aus den Sammlungen des ethnologischen Museums. Erste Abtheilung. Mit 6 Tafeln. Berlin, Weidmann. 1886. Gr. 8. 9 M.
2. Dasselbe. Zweite Abtheilung. Berlin, Weidmann. 1889. Gr. 8. 4 M.

Mit dem vorliegenden Bande ist das große Werk des rührigen Altmeisters der modernen Völkerkunde abgeschlossen, sodaß die etwaigen weitern Bearbeitungen aus der amerikanischen Alterthumskunde in der besondern, von dem Museum für Völkerkunde in Berlin vorbereiteten Zeitschrift: „Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde“, erfolgen werden. Wie erinnerlich enthielt der erste schon vor zehn Jahren erschienene Theil die eigentliche Reisebeschreibung, der gegenüber die speeifischen mythologischen, religionsphilosophischen und juristischen Erörterungen mehr zurücktraten, während der zweite Band gerade diese Probleme in voller Ausführlichkeit behandelte und ganz besonders die Inkazeit in Peru eingehend schilderte. Auch der jetzt veröffentlichte Schluß umschließt eine zweifache Aufgabe, wie sie ja Bastian eng miteinander zu verbinden liebt, auf der einen Seite die inductive Erfassung des Problems, das eigentliche empirische Material der Darstellung, auf der andern Seite die erkenntnißtheoretische und psychologische Beleuchtung der Methode und der Principien seiner Wissenschaft. Die culturhistorische Bedeutung der westlichen Hemisphäre, an und für sich genommen und auch für unsere Entwickelung, wird schwerlich in Abrede gestellt werden und das um so weniger, als es bislang, außer einigen allgemeinen Schilderungen, an einer wirklich kritischen Geschichte derselben, also vor allen Perus und Mexicos, fehlt. Und das mit gutem Grunde! Denn die Enträthselung der geheimnißvollen Quipus (der Knotenschrift) wird wol je kaum recht gelingen und die spanischen Berichte der Conquistadoren entbehren von vornherein allzu sehr der erforderlichen Unparteilichkeit und Wissenschaftlichkeit, um als ausreichende Grundlage für unsere Forschung dienen zu können. So

wird man nur unserm Gewährsmanne zustimmen können, wenn er schon am Schlusse seines ersten Bandes bemerkt:

Die Aussicht für eine Reconstruction der altamerikanischen Geschichte liegt in der Durchforschung der aus den Alterthümern erhaltenen Ueberreste, die allein in unverfälschter Sprache von der wunderbaren Vergangenheit reden, der sie angehören, und für dieselbe ein ebenso untrügliches wie überraschendes Zeugniß ablegen. (I, 680.)

Wenn wir uns nun zu einer Besprechung des Inhalts anschicken, so wird den Kenner der Bastian'schen Schriften das Geständniß nicht überraschen, daß wir von vornherein darauf verzichten, eine irgendwie erschöpfende Wiedergabe desselben zu versuchen; das wäre ein in sich hoffnungsloses Unternehmen. Nur einzelne charakteristische Punkte und Fragen mögen hier berührt werden. Zunächst eine einfache geographische Bemerkung, daß die Cultur überall auf Erden sich dem Wasser angeschlossen hat:

Wie die Civilisation der Alten Welt sich vorzugsweise, wenn nicht an die Küstenländer (mittelländischer) Halbinseln, an Flüsse anschließt (Nil, Euphrat, Ganges, Hoangho, Irawaddi, Menam u. s. w.), so die der Neuen an Seen, gleich dem Tenochtitlans, sowie an den Lake superior, als Ausgangspunkt der Otawaconföderation, oder den Lake Ontario. . . . Dazu dann die Seen Nicaraguas centralen Anschlusses, sowie in Südamerika der See Titicaca, als Ausgang der Aymara für Begründung der peruanischen Cultur. (I, 1.)

Was sodann die culturhistorische Bedeutung der Neuen Welt anlangt, so hat ihre Entdeckung nicht nur unsern räumlichen, sondern auch unsern geistigen Horizont unstreitig ungemein bereichert; schon allein die gewaltige Längenausdehnung Amerikas durch alle fünf Zonen ist für die Völkerkunde von entscheidender Wichtigkeit. Die verschiedenen Entwickelungsstadien der menschlichen Gesittung in Religion, Kunst, Mythologie, Recht u. s. w. lassen sich an den Vertretern der rothen Rasse mit anschaulicher Ausführlichkeit studiren, während die höchsten Producte menschlicher Intelligenz sich gleichfalls denen der Alten Welt fast ebenbürtig zeigen:

Daneben aber führt der westliche Continent im eigenartigen Stil Bilder jener Schauspiele vor, welche auf weltgeschichtlicher Bühne spielen, culturelle Schöpfungen zeitigend, und auf ihm auch stehen die ablaufenden Phasen geschichtlichen Lebens in Monumenten verewigt, welche als ebenbürtige Seitenstücke denen der östlichen Hemisphäre gegenübertreten, in den Bildhauerwerken der Quiches, in der Goldschmiedekunst der Nahuatl, in der Tempelarchitektur der Maya oder in jenen Kolossalbauten, welche in ihren Ueberresten von Aquäducten und Terrassenbogen zeugen, wodurch die Sonnenkinder aus dem Inkageschlecht die chinesischen Himmelssöhne in Ausnutzung bebaufähigen Bodens ebenso sehr übertrafen, wie in Hochgebirgs- und Wüstenstraßen dasjenige, was aus dem römischen Imperatorenreiche für militärische Zwecke übrig geblieben ist. Und auf diesen Straßen liefen Postboten, wie sie für bescheiden kleinere Entfernungen den Achämeniden einst zu Dienst gestanden hatten, in den Ländern persischer Sonnen- und Feuerverehrung, wie sie dagegen in dem mit dem Entdeckungsalter gleichzeitigen Europa jedes Rivalen entbehrte. (II, 43.)

Neben diesen allgemeinern culturhistorischen Betrachtungen (an die sich dann speciellere Erörterungen über Probleme der amerikanischen Völkerkunde, Erklärungen von Abbildungen u. s. w. anschließen) treten, wie schon angedeutet, die methodologischen Auseinandersetzungen über die Principien und Aufgaben der Ethnologie. Vielleicht ist das öfter geäußerte Bedenken nicht ungegründet, daß damit zu viel des Guten geschehe, da die Grundgedanken der Bastian'schen Weltanschauung, die sich kurz gesagt auf die Construction des Völkergedankens auf dem Boden einer naturwissenschaftlich begründeten Psychologie concentrirt, schon aus frühern Schriften zur Genüge bekannt seien. Dem gegenüber darf man allerdings wol zugeben, daß der eigentlich bleibende Werth dieser geradezu ungeheuern Sammlungen eben in diesem fast unübersehbaren Material besteht, das für eine spätere inductive Verarbeitung durch den unermüdlichen Fleiß des Verfassers aufgespeichert ist. Indessen ist nicht zu vergessen, daß doch die stets erneuerte Betonung der leitenden Grundsätze offenbar nicht zum wenigsten durch die vielfachen und, wie es fast scheint, unausrottbaren Irrthümer und Misverständnisse mitbedingt ist, denen unser Gewährsmann bei seiner Forschung noch fortwährend ausgesetzt ist. Aus diesem Grunde wollen wir es gleichfalls nicht unterlassen, einige dieser Auslassungen kurz zu berühren. Vor allem handelt es sich um den richtigen Ausgangspunkt, der nur in der socialen Auffassung aller Probleme liegt:

In der Wissenschaft vom Menschen handelt es sich um die Menschen als Gesellschaftswesen, um Aristoteles' Zoon politikon, um diejenigen Studien also, welche im vorbereitenden Uebergangszustand als Philosophie der Geschichte bezeichnet wurden und jetzt durch die inductive Methode ihre naturwissenschaftliche Behandlungsweise zu erhalten haben werden, in vergleichender Psychologie, mit Rückführung ihrer individuellen Erscheinungsweisen auf die physischen Stützen der Anthropologie, mit aprioristisch gegebenem Anschluß an die geographischen Provinzen, unter jedesmalig historischem Horizont (in der Ethnologie). (I, 148.)

Das Ziel, welches Bastian vorschwebt, ist somit eine inductive Statistik der Elementargedanken des menschlichen Geistes, wie sie sich überall gleichartig auf dem ganzen Erdball entfalten; neben dieser vergleichenden Psychologie würde jedesmal die Feststellung der specifischen Abweichungen von diesem allgemeinen Typus hergehen, und damit berührt sich die Ethnologie mit den historischen Wissenschaften:

Als unerläßliche conditio sine qua non wird erfordert demgemäß: ein Ueberblick über die geographischen Variationen, wie sie sich bunt brechen in den botanischen Varietäten, in den zoologischen und in den psychischen dann (ringsum unter ethnischen Kreisen anthropologischer Provinz), — bunt gefärbt schillernd über die Oberfläche des Globus dahin. (II, 64.)

Freilich wird mit dieser Klarstellung des Programms manche Frage für unsern ungeduldigen Verstand noch unerledigt bleiben, namentlich das in unsern Tagen so vielbesprochene Problem des Ursprungs der Dinge. Aber es kann dem gegenüber nicht oft genug wiederholt werden, daß dies mehr physische Räthsel für jede inductive nüchterne Forschung einfach unlösbar bleibt und deshalb überhaupt nicht in den Rahmen der exacten Wissenschaft hineingehört. Auch in dieser Beziehung können wir uns nur vollständig dem Altmeister der Ethnologie anschließen,

wenn er solchen kosmogonischen Versuchen gegenüber bemerkt, daß der eigentliche Anfangspunkt der Entwickelung nie erfaßt, sondern nur weiter in nebelhafte Fernen zurückverlegt werde:

Woher der Pflanze erster Keim? Ob aus einer generatio aequivoca, ob mit einem Meteoritenkörper in irdische Atmosphäre hineingefallen? Und wie bringt es uns näher einem ersten, das eine oder andere? Die generatio aequivoca, wenn chemisch-biologisch etwa nachweisbar, würde das Problem weiter nur zurückschieben auf das erste in anorganischen Elementen, und der kosmische Keim dann alle dieselben Erörterungen über seinen Ursprung wieder erheben, wie schon terrestrisch der Erledigung harrend. (II, 28.)

Th. Achelis.

Neuere Räthselliteratur.

1. Räthselbuch von Ludwig Pauer. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1887. 12. 1 M. 20 Pf.
2. Der kleine Nußknacker. Ein illustrirtes Räthselbuch in zwei Sammlungen, enthaltend 1350 Kinder- und Volksräthsel, Scherzfragen, Rebusse, Spielliedchen, Verschen und Gebete. Herausgegeben von Ernst Lausch. Neunte Auflage. Reich illustriet von C. Gehrts. Bremen, Heinsius. 1886. 8. 4 M.
3. Knackmandeln und harte Nüsse von R. Löwick. Stuttgart, Nitzsche. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Räthselschatz. Sammlung von Räthseln und Aufgaben. Herausgegeben von E. S. Freund (Universalbibliothek Nr. 2091—2095). Leipzig, Ph. Reclam jun. 1886. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.
5. Räthsellust für Jung und Alt von Karl Leo. Berlin, Mückenberger. 1888. 8. 1 M.
6. Räthsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen von Konrad Ohlert. Berlin, Mayer u. Müller. 1886. Gr. 8. 5 M.
7. Rösselsprünge aus deutschen Dichtern. Gesammelt und herausgegeben von A. Herma. Frankfurt a. M., Osterrieth. 1889. 4. 5 M.

Ein Gebiet, das meines Wissens bisher in d. Bl. wenig Berücksichtigung erfahren, ein stiefmütterlich behandeltes, doch äußerst interessantes, bisher noch brachliegendes Feld, das zu bearbeiten ich mir vorgenommen habe. Schon mehrere Jahre treibe ich die Vorstudien zu einer Literaturgeschichte des Räthsels und meine Fachbibliothek zählt bisjetzt 150 Nummern.*) Das Räthsel hat seine Berechtigung in der Literatur, es ist ein wenn auch kleinerer Zweig, doch ein duftiges Reis am großen Stamme der Literatur, und eine Wissenschaft „Aenigmatologie" oder „Griphologie" ist ältern Datums, als man denkt.

In neuerer Zeit steigert sich im großen Publikum wieder das Interesse an dem Räthsel, wie die zahlreichen Räthselspalten in den meisten Blättern beweisen; es wäre nur zu wünschen, daß das Räthsel im eigentlichen Sinne, das Sinnräthsel, die duftigste Blüte, mehr gepflegt würde.

Von den neuesten Erscheinungen auf dem Räthselgebiete ist das „Räthselbuch" (Nr. 1) von Ludwig Pauer von pädagogischem Werthe, was schon der Verlag bezeugt, der streng pädagogische Richtung eingeschlagen. Es ist eine neue Anthologie älterer und neuerer Räthsel, auch des Herausgebers selbst, welche hier in einfacher, aber gefälliger Ausstattung vorgeführt werden.

„Der kleine Nußknacker" (Nr. 2) ist ein reich illustrirtes, von dem bekannten Kinderschriftsteller Ernst Lausch für die Kinderwelt herausgegebenes Räthselbuch in zwei Sammlungen, das der Kinderwelt mehr Freude verursachen dürfte als hundert andere Spiele und Bilderbücher. Daß ich recht habe, beweist die neueste glänzend ausgestattete neunte vermehrte Auflage.

Aehnlich sind R. Löwicke's „Knackmandeln und harte Nüsse" (Nr. 3). Für die Güte bürgt schon der Name des bekannten berliner Räthselverfassers.

Auch E. S. Freund hat einen „Räthselschatz" (Nr. 4) zusammengestellt, der wol sehr reichhaltig ist, doch manches, besonders in der Anordnung, zu wünschen ließe. Immerhin kann dieser Räthselschatz bei der trefflichen Auswahl aus einer reichen Literatur nicht genügend gewürdigt werden.

Waren die ersten vier Nummern anthologischen Charakters, so ist schon „Räthsellust" von Karl Leo (Nr. 5) thatsächlich eine Neuheit, neue, oft sehr poetische Sinnräthsel u. s. w. enthaltend. Der heidelberger Räthselmann wendet sich übrigens an jung und alt. Viele der einzelnen Aufgaben sind vordem zerstreut in hervorragenden Blättern erschienen.

Streng wissenschaftlichen Charakter trägt das Buch „Räthsel und Gesellschaftsspiele der alten Griechen" von Konrad Ohlert (Nr. 6). Seit der etwas veralteten Geschichte des Räthsels von Friedreich ist nicht wieder ein so anziehendes, werthvolles, fachliches Werk erschienen, wie die vorliegende, für eine Literaturgeschichte des Räthsels in begrenzter Zeitperiode als Baustein dienende Arbeit Ohlert's. Lange war mir infolge der Unfreundlichkeit des Verlags das Recensionsexemplar verschlossen, bis es mir gelang, den Herrn Verfasser zu finden, der mir mit selbstverständlicher Liebenswürdigkeit bescheiden entgegenkam. Habent sua fata libelli, die ganze Geschichte erzähle ich an einem andern Orte.

Ohlert's Verdienst ist es, sich speciell mit dem griechischen Räthsel eingehend befaßt zu haben, und er behandelt seinen Gegenstand mit Lust und Liebe, wie mit der gründlichsten wissenschaftlichen Bildung, ein classisches Werkchen in engerm Rahmen eines ohnehin enggezogenen Gebietes.

Ich habe das Wort „classisch" gebraucht. Auch unsere Classiker haben sich mit dem Räthsel befaßt, aber das Räthsel selbst hat auch seine eigenen Classiker M. Paul

*) Es wird ersucht, von allen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete des Räthsels im eigenen Interesse der Verfasser und Verleger für unsern Mitarbeiter, Herrn Dr. E. M. Schranka, Recensionsexemplare an uns gelangen zu lassen.
D. Red.

(P. Möbius), Dr. Mises (Fechner) und Aenigmatos (Brentano) u. a. Der erstgenannte, zugleich im Range der erste, hat selbst nahezu eine kleine Bibliothek von eigenen Räthselbüchern geschrieben und bald dürften wir ein neues Werkchen aus seiner Feder zu besprechen haben.

Wie alle Gebiete ihre Prachtwerke besitzen, so vermögen wir auch hier ein wahrhaftes Pracht- und Ausstattungsstück vorzuführen. Es sind die „Rösselsprünge aus deutschen Dichtern“ von A. Herma (Nr. 7). Wir haben es hier mit einer besondern Räthselart, dem Rösselsprunge, zu thun. Die einzelnen Nummern sind aus den wichtigsten deutschen Dichtern in Form von Rösselsprüngen componirt und in eleganten Tafeln vorgeführt. Die letzten Tafeln geben den Schlüssel in hübschen Figuren und ein beigegebenes Büchlein bringt die Lösungen selbst. Die Verlagshandlung hat die einzelnen Tafeln in eine allegorisch sinnig ausgestattete Mappe gekleidet, sodaß das Ganze den Namen eines Prachtwerks verdient.

Freilich beansprucht das Schachräthsel ein eigenes großes Kapitel für sich und die Neuzeit kennt neben dem Rösselsprunge noch einen Königsmarsch, einen Thurmeinschritt u. dgl. m. Aber selbst der Rösselsprung an und für sich hat eine weit größere Entwickelung erfahren, als man aus dem vorliegenden Prachtwerke erfahren kann. Ein Specialist auf diesem Gebiete ist Spätzlein in Wien, der Redacteur der Räthselspalte der „Neuen Illustrirten Zeitung“. Diese kurzen Bemerkungen aber als kleiner Wink für die unternehmende Verlagshandlung, falls sie die Rösselsprünge weiter zu pflegen gedenkt.

Eduard Maria Schranka.

Feuilleton.

Warum in Deutsch-Oesterreich die periodische Presse, mit Ausnahme der hochentwickelten Tagesblätter, nicht gedeiht, ungeachtet seines Reichthums an hervorragenden Geisteskräften und seiner Fähigkeit zur Aufnahme literarischer Erzeugnisse — das mögen kundigere Federn darlegen. Um so mehr bedarf es der Anerkennung, daß trotz dieser Ungunst der Sachlage die unsers Wissens einzige österreichische Monatsschrift, Engelbert Pernerstorfer's „Deutsche Worte“, ihren neunten Jahrgang erreicht hat. Am meisten wol die socialen Verhältnisse und Aufgaben der Betrachtung unterziehend, widmet sie doch auch der schönen Literatur Aufmerksamkeit. Aus den vorliegenden fünf Heften d. J. heben wir die Fortsetzung der Beobachtungen Dr. Willibald Nagl's in Graz über bäuerliches Wesen „Aus meinem Bauernspiegel“ hervor, ferner die Aufsätze von Dr. Victor Mataja: „Das Schuhmachergewerbe“, von F. Leo: „Die sociale Frage und die Arbeiterkammern“, und von F. Domela-Nieuwenhuis: „Die holländische Arbeiter-Enquête und ihre socialpolitischen Ergebnisse“. Recht traurig sind die actenmäßigen Mittheilungen zur „Pflege der Wissenschaft“, durch welche Dr. Richard Albing die thatsächliche Grundlage feststellt, auf welcher der grazer Professor Leitgeb im April 1888 den beklagenswerthen Entschluß faßte, sich das Leben zu nehmen. Unter den literarischen Themen dürfte die Betrachtung Goethe's als Vaters einer neuen Aesthetik in einem im wiener Goethe-Verein von Rudolf Steiner gehaltenen Vortrage am bemerkenswerthesten sein.

— Der Prediger an der reformirten Martinikirche in Bremen, Dr. theol. Moritz Schwalb, hat unter dem Titel „Menschenverehrung und Menschenvergötterung“ einen im dortigen Protestantenverein gehaltenen Vortrag veröffentlicht (Leipzig, O. Wigand, 1889), in der Absicht, „die Gefahren und Nachtheile darzulegen, welche die Vergötterung Jesu in all ihren Formen und Abstufungen mit sich bringt“. Diese Vergötterung hat nach Schwalb ungeheuere Zwietracht unter die Menschen gebracht. Wir wären ein einig Volk von Brüdern, wenn wir ein für allemal diesen Christuscultus wegwürfen. Dieser Cultus schwächt die Willenskraft der Gläubigen. Jesus ist gestorben am Kreuz! Millionen andere sind auch gestorben am Galgen und auf dem Rad, unter dem Beile des Scharfrichters oder auf dem Scheiterhaufen. Auch sie haben ihren Glauben bekannt. Jesus war nach seiner Ueberzeugung der Messias und strebte die Errichtung eines irdischen Gottesreiches an. Jesus war ein bloßer Mensch, darf also nicht der Grund unsers Vertrauens und das Ziel unsers Strebens sein. So weit Schwalb. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, diesen „Doctor der Theologie“ als Mann der Wissenschaft zu beleuchten. Selbst dann aber, wenn wir seinen Standpunkt theilten, müßten wir sagen: deine Mannesehre erfordert, daß du dein Amt an einer christlichen Kirche freiwillig niederlegst und deine Dienste einer freireligiösen Gemeinde anbietest. Weder Katholiken noch Reformjuden ließen sich einen derartigen Gegner ihres Centraldogmas als Prediger in ihren Gemeinden gefallen; selbst in der am mildesten regierten evangelischen Landeskirche Deutschlands wäre Schwalb als amtirender Geistlicher unmöglich. Daß aber in Bremen ein solcher Vertreter des Radikalismus die Geschäfte der Reaction besorgen darf, ist in unsern Tagen des anstürmenden Katholicismus überaus traurig.

Bibliographie.

Für Haus und Reise. 1ster Bd. Mysteriöse Geschichten. Kriminalistisches und Anderes von J. Thieme. Erfurt, Körner. 8. 1 M.

Garlitt, E., Erst en Räs un denn en Brill. En plattdütsch Lustspill. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 75 Pf.

Hantens, M., Kurze Geschichten. Nürnberg, Ballhorn. Gr. 16. 2 M.

Heinrici, C. F. G., D. August Twesten nach Tagebüchern und Briefen. Mit dem Bildniß. Berlin, Hertz. 8. 7 M.

Kupffer, H. v., Reporter-Streifzüge. Ungeschminkte Bilder aus der Reichshauptstadt. Elbrum, Spoormann. 8. 1 M.

Lyon, O., Wettiner Balladen und Lieder. Unter Mitwirkung von F. von Bodenstedt, Felix Dahn, Martin Greif, Wolfgang Kirchbach, Anton Ohorn und Karl Woermann herausgegeben. Leipzig, Teubner. 8. 50 Pf.

Dr. J. Mundy. Eine biographische Skizze. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 2 M.

Münsterberg, H., Gedankenübertragung. Vortrag. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 80 Pf.

Nerrlich, P., Zu Jean Paul. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Neumann, C., Unsere Vogelwelt im Kampfe um das Dasein. Ein ernstes Mahnwort an alle Vogelfreunde, Forst- und Landwirte. Ilmenau, Schröter. 8. 1 M.

Orsini-Rosenberg, L. Graf, Ein Kobold. Novelle. Klagenfurt, Raunecker. 8. 70 Pf.

Poschinger, Ritter v., Fürst Bismarck als Volkswirth. 1ster Bd. Bis zur Uebernahme des Handelsministeriums (1880). Berlin, Hennig u. Elsendorf. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Reischle, M., Die Frage nach dem Wesen der Religion. Grundlegung zu einer Methodologie der Religionsphilosophie. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 2 M.

Schobert, H., Einst. Eines Thoren Paradies. Zwei Erzählungen. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Die patriotischen Schwätzler. Ein dämonischer Maskenscherz von A. Vulcanus. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 2 M.

Seeliger, G., Erzkanzler und Reichskanzleien. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschen Reiches. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Zelle, F., Johann Wolfgang Franck. Ein Beitrag zur Geschichte der ältesten deutschen Oper. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien Lieferung 9 von:

Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee.

Von

B. von Werner, Contreadmiral a. D.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.

Vollständig in 13 Lieferungen zu 1 Mark.

Zum ersten mal wird hier die Thätigkeit der deutschen Kriegsmarine in der Südsee von einem Manne geschildert, welchem eine leitende Rolle dabei zufiel. Eine reiche Fülle des anziehendsten Stoffes wird in anziehendster Form geboten. Samoa bildet den Hauptschauplatz des Werks, das deshalb gegenwärtig ein gesteigertes Interesse erregen wird.

Die 1.—9. Lieferung und ein Prospect sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vor kurzem erschien vollständig:

Die Ueberlieferung.

Ihre Entstehung und Entwickelung.

Von

Ernst von Bunsen.

Zwei Bände.

8. Jeder Band geh. 7 M.

Der Verfasser, ein Sohn des Freiherrn Karl Josias von Bunsen, entwirft in diesem Werke eine Geschichte der Tradition der Kirche und verfolgt dabei, unter Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher Kritik, hauptsächlich den Zweck, systematisch Verborgenes ans Licht zu bringen und so der Bibel ihre Stelle in der Weltgeschichte anzuweisen. Mit dem soeben erschienenen zweiten Bande ist dieses religionsgeschichtliche Werk zum Abschluß gekommen.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **8ten** Versandjahre **1888** wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn“.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von P. Feddersen.

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile in 12 Lieferungen zu 60 Pf.

Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses classischen Werks.

Die bisher erschienenen Lieferungen 1—6 sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.







Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 27. Juni 1889.

Inhalt: Ein neuer Pharao nach Spielhagen's Auffassung. Von Adalbert Schroeter. — Neue Lyrik. Von Ernst Ziel. — Staatswirthschaftliche Literatur. Von Werner Sombart. — Neue Erzählungen. Von Marie Schramm-Macdonald. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein neuer Pharao nach Spielhagen's Auffassung.

Ein neuer Pharao. Roman in vier Büchern von Friedrich Spielhagen. Vierte Auflage. Leipzig, Staackmann. 1889. 8. 6 M.

Unter den erklärten Lieblingen der deutschen Leserwelt behauptet Friedrich Spielhagen seit Jahrzehnten einen Rang, dessen literarische Bedeutung nur wenige Gesellschaftskreise, diese zwar nicht allein aus ästhetischen Gründen, bezweifeln und befehden. Der berufsmäßigen Kritik indessen bedeutet das Erscheinen jeder neuen Schöpfung der Spielhagen'schen Erzählungskunst ein Ereigniß, das sie mit der Freude und den Erwartungen des Wanderers begrüßt, dem nach eintönigem Pfade durch ein reizloses Landgebiet ein an idyllischem Behagen und romantischem Glanze, an bunten Lichtern und wohligen Schatten reiches Gelände winkt. Vor allem aber weiß sie, daß sie ein künstlerisches Reich betritt, bei dessen Erschaffen nicht allein eine glänzende Phantasie, sondern auch ein Schöpferhauch ihres eigenen Geistes, ein mit tiefer kunstphilosophischer Erkenntniß und vollem theoretischen Rüstzeug ausgestatteter Verstand mitwirkend war. Allerdings wird jeder Freund der Spielhagen'schen Dichtung auch darauf gefaßt sein müssen, in jedem neuen Zaubergarten, welchen sie erschließt, manchen alten Bekannten zu begegnen, die wol verjüngt erscheinen von des Dichters Schöpferodem, auf das modernste gewandet und mit den neuesten Ideen und Bildungsstoffen angefüllt: aber ihr dichterischer Herzschlag ist derselbe geblieben. Die schöne Quinterone im „Neuen Pharao" ist nicht in den geringsten Reizen ihres Wesens trotz ihres Negerblutes und ihrer republikanischen Grillen nur eine auferstandene Helene von Grenwitz, und diese Junker der Zeit, „die nichts mehr von Joseph weiß", tragen dieselben Spatzenköpfe wie jene, welchen der interessante Hauslehrer der „Problematischen Naturen" so gefährlich blieb. Ja, der Vergleich dieses ältesten Spielhagen'schen Werks, welches den Dichterruhm des jungen Gymnasiallehrers gebar, und des jüngsten Romans des mit ausgereifter Technik und durchgebildeten Kunstprincipien schaffenden Geistes drängt sich auch sonst dem Betrachtenden auf und führt zu einem Ergebnisse, wie es sich zu bilden pflegt, wenn man Werke glühenden Jugenddranges und in Ehren grau gewordener Meisterschaft auf dem gleichen Probierstein einer für das Kunstwerk an sich unbedingt geltenden Theorie zu prüfen unternimmt, ohne bei der Abwägung des Einzelnen dem Wandel der Jahre und dem Fallen und Steigen, Entweichen und Vordrängen der besondern dichterischen Haupt- und Hülfskräfte in verehrungsvoller Liebe für die vielseitige Gesammtheit eines in abgeschlossener Entwickelung sich darstellenden Talents Rechnung zu tragen.

Faßt man von diesem kritischen Standpunkte den vorliegenden Roman ins Auge, so ist er zunächst von einer zu gesuchten Künstlichkeit der Anlage nicht freizusprechen, weil sie sich auf Voraussetzungen aufbaut, denen eine Wahrscheinlichkeit nicht einzuräumen ist. In folgenden wenigen Zeilen sind sie gleichwol erschöpft. Ein rheinländischer Baron, von Alden, flüchtet nach dem Zerflattern seiner idealen Republikanerträume im Jahre 1848 nach Amerika. Sein Busenfreund Ilicius beeilt sich, seine Frau zu heirathen, die mit einem Töchterchen erster Ehe, Marie von Alden, und dem eine Million betragenden Vermögen ihres ersten Mannes sein Haus bezieht. Ilicius selbst hat sich, um ihr und sich diese Bahn frei zu machen, von seiner ersten Frau scheiden lassen, und diese — damit dem Dichter ein glatteres Geleise werde — seinen Namen abgelegt; ihr Sohn Hartmut trägt somit den Namen seiner Mutter. Die nunmehrige Frau von Ilicius beschenkt ihren Gemahl in schneller Folge mit vier Kindern. Das ist die Grundlage des Romans. Die Scene ist das Berlin des Jahres 1878. In der hiesigen Gesellschaft befreundet sich die Familie Ilicius — die Kinder sind herangewachsen —

mit der eines amerikanischen Nabob, Curtis, der mit Frau, Sohn und Tochter und Herrn Smith, einem alten Vertrauten des Hauses, vorübergehend in Berlin weilt. Dieser Herr Smith ist der todtgeglaubte Baron von Alden. Im Palais des Amerikaners bewerben sich im Anfange der Begebenheiten der Sohn des Herrn von Ilicius erster Ehe und die Tochter der Frau von Ilicius erster Ehe, also Alden's Tochter, jener um die Stelle des Privatsecretärs, diese um die Stelle einer Gesellschaftsdame. Und es sind Speculationen sehr verschiedener Art seitens des Amerikaners und seitens der Ilicius, welche beide Familienkreise immer enger ineinanderdrängen, sodaß der Verlauf lediglich dieser Familienverwickelungen den Gang des Romans bis zu seinem Ende beherrscht und bestimmt. So spinnt sich ein Familienroman vor uns ab, welcher sich nur insofern zu einem Zeitbild erweitert, als die Wechselbeziehungen der beiden Häuser zeitlich durch Begebenheiten des vorigen Jahrzehnts, im besondern durch solche des Jahres der beiden schnöden Attentate auf Kaiser Wilhelm umrissen werden und die allgemeinen Fragen und Wirrungen der Zeit sich in den wenigen urtheilsfähigen Köpfen des Romans in verschiedenster Strahlenberechnung widerspiegeln und kritisiren. Es ist nöthig dies für diejenigen zu betonen, welche ein weiter ausgedehntes und allseitig ausgemaltes Bild der Zeit und ihrer treibenden Geistesmächte in Strömung und Gegenströmung zu erwarten durch den Titel des Romans sich berechtigt halten. Ich glaube auch, daß der Dichter sich vorgenommen hatte, diese ringenden Kräfte selbst uns vorzuführen, uns vor die Schranken des Schauplatzes ihrer Kämpfe zu stellen. Aber sein Wille hat sich entweder in sich selber umgebogen oder ist durch die engbegrenzte Anlage des Ganzen gebunden geblieben. Denn die hier vorgetragene Familiengeschichte könnte ebenso wohl den Titel „Die Ilicius" führen wie ein vergangener Roman des gleichen Verfassers den Namen derer von Hohenstein trug. Und wer wüßte nicht, ein wie schweres Gewicht gerade er auf die Wahl der Titel legt! Und wer es nicht weiß, der überzeuge sich dort davon, wo Spielhagen den Titel des Vischer'schen Romans „Auch Einer" glossirt. Die Bedeutung nun des vorliegenden, „Ein neuer Pharao", und des orphischen Mottos: „Da kam ein neuer Pharao auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph", beleuchtet der Dichter zu wiederholten malen, und nicht immer in genau demselben Sinne, selbst: „Der neue Pharao (S. 129) ist die veränderte Zeit; sein Nichtwissen von Joseph die veränderte Denkweise der Menschen, der veränderte Mensch"; solches in der besondern Beziehung der 1848er Träume und Hoffnungen und ihrer Verwirklichung zu verstehen. Und ein andermal ist der neue Pharao der moderne Geist der „Erfolganbetung", der „nichts von Joseph wissen will", ihn vergessen hat oder verleugnet, „den gotterfüllten, milddenkenden, segenspendenden" (S. 398): d. h. den Idealismus der 1848er Träume. Dieser von dem Romane so scheel angesehene Geist der Neuzeit ist aber kein anderer als der rücksichtslos energische, zielbewußte Realismus der Bismarck'schen Aera und identificirt sich ersichtlich mit ihrem Träger, dem Führer der Epoche, in dessen Schöpfung kein Raum ist für die „unbequemen Traditionen einer Vergangenheit, die ihm nur seine Zirkel stören" (S. 508). „Aber der Moses wird kommen, dem in der Wüste des Materialismus und der Erfolganbeterei irrenden Volke den Weg nach dem Gelobten Lande der Zukunft zu zeigen. Er wird kommen und er wird wieder von Joseph wissen, mehr, viel mehr, als die Philosophie des neuen Pharao, der heute regiert, sich träumen läßt" (S. 511) — mit diesen Worten fährt der alte 48er Idealist davon aus dem Aegypten des neuen Pharao und entzieht damit dessen jungem Reiche eine Kraft, welche in der That für diesen minder entbehrlich als unbrauchbar ist. Des Scheidenden alter Freund und einstiger 48er Mitkämpfer aber schaut ihm nach mit den Worten: „Es ist das alte Aegypten nicht mehr (S. 513). Und wir müssen es doch versuchen und doch weiter kämpfen — trotz des neuen Pharao." — Ach, unterließ' es der Pygmäe! — —

Man sieht, Spielhagen hat sich von dem idealen traumumfangenen Liberalismus seiner ersten Jugend trotz hohem Alter und neuem Reiche nicht loslösen können. Doch darüber mögen politische Zeitungen mit ihm rechten, das ist nicht unsers rein ästhetischen Amtes. Nur eins einzuwenden bleiben wir diesem allerdings verpflichtet. Wie lautete doch der Schlußsatz der „Problematischen Naturen"? Das Endurtheil dieses so hochgradig culturhistorischen Romans über die vormärzliche Zeit? Wie ist uns denn? Heißt sie dort nicht eine Zeit, „durch deren Schatten so viel romantische Larven und phantastische Gespenster huschten; die so arm war an gesunden Menschen und so reich an problematischen Naturen"? — Ja, ein solches war das Aussehen der Welt der Oswald Stein und Professor Berger. Erscheint sie dem greisen Dichter nunmehr, nachdem Träume verwirklicht vor uns stehen, deren bescheidenste Schatten in den Köpfen jener beiden geistreichen Idealisten nicht einmal die Form einer Ahnung gewannen, dem Dichter in so sonnenhafter Beleuchtung, daß er ihrer heute mit so elegischer Wehmuth gedenkt? Dies dünkt mich unbillig, ungerecht und unkritisch denken und urtheilen über die Schöpfungen eines Staatsmannes, welche sich zu der gesammten poetischen Welt, die uns Friedrich Spielhagen schuf, wie ein Weltreich verhält zu den bunten Dunstgebilden einer flüchtigen Phantasmagorie. Denn Werken, welche in die Zeitgeschichte mit so befangenem, misvergnügtem Auge schauen, trauen wir allerdings keine Dauer zu, welche das Misvergnügen einiger wohlbekannter Kreise überlebt.

Dieses unser Urtheil über den Roman vermag leider keine freundlichern Mienen zu gewinnen, wenn es das Einzelne zu prüfen beginnt. Die Schnelligkeit, mit welcher Marie von Alden die allgemeinen Sympathien der Curtis sich erobert, ist zu wenig begründet; ihr Charakter, der einer Hauptfigur des Romans, bleibt im Folgenden zu

passiv. Der Charakter der Anne Curtis zerfällt in zwei unvermittelte Brüche. Es ist ganz undenkbar, daß sich das so vornehm angelegte Mädchen in den ersten besten hergelaufenen, zwar akademisch gebildeten, aber sonst durch und durch roh und cynisch denkenden Socialdemokraten bis zum äußersten verliebt, um so weniger denkbar, als dieser crasse Mensch die ihm zugeschriebenen geistigen Eigenschaften in keiner Weise, weder durch hervorragende Handlungen, noch irgendwelche in die Augen fallende Vorzüge bethätigt und bewahrt. So zerfällt auch die Kritik, welche die schöne Quinterone an dem berliner Thun und Treiben übt, in nichts zusammen. Das „Wirkliche" erweist sich hier in der That vernünftiger, zum wenigsten stichhaltiger als die nichtssagenden Kritteleien einer marottenhaften Amerikanerin. Uebrigens ist dies höchlich zu bedauern. Die Figur ist die anziehendste des Romans und die Peitschenschläge, mit der sie schließlich ihren Geliebten traktirt, bilden ohne Frage die tüchtigste Handlung in dem ganzen Buche. Anne Curtis gemahnt, wie oben erwähnt, in ihrem reizvollen Gepräge, in ihrer ganzen mit so blendenden Eigenschaften des Wesens und der Erscheinung ausgestatteten exotischen Eigenthümlichkeit an die frühe Meisterschaft, welcher eine so hochpoetische Figur wie Helene von Grenwitz gelang. Nur fragt man sich kopfschüttelnd, wie trotz allen pädagogischen Künsten eines gescheiterten deutschen Achtundvierzigers eine so fesselnde hocharistokratische Mädchengestalt aus der Vereinigung eines gelegentlichen Menschenfressers und einer wahnwitzigen Quarterone hervorzugehen vermochte. Aber was ich dem Dichter zum Hauptvorwurfe mache, ist, daß er auch hier wieder eine in selbstverschuldeten Rückgang der Verhältnisse gerathene Adelsfamilie zum Grundstocke seiner im allgemeinen so eng umgrenzten, als in den besondern Erörterungen so weit in die Räthselfragen der Zeit übergreifenden Dichtung macht. Spielhagen vor allen andern unserer Schriftsteller vergißt immer wieder, was wir gerade unserm Adel schulden. Nun hat er denselben schon zu lange immer wieder zum Gegenstande einer satirisch-kritischen Behandlung gemacht (er erinnert hier an keine größere schriftstellerische Autorität als an die Marlitt), als daß man hoffen dürfte, daß er einmal andersartigen Anschauungen Bahn bereiten werde. Möchte ihn jener jüngste kaiserliche Act, welcher die preußischen Regimenter durch die Namensverleihung ehemaliger ruhmgekrönter Chefs so hoch zu ehren wußte, dessen gedenken lehren, was Preußen und Deutschland seinem Adel schuldet. Diese seichten verrannten Junker, diese hochmüthigen Herberts und flachen Reginalds, diese verliebten Baronessen und leichtfüßigen Comtessen, wie sie in den Spielhagen'schen poetischen Annalen unserer Zeit immer wieder sich wie ausgeblasene Pfaueneier und angefressene Erdbeeren gleichen, entwerfen ein so unzutreffendes Bild von der sittlichen Verfassung und geistigen Leistungsfähigkeit, ja dem gesammten Bildungsstande unserer Aristokratie, daß es von der Wirklichkeit des Lebens kläglich erdrückt wird. „Denken diese Herrschaften überhaupt?" heißt es höchstbezeichnend auf S. 254. Der Verfasser läuft auf solchem Wege Gefahr, den Boden der Wahrheit und des wirklichen Lebens zu verlassen und sich in eine Welt der Schatten zu verlieren, wo ihm niemand Glauben schenkt, in jene Schattenwelt der Caricatur, in welcher sich z. B. Boz verlief. Denn ist es nicht lediglich ein Zerrbild, das entsteht, wenn sich in einem vom Dichter sonst denktüchtig ausgestatteten Kopfe hervorragende Typen der berliner Gesellschaft in Anschauungen wie den folgenden widerspiegeln: „Da ist mir besonders ein eisgrauer General erinnerlich ... daß er euere Socialdemokraten einfach ad unum omnes niederzukartätschen wünschte, war das wenigste." So wörtlich auf S. 134! Und eben dort nicht minder schön und lebenswahr: „Ein Herr vom Civil, der nach den zwei oder drei großen Orden, welche er an breiten bunten Bändern um den Hals gehängt hatte, ein hoher Würdenträger sein mochte, wollte den Religionsunterricht in den Volksschulen auf mindestens zwölf Stunden wöchentlich ausgedehnt wissen und erklärte die allgemeine Verbreitung der Kunst des Lesens für die Wurzel, wenn nicht aller, so der hauptsächlichsten Uebel, an denen die Zeit kranke." Wo in aller Welt fand der Dichter diese Modelle? Muthet er wirklich einem Leser zu, solche Fratzen ernst zu nehmen? Auf S. 138 wird dann höchst erbaulich von „all der Prosa" gesprochen, „in der die deutschen Jünglinge und jungen Mädchen von heute eingebettet liegen wie Heringe in der Salzlake". Wie undankbar ist dieser Dichter gegen seine dankbarste Leserwelt! — — —

Doch es sei genug. Ich gestehe, mir, der ich Spielhagen's Werken manche schönen, wenn auch nicht immer reinen Genüsse danke, ist diese Fülle von Ausstellungen zu erheben besonders schwer geworden. Aber auch sonst steht vorliegender Roman gegen andere des Autors zurück. Besonders vermisse ich jene satten, stimmungsvollen Natur- und Landschaftsschilderungen, in deren farbenprächtigen Abtönungen Friedrich Spielhagen nicht einen zweiten Meister der Gegenwart neben und über sich hat. Ich vermisse die holde Romantik, das liebliche Säuseln und die sanften Lichterspiele seiner Wälder, das Brausen und Rauschen jener See, deren Wallen und Wogen, Lächeln und Grollen, Bangen und Schäumen, Flüstern und Singen und Tosen und Donnern nur Spielhagen's Kunst allein so wunderbar lebendig zu machen weiß mit der Zaubermacht des Goethe'schen Dichterworts. Nur die Dialektik ist auch hier so scharf wie reich, leider nur dort, wo der Dichter in die Welt der Bismarck'schen Aera mit ungetrübtem Auge schaut und nicht mit schwer begreiflicher Vorliebe und einer Beharrlichkeit, welche an Benommenheit und Unfreiheit streift, nach ihrem Schatten sucht, um die heiligen Ueberzeugungen von Millionen, die dem Genius der Epoche ein so reich bewährtes Vertrauen im Herzen tragen, auf das peinlichste zu verletzen.

Adalbert Schroeter.

Neue Lyrik.

1. Aus dem Süden. Neue Gedichte von Stephan Milow. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 3 M.
2. Aus dem Schwarzwald. Gedichte von Ludwig Auerbach. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von F. Geßler und E. Scherenberg. Mit dem Porträt L. Auerbach's. Lahr, Schauenburg. 1889. 12. 2 M.
3. Fliegende Blätter. Neue Lieder von Paul Barsch. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Balladen und Briefe von Karl Streibel. Dresden, Pierson. 1889. 16. 2 M.
5. Auf der Wanderung. Neue Gedichte von Wilhelm Müller-Weilburg. Dresden, Pierson. 1889. 16. 3 M.
6. Wilde Rosen. Roses sauvages. Gedichte von Otto Eichenberger. Genf, Stapelmohr. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.
7. Grashalme. Gedichte von Walt Whitman. In Auswahl übersetzt von Karl Knortz und T. W. Rolleston. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Stephan Milow, der in seinem „Liede von der Menschheit“ (1869) und in den „Deutschen Elegien“ (1885) die höchsten und edelsten Töne der Lyrik angeschlagen und sich auch in seinen sonstigen poetischen Hervorbringungen als einer der bedeutendsten unter den lebenden österreichischen Lyrikern erwiesen, tritt mit neuen Gedichten vors Publikum, mit der stattlichen Sammlung „Aus dem Süden“ (Nr. 1). Milow ist vor allem Gedankendichter. Im sangbaren Liede läßt er oft Schmelz und Musik, anmuthigen Fluß der Sprache und schöne Ursprünglichkeit der Empfindung vermissen. Der Kothurn ist zum zarten Taktschritte des Liedes wenig geeignet. So bieten denn die drei Abtheilungen „Lieder aus dem Süden“, „Aus Zeit und Leben“ und „Natur und Liebe“ nur weniges, das die Gattung vollendet ausprägt und uns durch die beiden Hauptmerkmale des wahren Liedes, durch leichte Natürlichkeit und melodischen Tonfall, packt und fesselt. Ganz in seinem Elemente ist Milow dagegen in den „Vermischten Gedichten“, in welchen er sich oft zu einer wahrhaft erhabenen Höhe des Gedankens aufschwingt. Hier klingt der Brustton seiner Lyrik, sein philosophisches Pathos, voll und kräftig durch, und Gedichte, wie „Columbus“, „Die alte Uhr“, „Im Strafhause“, „Vorurtheil“, „Verlust“, „Wehmuth“ und „Jesus Christus“ gehören zu dem Besten und Gedankenvollsten, was Milow je geleistet. Wie er indessen auch im Liede Treffliches schaffen kann, wenn es vom Lichte des Gedankens durchleuchtet und dadurch dem Gebiete blos subjectiven Empfindens entrückt wird, dafür im Folgenden ein Beispiel:

Nachtlied.

Herr, laß mich unter den Sternen,
Drück' unter die Scholle mich nicht!
Laß schaun mich in Himmelsfernen
Das ewig leuchtende Licht!

Ich kann dem Zauber entsagen
Der prangenden Farbenwelt,
Den Blüten in Frühlingstagen,
Den Früchten, zur Reife geschwellt;

Nur laß mir das Auge, zu schauen,
Wenn Dunkel die Erde bedeckt,
Hinauf, wo im mächtigen Blauen
Unendliches Leben geweckt.

Hehr tönende Sphärenlieder
Begleiten der Sterne Lauf —
O nicht zum Staube nieder,
Ich möchte hinauf, hinauf!

Neben dem Pathetischen bildet das Didaktische eine Glanzseite dieser Milow'schen Sammlung; denn auch in der Schlußabtheilung „Sprüche“ findet sich manches Ansprechende, und namentlich die „Trutzverslein gegen die Pessimistenjäger“ schießen mehrfach ins Schwarze.

Tritt bei Milow das eigentlich Lyrische, die Lyrik der Empfindung, in den Hintergrund, so bildet es Kern und Wesen in der Begabung des leider zu früh (am 22. Juli 1882, im zweiundvierzigsten Lebensjahre) von uns geschiedenen Ludwig Auerbach, von dessen zerstreuten Gedichten Friedrich Geßler und Ernst Scherenberg eine mit dem Bildnisse des Dichters geschmückte Sammlung unter dem Titel „Aus dem Schwarzwald“ (Nr. 2) herausgaben. Auerbach ist eine ausgeprägt subjective Natur, die aber alles Große, Menschenlust und Menschenleid, in der kleinen Welt des eigenen Herzens abspiegelt, es mit dem eigenartigen Reize des Persönlichen feinsinnig umkleidet und es uns so verdeutlicht und menschlich näherrückt. Der Schwarzwald ist nicht nur seine persönliche Heimat, sondern auch die Heimat seiner Poesie; Wald und Berg, Quellen und Seen, Land und Leute des eigenartig gewaltigen Gebirges sind die Gegenstände seiner Lieder, und diese Lieder leihen fast durchweg edel und schön Empfundenem eine edle und schöne Form, eine Form, die durch ihre melodische Sprache förmlich zur musikalischen Composition herausfordert, woraus sich denn auch erklärt, daß viele der Auerbach'schen Lieder in Musik gesetzt und in diesem Gewande zu wahren Volksliedern geworden. Wer den Schwarzwald durchwandert, kann manche Strophe Auerbach's von frischen Lippen singen hören. Neben dem sangbaren Liede ist es die patriotische Lyrik, welche der talentvolle Schwarzwalddichter besonders gepflegt hat, allein diese Seite seines Schaffens kommt bei einer Würdigung Auerbach's erst in zweiter Linie in Betracht. Dauernd und im Glanze ihrer oft geradezu Goethe'schen Schönheit unvergänglich werden uns einige seiner Natur- und Herzenslieder bleiben. Als eins der schönsten stehe hier nur:

Komm', stille Nacht, mit deinem Schatten
Und decke mild die Erde zu!
Auch über mir, dem Sturmesmatten,
Laß schweben deine Friedensruh'!
Gerungen hab' ich heiß am Tage
Für Recht und Pflicht mit Mannessinn;
Nun küsse mir vom Mund die Klage,
Du aller Müden Trösterin!

Führ' mich vom Oelberg meines Lebens,
Wo ich geschlürft den Kelch der Pein
Und um Erlösung bat vergebens,
Nun in des Friedens Patmos ein;
Da laß aus des Gefühls Versteinung,
Wie Moses aus der Felsenbrust,
Aus dürrer Oede der Verneinung
Mir quellen frische Lebenslust!

O, hauch' in deinem heil'gen Schauern
Ins Herz den Odem junger Kraft,
Daß stark es sich aus Gram und Trauern
Zu frischer Geistesthat errafft!
O, laß nach wildem Tagesreigen,
Laß, wenn der Hände Werk vollbracht,
Die Seele zu den Sternen steigen,
Du tröstungsreiche, milde Nacht!

Die Herausgeber dieser Auerbach'schen Lieder, Geßler und Scherenberg, von denen der Letztgenannte die Sammlung durch ein treffliches Einleitungsgedicht eröffnet, während der Ersterwähnte sie mit einer kurzen Lebensbeschreibung und kritischen Würdigung des Dichters sowie mit einem tief empfundenen Epilog in Versen abschließt — die Herausgeber haben mit diesen Liedern nicht nur dem heimgegangenen Freunde ein ehrendes Denkmal gesetzt, sie haben auch der deutschen Literatur einen Dichter erhalten, dessen werthvolle Erzeugnisse ohne dieses Liebeswerk sicher verloren gegangen wären, und darum haben sie sich den Dank aller Freunde des Schönen vollauf verdient.

Nicht unwürdig, neben Ludwig Auerbach genannt zu werden, wenngleich an ihn nicht hinanreichend, ist Paul Barsch, der in seinen neuen Liedern „Fliegende Blätter" (Nr. 3) ein achtbares Talent bekundet. An eigenartiger Physiognomie fehlt es allerdings diesem formgewandten Poeten, aber es spricht aus seinen Gedichten ein tüchtiger Mensch, der für alles Große und Schöne entflammt ist und namentlich ein Herz hat für die Verfechtung des freiheitlichen Gedankens in Staat und Gesellschaft. Gedichte wie „Die Wage bei Dortmund", „Die Bekehrung Irlands", „Königstreue" und „Der Größte" bekunden dies. Die „Fliegenden Blätter" zerfallen in die Abtheilungen: „Aus Blütentagen" und „Herbst", von denen die letztere das Bedeutendere enthält. Lieder, Balladenhaftes, Spruchartiges, Satirisches, all dies ist hier zu einem ansprechenden Ganzen verflochten, und der Eindruck, den die Sammlung hervorruft, ist ein durchaus wohlthuender. Einige Stücke derselben klingen an bekannte Vorbilder, namentlich an Scheffel, an. Man lese nur „Der letzte Dichter" und „Der Eidechs"! Das gemahnt uns an den Sänger des „Gaudeamus" Zug um Zug. Als Beleg für die sinnige Art Barsch's hier nur ein paar Strophen:

Welke Blätter.

Den letzten Schmuck von den Bäumen streift
Rauh der Novemberwind.
Nach den sinkenden, welken Blättern greift
Ein fröhlich spielendes Kind.

Bald hätt's ein Sträußchen in der Hand,
Gar prächtig gelb und roth:
„O schau', Großmütterlein, was ich fand,
Und du sagtest, der Sommer sei todt!"

Die Alte streichelt die Kleine sacht:
„Bald wird es dir klar, mein Kind,
Daß all' die Blätter in farbiger Pracht
Nur Wintersboten sind.

„Und endlich kommt die bange Zeit,
Wo nichts mehr im Leben dir blüht;
An welke Blätter in stillem Leid
Klammert sich dein Gemüth."

Neben solchen weichen Tönen wiegt allerdings das Kräftige in den Gedichten von Paul Barsch vor, und das ist ja gewiß erfreulich; denn ein männliches Jahrhundert will auch eine männliche Lyrik.

Noch weniger ausgeprägte Eigenart als Barsch haben die zunächst hier zu würdigenden drei Dichter. Da ist als erster Karl Streibel, der uns „Balladen und Briefe" (Nr. 4) bietet. Seine Gedichte überragen in keiner Weise das poetische Mittelmaß. Streibel hat oft gute, mitunter sogar neue Gedanken, aber seine Sprache bleibt meist, zumal in den Balladen, im Prosaischen stecken. Satz- und Wortstellung ist mitunter höchst ungelenk und schwerflüssig, sodaß uns ein gezwungenes und oft geradezu unverständliches Deutsch alle gute Laune verdirbt — ein Deutsch nach dem Grundsatze: es hilft nun einmal nichts; ich habe hier diesen Rhythmus, und so muß Logik und Grammatik, Geist der Sprache und Gesetz der Schönheit sich fügen und dem Prokrustesbette meines Schemas wohl oder übel sich anbequemen. Es fehlt den Streibel'schen Versen der leichte, gefällige Fluß des geborenen Dichters — und noch eins, ein nicht minder wichtiges Erforderniß wahrer Poesie, mangelt dem Verfasser dieser „Balladen und Briefe": die Gabe des kurzen, gedrängten und zielsichern Ausdrucks. Er weiß nicht, daß dichten „verdichten" ist. Seine Balladen sind unerträglich breit. Lesbarer und auch in der Sprache annehmbarer sind seine Briefe, aber der echte Epistelstil, wie unsere Literatur ihn längst ausgebildet, fehlt ihm, und ihre Hexameter sind meistens ungewandt, mitunter uncorrect.

Ein weiterer Physiognomieloser ist Wilhelm Müller-Weilburg, der sich in seinen neuen Gedichten „Auf der Wanderung" (Nr. 5) zwar in der Form als sehr geschickt erweist und namentlich im kunstvollen Bau der Liederstrophe eine nicht gewöhnliche Meisterschaft bekundet, wie er auch das freie Hymnenmaß mit Geschick und Geschmack handhabt, aber inhaltlich bewegt sich die Müller-Weilburg'sche Poesie meist in den ausgetretenen Gleisen der markt- und landläufigen Lyrik. Der Gattung nach gehören die hier zusammengestellten Gedichte vorwiegend der subjectiven Lyrik an. Allgemeine, mehr objectiv gehaltene Betrachtungen fallen dann und wann dazwischen hinein, und hie und da begegnet uns auch ein balladenartiges Gedicht. Von letzterm hier eine Probe:

Wesel

(16. September 1809).

Zu Wesel wirbeln die Trommeln
In den stillen Morgen hinein;
Rings wallen die Nebel des Herbstes
Gespensterhaft über den Rhein.
Es scheint ein Schauer zu wehen
Weit über das deutsche Land,
Das eisern mit blutiger Kralle
Der corsische Tiger umspannt.

Jetzt dröhnet die Straße herunter
Zum Thore hinaus ein Piket.
Das führet Henri de Vernai,
Ein junger Schützencornett.
Im Auge des Jünglings leuchtet
Eine Thräne in Zornesglut;
Seine Hand, die tapfre, die treue,
Besudelt mit edelem Blut!

— Er führet elf Helden zum Tode —
Laut klirret der Kette Erz;
Aus den Wunden der Braven starret
Wortlos der grimmige Schmerz.
Das sind die Adler aus Norden!
Das sind die Tapfern des Schill!
Des Frühroths verschlagene Lerchen,
Die der Corse hier schlachten will. —

Am Walle knien sie nieder,
Erwartend das tödtende Blei;
Es donnern der Franken Musketen
— Ein Stöhnen — dann war es vorbei —
Elf Leichen decken beim ander
Den Rasen im herbstlichen Hain;
Um bleiche, erstarrende Züge
Fließt der Sonne Glorienschein.

Von Wesel hallen die Schüsse
Durch das ganze deutsche Land,
Das eisern mit blutiger Kralle
Der corsische Tiger umspannt.
Es schwellen den Männern die Adern;
Den Frauen erzittert das Herz —
... Wann brichst du die Banden der Schande,
O Heimat, mit rächendem Erz?

Die hier zum Vorwurf genommene erschütternde Scene aus der Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft ist bekanntlich schon mehrfach poetisch behandelt worden, aber so stimmungsvoll erfaßt und so knapp zum Ausdruck gebracht wie hier, läßt man sie sich gern noch einmal gefallen.

Physiognomielos endlich, wie die beiden soeben erwähnten Dichter, sind die „Wilden Rosen“ von Otto Eichenberger (Nr. 6). Aber nicht nur das! Diese zum Theil kindischen, immer leeren und blassen sogenannten Gedichte, in welche sich auch französische Strophen und Lieder mischen, sind im Grunde nichts als Reimereien eines Menschen, der nicht einmal die deutsche Sprache gründlich kennt und aus Incorrectheiten in Geschmacklosigkeiten, aus Geschmacklosigkeiten in undeutsche Wendungen fällt. Legen wir sie getrost zur Makulatur!

Da ist der Amerikaner Walt Whitman, der letzte und entschieden der bedeutendste in der Reihe der heute zu betrachtenden Lyriker, doch ein ganz anderer Kerl! Emerson stellt diesen Dichter sehr hoch, und in England und Amerika ist die Gemeinde seiner Verehrer groß. Freiligrath war bisher wol der einzige, der Whitman durch Uebertragungen ins Deutsche bei uns bekannt gemacht hat. Heute liegt nun eine treffliche Uebersetzung ausgewählter Gedichte aus Whitman's „Grashalmen“ von Karl Knortz und T. W. Rolleston (Nr. 7) vor, welche uns ein klares Bild der eigenartigen amerikanischen Dichtergestalt vors Auge rückt. Was ist Whitman für ein Poet? Wer könnte es sagen! Vor allem ist er bis zum Barocken eigenartig. Er kann nicht besser charakterisirt werden, als dies T. W. Rolleston in der Einleitung zu der vorliegenden Uebersetzung thut, indem er ihn einen physiologischen Poeten und den Dichter der amerikanischen Demokratie nennt. Er nennt ihn einen physiologischen Poeten? Ja, denn Whitman spiegelt in seinen Dichtungen fast immer das Weltganze in seinen Einzelheiten und die naturgesetzlichen Beziehungen dieser Einzelheiten zueinander ab; er nimmt immer einen großen kosmischen Standpunkt ein. Rolleston nennt ihn sodann den Dichter der amerikanischen Demokratie? Allerdings — und sehr richtig! Denn das Demokratische ist ja im Grunde nur die Uebertragung des physiologischen Standpunktes auf das sociale Gebiet: unserm Dichter ist die Masse alles, der einzelne nichts; ganz wie er in der Natur stets nur das Weltganze und die Einzelheiten blos in ihren Beziehungen zu diesem Weltganzen sieht. Whitman's Gedichte sind im höchsten Grade formlos; ihre überschäumende, zügellose Genialität erlaubt ihnen nicht, sich den bisher gebräuchlichen Gesetzen der Verskunst zu fügen; Whitman schreibt Verse von vierzig und mehr Silben und stellt solche von fünf bis sechs skrupellos daneben — alle Regeln der Metrik und Prosodik zeigen sich hier in der Auflösung. Reime und Strophen kennt Whitman nicht. Seine Poesie ist eigentlich nur poetische Prosa. Seine Rhythmen haben etwas Wildes, Ungezähmtes, etwas vom Brausen des Meeres. Von Amerika, dem großen freien Amerika, gehen alle seine Gedanken aus; auf Amerika richten sie sich alle zurück. Seine Weltanschauung ist eine ausgesprochen optimistische, seine Darstellung oft eine unklare, abgeschmackte und geschmacklose, stets eine breite, uferlose, unkünstlerische; sie hat das os magna sonaturum, den prophetischen Stil der Bibel. Daneben ist Whitman in allem, was er sagt, unaussprechlich naiv, naiv bis zum Anstößigen, aber er ist überquellend gedankenvoll, wenngleich fast in jeder Zeile ebenso unausgegoren wie unpolirt. Er ist überall Natur, nirgends Kunst. So könnte man noch lange weiter definiren, um zu sagen, was Whitman ist. Ja, was ist er? Einige Proben dürften am besten, jedenfalls am concretesten die Antwort darauf geben. Hier sind sie:

Ich werde keine Gedichte machen, die sich auf Theile beziehen,
Sondern ich werde Gedichte, Gesänge, Gedanken machen, die sich aufs Ganze beziehen,
Und ich werde nichts singen, das Bezug hat auf einen Tag, sondern auf alle Tage,

Und ich werde kein Gedicht machen, noch den mindesten Theil eines Gedichts, das nicht zur Seele Bezug hat,
Weil, da ich die Gegenstände des Weltalls betrachtete, ich entdeckte, daß es keinen gibt, noch irgendein Theilchen eines solchen, der nicht zur Seele Bezug hat.

Du sollst nicht länger Dinge aus zweiter und dritter Hand nehmen, noch blicken durch die Augen der Todten, noch dich nähren von den Gespenstern in Büchern,
Du sollst auch nicht durch meine Augen blicken, noch die Dinge aus meiner Hand nehmen,
Du sollst hören nach allen Seiten hin, und sie durch dich selbst filtriren.

Glaubst du, ich habe irgendeinen tiefen Vorsatz?
Nun denn, ich habe einen; denn die Regenschauer des vierten Monats haben einen, und der Glimmer an der Seite eines Felsens hat einen.
Vermuthest du, ich möchte Erstaunen erregen?
Erregt denn das Tageslicht Erstaunen? oder der frühzeitige Rothschwanz, wenn er durch die Wälder zwitschert?
Errege ich mehr Erstaunen als diese?

So ist Whitman: wunderlich, seltsam, verschroben bis zur Verrücktheit, aber gedankenvoll, originell, auf sich selbst gestellt bis zur Schroffheit. Möchten doch die trefflichen Uebersetzungen Whitman'scher Gedichte, welche Karl Knortz und T. W. Rolleston uns bieten, die Aufmerksamkeit unserer Landsleute auf diesen merkwürdigen amerikanischen Poeten lenken, der knorrig und markig dasteht, wie aus dem Holze transatlantischer Urwälder geschnitzt! Ernst Ziel.

Staatswirthschaftliche Literatur.

1. Landwirthschaftliche Versicherung in organischer Verbindung mit Sparanstalten, Bodencredit und Schuldenablösung. Vorschläge zur Besserung der Lage des japanischen Landmanns, im Auftrage des kais. japanischen Ministeriums des Innern abgefaßt von P. Mayet. Berlin, Prager. 1888. Gr. 8. 12 M.
2. Japanische Bevölkerungsstatistik. Historisch mit Hinblick auf China und kritisch betrachtet von P. Mayet. Vortrag gehalten am 20. December 1882 vor der „Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Asiens". Berlin, Prager. 1888. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser obiger Schriften ist einer jener Deutschen, welche von der japanischen Regierung angeworben worden sind, um das ostasiatische Inselreich in den Rock westeuropäischer Cultur zu stecken. P. Mayet hat die schwierige Reformatorrolle speciell für das Gebiet des Agrarwesens übernommen und theilt uns nun mit, in welcher Weise er bei seinem Unternehmen zu Werke gegangen ist, so wenigstens in der ersten der angeführten Publicationen, während die zweite eine selbständige kleine Studie darstellt, ausgeführt freilich auch, um praktischen Zwecken zu dienen.

Elend ist die Lage des ländlichen Proletariers Ostasiens schon lange, aber neu ist auch dort die „sociale Frage", der zum Bewußtsein kommende Gegensatz zwischen reich und arm, zwischen formeller Rechtsvermehrung und materieller Elendsvergrößerung. Zeugniß für die unbefriedigende Lage und die unzufriedene Stimmung der japanischen Bauern sind die Aufstände, die Streitereien der Schuldnerparteien mit den Gläubigerparteien, der Bankrott und die Zwangsversteigerung oft Hunderter von bäuerlichen Wirthschaften in vielen Gun, die Petitionen großer Bauernversammlungen an die Regierung um Erlaß oder Minderung der Grundsteuer. Wie ist hier Wandel zu schaffen? Mayet antwortet uns: durch Einführung einer wohlgeordneten landwirthschaftlichen Versicherung, durch die Errichtung von Sparanstalten und die Gewährung billigen, langfristigen Bodencredits. Und in der That scheinen mit diesen Vorschlägen zwei Hauptpunkte des japanischen Bauernelends getroffen zu werden. Eine Versicherung gegen unvermeidliche, äußere Unglücksfälle, die in Japan noch fast völlig fehlt, ist dort um ein Bedeutendes wichtiger und nothwendiger als in Westeuropa, maßen die Zahl und die Arten der zerstörenden Naturerscheinungen daselbst viel größer und mannichfaltiger sind: Dürre, Nässe, Teifune, Erdbeben, Epidemien, Ueberschwemmungen, Brände (Holzhäuser!), Hagel, Bergsturz u. s. w. Es dürfte daher in einer gut organisirten, über das ganze Land sich erstreckenden Versicherung auf Gegenseitigkeit gegen all die genannten und noch andere mögliche Gefahren, welche dem Landmanne drohen (Viehsterben, Insektenfraß u. s. w.), ein wirthschaftlich und social heilsamer Reformfactor wol zu erblicken sein. In dem Berichte, welchen der Verfasser dem Grafen Yamagata Aritomo, Staatsminister des Innern, über diese Frage unterbreitet und den er uns im vorliegenden Buche mitgetheilt hat, werden dann die Grundzüge einer derartigen Versicherungsorganisation nach europäischem Vorbilde dargelegt: inwieweit dieselben für Japan praktisch durchführbar sind, entzieht sich natürlich unserer Beurtheilung, ebenso wie der weitere Inhalt des Berichts, worin die Schaffung von Credit- und Sparanstalten in Japan, gleichfalls nach europäischem, insbesondere deutschem Muster empfohlen wird. Es läßt sich nur so viel sagen: gewiß wäre es für Japans Bauernstand auch im höchsten Grade wünschenswerth, daß er den Klauen der Wucherer, unter deren Druck er zu verkommen droht, entzogen würde. Denn der Grad der Auswucherung scheint in Japan eine ganz erschreckliche Höhe erreicht zu haben und baldige Abhülfe thut noth. Ein 1877 erlassenes Wuchergesetz, führt Mayet aus, ist wirkungslos geblieben, weil es eine nur halbe Maßregel darstellt. Daß die gesammte Bauernschaft in die geebneten Bahnen einer regelmäßigen Versicherung und eines gesunden, öffentlichen Credits einlenke, ist für das Wohl des Staats gewiß ein wesentliches Bedürfniß: Japans Regierung bemüht sich daher auch nach Kräften, in der angedeuteten Richtung zu reformiren. Doch handelt es sich dabei um kein Bedürfniß von unbedingter Dringlichkeit, um kein Bedürfniß, dessen Nicht-

erfüllung den Bestand des Staats bedrohte, weshalb man denn zum Plänemachen sich die gehörige Zeit nehmen kann und nimmt. Thatsächlich brennend ist jedoch eine andere Frage, mit der uns der Verfasser in dem umfangreichen „Anhang" seines Buchs (S. 285—420) gleichfalls vertraut macht und der wir aus verschiedenen Gründen ein größeres Interesse abgewonnen haben, als den Vorschlägen und Ausführungen des Haupttheils; es ist die Frage der Misserntendeckung, die ihre Lösung in der Neuerrichtung und Ausgestaltung eines Misserntendeckungsfonds gefunden hat. Ein großer Theil des japanischen (wie chinesischen) Landvolks steht nämlich auf so niedriger Vermögensstufe, daß jede Störung seines Betriebs durch Unfälle etwelcher Art ihn schlechthin an den Rand des Verderbens bringt. Um einen solchen periodischen Ruin weiter Volksschichten zu verhindern, haben die ostasiatischen Staaten schon seit lange eine durchaus socialistisch geordnete staatliche Zwangsversicherung in Anwendung gebracht, deren Princip ein überaus einfaches ist: jeder Bauer zahlt 3 Procent seines Reingewinns (früher eine Naturalquote seines Ertrags) in eine Staatskasse, zu welcher der Staat selbst aus dem allgemeinen Steuersäckel die gleiche Summe hinzuthut. Welcher Bauer nun durch Unfälle irgendeiner Art so sehr geschädigt ist, daß er entweder verhungern oder ohne Behausung bleiben müßte, oder daß er das nöthige Inventar oder Saatkorn nicht mehr hätte, erhält aus der vorbezeichneten landwirthschaftlichen Nothstandskasse eine entsprechende Unterstützung. Derartige Einrichtungen bestehen wie gesagt in den ostasiatischen Staaten schon seit geraumer Zeit: China besaß und besitzt sie in etwas primitiverer Form in seinen Reisspeichern, Japan hatte ehedem die Idee von China übernommen; Mayet's Verdienst ist es, den Grundgedanken einer solchen landwirthschaftlichen, communistischen Zwangsversicherung, den er vorfand, zu einem wohlgeordneten System auszuarbeiten, das auf seine Anregung hin seit dem Jahre 1881 in Wirksamkeit ist und bereits, worüber er uns gleichfalls berichtet, die wohlthätigsten Folgen zu Tage gefördert hat. Interessant ist dieser Theil des Buchs einmal darum, weil er die meisten Einblicke in die Eigenart der japanischen Agrarverhältnisse gestattet, sodann aber auch, weil der in ihm erörterte Gegenstand auch für unsere europäische Landwirthschaft nicht ohne praktisches Interesse ist.

Die zweite der genannten Schriften bringt mancherlei wissenswerthe Aufschlüsse über Organisation und Ergebnisse der chinesisch-japanischen Bevölkerungsstatistik. China hat seit $2^{1}/_{2}$, Japan seit $1^{1}/_{2}$ Jahrtausenden Volkszählungen, die freilich an Genauigkeit zu wünschen übrig lassen, immerhin aber die Möglichkeit umfassender Vergleichungen wenigstens hinsichtlich der Gesammteinwohnerzahl und ihrer Entwickelung gewähren. Chinas Bevölkerung ist während der ersten $1^{1}/_{2}$ Jahrtausende unserer Zeitrechnung annähernd stetig und beträgt nicht mehr als 50—60 Millionen. Seit der Eroberung Chinas durch die Mandschus und der Gründung der noch jetzt herrschenden Ta-tsing Dynastie (1644) hört die Stetigkeit auf und China entwickelt sich in einer Großartigkeit, wie sie aus der Geschichte keines zweiten Volks bekannt ist. Von 1644 bis 1736 steigt die Einwohnerzahl von 62 auf 125 Millionen; im folgenden Jahrzehnt betrug die Zuwachsrate 2,64 Procent, während sie jetzt auf weniger als $^{1}/_{2}$ Procent gesunken ist. Die Bevölkerung Chinas wird (1881) auf 425 Millionen Einwohner geschätzt. China hat mit dieser großartigen Entwickelung das Tochterland Japan weit hinter sich gelassen; Japans Bevölkerung hat sich überaus langsam vermehrt; im letzten Jahrtausend bezifferte sich die Verdoppelungsperiode auf nicht weniger als 427 Jahre (Deutschland 68!). Daß sich für die Wissenschaft aus diesen und andern Zahlen jetzt schon Ergebnisse von allgemeingültigem Charakter ableiten lassen, glaubt der Verfasser, in Anbetracht des noch sehr niedrigen Standes der ostasiatischen Bevölkerungsstatistik, für die Gegenwart verneinen zu sollen, für die Zukunft jedoch erhoffen zu dürfen.

3. Verhandlungen der am 28. und 29. September 1888 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik über den ländlichen Wucher, die Mittel zu seiner Abhülfe, insbesondere die Organisation des bäuerlichen Credits und über Einfluß des Detailhandels auf die Preise und etwaige Mittel gegen eine ungesunde Preisbildung. Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom Ständigen Ausschuß. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Der erste Gegenstand, welcher den Verein für Socialpolitik auf seiner letzten Generalversammlung beschäftigt hat, die Frage des ländlichen Wuchers, ist der nämliche, den Mayet in seinem oben besprochenen Buche eingehend mit Bezug auf die japanische Bauernschaft behandelt; und treffliche Vergleiche lassen sich anstellen zwischen hüben und drüben, Vergleiche, welche zur Einsicht einer erstaunlichen Uebereinstimmung der Uebelstände in den beiden Ländern, Deutschland und Japan, führen, die folgeweise gestatten, Schlüsse allgemeingültigen Inhalts aus den beobachteten Thatsachen zu ziehen. Die vor Jahresfrist vom Verein für Socialpolitik angestellte Enquête über den Wucher und ebenso die Verhandlungen auf der letzten Generalversammlung, so mannichfach sie auch Gegenstand einer zum Theil sehr berechtigten Kritik gewesen sind (wir selbst haben in d. Bl. einer kritischen Beleuchtung der Wucherenquête durch Schnapper-Arndt Beifall gezollt), haben doch die eine unbestreitbare Thatsache zu Tage gefördert, daß in weiten Gebietstheilen Deutschlands die Auswucherung der bäuerlichen Bevölkerung einen Grad erreicht hat, der dieselbe als öffentlichen Nothstand erscheinen läßt. Und zwar blüht der Wucher vor allem da, wo man sagen könnte, daß die ländlichen Zustände sich japanischen Verhältnissen annähern. Die „sich sittlich unzulässiger Mittel bedienende wirthschaftliche Zielstrebigkeit" (wie der Berichterstatter Professor von Miaskowski den Wucher kennzeichnet) erzielt nämlich nur dann Erfolge, wenn ihr eine Bevölkerung gegenübersteht, die in sittlicher Hinsicht ebenso sehr über wie sie in wirthschaftlicher

Beziehung unter dem Wucherer steht. Diese Bevölkerung findet sich auf dem Lande vorzugsweise in den Klein- und Zwerggütlein, die in guten und mittlern Jahren aus ihrem Besitze knapp so viel herauswirthschaften, um leben zu können, und bei jeder Misernte, bei jedem Viehsterben, bei jedem Unglücksfall in der Familie u. s. w. in Noth gerathen. Es ist das zugleich eine Bevölkerung, die zum Theil noch in der Naturalwirthschaft steckt und der die sie umgebende Welt zumuthet, zu gleicher Zeit zur Geld- und Creditwirthschaft überzugehen. Und weshalb sich die Socialpolitiker Japans wie Deutschlands mit dem Wucher beschäftigen, hat seinen Grund darin, daß er sich hüben wie drüben, wie wir sagten, zu einem öffentlichen Nothstande entwickelt hat. Zunächst ist der Wucher eine Privatangelegenheit: die Aufmerksamkeit der Gesellschaft und des Staats zieht er erst auf sich, wenn die Zahl der Opfer eine ansehnliche wird, wenn der Wucher sich in einer Gegend festsetzt und wenn derselbe schließlich zur starken Verschuldung eines größern Theils der bäuerlichen Besitzer und endlich zu einer Verschlimmerung der Grundbesitzvertheilung führt. Ist es nun auch dem Verein für Socialpolitik und seinen Berichterstattern (außer dem Genannten: Geheimer Oberregierungsrath Dr. Thiel) nicht möglich gewesen und wird es niemals möglich sein, die Verbreitung und Größe jenes Uebelstandes genau zahlenmäßig festzustellen, so hat sich doch aus den Untersuchungen und aus den Verhandlungen ergeben, daß in bestimmten Theilen Deutschlands — es sind im wesentlichen die Gebiete fränkischer und thüringischer Besiedelung — das Uebel einen erschreckend hohen Grad erreicht hat, einen Grad, der das Einschreiten der Gesellschaft, bezw. des Staats rechtfertigt. Denn darüber herrschte im Verein für Socialpolitik auch keine Meinungsverschiedenheit, daß ein bloßes Gehenlassen der Dinge den Wucher nie beseitigen, hingegen weite Kreise der Gesellschaft empfindlich schädigen würde. Die in Vorschlag gebrachten schützenden Maßregeln sind theils unterdrückender, theils verhütender Natur. Zu erstern zählt man die sachgemäße, verständige Anwendung des Wuchergesetzes von 1880, den Schutz gegen verschiedene Misbräuche, die bei öffentlichen Versteigerungen von Grund und Boden in manchen Gegenden üblich sind, gegen gewerbsmäßige Güterzertrümmerung u. dgl. Für erheblich wichtiger jedoch erachtet der Verein Schutzmaßregeln vorkehrender Natur. Man muß einmal bemüht sein, die Opfer der Auswucherung widerstandsfähiger, d. h. aufgeklärter und selbständiger zu machen, sodann aber und hauptsächlich muß mit allen Kräften der bäuerliche Credit zweckmäßiger und gesunder gestaltet werden, denn seine mangelhafte Organisation, dahin kam man einstimmig überein, ist die Hauptursache des Vorhandenseins einer ausgedehnten Bewucherung, und zwar ist hierbei wiederum der wesentlichste Nachdruck auf die Hebung und Förderung eines gesunden Personalcredits zu legen. In welcher Weise diese verschiedenen Abhülfemaßregeln anzuwenden seien, darüber haben sich die Verhandlungen des Vereins für Socialpolitik gleichfalls eingehend beschäftigt und es ist eine Reihe werthvoller Ergebnisse in dieser Hinsicht zu Tage gefördert.

Der zweite Gegenstand, welcher die Tagesordnung der letztjährigen Generalversammlung unsers Vereins enthielt, war der Einfluß des Detailhandels auf die Preise und etwaige Mittel gegen eine ungesunde Preisbildung (Berichterstatter: Professor Dr. Conrad, Halle a. S., Dr. Crüger, Berlin, von Rohrscheid, Magdeburg). Das Ergebniß, zu welchem die Verhandlungen über diesen zweiten Punkt führten, war ein von dem soeben angedeuteten durchaus verschiedenes. Während man einstimmig anerkannt hatte, daß in weiten Kreisen unsers Vaterlandes die monopolistische Ausbeutung der creditbedürftigen kleinen Bauern zu einem öffentlichen Uebelstande geworden sei, kam man diesmal zu dem Ergebnisse, daß eine Ausbeutung der Consumenten im Kleinhandel und den andern distributiven Gewerben aller Wahrscheinlichkeit nach eine Ausnahme bildet, die zu einem anerkannten Nothstande bisjetzt nicht geführt hat und eine öffentliche staatliche Thätigkeit nicht erheischt. Aber trotz dieser mehr negativen Erkenntniß haben doch die Veröffentlichungen und Verhandlungen des Vereins für Socialpolitik über den beregten Punkt segensreich gewirkt, insofern eine Menge von absprechenden Urtheilen über die wirthschaftliche Bedeutung und über den Gewinn des städtischen Kleinhandels, des Zwischenhandels auf dem Lande, des Bäckereigewerbes entkräftet, als vorschnell und unrichtig erwiesen sind. Uebrigens konnte die Versammlung bei der vorliegenden Frage, deren weitere Erhellung gewiß nur wünschenswerth ist, nicht verkennen, daß wenigstens ausnahmsweise auch auf diesem Gebiete Misstände sich gezeigt haben. Besonders wurde hervorgehoben, daß in ländlichen Distrikten, in kleinen Städten und vor allen Dingen da, wo durch Creditgewährung die kleinen Consumenten in ein Abhängigkeitsverhältniß von den Kaufleuten und Bäckern und Fleischern gerathen, die Gefahr einer Ausbeutung vorliegt und höchst wahrscheinlich eine solche Ausbeutung nicht selten eintreten wird. Unter den in Vorschlag gebrachten Mitteln zur Abhülfe wird unstreitig der weitern Ausdehnung der Consumvereine die größte Wichtigkeit beizumessen sein; daneben kommt die Einführung der Gewichtsbäckerei, die Errichtung von Gemeindeschlachtereien und -Bäckereien in Frage. All die Für und Wider bei diesen Vorschlägen wurden von den verschiedenen Rednern der Versammlung eingehend erörtert; insbesondere die Consumvereine boten Gelegenheit zu lebhafter Vertheidigung und lebhafter Anfeindung.

4. Die deutsche Hausindustrie. Berichte veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. Erster Band: Literatur, heutige Zustände und Entstehung der deutschen Hausindustrie. Nach den vorliegenden gedruckten Quellen von Wilhelm Stieda. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
5. Dasselbe. Zweiter Band: Das nördliche Thüringen. Berichte von H. Lehmann, M. Gau und E. Neubert. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Das neueste Studienfeld, welches sich der Verein für

Socialpolitik für seine nimmer rastende Thätigkeit auserkoren hat, ist die Hausindustrie in Deutschland. Man wird diese Wahl allseitig als eine glückliche bezeichnen und die Veröffentlichungen über die Fortschritte der Forschungsergebnisse auf jenem überaus wichtigen und anziehenden Gebiete unsers socialen Lebens gewiß mit lebhaftester Freude begrüßen. Denn unser Wissen von dem Wesen der Hausindustrie ist, wie fast alle bisherige Weisheit von den gesellschaftlichen Daseinsbedingungen, Stückwerk und der Vervollkommnung gar sehr bedürftig. Das Unternehmen des Vereins für Socialpolitik, zu weitern hausindustriellen Studien anzuregen, erweckt die Hoffnung, in nächster Zeit den Stock von Wissen, das in den bekannten trefflichen Arbeiten von Thun, Sax, Schnapper-Arndt u. a. über hausindustrielle Verhältnisse aufgespeichert liegt, vermehrt zu sehen. Die Reihe der Vereinsschriften, welche über die deutsche Hausindustrie handeln sollen, eröffnet eine geschickte Zusammenstellung der bisherigen Forschungsergebnisse durch Professor Stieda. Dieser einleitende Band dient zugleich als Richtschnur, als Wegweiser für die folgenden Einzelarbeiten, soll wenigstens dazu dienen. Ein erster Abschnitt behandelt die „Literatur über die Hausindustrie" (Schriften der Theoretiker, d. h. derjenigen, welche die Hausindustrie nicht aus eigener Anschauung kennen und schildern, und der Praktiker, d. h. derjenigen, welche auf Grund eigener Anschauung geschrieben haben). Das wesentliche Ergebniß dieser Literaturübersicht ist eine kritische Erörterung des Begriffs „Hausindustrie", deren charakteristische Eigenthümlichkeiten Stieda in Uebereinstimmung mit einer großen Anzahl von Schriftstellern, namentlich Held und Schmoller, in der Massenproduction, der Arbeit im Hause und dem Absatze außerhalb des Productionsortes durch Vertrieb im großen erblickt. Mit Recht. Dabei bleibt für die beiden Typen der Hausindustrie Raum: solcher, welche mit eigens erworbenem und solcher, welche mit geliefertem Rohstoffe arbeitet. Wenn Stieda zuweilen den Begriff der Hausindustrie auf letztere Form einschränken zu wollen scheint, so geben wir zu, daß Hausindustrie „im engern Sinne" allerdings eine Verarbeitung gelieferten Rohstoffs zur Bedingung hat, möchten jedoch die Bezeichnung Hausindustrie „im weitern Sinne" auch auf die erstere Form (sogenanntes Kaufsystem) ausgedehnt sehen.

Der zweite Abschnitt der Stieda'schen Schrift (S. 56—107) gibt ein anschauliches Bild von den heutigen Zuständen in der Hausindustrie, entworfen einerseits an der Hand der Reichs-, Berufs-, bezw. Gewerbestatistik, andererseits auf Grund der obengenannten Sonderuntersuchungen einzelner Forscher. Auf 1000 Fabrikarbeiter und Handwerksgehülfen kommen im Deutschen Reiche 82,9 Hausindustrielle, d. h. in ihrer eigenen Behausung für Rechnung eines fremden Geschäfts arbeitende Personen. Dieser Durchschnitt wird jedoch von den eigentlich hausindustriellen Bezirken weit übertroffen; letztere bilden, neben einigen vereinzelten Herden (Niederrhein, Berlin, Bremen), ein festgeschlossenes Gebiet, das sich vom glatzer Gebirgskessel aus längs der böhmischen Grenze bis zum Fichtelgebirge und von da nach Norden bis zum Eichsfeld erstreckt. In diesen Landstrichen erreicht die Zahl der Hausindustriellen einen zum Theil ganz erheblichen Procentsatz der gesammten Arbeiterschaft: in Bautzen z. B. 452,7 Promille, Zwickau 393,9 Promille u. s. f. Von den einzelnen Gewerben weist naturgemäß die Textilindustrie die meisten Hausindustriellen auf; unter je 100 Betrieben sind 57,9 Hausindustrielle. Ebenso naturgemäß wiegt das weibliche Geschlecht in der Hausindustrie vor und die Zahl der beschäftigten Kinder würde eine ganz erschreckliche Höhe erreichen, wenn alle mitarbeitenden Familienglieder auch wirklich in der Statistik aufgezählt wären. Die Arbeitszeit in der Hausindustrie, schließt Stieda, und wir pflichten ihm darin wie in fast allen seinen Urtheilen vollkommen bei, ist ebenso ungebührlich lang, wie der Verdienst, wenigstens in den meisten Fällen, ein ungebührlich karger ist. Lohnverkürzungen und Beeinträchtigungen, Truckunfug, sind nicht selten. Die Wohnungen weisen überwiegend ein „schreckliches Elend" auf und für die Ernährung der Hausindustriellen gilt fast allgemein das meininger Sprichwort: „Kartoffeln in der Früh, zu Mittag in der Brüh, des Abends mitsammt dem Kleid — Kartoffeln in Ewigkeit." Dem allen entsprechend ist der Gesundheitszustand ein schlechter und auch die sittlichen Zustände der Hausindustriellen lassen zu wünschen übrig; jedenfalls ist die ideologische, landläufige Auffassung: die Hausindustrie gestatte die Pflege reiner, inniger Familienbeziehungen, grundfalsch. Stieda schließt denn auch seine sehr hübsche und übersichtliche Darstellung mit dem Bemerken:

> Die mannichfachen Vorzüge, welche man der Hausindustrie gern nachrühmt, scheinen mehr auf dem Papier als in der Wirklichkeit zu bestehen.... Die Erfahrung lehrt uns, daß das geträumte Ideal im alltäglichen Leben eine ganz andere Gestalt annimmt. Die Schilderungen unserer Gewährsmänner weisen viel Schatten und wenig Licht auf. Die Lage der Hausindustriellen scheint fast durchgängig keine befriedigende; sie ist mehrfach eine elendere als die der Fabrikarbeiter....

Wir unterschreiben jedes dieser Worte gern und wir glauben auch, daß eine gewissenhafte Forschung des weitern gleiche Ergebnisse liefern wird: für die Hausindustrie in der Cigarrenfabrikation sind wir selbst neulich zu dem nämlichen Endurtheile gelangt. In einem dritten sehr lehrreichen Abschnitte erörtert Stieda sodann die Frage der Entstehung der Hausindustrie. Wir müssen es uns an dieser Stelle leider versagen, von dem reichen Inhalte dieser geschichtlichen Studie Weiteres mitzutheilen.

In aller Kürze ist der zweite Band der uns beschäftigenden Schriften des Vereins für Socialpolitik erledigt. Wenn man die meisterhaften Darstellungen der frühern Bearbeiter hausindustrieller Zustände kennt, so kann der vorliegende Sammelband nur im höchsten Grade enttäuschen. Die erste Arbeit, die gekürzte Doctordissertation eines Dr. Hermann Lehmann, handelt von der Wollphantasie-

waarenindustrie im nordöstlichen Thüringen; sie verräth auf Schritt und Tritt den Anfänger, namentlich in ihrem geschichtlichen Theile. Leider scheint sich der Verfasser nicht genügend mit den Hausindustriellen in unmittelbare Verbindung gesetzt zu haben, sonst könnte seine Schilderung der socialen Zustände nicht so schemenhaft sein. Auffälligerweise gelangt er gleichwol zu einem überaus günstigen Gesammturtheile über die Lage der Hausindustriellen in seinem Bezirke. Alles ist trefflich und gut: hübsche Wohnungen, gediegene Kleidung und eine Reichhaltigkeit der Tafel, die einem den Mund wässern macht: Salzknochen mit Sauerkraut, auf dem Rost gebratene Würste und Carbonaden, und zwar in solchen Mengen, daß sich „große Rauchwolken über der Stadt erheben, die von dem erstickenden Qualme der Rostfeuer herrühren". Daneben reichlichster Besuch der „Restaurationen" von seiten der Männer. Und das Wichtigste: über dem Ganzen waltet milde das innige Humanitätsgefühl der Fabrikanten! Auch M. Gau, großherzoglich sächsischer Oekonomiecommissar, der über die Hausindustrie im eisenacher Oberlande des Großherzogthums Sachsen berichtet, kommt im allgemeinen zu günstigen Ergebnissen; er redet durchaus im Tone des Fabrikinspectors. Kurz ist Gewerberath E. Neubert, der die gesammte Hausindustrie in den Regierungsbezirken Erfurt und Merseburg auf 20 Seiten in Form eines tabellarisch ausgeführten Fragebogens darstellt. Hoffentlich erheben sich die noch zu erwartenden Berichte weit über die bislang veröffentlichten Arbeiten!

6. Die allgemeinen Ursachen der beständigen Vermehrung und der bedeutenderen Umwandlungen der öffentlichen Schuld in den modernen Staaten, sowie ihre wirthschaftlichen, politischen und socialen Wirkungen von Bernard Elsässer. Freiburg i. Br., Kiepert. 1889. 8. 1 M.

Ein Schriftchen, durch welches ein Nicht-Fachmann sich Klarheit zu erschreiben sucht über das im Titel ausgedrückte Problem einer stetigen, durch die wachsende Ausdehnung der Staatsthätigkeit hervorgerufenen Zunahme der öffentlichen Schuldenlast und deren Folgen. Das für die Wissenschaft belanglose Büchlein mag der Zeitungsleser, dem größere Werke der einschlägigen Literatur nicht zur Hand sind, immerhin mit Nutzen einsehen: grobe Unrichtigkeiten darin zu finden, braucht er nicht zu fürchten.

Werner Sombart.

Neue Erzählungen.

1. Jachenauer in Griechenland. Volkserzählung von Maximilian Schmidt. Leipzig, Liebeskind. 1888. 8. 3 M.
2. Der Leonhardsritt. Lebensbild aus dem bairischen Hochlande zur Zeit des Deutsch-Französischen Kriegs 1870—71. Von Maximilian Schmidt. Leipzig, Liebeskind. 1889. 8. 3 M.

Die Productivität Maximilian Schmidt's ist geradezu erstaunlich und bei der raschen Aufeinanderfolge seiner volksthümlichen Werke wäre es nicht zu verwundern, wenn das eine oder andere einmal ein weniger liebevolles Eingehen in die gestellte Aufgabe, eine weniger sorgfältige Behandlung derselben zeigte. Aber Maximilian Schmidt's starkes Talent, seine streuggeschulte Arbeitskraft halten die Feuerprobe des Schnellproducirens wunderbar gut aus, und wir dürfen Werke, die seinen Namen tragen, mit der sichern Erwartung in die Hand nehmen, daß ein neuer Beweis von Begabung und Fleiß des beliebten Schriftstellers uns wiederum erfreuen wird. Ein echter Sohn seiner gebirgreichen, mit lieblichen wie wildromantischen Reizen so überschwenglich von der Natur begnadeten Heimat, weiß er uns in seinen neuesten Büchern wiederum ein lebensfrisches Bild von deren berückender Schönheit sowol als von der biedern Naturwüchsigkeit und kraftvollen Eigenart ihrer Bewohner zu geben. Es sind keine blendenden Farben, deren sich Schmidt bedient, aber sie entsprechen der Wirklichkeit bis ins kleinste, sie sind genau dem Leben abgelauscht, das Schmidt zu schildern beabsichtigt.

In dem Buche „Jachenauer in Griechenland" (Nr. 1) macht er uns mit dem reinsten und besterhaltensten Schlage der Bajuvaren bekannt, der da seßhaft ist in der von der Jachna durchfluteten, vom Herzogenstand und der mächtigen Benedictenwand überragten Jachenau. Ein äußerst anmuthiges Idyll spielt sich hier vor unsern Augen ab, das nur in jenem Theile der Erzählung, dessen Schauplatz Griechenland, in kräftigere Form sich umsetzt. Der temperamentvolle Bauernbursche Wendel, der, von der Liebe zu seinem angestammten Königshause getrieben, dicht vor der Hochzeit von seiner Braut sich losreißt, um als einer der Schirmer und Schützer des jugendlichen Königs Otto nach Hellas zu ziehen, steht in plastischer Deutlichkeit, in markiger Schneidigkeit vor unsern Augen; ebenso die liebliche Resei, deren frische Schönheit noch einen andern Burschen, Namens Friedel, zu heißer leidenschaftlicher Liebe entflammt hat. Letzterer verbindet sich mit dem verschmitzten Zigeuner Duli, um den gehaßten Nebenbuhler unschädlich zu machen. Ein „Zauber", den die beiden bereiten, soll Wendel dazu verhelfen und dem Liebespaar, so „wie man 'n Gockl 'n Kopf abdreht und sein' Leben 'n Garaus macht", das Glück „abdrehen". Maximilian Schmidt hat uns nun aber in seinem anmuthigen Buche durchaus mit eigentlichen Bösewichtern verschonen wollen. So bringt es denn der im Grunde zu Uebelthaten durchaus nicht angelegte Friedel auch nur zu einer sehr kurzen Genugthuung über sein — wie er überzeugt ist — höchst unheilbringendes Bündniß mit Duli. Er bereut dasselbe schon, als kaum der „Zauber" vollbracht ist und möchte alles rückgängig machen, was er an dem Nebenbuhler ver-

brochen. Aber Duli bedeutet ihn: dies sei erst nach dem Ablaufe von zwei Jahren möglich, wo Friedel ihn am Grabe der Königin des Zigeunerstammes Aschani treffen solle. Das heraufbeschworene Verderben muß also seinen Gang gehen; aber der von Gewissensbissen verfolgte Friedel sucht ihm dadurch, daß er dem Wendel einige Amulette aufdrängt, bevor er „ins Griechenland" zieht wenigstens die Spitze abzubrechen. Nach einiger Zeit kehrt eine neue Liebe in Friedel's Herz ein, die er als die wahre und echte erkennt. Um so inbrünstiger wünscht er nun des ehemaligen Nebenbuhlers glückliche Wiederkehr von seiner gefahrvollen Mission. Da scheint plötzlich alles dafür zu sprechen, daß der heraufbeschworene Fluch über Wendel seine Macht geübt. Das Dunkel, welches über seinem Schicksal geschwebt, wandelt sich nun in das Gerücht von seinem Tode. Der verzweifelnde Friedel thut nun einen heiligen Schwur, seine Amrei nicht eher zum Altar zu führen, als bis Wendel mit Resei zur heiligen Ehe verbunden sei. Die beiden Bräute scheinen — da es kaum noch zweifelhaft ist, daß Wendel im Kampfe mit den Palikaren gefallen ist — zur ewigen Brautschaft bestimmt zu sein. Endlich aber wendet sich doch noch alles zum Guten. Wendel, der in Gefangenschaft und schwer verwundet gewesen war, erscheint, wie durch ein Wunder, wieder auf dem Schauplatze. Köstlich ist die eisenfeste Ueberzeugung Friedel's, daß allein seine Amulette ihn durch alle Fährnisse hindurch glücklich in die Heimat zurückgeführt haben. Doch der aufgeklärtere Wendel, der als „Oberfeuerwerker" und, mit der goldenen Verdienstmedaille geschmückt, jetzt der Stolz der Jachenauer geworden ist, reißt ihn aus diesem beglückenden Wahne:

„Gelt", hatte Friedl, unter Thränen lachend, gesagt, „der Schutzbrief und die passauer Zetterln hab'n dir halt was g'nutzt!" — „Wo denkst hin", erwiderte der Oberfeuerwerker, „die hab' i dortmals schon in Walchensee aus Vergessen liegen lassen." — „Was?" rief Friedl, „nacha weiß i endli, wie i dran bin. Du und mei' Muatta habts recht, es gibt kein Zauber." — „Es gibt ein' und dös is d' Lieb", versetzte Wendel, „und die kimmt vom Himmi, gelt Resei?" — „Muatta, i da kenn's, du hast 'n rechten Glauben", sagte Friedl zu der alten Fischerin, „von nun an is's aa der meine."

Es gibt nun eine fröhliche Doppelhochzeit. Fast seliger, als die jungen Eheleute, ist Wendel's mädchenscheuer Bruder Lindl, der schon unter eiskalten Schauern gefürchtet hatte, die Resei übernehmen zu müssen.

Maximilian Schmidt hat durch seine „Jachenauer" die denkwürdige Expedition nach Griechenland im Jahre 1832 unter König Otto I. einem größern Publikum wieder ins Gedächtniß rufen wollen:

Die wenigen noch lebenden Veteranen, die mit Stolz auf jene opferschweren Tage der Ruhms und der eisernen Pflichterfüllung zurückblicken, mögen eine kleine Genugthuung darin finden, daß man ihrer auch im Volke nicht vergessen wird.

Für die „bei der großen Armee bereits Eingerückten" hat er in seinem Buche in verdienstvoller Weise ein pietätvolles Andenken gestiftet.

„Der Leonhardsritt" (Nr. 2). Welch eine farbenprächtige, dramatisch bewegte Erzählung! Wenn dem Verfasser nichts mislingt, dies Lebensbild ist ihm ganz besonders gelungen.

Nicht fern vom Schliersee, diesem „Kronjuwel im felsigen Schatzkästlein der bairischen Gebirge", baut sich die Erzählung anfangs auf. Dann spinnt sie der Verfasser in spannender Weise hinüber auf den Schauplatz des Deutsch-Französischen Kriegs, um sie schließlich in dem tiefen Gottesfrieden des wundervollen Leitzachthals aufs harmonischste ausklingen zu lassen. Der heißblütige, heldenhafte Prachtbursche Lindl und sein Freund, der tapfere Franz, der in Frankreich den Lorber des Sieges mit dem Leben bezahlt, der brave Lenzl, die schöne blonde Leitzachbauerntochter Mirdei und ihre charaktervolle Freundin, die Sennerin Lisei, die weltberühmte „Fischerliesl" vom Schliersee — das alles sind so kernige, liebe und sympathische Gestalten, daß man am Ende des Buchs bedauert, nicht noch länger mit ihnen verkehren zu können. Der humoristisch gefärbte „dalkata" Peterl, der im Grunde gar nicht so dumm ist, und die originellen Gestalten des alten Wurzeljörgl mit seiner treuen Burgei vervollständigen die angenehme Gesellschaft, in der wir uns im „Leonhardsritt" bewegen. Das böse Element ist durch den obwol skizzenhaft, doch ganz vorzüglich gezeichneten Lenmer Muck vertreten.

Ich muß es mir leider versagen, hier eine Probe von dem köstlichen Humor Maximilian Schmidt's durch die Wiedergabe einer Scene zu geben, die man in gewisser Beziehung die umgekehrte Paris-Apfel-Scene nennen könnte. Wie weiland dem schönen Prinzen von Troja die Göttinnen auf dem Berge Ida, so begegnen Peterl drei Dirndl, die mit dem ihm unisono zugerufenen schmeichelhaften Epitheton „Dalkata Bua!" den aufregendsten Zweifel in seinen Busen werfen. Es ist ihm nämlich „aufgebunden" worden, daß die erste Dirn, die ihm die ominösen Worte zurufen würde, ihm vom Schicksal zum Weibe bestimmt sei! Daß es nun aber drei sind, die dies thun, setzt ihn in namenlose Verlegenheit. Die Art und Weise, wie Schmidt dies schildert, ist wahrhaft sonnig und herzerquickend. Einen kurzen Beleg für die markige Sprache des Verfassers, der den „Leonhardsritt" wiederum mit echten „Schnadahüpfln" und „Gsangln" aus seinem fast unerschöpflichen Vorrath an bairischer Volkspoesie ausgestattet hat, sei mir aber doch vergönnt, zum Schlusse zu geben.

Der Ehrentag Deutschlands, der 1. September, ist angebrochen. Der Kampf wogt um Sedan, am heftigsten bei dem Dorfe Bazeilles. Lenz ist mit Lindl hinausgeeilt, den Verwundeten Hülfe zu bringen. Da macht ein fürchterlicher Vorgang ihr Blut erstarren. Ein furienhaftes Weib und mehrere Bauern sind im Begriffe, einen schwerverwundeten preußischen Husarenoffizier in die Flammen eines halbniedergebrannten Hauses zu werfen. Lenz schießt den einen schon zum Wurfe bereiten Bauer nieder. Der Offizier sinkt zu Boden. Die Franzosen fallen über Lenz her, der,

mit dem Kolben um sich schlagend, sich tapfer zur Wehr setzt. Dennoch scheint er verloren und der arme Verwundete dazu. Da eilt Lindl herbei, hebt die nächste beste Waffe vom Boden auf und schlägt wie ein Wilder auf die Feinde ein:

„So wachsen's an der Leitzach! Dös san Boarischzeller Birn!" rief er, wuchtige Hiebe austheilend, sodaß einige blutend zu Boden sanken, während die andern, erst starr von Schrecken, eiligst die Flucht ergriffen. Aber schon waren, durch die Schüsse herbeigerufen, einige Soldaten erschienen, welche den Mördern nachsetzten, sie gefangen nahmen und gleich darauf standrechtlich erschossen. Das Rettungswerk war gelungen! — „Gel, da schaugst, wie r i zuahau!" sagte Lindl lächelnd. „Woaßt, i bin blos a Nachgangla, aba heunt hat's se si rentirt!"

Die Worte Lindl's: „Dös san Boarischzeller Birn!" werden dem Offizier später zum Leitfaden für die Auffindung seines Retters, dessen Glück zu machen ihm im vollsten Maße gelingt.

Die Lektüre dieses reizenden Buchs sei jedermann warm empfohlen.

3. Unter dem Nordlicht. Norwegische Erzählungen von M. Rumbauer. Berlin, Landsberger. 1888. 8. 2 M.

Ein Band Novellen, den man, schon um der Eigenart seines Inhalts willen, nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird. Die erste der Erzählungen, die im Kirchspiele von Gudbrandsdalen ihren Schauplatz hat: „Zersprungene Saiten", weist eine glückliche Vereinigung von realistischem und phantastischem Elemente auf, das in der Person des träumerischen rothhaarigen Nordlandsburschen Syvert Nielsen fesselnden Ausdruck findet. Syvert Nielsen ist es nicht vergönnt, seine reiche innere Welt an dem Herzen seiner heißgeliebten Karen sich entfalten zu sehen: Karen, die sinnige, liebesfähige Maid, die nicht gelernt hat, ihr Herz zu verstehen, heirathet den hübschen, aber ungeschlachten Thore Hansen. Syvert Nielsen, der zu seinem Unheil wie zu seiner Seligkeit einst eine Geige fand, die seines Herzens Fühlen ganz, ganz anders wiederzugeben vermag, als es seiner ungelenken Sprache gelingt, der arme Syvert geht in die Ferne, schlägt sich den Jugendtraum aus dem Sinne und wird — ein großer Künstler. Wehmuthsthränen zittern in dieser Novelle; aber die gesunde Luft, welche uns von der nordischen Heide anweht, verhindert es, daß die weiche Stimmung des geschilderten Bildes irgendwo in krankhafte Weichlichkeit ausartet.

Die zweite Erzählung „Fischer Per und seine Söhne" entwickelt in dramatisch belebter, hie und da mit starker Tragik versetzter Weise ein anschauliches Gemälde des Fischerlebens auf einer der südlichen Inseln der Lofotengruppe. Das gewaltige Meer ist dem armen Häuflein von Strandbewohnern

der Gott, zu dem sie beten, die Majestät, deren Befehlen sie gehorchen, der Herr, dessen Gnadenbrot sie essen. Von ihm kommt ihre Nahrung, ihre Wohnung, ihre Arbeit. Sie ertragen seinen Zorn mit Demuth, seine Launen mit Ergebenheit; sie sind dankbar, wenn er ihnen günstig gestimmt ist und bringen ihm ihre volle Liebe dar. Die See ist ihr Rathgeber, ihr Freund, an den sie mit tiefer Sehnsucht zurückdenken, wenn sie durch Zufall in ferne Lande verschlagen werden. Das gewaltige Meer, auf dem viele von ihnen geboren werden, ist auch der geräumige Friedhof, der ihre Leichen aufnimmt, um das Elend ihres mühevollen Lebens zu begraben.

Die Schilderung, wie der alte Fischhändler Per Sturlusen den Kaufmann Daniel Borgström bei der Fischlieferung zu überlisten trachtet, ist sehr ergötzlich und charakteristisch. Sanna, die in Sturm und Wetter gekräftigte Dirne, gibt einen wirkungsreichen Gegensatz zu ihrem vergötterten Geliebten, dem feinen schwächlichen Erik Borgström; ein reizvolles frisches Brautpaar ist der kühne Seefahrer Svend mit seiner „schwarzen Ingrid", halb nordischen, halb italienischen Blutes, deren classische Schönheit durch ein feuersprühendes Temperament den liebenswürdigsten Reiz erhält. Wie eine in Granit gemeißelte Gestalt aus der nordischen Mythologie, etwa die des Loki, erscheint die Figur von Svend's Bruder Asbjörn. Schlau und verschlagen, nur weder so wortreich, noch so bösartig, wie der berüchtigte Wotanverführer, wird er gewaltthätig, wo seine Leidenschaft wünscht und will. Es berührt nicht angenehm, daß Sanna den Asbjörn, der in seiner wahnsinnigen Eifersucht zum Mörder Erik's geworden ist, am Ende ehelicht. Sanna hat freilich auch ihrerseits an Asbjörn etwas gut zu machen; als sie, über des Geliebten Tod verzweifelt, Asbjörn mit nervigen Armen über die Klippe hinweg seinem Opfer in den Abgrund nachschleuderte, war dieser zum Krüppel geworden. Indessen, trotz der glaubwürdigen Darstellung des geistvollen Verfassers, der die treue Sanna durch einen Priester, den Haugianer Hans Christian Sörresen, zu der befremdlichen Sühne ihrer Schuld bekehren läßt, wird es schwer, sich mit dieser Lösung (?) des gordischen Knotens der Erzählung zu befreunden, selbst bei strenger Berücksichtigung der Scenerie, innerhalb welcher dieselbe sich vollzieht.

Auch in der dritten Erzählung „Im Processe" verleugnet sich nicht die schriftstellerische Vornehmheit des Verfassers. Die Sängerin Thula Hostrup, die den braven Olaf Lie nicht zu lieben vermag und ihrer Kunst getreu bleibt, vor allem aber Ingeborg Lie, welche einem langwierigen Processe durch ihr energisches Eingreifen ein Ende macht, sind durchaus sympathische Gestalten.

Es wird uns Freude machen, bald einem neuen Werke des Verfassers zu begegnen und ihm dann den norwegischen Gruß: „Dank fürs letzte mal!" zurufen zu können.

4. Gemischte Gesellschaft. Novellen von M. Herbert. Köln, Bachem. 1888. 8. 4 M.

Die Muse M. Herbert's — Pseudonym für T. Kellner — hat schon manche werthvolle Gabe auf den Büchermarkt gebracht. Anmuth, Feuer, Geist und nicht an letzter Stelle Ursprünglichkeit sind der hessischen Schriftstellerin von der Kritik zugesprochen worden und berufene Stimmen haben sich erhoben, um ihr ein äußerst günstiges Prognostikon zu stellen. Wer immer den mir vorliegenden

Band Novellen auf seinen Inhalt prüft, wird sich dem Lobe wie der Prophezeiung gewiß mit Freudigkeit anschließen. Diese neuesten Darbietungen der begabten Schriftstellerin bekunden wiederum ihr starkes fesselndes Talent. Es zieht sich durch dieselben ein warmer Hauch von edler Gemüthstiefe, von jener ungekünstelten Religiosität, die den echten Menschenfreund beseelt. Bei aller reichen Lebenserfahrung, in deren Schule die noch jugendliche Verfasserin bereits gegangen zu sein scheint, hat sie sich doch die süße Milde echter Weiblichkeit bewahrt: ihre geistvollen Betrachtungen sind frei von jedem verwundenden Stachel ätzender Satire. Zwar weiß sie, wie z. B. in der Novelle: „Der Goldhahn", einer „Familiengeschichte" aus der großen Welt, und im „Kukuksei" die Miszustände gewisser Gesellschaftsschichten in ergötzlicher Weise zu geißeln; aber ihre treffende, von feiner Beobachtungsgabe getragene Satire trägt das mildernde, anmuthige Gewand der Parabelform (beide Geschichten spielen in der „modernen Vogelwelt") und bewegt sich in den gemessenen Schranken, welche das vornehme Taktgefühl der Verfasserin ihr gezogen. „Die Geschichte von den Engelsflügeln" — eine „einfache" Geschichte nennt sie M. Herbert — erinnert an Richard Leander's Märchen „Das kleine bucklige Mädchen" und ist doch auch wieder von demselben grundverschieden. Mit einem von Künstlerhand geführten Griffel zeichnet die Verfasserin die Gestalt des kleinen kränklichen verwachsenen Arnold, dessen Vertrauen zu seiner Mutter ein unbegrenztes ist. Als sein ebenfalls misgestalteter väterlicher Freund Martin, dessen Bewerbung seine Mutter einst abgewiesen und der daraufhin mit der Welt und sich selbst zerfallen ist, ihm sagt:

„Kein Mensch mag sie leiden, die Leut mit 'nem Buckel!" — da schreit der Knabe auf, seine Wangen röthen sich vor Aufregung und er ruft: „Das ist nit wahr! Die Mutter sagt, alle Leute haben uns doppelt lieb und sind doppelt gut zu uns, weil wir so viel zu leiden haben. Schäm' dich, Martin!" — „Ich weiß das besser!" antwortet Martin, „mit Fingerspitzen zeigen sie auf uns, voll Hohn und Spott, die Glücklichen, Geradegewachsenen! Kurz, deine Mutter hat gelogen!" — Jetzt schaut Arnold groß auf. „Meine Mutter lügt nie!" sagt er mit seinem festen Kindesvertrauen, „meine Mutter kann gar nicht lügen! Geh' nach Haus, Martin! Ich red' nicht mehr mit dir ... geh' weg!" Als der Martin das Kind so außer sich sieht, ist ihm doch nicht wohl zu Muthe. Er macht sich eilig aus dem Staube; denn er weiß recht gut, daß der Doctor gesagt hat, starke Aufregung könnte den Kleinen tödten. Der aber sitzt still auf seinem Schemel. Es ist alles noch so golden und glänzend wie vorher. Die Kinder jubeln ebenso fröhlich; nur das Lied der alten gefangenen Amsel klingt anders, so traurig, so sehnsuchtsvoll — ein Lied des Heimwehs nach dem Walde.

Dieser rührenden Geschichte reiht sich das Weihnachtsbild „Die Botin" als dem Inhalte nach verwandt an. In der Novelle „Konrad Riemann's Mutter" entrollt sich uns das Bild eines an den unrechten Platz verpflanzten Frauenschicksals. Die Aeltern der blassen Anna Maria haben bei ihr die Vorsehung gespielt und ihr „Glück" gemacht, indem sie sie mit einem reichen Krämer verheiratheten, der die Liebe nur vom Hörensagen als einen Luxusartikel vornehmer Leute kennt. Der ungeheuere Misgriff, der Anna Maria's Leben vergiftet, fordert auch noch ein zweites Opfer: das Glück ihres häßlichen weichherzigen Sohnes Konrad. Der Durst des Jünglings nach den idealen Gütern des irdischen Daseins wird zur Todesqual in der gemeinen Atmosphäre von Petroleum und grüner Seife in dem väterlichen Kramladen. Aber vor dem endlichen vollständigen Zusammenbrechen seiner fast unerträglichen Existenz rettet ihn der Talisman alles überdauernder Mutterliebe. Die Verzweiflung über sein verfehltes Dasein hat Konrad die Worte ausgepreßt: „Ich wollt', ich wäre nie geboren!" Schlimmeres Wort hört wol ein Mutterherz nicht aus Kindesmund. Anna Maria weint. Das schneidet dem Konrad in die Seele und „macht ihn so weich, wie man nur durch Mutterthränen wird":

„Mutter", schreit er, „vergib ... Mutter ... ich hab' dich nicht kränken wollen!" Er kniete vor ihr hin und barg den Kopf an ihrer Brust. — „Ach", schluchzte Anna Maria, „ist denn meine Liebe, meine große, gewaltige Liebe, die für dich ringt und betet, die für dich barfuß laufen möchte, die dir gern jedwedes Glück auf Erden verschaffte ... so gar nichts? Ach, mein Junge, es gibt Leute, die haben Paläste und Schlösser und können sich's doch nicht kaufen, daß ein Mensch sie liebt, und mancher spielt die schönsten Stücklein und sie sind nur so schön, weil ihm das Herz so gar arm und verlassen schreit. Konradle, fühlst du denn gar nicht, was dir gehört in meinem Herzen, das du nur füllst nächst dem Heiland?" — Da kam über den Konradle ein Hauch der Erkenntniß, daß Liebe mehr ist als Glück, Schönheit und Begabung, und daß von aller Erdenliebe Mutterliebe die seligste ist. Was früher sein Verderben schien, wurde nun sein Rettungsanker in Verzweiflung; denn Liebe kann wol irren, aber niemals stürzen, wenn sie ihre Wurzel in Gott hat. Er senkte demüthig den Kopf und preßte mit der alten innigen Kindlichkeit die zitternde Hand der Mutter an seinen Mund, weinte lange und laut und sagte immer wieder: „Vergib mir, Mutter, vergib mir!"

Von dem übrigen Inhalte des Herbert'schen Buchs wären noch hervorzuheben die Novelletten: „Refugium peccatorum" und „Glücksvorübergang". Beide sind inhaltlich sehr anziehend und in der Form vortrefflich gelungen.

Jeder, der die Herbert'schen Erzählungen zur Hand nimmt, darf sich einen vollen und reinen Genuß versprechen.

Marie Schramm-Macdonald.

Feuilleton.

Paul Mantegazza, dessen „Jahrhundert der Nervosität“ wir früher in d. Bl. angezeigt, hat unser Zeitalter als „Das heuchlerische Jahrhundert“ gebrandmarkt (aus dem Italienischen von Hulda Meister; Jena, Costenoble). Mit außerordentlicher Beobachtungsgabe hat er alle Formen der Heuchelei erschaut und nimmt dieselben nun hier unter seine kritische Lupe. Seinen überreichen und (leider!) sehr dankbaren Stoff hat er mehr mit der heutzutage unentbehrlichen Pikanterie als mit dem erhabenen Pathos eines geistgewaltigen sittlichen Zornes behandelt; indeß — den Schall vertragen die Menschen vielleicht noch eher als die Geißel des Tempelreinigers. Mantegazza spricht auf 136 Seiten über das moderne Wachsthum der Heuchelei, über die Heuchelei des Körpers, des Herzens, des Gedankens, der Gesellschaft, der Kirche, der Politik u. s. w. „Die Heuchelei bildet die Hälfte aller menschlichen Elemente; sie ist die Constitution, welche den Kleinen von den Großen mit Gewalt aufgezwungen wird. Diese Hälfte ist in unserm Jahrhundert darum so stark angewachsen, weil in keiner andern Zeit sich so verschiedene und entgegengesetzte Elemente berührt haben.“ Möchte das geistreiche Buch nicht blos viele Leser, sondern auch schlagende Gewissen finden.

— Zum ungemein billigen Preise von 1 Mark für den Band ist bei Max Hesse in Leipzig R. Palme's „Sang und Klang“ erschienen. Es ist dies eine Auswahl geistlicher und weltlicher Gesänge für Progymnasien, Prorealgymnasien, Realschulen und höhere Bürgerschulen; die Gesänge sind unter sorgfältiger Berücksichtigung des Stimmumfangs vierstimmig gesetzt für Sopran I (von c^1—f^2), Sopran II (von c^1—d^2), Alt (von a—a^1) und Männerstimme (von C oder B—e^1 oder d^1). Der Verfasser geht von der Erfahrung aus, daß in den oben genannten Schulen der vierstimmige gemischte Chorgesang wegen mangelnder Tenorstimmen meist unmöglich ist, weil die angehenden Männerstimmen nach der Höhe zu einen allzu geringen Umfang haben. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das vorliegende Werk mit vielem Geschick und großer Kenntniß der einschlagenden Literatur zusammengestellt. Die Ausstattung ist — bis auf den etwas zu kleinen Satz — vortrefflich, sodaß wir Palme's Auswahl nur warm empfehlen können.

— Der durch verschiedene Arbeiten auf dem Gebiete der bildenden Künste ehrenvoll bekannt gewordene Professor der Anatomie in Tübingen, W. Henke, hat eine kleine Abhandlung über „Zeichnen und Sehen“ veröffentlicht (2. Auflage, Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., 1889). Wir können diese überaus feinsinnige Abhandlung nur dringend empfehlen, denn es ist wünschenswerth, daß allen an der bildenden Kunst irgendwie Interessirten die verschiedenen Arten des Sehens so klar werden, wie dies hier nachgewiesen ist.

— Es liegt uns vor die dritte Lieferung als Schluß des ersten Theils eines ausgezeichneten wissenschaftlichen Werks, welches wir schon früher wiederholt als die beste auf diesem Gebiete vorhandene Leistung anerkannt haben. Es ist dies das „Handbuch der deutschen Alterthumskunde“ von L. Lindenschmit (Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1889). Der nunmehr vollendete erste Theil umfaßt die Alterthümer der merowingischen Zeit, einen überaus schwer zu bewältigenden Stoff. Wir können nach Einsicht auch dieser Lieferung nur bezeugen, daß Text wie Illustrationen meisterhaft sind; möge das langsam vorwärtsschreitende Werk die von Verfasser und Verleger gebrachten Opfer lohnen.

— Dem scharfsinnigen und eigenartigen wiener Philosophen Franz Brentano wieder einmal auf dem Wege systematischen Denkens zu begegnen, ist uns eine Freude gewesen. Sein in der wiener juristischen Gesellschaft gehaltener Vortrag: „Vom Ursprung sittlicher Erkenntniß“ (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1889), wendet sich gegen Ihering's bekannte Ableitung sichern Urtheilens und Handelns aus Lebensgewohnheiten und Bestimmungen der Gesellschaft. Auf eine „natürliche Sanction“, eine „innere Richtigkeit“ gründet der Verfasser den Vorzug des Sittlichen vor dem Unsittlichen, und die Frage nach dem richtigen Zwecke des Willens, die er als die hauptsächlichste Aufgabe der Ethik bezeichnet, erledigt er durch die Bestimmung des Guten als eines Gegenstandes richtiger Liebe. Die Erkenntniß dieses Zwecks als eines in sich Guten entspringt aus einer natürlichen, nur als thatsächlich aufweisbaren Bevorzugung desselben gegenüber dem Schlechten oder dem Mangel an Gutem oder seinen Theilen. Die reichhaltigen Anmerkungen bieten viel Anregendes und Lehrreiches, und ein Anhang vermittelt uns die Bekanntschaft mit einer in der „Wiener Zeitung“ 1883 erschienenen Besprechung von Miklosich's „Subjective Sätze“. Mit besonderer Befriedigung wird man die Ankündigung einer „Descriptiven Psychologie“, welche die leider unvollständige „Empirische Psychologie“ theils fortbilden, theils zu Ende führen soll, dem Vorwort entnehmen.

Bibliographie.

Ackermann, E., Am Bodensee. Reisebilder und Erinnerungsblätter. Ein Führer über den Bodensee und seinen Ufern entlang. Konstanz, Meck. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Pädagogische Beiträge aus Hessen-Nassau. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 1 M.

Böttcher, A., Lyrische und epische Gedichte. Leipzig, Knaur. 12. 3 M.

Forchhammer, P. W., Materie und Geist. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 80 Pf.

Frankenstein, K., Zur Organisation der amtlichen Lohnstatistik im Deutschen Reiche. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Deutscher Geschichtskalender für 1888. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Ausland. Von K. Wippermann. 2ter Bd. August—Dezember. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 6 M.

Groos, K., Die reine Vernunftwissenschaft. Systematische Darstellung von Schellings rationaler oder negativer Philosophie. Heidelberg, G. Weiß. Gr. 8. 3 M.

Hellwald, F. v., Paris und seine Umgebung. Mit 46 Illustrationen. Leipzig, Schmidt u. Günther. Gr. 4. 4 M.

Korlau, C., Sagen des Rhöngebirges und der Umgegend. Kissingen, Weinberger. 8. 1 M.

Lauser, W., Der erste Schelmenroman. Lazarillo von Tormes. Herausgegeben von W. L. Stuttgart, Cotta Nachf. 8. 3 M.

Ledersteger, Baron v., Das Gottesgnadenthum in der Monarchie. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 50 Pf.

Levi, E., Zur Lehre vom Zweikampfverbrechen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Mantegazza, P., Die Hygiene der Klimate. Einzig rechtmäßige Uebersetzung. Leipzig, Steffens. 8. 1 M.

Maskerade des Lebens. Ein Roman aus dem heutigen Orient von *.* Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Mensch, E., Hessische Geschichten. Mit Illustrationen von E. Dingeldein. Darmstadt, v. Rignee. 8. 1 M. 50 Pf.

Mruce, F., Lieder eines betrogenen Kranken. Berlin, S. Gerstmann. 12. 80 Pf.

Meyer, W. F., Zur Lehre vom Unendlichen. Antrittsrede. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 80 Pf.

Michael, E., S. J., Salimbene und seine Chronik. Eine Studie zur Geschichtschreibung des 13. Jahrhunderts. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 4 M.

Moll, A., Der Hypnotismus. Berlin, Fischer's medicinische Buchhandlung. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die k. Archiv-Verwaltung. 38ster Bd.: Die ältesten großpolnischen Grodbücher. 2ter Bd.: Peisern 1390—1400. Gnesen 1390—1399. Kosten 1391—1400. Herausgegeben von J. v. Lekszycki. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 M.

Reichardt, P., Drei Fürsten aus dem Hause Wettin. Mit einem kurzen Ueberblick über die Geschichte der Albertinischen Linie. Eine Gabe zum Wettiner-Jubiläum. Chemnitz, Focke. Gr. 8. 1 M.

Ruge, M., Bemerkungen zu dem Vaticinium Lehninense. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Staacke, J., Nordische Strandbilder. Mit Illustrationen von S. Thon. Weimar, Jüngst u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Staudinger, F., Sonst, Heute und Einst in Religion und Gesellschaft. Leipzig, Findel. 8. 1 M.

Toepffer, J., Attische Genealogie. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 10 M.

Walther, R., Das alte Weida mit seinen Kirchen und Klöstern. Vortrag. Weida. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vor kurzem erschien:

Die Sinne und das geistige Leben der Thiere
insbesondere der Insekten.

Von

Sir John Lubbock, Bart.

Uebersetzt von

William Marshall,

Professor an der Universität zu Leipzig.

Autorisirte Ausgabe. Mit 118 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 67. Band.)

Der bekannte englische Naturforscher und Staatsmann veröffentlicht hier seine auf umfassenden eigenen Studien beruhenden Beobachtungen über das geistige Leben der Thiere. Die zugleich unter Berücksichtigung der neuesten Fachliteratur gewonnenen Einblicke in die Sinnesthätigkeit namentlich innerhalb der kleinsten Thierwelt werden das Interesse der Gelehrten wie aller Gebildeten erregen.



Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden,** die verschiedenen Formen der **Gicht,** sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **8ten** Versandjahre **1888** wurden verschickt:

741939 Flaschen.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn“.

Von der Wiege bis zum Grabe.

Cyclus von 16 Fantasiestücken für Klavier zu 2 und 4 Händen von Prof. **Carl Reinecke.** 4te Auflage; **hinreissend schön und überall brillant recensirt.** — Neu: Arrangements für Harmonium und für Violine mit Klavier. Durch jede Buch- u. Musikhandlung wie v. Verleger **Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.**

Verbindender Text und Katalog gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von P. Feddersen.

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile in 12 Lieferungen zu 60 Pf.

Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses classischen Werks.

Die bisher erschienenen Lieferungen 1—6 sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur.

Von **David Cassel.**

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.





Die 116. Königlich Sächsische Landes-Lotterie

enthält unter 100,000 Nummern 50,000 Gewinne im Betrage von 18,185,000 M., dabei Haupttreffer von

500,000, 300,000, 200,000, 150,000, 100,000 Mark u. s. w.

Diese Gewinne sind auf 5 Ziehungen vertheilt, welche in **Leipzig** stattfinden wie folgt:

die erste	zweite	dritte	vierte	fünfte
am 8. und 9. Juli	5. und 6. August	9. und 10. September	7. und 8. October	vom 4.—25. November 1889.

Original-Lose dazu sind von dem Unterzeichneten zum Planpreise zu haben, welcher beträgt:

für **Voll-Lose:** 210 M. — Pf. für 1/1, 105 M. — Pf. für 1/2, 42 M. — Pf. für 1/5 | für **Klassen-Lose:** 42 M. — Pf. für 1/1, 21 M. — Pf. für 1/2, 8 M. 40 Pf. für 1/5.

Voll-Lose haben für alle 5 Klassen Gültigkeit und erfordern dadurch für die ganze Lotterie nur einer einmaligen **eingeschriebenen** Zusendung. — Wer solche **franco** und nach Beendigung der Lotterie **noch** die amtliche Gewinn-Liste gewünscht, so sind außer dem Planpreise noch 55 Pf., vom Ausland 75 Pf., für Porto und Liste beizufügen. — Für **Voll-Los-Nummern,** welche in einer der ersten vier Klassen gewinnen, werden die im Voraus bezahlten Einlagen, Schreibgebühren und Reichsstempelsteuern bei Erhebung des Gewinnbetrags gleichzeitig mit zurück vergütet. **Klassen-Lose** gewähren nur Anspruch auf Gewinne in der Klasse, auf welche solche lauten und sind daher zu jeder folgenden Ziehung zu erneuern. — **Reelle Bedienung und strengste Verschwiegenheit. — Auszahlung der Gewinne, selbst der höchsten Treffer, wie seither, sofort.**

Reinhold Walther in Leipzig, Pfaffendorfer-Strasse No. 5,

concessionirter K. S. Lotterie-Collecteur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.



